Preis 10 Sgr.

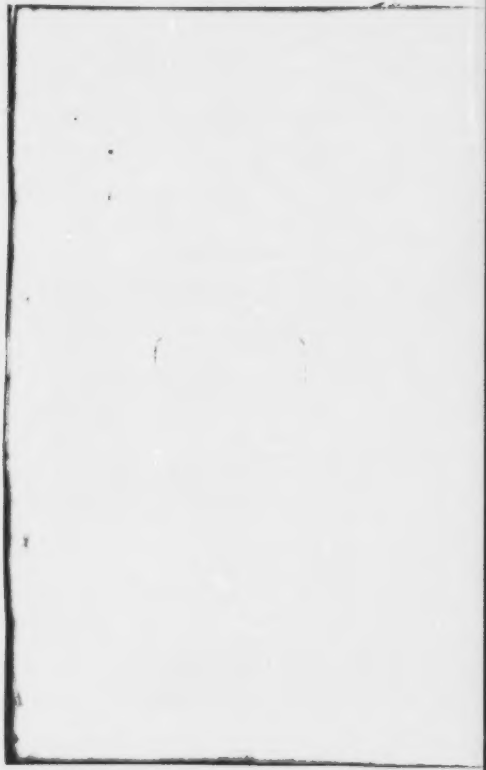
Berliner
Federzeichnungen.

Von

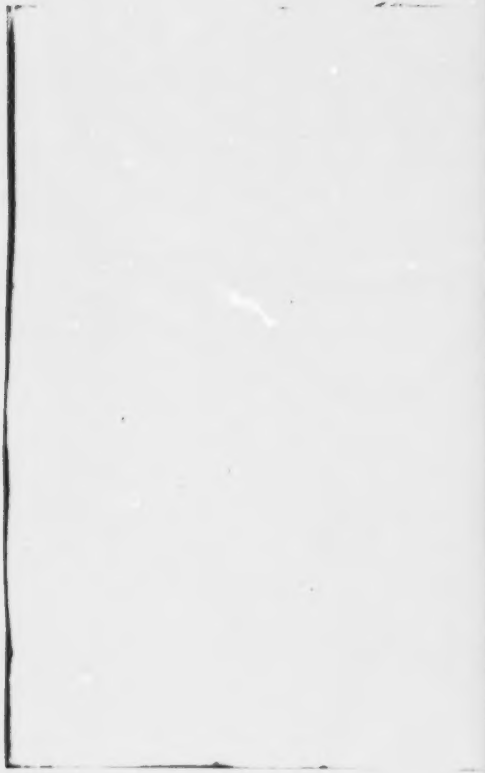
E. Kossak.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

1860.



Berliner Federzeichnungen.

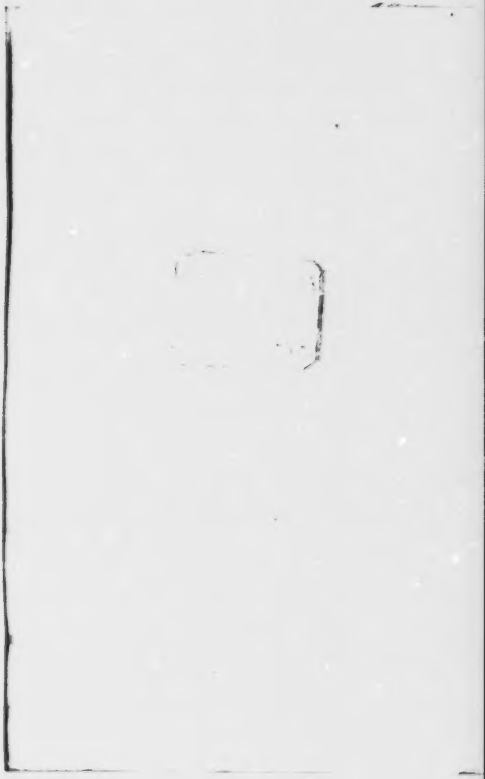


Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.



I.

Der kleine Bediente.

„Aber lieber Mann, Du wirſt doch zugeben, daß weder die Köchin, noch das Hausmädchen immer durch das ganze Quartier laufen können, um die Leute anzumelden, welche Dich ſprechen wollen!“ ſagte in etwas gereiztem Ton die junge Regierungsräthin zu dem ſeit vier Monaten durch ihren Beſitz beglückten Gemahl.

„Und was ſollen wir thun, liebes Klärchen, um dieſem Uebelſtande abzuhelfen?“ antwortete etwas zerſtreut der Regierungsrath und klappte ein Bündel Akten zuſammen, deſſen Schriftzüge jeder geſittete und rechtlich denkende Schreiblehrer für die erſten kalligraphiſchen Beſuche hoffnungsvoller junger Hähne, wenn nicht Kapaunen halten mußte.

„Wir brauchen noch einen Domeſtiquen“, ſagte das ſchöne Klärchen, „die beiden Frauenzimmer beklagen ſich früh und ſpät über den ſchweren Dienſt. Wenn Du nicht willſt, daß ich in Nervoſität untergehen ſoll, müſſen wir noch Jemand haben; ich würde einen kleinen Bedienten vorſchlagen.“

„Einen kleinen Bedienten?“ fragte der Regierungsrath mit sehr ernsthafter Miene in gedehntem Ton, „und was versprichst Du Dir von ihm?“

„Er soll die Thür aufmachen, die Leute bei Dir anmelden, die Gänge für Dich besorgen, Deine Stiefeln putzen, denn die beiden Mädchen raisonniren fortwährend über diese Arbeit und sagen mir täglich, dergleichen hätte man ihnen noch in keinem Hause zugemuthet, kurz der kleine Bediente soll Leibwache bei Dir werden, liebes Männchen!“

„Warum denn aber grade ein kleiner Bedienter? liebes Kind!“ fragte der Regierungsrath.

„Aus dem einfachen Grunde, weil eine kleine Person weniger als ein ausgewachsener Mensch verzehrt und sich leichter unterbringen läßt. Der Bursche kann ja in dem Sophakasten im Entrée schlafen.“

„Mir gefällt die Idee nicht, liebes Kind, Du trittst an diese Sache mit den vorgefaßten Meinungen und der mangelhaften Beobachtungsgabe der Frauen; ich habe eine durchaus abweichende Vorstellung davon. Der kleine Bediente an sich ist immer ein Berliner Junge, und Du kennst meine Ansichten, so sehr ich die Eigenschaften des herangereiften Berliners schätze, so gering ist mein Zutrauen zu ihm im jugendlichen Lebensalter.“

„Du mußt von der Frau immer schlecht sprechen, das ist eine alte Geschichte, vorgefaßte Meinungen — mangelhafte Beobachtungsgabe — womit habe ich das verdient, ist das der Lohn für meine Liebe, o Gott, diese undankbaren Männer!“ seufzte die junge Räthin und

warf mit einem schwärmerischen Blick in den Spiegel die langen blonden Locken über die linke Schulter.

„Klärchen, wie Du mich mißverstehst!“ rief ängstlich der Regierungsrath, denn die zarten Gefühle der Flitterwochen waren in ihm noch nicht ganz durch die Schreckensherrschaft der Vorgesetzten ausgerottet worden, „ich machte meine Einwendung ganz im Allgemeinen und Du formulirst Dir daraus eine persönliche Beleidigung! Ordne die Sache nach Deinem Belieben an. Du weißt, daß ich Dir unumschränkte Herrschaft im Hauswesen übergeben habe, denn ich kann mich bei dieser Last von Geschäften nicht um das Innere der Wirthschaft bekümmern.“

„Das sollst Du auch gar nicht, liebes Männchen, ich engagire den kleinen Bedienten und wir lassen ihm eine recht hübsche Livree machen, braunen Oberrock mit silbernen Litzen, gestreifte Weste, Stulpstiefeln, lackirten Hut mit einer großen Kokarde, eine Livree halb Groom, halb Tiger, nicht wahr?“ schmeichelte Klärchen und der Rath holte tief Athem, denn er dachte an das belastete Conto bei seinem Schneider, an einen blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, wie er Herren von zweifelhafter Zeitrechnung so gut zu Gesichte zu stehen pflegt.

„Du bist doch damit einverstanden?“ fragte leise schmollend die schöne Gemahlin, als sie die schwüle Spannung im Gesichte des Gemahls bemerkte.

„Durchaus, liebes Kind, durchaus! aber jetzt muß ich in das Ministerium, Du weißt ja, wie die Sachen stehen, wenn wir den Präsidenten noch einmal sehen wollen,

müſſen wir jede günſtige Stunde benutzen, Se. Excellenz befinden ſich in einer ſeltſamen Aufregung…"

Die Frau Regierungsräthin achtet nicht weiter auf dieſe politiſche Auseinanderſetzung, wirft dem das Halstuch anlegenden Gemahl mit den Fingern einen flüchtigen Kuß zu, den Solawechſel des baaren Kuſſes, und verſchwindet im Innern des Harems, um das Hausmädchen mit einem Zettel, die Aufforderung für dienſtfreie kleine Bediente, ſich bei Regierungsraths vorzuſtellen, enthaltend, nach dem Bureau des Intelligenzblattes zu ſchicken. Dann wirft ſie ſich an das Pianino und malt ſich das Zauberbild aus, wenn ſie in den erſten ſchönen Tagen des März Excurſionen nach Modemagazinen und Putzhandlungen machen, und der kleine galonnirte Bedienter ihr mit den zierlichen Packeten unter dem Arme folgen werde, hierauf erſcheint die Friſirmamſell, dann die Köchin mit dem Einkaufszettel, und endlich kehrt das Hausmädchen zurück und zeigt an, daß ein kleiner Bedienter ihr auf dem Fuße folge, da er zufällig das Geſuch gleich im Bureau geleſen habe. Die Regierungsräthin befiehlt, ihn einzulaſſen.

Ein kleiner aber feſter Knabe, mit einer grauen Jacke und dito Hoſen bekleidet, das braune Haar mit ſtark duftendem Talg geglättet, und einen Hut, der nach dem Plane der Schöpfung für das Haupt eines großen Mannes beſtimmt war, in den Händen drehend, tritt ein.

„Du willſt dich alſo vermiethen?" fragte die Regierungsräthin, etwas befremdet über die Erſcheinung.

„Darum bin ich hergekommen!“ antwortete der Kleine mit einem unerschütterlich festen Feldherrnblick.

„Hast du schon in anständigen Häusern gedient?“

„Ich war ein Vierteljahr bei einem Esel in der Fruchtstraße.“

„Bei einem Esel?“ fragte die schöne Frau, betroffen über den Umstand, daß Berliner Esel sich gleichfalls kleine Bediente halten.

„Ja wohl — Esel — Ananashaus — Mistbeete mit Melonen!“

„Du warst wohl bei einem Gärtner und hast den Esel — wie nennt man das? abgewartet oder kutschirt?“

„Freilich, aber wir konnten uns nicht stellen, der Esel fraß einige Male Ananasse auf, und er (der Knabe verstand darunter den Gebieter des Esels) sagte mir auf den Kopf zu, ich hätte sie in der Stadt verkauft; das konnte ich mir nicht gefallen lassen und ich sagte ihm auf.“

„Und nun willst du als kleiner Bedienter in Dienst gehen?“

„Bei Menschen, nur bei Menschen! ich bin nicht für das Stallleben geboren, meine Mutter meinte immer, wenn sie mich mit einem Stück Kochholz bearbeitete, ich gehöre unter feinere Leute, und mein Vater sagte mir alle Tage, ich möchte sobald als möglich abmarschiren, denn mein Magen wäre zu groß für sein Arbeitslohn.“

„Wirst du dich denn aber in die Gewohnheit einer anständigen Herrschaft finden?“ fragte die junge Frau mit vornehmem Tone.

„Ich finde mich in alle Gewohnheiten. Er trank und

ich habe mir daraus gar nichts gemacht. Wenn er umfiel, trug ich ihn ins Bett und wenn er um sich schlug, ließ ich ihn liegen. Darum hätten wir bei einander bleiben können, aber die Ananas thaten ihm den Dampf an. Trinkt hier im Hause auch Jemand?“

Diese kühne Frage empört die junge Regierungsräthin im höchsten Grade. Als feine Dame unterdrückt sie jedoch ihre Entrüstung und sagt nur: „Nein, mein Kind, aber ich zweifle, daß wir für einander passen werden, ich brauche einen besser erzogenen kleinen Bedienten.“

Der feste Knabe zuckt die Achseln, zieht frech die Cigarre hervor und bittet um — Feuer. Das ist der Regierungsräthin zu viel, sie ruft um Hilfe, die Köchin und das Stubenmädchen eilen herbei und der jugendliche Cigarrenfreund wird mit Anwendung einiger Gewalt zur Wohnung hinausgebracht.

Als der Gemahl aus dem Ministerium heimkehrt, leidet Klärchen an einem durch den festen Knaben verursachten Nervenzufall, verzichtet auf das Mittagessen und geräth erst in eine bessere Laune, als der Rath ihr anzeigt, daß er bereits mit dem Schneider gesprochen habe und die Livree angefertigt werden solle, sobald der kleine Bediente gemiethet sei.

Am andern Morgen stellen sich die Bewerber um den neuen Posten ein. Schon um halb sieben Uhr wird die Klingel so heftig geläutet, daß das Ehepaar entsetzt erwacht und der Regierungsrath ruft: „Das muß ein Bote aus dem Ministerium sein!“ Die junge Frau aber bricht in Thränen aus und schreit: „Nein, nein, bei den Eltern

ist gewiß ein Unglück geschehen, ich habe diese Nacht entsetzlich geträumt, wenn die Mama nur nicht wieder ihre alten Brustbeklemmungen bekommen hat! Wo sind nur die Mädchen? Warum öffnen sie denn nicht rasch!"

Leider machen die dienenden Damen nicht auf; beide liegen noch in süßem Schlummer und sind nicht im Stande, ihre Toilette rasch genug zu vollenden. Es wird noch einmal, dann noch einmal wüthend an der Klingel gerissen.

„Alfred, ich bitte Dich um Gotteswillen, öffne selber," ruft die Regierungsräthin, „ein Menschenleben ist auf dem Spiel, meine Mama steht mir vor Augen, sie ringt mit dem Tode! Rettung, Alfred!"

Was soll der gelehrte Beamte thun? Er schlüpft in Pantoffeln und Schlafrock und eilt hinaus. Als er die Thür öffnet, steht ein untersetzter Junge mit einem Bündel Papieren und einem abgetragenen Regenschirm vor ihm. „Ist das hier richtig, wo ein kleiner Bedienter gesucht wird?"

„Ist das die Zeit, um eine Herrschaft zu überfallen, es ist ja noch stockfinster auf der Straße!?" ruft ergrimmt der Rath.

„Glauben Sie, daß ich nicht mehr zu thun habe, als Ihnen einen Besuch zu machen? Wer in einem offenen Geschäft angestellt ist und die Schaufenster auf- und zumachen soll, kann nicht bei Tage umherbummeln. Hier sind meine Papiere, Comptoirschein und Impfattest — Hier!"

So vielversprechend dieses Anerbieten ist und so ge-

ordnet die Documentfrage scheint, kann der in seinen heiligsten Empfindungen gekränkte Regierungsrath doch nicht umhin, die Thür wieder zuzuschlagen und murmelnd einen Fluch über den ungewöhnlich gewissenhaften Knaben auszustoßen. Dieser dagegen entfernt sich etwas geräuschvoll, indem er die Treppe sprungweise mit instrumentaler Anwendung seiner gediegenen Hufeisen hinabspringt.

Der Gemahl hat die größte Lust, seinem Klärchen einige Bitterkeiten über die Angelegenheit mit dem kleinen Bedienten zu sagen, allein er legt sich Schweigen auf und sucht zuletzt nur sein unglückliches Weib zu beruhigen, die den Gedanken nicht aufzugeben vermag, daß ihre fürchterlichen Träume, verbunden mit diesem schrecklichen Klingelereigniß, doch irgend ein Unheil für Mama bedeuten müßten. Alfred verspricht nothgedrungen bei seinem Gange auf das Bureau einen Abstecher zu den Schwiegereltern zu machen und sich genau nach Mama's Befinden zu erkundigen. Der Frieden der süßen Kaffeestunde ist nothdürftig hergestellt und der Regierungsrath schließlich entlassen.

Die brennende Frage des kleinen Bedienten schreitet jetzt mächtig in ihrer Entwickelung fort. Etwa von neun Uhr an erscheint ziemlich in Intervallen von zehn Minuten immer ein neues Exemplar, ein Beweis, daß die Stabilität dieses Geschlechts nur eine sehr geringe ist und die Wanderlust desselben schon nahe an das Stadium der Völkerwanderung grenzt.

Knaben von allen Formaten und Kalibern, frühreife und ganz veraltete, beinahe antiquarische, ja antediluvia-

niſche Jungen, Kinder, die kaum der Flaſche entwöhnt ſind, und Buben mit Spuren von Bärten melden ſich an. Die ariſtokratiſchen Kreiſe ſo gut, wie die Fabriken, ſtellen ihr Contingent, aber die Regierungsräthin kann ſich noch nicht zu einer Wahl entſchließen. Keines dieſer Individuen ſtreift an ihr Ideal von einem zierlichen Bedienten; unter den jungen Bewerbern herrſcht ein Realismus, der ihr Herzweh verurſacht. Endlich, etwa eine Stunde vor dem Mittageſſen, erſcheint eine würdige alte Frau in Begleitung eines feinen Knaben.

Die Frau Regierungsräthin glaubt Anfangs, die würdige Alte wolle bei ihrem Gemahl ein Bittgeſuch vorbringen; als ſie aber vernimmt, daß ſie nur beabſichtige, ihren Sohn als kleinen Bedienten vorzuſchlagen, iſt ſie im höchſten Grade entzückt. Der Ankömmling berührt ihr Auge ſehr angenehm; er gleicht durchaus jenen Pagen in Oel, die immer mit Falken oder Zithern, Bechern oder ſilbernen Waſchſchüſſeln, Biſchöfen, Rittern und Edelfräulein Geſellſchaft leiſten und ſtets einen romantiſchen Schmerz zur Schau tragen.

„Wollen Sie ſich denn wirklich von Ihrem Kinde trennen?“ fragt die Räthin theilnehmend, als die Alte ihr Anliegen vorgebracht hat.

„Wir müſſen uns wohl trennen,“ ſagt die Frau, „freilich iſt dem Kinde ein ſolches Loos nicht an der Wiege geſungen worden, ſein Vater war ein Künſtler, aber er hatte kein Glück, er war furchtſam und die Concurrenz erdrückte ihn; es blieb ihm nichts anders übrig,

als ſein Vaterland zu verlaſſen. Er iſt weit, weit in der Fremde geſtorben.“

„Arme Wittwe und Mutter!“ ſagt das gefühlvolle Klärchen, „hat Ihr Sohn denn ſchon in fremden Häuſern Dienſte geleiſtet?“

„Er hat bis jetzt nur einen Dienſt gehabt, aber ich habe ihn wieder nach Hauſe genommen.“

„Wie hieß ſeine Herrſchaft?“

„Der Herr Graf von Eberzahn-Kappzaum, Premierlieutenant in der ſchweren Gardekavallerie; der Dienſt war mir nicht recht.“

„Was hatte der Kleine denn zu thun?“

„Ja, ſehen Sie, meine gnädige Frau, mein Paul hatte es ſonſt wohl gut, aber es war fortwährend ein Riſiko dabei. Der Herr Graf waren ein großer Fahrer und hielten ſich ausgezeichnete Pferde und Wagen. Sie fuhren immer ſelber vorn Bock und das Fahrzeug war eigentlich nie ein Wagen, ſondern vorn ſaßen der Herr Graf und hinten war gleich der Tritt, darauf mußte mein Paul ſitzen, er trug einen mit Gold beſetzten Rock und eine Kappe, wie der Deckel zu einem Seidel, und dann wurde Stundenlang in der Stadt und vor den Thoren umhergejagt, Vormittags und Nachmittags, bis etwas entzwei gegangen war, oder die Pferde nicht mehr weiter konnten.“

„Das iſt allerdings kein Dienſt für einen zarten Knaben!“ ſagte lächelnd die Räthin. „Das dachte ich auch,“ fügte die Alte hinzu, „wie leicht konnten ſie einmal Hals und Beine brechen, deshalb ſagte ich auf, und nahm meinen Paul fort, obgleich der Herr Graf ihm ſonſt ſeinen

Willen ließen und Paul bei ihm wie Hund im Hauſe war, denn der Herr Graf liebten auch die Hunde und hielten ſie ſehr gut.“

„Ich werde Ihren Sohn in meine Dienſte nehmen,“ ſagt gnädig die Regierungsräthin, reicht der edlen Mutter den Thaler Miethsgeld und beachtet weiter nicht, daß ſich das Paar beim Abſchiede auffallend kühl trennt. Das poetiſche Klärchen findet den Jungen zu angenehm, ſie entläßt die Alte und trägt ihm als Einleitung ſeines Dienſtes auf, einige regierungsräthliche Kleidungsſtücke auszuklopfen.

Der Knabe Paul begiebt ſich mit den Futteralen ſeines Gebieters durch die Küche auf den Flur neben der Hintertreppe, bittet ſich von den Damen der Kaſſerolle ein Reis von ſpaniſchem Röbricht aus und beginnt auf den Regierungsrath in effigie — der unvermeidliche Orden prangt nämlich im Knopfloch — ſo erbarmungslos einzuhauen, daß Köchin und Stubenmädchen in ein heimliches Gelächter ausbrechen und den allmählichen Verfall und Untergang nicht allein des blauen Fracks, ſondern auch des Oberrockes prophezeien. Paul, der im gräflichen Hauſe Eberzahn-Rappzaum eine gediegene Schule durchgemacht hat, klopft aber nicht ohne Grund in einem ſolchen Fortiſſimo. Gleich manchen neueren Componiſten, die ſich gern fremder Melodien bedienen, inſtrumentirt er ſo ſtark, um ſeinen Diebſtahl zu verbergen. Er unterſucht mit der linken Hand die Taſchen der Röcke und bemächtigt ſich des Inhalts einer halbgefüllten Bonbonnière mit Chokoladen-Paſtillen und ähnlichen Naſchwaaren, welche

der zärtliche Alfred im Theaterfrack mit sich führt, um seine geliebte Gattin damit zu letzen. Nur einige schadhafte Bonbons läßt der talentvolle Paul darin. Dann hängt er die Kleider in den Schrank und benutzt die ihm jetzt gebotene viertelstündige Muße zur Vertilgung der Süßigkeiten.

Um drei Uhr kommt der Chef der künftigen Familie, vorläufig nur des Haushaltes, zu Tisch. Die Frau Regierungsräthin schildert ihrem Gemahl die unglückliche Lage des zarten Knaben unter der Herrschaft des fürchterlichen Eberzahn-Rappzaum, lobt seine vielversprechende kindliche Außenseite und preist den Hegr, welcher diesen zarten Ganymed erworben, für immer glücklich. Um dem unschuldigen Knaben den Inhalt des Gespräches zu verbergen, wird die Unterhaltung französisch geführt. Paul wartet bei Tisch auf und gebehrdet sich mit entzückender Bescheidenheit und Anmuth. Er will das Amt des Servirens und Herumreichens der Speisen in seinem früheren Dienste gelernt haben; er hat sogar noch einige andere Dinge gelernt.

Ein Regierungsrath, der als Assessor viele Jahre lang bei Lutter und Wegener täglich für zehn Silbergroschen gespeist und einen Schoppen rothen Nectars für dieselbe Summe halb ausgetrunken hat, ist jedoch nicht der Mann des blinden Glaubens und Vertrauens auf die Menschheit.

Als Paul das Zimmer verlassen hat, um eine Assiette mit Teltower Rübchen zu holen, hebt Alfred die Rothweinflasche gen Himmel und sagt zu seiner holden Gemahlin: „Liebes Kind, ich bemerke zum ersten Male, daß

ein reichliches Achtel aus der Flaſche fehlt! Habt Ihr in der Küche Rothwein zu einer Sauce gebraucht, ſo ſoll die Marianne eine Flaſche von dem Sechsſilbergroſchen-Medoc angießen, aber dieſen Schloßwein zu Saucen zu verbrauchen, einen Wein, von dem die Flaſche auf elf Silbergroſchen und einen Dreier zu ſtehen kommt, finde ich etwas ſtark; das nennt man Verſchwendung!“

„Aber Männchen, wir haben heut gar keine Sauce, die mit Rothwein zubereitet wird, das muß ein Irrthum ſein, die Marianne iſt grundehrlich und es hat noch nie etwas gefehlt,“ bemerkt ſchamhaft erröthend die ſchöne Klara.

„Das bleibt mein Departement, Klärchen! Sieh', geſtern trank ich aus der friſch aufgemachten Flaſche bis an die Hälfte dieſer Blaſe in dem Glaſe, heute iſt die Flaſche bis an das unterſte Drittel des Zettels ausgetrunken. Auch der Pfropfen iſt ungeſchickt in den Hals geſteckt; das iſt nicht meine feſte ſichere Hand!“

„Niemand hat die Flaſche in der Hand gehabt, als Paulchen,“ bemerkte die Räthin, „ich habe den Wein aus der Speiſekammer geholt und er hat ſie auf den Tiſch getragen. Wie ſollte denn der Kleine einen ſo feurigen Wein trinken und nun gar vertragen? Sieh' nur, wie fein und blaß der hübſche Junge ausſieht!“

Während dieſer franzöſiſch geſprochenen Worte überbringt Paul die köſtliche Steppenfrucht von Teltow und ſieht wirklich wie ein Enkel der Mutter Unſchuld aus. Ach, dieſem kleinen Bedienten fehlt es nicht an Uebung, der Eberzahn-Kappzaum'ſche Keller gewährte eine reiche

Auswahl ſchwerer Sorten und Paul hat ſich einer langen äſthetiſchen Vorſchule in Kellerangelegenheiten erfreut.

Der Rath hat die Flaſche hingeſetzt und ein flüchtiger Blick ſofort den kleinen Leibwächter gelehrt, daß ſein erſter Antrittstrunk bereits entdeckt iſt. Die Mahlzeit geht aber ohne Störung vorüber und Paul benutzt den Nachmittagſchlaf des Eheparares, um nach Abräumung der Mittagstafel eine gründliche Unterſuchung in Betreff aller Eigenthümlichkeiten des Hauſes anzuſtellen. Schon nach fünfzehn Minuten hat er entdeckt, daß kein beſtimmtes Princip in der Aufbewahrung der Schlüſſel, ſondern nur eine ſogenannte „laxe Obſervanz“ obwalte, daß Ringe, kleinere Geldſtücke und geringfügige Bijouterien in Näh- und Strickkörbchen umherliegen, daß das weibliche Regiment überhaupt noch ſehr wenig ſelbſtändig iſt und nach der mütterlichen Nachhülfe ſchmeckt. Außer einigen Cotillonorden findet der kleine Bediente nichts, was ſeine Ehrlichkeit in Verſuchung führen könnte. Daß er die Hälfte der kleinen Münzen einſteckt, erſcheint ihm nur als eine Pflicht des allgemeinen Egoismus, vielleicht als nothwendige Strenge gegen die Nachläſſigkeit ſeiner jungen Gebieterin.

Nach dem Kaffee, den der Rath in dem Zimmer der jungen Frau einnimmt, ſagt dieſer würdige Beamte: „Ich will Dir nicht widerſprechen, liebes Klärchen, und Deine Wahl in Betreff des Kleinen nicht in Zweifel ſtellen, aber er beſitzt etwas, was mir nicht gefallen kann. Wo ſteckt er z. B. jetzt?“

„Wo ſoll denn nur das arme Kind ſein? Alfred,

Alfred, dieſer Polizeiblick, den Du Dir im Amte angewöhnt haſt, iſt ganz poeſielos! Du kannſt doch von einem Knaben nicht die Präciſion eines Mannes erwarten?“ ruft die Räthin empört.

„Ich frage einfach, wo er ſteckt?“ ſagt ſehr ernſthaft der Rath, „mir behagt ſchon ſein leichter katzenartiger Tritt nicht und ſobald er einen Auftrag ausgerichtet hat, verſchwindet er auf eine abſcheulich geräuſchloſe Art.“

„Soll er denn poltern, wie ein Elephantenkalb? Dann pflegſt Du Dich auch zu beklagen. Denke doch nur an den alten Johann bei meinen Eltern. Du konnteſt ihn auch nie leiden und er diente doch ſchon zwanzig Jahre in dem Hauſe!“

„Keine Ausſchreitungen, liebes Kind, er braucht darum noch nicht als Theaterpolterer aufzutreten, wenn ich mich über ſeinen unheimlichen Fledermausflug beklage. Ich bin überzeugt, der Junge iſt in meiner Stube.“

„Und was wäre denn Uebles dabei?“ fragte die Räthin, „wenn Paul Dich bedienen ſoll, ſo muß er doch Oertlichkeit und alle Deine Gewohnheiten kennen lernen.“

Der Regierungsrath, ein ahnungsvoller Engel, wie alle Beamte, deren Ganglienſyſtem Jahre lang unter ſchweren Vorträgen und Actenforſchungen gelitten hat, ſchüttelt mürriſch den Kopf, begiebt ſich mit leiſem Schritte nach ſeinem Gemach, öffnet raſch die Thür, und betrifft den kleinen Bedienten über einer Unterſuchung ſeines Cigarrenkaſtens. Paul hat zwar ſchon ein halbes Dutzend abgezählt und die beſten ausgeſucht, allein zu ſeinem Glücke noch nicht die Cigarrentaſche gezogen, um den Raub

unterzubringen. Kaum hat er den Regierungsrath entdeckt, so ergreift er ruhig wieder einen Federwischer und stäubt die Cigarren in dem Kasten, sowie nebenbei den Tisch ab.

„Was machst Du? Junge?“ ruft der Rath.

„Ich stäube Ihnen die Cigarren ab, Herr Regierungsrath,“ sagt der Kleine im Tone idyllischer Unschuld, „Sie können sie ja gar nicht rauchen. Die Cigarren sind gewiß seit einem Monat nicht ordentlich zugedeckt gewesen.“

Der Rath unterdrückt jede fernere Bemerkung, befiehlt dem gewissenhaften jungen Diener das Zimmer zu verlassen und überläßt sich jenem Mißbehagen, welches jeden feinfühlenden Menschen überfällt, wenn in dem Heiligthume seines Hauses unenthüllte Ungeheuerlichkeiten vorgehen. Gegen Abend erscheint der Kleiderkünstler. In Gegenwart der Frau Räthin wird dem kleinen Bedienten die hübsche Livree angemessen; ein brauner Oberrock mit silbernen Litzen, gestreifte Weste, halb Groom, halb Tiger. Als er seine Jacke auszieht, fällt eine Cigarre zu Boden und der fragelustige Kleiderkünstler erkundigt sich so laut, daß die Räthin es hört, ob der Kleine schon rauche. Paul aber bemerkt harmlos, daß er die schadhafte Cigarre nur wegwerfen wolle.

So vergehen einige Tage, aber der kleine Bediente, der inzwischen in die Tracht seines Ordens gekleidet ist, sieht sich in seinen Erwartungen getäuscht. Der Herr verhält sich zu ihm äußerst vorsichtig, nimmt seine Dienste nur im Punkte des Stiefelputzens, Kleiderausklopfens und Wasserholens in Anspruch, und verharrt schweigend in

einer beobachtenden Stellung; die Edelfrau läßt ſich von ihm, als ihrem Pagen bedienen, er holt Proben aus Modemagazinen, Theehandlungen und Bandgeſchäften, vermittelt die Correſpondenz mit den Freundinnen aus dem Penſionat und der Frau Mama, wird nach dem Theater geſchickt, um Billets zu kaufen und die gnädige Frau abzuholen, kurz er leiſtet Dienſte eines Kuli oder Negerſclaven in zweiter verbeſſerter Auflage. Die eigentlichen Wünſche des talentvollen Paul werden dadurch nicht befriedigt. Zu ſeinen ſüßeſten Gewohnheiten gehören Rum- und Conjakreſte in Kriſtallflaſchen, wirklich geheime Caviarſemmeln, apheriſtiſche Auſtern, im Fluge, zwiſchen Thür und Angeln genoſſen, raſch gerettete Bartneigen von Portwein und Champagner, Trinkgelder von acht Groſchen, geſtohlene Havannahs, gefundene ſchwarzſeidene Halstücher, und wie der Luxus gebildeter Diener noch ſonſt heißen mag. Das regierungsräthliche Haus kann ihm dieſe Mannigfaltigkeit eines kavaliermäßigen Daſeins nicht bieten und er fühlt ſein jugendliches Leben verarmt. Der Menſch iſt indeſſen ſogar in dem zarteſten Alter auf eine gewiſſe Reaktion gegen Uebertreibungen bedacht; Paul ſucht mithin Abwechſelung in die einfache Lebensweiſe ſeiner Herrſchaften zu bringen.

Er beginnt damit, von ſeinen dienſtlichen Miſſionen nicht zu der Zeit zurückzukehren, um welche man ihn erwartet. Wenn er um zehn Uhr Vormittags nach zwei Parquet-Billets ausgeſandt wird, kommt er zehn Minuten vor zwei Uhr nach Hauſe und ſtellt ſich als eine unglückliche Beute teufliſcher Tücke dar. Zwiſchen drei bis vier

Dämonen von hohnlachenden Billetwucherern will er stundenlang eingeklemmt gestanden und namenlose Schmerzen gelitten haben. Zuweilen haben diese Unholde ihn sogar des Geldes beraubt und das unglückliche Kind kommt ohne Billets, aber in Thränen gebadet, nach Hause. Soll er Abends seine Edelfrau aus Gesellschaften abholen, so erscheint er entweder zu spät, oder erregt den Unwillen der in der Domestikenstube versammelten Dienstboten durch ein nicht näher bezeichnetes Beginnen. Im Hause seiner Herrschaft bleibt er aber unausgesetzt der manierliche Knabe. Er ist höflich bis zur Verzweiflung, gleich einem Turteltäubchen und schlägt gegen das Küchenpersonal einen unbescheidenen Ton an.

Der Rath beobachtet seinen kleinen Bedienten mit der Gewissenhaftigkeit des Florentiners Donati, als der nach ihm benannte Komet, eine teleskopische Kleinigkeit, unter der Sternenmisere einundzwanzigster Größe erschien, der Astronom aber auf sein ferneres Wachsthum große Hoffnungen setzte. So glaubt Regierungsrath Alfred auch fortwährend an Heldenthaten des kleinen Paul, an irgend eine fabelhafte Entdeckung, an etwas Mysteriöses; ja er spürt wirklich einen von Zeit zu Zeit erscheinenden Trabanten des kleinen Bedienten auf, einen sogenannten Vetter, der nicht klingelt, dem aber sachte — sachte geöffnet wird, und der leise — leise wieder verschwindet. Paul giebt die Existenz des Vetters zu, aber kein Mitglied des Hauses erblickt ihn mit unbewaffnetem Auge, er bleibt nur ein beunruhigendes Phänomen für wissenschaftliche Untersuchungen. Nur das Schwinden der regie-

rungsräthlichen Cigarren iſt eine allgemein bemerkte gleichzeitige Thatſache. Der kleine Bediente wird täglich eine mehr gefürchtete Perſönlichkeit.

An einem Sonntagmorgen vernimmt die Regierungsräthin in der Küche einen jammervollen Klagegeſang. Die Köchin Marianne iſt zur Taufe und Hochzeit bei einer Freundin eingeladen und hat ihren Feſtſtaat zuſammengeſucht. Bei dieſem Geſchäft hat ſie eine alte goldene Uhr, das Erbſtück ihrer Mutter, vermißt, ſich halb ohnmächtig in die Arme des Hausmädchens geworfen und gerufen: „Ach, der verfluchte Junge, nur der verfluchte Junge hat die Uhr?“

Das erſchütterte Klärchen eilt in die Küche, hilft ſuchen, tröſtet, verliert den Kopf, weint ſelber noch bitterlich und muß die ſchwerſten Vorwürfe über ſich ſelbſt ergehen laſſen, wie ſie dieſen elenden Pagen in das Haus gebracht, wie ſie ihn verzogen und den Dienſtmädchen vorgezogen, wie ſie endlich das ganze weibliche Geſchlecht vermehrt habe. Endlich lockt die Todtenklage um die Uhr auch den Regierungsrath in die Küche. Sein erſtes Wort iſt wieder: „Wo ſteckt der Junge?“ Aber der kleine Bediente antwortet nicht mehr; er iſt auf den Flügeln ſeiner Treuloſigkeit entflohen. Im Sophakiſſen im Entrée liegt ſeine hübſche Livree; ihn ſelbſt, halb Groom, halb Tiger, findet man nicht. Man findet auch nicht eine goldene Lorgnette der ſchönen jungen Frau, eine ihrer gefährlichſten Angriffswaffen, zwei Flaſchen mit Parfüm, ein Paar neue Galahandſchuhe und mehrere Halstücher.

Eine halbe Stunde ſpäter ſitzt ein ernſthafter älterer

Eleve der hohen Schule Stiebers auf dem Sopha im Entrée.

„Meine gnädige Frau," deklamirt der würdige Mann, „wie konnten Sie den Jungen ohne gehörige Erkundigung miethen? wie konnten Sie?"

„Ach, er sah aus, wie gemalt von Theodor Hildebrandt!"

„Dann muß dieser Theodor Hildebrandt im Arbeitshause gesessen und ihn dort gemalt haben, denn der Graf Eberzahn-Kappzaum hat den Jungen schon vor einem Jahre wegen Diebstahls eines Brillantringes verhaften lassen."

„Wie konnte denn die ehrwürdige alte Frau nur so lügen? die Gattin eines verkannten, flüchtigen Künstlers!"

„Künstler? nein, Falschmünzer! verkannt? nun, unsere Schuld ist es nicht, wenn er verkannt wurde; der Steckbrief war in bester Ordnung und nicht ein Punkt über dem J fehlte darin."

Bei diesen Worten ergreift der Regierungsrath seinen Kopf mit beiden Händen und stieht; die schöne Klara tastet wie eine Sterbende nach der Eau de Cologneflasche.

„Werde ich denn meine Uhr wieder bekommen?" schreit die arme Köchin.

„Und ich meine Lorgnette, ein Geschenk von Mama?" die Räthin.

„Schicken Sie nur rasch zu allen Pfandleihern, ich kenne den Jungen, er hat die Sachen unfehlbar versetzt. Das Weitere wird sich finden. Nur, meine Gnädige, erkundigen Sie sich künftig vorher nach Ihrem nächsten kleinen Bedienten!"

II.

Berliner Hospizien.

Nach einem alten Vorurtheile glaubt die Welt, daß Oertlichkeiten dieser Benennung, die zu jeder Zeit offen stehen und den müden Wanderer gastlich aufnehmen und unentgeltlich verpflegen, nur den Höhen von Alpenpässen, den Einöden der Schneeregion, eigenthümlich seien, allein tiefe Kenner neuerer Culturzustände haben längst eingesehen, daß das wilde Gewühl der Menge in den großen Städten nicht minder solcher milden Anstalten bedarf, obgleich sie allerdings den wichtigen Unterschied zwischen ihren Gebräuchen und denen ihrer frommen Ordensbrüder aufrecht erhalten haben, die Verpflegung weder kostenfrei zu gewähren, noch auch dem Gaste zu überlassen, den vermeintlichen Betrag nach genossener Wohlthat im Verborgenen in eine Büchse zu thun. Vielmehr vermeiden diese neueren städtischen Hospizien sorglich dergleichen pecuniäre Werke der Finsterniß; die Rechnung wird pünktlich auf einen kleinen Zettel geschrieben und rechtzeitig überbracht und dem freien Willen des Gastes nur eine großmüthige Ueberschreitung derselben gestattet.

Wirklich sind Schneegestöber und eisiger Sturm nicht die einzigen Uebelstände, welche dem Einwanderer das Vorhandensein von Hospizien wünschenswerth erscheinen lassen; Hunger, Durst, jetzt Einsamkeit, dann wieder zu lärmende Gesellschaft, verursachen gleichfalls Empfindun-

gen; lebhaft genug, um ein fühlendes Herz mit Sehnsucht nach einem jener Zufluchtsorte zu erfüllen.

Wenn wir auf einem beschaulichen Spaziergange durch gewisse Hauptstraßen und solche Nebengassen, die große Verdienste unter einem ganz unscheinbaren Aeußern verbergen, plötzlich und nichts ahnend ein Schaufenster oder eine Glasthür treffen, hinter deren polirten Scheiben Seefische, Hummern, Tellower Rübchen, Wildprett und Südfrüchte einander Gesellschaft leisten und auf den Maler warten, der sie zu einem Stillleben nach holländischer Manier gruppiren wird, so können wir aus dem Vorhandensein dieser Attribute mit ziemlicher Gewißheit auch auf ein Hospiz schließen.

Nur suche Niemand Schutz vor den Stürmen der Außenwelt in der Nähe der Thür, wo in den geschmackvollen Arabesken Rebhühner, Waldschnepfen, Becassinen und Hamburger junge Hühner Tische und Körbe verzieren, wo in geheimnißvollen Vasen Straßburger Gänseleber- und Toulouser Entenleber-Pasteten ihres scharfsinnigen Entzifferers harren, wo die dem Gaumen des Philisters so unbekannten englischen Saucen, wie Multigtawney, King of Ude, Dr. Kitscheners Universal-Ragoutanti und andere britische Clubsaucen, in bunten Gläsern Auge und Magennerven jedes, mit einer Scheibe Rippespeer und der sauren Nationalgurke zufriedengestellten Fridolin erheben machen, wo andere, vereinzelt unfruchtbare Requisiten des heiteren Eßdramas aufbewahrt werden; er schreite durch das frivole Außengeschäft und den Verkehr der Laien, festen Fußes in das hintere Refectorium. Hier ist nichts

zu sehen und Alles zu haben, nichts zu sehen, als ein Brevier und eine Karte, die jeder Rodrigo, der nach Jago's Rath hinreichend Geld in seinen Beutel gethan hat, zu einer Wahrheit machen kann. Die ganze Umgebung ladet zum Niederlassen, zum Bleiben ein, ohne doch Luxus und Ueppigkeit zur Schau zu tragen. Zwar sind die weichgepolsterten Möbel mit Sammet oder geschmeidigem Leder überzogen, allein auf den köstlich polirten Tischen liegen keine Tischtücher, und der mit den Vorschriften der Gewerbeordnung nicht vertraute Pilger fühlt sich durch diesen an Bivouakwesen erinnernden Styl fast in seinen heiligsten Wäschegefühlen verletzt. Offenbar ward hier jegliches Geräth nur auf die karge Nothwendigkeit berechnet; wer mehr sucht, muß sich in keines dieser Hospizien flüchten.

Nicht jedem Menschenfreunde ist vom Schicksal die Gabe verliehen, ein Hospizium von der gehörigen Weihe des Ortes einzurichten; es gehören noch höhere Eigenschaften dazu, als die bloße genaue Kenntniß der Delikatessen und Weine. Der Vater und Begründer eines Hospizes muß eine sogenannte Wirthsseele sein und ein sympathisches Temperament besitzen. Er soll dem weitreichendsten Pumpsystem weise und langmüthig Rechnung tragen können. Seine sanften physischen Ausstrahlungen müssen mächtig auf die Seelen der Kellner wirken und ihnen die Denkungsart von hülfereichen Samaritern einflößen, denn ein Hospiz darf niemals in einen Ort ausarten, wo die Spötter sitzen, und ein schändliches Spiel mit beschwerten Köpfen und erleichterten Börsen getrieben

wird. Vorausgesetzt wird auch, daß der Hospizvater sich nicht allein einer feinen Zunge, sondern auch einer feinen Beobachtungsgabe rühmt, und die sorgfältigste Wahl bei dem Engagement der Kellner trifft. Der unglückliche Hülfsbedürftige will sich von keinem Pfeilersteher und Horcher bedienen lassen, von keinem blassen Lächler, keinem Schwarzkopf mit einem ausgeprägten Hinauswerfergesichte, wie es die Büsten mancher römischen Kaiser zeigen, keinem Detailspion; der Kellner des Hospizes soll ein wohlgenährter, ruhiger, etwas langsamer, aber schlafloser Aufwärter sein und einen vortrefflich sitzenden Frack tragen, da ein solches schecht zugeschnittenes und ungeschickt getragenes Kleidungsstück ein empfindsames Gemüth in Augenblicken des Hellsehens so schwer beleidigen kann, wie Brandstiftung mit Anmaßung des Professortitels oder gar Hammelbraten mit zu vielem Knoblauch. Der Stifter eines Hospizes muß ferner einen tiefen Blick in das menschliche Innere gethan haben und sich auf die geheimsten Falten in dem Herzen seines Koches verstehen. Nur zu leicht kann eine anrüchige Schüssel die schüchternen Seelen der Schutzsuchenden so verstimmen, daß sie fortan die gastliche Schwelle meiden. Die Bezahlung seiner Rechnungen darf der seltene Mann nicht zu eifrig eintreiben, sondern auf gelegene Zeit und bessere Stimmung warten. Er gleicht mithin einem Ideal der Erdgeborenen und wird in diesem hohen Grade der Vollkommenheit so selten, wie ein weißer Rabe gefunden.

Die Stunde des Verkehrs in den Hospizien beginnt vor dem Schlusse der Häuser und nach dem Schlusse der

Theater und Gesellschaften. Zuerst stellen sich jene unglücklichen jungen und älteren Leute ein, die durch endlose Verluste verstimmt und ermüdet, mit dem Kartenspiel gebrochen und in der Literatur keinen Trost gefunden haben. Die Wände und Möbel ihrer Zimmer gähnen sie grauenhaft an, der Abend drängt sich allmälich wie ein ungeheuer dicker, entsetzlich langweiliger Mann in ihre Nähe, in allen Ecken wird es ihnen zu enge, endlich greifen sie nach dem Hute und Pelze, und fliehen in ein nahes Hospiz. Hier herrscht Heiterkeit und geselliger Frohsinn. Die gleichgesinnten Freunde sind bereits versammelt, der mißmuthige Geist des Abends ist durch die siegreichen Flammen der Gaskronen verbannt, der glänzende Ofen haucht eine mäßige Wärme aus, und Schnee und Eis, die sonst alle gewöhnlichen Hospizien umthürmen, drängen sich hier nur um die weißen Häupter der Champagnerflaschen.

Noch sind nicht alle Tische besetzt, denn der Vorhang des letzten Actes ist noch nicht gefallen, allein es sind schon genug mit dem thätigen Leben zerfallene Personen vorhanden, um die Wichtigkeit eines solchen Asyls erklärlich zu machen. Auf dem Sopha neben dem Ofen sitzen zwei wohlgenährte Jünglinge reiferen Alters. Ihre Denkerstirnen werden von künstlichen Locken umwallt und aus den Blicken Beider dämmert verstohlen verschmähte Liebe. Ihre ersten heftigsten Schmerzen sind bereits überwunden, und die friedliche Fettbildung, jenes schöne Zeichen von Gemüthsruhe, hat längst die Oberhand erhalten; nur noch wie der letzte Schimmer der Dämmerung leuchtet ein Rest

von verblichener Poesie um ihre Häupter. Mit der nothwendigen Rente zur sorgenfreien Existenz ausgestattet, haben sie alle Bestrebungen des Ehrgeizes und der Liebe aufgegeben und leben an diesem gastlichen Gestade nur dem freundlichen Empfange der verschiedenartigsten eßbaren Fremdlinge aus fernen Meeren, Wäldern, Höhen und Tiefen. Die Gerechtigkeit ihrer Sache verleiht ihnen eine hohe Zuversicht und Sicherheit der Haltung: mit der Unruhe der Wissenschaften, politischen Bewegungen und Künste haben sie nichts mehr zu schaffen; sie leben nur noch, um zu *essen*. Der Chef der Anstalt und alle seine Untergebenen behandeln sie deshalb auch mit der seltensten Ergebenheit. Der junge Elegant von Buchführer, der in der Verbindungshalle zwischen dem vorderen Atelier und dem in der Tiefe gelegenen Salon an einem Pulte sitzt und den Fortschritt des Verzehrs sorgfältig aufzeichnet, wirft alle zehn Minuten einen zärtlichen Blick auf die alten Jünglinge, um zu ergründen, ob sie etwas bedürfen und rasch einen Kellner mit der frischen Zufuhr zu entbieten. Selbst der wohlgestaltete gebrannte Knabe an der Glasthür des Locales, welcher nur den Subalternposten des Käse-, Sprotten-, Kaffee- und Mostrichverkaufs verwaltet, bemüht sich gelegentlich, eine Aussicht auf die beiden feierlichen Gestalten durch Ersteigung eines Fasses mit Neunaugen zu gewinnen. Sie sind ein Trost seiner Sonntage, in denen er im Geschäft bleiben muß, sie halten als ernste Symbole strenger Kundschaft seine Hoffnungen auf das künftige Gedeihen eines eigenen Geschäftes aufrecht; er glaubt an sie, wie an Schutzgeister des Institutes.

In der Ecke, mit dem Rücken gegen die Gasflamme gekehrt und in die Betrachtung ſeiner Nägel verſunken, ſitzt ein Seitenſtück zu den eſtluſtigen alten Jünglingen: der Mann, der da lebt, um zu trinken. Er iſt nicht mehr unter die jungen Leute zu rechnen; das Schickſal hat ihm vielmehr richtige fünfzig aufgezählt, aber er hat ſie mit orientaliſcher Reſignation ſtill hingenommen. Sein Schädel iſt kahl gefegt, gleich einem, allen Stürmen ausgeſetzten Vorgebirge, aber um ſeine Naſe blüht ein ewiger Roſengarten, gleich dem Thale von Kaſchmir. Er beſchäftigt ſich allabendlich mit jener ſchwierigen Streitfrage, ob der Burgunder Romanée oder Chambertin den Vorzug verdiene, aber er kann nicht zur Gewißheit gelangen und gedenkt ſich für die Parität beider Sorten zu erklären. Ein Trinker von Fach, iſt er geſelliger, als es den Anſchein hat. Aber nach einer Stunde werden Freunde kommen, ſtattlich, nur auf den Beinen etwas ſchwache Geſtalten, und dann wird ein langſames halblautes Zwiegeſpräch über lauter Dinge und Menſchen begonnen, welche die unangenehme Eigenſchaft entwickeln, die Welt und Stadt durch Thaten, Reden und Schriften zu beunruhigen. Die Trinker wollen ihre Sphäre ungeſtört für ſich behalten. Was für eine verlaſſene Seele ſitzt denn aber dort im Schatten des hohen Geſtelles für Hüte und Kleider? Dieſer kleine bleiche Mann mit der windſchiefen verwetterten Naſe muß ſehr unglücklich ſein, trotzdem ſein überaus eleganter und koſtbarer Anzug für den Genuß einer Geſelligkeit in den beſten Kreiſen zu ſprechen ſcheint. Will er in eine Geſellſchaft gehen, oder

hat er sie bereits verlassen? das ist die Frage. Er hält mit dem Ausdrucke grenzenloser Unentschlossenheit die Speisekarte in der Hand, liest und seufzt, zupft die weiße Cravatte zurecht, blickt auf seine lackirten Stiefeln, drückt dann mit einem schmerzlichen Lächeln zwei Finger auf die Magengegend und hustet ein wenig — ist Niemand da, der diesem unbekannten Ritter Hülfe leistete? Da hört man plötzlich das heftige Rasseln eines rasch heranrollenden Wagens, den Anprall der zum Stehen gebrachten Rosse, die Thüre wird aufgerissen und zwei große junge Frauenzimmer in Sammtmänteln mit reichem Zobelbesatze dringen auf den Mann mit der windschiefen Nase ein und begraben ihn für einen Moment unter einem Epitaphium von Sammt und Zobel. Kellner eilen herbei, der junge Buchführer flüstert dem nicht mehr verlassenen Ritter etwas in das Ohr, eine Thür in der Wand des Salons öffnet sich, und das Kleeblatt verschwindet mit dem Rufe einer kräftigen weiblichen Stimme: „Hundert Austern und zwei Flaschen Max Sutaine Verzenay!“

Das Theater ist aus und es finden sich Junggesellen ein, deren Stuben zu Hause kalt geworden sind, kleine Zirkel, welche nach einem ächt menschlichen Bedürfnisse, während sie ihrem Gaumen eine Freude bereiten, die Schauspieler noch gehörig verarbeiten wollen, und ein alter Herr, der lange mit zwei Kellnern über etwas ganz leicht Verdauliches debattirt, und sich dann für zwei Portionen kalter Aalpastete entscheidet.

Um elf Uhr verändert sich die Situation, die Gespräche in den rings um den Salen liegenden Zellen werden

vielſtimmiger, zuweilen tritt eine verdächtige Pauſe ein, dann folgt ein heftiges Gelächter. Vereinzelte Gardeoffiziere treten ein, werfen die Paletots ab und erſcheinen im Paradeanzuge mit diplomatiſch gerechtem Scheitel. Sie finden ſich an einem runden Tiſch zuſammen, es werden viele Beefſteaks und Roſtbeafs, mehrere Bouteillen ſchottiſchen Ale's gefordert, kurz, das Detaſchement iſt ausgehungert und bedarf dringend einer Fouragirung. Da ſelbſt die Reden und Geſpräche der gekrönten Häupter belauſcht und veröffentlicht werden, kann man es nicht für allzu tactlos halten, wenn wir aus unſerem Winkel ein wenig hinüber horchen. „Ganzen Abend geſtanden!“ wirft kauend ein prachtvoll ſchlanker Dragoner hinaus und ſpült einen großen Biſſen behaglich hinab. „Wie war die Naturalverpflegung?“ fragte ein Mann von der Linie, und der kecke Reitersmann antwortet, ohne den Blick von ſeinem Teller zu erheben: „Erſt Thee und Kuchen, und ſpäter Kuchen und Thee!“ — Nicht allein das Militair ſucht in den Hoſpizien Abhülfe für die lückenhafte Beköſtigung in der Geſellſchaft, auch elendiglich verſchmachtete Civilperſonen ſtellen ſich um Mitternacht ein und verlangen die handfeſteſten Gerichte der Speiſekarte, die erwärmendſten Getränke der Keller. Ein ſechs Fuß langer magerer Juriſt, (welche andere Facultät erzöge wohl ſonſt dieſen über die weitgeſtreckte Naſe hindolchenden raſchen Blick!) ſetzt ſeiner Umgebung ſarkaſtiſch auseinander, daß unſer Jahrhundert, nach der Beſchaffenheit der Abends reglementsmäßig geſpendeten Fricaſſee's zu urtheilen, von der Löſung der ſocialen Frage noch weit entfernt

ſei. Um halb ein Uhr läßt ſich endlich der edle bejahrte Beſitzer des Hoſpizes als letzter Ankömmling ſehen. Eine ſtille Glorie von Gemüthlichkeit umgiebt ihn; er gleicht einem Philoſophen, der um neun Uhr Abends aufgeſtanden iſt und um zehn Uhr Kaffee getrunken, und die Zeitung geleſen hat; er ſchreitet in der holden Beſchaulichkeit einer klaren ſchöpferiſchen Vormittagsſtunde umher, entzückt durch die ſauberſte ungezwungenſte Viſitentoilette und gebehrdet ſich, als ſähe er einen langen ſonnigen Tag voller Ergötzlichkeiten vor ſich. Der claſſiſche Mann tritt an den nächſten Tiſch und erkundigt ſich, obgleich ein in Unordnung gerathener Herr ſchon nach dem, alle Conflicte verſöhnenden Ungar verlangt, mit wahrhaft väterlicher Theilnahme, ob der Bellinger auch recht kalt geſtellt ſei, und regt ein ſcherzhaftes Geſpräch an, für welches beſagter Tiſch freilich etwas unfähig geworden iſt. Es ſcheint ihn in Erſtaunen zu verſetzen, daß mehrere Gruppen das Hoſpiz mit unſicheren Schritten verlaſſen, und er gewinnt erſt um halb zwei Uhr ſein Gleichgewicht vollſtändig wieder, als ein Herr aus naher Zelle, dem Organe nach könnte es möglicher Weiſe der Ritter mit der windſchiefen Naſe ſein, mit gebrochener Stimme nach Kaffee verlangt, nach heißem, ſtarkem Kaffee!

III.

Das heutige Viſitenweſen.

Sobald ich mich an einem dieſer lieblichen Herbſttage durch einen Spaziergang erquicke, fallen mir regelmäßig die beinahe zahlloſen, höchſt geputzten Frauenzimmer auf, welche in der Mittagsſtunde mit einer förmlich geſchäftsmäßigen Haſt die Straßen Berlins durchſchweifen und mit ihren ſteifen weiten Röcken die Fußpfade verengern. Verfolgt man einen Schwarm dieſer Damen, ſo entdeckt man ſehr bald, daß ſie einige der beſuchteſten Modewaarenmagazine, die Börſe der Frauenzimmer, aufſuchen, nach etwa einſtündigem Aufenthalte aber wieder auf der Straße erſcheinen und nun nach allen Richtungen der Windroſe verſtäuben. Sie machen jetzt das, was der Sprachgebrauch „Viſite“ nennt, d. h. ſie laufen von einem Hauſe ihrer Bekanntſchaft zum andern, äußern eine lebhafte Freude, die theure Freundin und ihre lieben Kleinen wiederzuſehen, empfangen eine Menge ähnlicher Verſicherungen, und entfernen ſich ſo geräuſchvoll als möglich, nachdem ſie einen jener langen Abſchiede auf Leben und Tod genommen, und alle Perſonen, welche mit ernſter Arbeit beſchäftigt waren, in jeder Familie gründlich geſtört und in Verzweiflung gebracht haben. Dieſe Art weiblicher Völkerwanderung findet jedoch nicht an Herbſttagen allein ſtatt, auch iſt ſie nicht, wie das Schwärmen der Bienen, die Verſammlungen der Störche und Schwalben,

die Reisebesprechungen der kleinen Zugvögel und das gesellige Spiel der Mücken an eine bestimmte Zeit des Jahres gebunden; wiederholt sich vielmehr an jedem schönen und warmen Tage.

Offenbar geht diese Sitte aus einem anhaltenden Mangel an Beschäftigung und einem empfindlichen Ueberfluß an Freundinnen hervor. Rollen wir dagegen das Bild unserer Jugend auf, erinnern wir uns, wie unsere edlen Mütter ihre Kinder selber säugten, in der Küche und im Waschhause ihr Regiment behaupteten, die Nadel führten und die Erziehung der Kinder persönlich überwachten, so finden wir nichts der „Visite" Aehnliches. Man lebte im Kreise seiner Verwandten und Freunde geselliger als heute, aber der altväterische Gebrauch arbeitsamer und pflichtgetreuer Menschen kannte nicht den schnöden Vormittagsüberfall, den Angriff weiblicher Zeiträuber und verwilderter Schnatterer.

Obgleich wir die feste Ueberzeugung haben, daß die „Visite" von Frauenzimmern erfunden ist, hieße es doch dem sogenannten schönen Geschlechte Unrecht thun, fügte man nicht gleich hinzu, daß auch die jüngere männliche Generation sich denselben Gebrauch angeeignet und es darin zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht hat.

Es kann sogar nicht bezweifelt werden, daß die vielfach beklagte Zerfahrenheit der heutigen Menschen in der angeführten Unart wurzelt und eine beträchtliche Anzahl eben nicht ungebildeter Personen dadurch in eine unerquickliche Stimmung der Heimathslosigkeit versetzt worden ist.

Prüfen wir näher, was die Visite eigentlich ist und

unter welchen Bedingungen ſie einzutreten pflegt. Wie ſchon das franzöſiſche Wort ankündigt, bedeutet „Viſite“ nicht den ehrlichen deutſchen „Beſuch“, ſondern nur ein tendenziöſes Hineinſchnüffeln in das Haus und die Familie. Der Viſite haftet etwas Symboliſches an; ſie iſt eine ſtumme Anfrage, ob daraus ein ordentlicher längerer Beſuch werden kann, aber zugleich auch ein ſtummer Dank, wenn dieſer Beſuch wirklich daraus entſtanden iſt. Ein junger Menſch, der zu den Geſellſchaften eines Hauſes eingeladen werden will, ſteigt z. B. um eine Vormittagsſtunde, während welcher alle anſtändigen männlichen Staatsangehörigen ſich mit ernſtlichen Arbeiten zu beſchäftigen pflegen, in ſeinen ſchwarzen Bratenanzug, zieht ein Paar weiße Handſchuhe an, ſetzt den beſten Hut mit dem reinlichſten Futter auf, und giebt an der Thür eine Karte ab, welche er zum Zeichen, daß er ſelber da ſei und um Einlaß bitte, mit einem ſogenannten Eſels- oder Schweinsohre verziert hat. Iſt der Frau vom Hauſe ſchon etwas Gutes über ihn zu Ohren gekommen, und im entgegengeſetzten Falle würde der junge Menſch nicht ſo dreiſt geweſen ſein, ſo läßt man ihn vor, er nimmt Platz, ſpielt mit den Händen und dem Hute, ſchleudert mit Gemeinplätzen um ſich und wird nach fünfzehn Minuten Aufenthalt entlaſſen. Jetzt darf der Viſitenmacher einer Einladung entgegenſehen. Man fordert ihn am nächſten Abende vor, an dem eine Beköſtigung durch kalte Küche und Thee andeutet, daß die Gönner der Familie nicht anweſend ſein werden, und die reine Stimmung des Flügels Muſik

und Gesang verkündet; er erscheint und ist dadurch verpflichtet, abermals eine Dankvisite zu machen, durch welche er außerdem auszudrücken strebt, daß er von dem geselligen Tone entzückt sei und sich glücklich preise, wieder eingeladen zu werden. Wer dieses Ceremoniell nicht beobachtet, wird aus den Reihen der civilisirten Menschheit gestrichen und führt ein Leben, wie die alten Heiligen und Einsiedler der Berg- und Waldeinsamkeit; er wird höchstens von trübseligen Geistern besucht, die seiner unsterblichen Seele einigen Schaden zufügen wollen, nicht aber von Menschen, die seinem sterblichen Theile irgend etwas Gutes und Angenehmes zuzuwenden gedenken.

Ereignet sich im Leben eines Menschen, in dem Schooße einer Familie irgend etwas Erfreuliches, so sind alle mit ihr befreundeten Personen, auf die Gefahr hin für heimliche Verräther und Feinde gehalten zu werden, verpflichtet, sofort eine feierliche Visite zu machen. Die Verheirathung eines Sohnes oder einer Tochter, die Geburt eines Kindes, die Wiederherstellung von einer Krankheit oder der Tod eines Angehörigen, also lauter Gelegenheiten, die dem Menschen häusliche Stille und die Einkehr in die eigene Seele erwünscht machen, zwingen zu leidigen Visiten. Ihr eigentlicher Sinn ist aber weniger die Aeußerung herzlicher Theilnahme, als das Verlangen, welches heute die ganze Welt durchzuckt, sobald als möglich alles Wissenswerthe zu erfahren. Das Visitensystem vertritt im Privatleben den electromagnetischen Drath und die politische Zeitung mit ihrer amerikanischen Schnellpresse. Auf dem Visitensystem beruht der ganze Stadtklatsch und

Alles, was mit ihm im Bereiche des gedruckten Wortes zusammenhängt.

Man kann aber bei wohlwollender Herzensanlage alle diese Angriffe und Attentate auf das häusliche Stillleben noch aus den Paragraphen des Complimentirbuches und der Nothwendigkeit: die Gesellschaft fein säuberlich zu regeln, erklären; den neueren Visitenaffen wird kein Menschenfreund in Schutz nehmen. Wie die berühmten Reisenden, welche in fremden Welttheilen und Meeren besser Bescheid wissen, als in den Fächern ihres Schreibtisches und Wäschschrankes, ist der Visitenaffe niemals zu Hause. Eine schauerliche Unruhe treibt ihn schon eine halbe Stunde nach der Kaffeezeit aus seinem Hause. Er schweift umher, auf daß er einen Menschen finde, der ihn zu irgend einem anderen Individuum mitschleppe, oder er sucht eine schwache Creatur, die er in irgend einem Hause vorstellen kann. Es giebt eine Anzahl Menschen in großen Städten, die daraus wirklich einen Lebensberuf machen, Jahre lang auf der Straße und einer Stuhlecke mit dem Hute in der Hand schweben, und kaum auf dem Kirchhofe Ruhe finden. Sie kennen alle Leute von einigem öffentlichen Anstrich und sprechen sie nöthigen Falles mit größter Dreistigkeit an, sie halten sich für wohlberufene Herolde zur Einführung Fremder, für Schiedsrichter in allen vorkommenden Zwistigkeiten, für nothwendige Zuschauer bei allen Begebenheiten; sie gehören zum lästigen Ungeziefer der Gegenwart.

In der weiblichen Natur drückt sich diese Schwäche besonders deutlich aus. Sie hängt hier mit dem unwider-

ſtehlichen Drange nach Mittheilung aller möglichen geringfügigen Dinge zuſammen. Nehmen wir z. B. die keineswegs unglaubliche Möglichkeit an, daß der kleine Arthur, älteſter Sohn ſeines Vaters, eines Commerzien-Rathes, durch ſein Stühlchen bricht und einen gefährlich ſcheinenden Fall thut, ſo wird dieſes Ereigniß eine unberechenbar lange Reihe von Viſiten nach ſich ziehen und in der Geſchichte des commerzienräthlichen Hauſes eine neue wichtige Epoche begründen. Eine halbe Stunde ſpäter, nachdem der Kleine aufgehoben und die Scherben hinausgeſchafft ſind, wird das tragiſche Ereigniß wie ein Lauffeuer durch die ganze Bekanntſchaft gehen und veranlaſſen, daß Arthur, der bis jetzt noch keine leiblichen Unbequemlichkeiten geſpürt hat, zu Bette gebracht, ſcharf überwacht und unter ärztliche Behandlung geſtellt wird. Hierauf folgen behutſame Anfragen über das Befinden des Kleinen durch Boten, zärtlich antheilsvolle Billets, endlich entwickelt ſich die Viſite in ihrem Glanze. Vierzehn Tage lang erſcheinen in den Vormittagsſtunden geputzte Damen und laſſen ſich die Geſchichte der Begebenheit mit allen Nebenumſtänden vortragen, nehmen Arthur in Augenſchein und geben gemeinnützige Sentenzen über den Bauſtyl ſolcher Stühlchen zum Beſten. Iſt der Cyclus der Beſuchenden geſchloſſen, ſo beginnen die Dank- und Vergeltungsviſiten Arthur's und ſeiner Mutter. Vierzehn Tage hindurch arbeitet das Paar mit Hülfe der Equipage des Hauſes die eingegangenen Verpflichtungen ab, überall wird das Kind als ein vom Tode gerettetes begrüßt und die alte Geſchichte auf's Neue wiedergekäut.

Ebenſo merkwürdig ſind die durch Reiſen verurſachten Viſiten. Wenn ein Ehepaar, deſſen Mann aber beſonders gehorſam und pantoffelgerecht erzogen ſein muß, um Pfingſten eine kleine Vergnügungsreiſe nach Dresden beabſichtigt, ſo beginnt es ſchon acht Tage vorher mit den Abſchiedsviſiten. Täglich ſchweifen dieſe merkwürdigen Menſchen mehrere Stunden lang in der Stadt umher, holen Rathſchläge ein, hören Repetitionen alter Reiſewahrheiten, Stellen aus Reiſehandbüchern, Skizzen und Abenteuer anderer Perſonen und verſchwinden endlich für zwei Tage. Am Dienſtag treffen ſie wieder ein, und am Mittwoch beginnen die Antrittsviſiten, die Verwunderung über ihre unerhört glückliche Heimkehr, über die Ereigniſſe an der Elbe Strand und die möglichen Gefahren, welche kühne Reiſende betreffen können. Eine Viſite ſcheint wirklich für viele müßige Perſonen ein willkommenes Werkzeug zu ſein, um ihr langweiliges und ſchwerfälliges Leben genießbar zu machen und ihm einen Anſtrich von unterhaltender Farbe zu geben.

Schon von Hauſe aus ſpricht es daher für den Verſtand und die Selbſtſchätzung eines Menſchen, wenn er ſich dem Höllenzwange der Viſitenknechtſchaft entzieht und lieber die Geſellſchaft und ihre vermeintlichen Freuden opfert.

Wunderbarer Weiſe ſieht die Mehrzahl der Menſchen, verleitet durch die ſo gewöhnliche Selbſtüberſchätzung, die Viſite als ein Opfer, eine Huldigung an, dargebracht auf dem Altar der fremden Perſönlichkeit. Eine der ſchrecklichſten und von allen verheiratheten Männern, zumal von Gelehrten, Geiſtlichen, Juriſten, Schriftſtellern und Künſtlern

am meiſten gefürchteten Formen der Viſite iſt die ganz Zweckloſe. Sie gehört dem weiblichen Geſchlecht erb- und eigenthümlich an und beruht auf der unbequemen Stellung deſſelben zur Oeffentlichkeit. Es giebt im deutſchen Vaterlande keine Kaffeehäuſer und Locale im Mittelpunkte der Städte, wo Frauenzimmer ſich zu jeder Zeit niederlaſſen und ihre Angelegenheiten gemächlich beſprechen können. Das männliche Geſchlecht verſammelt ſich hingegen täglich an tauſend Orten außer dem Hauſe und debattirt ungeſtört über Alles, was ihm Intereſſe einflößt oder auf der Oberfläche des Tages ſchwimmt. Die Frauen ſind leider auf das Innere des Hauſes angewieſen und müſſen bei ſchönem Wetter, das bekanntlich alle Menſchen zur Mittheilung und Geſelligkeit reizt, zu leidigen Viſiten greifen. Gewöhnlich werden die Wohnungen der Frauen, die in dem Geruche frommer Häuslichkeit ſtehen, zu Mittelpunkten des Verkehrs gemacht. An ſolchen Unglückstagen hängt von 12 Uhr Vormittags die Klingel der Wohnung nicht ruhig und kein Dienſtbote kann ſich fünf Minuten lang ungeſtört mit einer Arbeit beſchäftigen.

Ein Freund, der vermöge der ausgebreiteten Bekanntſchaft ſeiner Frau von dergleichen Viſiten unglaublich viel zu leiden hatte, war der Meinung, daß es nur zwei Mittel zur Abhülfe dieſes geſellſchaftlichen Uebels gebe. Er fordert entweder die Anlegung von weiblichen Kaffeehäuſern mit Ausſchluß der männlichen Bevölkerung, wo es redſeligen und mit gellenden Stimmen begabten Perſonen möglich gemacht werden müſſe, ſich in großen, nach

stillen Höfen und Speichern hinausgelegenen Sälen, genügend auszuschreien, oder die Begründung von Zufluchtsörtern (Refugien) für arbeitende Männer. Diese müßten, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, still gelegen sein und eine erkleckliche Anzahl Schreibtische nebst einer Bibliothek enthalten. Es wäre die Einrichtung zu treffen, daß an bedrängte Männer Abonnements zu billigeren Preisen abgelassen würden, daß man aber an ausgezeichnet heiteren Tagen Jedermann zuließe. Der Freund wußte eine solche Menge Candidaten namhaft zu machen, daß eine Actiengesellschaft durch die Schöpfung eines deutschen Visitenhospizes in jeder größeren Stadt gewiß ein vortreffliches Geschäft machen würde.

IV.

Die Leihbibliothek.

Wie jeder gute Katholik ein Zeichen des Kreuzes und eine sachte Kniebeugung zu machen pflegt, wenn er an einem Altar, einem Heiligenbilde oder einem Crucifix an der Landstraße vorübergeht, so zieht mein alter Freund, der hartnäckige Romanschreiber, regelmäßig den Hut vom Kopfe, wenn wir auf unseren städtischen Spaziergängen an dem Laden einer Leihbibliothek vorüberkommen. Schon mehrere Jahre hindurch habe ich mich vergebens bemüht, ihm diese Kundgebung allzu großer Höflichkeit abzugewöh-

nen; er konnte den Hut nicht auf dem Kopfe dulden. Nicht die angeregte Furcht vor einer Erkältung seiner Glatze, nicht die zärtliche Liebe zu seinem, leider mehr als billig abgegriffenen Hute, nicht der Anruf seines Hanges zur Bequemlichkeit besserten ihn; er grüßte andächtig nach wie vor die Schilder und sagte nur: „Das versteht ihr Zeitungsschreiber nicht, werdet es nie verstehen!“ Bat ich mir dann, wie schicklich, eine Erklärung aus, so konnte er sich lebhaft ereifern, leidenschaftlich eine Prise nehmen und sagen: „Wollt ihr wissen, was Leihbibliotheken für uns sind, so abonnirt ein halbes Jahr lang auf ein Buch und studirt täglich den Verkehr, dann werden euch die Augen aufgehen!“

Obgleich ich in früheren Jahren, in welchen der jugendliche Mensch das Bedürfniß eines „Schmökers“ noch nicht überwunden und überlebt hat, in mancher Leihbibliothek abonnirt und mit dem Geschäftsgange derselben oberflächlich vertraut war, reizte die Aufforderung des Romanschreibers doch meine Neugierde, ich verband mich von Neuem mit einer Leihbibliothek und begann mit regem Eifer meine abermaligen Studien.

Die Leihbibliothek lag in einer guten Gegend der Stadt, in dem ersten Stockwerke eines Eckhauses und gehörte einem Geschwisterpaar, kränklichen, aber dabei sehr liebenswürdigen Leuten in mittlerem Lebensalter. Die Schwester stand der laufenden Buchführung vor; der Bruder suchte die verlangten Bücher auf, händigte sie aus und leitete das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, d. h. den Ankauf der Bücher, die Besorgung des Einbandes,

von welchem er ſelber Abends einen beträchtlichen Theil anfertigte und die diplomatiſchen Unterhandlungen mit den fremden Mächten im Publikum.

Meine Anſprüche an die Leihbibliothek waren nur ſehr mäßig. Ohne beſondere Auswahl ließ ich mir das erſte beſte Buch geben und fand mich nur regelmäßig in den Abendſtunden ein, wann der Verkehr in dieſen Lokalen am lebhafteſten zu ſein pflegt. Bald bildete ſich zwiſchen den guten Leuten und mir ein freundſchaftliches Verhältniß. Der Leſer, der oft mit dem zweiten oder dritten Theile eines Romanes zufrieden war, und ſelbſt nachträglich, wenn der erſte nach Hauſe gekommen, ſeine Lectüre ſtandhaft verweigerte, beluſtigte den Bruder, einen kleinen, etwas verwachſenen Geſellen, und das Herz der Schweſter gewann meine Vorliebe für Walter Scott, den ſie gleichfalls innig verehrte und den ich während der Zeit meines Abonnements wohl dreimal durchlas. Nach vier Wochen eines täglichen Umganges von etwa fünfzehn Minuten faßten Beide zu mir Vertrauen, machten mir manche Mittheilung und überzeugten mich im Stillen, daß der Romanſchreiber, mein gruußfertiger Freund, wohl Recht habe, wenn er vor den Bibliotheken ſtets den Hut abzog.

Ich glaubte zu bemerken, daß der ganze Zuſammenhang der mehrbändigen Literatur mit den leſenden Menſchen durch dieſe Anſtalten vermittelt werde, und ich beeilte mich, in allen Häuſern, wo ich Zutritt hatte, Forſchungen über die Herkunft der Bücher anzuſtellen, welche von den männlichen und weiblichen Angehörigen geleſen wurden. Zwar waren dieſe Nachforſchungen nicht immer

leicht, denn meistens wurden die Bücher, ihres unanständigen und durchfetteten Aeußern wegen, verborgen gehalten, doch gewann ich bald durch vorsichtige Fragen die Ueberzeugung, daß alle diese anständigen, zum Theil sogar begüterten Familien ihren Roman- und sonstigen Lesebedarf nur aus den Lesebibliotheken bezogen und noch nie auf den Gedanken gekommen waren, daß es möglich sei, ein neues Buch in dem Laden eines Buchhändlers aufzusuchen, zu kaufen und mit Behaglichkeit als Eigenthum zu lesen. Die Privatbibliotheken der Familien bestanden nur aus den unvermeidlichen Klassikern Schiller und Göthe, einem Brockhausischen Conversationslexikon, keineswegs der neuesten Auflage, und einigen Bändchen lyrischer Gedichte, die unverkennbar nach dem Weihnachtstisch und dem Parfüm irgend eines früheren, schwärmerischen Verehrers der Frau vom Hause rochen. Die ganze schöngeistige neuere Literatur ging nur im schäbigen Reisegewande der Leihbibliothek, an den Ecken abgerissen, mit Makeln im Gesichte des Titelblattes, mit Albernheiten vollgeschrieben und häufig durch Diebstahl der schönsten Stellen beraubt, durch den Familienkreis. Die Zeitungslectüre wurde vierteljährlich mit zwei, die belletristische Erheiterung mit einem Thaler bezahlt; höher als zwölf Thaler durfte die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse dem Hausherrn nicht zu stehen kommen. Ich bat den Romanschreiber im Stillen um Verzeihung, hielt von diesem Tage an die Leihbibliotheken für die Zufluchtsstätten der armen deutschen Literatur und der bejammernswerthen Bücherschreiber, hing skeptischen Gedanken über vaterlän-

diſche Bildung nach, glaubte wieder an buchhändleriſche Treue und Redlichkeit, und begriff nicht, daß Leute von Verſtand ſich noch mit dem Anfertigen von Romanen beſchäftigen, ſtatt ſich einträglicheren Unternehmungen, wie der Seeräuberei, der photographiſchen Nachbildung von höheren Kaſſenanweiſungen, dem prämeditirten Banquerott und anderen modernen Induſtrien zu widmen.

Meine Beſuche der Leihbibliothek wurden unterdeſſen fortgeſetzt und mein Freund, der Vorſteher derſelben, nahm bald keinen Anſtand mehr, mich tiefer in ſeine Geheimniſſe einzuweihen. „Wenn ein Buch bei den Leſern in die Mode kommt," ſagte der verſtändige Mann, „ſo ſparen wir kein Geld und ſchaffen eine Menge von Exemplaren an. Ich muß in meinem Viertel ſo manchen Roman, ſo manches Theaterſtück und Reiſewerk halten, das in anderen Stadtgegenden nicht verlangt wird. Hier wohnen weniger kleine Leute und das vertheuert mein Geſchäft, während man doch annehmen ſollte, die reichen Leute kauften irgend ein beliebtes Buch, nur um nicht darauf warten zu müſſen, wenn alle Exemplare ausgegeben ſind. Was in meinen Kräften ſteht, thue ich mit Freuden. So beſitze ich von G. Freitag's „Soll und Haben" nicht weniger als ſechs Exemplare der großen und der ſpäteren Volksausgabe, allein bei dem Geize des Publikums, das ſelbſt dieſe ſpottbillige Ausgabe nicht anſchafft, bleibe ich fortwährend in Verlegenheit. Was ſagen Sie dazu? Vor ſechs Wochen ſchickt der Prinz X. ſeinen Jäger und läßt fragen, ob „Soll und Haben" zu Hauſe ſei, der Roman ſei ihm als leſenswerth empfohlen

worden und er wolle den ersten Theil haben. Ich beeilte mich, dem vornehmen jungen Herrn melden zu lassen, daß nicht allein der erste Theil nicht zu Hause, sondern auch geringe Hoffnung vorhanden sei, daß er die folgenden Theile einigermaßen rasch und regelmäßig hintereinander erhalten werde; für einen Prinzen schickte es sich doch wohl, den Roman vom Buchhändler zu entnehmen. Der Jäger trollte ab und richtete die Bestellung aus, aber mein Prinz hatte Geduld; er schickte den armen Kerl täglich, zuweilen zweimal, und jetzt habe ich ihn mit meiner Nachbarin der Bäckerfrau, dem Hufschmidt im Hinterhause und dem Kutscher des Geh. Sanitätsrathes in eine Serie gesetzt, so daß er wenigstens alle acht Tage einen Band erhält. Unter meine angenehmen Leser rechne ich ihn auch nicht, denn er geht mit den Büchern nicht allzu säuberlich um, schreibt große Anzüglichkeiten gegen die Verfasser hinein, macht Eselsohren, wenn er beim Lesen unterbrochen wird und wirft mit kleinen Bändchen von A. Dumas nach seinen Hunden. Glauben Sie mir, lieber Herr, wir haben ein sehr schweres Geschäft, denn man lebt einmal von dem Publikum und ist zur Höflichkeit verpflichtet, auch wenn einem himmelschreiendes Unrecht geschieht." Der gute Buchhändler hatte eben diese Rede gehalten und hustete ein wenig, als eine saubere Blondine eintrat und nach einem Blick auf einen Zettel sagte: „Die Frau Geh. Räthin läßt um Gervinus Literaturgeschichte bitten. Sie will den Band haben, in dem Jean Paul besprochen ist. Wenn er nicht da sein sollte, möchte sie etwas von Penserose oder von Henriette Hanke

haben.“ Der Leihbibliothekar machte einige Ausflüchte und verabfolgte dann einen Penseroso. Die Blondine in dem alten seidenen Kleide der Geh. Räthin rauschte hinaus, und der Leihbibliothekar flüsterte: „Sie steht noch draußen, deshalb ..... wie finden Sie diese Unverschämtheit? nun soll eine Bibliothek unseres Kalibers ein so gelehrtes und theures Buch, wie den Gervinus anschaffen! Und ich darf gar nicht einmal sagen, daß ich den Gervinus nicht besitze, sonst würde die Geh. Räthin meine Bibliothek bei ihren Kaffeeschwestern in den übelsten Ruf bringen. Ich muß mich unter allerlei Vorwänden so durchschwindeln.“

Nachdem noch einige ältliche Schneidermamsellen gekommen waren und um etwas Rührendes für den Sonntag gebeten hatten, entfernte ich mich und stolperte auf der Treppe über einen wißbegierigen Hausknecht, der sich in einen Proceß aus dem Pitaval vertieft und auf der untersten Stufe neben der schmutzigen Fußdürfte Platz genommen hatte.

Am Montag Abend war ich Zeuge eines denkwürdigen Streites zwischen meinem kleinen Freunde und einem kammerdienerartigen Menschen. Der Leihbibliothekar hatte sich in eine Heftigkeit geredet, die mir an ihm ganz fremd war. „Bitte, Herr Platzmann, sagen Sie Excellenz, daß ich den Ségur nicht zurücknehme. Wenn die Herrschaften ihre Bemerkungen in die Bücher schreiben, können sie mir nicht verargen, wenn ich sie ersuche, die Bücher auch zu behalten.“ — „Excellenz haben mir gesagt,“ antwortete der sogenannte Herr Platzmann, „das Buch wäre schon alt, und Sie müßten es für eine Ehre halten, wenn

ein Minister etwas mit eigener Hand hineingeschrieben hätte." — „Dann werden mir Excellenz auch erlauben, daß ich die beiden Bände in meinem Laden ausstelle und an jeden verkaufe, der für die Handschrift Sr. Excellenz noch ein paar Groschen giebt." — Platzmann verschwand und der Leihbibliothekar warf mit den beiden Bänden Ségur so entrüstet um sich, als hätte er die Excellenz selber unter seinen Händen. Ich wunderte mich über so viele Genauigkeit bei einer Excellenz, allein der Leihbibliothekar brummte: „Sie kennen die Menschen nicht. Das geht Mittwochs und Sonnabends selber auf den Markt, das commandirt Millionen, giebt große Diners und ißt am andern Tage die Reste von gestern, oder Bratwurst und geriebene Kartoffeln." Darauf zog der schwergekränkte Mann ein großes Stück Gummi aus der Schieblade eines Tisches, bearbeitete damit gewaltsam die schlimmsten Inschriften auf den Blättern des unglücklichen Feldzuges in Rußland, „denn," sagte er, „für die Handschrift (er bediente sich noch eines viel schlimmeren Wortes aus dem Hirtenlexikon) giebt doch Niemand einen Heller."

Er rieb noch, als ein freundlicher grauhaariger Herr eintrat, um den zweiten Band der „Wanderungen eines alten Soldaten" bat, ihn erhielt, in die Tasche seines langen braunen Oberrock versenkte und gemüthlich grüßend sich empfahl. „Dieser war unser ältester Abonnent," bemerkte die Schwester, „er stammt noch von unserem seligen Vater her. Er ist zufrieden, wenn er alle Neuigkeiten zwei Jahre nach ihrem Erscheinen im Buchhandel erhält, hat unsere Bibliothek wenigstens schon zehnmal

durchgeleſen und wahrſcheinlich noch nie ein neu brochirtes Buch in der Hand gehabt.“ Ich konnte mich bei dieſer Benachrichtigung nicht des abentheuerlichen Gedankens erwehren, welche ſonderbare Geſtalt die Pferdezucht und der Pferdehandel annehmen würde, wenn die Deutſchen ihre Bücherökonomie auch auf den Stall verpflanzten und nur auf „Miethsgäulen“ reiten wollten. Aus dieſen Grübeleien wurde ich durch einen ungefähr vierzehnjährigen Knaben in feinen Kleidern geweckt, der mit einer Cigarre im Munde in den Laden trat, die Aſche an der Tiſchkante abſtrich, auf mich einen flüchtigen halbverächtlichen Blick warf und von der Schweſter des Bibliothekars mit lauter Stimme den erſten Band eines ſo unanſtändigen Romans verlangte, daß ich gerechtes Bedenken trage, den Titel hier mitzutheilen. Das gute alte Mädchen flüchtete verlegen hinter die am Schreibtiſche ſtehende ſpaniſche Wand und rief den Bruder, der ſehr höflich und mit Bedauern ſagte, daß der verlangte Band nicht da ſei, aber in einigen Tagen zurückkäme und aufbewahrt werden ſolle. Nachdem der Bube ſich noch mit einem geforderten Schwefelhölzchen die Cigarre wieder angezündet hatte, ging er hinaus und ſchlug hinter ſich, ohne guten Abend zu ſagen, die Thür zu. Der Leihbibliothekar zuckte die Achſeln. „Der Sohn unſeres Hauswirthes — was ſollen wir machen?“ „Dem Vater die ſaubere Lectüre ſeines Sohnes anzeigen, ſollen Sie!“ rief ich entrüſtet. „Als ob wir das nicht gethan hätten! Der alte Herr lachte aber und meinte, er ſei noch jünger geweſen, als er ſolche Bücher ſchon geleſen; wir ſollten uns um ſeinen geſcheuten Jungen nicht be-

kümmern. Würden wir noch ein Wort verlieren, wir riskirten, der Alte kündigte uns die Wohnung und ein Umzug ist der halbe Untergang eines Leihbibliothekar-Geschäftes."

Ich zuckte die Achseln und fragte, ob diese Schriften häufig Leser von so zartem Alter fänden. „Das genannte Buch," sagte der Bibliothekar, „ist den jungen Leuten meistens unbekannt, allein es giebt eine Menge Bücher unverfänglichen Titels aber schlüpfrigen Inhaltes, die von vielen jungen Mädchen im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren gefordert und oft im häuslichen Kreise vorgelesen werden. Sie würden sich wundern, lieber Herr, wenn ich Ihnen diese unschuldigen Tauben zeigen sollte, aber wir Leihbibliothekare gleichen den Beichtigern, wir haben nur Ohren für die Sünden der Leute: die Lippen sind uns durch den Gebrauch und äußern Vortheil geschlossen. Draußen schlug es sieben Uhr, er war Zeit, das Geschäft zu schließen und an den Einband eines Haufens neuer Romane zu gehen, die vor einer halben Stunde aus einer Verlagshandlung angelangt waren, welche sie der Leihbibliothek mit besonderen Vortheilen zu überlassen pflegte, da traten zwei Soldaten ein, legten ein überaus schmutziges Buch auf den Tisch und forderten den folgenden Band. Die Leute hatten Eile, als ob sie heimlich aus der Kaserne entwischt wären. Als ihr Wunsch befriedigt worden war, warf ich einen Blick in das Buch, es war der erste Band von „Onkel Tom."

„Die Droschkenkutscher haben ihn jetzt Alle gelesen;

nun kommt er unter die Soldaten. Sie sind immer die Letzten."

Nach diesen Worten drehte er die einzelnen Gasflammen des Kronleuchters aus und ich hielt es für Zeit, mich zu verabschieden. Auf der Treppe begegnete mir noch eine ältere Dame und rief, als sie das Geräusch der Schlüssel hörte: „Mein Gott, der Laden wird doch nicht schon geschlossen?" „Allerdings, Madame, Sie sind nur fünf Minuten zu spät gekommen!" „Ach wie unangenehm, wir lesen heute Abend den Schiller'schen Don Carlos mit vertheilten Rollen und es fehlte uns noch ein Exemplar. Der Sicherheit wegen hatte ich mich selbst auf den Weg gemacht und nun ist der Laden geschlossen."

Da ich die Hartnäckigkeit der Geschwister kannte, an der festgesetzten Feierabendstunde festzuhalten, ermunterte ich die Verehrerin Schillers nicht weiter, aber ich fühlte mich als Schriftsteller wundersam getröstet, daß selbst einer unserer Großmeister der Literatur, wie der erste beste Romancier, aus der Leihbibliothek geholt werden sollte, und ging zu meinem Romanschreiber, um bei ihm Thee zu trinken.

V.

Unglückshaus und Unglücksmensch.

Häuser üben so gut wie manche Menschen auf ihre Umgebung zuweilen einen geheimnißvollen Einfluß aus, den die Dichtkunst mit besonderer Vorliebe auszubeuten pflegt. Von dem Hause in Plutarch's Lebensbeschreibungen an, bis auf das unheimliche Haus bei E. T. A. Hoffmann, hat es nicht an abentheuerlichen Gebäuden gefehlt, in welchen sich Dinge zutrugen, die über den menschlichen Horizont hinausgingen. Diese Bekehrung schließt mir stets quer durch die Gedanken, wenn ich an dem Hause Nr. 199 in der Behrenstraße vorübergehe: denn auch dieses Haus ist ein Unglückshaus. Nur ist diese Bezeichnung allerdings nicht so zu verstehen, als ob, wie bei Plutarch, räthselhaftes Jammergeschrei daraus erschallte, oder wie bei E. T. A. Hoffmann ein geisterhaft zweideutiges Wesen in der Dämmerstunde aus einem Fenster des ersten Stockwerkes auf die Straße sähe, allein das Haus verdient dennoch diesen Titel, da es seine Besitzer, erst den Vater, dann den Sohn verleitet hat, das Salz des Lebens, den Sauerstoff der geistigen Natur, die Lokomotive der Geschichte: die Arbeit, aufzugeben und den Lebenslauf jener jüngsten der schönen Künste: der Faulheit, zu widmen.

Das Unglückshaus Nr. 199 der Behrenstraße ist drei Stockwerke hoch, glänzt von dicken Spiegelscheiben, beher-

bergt im Erdgeſchoſſe mehrere, theure Miethen zahlende Läden, erfreut ſich guter Stallungen für ſechs Pferde und beſitzt einen Hof, groß genug, um darin ein Volksfeſt, wenigſtens eine italieniſche Nacht zu feiern. Es bringt mehrere tauſend Thaler jährlicher Miethe ein und erwirbt mit jedem Quartal, an welchem die Miethen nach heutiger Sitte geſteigert werden, den Titel „Unglückshaus“ mit größerem Rechte. Wie geſagt, gehörte es erſt dem Vater und dann dem Sohne, zwei Leuten, die nach dem Geklätſch der Nachbaren obenein nie verheirathet waren, obwohl man nicht leicht einzuſehen vermag, wie der Vater alsdann in den Beſitz eines rechtmäßigen und erbfähigen Sohnes gelangen konnte. Dieſe Lesart der Nachbaren wird durch die gänzliche Bedeutungsloſigkeit der Mutter des Sohnes erklärt. Ihre ſterbliche Natur vermochte ſchon ſehr bald nach ihrer Verheirathung den, Charaktere ſchwächenden Einfluß des Hauſes nicht zu ertragen: als eine ehrliebende Frau ſtarb ſie an der Topfguckerei ihres Gemahles, nachdem ſie ihm den einzigen Sohn geboren hatte. Der Vater und Wittwer beweinte ſie nur fünf Minuten lang, da ſie ihm bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſtets im Wege geweſen war, und gerieth bei ſeiner beharrlichen Verzichtleiſtung auf jegliche Aeußerung des Schmerzes ſehr bald in den Ruf: nie verheirathet geweſen zu ſein. Jeder Kenner von Häuſern mag ermeſſen, wie begründet der Ruf des Unglückshauſes war, da ſich kein Frauenzimmer weiter bemühte, als Nachfolgerin der Verſtorbenen aufzutreten, und auch der Sohn im reiferen Alter nie von weiblichen Nachſtellungen zu leiden hatte.

Beide wurden nämlich von der gesammten angrenzenden Menschheit außerordentlich gefürchtet, da sie, Dank dem schrecklichen Hause, von allen andern Creaturen abwichen und mit ihrem und der übrigen Menschen Dasein nur ein leichtsinniges Spiel trieben.

Sobald der Vater seine Frau begraben hatte, belohnte er den Kutscher, der ihn nach dem Kirchhofe gefahren, mit dem sechsten Theil eines Thalers, einer Summe, die mit den wichtigsten Vorgängen im irdischen Leben in einem noch nicht erklärten Zusammenhange steht, aber allen düstern und ähnlichen Personen gar wohl bekannt ist, zündete seine mit Varinaskanaster gestopfte Pfeife an, öffnete das Fenster und rauchte mit Ausnahme der Essenszeit, bis die Sonne unterging. An diesem ersten Tage legte er, wenn der Bote des Stadtgerichts, sein alter Freund, die Wahrheit geredet hat, das Gelübde ab, niemals zu arbeiten, und auch dereinst seinen Sohn von diesem schlimmsten aller Laster abzuhalten, da er in jungen Jahren die bösen Einwirkungen der Arbeit auf das kindliche Gemüth kennen gelernt, und der Ertrag seines Hauses vollkommen hinreiche, um Vater und Sohn ohne eigene Bemühungen reichlich zu erhalten.

Sobald der Kleine heranwuchs, zeigte sich sehr bald die merkwürdigste Uebereinstimmung mit den Grundsätzen seines Vaters. Da derselbe ihn eifrig, ja fast ängstlich vor den Irrlehren der Schule behütete, und der seiner Erziehung nachforschenden Polizei vorspiegelte, daß er selber für die Erziehung seines Kindes sorge, so konnte eine seltene Uebereinstimmung der beiderseitigen Ansichten

nicht ausbleiben. Auch der Sohn entwickelte eine Vorliebe für die kleinen Einzelheiten der Wirklichkeit und die Mißachtung fremden Schmerzes, namentlich wenn er so glücklich war, ihn durch sein Betragen verursachen zu können.

Der gute Vater ließ den einzigen Sohn nichts lernen, als das Klavierspiel, aber nicht aus Wohlgefallen an der Musik, sondern nur, weil auf das mit der Aussteuer der verstorbenen Frau in das Haus gekommene, oft ausgebotene Pianoforte, kein Käufer ein ausreichend hohes Gebot thun wollte und das Instrument sich doch einigermaßen verzinsen mußte. Der gute Sohn aber übte mit Eifer, weil er schon frühe bemerkt hatte, daß sein Herr Vater einen entschiedenen Widerwillen gegen den musikalischen Ton und die damit verknüpfte Handleistung hege. Diese Beobachtung spornte den jungen Dilettanten so lebhaft an, daß er schon vor dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre ein angehender Virtuose heißen konnte. Ungeachtet seiner ausgebildeten technischen Fertigkeit wirkte die Musik jedoch nicht segensreich auf den Jüngling ein. Der Stamm, auf den man die süße Tonkunst pfropfen will, muß einer frommen Menschengattung angehören; auf holzigen stachlichen Gewächsen bringt er die wunderlichsten Entartungen der Früchte hervor. Der Sohn gebehrdete sich als der unleidlichste Virtuose der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Als kostenfreier Spieler richtete er zahllose Concerte zu Grunde, verbitterte den Kritikern das Leben und musicirte öffentlich mit um so größerer Wollust, je deutlicher ihm wurde, daß auch nicht ein Ohr ihn mit Vergnügen höre. Die schärfsten Besprechungen richteten

nichts gegen ihn aus, bis, nicht die Hand der Kritik, sondern die des Schicksals, seinem Streben eine andere Richtung gab.

An einem lieblichen, aber sehr heißen Sommernachmittage kam der Vater von einem Jubiläum heim, das ein Hausbesitzer am Tage der Exmission seines fünfzigsten Miethers gefeiert hatte, und klagte über ein heftiges Unwohlsein. Eine halbe Stunde darauf stellte sich in seinem Antlitz eine unverkennbare Schiefheit der Züge ein, die ganze rechte Seite des Körpers erschlaffte und der Besitzer des Unglückshauses sank mit einem leisen Laut in den Lehnstuhl, den Schauplatz seines nützlichen Lebens. Der Sohn aber berief sofort einen homöopathischen Arzt, der ihm genügende Garantieen bot, nicht durch Anwendung von Aderlässen die Qualen seines Vaters zu verlängern. Der Homöopath kam, versuchte durch Verdünnungen auf den verfitzten Lebensfaden des Schlagflüssigen einzuwirken und hatte gegen Tagesanbruch erreicht, daß der schwerfällige Mann dalag, wie heute das transatlantische Kabel, und nur höchst selten einen verständlichen Laut von sich gab. Fortgesetzte ärztliche Bemühungen brachten endlich auch die letzten elektrischen Zuckungen zum Schweigen, und vier und zwanzig Stunden nach dem Festmahle war die Seele aus dem Unglückshause ihres Leibes entflohen und hatte diesen den Würmern als Festmahl hinterlassen. Der Vater war an dem Jahrgange von 1834 gefallen; vielleicht erweist der Jahrgang von 1859 einst entfernten Verwandten des Sohnes einen ähnlichen Liebesdienst. Vor ausgelassener Freude bezahlte der bekümmerte Sohn nicht allein den

Leichenwagen mit vier Pferden, sondern ließ auch einen Leichenstein aushauen, auf welchem die Worte des Apostels: „Wenig und böse" durch des Künstlers Meißel verzeichnet wurden. Dann hüllte er seinen ältesten Hut dicht in einen Trauerflor und ließ, um den düsteren Tag doch durch eine gute That aufzuhellen, eine Köchin aus dem zweiten Stockwerk des Unglückshauses verhaften, weil sie durch Torfasche, in welcher sich noch glühende Kohlen befanden, sein Eigenthum der Feuersgefahr ausgesetzt hatte.

Ueber das Leben des Vaters berichte ich nur aus wohlverbürgten Mittheilungen; den Sohn kenne ich persönlich und beobachte ihn seit vielen Jahren. Eine unbekannte Macht zieht mich dämonisch in seine Nähe, und wenn ich Widerstand leiste und ihn fliehe, kommt der Besitzer der steinernen Nr. 199 mir nach, und spricht durch seine nichtsthuerische Existenz meinem arbeitsamen Leben Hohn. Wenn ich nach langer freiwilliger Einsperrung in meine Studierstube einen Spaziergang wage, kann ich mit Bestimmtheit darauf rechnen, ihm zu begegnen. Wenn ich zur Erholung an das Fenster trete, geht er gewiß vorüber, und wenn ich zuweilen einen alten Weinkeller besuche, sitzt er sicherlich schon unter dem einzigen trüben, vergitterten Fenster, trinkt seinen Schoppen Oppenheimer und guckt den oben Vorübergehenden nach den Beinen. Wir haben nie mit einander gesprochen, aber wir stehen in einem geheimnißvollen Rapport. Wir scheinen Beide von Neid über unsere Stellung erfüllt zu sein, denn so scheel ich auf seine vier und zwanzig Stunden und seine ihm

leicht zufließende hohe Jahresrente blicke, ist er doch weit unglücklicher als ich.

Aber bei unserem gelegentlichen Zusammentreffen giebt es Momente, in denen er mir wieder mehr Theilnahme einflößt. Wir speisen Beide Sonntags zuweilen in einem Hotel an der Table d'hote, ich, weil an diesem Tage ein ausgezeichnetes Rostbeef echt englischen Styles auf den Tisch kommt, er, weil es bei ihm Gemüthsforderung ist, sich enge an die Seite des Wirthes zu setzen und ihm Niederträchtigkeiten über seine Weinsorten zu sagen. Wenn dann ein gutmüthiger, vom moussirenden Bachus angeregter Herr für einen armen Schelm eine kleine Collecte veranstaltet, verzerrt sich das Gesicht meines unbekannten Freundes, als wollte ihn das Geschick seines Vaters ereilen.

Zwar liebt er Collecten, aber nur insofern, als er den Aufruf dazu in den Zeitungen mit seinem Namen unterzeichnen und sich Comitémitglied schelten lassen darf. Er ist in dieser Weise Mitglied des patriotischen Vereins zur jährlichen Bewirthung der in Baden blessirten Krieger, mit Speck und Sauerkohl, des Vereines für unentgeltliche Austheilung lyrischer Gedichte an unmündige Taschendiebe in den Marken, des Prügelsuppenvereines für Wöchnerinnen, der ersten Association zur Verhütung der Verbreitung falscher Fünfzigthalerscheine, der naturhistorischen Gesellschaft zur Erhaltung der Affen auf dem Felsen von Gibraltar und ähnlicher gemeinnütziger Zusammenrottungen von edlen, aber müßigen Berlinern; einen Groschen baaren Geldes für einen dieser Zwecke hat er noch niemals be

zahlt. Dafür betreibt er mit unübertrefflicher Geschicklichkeit den höheren Bettel. Wenn er im schwarzen Gallaanzuge mit einem großen Actenstücke unter dem Arme in die Quartiere wohlhabender Leute dringen und ihnen einen oder mehrere Thaler abpressen kann, wird er wahrhaft liebenswürdig. Nach der Versicherung von Augenzeugen entwickelt er nur einen noch anziehenderen Humor, wenn er die Miethe am ersten Tage des Vierteljahres in Empfang nimmt, und mit dem stillen, aber unerschütterlichen Entschlusse, nicht zu helfen, die Klagen der Miether über einzelne Uebelstände, z. B. rauchende Bratöfen, oder lose Ofenklappen anhört. An allen übrigen Tagen des Jahres hält er sich nur ungern in seinem Hause auf. Sein Pianoforte sammt dem dazu gehörigen Notenvorrath ist längst verkauft, mit Lectüre hat er sich nie beschäftigt, Leidenschaften für Gemälde, Statuen, Blumen oder Möbel regen sich nicht in ihm; es treibt ihn daher hinaus auf die Straße, in das Kaffeehaus. So findet er sich täglich in einem eleganten Bierhause um halb elf Uhr Morgens ein und untersucht die leider schlecht schließenden Fenster dieses Lokals, zankt mit dem Kellner darüber und ißt zu einigen mitgebrachten Semmeln die Hälfte des Senfgefäßes aus, sobald der Bursche vor Entrüstung ihm den Rücken gekehrt und das Zimmer verlassen hat. Der Wirth ließ freilich schon häufig, um ihm diese Unart zu verleiden, dem Senfe allerlei emetisch und purgatorisch wirksame Säfte und Pulver zusetzen, allein es scheint, daß gleich seiner moralischen Hälfte auch der leibliche Theil ziemlich unempfindlich selbst gegen die stärksten Rührungen sei;

diese heimtückischen Arzneistoffe haben ihn nicht von dieser Angewohnheit abgebracht. Im Sommer geht er hierauf den vom Exercierplatz heimkehrenden Truppen entgegen, im Winter flanirt er unter den Linden vor den Bilderläden, läßt das Wetter aber einen weiteren Spaziergang zu, so unternimmt er wohl eine kleine Fußreise in die Nachbarschaft von Berlin und verbindet damit eine hübsche Razzia, die einer näheren Beschreibung werth ist.

Unser liebenswürdiger Freund wandert dann in die neuen Stadtgegenden des Westens vor die Stadtmauer und späht nach aushängenden Miethszetteln. Er weiß aus eigener Erfahrung, wie man Miethern wehe thut, und kennt außerdem die wunden Flecke im Gewissen der Hauswirthe. Als ob er die Wohnung miethen wollte, steigt er in die, auf dem Zettel bezeichnete Etage empor und wünscht mit anscheinend liebenswürdiger Miene das Quartier in Augenschein zu nehmen. Anfangs gebehrdet er sich höflich und schüchtern, hat er aber einmal im Gespräch festen Fuß gefaßt, so sucht er sich mit virtuoser Bravour unangenehm zu machen. Führt ihn eine Dame umher, dann fängt er in Gemächern, die man in solchen Fällen der nothgedrungenen Verletzung des Hausrechts nur flüchtig zeigt, gern eine längere Unterhaltung an, bleibt stehen und mustert die umherliegende und hängende Garderobe mit scharfem Auge, wischt auch wohl mit seidenem Taschentuche gewissenhaft die Brillengläser ab. Bemerkt er, daß die arme Dame verlegen wird, so bittet er um Entschuldigung, wenn er sich danach erkundigen müsse, allein es könne ihm nicht gleichgültig sein, ob eine Woh-

nung von Ungeziefer frei sei oder nicht, er für sein Theil fürchte, daß, wenn wirklich die übrigen Zimmer nicht an diesem Uebelstande litten, dieses Zimmer doch entschieden von Wanzen behelligt werde, ja, um den härtesten Ausdruck zu brauchen, durch und durch „verwanzt" sei. Wird das unglückliche Wesen verlegen und stammelt einige unwillige oder abwehrende Worte, so fügt er besänftigend hinzu, daß ihm nur die Atmosphäre des Gemachs nicht gefalle und daß er sich wohl im Irrthume befinden könne. Bemerkt er einfache Möbel und schlichte Fenstervorhänge, so unterläßt er nicht zu murmeln, daß ohne alle Frage dieses Zimmer durch eine reichere Einrichtung sehr gewinnen müsse. Erkundigt er sich nach dem Zustande der Küche, so zweifelt er, dem Ansehen des Bratofens nach, daß derselbe häufig gebraucht werde, vermißt auch wohl eine Speisekammer und eine Wasserleitung neuesten Styls. Dann begiebt er sich zum Wirth, erkundigt sich nach der Höhe der Miethe, findet dieselbe nicht zu theuer, stößt dem arglosen Manne durch seine furchtbare Kritik der Wohnung aber beinahe das Herz ab. Die Einfassung der Fenster sei durch Feuchtigkeit und Unreinlichkeit morsch geworden, der Anstrich der Thüren habe durch mangelhaftes Putzen gelitten, kein Schloß sei in Ordnung und sämmtliche messingene Ofenthüren schienen zerbrochen, die Tapeten zeigten Löcher, und wenn er die Wohnung miethen solle, so müsse vorher eine vollständige, Alles umfassende Restauration vorgenommen werden. Der Wirth hört ihn mit weitgeöffneten Augen und Lippen an, verspricht die Wohnung sofort zu besichtigen und bittet ihn, der näheren

Besprechung wegen, im Laufe der nächsten Woche wiederzukommen. Unser Cavalier entfernt sich, den stillen Frieden einer edlen Seele in seinem Busen tragend. Der Wirth stürzt in seine Stiefeln und die beiden Treppen hinauf zu dem verleumdeten Miether. In Abwesenheit des Hausherrn wird er von Mutter und Tochter empfangen, die sich noch immer nicht von ihrem Abscheu gegen das eben entwichene Ungeheuer erholen können und an einer höchst gereizten Stimmung leiden. Der aufgebrachte Mann stellt sie zur Rede wegen der heillosen Vernachlässigung der Wohnung und verlangt zur sofortigen Besichtigung zugelassen zu werden, die empörten Damen verweigern dieselbe im Gefühl ihrer Unschuld, und der bitterböse Dialog schließt endlich mit mündlichen Beleidigungen, aus denen sich leider eine Klage vor Gericht entwickelt.

Wie müssen wir aber erst den Unglücksmenschen bewundern, wenn wir ihn bis in die Hallen des Stadtgerichts verfolgen, wo er in den gemüthlichen Räumen der Deputation für Bagatellsachen zu den Stammgästen gehört. Er zählt vermöge seiner Organisation zu den nur zu häufig vorhandenen Personen, welche zwar sehr gern Geld einkassiren, sich aber um so schwerer davon trennen mögen. Damit hängt seine Abneigung zusammen, Rechnungen jeder Art zu bezahlen. Zuerst foppt er die für ihn arbeitenden Handwerker so lange als möglich durch angebliche Abwesenheit, Mangel an kleinem Gelde, vorgespiegelte Nachlässigkeit in den Leistungen und ähnliche elende Kniffe. Hat er die Ungeduld der armen Leute auf das Aeußerste gebracht, so läßt er sich verklagen. Ihm wird erst wohl,

wenn er wenigſtens fünf oder ſechs kleine Bagatellſachen auf dem Halſe hat, die ihm eine gedeihliche Aufregung verſchaffen und zu ſeinen diätetiſchen Hülfsmitteln gehören. Verurtheilt ihn das Gericht, wie es faſt immer thut, ſo iſt er weit davon entfernt, zu bezahlen. Jetzt beginnt die niedere Jagd mit den Executoren, das Verſteckſpielen, das Stehen auf dem Anſtande, das ſpurloſe Verſchwinden, endlich der reizende Spannungsmoment der Ueberliſtung und Ergreifung. Kein ſchalkhaftes Mädchen kann im Stillen ein größeres Behagen empfinden, wenn ſie von ihrem Liebhaber mit ſtarker Hand feſtgehalten und anſcheinend wider Willen geküßt wird, als unſer Mann, wenn ihn der Executor endlich feſtgemacht hat und in den Schuldarreſt ſchleppen will. Erſt jetzt bequemt er ſich zur Zahlung, aber nicht ohne die zärtlichſten Vorwürfe, daß ſo große Anſtrengungen höchſt überflüſſig geweſen ſeien, er habe niemals eine Zahlung verweigert, der ganze Wirrwarr beruhe auf eitlen Mißverſtändniſſen und es ſei im höchſten Grade Unrecht, ihm durch alle dieſe Weitläufigkeiten noch Gerichtskoſten zu verurſachen. Dergleichen Ausgaben für Koſten bilden aber den Luxus in ſeinem Leben. Sie gleichen dem baaren Aufwande, den andere wohlhabende Leute mit Badereiſen und Sommerwohnungen treiben. Er betrachtet ſie als ſein nothwendiges Steckenpferd. Zuweilen treten jedoch traurige Zeiten ein, wo er auch nicht die geringſte Rechtsſache hat; dann befindet er ſich höchſt elend und in einer gedrückten Stimmung. Er magert ab, ſchläft ſchlecht und erholt ſich nicht eher, als bis das Interregnum verfloſſen iſt, wieder neue Händel

angeknüpft sind und das Gericht ihm eine Vorladung sendet.

Am glücklichsten fühlt er sich in dem zweiten Stockwerke des Stadtgerichts, in dem unbeschreiblich ahnungsvollen Dunstkreise von allerlei Hader und Grimm, der hier auf jedem Sonnenstäubchen schwebt, in allen Winkeln lauert, aus jedem Gesichte der Kommenden und Gehenden grinzt, und selbst den göttlich hellen Tag verdüstert. Hier lebt er, wie die Kröte in ihrem Moor. Die Unterbeamten kennen ihn genau, nicken ihm zu und schnupfen aus seiner Dose; die Assessoren und Räthe, die wie richtende Erzengel über diesem Gewühl der Verzweiflung schweben, lachen einander an, wenn sie ihn gewahr werden. In seinen Angelegenheiten gehört er zu den schärfsten Dialektikern, zu den geriebensten Sophisten; er ruht in keinem Termine eher, als bis er bemerkt, daß dem gepeinigten Richter das Blut zu Kopfe steigt. Dann giebt er bescheidentlich nach, denn er ist gründlich feige und hat es nicht gern, sich in Gegenwart anderer Leute anschreien zu lassen. Ist es möglich und thunlich, so mischt er sich gern in fremde Händel, und erbietet sich, wenn er dadurch eine augenblickliche Verwirrung hervorbringen, den Richter stören und eine Partei gründlich demüthigen kann, kleine eingeklagte Posten fremder Verklagter von zehn bis zwanzig Silbergroschen großmüthig zu bezahlen. Abgewiesen zu werden, bereitet ihm nicht die geringste Kränkung. Läßt es sich bewerkstelligen, so *schwört* er gar zu gern, vorzüglich wenn er bemerkt, daß der Richter die innere feste Ueberzeugung hegt, er schwöre so etwas, wie einen kleinen

Meineid. Doch kann dergleichen bei seiner außerordentlichen Vorsicht immer nur auf gewagten Vermuthungen beruhen. Als Kläger ist er nicht so furchtbar, wie man seinem Charakter zufolge glauben sollte. Er hat einen Abscheu, seine etwaigen hartnäckigen Schuldner einsperren zu lassen und die gesetzmäßigen Alimente für sie zu bezahlen. Die Noth der Gefangenen hat keinen Reiz für ihn, da er doch immer um den persönlichen Genuß derselben kommt. Könnte er seine Seele mit ihren Grimassen bei dem Verzehr der berühmten schwarzen Suppe auf der Karte des Schuldgefängnisses laben, er zahlte wahrscheinlich! Von ihnen durch eine halbe Wegstunde, Gitter und starke Thüren getrennt, ist keine Verlockung vorhanden, sie im Käfig auf seine Kosten zu füttern.

Wir würden nur ein äußerst mangelhaftes Charakterbild unseres Helden liefern, sprächen wir nicht von dem, was er seine politischen Ansichten nennt. Niemand ist äußerst mangelhaft von der Natur ausgestattet, daß er sich nicht dessen bewußt würde und auf irgend eine Weise darunter im Geheimen litte. In einem dieser Augenblicke menschlicher Verzagtheit griff der Unglücksmensch zu demselben Mittel, dessen sich schon viele seiner Gefährten bedient haben, um vor dem Scharfblick der Welt ihre radikale Nichtswürdigkeit zu verschleiern; er gab sich für einen „loyalen Preußen“ aus, und schloß sich einem Bunde an, der sich einer politischen Pharisäerschaft rühmte, und auf die ihrem Monarchen nur auf gewöhnliche Weise treuen Zöllner und Sünder mit äußerster Verachtung herabblickte. Diese Menschenklasse betreibt ihr Geschäft immer nach Art

der Schakals heerdenweise, fällt nie ein lebendes wehrhaftes Geschöpf an, zerreißt aber die gefällte liegende Beute mit Behagen in lauter zollgroße Fetzen. In behagter Gesellschaft lebte der Held Jahre lang mit ungemeinem Behagen, deutete die Verhältnisse scharfsinnig und geldgierig aus, mästete sich mit Verrath und Verleumdung und strebte sogar nach gewissen Auszeichnungen, die er ohne den merkwürdigen letzten Wechsel der Dinge wahrscheinlich auch erlangt hätte.

Wunderbarer Weise finden wir den „loyalen Preußen“ gegenwärtig auf Seiten der liberalen Partei. Er hat sich so lebhaft umgewandelt, daß ihm das Pentagramma, d. h. der Kopftitel der Kreuzzeitung schon wahre Pein verursacht, er hat es sogar bis zum Wahlmanne gebracht, da die Handwerker seines Urwahlbezirks gutmüthige Menschen sind und nicht ewig Rache brüten. Der überzeugungstreue Preuße hat bei der letzten Versammlung für den Bürgermeister Grabow aus Prenzlau gestimmt, schwärmt für den Herrn v. Patow, wählt aber principiell keinen Minister. Sollte das Glück ihm wohlwollen und in die Vorderzimmer der Wohnung eines seiner Miether einen Abgeordneten der reactionairen Opposition führen, dem er noch vor sechs Wochen bei anderthalb Graden Wärme und Schneegestöber seinen Haarbusch als Schmutz- und Fußbürste hingehalten hätte, so stehen wir nicht dafür, daß er ihn unter irgend einem Vorwande gelegentlich beleidigt und mit ihm einen kleinen Prozeß anfängt.

Ach! die Menschheit hat nicht einmal den gemeinen Trost, daß auf seinem Hause Hypotheken stehen, welche

zu unangenehmen Terminen gekündigt werden können; sie muß *dieſe entzückende Perſönlichkeit, wie den Alligator und* ähnliche Geſchöpfe von noch nicht entdeckter Nützlichkeit, mit ſtiller Geduld ertragen.

VI.

Der Verfaſſungshämorrhoidarius.

Aeltere Herren, die jährlich zweitauſend Thaler zu verzehren haben, weder Frau noch Kind beſitzen, und mit keiner Amtsverwaltung betraut ſind, fangen an, auf eine bedrohliche Weiſe überhand zu nehmen. Das Wohlgefallen am Junggeſellenleben, veranlaßt durch die nicht mehr zu befriedigenden Anſprüche der heirathsluſtigen Damen, die Beweglichkeit des Geldes und die verlockende Leichtigkeit, auf den Eiſenwegen durch Länder und Städte zu ſchwärmen, haben die ſtarke Entwickelung dieſer Menſchenklaſſe ungemein begünſtigt. So wenig man aber ungeſtraft unter Palmen wandelt, ſo wenig Segen bringt es, ſich den Sorgen und Leiden des ehelichen Lebens zu entziehen, ſeine Hände nicht mehr mit Arbeit zu beflecken und die Landſtraßen unſicher zu machen. Dieſe älteren Herren verſinken ſtets in irgend eine Geiſtesſtörung, vereint mit unheimlichen leiblichen Unbequemlichkeiten, und die häufigſte derſelben pflegt jene neuere Krankheitsform zu ſein, die ſich

erſt ſeit zehn Jahren unter dem männlichen Geſchlechte gebildet hat, und mit Fug und Recht „Verfaſſungshämorrhoiden“ genannt werden kann.

Die gegenwärtige politiſche Umgeſtaltung der Verhältniſſe hat wohl das Meiſte dazu beigetragen, ein ſo ſchweres Uebel heranzubilden, und der Verfaſſungshämorrhoidarius iſt erſt jetzt eigentlich an den Tag gekommen; allein die Wurzel ſeines Uebels iſt rückwärts in der Vergangenheit zu ſuchen.

Der Kranke hat von jeher Morgen- und Abendblätter mit Leidenſchaft geleſen und in den zahlreichen Stunden der Muße den Verſuch gemacht, ſich eine eigene politiſche Meinung zu bilden. Aber die fortwährende Gährung der ſtaatlichen Elemente verhinderte jeden brauchbaren Niederſchlag von Gedanken und brachte nur die beklagenswertheſten Obſtructionen im geiſtigen Gebiete hervor. Der tägliche Kampf der Leitartikel der verſchiedenartigſten Parteien, die nie endende Reviſionsſucht und die beängſtigende Maßregelei, zwangen den armen Leidenden endlich, ſich nur noch an den Buchſtaben der Verfaſſung zu halten. Der Hämorrhoidarius der Verfaſſung trägt bei Tag und bei Nacht ein in Leder gebundenes Exemplar derſelben bei ſich und beriet ſich deſſelben faſt ſo häufig, als ſeines clyſopompiſchen Apparates. Unter dem Manteuffel'ſchen Regimente begnügte er ſich damit, im Stillen zu trauern und für die politiſch-ſocialen Ausſchweifungen, welche er ſich im Jahre 1848 erlaubt hatte, Buße zu thun; unter dem Miniſterium Hohenzollern-Auerswald iſt er aus ſeinem

Winterſchlaf erwacht und beeifert ſich, an die Oeffentlichkeit zu treten.

Die Erſcheinungen, welche ſich bei dieſen Kranken zeigen, ſind ſo beſtimmt und entwickeln ſich ſo regelmäßig, daß wir von allen Verfaſſungshämorrhoidarien geredet haben, wenn wir einen derſelben beſchreiben. Sobald die erſten Wahlbewegungen ſich entwickelten, begannen auch die erſten deutlichen Spuren des Leidens ſich zu zeigen. Faſt in jedes Redactionslokal trat ein ſtattlicher Herr, deſſen Außenſeite ein wunderſames Gemiſch von den Folgen guter Koſt und mangelhafter Verdauung, von Sorgenfreiheit und eingebildeten Sorgen, von ungerechtfertigter Unzufriedenheit mit der Welt und von äußerſter Selbſtgenügſamkeit, von einem bequemen Paletot und einer weißen geſteiften Halsbinde zeigte. Er verlangte den Redacteur zu ſprechen und erreichte vermöge des letztgenannten Attributes leichter Zutritt, als gewöhnliche Menſchen mit ſchwarzen Cravatten, da in Zeiten politiſcher Fortſchritte weiße Halsbinden und ihre Träger im erfreulichen Verdachte ſtehen, aus den Miniſterien zu kommen und Anſtellungen mit hohen Gehalten zu überbringen. Nachdem er mit einer wichtigen Bedachtſamkeit auf dem rohrgeflochtenen Audienzſtuhl Platz genommen, räuſpert er ſich, und zieht ein kleines Manuſcriptbündel aus der Buſentaſche, nach deſſen Entfaltung ſich häufige Spuren einer ängſtlichen Correctur zeigen.

„Sie werden entſchuldigen, wenn ich mir erlaubt habe, Herr Redacteur," ſagt der arme Leidende, einige Artikel aus der Verfaſſungsurkunde zu entlehnen, und mit einigen

Erläuterungen zu begleiten. Es würde mir lieb sein, wenn meine Auseinandersetzung in Ihrem vielgelesenen Blatte erschiene."

„Mein werther Herr," antwortete der Redacteur, indem er einen ganzen Stoß ähnlicher publicistischer Versuche aus einem Fache des Pultes hervorzieht, „unser Blatt wird ohnehin gegenwärtig so durch die vaterländischen Zustände in Anspruch genommen, daß wir kaum im Stande sein werden, Ihrer Bitte zu willfahren."

„Ich sollte meinen, Herr Redacteur," fährt der Patient gereizt fort, „das die erste Pflicht der Presse ist, die öffentliche Meinung zu vervielfältigen, durch die Mittheilung der Ansichten gescheuter Personen der Regierung guten Rath zu ertheilen und das Volk zu belehren."

Der Redacteur, dem längst ein Licht aufgegangen ist, mit wem er es zu thun habe, schützt vor, „daß er die Aufnahme des Artikels erst wohl erwägen müsse und daß er ihn, im Falle er sich für das Blatt eigene, abdrucken werde, jedoch nicht für einen bestimmten Tag bringen könne." Hierauf entfernt sich der Verfassungshämorrheidarius sehr heiter und begiebt sich nach dem Hauptpostamt, um mehrere Abschriften desselben Artikels, mit fünf wohlausgedruckten Siegeln und der Aufschrift „Werth hundert Thaler," an einflußreiche große Provinzialzeitungen zu versenden. Nachdem er dieses wichtige Werk vollbracht und die Postscheine sorgfältig in seine Brieftasche gepackt hat, begiebt sich der Kranke in ein Lokal, wo gewöhnlich die Verfassungshämorrheidarien verkehren und regelmäßig eine, den Blasenkrampf begünstigende, weit überschätzte

Sorte Moselwein getrunken wird. Das Gespräch wird Anfangs mit ziemlicher Würde geführt, nach und nach erhitzen sich aber die Kranken und trennen sich unter wüthenden Vorwürfen und festen Versprechungen, einander nie wieder zu sehen, um am nächsten Tage um dieselbe Stunde abermals zusammen zu kommen.

Unser Mann wartet gelassen drei Tage, da aber der Artikel nicht erscheinen will, macht er sich auf den Weg und überfällt die Redaction von Neuem. Hier sind bereits große und wichtige Veränderungen eingetreten. Der Chef und die Mitredacteure haben inzwischen so Vieles von Verfassungshämorrhoidarien zu leiden gehabt, sind so arg mit Preß-, Zoll-, Gemeindeordnungs- und Finanzangelegenheiten behelligt worden, daß der Expedient alle verdächtigen Besuche abzuwehren sucht.

„Ist der Herr Redacteur zu sprechen?"

„Ich glaube nicht, er ist mit dem Leitartikel beschäftigt."

„Mir liegt nur daran, zu erfahren, was aus meinem Exposé über einige Paragraphen der Verfassung geworden ist. Man hat mich auf eine etwas unartige Weise ganz ohne Bescheid gelassen, und doch sind schon drei Tage verstrichen!"

„Sie müssen das den Herren nicht übelnehmen, sie sind zu beschäftigt."

„Ja, aber wie kann das eine Entschuldigung sein? Das Wohl des Vaterlandes geht doch allen andern Dingen vor! haben Sie meinen Artikel gelesen?"

„Ich muß leider bedauern — ich habe mit dem Innern der Zeitung nichts zu thun.“

„Ah so, Sie sind der Herr, der nur mit den Inseraten zu thun hat,“ bemerkte gnädig der Leidende, „sagen Sie dem Herrn Redacteur, ich würde in einigen Tagen wiederkommen und mir einen Abdruck des Artikels persönlich abholen.“

Die Zeitung druckt den Artikel nicht ab, dagegen hat eine der von ihm gleichzeitig beglückten Provinzialzeitungen, deren Redacteur wegen seines wohlwollenden Characters berühmt ist, in einer schwachen Stunde den Artikel abgedruckt. Dieses Ereigniß macht den Kamm des Verfassungshämorrhoidarius schwellen, er schreibt sofort an alle Blätter die das Opus noch nicht aufgenommen haben, höchst anzügliche Artikel und schließt damit, der einheimischen Zeitung einen Executionsbesuch abzustatten.

Er tritt mit einem Exemplar der betreffenden Nummer der auswärtigen Zeitung in das Lokal und macht schon im Vorzimmer Gebehrden der Entrüstung. Es ist noch zu frühe für die täglichen Geschäfte und Niemand ist in dem Zimmer anwesend, als der junge Mensch, dem die Berichterstattung über die kleineren Theater anvertraut ist.

„Bitte um Entschuldigung, mein Herr, ich wünsche den Herrn Redacteur zu sprechen, aber auf der Stelle.“

„Ich muß sehr bedauern, aber er ist noch nicht anwesend.“

„Noch nicht anwesend? und fünf Minuten über neun Uhr, bei Gott, die Herren machen sich den Dienst nicht schwer.“

„Kann ich Ihnen vielleicht in einem Punkte dienen?“ fragt der theatralische junge Mensch höchst zuvorkommend.

„Sind Sie Mitarbeiter der Zeitung?“ fragt seinerseits der Verfassungshämorrhoidarius, sein Aeußeres argwöhnisch prüfend.

„Ja wohl, ich habe die Ehre,“ antwortet der junge Mensch und erröthet.

„Sehr gut, sehr gut, da sind Sie gerade mein Mann! ich habe Ihrem Blatte eine Auseinandersetzung über mehrere Punkte der Verfassung, wenn ich so sagen darf, einen Beitrag zur Aufrechthaltung derselben, eingereicht, man hat mir die Aufnahme so gut als versprochen und nicht gehalten. Nun gedenke ich Ihren Redacteur zur Rede zu stellen.“

Der junge Mensch wird ängstlich und sieht sich bei dem zornigen Schluß nach Hülfe um.

„Wo ist der Herr Chef-Redacteur? ich muß ihn in seiner Wohnung sprechen. Es gehen ungeheure Dinge in Preußen vor, so eben hat wieder ein Landrath, der Herr von Krempel, Wahlagitationen gegen das neue Ministerium gemacht und sie mit dem Amtssiegel verschlossen an die Bauern des Kreises umhergeschickt. Mein Artikel muß abgedruckt werden, sonst geht Alles drunter und drüber!

„Gott im Himmel, es ist wohl nicht möglich!“ ruft der Säugling der Kritik, empört über diesen Herrn von Krempel.

„Ich irre mich nicht in Ihnen,“ sagt der Kranke mit einem gedankenvollen Blicke, „Sie sind ein politischer

Schriftsteller, ich habe zwar Ihre Zeitung nur selten gelesen, aber von dem gestrigen Leitartikel gehört, gestehen Sie mir, Sie und kein Anderer sind der Verfasser."

Der Kleine stammelt vor lauter Verlegenheit einige verwirrte Worte und schickt den aufgeregten Hämorrhoidarius in die obere Etage, wo der Redacteur wohnt, bittet aber flehentlich, nicht verrathen zu wollen, daß er ihm den Weg gewiesen habe.

Unser nervöser Politiker stampft die Treppe hinauf und trifft den Redactionshausknecht mit dem Ausklopfen des Arbeitsrockes seines Gebieters beschäftigt.

Der Verfasser des Artikels in Rede, wie gewisse Referenten zu sagen pflegen, hat den Hausknecht kaum aufgefordert, ihn bei dem Redacteur anzumelden, als dieses dienende, aber treue und in alle Geheimnisse eingeweihte Mitglied der Partei, in die Hände spuckt, den Rohrstock fester packt und eine Bewegung macht, als wollte er dem Ankömmling einen ähnlichen Dienst wie dem Arbeitsrock erweisen. Endlich besinnt er sich und antwortet dem bange Zurückweichenden: „Ist nicht zu sprechen!"

„Ich muß Ihren Herrn Doctor sprechen!"

„Müssen — Sie müssen! und warum müssen Sie?" fragt der Hausknecht mit einem Ernste, der einen unbefangenen Beobachter an jene berühmte Stelle bei Lessing erinnern könnte.

„Mann, es gilt einen wichtigen Artikel über die Verfassung!" schreit der Kranke und will in die Wohnung dringen.

„Artikel — Verfassung?" lächelt der Hausknecht, tändelt

mit dem Stocke und schüttelt mit dem Kopfe. „Unentgeltlich abdrucken? nicht wahr? das könnte uns gefallen, nicht wahr?“

„Mensch, was unterstebt er sich?“ stammelt der Hämorrhoidarius.

„Mensch — unterstebt sich — er?“ ruft jetzt der Hausknecht. „Wer sind Sie drei und zwanzigster kostenfrei einzurückender alter Urwähler? Sie werden nicht abgedruckt, verstehen Sie, grober Er! ich lasse Sie nicht mit meinem Herrn sprechen, der arme Doctor hat schon seit einer Woche vor lauter Einsendern und schierer Verfassung nicht mehr einen warmen Bissen genossen. Sie können nicht herein, oder der Mann gebt mir kostenfrei drauf. Wenn er zu höflich ist, es den Leuten zu sagen, werde ich mir die Freiheit nehmen, und sollte es mir den Dienst kosten. Es kommt mir gar nicht darauf an, ich bin kein Minister und finde leichter einen neuen Herrn, aber kostenfrei wird nichts abgedruckt, und herein lasse ich Sie auch nicht!“ Damit schlägt er dem Kranken die Thür vor der Nase zu.

Der abgefertigte Unglückliche steht einige Augenblicke über erstarrt da, steigt dann die Treppe hinab und demüthigt sich so weit, den jungen kritischen Menschen zu bitten, in den letzten Nummern der auswärtigen Zeitungen nachzusehen, ob sein Artikel aufgenommen sei. Nächstdem überlegt er, ob er seine Rettung der Verfassung auf eigene Kosten einrücken lassen soll? Aber so sehr er mit politischem Hypochonder behaftet sein mag, trotz seiner jährlichen zweitausend Thaler, bebt er vor dem Kostenauf-

wande von fünf Thalern zurück und entfernt sich mit einem halblauten Fluche auf die Presse und Alles, was Zeitungen redigirt.

VII.

Die literarischen Knaben.

Um allen getäuschten Erwartungen vorzubeugen, bemerken wir, daß unter dem Titel dieses Aufsatzes nicht diejenigen Schriftsteller verstanden sind, welche durch ihre Jugend und den bescheidenen, ja zweifelhaften Werth der Werke ihrer Feder auf eine solche harmlose Bezeichnung gegründete Ansprüche erheben können, sondern die jugendlichen Hülfsarbeiter in den mechanischen Zweigen der Literatur, die Läufer, Träger, Herolde und Handlanger der Presse, deren sie nicht entrathen kann und die doch zugleich ihre Stellung in der Welt nicht wenig erschweren.

Wenn eine arme Familie mit Kindern ungemein gesegnet ist, tritt im Leben des ältesten Sohnes und Erbprinzen sehr bald der Zeitpunkt ein, wo ihm sein Antheil an dem häuslichen Kartoffelkessel nicht mehr unentgeldlich gegönnt wird, sondern der Herr Vater von dem Erstgebornen eine angemessene Entschädigung für seinen Verzehr verlangt. Der Ausbruch dieses Conflictes pflegt gemeiniglich im eilften oder zwölften Jahre des armen Knaben

stattzufinden. Noch zu jung und zu schwach für eine anstrengende Arbeit, noch nicht eingesegnet, um bei einem Handwerker Lehrbursche zu werden, muß der Kleine sich an die „Kopfarbeit" wenden, die seine gesammten Kräfte nicht in Anspruch nimmt, sondern nur die Dienste seiner kurzen Beine fordert. Der besorgte Vater übergiebt bis zum Einsegnungstermin und dem hierauf erfolgenden Uebergange zur kunstgerechten Anfertigung von Kleidern oder Stiefeln, seinen Sohn — der Literatur.

An einem Morgen, wenn der Factor einer großen Druckerei noch sehr verdrießlich seine Bücher und Tabellen durchsieht und sich über mannigfache Nachlässigkeiten des verflossenen Tages ärgert, tritt der Vater mit seinem Sohne in das Zimmer, dessen Atmosphäre mit Millionen mikroskopischer Druckfehler angefüllt ist, und bietet den hoffnungsvollen Kleinen der verehrlichen Druckerei als Laufbursche an. Nach einigen oberflächlichen Erkundigungen und einem scharfen prüfenden Blick auf die Stiefel des künftigen Laufburschen, nimmt der Factor ihn unter die Dienstboten der Druckerei auf. Die Stiefel waren gut und zeichneten sich sogar durch Hufeisen aus, es ist kein Grund vorhanden, einen so stark beschlagenen Kleinen fortzuschicken. Ohnehin ist der Abgang unter den Laufburschen aus mancherlei Gründen so stark, daß man jeden leidlichen Candidaten gleich festhalten muß. Der Vater bespricht das wöchentliche Gehalt, welches sein talentvoller kleiner Sohn an jedem Sonnabend um sieben Uhr zu erwarten hat, zaust ihn zur Ermunterung in seinem neuen Berufe beim Abschiede noch einmal tüchtig an den Haaren

und begiebt sich an seine Arbeit vor den Thoren. Der Factor schickt Gustav Schultze, so nennt sich der neue Beamte, da vorläufig seine Hand- und Fußleistungen nicht in Anspruch genommen werden, in den Keller hinab, und sendet ihm als Epilog ein „verfluchter Bengel" nach, da Gustav Schultze die durch übermäßigen Gebrauch sehr schlecht schließende Thür nicht gehörig zumacht. Gustav begiebt sich in das Erdgeschoß, findet aber nicht gleich den Keller, da er, veranlaßt durch die Beschaffenheit seiner elterlichen Wohnung, die nur in einem Kellerloche besteht, eine allzu geringfügige Vorstellung von einer solchen Oertlichkeit hat und den gewölbten Keller der Druckerei für etwas Höheres hält. Er bleibt längere Zeit vor dem Eingange stehn, berecht verwundert auf die im Keller erschallenden verwirrten Stimmen, traut sich aber nicht einzutreten und begiebt sich, um die Muße des Augenblicks auszufüllen, in einen merkwürdig kleinen Garten, der zwischen dem Druckereigebäude und dem Hause des Besitzers liegt und einem winzigen Hühnerhofe den Raum streitig macht. Er bemerkt weder die zierlichen Aurikelbeete, noch die Weinlaube, in welcher der Chef der Druckerei bei Kaffee und Buttersemmel sitzt und sich mit Revision von Drucksachen beschäftigt. Gustav Schultze's Aufmerksamkeit wird nur durch eine unter der Dachrinne stehende Tonne voller Regenwasser gefesselt. Er öffnet den Deckel, wäscht sich weniger aus Liebe zur Reinlichkeit, als aus jugendlicher Plätscherlust zuerst die Hände, spuckt dann hinein und blickt endlich nach einem Frosch oder Käfer umher, um selbigen Creaturen in der Schwimmkunst

nützlichen Unterricht zu ertheilen. Der Buchdruckereibesitzer hat bisher seinen Bemühungen zugesehen, jetzt erhebt er sich, ergreift Gustav Schultze und schüttelt ihn so grausam, daß dem Kleinen fast die Lebensluft abhanden kommt. Ohne weiter nach dem Grunde seines Beginnens zu forschen, schleppt er ihn nach der Thür, stößt ihn mit dem Schädel gegen eine in entsprechender Laufburschenhöhe hängende Tafel mit der Inschrift: „Kein Durchgang!!!“ und wirft mit den Worten: „Dort gehörst du hinein!“ gegen die Kellerthür. Dann verriegelt er von außen den Eingang nach dem Garten. Gustav Schultze aber, sehr kleinlaut, wenn auch nicht ganz muthlos, schleicht in den Keller, prallt aber vor Schrecken über den unerwarteten Anblick zurück. Im Hintergrund des aus mehreren Gewölben bestehenden Raumes ragt nämlich hinter einem langen, mit Papieren bedeckten Tische, ein kleiner, jedoch stämmiger Mann hervor, dessen rothe Haare und rother Backenbart nichts Gutes zu versprechen scheinen. In der rechten Hand trägt er ein kurzes, aber breites spiegelblankes Dolchmesser, das er auf einem Brette heftig wetzt. Drei Schritte von ihm liegt auf mehreren Papierballen regungslos ein Haufen kleiner Jungen. Gustav Schultze, der sich veranlaßt fühlt, und wir möchten wohl wissen, warum er sich nicht dazu veranlaßt fühlen sollte, den Keller für das Büreau einer „koscheren Knabenschlächterei“ zu halten, macht in Todesangst Kehrt und beabsichtigt zu entwischen, allein schon ist der rothhaarige Mann herbeigesprungen, ergreift ihn und zerrt ihn an das Licht eines

Kellerfensters. Gustav stößt einen entsetzlichen Jammerlaut aus, da erwachen die kleinen Jungen auf den Papierballen und begrüßen ihren Collegen mit einem wilden Gelächter. Der Mann aber prüft sorgfältig Gustav, indem er ihn so scharf wie einen falschen Groschen anblickt, und sagt: „Wenn Du so anfängst, dann wird es mit Dir nicht lange dauern!“ Hierauf stößt er ihn zu den Schicksalsgenossen, schwingt sein Schwert und tritt wieder hinter den Tisch. Obwohl Gustav Schultze von den jungen Herren nur mit so vieler Brüderlichkeit, als man in einem schulgerechten Zupfen an den Ohren finden will, begrüßt und zu einigen Seufzern gezwungen wird, bemerkt er doch mit Beruhigung, daß der Rothkopf seine blanke Waffe nicht zum Morde kleiner Personen männlichen Geschlechts anwendet, sondern damit nur große Papierbogen sehr geschickt auseinander haut. Mit seinem Schicksal versöhnt, zieht Gustav jetzt ein riesiges, mit Schmalz angefettetes Stück Brod aus der Tasche und beginnt zu frühstücken. Das einfache Mahl würde ihm vortrefflich munden, wenn seine Gefährten ihm mehr als den dritten Theil gönnten, allein nach einem erfolglosen Handgemenge sieht er sich sehr bald ausgeplündert und begreift, daß hier Jeder gezwungen ist, in vorsichtiger Einsamkeit zu speisen.

Nach einer halben Stunde schickt der Rothkopf, der Bewahrer des Papiervorrathes der Druckerei, die Jungenschaar aus dem Keller nach Oben und das Geschäft des Tages beginnt. Wir beschäftigen uns vorläufig nur mit

Gustav Schultze, dem Neugeborenen des Berufes, und blicken erst später auf die Thätigkeit seiner Genossen. Der Factor zieht eine schmutzige Ledermappe, deren Deckel halb abgerissen ist, aus einem ganzen Hügel ähnlicher Behälter von Drucksachen hervor, steckt einige graue, noch feuchte Bogen und einige zerstückelte Fetzen von grotesk geschriebenem Manuscript hinein und sagt zu Gustav: „Junge, weißt Du, wo die Karlsstraße ist?“ Was kann Gustav antworten, als: „Nein.“ Hierauf sagt der Factor: „Dann kannst Du mit Karl gehen, er wird Dir die Straße zeigen. Hier, diese Correctur bringst Du zu Herrn Candidaten Dr. Streichler und wartest, bis er die Correctur gemacht hat. Karl aber geht weiter nach dem Halle'schen Thor.“

Karl und Gustav drücken ihre Mützen in die Stirn und die Mappen unter den Arm, und entfernen sich. Auf dem Hofe schlägt Karl jedoch, nur um die Geschmeidigkeit der Mappe zu prüfen, dieselbe mehrmals seinem Gefährten Gustav um die Ohren. Dann vertragen sie sich wieder und ziehen die Straße in der eigenthümlichen Gangart des Laufburschen entlang. Da bekanntlich der literarische Knabe von dem ihm ertheilten Auftrage, wie von dem Geschäfte der Schriftstellerei und des Buchdruckes überaus gering, dagegen von seiner Pflicht, die Welt und das Leben der Menschen zu beobachten, sehr groß denkt, so bekümmert er sich zuletzt um seine Mappe und das Ziel seines Weges, zuerst aber um Alles sonst, was ihm auf zwei oder vier Beinen entgegenkommt. Während Beide mit langsamen Schritten vorwärts schlendern, werden sie

von dem großen Haufen der ausrückenden Laufburschen eingeholt. Ein wohlgenährter Affenpintscher aus einem guten Hause, der nur einer nothwendigen Verrichtung wegen von seiner achtsam aus dem Fenster auf ihn blickenden Herrin für wenige Minuten Urlaub (ohne Halsband und Hundemarke) erhalten hat, entgeht nicht dem Scharfblick der talentvollen und wohlgearteten Knäblein. Einer stellt den Pintscher jagdgerecht, ein Zweiter wirft mit der Mappe nach ihm (hole der Teufel die Correctur und die ganze Literatur!), der Dritte folgt ihm auf dem Fuße, der Vierte verrennt ihm den Weg, der Fünfte zerrüttet durch indianisches Kriegsgeschrei seine und der Herrin Nerven; oben am Fenster Wehklagen und Händeringen, unten Höllenjubel, dann ein in die Heimathlosigkeit flüchtender, die Schaar der Verfolger durchbrechender Pintscher, lachende Leute auf dem Trottoir, zuletzt am fernen Horizont ein schwarzer Punkt, oder vielmehr der zwar gerettete, aber allen künftigen Gefahren durch hundehaschende Henkersknechte ausgesetzte halsband- und markenlose Trauerpintscher. Mit ihrer guten That zufrieden, zieht die Schaar bis an die nächste Ecke und trennt sich hier nach den verschiedenen Richtungen der Windrose.

Karl führt den bereits sattsam erheiterten Gustav nach der Karlsstraße Nr. 16 und verläßt ihn vor der Hausthür. Unser lieber Schützling tritt in den Flur, reißt blindlings am nächsten Klingelgriff mit der Kraft eines gesunden Knaben, wird jedoch von der öffnenden Köchin des Wirths entrüstet in den dritten Stock gewiesen. „Daß Du Dich nicht noch einmal unterstehst, hier unten zu klingeln, Du

Taugenichts," sagt das gute Mädchen, während der heute schon schwer mit Ehrentiteln beladene Gustav emporsteigt und als ein reiches Talent sich vornimmt, so oft ihn sein Beruf mit Correcturen in dieses Haus führen werde, regelmäßig die Klingel der freundlichen Köchin zu ziehen. Es kann noch nicht zwölf Uhr geschlagen haben und schon hat der Held unseres biographischen Abrisses einen Theil der Geschichte seiner Entwickelung zurückgelegt. Die Kinder armer Leute begreifen schneller, als sanfter gebettete junge Wesen, daß der Mensch im Allgemeinen im Leben nicht wie eine Kiste behandelt wird, auf deren Deckel der Schöpfer ein Glas mit dem Motto „Zerbrechlich" gemalt hat; sie wappnen sich deshalb instinctiv mit stummer Widerstandskraft und gehen den Anfechtungen jedes Tages unbekümmert entgegen. Gustav Schultze ist auf der zweiten Treppe durch die Mißhandlungen seines ersten Geschäftstages schon ein kleiner Mann geworden. Sobald er die einzige Klingel im dritten Stock gezogen hat, erscheint eine alte Wirthin, unter deren Haube graue Haare hervorhängen, und läßt ihn in ein Zimmer, auf dessen Thür eine Visitenkarte die Behausung des Dr. Streichler verkündet. Der große Gelehrte nimmt dem Kleinen die Mappe ab, schüttelt über einen Busch gelbgrauer Haare, welche zwischen den Deckel und die obere Oeffnung geklemmt sind, nachdenklich den Kopf, und scheint die Haupt bedeckung des Kleinen mit diesen Haaren wissenschaftlich zu vergleichen — er hat keine Ahnung, daß sie eine zufällige Trophäe aus dem Pelze des Pintschers sind — dann vertieft 'er sich in die Correcturen seines neuesten Werkes.

Dr. Streichler ist wegen eines Ansatzes zur Schwindsucht vom Lehrfache abgegangen und arbeitet an der Fortbildung dieses Uebels langsamer durch die Anfertigung naturhistorischer volksthümlicher Bücher für spekulative Buchhändler. Aus vielen gelehrten Schriften über einzelne Gegenstände der Naturwissenschaft stopft er eine gemeinnützige Wurst für die Masse zusammen, die wöchentlich in einzelnen Bogen frisch ausgetragen und verkauft wird. Er kennt den ganzen Erdball, und Gustav Schultze setzt ihn weiter nicht in Erstaunen. Zwar wundert er sich, daß abermals ein neuer Junge mit seiner Correctur erscheint, allein er weiß, daß das Leben der literarischen Knaben ein Krieg mit der Gesellschaft, ein schneidender Mißlaut in der Symphonie des christlichen Staates ist, und daß in jedem ernstlichen Kampfe Menschen verloren gehen müssen. Unser Schützling bleibt fünf Minuten lang stehen und betrachtet die beiden irdischen Halbkugeln an den Wänden, dann schiebt er gelassen einen Haufen Journale bei Seite und nimmt auf dem Sopha Platz. Die wilde Jagd und der weite Weg haben ihn ermüdet.

Der gelehrte Einwohner blickt auf, stutzt ein wenig über die Dreistigkeit des kleinen Sendlings, aber als ein gutmüthiger und vom Geschick nicht auf Händen getragener Mann, murmelt er mit halber Stimme nur: „Knabe, Knabe, was soll das heißen? dort steht ja ein Stuhl!“

Gustav Schultze beachtet diese kleine Rede nicht im Mindesten, macht es sich nach und nach in der Ecke bequemer und wird sehr bald durch den Reiz der weichen Polsterung in einen sanften Schlaf gewiegt. Wir wissen

nicht anzugeben, wie lange der angehende literariſche Knabe ſich an der beſten Speiſe an des Lebens Tiſch erfreut; gewiß iſt nur, daß Guſtav plötzlich auf ſeinen eigenen Füßen ſteht und ſich durch ein lebhaftes Rütteln ermuntert fühlt. Der Doctor ſchiebt ihm die Mappe unter den Arm und ihn ſelber zur Thür hinaus. Kaum vor der Thür, läßt er aber wieder die Mappe fallen, und der Doctor ruft ihm die Warnung nach: „Knabe, wenn Du nicht aufmerkſamer biſt, werde ich Dich maulſchelliren müſſen.“

Vom Hunger geplagt, eilt jetzt Guſtav raſch in die Druckerei und giebt die Correctur ab, allein der arme Junge hat vergeſſen, daß der Weg nach Hauſe zu weit iſt, um eſſen zu gehen, und in der Druckerei vergißt wieder jedermann, ihn zu Mittag einzuladen. Unbekannte Bratendüfte behelligen ſeine unerfahrene Naſe, er ſieht, wie die Burſchen der Druckerei für die Setzer aus einem benachbarten Speiſekeller Eſſen holen, und dieſe Koſt erſcheint ihm als das Herrlichſte, was der menſchliche Geiſt für den Gaumen erfunden, er hört das Klappern der Biergläſer, der Meſſer und Gabeln, und muß ſich endlich begnügen, da Niemand ſich ſeiner annimmt, den Teller abzulecken, oder mit den Brodreſten zu poliren, wenn Letzteres beſſer klingt.

Gleich nach Tiſch verfällt die geſammte Officin in eine krampfhafte Aufregung. Sie druckt eine täglich zweimal erſcheinende Zeitung und leidet um dieſe Zeit regelmäßig an der Abendausgabe. Guſtav Schultze wird in dem Tumult der hin- und herlaufenden Setzer, Maſchinen-

meiſter, Correctoren und Redacteure ſo gut, wie ein Infuſorium in einem Waſſertropfen überſehen; erſt gegen vier Uhr, als es gilt, die Exemplare nach der Poſt zu tragen, wird er wieder in das Joch geſpannt und muß einigen großen Jungen beim Falzen helfen, um allmählich dieſes wichtige und eine große Gewandtheit erfordernde Geſchäft zu lernen. Mit Ausnahme mehrerer Tritte von verſchiedenen Perſonen, die er in dem Wirrwarr erhält, zählt der erſte Tag ſeiner Laufbahn kein beſprechenswerthes Ereigniß weiter, und Guſtav Schultze wird etwa um ſechs Uhr für heute ſeines Dienſtes entlaſſen, um täglich wieder von vorn anzufangen und am Sonnabend einen Thaler fünfzehn Silbergroſchen Ehrenſold zu erhalten.

Ungleich höher als der beklagenswerthe Knabe Gehaſt der Druckerei, ſteht der jugendliche Ausläufer der Buchhandlungen. Schon daß er ſeine ungewaſchenen Hände in einem Geſchäftsbetrieb mit ſauber gebundenen, oft ſogar durch Goldſchnitt und köſtliche Deckel gezierten Büchern hat, erhebt ihn über die Träger zerlumpter Mappen, gefüllt mit feuchten Manuſcripten und unſcheinbaren Correcturen. Der Junge aus der Druckerei verachtet, wie wir ſchon geſagt haben, die ihm zum Transport anvertraute Waare, weil ſie in jedem Augenblicke durch einen abermaligen Abzug erneuert werden kann; dem Ausläufer der Buchhandlungen dagegen iſt ein wirklicher Werth anvertraut, und das Papier, der Einband nebſt dem Goldſchnitt, koſten Geld. Mit jenem Nomaden verglichen, iſt

er ſchon eine verantwortliche Creatur und trägt die Bücher in einem zuverläſſigen Riemen.

Der Umgang mit dem gebildeten Publikum in den Buchhandlungen hat ihn ferner über ſich ſelbſt erhoben. Denn man glaube nicht, daß der Umgang zwiſchen Autoren und Druckereilaufburſchen auf Letztere gleichfalls einen veredelnden Einfluß ausübe. Selbſt wenn der Autor gutmüthig iſt und dem durchgefrorenen Jungen in December- und Januarkriſen ein Butterbrod und einen Apfel reichen läßt, oder um die Weihnachtszeit ihm ein Geldgeſchenk zu Pfefferkuchen und Nüſſen macht, wird die Kluft des Standesunterſchiedes nimmer ausgefüllt. Der Autor ſpricht nie mit dem Jungen, und der Factor benutzt jede Gelegenheit, wenn er von gallſüchtigem Temperament iſt — und welcher pflichtgetreue Factor eignete ſich ein ſolches im Verlaufe der Zeit nicht an? — den Jungen fühlbar zu züchtigen; woher ſoll da die Erziehung kommen? Der literariſche Knabe der Buchhandlung erfreut ſich verhältnißmäßig einer gentlemänniſchen Behandlung, er wird ſtundenweiſe im Nebenzimmer des Ladens geduldet, wenn das gebildete Publikum einſpricht, er ſchnappt einzelne Laute aus einer ſchöneren und freieren Welt auf; ſeine Haltung und Sprache läutern ſich nothwendiger Weiſe allmählig. Zu Neujahr, wenn er die Rechnungen ſeines Brodherrn austrägt, wünſcht er dem Kunden ſittig Glück und erwirbt ein für ſeine Lebenslage erkleckliches Sümmchen. Nach und nach bringt er es zu einem Hut und ſchwarzen Oberrock und erfährt an ſich die ſittlichen Wohlthaten, welche bei gutgearteten Menſchen durch einen ſan-

beren Anzug hervorgebracht werden. In den meisten Fällen ist der literarische Knabe schon eingesegnet und vor dem Gesetz eine zurechnungsfähige Person. Ja, es fehlt selbst nicht an Knaben, die schon verheirathet sind. Man könnte einen Zweifel in unsere Worte setzen, wenn wir denselben nicht dadurch widerlegten, daß wir uns selber als Trauzeugen des erwähnten Subjectes angeben. Zwar war der betreffende Knabe nicht mehr ganz bartlos, dennoch hätte der Geistliche gegründeten Einspruch gegen seine Verheirathung gethan, wenn nicht der Vater des literarischen Knaben, ein getreuer Beschützer der Braut, auf das bereitwilligste mit seiner Einwilligung bei der Hand gewesen wäre. Außer seiner Vormundschaft hatte der Bräutigam drei Herren als Zeugen eingeladen, die ihm zu Neujahr stets die höchsten klingenden Beweise ihres Wohlwollens gegeben, also muthmaßlich auch bei dieser wichtigen Gelegenheit den Seckel am weitesten aufthun würden. Es wäre ein Frevel gewesen, in diesem ungewöhnlichen Falle nicht zu erscheinen. Wir begaben uns zuerst in die Kirche und dann für eine Viertelstunde in die Wohnung des Neuvermählten, um dort unsere in Courant ausgedrückten Spenden für die Wirthschaft, am häuslichen Heerde niederzulegen, und eine nicht abzulehnende Tasse stark mit wässeriger Milch vermischten Cichorienkaffees zu trinken. Sehr bezeichnend für die geistige Reife des Bräutigams war es, daß derselbe, kaum zu Hause angelangt, sogleich den Bratenrock auszog, den Hut in sein Taschentuch wickelte, sich in dem einfenstrigen Vorzimmer der Dachwohnung in eine Ecke setzte, eine kleine Ziehharmonika

ergriff und zur Feier des Tages das preußische Nationallied „Heil Dir im Siegerkranz!“ wenigstens dreißig Mal hintereinander aufspielte. Der tugendhafte Vater bemühte sich inzwischen sehr angelegentlich, die Braut über dieses an Vernachlässigung grenzende Betragen zu trösten. Ueber den Verlauf dieser merkwürdigen Ehe ist uns nichts Näheres bekannt geworden, doch kam der literarische Knabe später mit seinem Brodherrn in der Lohnerhöhungsfrage auf eine unangenehme Art auseinander.

Obgleich wir die Mitglieder dieses Standes nur ungern verdächtigen, können wir, gestützt auf vieljährige eigene Beobachtungen, doch nicht verschweigen, daß sie sich in den meisten Fällen nicht auf freundschaftliche Weise von ihren Gebietern trennen. Das Leben eines literarischen Knaben aus einer Buchhandlung, die Leichtigkeit, Bekanntschaften mit andern Knaben anzuknüpfen, Lebensarten reicherer Leute kennen zu lernen und sich frei auf der Straße zu bewegen, verwirrten nur zu häufig die Begriffe von Mein und Dein. Nur in selteneren Fällen führt diese Verwirrung zu Begegnungen mit der Polizei; allein stets zu argen Zerwürfnissen mit dem, an seiner Habe gekränkten Brodherrn. Ein begabter Knabe, der sich ein wenig dem Trunke ergeben hatte, benutzte die nicht allzu große Ordnung im Geschäft, um zugleich mit der wöchentlichen Makulatur eine Menge neuer Musikalien auszuführen und an Materialwaaren-Handlungen zu verkaufen. Nachdem er diese ergiebige Speculation Jahre lang betrieben, erwischte ihn endlich der Gebieter auf frischer That. Um das Talent nicht für immer zu Grunde zu

richten, übergab er ihn jedoch nicht den Häschern, sondern benutzte als gutmüthiger Mann den Schuldigen nur als Heilmittel in seinem alten Unterleibsleiden. Er ohrfeigte ihn so bedeutend, daß er sich in Folge der gesammten Körpererschütterung eine ganze Woche lang in der rosenfarbigsten Laune befand.

Ein anderer Speculant erhob von den Büchern, welche er im Auftrage seines Herrn von auswärtigen Verlegern an hiesige Schriftsteller überbrachte, ein Porto von zwei Silbergroschen. Auch ihm gelang sein Unternehmen lange genug, bis endlich ein, der unaufhörlich wiederkehrenden Zahlung von zwei Silbergroschen müder Kritiker nähere Erkundigungen in der Buchhandlung einzog und die Entlassung des kleinen Industriellen herbeiführte. Zuweilen geht ein kühner literarischer Knabe weiter und bestiehlt seinen Herrn, der ihn am Sonntage zu Hause als Wache gelassen hat. Da er in dem kleinen, erst beginnenden Verlagsgeschäft, die einzige Umgebung des jungen Buchhändlers bildet, weiß er die Stelle im Secretair, wo das Geld verwahrt wird. Er erbricht das Möbel mit dem Dietrich seines Freundes, eines Jünglings, der durch einen längeren Aufenthalt in der Veste Spandau nicht ganz unbekannt mit der Behandlung der Wolle und des Fernambukholzes ist, wechselt die Kleider, indem er die gute Garderobe des Herrn anzieht, versieht sich mit dem Regenschirm desselben und verläßt seinen Dienst. Leider ward dieses Betragen der Grund zu einer längeren sitzenden Lebensart und ungemein regelmäßigen, aber nicht

ſonderlich wohlſchmeckenden Beköſtigung des jungen Speculanten.

Wir kommen jetzt zu dem Freicorps der literariſchen Knaben, den im Solde der Zeitungs-Spediteure ſtehenden kleinen Straßenläufern. Sie entziehen ſich leider der Beobachtung, da ſie ihr Geſchäft mit vielen Erwachſenen theilen und dem Publikum wenig zu Geſichte kommen. So viel wir haben erforſchen können, ſind ſie meiſtens noch unglaublich klein und werden nur in den guten und halbſchlimmen Jahreszeiten zum Austragen der Abendzeitungen benutzt. Wahrſcheinlich ſchlafen ſie Morgens noch in kindlichem Frieden in ihren Bettchen, wenn es hienieden noch elterliche Herzen giebt und die Liebe zu den ſchwachen Kleinen von dem Zwange des leidigen Gelderwerbes nicht gänzlich ausgebrannt werden iſt.

Den Kleinſten, eine wahre Infuſorie der Journaliſtik, lernte ich neulich kennen, als ich im Anfange der Regentſchaftswirren Abends in ein Lokal gegangen war, wo viele Herren von der Garde verkehren, alſo mehrere Exemplare der Kreuzzeitung gehalten werden. Lange mußte ich auf das Blatt warten. Die Stunde der Ausgabe war längſt vorüber und die Exemplare gingen dennoch nicht ein. Endlich ging mir die Geduld aus und ich brach auf. Kaum hatte ich die halbe Treppe zurückgelegt, als ich einem ganz kleinen Knäbchen begegnete, das höchſtens ſeit einem halben Jahre im Beſitz der Kunſtfertigkeit des Gehens war, und bei jeder erklommenen Stufe erſt das andere Bein nachzog. Es trug drei Kreuzzeitungen unter dem Arme und mußte ohne Bedenken für den erwarteten

Boten gehalten werden. Als ich das Kind anredete, erhielt ich keine Antwort, auf meine wohlwollende Frage nach ſeinem Namen und Alter blickte es mich nur mit der freundlichen Treuherzigkeit der zarten Jugend an, und fuhr im Knuspern aus einer Tüte mit Pfeffernüſſen fort, die anſcheinend ſeine amtliche Sendung ſo lange verzögert hatte. Selbſt als ich ihm zuredete, ſeine Schürze zuſammenzunehmen, um nicht über die Stufen zu ſtolpern, gab es keinen Laut von ſich, ſondern kletterte höchſt unſchuldig mit den ritterlichen Blättern empor und ließ ſich von mir ohne Dank die Thür öffnen, deren etwas hoch angebrachten Griff es nicht erreichen konnte. Welcher Jammer, wenn dieſes Kind auch im rauhen Winter zu dieſem mühſeligen Geſchäft gebraucht würde. Gewiß hat eine dieſer Krabben, welche nicht mit den Händen bis zur Wohnungsklingel reichte, das ſeitdem von allen Zeitungsboten angenommene Syſtem der unter der Thür durchgeſchobenen Blätter erfunden.

Gehen wir von dieſen beklagenswerthen Zwergen zu den größeren Zeitungsknaben über, ſo iſt ihr Stand nach Aufhebung des fliegenden Buchhandels gänzlich in Verfall gerathen. Nur auf den Eiſenbahnhöfen findet man ſie noch als Agenten der kleinen Buchhandlungen in den Wartezimmern der erſten und zweiten Klaſſe. Die Reſte einer ſo berühmten, faſt ausgeſtorbenen Kaſte treiben hier ein leidlich bequemes Gewerbe, das nur zur Zeit des Abganges und der Ankunft von Schnell- und Courierzügen einige Anſtrengung erfordert. Die hier beſchäftigten biederen Knaben ſtehen unter der Oberaufſicht des jedesma-

ligen Commissionairs auf dem betreffenden Bahnhofe und zeichnen sich nur durch rauhe Locomotivstimmen, aber sonst weiter nicht durch merkwürdige Eigenschaften aus; der Weltverkehr hat auch ihre rauhen Ecken abgeschliffen.

Der ehemalige städtische fliegende Buchhandel bildete im Gegensatz zu diesem Schmarotzergewächs der Metallstraße den interessantesten literarischen Knaben aus. Der damalige Stand war ungemein zahlreich und rekrutirte sich aus den Gassenjungen Berlins, man kann selbst sagen, daß ein Berliner Kind, jemehr es Gassenjunge war, desto glücklichere Geschäfte als fliegender Buchhändler machte. Doch muß man den Pädagogen und Vorstehern des Arbeitshauses beipflichten, wenn sie von ihrem Standpunkt aus in dem Gewerbe des fliegenden Buchhandels wieder eine ergiebige Quelle des bösartigsten Gassenjungenthums erblickten und die Aufhebung des freien Geschäfts als eine der löblichsten Maßregeln der Behörde begrüßten. Es gab keinen literarischen Knaben jener romantischen Vergangenheit, der nicht zu wiederholten Malen die Gastfreiheit des polizeilichen Karavanserai am Melkenmarkt kennen gelernt und in dem sonntäglichen Fricassee von Rinderkaldaunen geschwelgt hätte. Ihre Kneipenkenntniß war weit umfassend und nicht ohne Tiefe. Sie erwarben frühe eine gefährliche Menschenkenntniß und eine noch seltenere Taschenkunde, sogar die bloße Existenz der Börsen und Cigarrenbüchsen war in ihrer Anwesenheit durchaus in Frage gestellt. Bei einer seltenen Ausbildung des Geistes brachten sie es zu einer gleich seltenen Abhärtung des Gemüthes, veranlaßt durch die Grausamkeit der Gäste in den

Wirthshäusern und der Luſtwandelnden auf den öffentlichen Spaziergängen. Als der fliegende Buchhandel unterdrückt wurde, legten ſie ſich auf den Blumenhandel und verbargen die verbotenen Erzeugniſſe der Literatur in ihren Stiefeln, endlich erlagen auch die letzten Schmuggler den eifrigſten Nachſtellungen der Conſtabler und der fliegende Buchhändler gehörte gleich dem „Bukanier“ und „Flibuſtier“ nur noch der Geſchichte an. Männer mit Seife und Cigarrenſpitzen, mit Stöcken und wohlriechenden Waſſern, Kinder mit Schwefelhölzern und Feuerzeugen, ſind in ſeine Fußtapfen getreten; auf der Straße findet man ſelbſt nicht mehr die Aſche eines fliegenden literariſchen Knaben. Er iſt ausgetrocknet und vom Erdball verſchollen, wie jene Indianerſtämme im fernen Weſten Amerikas, die den Aexten der Pioniere und dem Feuerwaſſer der Händler gewichen ſind: aber der letzte fliegende Knabe der Literatur war nicht ſo glücklich als Unkas, der letzte der Mohikaner; er hat noch keinen Cowper gefunden. Unbeſungen muß er vielleicht gegenwärtig die ſchweren Stufen der Tretmühle am Alexanderplatz in ſeinen Jünglingsjahren niederdrücken, er, der einſt dem maßloſen Fortſchritt huldigte und ſelbſt in die Speichen des großen Staatsrades täglich mit kühner Hand griff!

VIII.

Die Gesellschaft ohne Statuten.

Wohl Jeder blickt auf seine Studentenjahre mit lächelnder Wehmuth zurück, wenn er sich des wunderlichen Gemisches von Studium und Müßiggang, von irdischer Armuth und ideellem Reichthum, von weiter Freiheit und lächerlichem Ceremoniell, von bescheidenster Wirklichkeit und phantastischen Träumereien erinnert, aber wohl nur Wenigen ist es vergönnt, in späteren Jahren, nachdem das Leben seine Rechte bereits geltend gemacht hat, noch einmal mit heiteren Gesellen einen Kreis zu bilden, in welchem allein der Humor regieren darf und alle künstlichen Hemmnisse der Gesellschaft auf das Strengste ausgesperrt bleiben.

Es sind jetzt gerade zwölf Jahre verflossen, als eine Schaar junger Leute in Berlin sich aneinander schloß, und so verschiedenartig ihre Charaktere auch sein mochten, durch gelehrte und künstlerische Bildung, wie durch eine vollkommene Gleichheit geringer Besitzthümer sich geistig verwandt und enge verbunden fühlte. Nachdem in der warmen Jahreszeit regelmäßige Spaziergänge an einem bestimmten Tage die einzelnen Persönlichkeiten näher mit einander bekannt gemacht hatten, fühlte man das Bedürfniß, mit dem Eintritt der kurzen Tage und des schlechten Wetters, im geschlossenen Raume zusammenzukommen und die muntere Unterhaltung, die uns bereits so viele frohe Stunden ver-

schafft hatte, einmal in der Woche fortzusetzen. Der Aufwand, den wir in den Dingen des leiblichen Verzehrs uns gestatten durften, wies uns nur auf ein Bierlokal an, und wir hatten uns bald mit einem bereitwilligen Diener des Königs Gambrinus in Unterhandlungen eingelassen, welcher uns ein bestimmtes Zimmer einräumte und einen besonderen Kellner mit unserer Bedienung belehnte. Um nicht mit der Polizei in Conflict zu kommen, beschlossen wir, uns aller schriftlichen Statuten zu enthalten, und jedes politische Gespräch, ungeachtet die Atmosphäre damals mit dergleichen elektrischem Stoffe überladen war, strenge zu verbieten. Diese weisen Maßregeln haben denn auch unsern harmlosen Cirkel vor allen Anfechtungen fast zwei Jahre hindurch geschützt, und erst die große Bewegung des Jahres 1848 sprengte die Gesellschaft auseinander, nachdem sie schon länger gedauert hatte, als der Wankelmuth der sterblichen Dinge und Verhältnisse gewöhnlich zuzulassen pflegt. Aber die Erinnerung an die frohen Abende, die wir gemeinschaftlich verlebt hatten, wird bei denen, die noch unter den Lebendigen sind, niemals erlöschen.

Die Gesellschaft hieß: „das Rütli", darf aber durchaus nicht mit einem Vereine verwechselt werden, der sich in den letzten Jahren gebildet hat und aus eitel Geheimräthen und ähnlichen literarischen Dilettanten besteht. Wahrscheinlich besaßen jedoch beide Gesellschaften gleich geringe Ansprüche auf diesen, nach Schiller's Schauspiel und Schweizerthaten duftenden Beinamen. Unter beiden befand sich weder ein Tell, noch ein Geßler, und der Ort der Zu-

ſammenkunft war gleichfalls nicht ſo hoch gelegen, wie die berühmte Bergwieſe am Vierwaldſtätter See, denn wir brauchten nur eine bequeme Treppe hinan zu ſteigen, um in unſern Salon zu gelangen. Im Ganzen vertrugen wir uns aber ſo gut, wie die Schweizer bei Schiller, und inſofern durften wir unſren Zuſammenkünften wohl jenen Ehrentitel beilegen.

Wie geſagt, beſtand die Geſellſchaft aus den verſchiedenartigſten Elementen. Philoſophen, Theologen, Doctoren der Medicin, Muſiker, Maler, Schriftſteller, junge Adelige ohne entſchiedenen Lebensberuf und einige Kaufleute bildeten den Kern; es genügte für auswärtige Gäſte, durch ein Mitglied eingeführt zu ſein. Der Ton der Unterhaltung war durchaus anſtändig, und einige ſich ſchwer darein fügende Mitglieder wurden nach und nach durch anzügliche Redensarten hinausgeſtichelt, aber es machte ſich ſchon damals jenes beluſtigende Element geltend, was man ſeitdem „den höheren Blödſinn“ genannt hat. Ernſthafte Menſchen werden vielleicht daran Anſtoß nehmen, wenn wir verſichern, daß die Stunden jedes Sonnabends von acht Uhr bis Mitternacht unter dem Symbol jener thörichten Philoſophie verlebt wurden und daß auf dieſem Gebiete tolle Gedanken zum Vorſchein kamen, wie ſie kaum jemals ſonſt zum Druck gelangen. War die Zwangloſigkeit und das harmloſe Zuſammenſein, der entwickelte Geiſt oder die goldene Jugend die Urſache, genug, wir haben oft gelacht, daß wir den körperlichen Organismus beinahe zum Stillſtand brachten und eine feierliche Pauſe

eintrat, während welcher Jeder seine Lebensgeister wieder einigermaßen ordnete.

Eine Grundbedingung zur Aufnahme und eigentlichen Mitgliedschaft war productive Thätigkeit. Wer ein Genosse des Rütli heißen wollte, mußte durch irgend ein Schriftwerk, eine Rede, Gesang, Saitenspiel oder Malerei etwas zur Unterhaltung beitragen und ausdrücklich die Betheiligung der Laien am Billardspiel im benachbarten Zimmer meiden. Zwar waren wir nicht allzu strenge und duldeten auch unproductive Theilnehmer, allein diese mußten sich gefallen lassen, auf einer besonderen Bank unter einem kleinen Banner zu sitzen, das im goldenen Felde das sprechend ähnliche Bildniß eines geräucherten Härings oder Bücklings trug. Es war zu Ehren eines dieser stummen Theilnehmer angefertigt worden, von dem die Sage verbreitet und in einigen Balladen verarbeitet war, daß ihm in seinen Mußestunden — er besaß ein Ledergeschäft — die Zähmung eines solchen Fisches und seine Nutzbarmachung für den höheren Schulritt gelungen sei. Außerdem trugen diese Stummen den Beinamen „Waisenknaben" und wurden nicht selten zu Gegenständen der Satyre ausgebeutet. Um nur nicht die prächtige wöchentliche Unterhaltung einzubüßen, murrten sie indessen niemals, und gewiß ist ihnen die spartanische Schule der heroischen Selbstüberwindung bei den schneidendsten Ausfällen später im wirklichen Leben häufig von Nutzen gewesen.

Alle schriftlichen Beiträge wurden wöchentlich gesammelt und der Rütlizeitung einverleibt, die unter der

Leitung von drei, durch die Mitglieder für einige Monate gewählten Redacteuren ſtand. Zwei Stunden vor Beginn der Verſammlung traten dieſe Herren zuſammen, prüften die Beiträge, ſchrieben dazu die heilloſeſten Randgloſſen, verfaßten in Verſen oder in Proſa einen Leitartikel und trugen ſpäter die einzelnen Aufſätze den Mitgliedern vor. Sämmtliche Beiträge wurden von den Mitarbeitern im Laufe der Woche auf gelegentlichen Gängen perſönlich in die Wohnungen der Redacteure gebracht, und der Berichterſtatter erinnert ſich ſehr wohl, wie er einſt ſeinen Beitrag mittelſt eines frankirten Stadtpoſtbriefes eingeſandt, und daß am nächſten Sonnabend das Couvert als eine „ſociale Sehenswürdigkeit" unerhörter Verſchwendung mittelſt eines Fadens an den meſſingenen Gasleuchter vor Aller Augen aufgehängt wurde.

Der Inhalt der Zeitung wurde durch einige Maler, an deren Spitze der jetzt am Kladderadatſch betheiligte geiſtvolle Wilhelm Scholz ſtand, auf die reichhaltigſte Weiſe illuſtrirt. Die jungen Leute arbeiteten ohne Gedanken an Honorar und nur aus Ehrgeiz für das Vergnügen ihrer luſtigen Freunde; daher kamen vortreffliche, allerdings nicht immer allgemein verſtändliche Carricaturen zu Stande. Zuweilen überſchritten dieſe auch weit das enge Format der Zeitungsmappe, und dann traten ſie als Wandgemälde auf und prangten an Sonnabenden über Tiſchen und Bänken. Um ihre Entſtehung zu ſchildern, heben wir nur einen komiſchen Vorfall heraus. Der junge Graf P., ein Poet mit geringer Begabung, aber voller halbverdauter philoſophiſcher Studien, hatte bei den Re-

dacteuren eine Vorlesung eines einactigen Trauerspieles unter dem vielversprechenden Titel „der Mensch“ angekündigt. Obgleich der Ernst dieser Arbeit außerordentlich gefürchtet wurde, konnte Graf P. doch durch Niemanden an dem Vortrage verhindert werden, und an fünfundzwanzig anwesende Mitglieder mußten somit ruhig stille halten. Anfangs beruhigte uns der Gedanke an den einen Act, als sich aber Scene aus Scene in einer bodenlos breiten Sprache entwickelte und lauter abscheuliche Abstractionen, wie „der König“, „der Mensch“, „der Freie“, „der Sklave“ auftraten, beantragte ein kühner Neuerer die Fortsetzung der Vorlesung über acht Tage und man ging zu angenehmeren Dingen über. Mit großen Besorgnissen vor „dem Menschen“ stellten wir uns am nächsten Sonnabende wieder ein, aber wie beruhigten wir uns, als wir alle Wände mit riesigen Illustrationen zu „dem Menschen“ von der Hand unseres Wilhelm Scholz bedeckt fanden. Jede Figur war zwei Fuß hoch, lebhaft, fast brennend colorirt, und veranschaulichte die dramatisch sein sollende Gestalt auf eine so unwiderstehlich lächerliche Art, daß Graf P., als er erschien, vollständig von der Beendigung seiner Lectüre abstand, das Manuscript schweigend zusammenrollte und vier Wochen lang im Rütli nicht gesehen wurde. Noch heute ist für uns Alle „der Mensch“ ein mysteriöses Fragment geblieben.

Eine besondere Sammlung von Gemälden wurde durch die Tafeln zu den Bänkelsängerliedern gebildet, in deren Vortrag der Componist H. Truhn, einer unserer Genossen und der glänzendste geistvollste Gesellschafter, den es geben

kann, eine vollendete Meiſterſchaft beſaß. Seine Mordgeſchichte mit dem Schluß:

Dem Rachſchwert entging Piſtor'
Er ſchifft ſich ein nach Baltimor',
Dort büßt er jetzt im fernen Land
Die Schuld als — Tabaksfabrikant.

wird nie aus unſerem Gedächtniß ſchwinden; ſie konnte den grimmigſten Pedanten zu Boden ſtrecken. Von dergleichen volksthümlichen Geſängen mit einer gehörigen Anzahl von erklärenden Abbildungen beſaßen wir eine ganze Menge. Theils waren ſie von den Mitgliedern gedichtet, theils den Rhapſoden der Jahrmärkte auf Reiſen abgelauſcht, aber durch Zuthaten unſerer Mitglieder weſentlich bereichert und humoriſtiſch verfeinert.

An dramatiſchen Talenten war unter uns kein Mangel, doch hat ſich ſpäter Niemand als Mime hervorgethan, obgleich Viele ſich in der Literatur ausgezeichnet haben, wie z. B. R. Gottſchall, T. Ullrich, E. Dohm, R. Löwenſtein u. A. m. Es fanden Vorſtellungen ohne einen ſonderlichen Aufwand an Requiſiten und Coſtümen ſtatt, die noch viele neuere Poſſen verdunkelten, aber eben nur uns verſtändlich waren. Auch hatte ein talentvoller Kupferſtecher, dem wir neuerdings unter andern Schrader's „Karl I." verdanken, eine ſeltſame Gattung von hiſtoriſchen Portraits erfunden, die einen Winter hindurch, als wir in unſerem Local über ein Nebenzimmer, mit einer viereckigen Oeffnung oberhalb der Thür verfügen durften, in jenem ſeltſamen Rahmen erſchienen. Der junge mun-

tere Künstler verstand einen menschlichen Theil, den selbst die Eitelkeit niemals der Schminke Preis giebt, so täuschend zu bemalen, daß er in einiger Entfernung wirklich einem Angesichte glich. Obgleich nun Physiognomieen mit Adlernasen sich wenig für diese Portraitmanier eigneten, so gelang es dem Meister doch, manche historische Aehnlichkeit heraus zu bringen. Sein „August der Starke" galt bei uns für ein Meisterstück ersten Ranges. Ernsthafte Aesthetiker und Kunstkritiker werden möglicher Weise diesen eigenthümlichen, bei den Klassikern nicht üblichen Styl, als eine Mischung von Malerei und Skulptur verurtheilen, allein wir bezweifeln, daß sie „August den Starken" hätten sehen können, ohne sich die Seiten zu halten.

Unsere Vorträge flutheten von Poesie über und das Höchste erreichten wir in der Ballade. Meistens mußten sich die Mitglieder der Gesellschaft zu Helden derselben hergeben. In der poetischen Erzählung leistete Herr v. S., der später als Hauptmann in Schleswig-Holsteinschen Diensten durch eine Kanonenkugel den rechten Arm verlor, ganz Außerordentliches, und es bleibt höchst bedauernswerth, daß dieses hochbegabte humoristische Talent nur mit einigen, fast unbekannt gebliebenen Kleinigkeiten unter angenommenem Namen in die Oeffentlichkeit getreten ist. Wir trauten ihm damals eine glänzende Zukunft als Lustspieldichter zu, aber er hat unseren lebhaften Erwartungen nicht Wort gehalten. Kamen besonders schlechte Gedichte zum Vorschein, so wurden die unsinnigen Stellen ausgezogen und feierlich in die Gesellschaftssprache aufgenommen.

Dem begeisterten Amerika-Sange eines militairischen Barden verdankten wir einen wahren Schatz an kühnen Wendungen und Bereicherungen des üblichen und erlaubten Ausdrucks. Er ist leider nach Jahren der Einzige gewesen, den ein überaus trauriges Schicksal lebend aus den Reihen der Lebenden entfernt hat.

Menschliche Schwachheiten wurden unter uns schlechterdings nicht geduldet. Jeder mußte deshalb äußerst besorgt sein, dergleichen vor den Augen und Ohren der Gefährten zu verbergen, wenn er nicht fortan zum Stichblatt des Witzes gemacht und in das Register der vogelfreien Thoren des Vereins geschrieben sein wollte. Nicht immer gelang es jedoch, zarte Geheimnisse mit dem Schleier der Verschwiegenheit zu bedecken; oft zog die bange Vorsicht die Neugierigen doppelt an und schärfte ihre Nachforschungen, so daß zuletzt doch Alles entdeckt wurde. Der militärische Barde litt bei den meisten seiner Unternehmungen an diesem Mißgeschick. Dem schönen Geschlechte hold, wie es die Sitte junger Vaterlandsvertheidiger mit sich bringt, hatte er im Stillen eine Maid lieb, über deren Stand bei uns die widersprechendsten Ansichten umliefen. Einige hielten sie nach seinen, vielseitiger Auslegung fähigen Redensarten, für ein Fräulein von Rang, Andere für eine hochbegabte Künstlerin. Gewiß war, daß dieses zärtliche Verhältniß vor der Scheelsucht der Welt verborgen bleiben mußte, und daß der Glückliche die Geliebte nur auf Viertelstunden in der späteren Abendzeit sehen und sprechen konnte. Der Barde wußte längere Zeit den Respect der Gesellschaft vor einer

ſo romantiſchen Situation aufrecht zu erhalten, allein ſchon ſtand ſein Sturz aus allen Himmeln bevor. An einem Sonnabend, als wir gemüthlich an unſeren Tiſchen ſaßen, klopfte Herr von S. mit ſtarker Hand auf den Tiſch und kündigte die Vorleſung einer neuen Ballade an. Die Werke ſeiner ausgezeichneten Feder gehörten zu den Lieblingen der Geſellſchaft, es trat alſo gleich tiefe Todtenſtille ein. Der Inhalt des langen Gedichtes behandelte des militäriſchen Barden Liebeshandel. Herr von S. hatte ihn wochenlang verfolgt, und war durch allerlei Mittel, die allerdings nicht der ſtrengſten Discretion gemäß waren, hinter ſeine ſämmtlichen Schliche gekommen. Wie billig gruppirte ſich der Versbau der Ballade um ein Ereigniß voll von dramatiſchem Leben, und brachte in dieſer ſchönen und ſpannenden Form das ergreifende Ganze zu unſerer Kenntniß. Die Geliebte des Barden war — Mädchen für Alles in einem jüdiſchen Hauſe, deſſen Gebieter ein Auge auf die Grazie geworfen hatte. Eiferſüchtig auf den Unbekannten, der Abends, wie ein Gott der griechiſchen Fabel, hinter der Küchenthür erſchien, aber allen Nachſtellungen und Forſchungen mit ſeltener Liſt — der Barde hörte damals die Vorleſungen über Strategie und Taktik auf der Kriegsſchule — zu entgehen wußte, verhörte er die Schöne, konnte aber nicht auf den Kern der Sache kommen. Ihre Verſchwiegenheit reizte den eiferſüchtigen Gebieter. Er ſchalt den unbekannten Geliebten einen ominöſen Kerl, der Eingriffe in fremdes Eigenthum thun wolle, und drohte, ihm perſönlich zu Leibe zu gehen, auch die Gottheit aller gefährdeten Bür-

ger, die Polizei, anzurufen, wenn er sich noch einmal an der Thür zeigen, oder vielmehr „errathen“ lassen werde. Diese schändlichen Redensarten waren dem Barden brühwarm von der Schönen hinterbracht worden, und das Paar beschloß, um ferneren Störungen vorzubeugen, den Schauplatz aller künftigen Rendezvous auf den Boden zu verlegen. Er dehnte sich unter dem Dachgeschoß zweier Häuser aus, die einem Wirthe gehörten und nach einem und demselben Plane gebaut worden waren. Eine Zeitlang entgingen die Liebenden allen Nachstellungen, aber das Auge der Eifersucht ist scharf, und nicht jeder wirklich oder vermeintlich Hintergangene ist so einfältig in eigenen Untersuchungen, wie der Mohr von Venedig. Der Herausgeber entdeckte den hochgelegenen Zufluchtsort des Paares und sann auf seinen Untergang. Als an einem Abende der Barde im Schatten von Fichtenholz, Torf und Dachziegeln seiner theuren Dido harrte, erschien diese plötzlich und berichtete in athemloser Eile, daß der Hausherr nur den Stock suche, den das Nestküchlein der Familie verschleppt, um dann auf dem Wahlplatz zu erscheinen und dem Barden eine Schlacht, wenn nicht gar noch mehr oder weniger, je nach der Verschiedenheit der modernen Ehrbegriffe, anzubieten. Der Barde neigte sich der letzteren Auffassung zu, besorgt, seinem Stande eine unvertilgbare Kränkung zuzufügen, beschloß er seinen unverzüglichen Rückzug in möglichster Eile. Schon hörte man die Fußtritte des Verfolgers auf der ächzenden Treppe, schon das Klappern des Stockes — er war mit Eisen beschlagen, wie die Ballade weislich bemerkte — da ent-

ſchloß ſich der Barde, brach in bitterſter Noth durch das Lattenwerk, welches die beiden Häuſer trennte, und entkam ſo, da durch die Gunſt des Gottes der Liebe, der Bodenriegel des anderen Hauſes von innen geöffnet werden konnte, über unbekannte Treppen und einen fremden Flur auf die Straße, ohne freilich die Geliebte aus den Händen des Unholds retten zu können.

Die Ballade war mit dem entſchiedenſten Talente geſchrieben, wenn gleich ſie einiger Anſpielungen wegen nicht druckfähig heißen konnte. Auffallende kühne Reime verliehen ihren Verſen oft einen abenteuerlichen ahnungsvollen Klang, kurz der Barde ward zerſchmettert und überhäuft den verrätheriſchen Freund, der alle dieſe traurigen Thatſachen nur von der Maid ſelber erfahren haben konnte, mit den bitterſten Vorwürfen.

Gegen die Freundſchaft übten wir nicht größere Nachſicht. Einige ſonſt gar verſchiedenartige junge Leute aus der Geſellſchaft hatten, auf der Grundlage einer politiſchen, etwas verrückt radikalen Meinung, ein wunderliches Wohlgefallen an einander gefunden, und lezten dieſes, da ſie ſich auf keine andere Weiſe auszeichnen konnten, etwas auffallend und geziert an den Tag. Sie waren daher unaufhörlichen Verfolgungen durch Schrift und Bild ausgeſezt. Bald traten ſie in den lächerlichſten Verkleidungen auf und umarmten einander, indem ſie Phraſen voll Anthropomorphismus ausſprachen, bald ſah man ſie auf Reiſen, ſtatt der Torniſter kleine handliche Pulvermühlen zu ihrem häuslichen Gebrauche mit ſich ſchleppend. Dann badeten ſie wieder als Bierfiſche gemeinſchaftlich in einem

Seidel, oder saßen als Schmetterlinge auf dem Rande desselben, und wurden von einem, mit dem Netze sich nähernden Satyriker, „in der volksthümlichen Weise desselben mitgenommen.“ Wenig beliebt waren die eigentlichen Gelehrten, insofern ihre Pedanterie nicht durch ein Talent gesänftigt und mit der Menschheit ausgesöhnt wurde. Wir hatten einen Sprachforscher des Sanskrit unter uns, der bei allen Gelegenheiten mit ihm ebenbürtigen, aber begabteren Gesellen, Händel suchte und verwerfliche Sophisterei trieb. Er wurde durch ein treffliches phantastisches Bild charakterisirt. Sprechend ähnlich saß er auf einem Katheder und las eine Abhandlung über Sprachformen der Inder vor. Das ganze Rütti um ihn war in einen tiefen Zauberschlaf versunken, alle Humeristen lagen wie Todte am Boden, sämmtliche Gasflammen waren aus Verzweiflung erloschen, in der düstern Luft schwärmten Insekten der Verwesung, und der Teufel der Langeweile versuchte mit dem kräftigen Hauche desselben Athmungswerkzeuges, mit welchem Dante in seinem Inferno einen Teufel auf der Trompete zum Abzuge blasen läßt, das einzig brennende Licht auszulöschen.

Zuweilen sprachen bei uns ältere vortreffliche Freunde vor. Bogumil Golz, der tiefsinnige Humerist, traf an einem unglücklichen Sonnabende ein, wie wir ihn nur selten verlebten. Draußen tobte eine naßkalte stürmische Witterung, jeder Eintretende brauchte geraume Zeit, um aufzuathmen, das Gespräch stockte nicht, aber es verirrte sich zu traurigen und selbst für das leichtsinnigere Lebensalter unerfreulichen Stoffen. B. Golz saß mit gebeugtem

Haupte da, er sprach kein Wort, auf seiner hohen marmorglatten Stirn spiegelte sich die Flamme des Gaslichtes. Da erhob sich ein junger Mann, seitdem als geschmackvoller Liedercomponist und tüchtiger Chordirigent in den besten Kreisen Berlins zu Ruf gelangt, und richtete eine seiner gewöhnlichen wunderlichen Apostrophen an den alten grimmen Humoristen. Der lustige Musikus verfolgte nämlich Alles, was philosophischer Studien verdächtig geworden war, mit einem schauderhaften Gallimathias von Phrasen, die er aufgeschnappt, ohne ihren Sinn zu berücksichtigen. Bald richtete er an einen auf das Korn genommenen Denker irgend eine solche Frage, bald sprach er in derselben das hohe Lob seiner Weisheit aus. Um einen Begriff dieses wüsten Verfahrens zu gewähren, erlauben wir uns, eine kurze Probe zu geben. So redete er z. B. gelegentlich den Mann des Sanskrits, nach einem Wortgefecht mit seinen Gegnern folgendermaßen an: „Was meinen Sie, Herr Doctor, wenn die Polarität des Nihilmus, abstrahirt von der Duplicität des Nichteins, aber angefächelt von der schlechten Kategorie der Antinomie des binemischen Lehrsatzes in der Conjunctur der isodynamischen Hypotenuse mit der reinen Vernunft in einen scheußlichen Conflict geräth, was dann weiter? u. s. w." Mit einer Anrede dieses Styles bewirthete der Gute, unendlich ernsthaften und tragisch leidenschaftlichen Gesichtes, auch den Verfasser des „Buches der Kindheit," damals noch eines Manuscriptes. Aber wie ward ihm und uns Allen, als Golz, nachdem er ihn bis zur vollständigen Athemlosigkeit auseinander gelassen, mit düsterem, feierlichem Ernst im

Antlitz sich langsam erhob, ihn mit glühendem Blick ins Auge faßte, und nachdem er die Antwort mit einem prophetischen: „Ganz geweß!!“ in seinem altpreußischen Dialekt eingeleitet, einen so ungeheuerlichen philosophischen Wahnsinn darauf folgen ließ, daß der provocirende Jüngling für alle Jahrhunderte verdunkelt und vergessen wurde. Nun war das Eis gebrochen, von allen Seiten sprühten leuchtende Witzfunken, und B. Goltz las uns zuletzt seine prächtige Polemik gegen Schiller's Spaziergang vor, deren Grundidee darauf beruht, daß Schiller, als Universitätsprofessor, die eigentliche feine und freie Kunst spazieren zu gehen, nie verstanden habe.

Zu unseren ergötzlichsten Begebenheiten gehörte noch der einmalige Wechsel des Locales. Wir kamen im Hause eines Wirthes zusammen, der bei leiblichem Vermögen und beträchtlicher misantropischer Faulheit seine Schank- und Speisewirthschaft mit wahrem Verdrusse trieb, aber von der thätigen Frau dazu mit Strenge angehalten wurde. Da das Gesicht des Wirthes jedoch das beste Aushängeschild eines Lokales ist, so war es dem gastfeindlichen Manne schon gelungen, sich das ganze Publikum ziemlich vom Halse zu halten, und so die Frau zur Aufhebung der Wirthschaft zu zwingen. Es verkehrten bei ihm nur wenige Gäste: nur unser tolle Hause hielt treu bei ihm aus. Der große hohe Saal lockte uns so gut, wie die Einsamkeit in den andern Gemächern. So unfreundlich er uns empfing; er konnte uns nicht los werden. Wir ehrten seine Gründe, allein wir wichen ihm mit dem höchsten Aufwande von Höflichkeit aus. Als

Heraklit die Fruchtlosigkeit seiner verdrossenen Fratzen einsah, schlug er einen anderen wirksameren Weg zu unserer Vertreibung ein. Er ließ sich gar nicht mehr blicken, begann aber ein vollständiges Aushungerungssystem. Das Bier wurde matt, in allen Gerichten schmeckte eine Butter von hohem Alter durch, das Fleisch, auch das der Hausthiere, imponirte durch einen Wildgeschmack, und das Gas strömte aus dem Gasometer so spärlich zu, daß wir bald im Dunkeln saßen. Der Zustand fing an unerträglich zu werden. Da freundliche Vorstellungen nichts fruchteten, wurde an einem Octobertage die ganze Gesellschaft berufen. Alle Mitglieder waren dem Rufe gehorsam, sie kamen aus Ateliers, Studirstuben, anatomischen Theatern, Bibliotheken, Bureaus und Laboratorien. Eine unvergeßliche Debatte, ob zu bleiben, oder auszuziehen sei, begann. Der preußische Parlamentarismus hat keine glänzendere, keine komischere Sitzung nachzuweisen. Schon zeigte sich die öffentliche Meinung der Beibehaltung des Lokales geneigt, da trat um 11 Uhr Nachts Herr v. S. mit einer im Style der catilinarischen Reden des Cicero geschriebenen Philippika *gegen* den Wirth auf, und schlug die eben gehörte Oratio pro domo eines talentvollen Arztes vollständig. Mit bezauberndem Humor verarbeitete er das Lokal so schlagend, daß wir einstimmig augenblicklich auszuziehen beschlossen. Ein Botschafter wurde an den neuen, aber grauhaarig ehrwürdigen Wirth abgesandt, und nachdem die Zechen berichtigt, folgte ihm die Gesellschaft mit Zeichnungen, Fahnen und Manuscripten beladen paarweise durch die Kurstraße. Der gerührte Wirth empfing die

neuen Gäſte um Mitternacht an der Thür, zwei Schenkmamſellen leiſteten ihm dabei den nöthigen Beiſtand; Herrn v. S. begrüßte er feierlich mit einem gefüllten Ehrenfeidel, das ihm fortan gehörte und ſich durch beſſeres Maaß vor unſeren Gefäßen auszeichnete. Wir ſiedelten uns an und W. Scholz warf ſogleich auf einen Bogen Conceptpapier die Skizze des nächtlichen Auszuges und der glücklichen Ankunft.

Hier hauſten wir bis zum Frühjahr 1848, wo die einbrechenden Wirrſaale uns raſch zerſtreuten. Wir haben uns nie wieder in ähnlicher harmloſer Fröhlichkeit zuſammengetroffen. — Das iſt vorbei für immerdar.

IX.

Deutſche Wunderkinder.

In der Umgegend von Paris giebt es eine beträchtliche Anzahl von Gärtnern, die ſich ausſchließlich mit der Cultur von Früchten und Gemüſen beſchäftigen, welche vor der naturgemäßen Zeit ihres Wachsthumes auf die Tafel der Leckermäuler kommen ſollen. Zwar nicht vor den Thoren einer einzelnen Stadt, aber dafür an zahlreichen Stellen unſeres deutſchen Vaterlandes, exiſtiren Familienväter, welche nach dem Beiſpiel jener Gärtner die menſchliche Natur durch allerlei Mittel dazu anzureizen

ſuchen, vorzeitige muſikaliſche Früchte zu tragen. Gewiß iſt es höchſt ſeltſam, daß dergleichen Verſuche nicht in anderen Künſten angeſtellt werden, und daß wir weder in der Malerei und Dichtkunſt, noch in der Schauſpiel- und Tanzkunſt dergleichen frühreife Producte erzielen lernen; nur in der Muſik giebt es ſogenannte „Wunderkinder“ und allein in Deutſchland wird ihre Cultur fabrikmäßig betrieben.

Das Wunderkind zeichnet ſich weder in dem erſten dummen Vierteljahre, noch in den darauf folgenden Epochen des Zahnens, Kriechens und Gehens durch beſondere Anlagen aus. Es hat nichts mit jenem eigentlichen deutſchen Wunderkinde gemein, das kurz nach Anlegung der erſten Höschen ein Clavierconcert componirte und ſpäter unter dem Namen Mozart eine nicht unverdiente Berühmtheit zu erlangen verſtand. Nur ſein Vater thut ſich regelmäßig durch eine gewiſſe beſchränkte Gabe von geſundem Menſchenverſtand hervor, die ſehr wohl mit einem demüthigen Talente der Violinkratzerei oder dem Handwerk des Clavierhackens vereint gedacht werden kann. Um die Zeit, wo das Kind nicht mehr jene Verſtöße gegen die Hausordnung und Reinlichkeit begeht, welche die erſten Strafen im jugendlichen Daſein nach ſich zu ziehen pflegen, wird der Vater tiefſinnig und beginnt unter ſeinen Spießgeſellen auf der Bierbank von dem erſtaunlichen muſikaliſchen Talente des Kindes Fabeln zu erzählen. Der Fall wird lebhaft beſprochen und der Vater einſtimmig genöthigt, das merkwürdige junge Weſen der Kunſt zu widmen. So kommt die arme Creatur in die Muſik und wird von jetzt

an täglich mehrere Stunden lang, entweder an das Clavier, oder an die Geige gespannt, da es auf anderen Instrumenten bekanntlich niemals Wunderkinder giebt. Der zärtliche und kunstsinnige Vater begnügt sich jedoch nicht mit den genannten Tonwerkzeugen; er stellt für seine Person auch regelmäßige Uebungen mit einem Schlaginstrument, das aus einem kurzen hölzernen Stiel und einem regelrechten Geflecht von Leder besteht, auf dem Rücken seines Kleinen an. Ein Philosoph hat ihm einmal verrathen, daß der Mangel an Ehrgeiz in jugendlichen Jahren am wirksamsten durch Prügel ergänzt wird, weshalb auch diese beiden Factoren stets im Zusammenhange mit einander bleiben, ja vielen, an unrechter Stelle ehrgeizigen Personen reiferen Alters diese Untugend später nur auf homöopathische Weise durch Anwendung desselben Mittels abgewöhnt werden könne, wie durch scharfsinnige Beobachtung des Lebens berühmter Recensenten, Volksredner, Bühnenkünstler und anderer öffentlicher Personen unwiderleglich zu beweisen sei. Da die Erfahrungen seines eigenen Lebens den Wundervater gelehrt haben, daß ein Ueberfluß von Nahrungsmitteln niemals die Entwickelung des Geistes und Gemüthes fördere — er ist der mißrathene Sohn einer wohlhabenden Familie — so beköstigt er den kleinen Novizen der Kunst nur so weit, als zur nothdürftigen Speisung der Lebensflamme erforderlich ist. Er hält, wie die meisten Menschen ohne Begabung, jedes Talent für ein Strandgewächs, das am besten auf dem Flugsande fortkommt, aber auf gutem Boden verkümmern muß. So wächst das Wunderkind auf und bildet bei

dieser überwiegend vegetabilischen Diät neben dem musikalischen ein ungleich bedeutenderes Talent für Screpheln aus, welche der Vater für ein Abzeichen der stets vorkommenden körperlichen Schwäche des Genies hält. In der mit Noten geschriebenen Literatur giebt es eine Anzahl von Tonstücken, welche etwa denselben Rang mit den Dichtungen „das Lied vom braven Mann", „der Handschuh" und „Schweigend in der Abenddämmerung Schleier ꝛc." in den Declamirübungen der Schüler einnehmen. Um uns nicht die Feindschaft der Herren Verleger, wegen Verhöhnung eines der ganzbarsten Artikel, zuzuziehen, nennen wir diese volksthümlichen Clavier- und Violinsachen nicht, allein es steht fest, daß sie von allen Wunderkindern zuerst eingelernt werden, wenn es gilt, Proben ihrer Talente in einflußreichen Familienkreisen abzulegen. Da der Wundervater, gleich dem Besitzer eines Morgens von Kartoffelland, von seinem Wunderkinde allen möglichen Vortheil ziehen will, so treibt er nach dergleichen Aufführungen allen angesehenen Personen des Ortes Scheine und Atteste über die Fähigkeiten des Kleinen ab. Mit diesen in der Hand geht er reichen und vornehmen Leuten unter dem Vorwande zu Leibe, daß sein junges Talent entweder ein besseres Instrument zu seinen Uebungen, oder einen kenntnißreicheren Lehrer brauche. Gewöhnlich setzt er seine Absicht durch, der Ankauf wird nach Abfall erklecklicher Procente in die väterliche Tasche bewerkstelligt und das Wunderkind einem Lehrer übergeben, der bereits in der Trainirung dieser Sorte von Duodezmusikanten einen großen Ruf erlangt hat. Unter seinen Eigenschaften

ſteht der tiefeingewurzelte Abſcheu vor Conſervatorien obenan; er glaubt, daß der höhere Schliff der Virtuoſität nur von dem einzelnen Meiſter und zwar in der tiefen Verborgenheit des Studirzimmers ertheilt werden könne. Dieſe ſchöne Ueberzeugung hält ihn ab, für ſein Theil, wenn er zu den Violiniſten gehört, gelegentlich ſchandbar unrein zu greifen, wenn unter die Pianiſten, fortwährend Rettung bei dem Pedal zu ſuchen. Er erzieht das Wunderkind zu ſeinem Ebenbilde und mehr kann bekanntlich kein Lehrer thun. Inzwiſchen iſt daſſelbe ſo weit herangewachſen, daß die Oeffentlichkeit von ihm Kenntniß nimmt, und er, wie der junge Froſch auf ſeinen zahlreichen Entwickelungsſtufen, unter das Mikroſkop, ſo unter die Brille der Kritik gebracht wird.

Das Wunderkind, welches man auf Zweckmäßigkeitsviſiten umherführt, iſt meiſtens klein und verkümmert. Es trägt einen ſchwarzen Sammetkittel mit überhängendem weißen Kragen und eine zwiſchen Mütze und Baret mitten inne ſchwankende phantaſtiſche Kopfbedeckung. Im Winter fehlt ihm ſelten ein ſpaniſches Mäntelchen. In Reverenzen iſt es geübt und reicht den Kritikern vertrauensvoll die Vorderpfote, da ihm frühzeitig eingebläut worden iſt, der Preſſe ſchön zu thun und wenn nicht ihre Bewunderung, ſo doch ihr Mitleid zu erregen. Sobald ſein Vater, meiſtens ein Mann, der auch die geduldigſte Seele lüſtern macht, ihn mit Fußtritten zu bewirthen, die oratio pro domo, die Rede für das Talent, beginnt, wird das Wunderkind ſtill und hängt andächtig an ſeinen Lippen. Zu einer Prüfung ſeiner Fähigkeiten iſt es nach Art aller

Kinder gern bereit, ja es kann häufig nur schwer davon abgebracht werden. Diese ist die harmlosere Art, aber es giebt eine Species von herangewachsenen Violin- und Clavierknaben, die weit kecker und verwegener auftritt. Obgleich sie noch immer unter der Rubrik „Wunderkinder" geführt werden, keimt ihnen doch schon der Schnurrbart und sie kokettiren in ihren Concerten mit dem schönen Geschlecht, „werfen Augen" und machen Mätzchen mit dem Bogen. Sehr schwierig zu behandeln sind die Wunderkinder mit frühem Weltschmerz und Europamüdigkeit. Nachdem diese Krankheit sich längst aus der Literatur verloren hat, kommt sie noch zuweilen sporadisch auf der Violine vor. Derartige Talente spielen stets die Elegie von Ernst, die Melancholie von Prume, essen gern Pudding und müssen mit Zittwersamen gegen die Spulwürmer behandelt werden. Noch andere Wunderkinder, denen nur hinsichtlich der musikalischen Uebungen zu Hause der Rücken gemessen wird, sind auffallend ungezogen, klettern auf Tische und Commoden, halten die Pendel von Stutzuhren fest und spielen auf eine schauerliche Weise den Carneval von Venedig.

Die Wunderkinder weiblichen Geschlechts tragen kurze weiße Röckchen und bis zum neunzehnten oder zwanzigsten Jahre auch niedliche Höschen mit weißen Krausen, machen sehr kleine Schritte und allerliebste Knixe. Sie pflegen sich länger kindlich zu halten, als die Wunderjungen, denen ihre Bartstoppeln bald ein altes verwettertes Ansehen geben, allein etliche Väter gehen darin zu weit und ein bekannter Züchter von Wunderkindern ließ seine Töchter

ſo lange ſpielen, bis ſie von einem wohlwollenden Kunſtmäcenas in ein Stift für alte Jungfern gekauft wurden. Clavierſpielerinnen ſind häufig kurzſichtig und tragen Brillen, Violiniſten können ſelten ihre Geige ſtimmen und nehmen kokette Stellungen an, wenn der Concertmeiſter an ſie herantritt und die Wirbel dreht. Hüte man ſich ſtets, ein Tonſtück da capo zu fordern, denn ſie wiederholen ſofort ihr Programm und wenn auch nur eine Stimme den Wunſch geäußert hätte.

Das deutſche Wunderkind führt ein einförmiges und trauriges Leben. Nachdem es den Tag über an ſeinem Inſtrumente lagernd, die nothwendigen Uebungen zur Vervollkommnung des Talentes, leider oft unter Zwangsmaßregeln, angeſtellt hat, ſieht es ſich Abends in Geſellſchaften geſchleppt und genöthigt, ſeine eingeübten Paradepferde herunterzurafſeln oder abzuſtreichen. Meiſtens drei bis viermal in der Woche erſt kurz vor Mitternacht abgefüttert, leidet ſeine Verdauung und es bildet ſich eine Krankheit, welche die Medicin noch nicht hinlänglich beachtet hat, die aber ſehr wohl als Hypochondrie der Wunderkinder bezeichnet werden kann. Andere Kinder kommen nur ausnahmsweiſe in ſeine Nähe und ſpielen nicht mit ihm; höchſtens laſſen ſie ſich herab, es aus Neid zu mißhandeln. Jeder Ruhm muß gelaſſen ſeine Dornenkrone tragen. Bringt unſer beklagenswerthes Weſen es zu Concerteinnahmen, ſo wird ihm ein kleines Taſchengeld gewährt, das gewöhnlich für Violinquinten und liniirtes Notenpapier daraufgeht. Dem Inſtinkte der Ameiſe und Biene gleich, ſinkt die geplagte Creatur in dem ihr auf-

gedrungenen Ideenkreise vollständig unter und lebt nur in der kleinen wunderlichen Welt ihres Könnens. Aber es kommt vor, daß Wunderkinder durch glückliche Zufälle von ihren Plagegeistern frei werden und über ihr Leben selbst bestimmen können. Dann bricht mit unwiderstehlicher Gewalt der so lange unterdrückte angeborene Hang hervor. Ein freigelassener Violinknabe ließ nicht ab mit Bitten, bis sein gesetzlicher Vormund ihn zu einem Stubenmaler in die Lehre that und zeichnete sich in seinem Geschäfte später so aus, daß sein artistisches Talent selbst nicht durch die alle Wände beherrschende Mode der Tapeten unterdrückt werden konnte. Ein Mädchen vom Clavier, dessen grausamer Vater im Heldenkampfe mit der Flasche umkam, beirathete, da sie sehr schön war, einen reichen alten Herrn und brachte ihren Abscheu vor der rathbezogenen Folterbank ihrer Jugend dergestalt zur Geltung, daß sie diesen einst hochmusikalischen Greis und Kennerältesten vollständig umbildete und veranlaßte, fortan seine Zerstreuung im Kartenspiel zu suchen. Auch gab sie jungen unmusikalischen Herren stets den Vorzug.

Gemeinhin ist den traurigen Opfern des modernen Musikmoloch's das Glück nicht so günstig. Nach den qualvollsten Anstrengungen, eine hervorragendere Stufe der Virtuosität zu erreichen und die Blicke der Welt auf ihre Geistesprodukte zu lenken, verschwinden sie aus dem Vordergrunde der Kunstbühne und ziehen sich unter die Masse der namenlosen Statisten zurück. Nach Jahren findet man die einst von den Lobposaunen der Zeitungen verherrlichten Phänomene, auf der Durchreise durch kleine

Residenzen, wenn man Abends vom Regenwetter in die Oper (Norma oder Nachtwandlerin) getrieben wird, am ersten Violinpult, oder als Lehrerin des Claviers in irgend einer großen Pension, in der man seine Tochter unterrichten lassen will. Nichts ist ihnen von ihrer frühen unreifen Herrlichkeit geblieben, als ein Album, voll von schlechten Versen, unwahren und schielenden Gedanken, welche Dilettanten in Theezirkeln hineingeschrieben haben. So geht der Ruhm dieser Welt vorüber!

X.

Stadtgärten.

Die Bewohner von Gegenden milderen Klimas machen keinen so durchgreifenden Unterschied zwischen den kälteren und wärmeren Jahreszeiten, als die Nordländer, deren Sommer- und Wintertemperatur auf der Skala des Thermometers weit auseinander liegen. Je furchtsamer wir deshalb vor dem Winter flüchten, desto inniger fühlen wir uns zu dem Sommer hingezogen und behandeln ihn wie verständige Oekonomen die nützlichen Vögel, wir richten ihm eine gastliche Wohnstätte ein, wo wir während seines allzukurzen Aufenthaltes die Freuden seines Umganges genießen können, ohne uns zu weit von Amt und Geschäft zu entfernen. So entsteht der Stadtgarten, die Park-

anlage hinter dem Hause, welcher man nach langer Vernachläſſigung in der neueren Zeit wieder größere Aufmerkſamkeit widmet, da man ſich durch die Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe endlich hat belehren laſſen, daß belaubte hohe Bäume beſſere Reinigungsmittel des Dunſtkreiſes ſind, als Fabrikſchornſteine, Dampfmaſchinen und vierſtöckige Hinterhäuſer. Je gieriger das unheimliche Stadtgeſpenſt mit ſeinen grauen ſteinernen Krallen vor den Thoren um ſich greift, deſto ſorgſamer benutzt der Berliner jedes unbebaute Stück Land, das noch nicht mit dem bekannten Titel „Bauſtelle" gebrandmarkt iſt.

Wenn wir zwiſchen der chineſiſchen Mauer, welche ſich als Acciſegürtel um Berlin zieht, und an einſigen einſamen Stellen der ſonſt ſo ſchönen Reſidenz ein ſchauderhaft häßliches Anſehen verleiht und den an ſie grenzenden Grundſtücken, einen Rundgang um die Stadt machen, ſo ſtoßen wir im ſogenannten Weſtend, d. h. zwiſchen dem Halleſchen, Potsdamer und Brandenburger Thor, auf die erſte und vornehmſte Klaſſe der Stadtgärten. Die hiergelegenen Grundſtücke ſind überwiegend neueren Datums und gehen nur in ſeltneren Fällen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Das Fabrikweſen fand nicht, wie jetzt ſeit Vollendung des ſchönen neuen Kanals, einen Vorwand, ſich anzuſiedeln, es fehlte nirgends an Platz zwiſchen den Hinterhäuſern und der Stadtmauer; mithin haben ſich hier an vielen Orten anmuthige Gartenanlagen erhalten. Hinter den zahlreichen Paläſten der großen Herren iſt die Vegetation natürlich am ſorgfältigſten geſchützt und kunſtvoll erzogen worden, und auf der Weſt-

seite der Wilhelmsstraße begegnen wir, wenn wir mit dem Parke hinter dem herrlichen Palaste des Prinzen Albrecht anfangen, einem ganzen Complexus von schönen Bäumen und Gartencultur. Die großen Herren sind indessen in der Stadt sehr schwer zu belauschen, und dergleichen Parks thun sich dem Spaziergänger höchstens einmal im Winter auf, wenn das fürstliche Vergnügen einer russischen Eisbahn zu gütiger Toleranz stimmt und die vorgeschriebene Clausur an der Pforte weniger strenge gehandhabt wird. Ihre Gärten liegen beschattet von alten herrlich gepflegten Bäumen meistens einsam da, auf die Treibhauscultur wird der größte Nachdruck gelegt und der vornehme Besitzer, der den größten Theil des Sommers hindurch außerhalb der Residenz verweilt, unternimmt nur gelegentlich im Frühjahre oder im Herbste einen kurzen Morgenausflug in seinen Park. Die Leute, denen ihr kleines Grundstück den ganzen Sommer, Baden und die Schweiz, Paris und Italien vorstellt, sind für uns weit anziehender, und wir können uns nicht versagen, über den Zaun zu blicken und sie bei ihrem ländlichen Treiben zu beobachten. Ach, unsere wenigen botanischen Kenntnisse sind leider in den Schuljahren nicht sonderlich bereichert worden, und wir sind nicht im Stande, die hortologischen Bestrebungen dieser guten Berliner näher zu beschreiben, allein wir verweisen auf die lehrreichen Handbücher über Gartenbau, und sind überzeugt, daß der Leser darin den ausführlichen Commentar zu Allem finden wird, was wir nur mit schwachen Zügen andeuten können. Der bürgerliche Stadtgarten des Berliner Westendes wird durch einen

hübſchen kleinen Hof vom Hauſe geſchieden und iſt gemeinhin durch einen Schlüſſel verwahrt, von welchem der Wirth und Beſitzer ſich nur in ſeltenen Ausnahmefällen trennt. In dieſem Hofe fehlt nie eine ſorgfältig unterhaltene Pumpe, ein Hundehaus und ein kleiner Stall für Cochinchinahühner. Dieſe derbe und coloſſale Vögelſorte beginnt bereits unſeren gewöhnlichen Hühnerſchlag zu verdrängen und die Herausgeber älterer Balladenſammlungen, in welchen bekanntlich der Hahn älteren Styles ſehr oft „kräht," werden alle betreffenden Stellen für das beſſere Verſtändniß der jüngeren Generation umändern müſſen. Der Cochinchinahahn kräht nämlich nicht, wie ſein poetiſcher Vorfahr, er „brüllt" mit Entſchiedenheit, und beſitzt in ſeinem Organ nicht einen Hauch von dem anregenden Zauber, der unſerem einheimiſchen ſtattlichen Vogel eine ſo ruhmwürdige Stelle in der Poeſie, Mythe und Geſchichte aller Zeitalter verſchafft hat. Neben den Cochinchinahühnern hält ſich in ſeiner Villa ein ernſter Hofhund auf, welcher nach einem wechſelvollen Jägerleben durch einen ſchnöden Umſchwung der Verhältniſſe an die Kette gekommen und dadurch verbitterter Menſchenfeind geworden iſt. Er beſchäftigt ſich bei Tage und bei Nacht mit drohendem Gebell gegen wirkliche und eingebildete Gegner und gehört zu den ſchlimmſten Hypochondern ſeines Geſchlechts. Nur gegen den Hausherrn, der ihn Vormittags eine halbe Stunde lang von der Kette erlöſt, und unter Oberaufſicht einer Reitpeitſche in ſeinen Händen, frei umherlaufen läßt, wie gegen die alte Köchin, welche ihm Mittags ſeine wunderlich combinirten Abhub-Ragouts und Knochenfricaſſees

aufrischt, äußert er mildere Gesinnungen. In dem so bevölkerten Hofe werden, wie im Alterthum an den steinernen Brunnen und Cisternen, alle Angelegenheiten des schönen, aber dienenden Geschlechts im Hause verhandelt und durch ein musikalisches Accompagnement von Eimern, Blechgeschirr und nasser Wäsche unterstützt. Der eigentliche Garten, das Heiligthum des Gebieters, ist beinahe so sorgfältig bewacht, als das ehemalige Paradies. Nur irgend ein alter kinderloser Adam und eine dito Eva aus dem ersten, theure Miethe zahlenden Stockwerk haben das Recht, gegen Abend eine Stunde lang in demselben zu luftwandeln und sich mit dem Wirthe und ökonomisirenden Dilettanten landschaftlich zu unterhalten. Eine Laube und eine Bank zum Sitzen wird ihnen nicht eingeräumt; ihre Stellung ist in dieser Hinsicht nicht vortheilhafter, als die der Sträflinge in den vornehmeren neueren Zellengefängnissen, denen auch nur eine Stunde Trab in dem winzigen Gartenabschnitt hinter dem Kerker gestattet zu werden pflegt. Die Pflege des kleinen Landfleckes erreicht natürlich den höchsten Grad. Schon Morgens sieht man den Besitzer in Wasserstiefeln, in einen dicken grauen Flausrock gehüllt und mit einer wasserdichten Mütze bedeckt, im Garten mit aller möglichen Arbeit beschäftigt und sorgenvolle Blicke nach Regen gen Himmel richten. In seiner Gesellschaft befindet sich ein blühender, aber dennoch lebenssatter dienender Bruder und Jüngling, der für die ernsteren Arbeiten des Grabens, Harkens und Gießens engagirt, sich in die glühenden Leidenschaften seines Brodherrn nicht finden kann und die Verkürzung seines nächt-

lichen Schlafs eben so schmerzlich beklagt, wie die Verkümmerung des Sonntags. So oft man über den Zaun sieht, erblickt man diesen Jüngling stets in Schweiß gebadet, mit zwei Gießkannen einherwankend oder tiefe Spatenstiche in den Boden thuend und große Leitern an Bäume legend. Selten liegt er lang ausgestreckt im Grase und pflegt ungestört der Ruhe. Man kann alsdann mit Bestimmtheit annehmen, sein Gebieter befinde sich im Innern der Stadt und kaufe ausländische Sämereien ein, oder habe auf dem Gericht einen Termin wegen Grenzstreitigkeiten und Zaunhändeln mit den Nachbaren. Im Frühjahr beschäftigt sich das Paar mit dem Raupenkriege, später aber mit dem Kampfe gegen die Sperlinge. Zu diesem Endzwecke sind eine Menge großer Netze vorhanden, in welche, sobald die Kirschen und Schoten reifen und der Saft in die Weintrauben steigt, der ganze Garten sorgfältig wie in einen Paletot gehüllt wird. Dann ist der Besitzer überglücklich. Mit der langen betroddelten Tabakshellebarde im Munde wandelt er auf und ab und freut sich über die geschützten Herrlichkeiten der Vegetation, von der er fast nichts mehr sieht, klatscht heftig in die Hände, wenn er noch einen unverschämten, nicht in Furcht versetzten Spatz umherfliegen sieht und bläst große Rauchwolken in die dichten Mückenschwärme. Außerdem sind noch andere Maßregeln der Abschreckung gegen die geflügelten Räuber getroffen. Auf den Beeten mit grünen Erbsen stehen schandbare und drohende Nachahmungen der menschlichen Gestalt, mit alten Filzhüten auf den Köpfen, an denen abgenutzte Schreibfedern und gesprungene Klin-

geln befestigt sind. Auch läuten überall an Fäden hängende zerbrochene Bierflaschen, in denen als Klöppel ein großer Nagel befestigt ist. Anscheinend reichen alle diese Vorkehrungen hin, um dem ganzen Geschlecht der Sperlinge, welche hier einmal als die Erbfeinde des Gartens betrachtet werden, einen tödtlichen Schrecken einzujagen und sie für immer zu vertreiben, allein erfahrungsmäßig wird das directe Gegentheil erreicht. Nirgends verhalten sich die Herren Spatze zufriedener, zu keinem Garten fühlen sie sich lebhafter hingezogen, und die mit Netzen überspannten Früchte scheinen einen gleich magischen Reiz auf sie auszuüben, wie die phantastischen, nach dem Vorbilde des bekleideten Menschen geschaffenen Gestalten einer gereizten Stadtgärtnerphantasie. Fast sollte man glauben, die Stadtspatzen seien ein klügeres, die Listen der Sterblichen besser durchschauendes gefiedertes Geschlecht. Ein anderer, und zwar ein Guerillakrieg, wird gegen die umherstreifenden Katzen geführt. Nach den in Lieferungen erscheinenden volksthümlichen Naturgeschichtsbüchern ist die wilde Katze im Norden Deutschlands vollständig ausgerottet; diese Notiz beruht auf einem Jägerirrthum. In vielen Höfen und Gärten Berlins giebt es noch wilde oder verwilderte Katzen, die bei dem Verbote des Gebrauches von Schießgewehren den Einwohnern sehr beschwerlich fallen, und ohne die Gilde gewisser Caspar und Samiel, die ihnen ihrer Felle wegen heimlich Nachstellungen bereiten, sich außerordentlich vermehren würden. Unser Gartenbesitzer haßt die umherschweifenden Katzen unversöhnlich. Zwar kann er ihnen keinen verübten Schaden

nachweisen, es sei denn die verzeihliche Anfertigung einer kleinen Grube zur Ablagerung irdischer Stoffwechselsubstanzen, allein er haßt sie als unbefugte Eindringlinge in sein geheiligtes Besitzthum. Das Nervensystem des Mannes wird peinlich durch den Gedanken aufgeregt, daß unbekannte Bestien zu unbestimmten Tageszeiten und in nicht deutlich ausgesprochenen Absichten rechts und links, hinten und vorne, südlich und nördlich über den Zaun steigen und umherschleichen. In dräuenden Selbstgesprächen und in Dialogen mit dem lebensfatten Jünglinge schwört er den Katzen Tod, oder nimmt sich vor, Haus und Garten zu verkaufen, wenn es ihm nicht gelingt, dieses vierfüßige Ungeziefer los zu werden. So zärtlich er seine Pflanzen liebt, vergißt er sich beim unerwarteten Anblick eines bunten Mitgliedes der kletternden Invasion so weit, nach ihm mit Pfählen, leeren Blumentöpfen, Kohlrüben, Gurken und kleineren Kürbissen zu werfen. An gangbaren Pässen über den Zaun, wo der häufige Verkehr durch viele Katzenspuren auf den Brettern bezeichnet ist, stellt er eine Falle auf und lauert in der Dämmerung wohl selber auf die arglosen nichts ahnenden Abkömmlinge. Spatzen und Katzen sind die fixen Ideen der alten Stadtgärtner.

Was diese Klasse von Naturfreunden eigentlich anbaut, ist nicht leicht zu bestimmen. Außer der Zucht von Wein, einigen besseren Obstsorten und etwas feinem Gemüse, besonders von Spargel, lieben die wohlhabenden Dilettanten der Gärtnerei im Ganzen die Curiositäten. So ähnlich sie selber und ihre Gärten einander in den Hauptzügen und Hauptschwächen sind, so vielfach weichen sie in

den Einzelnheiten ab. Einige schwärmen für Blumen, andere für Blattpflanzen, für Mistbeete, für Pfirsiche an Spalieren, für Sumpfgewächse, für Hyacinthensorten — wer kann die Liebhabereien und Steckenpferde sämmtlich einzeln namhaft machen! Sehr beliebt ist die Pflege der leicht wachsenden Kürbisse. Es giebt Gärten, in welchen man eine Legion dieser Früchte findet, von dem gewaltigen Koloß von Rhodus an, bis zu den schwarzen krummen Nasen, denen man aus zärtlicher Besorgniß vor Nässe einen Topfscherben unterbreitet. Bei der Berliner Vorliebe für Gurkensalat, wird diese gutwillige Frucht gleichfalls häufig cultivirt und nicht selten sind daher im Hochsommer die leichten Choleraanfälle unter diesen Liebhabern. Viele ziehen seltenere Rosensorten, oder schwärmen für Fuchsien und Camelien, manche treiben Erdbeerzucht oder ziehen allerlei bunte Bohnen; kurz man müßte ein Zögling der Gärtner-Lehranstalt sein, um alle ihre kleinen Marotten beschreiben zu können.

Für den Verkauf thun diese Herren nichts, ihre Gärten sind ihre Domänen und der Hauptreiz derselben für sie besteht eben in der Abgeschiedenheit und Unantastbarkeit des Terrains. Ganz anders sieht der Stadtgarten aus, in dem für den Markt gearbeitet wird. Hier ist die kokette Sauberkeit der Gänge, der zierlich aufgebundenen Rosen und Reben, die mathematische Eintheilung der Beete und die zärtliche Pflege nutzloser, aber den Sinnen wohlthuender Gewächse, nicht zu finden. Entweder ist Alles Spargelbeet, oder ein niedriger Wald von Stachelbeergesträuchen, deren Früchte unreif abgerissen und an die Conditoren

verkauft werden, entweder ein Park von Bohnenstangen oder ein Erbsendickicht, entweder Mohrrüben oder Salat. Das Angenehme wird nur gehegt, insofern es auch nützlich ist. Nebenbei dienen diese Gärten dem traurigsten aller Wirthschaftsgeschäfte: sie sind Trockenplätze, die für Geld an die Hausfrauen der Nachbarschaft vermiethet werden. Ist am Ende des Sommers die Ernte aller Früchte beendet, so läßt die Ueberwachung des Besitzers nach, die Jungen und Hunde übersteigen den Zaun oder kriechen unten durch, und der Stadtgarten wird so lange ein Schauplatz für gymnastische Spiele und Turnübungen, bis der Besitzer endlich — sehr häufig ist er zugleich ein Besitzer von Droschkenfuhrwerk — mit der Peitsche aus der nahen Stallthür tritt und das Feld rasch von den Eindringlingen reinigt. Diese Orte sind nicht erfreulich und wir begeben uns mit Vergnügen zu einer anderen Abtheilung der inneren Stadtgärten. Wir haben sie in der Nähe des Stromes und Grabens zu suchen, welche den Ort durchfließen und von ihrer Oberfläche die Farbe einer ungesunden Vegetation zurückspiegeln. Sie befinden sich in der Nähe der Spree und des grünen Grabens.

Die Gefangenschaft drückt allen lebenden Wesen einen eigenthümlichen traurigen Stempel auf, und selbst ein zwischen Brandmauern, Hinterhäusern und Kehrseiten von Stallungen eingesperrtes Stück Gartenland berührt die Seele nicht angenehm. Blühende Aepfelbäume und duftender Flieder, über welche der nahegelegene Schornstein des Bäckers Qualm und Asche ausschüttet, sind eine gar trübselige Anlage, und so behaglich der Parfüm eines

wohlgehaltenen Pferdeſtalles oder einer einträglichen Bierbrauerei für praktiſche Naſen ſein mag; wo Blumen und grüne Zweige nach dem Vorrecht des Duftes ſtreben, iſt er keine paſſende Zuthat. Die im Innern der Stadt gelegenen Gärten ſind faſt ſämmtlich ſolche unglückliche Sträflinge der Vegetation. Man tritt auf der Jagd nach einer Patentwichſe oder nach einer verbeſſerten Schaafſcheere, die ein reformſüchtiger Freund vom Lande beſtellt hat, in einen Hof, erwartet eine Fabrik mit allem ihrem ſchmutzigen Jammer zu, finden und ſtößt unerwarteter Weiſe auf einen zu lebenslänglicher Einſperrung verurtheilten Garten, wo man gar nicht für möglich gehalten hatte, daß die Natur eine gnädige Conceſſion zum Wachsthum eines lebendigen Strauches ertheilen würde. Gewöhnlich halten die Beſitzer ſolcher verſteckten Paradieſe ſie für zu gut, um einſames Privateigenthum zu bleiben und eröffnen ſie als Concert- oder Biergärten. Wenn man von der Straße aus durch den Hof eintritt, kann der erſte Eindruck ein ganz behaglicher ſein, hat man aber Platz genommen und prüft die Einzelnheiten etwas näher, ſo bemerkt man mit Kummer die unheilbare Skrophuloſis aller Pflanzen. Durch Mangel an Luft und Licht haben ſie das unordentliche und ſtruppige Anſehen der Gewächſe in engen Querthälern der Hochgebirge angenommen. Wie dort über die hohen Felswände, guckt auch hier die Sonne nur in den Mittagsſtunden über die umſtehenden Häuſer. Ueber Raupenfraß kann man ſich nicht beklagen; die vorſtädtiſchen Schmetterlinge werden nicht bis zu den wirklichen geheimen Stadtgärten verſchlagen, und vor dem

Obstriebstahl braucht nicht gewarnt zu werden, denn schon im ersten Lenz tödten die übeln Ausdünstungen der Umgebung alle hoffnungsvollen Blüthen und lassen nur einige wenige Mißgeburten von Aepfeln oder Birnen aufkommen, welche die Kinder des Besitzers einander als vegetabilische Merkwürdigkeiten im Herbste an die Köpfe werfen. Den Besitzern dieser kränklichen Stadtgärten, als aufgeklärten, und mit den Hauptregeln der Sanitätspolizei einverstandenen Männern bleiben die Mängel ihres Eigenthums nicht verborgen. Sie thun deshalb Alles, was diese Uebelstände vor einem oberflächlichen Beobachter zu verbergen vermag. Und da in den meisten Berliner Stadtgärten die Nase am empfindlichsten und anhaltendsten beleidigt wird, machen sie ungewöhnliche Anstrengungen, das Auge schadlos zu halten. Eine Hauptliebhaberei sind die großen Glaskugeln auf Postamenten, die einem empfindsamen Naturfreund sogar einen weiten Park verleiden können. Je kleiner der Stadtgarten ist und je weniger Laubwerk er besitzt, deste mehr solcher ruchloser Glaskugeln, in denen sich schauerlich die nahen Hausgiebel, die an den Bodenfenstern hängende Wäsche und die düsteren Wände spiegeln, werden aufgestellt. Die Gäste sind indessen nicht so empfindsam gegen ihren verstörenden Einfluß, sondern versammeln sich um diese Glaskugeln mit so vieler Vorliebe, wie Maler um schöne Bäume und Gesträuche. Unter den hier gewährten Naturfreuden steht der Genuß, das theure Antlitz in wunderlicher Verzerrung anzustaunen, obenan. Sehr beliebt ist ferner die Aufrichtung eines kleinen Mastes hinter dem dichten Flieder-

busch, der am Rande des sogenannten grünen Grabens steht. Er wird mit einer Rae und etwas Tauwerk nebst einem bunten Wimpel versehen und soll phantastische Gedanken an Seefahrt, Entdeckung ferner Inseln, Bombardement von Canton, Durchstechung der Landenge von Suez und Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt erwecken. Auch erreicht dieses Marinewerkzeug vollständig seinen Zweck, die kleinen Knaben, welche ihre durstigen Väter in den herrlichen Stadtgärten begleiten, bitten dringend, Seeleute werden zu dürfen, und können zuletzt nur durch sanfte körperliche Züchtigungen abgebracht werden, den verführerischen Mast zu besteigen und ihre Sonntagshosen zu zerreißen. Bereits ist der Sohn eines Wollenmaklers theils durch den wiederholten Anblick des Mastes, theils durch die in den Straßen Berlins erscheinenden Schiffsjungen der preußischen Marine bewogen worden, zur See zu gehen und der vaterländischen Flotte seine Dienste, dem Tauende der Bootsleute aber seinen hoffnungsvollen jungen Rücken anzubieten. Im Schatten des Fliederbusches vor dem Mast werden die interessantesten Gespräche über fernes Land oder ferne Leute gehalten, und der Küster der nächsten Kirche liest hier seinen Getreuen die aus der Bierstube geliehene „Gartenlaube" vor und erklärt die Holzschnitte und schwierigen Stellen des beliebten Blattes.

Wir haben schon gesagt, daß unsere Stadtgärten nicht selten an jenem schmalen und schauderhaften Gewässer liegen, das wie ein armseliger Bettler, hinter mehreren Stadttheilen vorbeischleicht und endlich am Prinzessinnen-

palais und neben der Singakademie in die Oeffentlichkeit tritt, um sich gleich darauf in die Spree zu münden und wenigstens am Schluß seiner tadelnswerthen Laufbahn einigen Anstand zu bewahren. Diese günstige Lage wird meistens zur Errichtung einer Art schauderhaften Kiosks benutzt, der sich über die Gartenmauer erhebt, und den darin Sitzenden gestattet, die aus dem grünen Graben aufsteigenden pestilenzialischen Dünste einzuathmen und die langsam vorbeischwimmenden Reste aus allerlei Wirthschaften zu studiren. Der Gipfel des Kiosks ist nie ohne ein schmückendes Bilderwerk. In den meisten Fällen stellt er einen aus Holzscheibchen geschnitzten und mit Oelfarben bemalten Mann vor, dem es obliegt, die Windrichtung zu zeigen. Häufig besteht es aber auch nur aus einer kleinen Mühle, deren fortwährendes Geklapper den Frohsinn der genügsamen Gäste nicht wenig erhöht. In einem Locale sahen wir einen wunderschönen rothen Jäger, der ewig mit dem Rücken gegen den Wind gekehrt, im Anschlage lag, ohne ein Wild vor sich zu haben, aber dennoch sehr bewundert wurde. Den Gesang der Vögel kann man hier nicht genießen, es sei denn, der Wirth hielte einen Kanarienvogel am nahen Küchenfenster, der sich durch das geräuschvolle Klopfen der Beafsteaks zu einem lauten Wetteifer mit der Köchin veranlaßt fühlte. Dafür werden häufig oben auf dem Boden des Hauses Tauben gehalten, in deren Beurtheilung die Gäste ihr kritisches Talent üben, und durch die nicht selten der Grund zu jener unglückseligen Liebhaberei der Jugend zu diesem Geflügel gelegt wird, die Gymnasiallehrern und Schulvorstehern

so viele und triftige Veranlassung zu schlechten Censuren und gelegentlichen Maulschellen giebt. Die eigentliche Musik der Stadtgärten rührt von den Kegelkugeln her, die den Sommer über von Tagesanbruch bis Mitternacht nicht zur Ruhe kommen, und eine Anzahl kleiner Knaben, welche das Aufstellen der Kegel, das Ausrufen der Würfe und die Empfangnahme des Ehrensoldes für „alle Neun“ und „Acht um den König“, der Beschäftigung mit den langweiligen Wissenschaften und den von dem Schulcollegium verwalteten Anstalten unbedingt vorziehen, auf eine sehr bemerkenswerthe Weise demoralisiren. So gelehrte und umfassende Untersuchungen auch bereits über die Verwahrlosung der Jugend in den großen Städten von weisen und edlen Männern angestellt sind — der Einfluß der zahlreichen Kegelbahnen auf die männliche Nachkommenschaft zwischen 9 bis 14 Jahren ist unseres Wissens noch von keinem Philanthropen gründlich beleuchtet worden. Aber diese Institute können offenbar auch nicht unter die Fortbildungsanstalten für das reifere Alter gerechnet werden, und der Stadtgarten veranlaßt einen aufmerksamen Beobachter zu einer Menge trübseliger Wahrnehmungen über nachlässige und ihr Geschäft oder Handwerk verwahrlosende Leute.

Einen sittlicheren Charakter erhalten sich diese Stadtgärten, wenn sie dem Publikum nicht geöffnet, sondern nur für die sommerliche Benutzung ihres Eigenthümers cultivirt werden. So überaus klein sie oft zu sein pflegen, fehlt ihnen doch nie ein unverhältnißmäßig großes Gartenhaus. Wir kennen einen Garten auf der Quadratfläche

eines Morgens, auf dem eine niedliche Villa zwischen Kresse, Studentennelken, Levkoyen und zwei Camelientöpfen steht. Der Raum reicht nur zu einem schmalen Fußpfade um die Miniaturvilla von einem Zimmer hin, allein nichts desto weniger hat der Besitzer, unser scherzhafter Freund, an die Wand rechts von der Thür: „Nach dem Jägerhause“ geschrieben, während auf der andern Seite die Worte: „Nach Elisens Ruh“ den lachenden Wanderer mystificiren. Und doch befriedigt dieser Garten noch immer einige naturfreundliche Ansprüche; was soll man zu den sogenannten Gärten sagen, welche Alles, nur nicht Bäume und Pflanzen, Blumen und Laub enthalten? In einem sehr stark besuchten Lokal besteht die gesammte Vegetation nur aus den Buchsbaumstreifen, die sich, wie der Lederbesatz um die Cavalleriebeinkleider, um die sandigen Beete ohne Blumen ziehen, und aus einer Anzahl corpulenter Amoretten und Tritonen aus Sandstein, die sich wie eine freche Satyre auf die antike Kunst und die Idee des Nackten ausnehmen. Der Schatten in diesem Garten wird nicht durch das Laubdach irgend eines alten gutmüthigen Kastanienbaumes, sondern durch ausgespannte Segeltücher verbreitet. Als eine Anomalie und Merkwürdigkeit in einer solchen Wüste verdient eine Fontaine von der Dicke eines Wasserstrahles aus einer Klystierspritze angeführt zu werden. Sie ist nicht, wie Unerfahrene argwöhnen könnten, eine künstlerische Ausgeburt der englischen Wasserleitung, sondern wird Nachmittags von dem Ueberflusse des Bassins einer angrenzenden Badeanstalt gespeist. Sobald im Sommer an auffallend heißen Tagen die Zahl

der Badenden erheblich zunimmt, pflegt die besagte Fontaine schwächer zu fließen und endlich ganz zu versiegen.

Hinter einem kleinen verfallenen Hause zeigt sich ein offener sonniger Fleck, der außer mehreren Mistbeeten mit Glasfenstern, unter denen einige hundert Zwergpflänzchen schwindsüchtig grünen und kein hohes Lebensalter versprechen, nichts enthält, als Hügel von einer lockeren schwarzbraunen Masse, welche wie der Teig zu einem delikaten Pudding, fortwährend umgerührt wird. Auch diese Stelle nennt sich einen Garten und obenein „Blumengarten", obgleich ihr Besitzer sich eigentlich nur darauf beschränkt, an Liebhaber von Topfgewächsen Dammerde zu verkaufen, die er kunstgerecht zubereitet und in Schüsseln und Schiebkarren gegen baare Bezahlung abläßt.

Dieser Industrielle bildet den natürlichen Uebergang zu den Kunstgärtnern Berlins, deren Ruhm seit fünfzehn Jahren weit über die Grenzen Preußens hinausgewachsen ist. Die Stadtgärten unserer Blumendichter, wie wir sie wohl nennen können, liegen in entfernten und unscheinbar benannten Gassen, aber nicht in einem bestimmten Viertel, sondern in allen Theilen der Residenz zerstreut, und verrathen so wenig, wie die schmutzigen Außenseiten der orientalischen Häuser, durch alte Zäune und Mauern die innere Pracht. Hat man die schmale Eingangsthür hinter sich, so wandelt man unter lauter Wundern der Pflanzenzucht, die nur nach den Abtheilungen der Saison eine veränderte Physiognomie annimmt und die verschiedenen Glanzpunkte zeigt. In jedem Monat trägt der Garten eine andere Farbe, haucht er einen anderen Duft aus;

seine glücklichste Zeit feiert er aber in der Blüthe der Rosen.

Die Mannigfaltigkeit der Sorten, welche die Gärtnerei gesammelt und geordnet hat, ist wahrhaft staunenswerth, und wir haben einzelne Gärten, die eine vollständige Ausstellung ihrer blühenden Rosenbäume gegen ein kleines Eintrittsgeld zu veranstalten pflegen. Häufig besteht hier die eigenthümliche Sitte, daß Familien, nach Art der Sommerwohnungen, Absteigequartiere für den Nachmittag miethen. Diese pflegen nur in einer Bank und dem dazu gehörigen Tische zu bestehen. Je nach dem Preise erfreuen sie sich einer mehr oder minder schattigen Lage und sind durch Baumzweige, zuweilen durch ein Dach, gegen den Regen geschützt. Hausfrauen mit kleinen Kindern pflegen für den Sommer zehn bis zwanzig Thaler für die Bewilligung einer solchen Stelle zu zahlen, die einfach mit zwei Stäbchen und einer ausgespannten Schnur, als geheiligter Privatsitz bezeichnet wird. Ihr Kaffeegeschirr bringen sie täglich mit, und der kleine Trupp genießt das Glück der heiteren Tage gut nomadisch, aber weit gemüthlicher, als der reiche Menschenfeind, der sich hinter eisernen Gittern in seinen weiten Anlagen von aller Welt absperrt, und einen Bullenbeißer als Pförtner neben die Thür stellt.

Sobald Regen eintritt, flüchten sich die meisten Gäste in die Treibhäuser, in denen während des Sommers Raum genug übrig bleibt, und nur die eigentlichen tropischen Gewächse ihre geschützten Plätze nicht verlassen. Natürlich treiben alle Gärtner dieser Kategorie einen aus-

gebreiteten Handel mit Zwiebeln, Ablegern, Sämereien, Blumen und ſonſtigen ſeltenen Ziergewächſen, und ihre Ananascultur iſt in hohem Grade einträglich. Commanditen ſolcher Geſchäfte ſind endlich die wunderlichen, künſtlichen Stadtgärten, die ihre Anſiedelungen das ganze Jahr hindurch in Kellern haben und die reiche Welt bei Feſtmahlen und Bällen mit den nöthigen Blumen verſehen. Der Wechſel der Jahreszeiten hat auf dergleichen, nur ſpärlich durch ein niedrig geſchraubtes Gasflämmchen, ein paar Argand'ſche Lampen, oder Mittags durch den einfallenden Sonnenſtrahl erleuchtete Souterrains keinen Einfluß; in ihnen herrſcht der von allen Dichtern erſehnte ewige Frühling auf eine ſeltſame ironiſche Weiſe. Wer einen Thaler daran ſetzen will, kann um Weihnachten oder Neujahr eine ganze Handvoll Lenzboten erhalten, und für den zärtlichen Liebhaber ſtehen zu allen Tageszeiten die friſcheſten Blumenſträuße, die zierlichſten feuchten Drahtkörbchen voller Moos und ſeltener Blüthen bereit, und ſelbſt der Liebhaber, nicht der Schönen, ſondern einer kräftigen Bowle, ſucht hier nie vergeblich, und läge draußen der Schnee ſelbſt mannshoch, nach einer aromatiſchen Pomeranze und Orange, oder nach einer ſaftigen Ananas.

XI.

Alte Bücher.

Wie gut man auch von Menſchen denken, wie gern man ſich in ihrer Geſellſchaft bewegen mag, die Thatſache läßt ſich doch nicht beſtreiten, daß viele eigenthümliche Geiſter den Umgang mit Büchern dem Verkehr und Geſpräch mit Menſchen vorziehen, ja daß manche Nationen ihre eigentliche gedankliche Verbindung mehr auf dem Gebiete des Gedruckten, als des Geſprochenen herſtellen, wie die Deutſchen im Gegenſatze zu den raſtlos ſchwatzenden Franzoſen. Der Umgang mit Büchern pflegt dem denkenden Kopfe und gefühlvollen Herzen nothwendig zu werden, wenn die unaufhörlichen Täuſchungen des Lebens einen unüberwindlichen Ueberdruß an dem Durcheinander der Menſchen erzeugt haben. Nach Stubenvögeln und Hunden ſind die Bücher die letzte Zuflucht des einſamen Geiſtes und Gemüthes, und die Bücher haben noch kein Vertrauen getäuſcht; es hat Niemanden gereut, mit ihnen ein Freundſchaftsbündniß eingegangen zu ſein. Sie hauchen die Sorgen von der gefurchten Stirn, ſie klären das getrübte Auge auf, dem Geiſte geben ſie reichliche neue Nahrung und Befriedigung dem gequälten Herzen. Weſſen Gewiſſen frei und leicht iſt, der mag ſich in allen Kümmerniſſen ſeines Lebens getroſt in dieſes weite und tiefe Meer der menſchlichen Erkenntniß ſtürzen; ſeine Wogen werden ihn laben und tragen.

Aus den angeführten Gründen habe ich eine tiefe Ehrfurcht vor allen Orten, wo Bücher, namentlich alte Bücher, aufbewahrt werden. Denn die neuen, broſchirten oder ſauber gebundenen Bücher ſind in höherem Grade noch lebendige, zeitgenöſſiſche Creaturen. Was in ihnen ſteht, fließt häufig auch auf der Oberfläche des Tagesgeſpräches, iſt nicht ſelten von der Ecke des nächſten Zaunes gepflückt, riecht leider oft bildlich nach der friſchen Tinte des Autors und dem ſchlechten Kleiſter ſeines Buchbinders. Vor neuen Büchern iſt ein großer Reſpekt nicht möglich; aber alte Bücher ſind dafür deſto unwiderſtehlicher. Für den feinfühlenden Freund alter Literatur iſt die bebende Bücherlaus, wenn ſie in pfeilgeſchwindem Zickzack das Aſyl zwiſchen Einband und Matrix zu erreichen ſucht, ein ſo vielverſprechendes Geſchöpf, wie die fleißige Biene, die um eine ſüße Lindenblüthe ſummt, nach welcher der Kräuterſammler für die Apotheke ſeine Hand ausſtreckt. Das Gehirn, dem dieſe Gedanken entſproßen, iſt längſt vertrocknet, die fleißigen Hände des Verfaſſers ruhen, ſeine Kritikaſter ſind ſchon verrottet und vergeſſen, nur Gedanken und Gefühle ſelber ſind noch da. Von vergildtem Papier, unverfälſcht von dem Eigennutz des Tages, entkleidet aller eitlen Beziehungen, flüſtert leiſe und treuherzig des Schriftſtellers Stimme zu uns; die Vergangenheit hat ihr zermorſchtes Banner über ihm geſchwungen und ſeinen Namen ehrlich gemacht. Alten Menſchen wird um ihrer hohen Jahre willen keine Hochachtung mehr bewieſen; ehren wir wenigſtens dieſe anſpruchsloſen alten Bücher.

Es ist ein wahrhaft erhebendes Gefühl und beruhigt das Bangen vor den Gewaltstreichen der Tyrannen und Gedankenmörder, daß alle alten Bücher ihre Vorsichtsmaßregeln und Sperrbäume, schwarzen Pinselstriche und Folterbänke, Galgenpfähle und Scheiterhaufen, Bannbriefe und Ketten überleben, und zuletzt so unbefangen an die Oeffentlichkeit der Nachwelt treten, wie die tägliche Sonne an unseren Horizont. Wenn man in der behaglichen Stimmung eines von Tisch aufgestandenen Menschen durch die Straßen der Stadt spaziert, an einem der komisch ehrwürdigen Magazine vorüberkommt, wo vor Aller Augen auf irgend einem offenen Flur alte Bücher ausgeboten werden, und dann erwägt, wie viele Jahrhunderte [illegible] gehört haben, ehe die hier vorgetragenen menschlichen und wissenschaftlichen Wahrheiten über die Verfolgung der dunkelmännischen Bösewichter hinausgelangt sind, was für schändliche Nachstellungen, welchen offenen und geheimen Aerger, welche tödtliche Herzensangst, man ihren Verfassern bereitet hat, ohne irgend etwas Anderes erreicht zu haben, als daß die mit Gift und Stahl, Kerkernacht und Feuer verfolgten Gedanken der Schriftwerke jetzt für wenige Groschen von dem ersten besten Milchbarte gekauft und in seiner Bibliothek aufgestellt werden — man könnte den Feinden der irdischen Aufklärung eine Zähre des Mitleids weihen. Solche alte Schwarten predigen wie steinerne und metallene Monumente einen ewigen Frieden der Menschheit. Vor ihrem grauen Angesicht kommt das thörichte Gewirr der Leidenschaften zum Stillstande, die blutigsten Kämpfe versinken

in Vergeſſenheit und werden ein Gewühl elender Würmer, und über dem Nebel aus Staub und Moder erhebt ſich wie ein reiner unnahbarer Stern der unermüdliche, unbeſiegbare Geiſt.

So zahlreiche Freunde die alten Bücher aber auch haben mögen — nicht Jeder ſieht ſie mit gleich liebevollen Blicken an; ja es giebt nicht wenige, welche als Grund ihrer öffentlichen Schauſtellung an Straßenecken, auf windigen Fluren, auf Flußquais und unter Bäumen, nur die Verachtung der Gegenwart angeben. Allerdings läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe ergrauten Ueberreſte der Literatur von den oberflächlichen Menſchen wenigſtens mit einer unverkennbaren Gleichgültigkeit angeſehen werden, und daß die Zahl ihrer zahlenden Verehrer ſo beſchränkt iſt, daß es den zeitigen Beſitzern und Händlern im Ganzen ſchwer wird, für ihre Bücherverräthe anſtändige, folglich koſtſpieligere Aufbewahrungsorte zu miethen, weshalb unbedachtſame und hochfahrende Naturen über das gezwungene Vagabundenleben der alten Bücher boshafte und anzügliche Bemerkungen machen, ſtatt ſie zu bemitleiden. Führen ſie doch, gleich den aſcetiſchen Büßern der Inder, im Freien ein Leben der offenen Betrachtung für Jedermann, der unbegrenzten Beſchaulichkeit, der Hingebung an den Weltgeiſt oder die Allſeele!

Das Studium der alten Bücher drückt den Perſonen, die ihm obliegen, einen mit nichts zu verwechſelnden Stempel auf. Sehr oft hat man ſchon in der Literatur mit dem glänzendſten Erfolge die Portraits von berühmten Bibliomanen und Alterthümlern angebracht. Aber auch

der Handel mit Schätzen dieser Art verleiht den Individuen ein besonderes Gepräge, dem man freilich eine mindere Beachtung geschenkt hat. Der eigentliche Antiquar, wie ihn wohl zuerst in einer Anwandlung allzu großer Hochachtung und wissenschaftlicher Scheu die kleineren Gymnasiasten genannt haben, lebt natürlich gemeinschaftlich mit seinen Büchern bald unter freiem Himmel, bald wie eine Wetterfahne oder eine Aeolsharfe, im Zugwinde eines Hausflures. Nicht durch Pappe und schweinsledernen Einband geschützt, muß er sorgfältige Vorkehrungen gegen die Unbill der Witterung treffen, und unter seinem großen Mantel oder Oberrock, einen Schafpelz, wie die Droschkenkutscher tragen. Oft stecken seine gefährdeten Füße nicht nur in Pelzstiefeln, sondern auch in einer Sorte gigantischer Pariser, wie sie von den Fabriken für Personen von einer hartnäckig öffentlichen Stellung angefertigt werden. Er trägt alte Mützen, die er mit einem Tuche um die mit Baumwolle gepanzerten Ohren festbindet, und sitzt zum Schutze der Beine in einem hölzernen, im Winter mit Stroh gefüllten Kübel, wie die redseligen Händlerinnen auf den Wochenmärkten. Die charakteristische Eigenschaft des Antiquars ist seine Schweigsamkeit. Was bei Horaz nur eine Prahlerei war, ist bei dem Antiquar bitterer Lebensernst; ihn den unerschütterlich Furchtlosen tragen wirklich die Trümmer eines gebrochenen Erdkreises. Unter den Träumen, Schatten und Gesichten der begrabenen Vergangenheit sitzt er mit gleichgültiger Miene, unbekümmert um gestern, unbekümmert um heute. Die Feldsteine, unter denen der Hirt schläft, beschäftigen

diesen nicht mehr, als anscheinend die Bücher, von deren Verkauf er leben soll, den Antiquar. Selten hat ein scharfsinniger Mann einen Blick in seine Schicksale gethan. Man weiß in den allerseltensten Fällen, wie ihm in jüngeren Jahren mitgespielt worden ist, aber es steht ihm auf der Stirn geschrieben, daß sein Rücken die Rolle eines bequemen Sattels gespielt hat. Er war stets Schulpferd der Niederträchtigkeit. Niemand *liest* aus heiler Haut nur alte Bücher, aber noch weit weniger *handelt* Jemand aus eigenem Antriebe, gleichsam aufgefordert durch eine Verlockung seiner Natur, mit alten Büchern. Wenn Einer sonst, sei es in seiner häuslichen Wirthschaft und mit der Frau Gemahlin, sei es mit den Herren Vorgesetzten und in seinem Geschäfte oder Handel, auf keinen grünen Zweig kommen konnte, verauctionirte er sein Inventarium zu einem Spottpreise, verkaufte Schwert, Helm und Harnisch an einen der Männer im Keller, die mit Nägeln, Lumpen und Knochen handeln, richtete sich in einer Höhle ein und wurde Eremit. Aus der Klasse solcher mißvergnügten, verunglückten, aber edlen Herzen gehen heute die Antiquare hervor. In Memoiren werden nur spärliche Einzelnheiten über diese merkwürdigen Männer mitgetheilt, aber immer sind sie wundersam lehrreich und werfen ein geheimnißvolles schreckliches Licht auf das Innere des männlichen Menschen. So wurde einer in der Blüthe seiner Jahre plötzlich Antiquar, weil während seiner häufigen Geschäftsreisen im Auslande die Gattin seiner Wahl mit polizeilicher Erlaubniß ein Etablissement errichtet hatte, dessen Tendenz heute freilich mit den augen-

blicklich geltenden Sittengesetzen im Widerspruch stehen würde. Der Mann kam zurück, gelangte mit vieler Mühe in sein eigenes Quartier, sah den schändlichen Mißbrauch seines ehrlichen Namens, wurde tiefsinnig, kaufte alle alten Conversationslexika des Viertels, miethete die Einfahrt im Hause eines Lohnfuhrherrn, und ließ sich dann erst, als jede Versöhnung unmöglich gemacht war, von seiner Gattin trennen. Die Beschimpfung und tödtliche Ehrenkränkung des Ehemannes galt damals noch für einen Scheidungsgrund.

Aber aus welchen Ursachen sich auch sonst die Schweigsamkeit der Antiquare entwickelt haben mag, sie erinnert stets an die der berühmten Schweigenden, welche uns die Geschichte aller Zeiten namhaft macht, ist aber von thatenloserer, friedfertigerer Art. Man kann den Mund, wie Tacitus halten und doch die Annalen der römischen Kaiser schreiben. Wer aber sieben Siegel auf den Mund drückt und Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges oder Becker und Rotteck verkauft, bedroht die Machthaber nicht mehr mit Schlaflosigkeit.

Dem Anschein nach hegen die Antiquare sogar eine heimliche Verachtung gegen alte Bücher. Namentlich wollen junge Leute, die ihnen solche zutragen, diese niederschlagende und der Bildung der Herren keine Ehre machende Thatsache beobachtet haben. Ihre Gebote pflegen nämlich immer so überaus gering zu sein und den Zorn anständiger junger Herren zu reizen, weil diese sich gewöhnlich in Person davon überzeugt haben, wie theuer ihre Eltern dieselben Bücher in den Sortimentsbuchhandlungen neu

gekauft haben. Besagte geringfügige Gebote müssen indessen bei der unbestrittenen Herzensgüte der Antiquare anderweitig erklärt werden. Entweder halten sie den Verkauf alter Bücher durch junge Leute für strafbar, und wollen durch die Gewährung des niedrigsten Preises das erstorbene Ehrgefühl der frühen und unberufenen Händler, mit rauher Hand, aber immer doch in menschenfreundlicher Tendenz wieder wecken, oder sie glauben, daß, wie sie selbst nur durch eine Verkettung trauriger Umstände in diesen schauerlichen Beruf verwickelt worden sind, auch die Bücherverkäufer mit den feinen Exemplaren nur durch die eiserne Nothwendigkeit zu ihnen getrieben werden und sich jeglichen Preis gefallen lassen müssen. Daher mögen sie sich wohl für rächende Werkzeuge der Nemesis halten und wie Attila und Napoleon denken, was jener recht deutlich durch das Epitheton „Geißel Gottes," dieser moderner und höflicher dadurch ausdrückte, daß er sich im Kreise seiner Vertrauten auf St. Helena eine „Anregung der Geschichte der neueren Völker" gewesen zu sein rühmte. In den Unterhandlungen mit dem Käufer hat der Antiquar von den aufgestellten Büchern eine entschieden vortheilhafte Meinung. Mit unergründlicher Berechnung weiß er bei allen, noch in der Gegenwart des Handels eine Rolle spielenden Büchern den Preis nach dem Cataloge des gewöhnlichen Geschäftes einzurichten und so viel als möglich annähernd zu steigern. Leichter kann man mit ihm im Kaufe ganz alter Bücher fertig werden. Selten besitzt er einige bibliographische Kenntnisse der wirklichen Alterthümler dieses Faches; gewöhnlich ist die Erfahrung

des Tages und die Gunst des Zufalls seine Lehrmeisterin gewesen. Die kostbaren Geheimnisse der seltenen Ausgaben und gelehrten Editoren, der Incunabeln und nur zu hundert gedruckten Werke, der alten Holzschnitte und Initialien, sind für ihn böhmische Wälder. Er ist im Stande, ein höchst kurioses und werthvolles Opus dieser Art in den Schrank mit der Ueberschrift: Ein Sgr., zu stellen. Gute Ausgaben von classischen Autoren neuerer Philologen sind ihm aber schwerer, als eine in seinen Laden verirrte Aldina abzutreiben. Der Verkäufer glaubt meistens durch den Verrath des literarischen Werthes das Aufgebot zu steigern, erreicht aber nichts und verdirbt nur dem künftigen Käufer den Handel. Diese Schuljugend ist unverbesserlich!

Beobachtet man den Handel mit alten Büchern früh am Tage, so kann man den Antiquar in seinen schwachen Stunden, in den Liebhabereien seiner verborgenen Zärtlichkeit belauschen. Er hat geheime Lieblinge unter den Büchern, seltsame Käuze an Einband, Beschlag oder Papier, Werke, die ihn an Gott weiß was! aus der Jugend erinnern mögen. Morgens, ehe die Leser und Käufer in seinen Flur treten, zieht er die Theuren aus den Winkeln des Faches hervor, stäubt sie mit einem Federbüschel und einer Binsenbürste ab, schlägt sie zärtlich gegen einander, blättert darin und treibt allerlei Kurzweil, fast wie ein Mensch, der lesen will. Hat er die Lieblinge gereinigt, so wirft er einen großen, aber gleichgültigen Blick auf den sonstigen Wust an der Wand, steigt gelassen in seine Marktwanne, setzt die Brille auf, schlägt nicht einmal das

Auge nach dem Getümmel der Straße auf, und vertieft sich philosophisch in den Beobachter an der Spree.

„Wo kommen die alten Bücher aber her?" fragt man voller Verwunderung, wenn man die in allen Stadtgegenden aufgestellten Sammlungen aus dem vorigen und jetzigen Jahrhundert zählt. Die unter freiem Himmel verkauften alten Bücher sind, wie ihre Eigenthümer und Händler, in den meisten Fällen vom Schicksal verfolgte, schändlich zu Boden geschlagene und von der undankbaren Menschheit mißhandelte Drucksachen. Nur selten kommen Bücher aus anständigen Bibliotheken nach dem Tode ihrer Sammler und Herren auf die antiquarischen Tische in Hausfluren; fast immer werden sie gleich Sklaven einzeln auf den Markt gebracht und rücksichtslos verkauft. Es ist zuerst die Gymnasialjugend, welche wir als eine Fabrikantin von alten Büchern und als eine starke Stütze des gesammten Geschäftes mit selbigen, zu betrachten haben. Dem zarteren männlichen Lebensalter haftet eine Untugend an, welche freilich die Mitglieder des ehemaligen demokratischen Congresses in der Mohrenstraße eher für eine Tugend anzusehen geneigt sein möchten: der Mangel an Respect. Weder den jungen Thieren, noch den jugendlichen Menschen ist eine Eigenschaft angeboren, die im irdischen Leben und Verkehr ganz unentbehrlich, dennoch nur durch strenge und consequente Erziehungsmaßregeln in Hausthieren und Menschen hervorgerufen werden kann. Gewiß hatte jene Ultras vollkommen Recht, wenn sie den Respect als die Wurzel aller Staats-, Wissenschafts-, Religions- und Gesellschaftsübel, wie sie die bestehenden

Institutionen zu nennen beliebten, bezeichneten. Um bei dem wünschenswerthen Respect vor Büchern zu bleiben, so pflegt derselbe bis Obertertia im Menschen sehr schwach entwickelt zu sein. Das gedruckte Buch wird von der Mehrzahl der Jugend nur als ein höchst lästiges Ungeziefer zur Verbitterung des frischen und fröhlichen Daseins angesehen. In den ersten mythischen Zeiten der Naivetät der Anschauung äußert sich diese Abneigung durch Fabrikation von Eselsohren, Tintenklecksen, Conterfeien alter Helden im modernen Schulgeschmack und ausgerissenen Blättern. Allmählich berichtigt die Erfahrung die unbeholfenen Ansichten. Der talentvolle und sich heranbildende Knabe lernt einsehen, daß er sich, wenn auch nicht an seinem Feinde rächen, doch durch den Verkauf desselben irgend eine das Gemüth versöhnende Erheiterung bereiten kann. Mit der Ruhe eines guten Gewissens scheidet er von seinen Büchern die werthvolleren aus und trägt sie zum Antiquar, um für den geringen Erlös Kaninchen, Tauben, Singvögel und andere nützliche Hausthiere zu erwerben, welche nach den Anstrengungen der Studien jungen und kräftigen Seelen durch ihren Umgang eine wünschenswerthe geistige Erholung gewähren.

Auf diese Weise wird das Geschäft mit Lexicis, Grammatiken, leichten Classikern, Anthologien, Geschichts- und Geographiebüchern so reichlich ausgestattet, wie sonst der Bazar von Constantinopel durch die Väter und Brüder, welche die Blüthe Tscherkessiens verkauften, mit zarten Schönen. Die Gymnasialbehörden haben zwar so gut als die humanen europäischen Mächte seit der Belagerung

von Sebaſtopol, gegen dieſen unmoraliſchen Handel Proteſt eingelegt, allein wo dringende Bedürfniſſe in der menſchlichen Natur beſtehen, werden die Vorſchriften der Geſetzgeber ſtets umgangen werden. Nach wie vor beſteht an den Meeresküſten der Schmuggel mit Thee, Kaffee, Zucker und Spirituoſen, nach wie vor ſchleichen die Paſcher durch die verborgenen Schluchten aller Grenzalpen, nach wie vor wird der deutſche naturwüchſige Knabe, wenn das Verlangen nach einer Amſel, einem Staar, einem Meerſchweinchen, ſein Herz ſchwellt, den Zumpt, Buttmann, Schneider und Roſt zu einem Biedermanne von Antiquar tragen.

Aber auch das reifere Jugendalter iſt nicht ganz frei von dem Vorwurfe, das Reich der alten Bücher zu vermehren. Sobald der Jüngling ſein Abiturienten-Zeugniß in der Taſche hat, pflegt er ſich, es ſei denn, er trage einen ſtarken theologiſchen oder philologiſchen Exigang in der Seele, der alten Quälgeiſter zu entledigen, und in dem ſüßen Wahne, ſie für immer los zu ſein, alle Compagnons der Firma des Alterthumes wie Ballaſt über Bord zu werfen. Sind die Erinnerungen an manche ſchlafloſe Nacht aber wirklich dieſem gefährlichen Moment entgangen, ſo drehen ihnen ſpäter dennoch die verſchiedenartigſten Gefahren. Der Studioſus, Candidat, Auscultator und Doctorande von nicht zu ſtrengen Sitten, ſieht ſeinen Büchervorrath weniger für ein eiſernes Capital, als für einen leicht beweglichen Nothgroſchen an und entäußert ſich, um Spielſchulden zu decken, Eßmarken zu kaufen, neue Klingen in Rappiere zu ſetzen oder unter

ungewöhnlich ſchlimmen Umſtänden die Miethe zu bezahlen, ohne ſchwere Bedenken der gedruckten Gelehrſamkeit. Wie Viele können ihre ritterliche Rechte erheben und beſchwören, alle ihre Bücher aus der Schul- und Studienzeit in die praktiſche Thätigkeit des Amts herübergebracht zu haben?

Das Aeußere ſolcher alten Bücher legt Zeugniß ab für ihr wechſelreiches Wanderleben. Da iſt nichts von der gemeſſenen Haltung mittelalterlichen Schweinsleders, nichts von der mürriſch vornehmen Corpulenz dicker brauner Folianten mit blanken Schlöſſern; ſie gleichen nur armen Spitzelleuten und reducirten Hoſpitaliten. Ihre Garderobe beſteht in abgeſchabten und abgeſtoßenen Pappdeckeln, und das Hemde, d. h. das Titelblatt, fehlt meiſtens oder iſt zerriſſen, um den Namen des ehemaligen Beſitzers für immer mit Nacht und Grauen zu bedecken. Oft hat er aber dafür einen Schatz von ſinnreichen, wenn gleich nicht immer ganz auf die Sachen eingehenden Randgloſſen, auf den beiden Flächen des Deckels niedergelegt. Auch erfreuen das Auge des älteren Kunſtkenners häufig phantaſtiſche Portraits von beſonders läſtigen claſſiſchen Berühmtheiten, wie Cicero, Atticus, dem kleinen Döring, Lünemann, Datames, Hannibal, Tacitus, Salluſt und anderen durch ihre philologiſchen Prätenſionen unbequemen Gentlemen der Vergangenheit. Hier ſpielt der wackere Cimon am Rande ſeiner Biographie im Nepos das Violoncello, dort ſtellt in einem Ovid eine Illuſtration den Ordinarius von Tertia dar, den der Zeichner aus Rache eben in ein Thier verwandelt werden läßt, das die Achtung vor unſern alten Freunden im Lehrerſtande uns zu

nennen verbietet. Für den Liebhaber gnomischer Schuljugendpoesie sind alte Bücher eine unerschöpfliche Fundgrube.

Von den Mittagsstunden an pflegen sich die Käufer auf den Hausfluren der Antiquare einzustellen. Wenn man Jahre lang Personen beobachtet hat, die unter freiem Himmel oder in der Zugluft eines offenen Hauses stehend, alte Bücher zu lesen pflegen, ist es leicht, dergleichen öffentliche philosophische Charaktere auch in dem größten Menschengewühl herauszufinden. Nur selten tragen sie gute Röcke und Hüte, nebst einer feinen und sauberen Wäsche; besagte Momente der modernen Ausstattung des äußeren Menschen befinden sich vielmehr meistens in einem Uebergangsstadium zum Verfall und Untergange. Die Garderobe ist kurz gesagt immer etwas antiquarisch, wenn auch in den verschiedenartigsten Nüancen der Auflösung. Sie haben etwas in sich Gekehrtes, und sehen aus, als ob sie nach Innen blickten und aufmerksam etwas Aufgeklapptes, aber Kleingedrucktes mit Noten und Citaten durchläsen. Nebenbei scheinen sie zerstreut zu sein und die vorübergehenden Menschen kaum zu beachten. Nur wenn ihnen ein Blatt Geschriebenes oder Gedrucktes begegnet, nimmt das Gesicht einen bestimmten und gespannten Ausdruck an, sie bleiben stehen und lesen im tiefsten Ernste, selbst wenn das wichtige Papier nur zur Unterlage für einen Seefisch, einen holländischen Käse oder einen Korb mit Teltower Rübchen diente. Ein gewissenhafter Kenner von alten Büchern kann nie wissen, ob nicht auf schmachvollen Schicksalswegen irgend ein werthvolles Werk der

Vergangenheit ſo tief zu ſinken vermag. Er iſt unausgeſetzt auf wichtige Entdeckungen gefaßt, erblickt er aber von Weitem ein Paar Fächer abgenutzter Bücher, ein morſches graues Regal und einen beſchaulichen Greis, ſo ſteigt der ganze Himmel zu ihm nieder. In einer träumeriſchen Stimmung tritt er heran und muſtert die aufgeſtellten Werke. Nur noch geſtern hat er das Nämliche gethan, allein jeder Tag kann Ueberraſchungen bringen, und der verſchloſſene Antiquar iſt nicht der Mann der vertraulichen Mittheilungen. In dieſem Geſchäft giebt es keine geldgierigen Reclamen; der Käufer muß die Waare mit vielen Anſtrengungen erforſchen, und die Stellung zwiſchen ihm und dem Antiquar bleibt ewig eine höchſt reſervirte und diplomatiſche. Selbſt wenn ſie einander im Geheimen lieben, kommt keiner dem anderen entgegen. Paſſen dieſe Verſe überhaupt auf Jemanden, ſo können die bezeichneten beiden Parteien auf die Worte Heine's: „Sie waren längſt geſtorben und wußten es ſelber kaum!“ Anſpruch erheben.

Der Leſer tritt heran und zieht ein Buch nach dem anderen hervor, er prüft die Titel und Jahreszahlen, den Druck und das Papier, den Einband und die etwa vorhandenen Kupferplatten, allein er iſt jetzt weder in der Stimmung zu leſen, noch zu kaufen. Endlich ſtößt er auf ein wunderliches Werk von ſeltſamem Inhalte, wie ihn nur unſere Altvorderen im deutſchen Kaiſerreiche zu bearbeiten verſtanden. Er ſchlägt das Titelblatt auf und ſtarrt hinein, er beginnt zu leſen und fühlt ſich unwiderſtehlich gefeſſelt. Anfangs bleibt er vor dem Bücherfache

ſtehen, allein bald tritt er einige Schritte zurück, um anderen Leſern Raum zu gönnen, und lehnt ſich mit dem Rücken an die Wand des Hausflures. Der Antiquar faßt ihn prüfend in's Auge und überzeugt ſich mit ſtiller Zufriedenheit, daß der Fiſch angebiſſen habe. Der Leſer verweilt an die Wand gelehnt, und verſinkt immer tiefer in das Buch. Die Tochter des Antiquars bringt ihrem Vater das Mittagseſſen, ohne daß die Lectüre geſtört geſtört wird, der Leſer hört das Klappern von Löffel, Meſſer und Gabel, er riecht den einladenden Duft der Speiſen, ohne das Auge aufzuſchlagen. Die Wache zieht mit Janitſcharenmuſik vorüber, ein Herr kommt mit zwei bellenden Spitzen, und Spitze ſind Meiſter erſten Ranges im Bellen, aus dem Hauſe, und tritt dem Leſer ein wenig auf die Elfteraugen, der Tiſchler und ſeine Burſchen bringen einen Kleiderſchrank, und drücken, während ſie den Flur paſſiren, den Leſer mit ſeinem Buche faſt platt, ein längeres Regenwetter vereinſamt die lebhafte Straße; der Leſer hört und ſieht nichts, empfindet nicht Hunger und Durſt, leidet nicht unter Näſſe und Kälte, nicht von Blechmuſik, Trommeln und gequetſchten Rippen. Allmälig nimmt der Tag ab, und er muß näher an die Thür treten. Dieſe Störung benutzt der Antiquar, um mit ihm ein Geſpräch über das Buch anzuknüpfen. Aus der Unterhaltung wird eine Unterhandlung, und am Ende zieht der Leſer ſeine lederne abgetragene Börſe und erſteht das anziehende Werk aus dem vorigen Jahrhundert, denn das laufende Säculum übt einen weit geringeren Einfluß auf ſolche Fanatiker aus. Schon ſind die Flammen in

den Gaslaternen angezündet, der Antiquar packt seine Bücher in die große Kiste, und der glückliche Käufer trägt seine neue Erwerbung in den seligsten Gefühlen unter dem Arme nach Hause. Vorher aber sorgt er durch den Ankauf einiger Zwiebacke in dem Bäckerladen für sein sterblich Theil, da die buchhändlerischen Kosten den Genuß einer reichlicheren Mahlzeit nicht gestatten.

Diese Species besteht aus alten armen Privatgelehrten, ergrauten Candidaten der Theologie und Philologie, oder resignirten Philosophen. Unter Letzteren giebt es einige Sonderlinge, die ganz nach antiker Weise ihre Studien in frischer Luft machen, niemals den Antiquaren etwas abkaufen, sondern nur von der Eröffnung bis zum Schlusse des Geschäftes am Abend zum Zeitvertreib in alten Büchern lesen. Neben der Universität unter einem alten Baume steht seit vielen Jahren ein Tisch, an dem zahlreiche Generationen von Studiosen vorübergegangen sind. Er ist mit allerlei akademisch anziehenden Büchern bedeckt, und gehört unter die den Musen geweihten Heiligthümer. Der Student, der zwischen zwei Collegien eine Stunde frei hat, füllt hier die Zeit bei der Musik der nahen Wachtparade mit flüchtiger Durchblätterung des literarischen Vorrathes aus, allein der ernste Philosoph steht den ganzen Tag über im Schatten des Baumes vertieft in die freie Gelehrsamkeit. Seine Gesichtsfarbe ist von dem fortwährenden Genuß der frischen Luft lebhaft und gebräunt; wenn die Polizei die Herbeischaffung einer Tonne gestattete, würde er gewiß die Rolle eines Diogenes in Berlin übernehmen und vielleicht auf einen neuen Alexander

warten, vielleicht auch inzwischen sich begnügen, gelegentlich dem vorübergehenden Verfasser der Alexandrea eine beachtenswerthe Wahrheit zu sagen.

Nach diesen Skizzen scheint es, als ob die Gattung der alten Bücher nur ein Proletariat mit allen seinen tragischen Seiten sei; allein es giebt auch eine besondere Aristokratie derselben. Hie und da haben die Nobili des antiquarischen Buchhandels große Magazine errichtet, die sich in nichts von der stattlichen Einrichtung der Geschäfte mit neuen Werken unterscheiden. In der That weichen sie von diesen auch nur darin ab, daß alle ihre Artikel, gleich den abgelegten Kleidern vornehmer Stutzer, nur ein wenig getragen, sonst aber wirklich durchaus wohl erhalten sind. Der eigentliche Buchhandel ist auf diese antiquarischen Niederlagen nicht gut zu sprechen, weil ihrem niedrigeren Preiscourant keine literarische Berühmtheit, ja keine Unsterblichkeit der Classicität heilig ist. Aber der gesammte schöngeistige Dilettantismus versorgt seine Bibliotheken aus den billigen Vorräthen der aristokratischen Antiquare, und man wird kaum einen schön gebundenen Goethe, Schiller und Lessing kleinen Formates finden, der nicht gleich als „altes Buch" geboren und demgemäß verkauft worden wäre.

XII.

Die Schachſpieler.

Mit dem guten Rufe der Menſchheit muß es wirklich recht herzlich ſchlecht ſtehen, wenn ein ſo friedliebender und milder alter Herr, wie der große Alexander v. Humboldt, ſie an einer Stelle ſeiner Reiſebeſchreibungen „ein nie verſöhntes Geſchlecht“ nennt. Allerdings läßt ſich gegen dieſe Behauptung nur wenig einwenden, und die Geſetzgeber der Staaten ſind zufrieden, wenn ſie durch ihre in blutigem Schweiße zuſammengearbeiteten Paragraphen dieſe unermüdlichen Schaaren von erbitterten Kämpfern theils auseinander, theils in heilſamer Furcht erhalten. Eine äußerſt merkwürdige Unterabtheilung des nie verſöhnten Geſchlechts bilden jene ſeltſamen, zugleich überaus friedfertigen und doch über alle Maßen kampfesmuthigen Menſchen, welche an ſtillen und abgelegenen Orten paarweiſe vor einem Brette ſitzend und in die Stellungen von zwei und dreißig Figuren vertieft, geſehen werden.

Gewöhnlich ſind ſie über die bergauf gerichtete Seite des irdiſchen Daſeins, welche der Menſch nach der bekannten Definition des genialen Eulenſpiegel lachend erſteigt, ſchon hinaus, und ſchreiten betrübt bergab, denn die Beſchaulichkeit der Stimmung, deren Vorwalten bei dieſem, von den ſchweigſamen Orientalen erfundenen Gedankenſpiele unentbehrlich iſt, entwickelt ſich nur ausnahms-

weise in den Jahren der vollen Körperkraft. Ein für sie passender Aufenthalt darf überhaupt nur von älteren und ruhigeren Weltbürgern besucht, und von allen beweglicheren Elementen des Verkehrs und Umganges gemieden sein. Nach stillen Höfen hinausgelegene Säle, schattige und einsame Gärten, wenig besuchte Treibhäuser, sind die liebsten Versammlungspunkte dieser eigenthümlichen Anachoreten. In ihrem Wesen spiegelt sich eine ernste mönchische Gemessenheit, aber es steckt eine durchaus kriegerische Gesinnung dahinter. Die Schachspieler sehen nämlich ihre Unterhaltung für eine Art unaufhörlicher geistiger Waffenübung an, die sie gleich den Jünglingen des alten Hellas untereinander anstellen, und eine Menge ihrer Schriftsteller hat das Schach in Prosa und in Versen, dem Streite der Helden im Blachfelde gleich, mit Witz und großer Ausführlichkeit besungen. Die Außenwelt (das ganze innere Leben eines ächten Schachspielers wird von seinen verwickelten Combinationen erfüllt) sieht diese kampffertigen, und doch seltsam in sich gekehrten Menschen ohne Haß und ohne Zuneigung an. Sie duldet die Schachspieler als unschädliche und harmlose Mitglieder der Gesellschaft, allein da sie keinen Begriff von dem hohen Werthe hat, den jene auf ihr Wissen und Können legen, erscheinen ihr die feierlichen und dem alltäglichen Gespräch abgewandten Leute ein wenig lächerlich. Die Schachspieler haben eine geheime Ahnung davon und wenn sie auch das Urtheil der Uneingeweihten verachten, so schließen sie sich doch instinctiv näher aneinander und bilden sehr bald Gesellschaften und Clubs. Wie die Frei-

maurer ſich zur Verbreitung eines volksthümlichen Deismus und aller daraus hervorgehenden menſchenfreundlichen Beſtrebungen in geſchloſſenen Räumen zuſammenthun, und neue Mitglieder nur nach ſorgfältigen und gewiſſenhaften Prüfungen in ihren Bund aufnehmen, ſo geſtatten die Schachſpieler dem Fremden die Mitgliedſchaft auch erſt, nachdem er mehrfache Proben ſeines aufrichtigen Antheiles am Spiele und einer zu ferneren Hoffnungen berechtigenden Fertigkeit abgelegt hat. Die verſchiedenen ſymboliſchen Grade von Lehrlingen, Geſellen und Meiſtern finden ſich nicht in der Freimauerei allein; ſie ſind längſt, und wahrſcheinlich viel früher, als in den Logen des philoſophiſchen Bundes, ſchon in den Geſellſchaften der Schachſpieler vorhanden geweſen. Der weltliche Rang der Mitglieder von Schachvereinen wird nicht ſonderlich berückſichtigt; während der Stunden der Schachkämpfe beſtimmen nur der Geiſt und die Uebung den Grad der Achtung und Verehrung, welchen die Fechter auf dem in vier und ſechzig Felder getheilten Schachbrette, bei ihren Gefährten genießen. Die Lehrlinge, und wären ſie Excellenzen und Generäle, erfreuen ſich nur eines geringen Anſehens. Man gewährt ihnen artig die gebührende Titulatur, aber man beſchäftigt ſich nicht aufmerkſamer mit ihnen. Sie müſſen nothgedrungen an abgelegenen Tiſchen Platz nehmen, und ſich begnügen, die ihnen unentbehrliche Partie mit irgend einem Manne aus einer weit niedrigeren Kaſte zu ſpielen. Selbſt wenn die Lehrlinge von ſehr hohem Alter und im Beſitze der vornehmſten Orden ſind, beachtet ſie die verſammelte Loge der Schachſpieler nicht

ſonderlich, wenn ſie Theorie und Praxis ſchlecht verſtehen, und ſolche alte Kaziken ziehen es daher nicht ſelten vor, auf das Spiel ganz zu verzichten und der Geſellſchaft nur als eine Klaſſe von ſchweigenden Brüdern anzugehören. In dieſer würdigeren Form kommt ihr weltlicher Rang ſeltſamer Weiſe zur Geltung; die Schachſpieler betrachten ſolche feierlich ſtummen Zuſchauer weniger als Mitglieder, denn als vornehme Gäſte, und erfreuen ſie durch zahlreiche Beweiſe von Achtung, während über ſie als ausübende Spieler oft hinter ihrem Rücken die Schaale des bitterſten Spottes ausgegoſſen wird.

Schon höher ſtehen die Geſellen. Die Mehrzahl bildend geben ſie den Ton in der Genoſſenſchaft an und üben ſich eifrig im Spiele. Unter ihnen zeigen ſich die meiſten Eigenthümlichkeiten, die ſeltſamſten Unarten, die wunderlichſten Auswüchſe, welche das originelle Spiel in einer menſchlichen Natur zu erzeugen vermag. Unter den Geſellen leben die alten Herren, die nach einer am Abend des vorhergehenden Tages unentſchieden gebliebenen Partei, ſich ſchlaflos im Bett wälzen, darüber raſtlos nachſinnen und endlich beim Morgengrauen aufſtehen, eine Viertelmeile weit nach der Wohnung des Gegners gehen, dieſen zum Entſetzen der geſammten Nachbarſchaft herauspochen, und ihm, wenn er endlich erſchrocken am Fenſter erſcheint, mittheilen, daß ſie die Partie hätten gewinnen müſſen, wäre ihnen nicht im 41. Zuge ein Tempo mit dem Läufer entgangen. Ferner giebt es darunter die Schachtyrannen und Zauberer, den Schrecken der jüngeren Lehrlinge, weil ſie durch magiſche Künſte dieſe an ihr

Brett feſſeln und ſie faſt noch mehr, als durch ihr ſtarkes, aber unangenehmes Spiel, durch beleidigende Redensarten quälen. Auch an den Schachnarren und Prahlern iſt unter ihnen kein Mangel, z. B. an jenen ſtillen Wahnwitzigen, die ſich für unüberwindlich halten und nie durch eigene Fehler, ſondern ſtets durch ungünſtige Nebenumſtände und eintretende Unpäßlichkeit geſchlagen werden. Die Geſellen im Schach pflegen ſich ausnahmsweiſe auch Bemerkungen bei den von Anderen geſpielten Partieen zu erlauben, nehmen es aber nicht übel, wenn ſie höhniſch zurecht und zur Ruhe verwieſen werden.

Sobald ein Meiſter den Verſammlungsſaal betritt, kommen dergleichen Unſchicklichkeiten nicht mehr vor. Seine Gegenwart legt den Anweſenden Feſſeln an und ſofort unterwerfen ſie ſich den Geſetzen, welche von den Clubs aller Länder befolgt werden, ſo groß auch die Abweichungen in manchen kleinen Nebenſachen ſein mögen. Der Meiſter, als wahrer Schachbrahmine, iſt unter den geringeren Anhängern der Schachdoctrin einer ſtrengen und ſchwierigen Lebensweiſe unterworfen, wenn er ſeine hohe Stellung auf die Länge behaupten will. Er muß den Ruf ſeines tiefſinnigen Spieles durch heiße Kämpfe mit anderen Meiſtern oder ſtarken Gäſten des Auslandes, welche von Zeit zu Zeit den Club beſuchen, aufrecht erhalten und ſich nie die geringſte Blöße geben. Fragen ihn wißbegierige Geſellen um Rath, ſo hat er ihn aus dem Schatze ſeiner Büchergelehrſamkeit und Erfahrung in der Praxis zu ertheilen; die Streitigkeiten, bei denen man ihn zum Schiedsrichter ernennt, hat er mit etwas mehr Weis-

heit, als König Salomo oder die Khalifen von Bagdad, zu beschwichtigen und entscheiden. Seine Haltung ist aus diesen Gründen immer ernst und wohl überwacht. Bei der hohen Wichtigkeit jedes seiner Worte, zählt er sie fast, wie die Orakel, nach den Sylben ab und vergeudet nicht einen Hauch. Die Partien der Meister sind immer langwierig und selbst für Gesellen schwer verständlich. Sie werden deshalb von einem ihrer gutwilligen Zuschauer genau nachgeschrieben, in den Schachzeitungen als Muster, oder doch lehrreiche Exempel abgedruckt und mit Erläuterungen versehen. Nur ein Meister unter den Umstehenden darf die Schachgesetze verletzen und sich eine Bemerkung erlauben, dem Gesellen oder gar dem dreisten Lehrling würde eine derartige Keckheit sehr schlecht bekommen. Man demüthigt ihn auf der Stelle etwa durch eine ironische Frage aus einer alten Schachanekdote: „Spielt man so fein bei Ihnen in Venedig?" und er verstummt! — Die hervorragenden Meister, gleichsam die schottischen Großmeister des Schach, treten gelegentlich Reisen in fremde Länder an, kämpfen in Schachturnieren und gewinnen Summen und Ehrenzeichen von Silber und Gold. Dann werden sie in ihrer Heimath beinahe wie höhere Wesen, wenigstens doch wie mächtige gekrönte Häupter angesehen. Die des Verses kundigen Mitglieder besingen sie in begeisterten Lobgedichten, der Hauptclub und die Clubs der kleineren nahe gelegenen Städte veranstalten Festmahle und Ehrengelage, auswärtige Enthusiasten werfen sich ihnen brieflich zu Füßen und die Zahl der ihnen gewidmeten Probleme ist Legion. Aber es giebt

verhältnißmäßig der Meister nur wenige und man darf die Schachspieler nicht nach den hervorragenden Eigenschaften derselben beurtheilen. Im Ganzen sind sie in ihrer Art nicht besser, als andere Söhne sterblicher Mütter.

Mit Rücksicht auf ihre Gewohnheiten und Sitten betrachtet, sind die Schachspieler immer genügsame und mäßige Leute. Gewinnsüchtige Wirthe nehmen ihren Club deshalb für die Wintermonate nicht gern auf und verweigern ihnen meistens einen größeren geschlossenen Raum, da sie weniger verzehren, als die gewöhnlichen Menschen, vermöge ihrer Versessenheit weit frostiger sind, und größere Ansprüche an Heizung machen. In bedeutenden Städten, wo die Wirthe nicht danach fragen, wenn sie einige Dutzend Personen mehr erzürnen, werden die Schachspieler nicht besser behandelt, als die freien Gemeinden in manchen sehr loyalen Bezirken. Entweder nimmt man sie gar nicht auf, oder man schickt sie bei der leisesten Differenz der Ansichten gleich wieder fort. Aeltere Wirthe haben dagegen die Schachspieler gern, denn sie vertragen viele Rücksichtslosigkeiten und trinken stillschweigend einen Kaffee, den jeder Mensch, der seine fünf Sinne in den eigenen Angelegenheiten beisammen hat, zur Wiedertaufe des Wirthes benutzen würde.

Am Jahrestage des Stiftungsfestes ihrer Gesellschaften versammeln sie sich zu einem Festmahle, das andere Menschen für ein Trauermahl zur Erinnerung an Verstorbene halten würden. Sie singen nicht, sie trinken wenig und der Wirth giebt ihnen aus Vorsicht auch nur wenige Gerichte. Vor 11 Uhr schleichen sie auseinander.

Als gelaſſene, unter dem Pantoffel ſtehende Herren laſſen die Frauen ſie gewähren, aber im Ganzen wird ihr ungeſelliges und grabartiges Spiel von dieſen verabſcheut. Nur ſehr ſelten nehmen Damen daran Theil und niemals bringen ſie es zu einer höheren Fertigkeit.

Aeltere Schachſpieler erkennt man an ihrem langſamen, etwas pathetiſchen Gange. Halten ſie Hunde, ſo wandern dieſe tiefſinnig hinter ihren Herren und antworten nicht auf die Zutraulichkeiten der vorüberlaufenden, der Feinheiten des Spieles unkundigen Köter. Der Hund des Schachſpielers eignet ſich den combinatoriſchen Geiſt ſeines Herrn an, liegt ruhig unter ſeinem Stuhle, wird allmählich ſehr fett und bellt nicht mehr. Er lernt die anderen Mitglieder des Clubs kennen und achten, iſt bei ihnen beliebt und Gegenſtand der wenigen Scherze, die vorzukommen pflegen. Gegen die öffentliche Muſik ſind alle Schachſpieler ſehr eingenommen, namentlich gegen Künſtler. Sie laſſen ſich in der Erbitterung ſogar zu Thätlichkeiten gegen dieſe hinreißen, ohne ſpäter Reue zu empfinden. Von den Künſten lieben ſie die Poeſie und verfertigen außer ernſten Gedichten auch ſcherzhafte Parodien klaſſiſcher Dichterſtellen, in denen Anſpielungen auf das Schach angebracht werden können. Einige von ihnen ſammeln koſtſpielige Bibliotheken von ſeltenen Schachwerken, andere die Probleme aller Nationen und Schachſpiele, die ſich im Beſitz berühmter Männer befunden haben. Die nothwendige Vereinzelung der Individuen dieſes wahrhaft unverſöhnlichen Geſchlechtes zeigt ſich bei dem Todesfalle eines Mitgliedes, das die Anderen faſt ein Menſchenalter

lang gekannt haben. Menſchen und elfenbeinerne Figuren, todt und ſchachmatt — in ihren Augen hören die Unterſchiede auf. Der Schachſpieler lieſt zufällig das Ableben eines alten Gegners kopfſchüttelnd in der Zeitung, es fällt ihm nicht ein, bei ſeinem Leichenbegängniſſe zu erſcheinen, er fragt nur, ob man nicht wiſſe, woran der Mann, den er nur am Brette gekannt hat und der jetzt auf dem Brette liegt, geſtorben ſei, ruft nach Kaffee und Fidibus, zündet die Cigarre an und fragt den Gegenüberſitzenden, ob ihm eine Partie gefällig ſei? Die Schachſpieler ſind hart und verſchloſſen, wie alte Soldaten!

XIII.

Der Reiſegeſellſchafter.

Mein ehemaliger College an einer jener Zeitungen der Mitte unſeres Jahrhunderts, die wie Salomo's Lilien im Felde nicht ſäen und nicht ernten, und doch in Herrlichkeit prangen, die alſo nur mit der Zubuße einer reichen Partei ihr papierenes Daſein friſten, war in Folge furchtbarer Anſtrengungen krank geworden. Jeder der zur Conſultation gezogenen Aerzte gab dem Leiden einen andern Namen, bezeichnete eine andere Urſache und verſchrieb ein anderes Mittel, und doch war die Sachlage des Uebels unendlich einfach; mein College war von dem

ſchleichenden Redactionsfieber befallen, einer Krankheit, von der die gelehrten Herren Doctoren ſo wenig gehört hatten, wie von der Communal-Lehrer-Abzehrung, der Subalternbeamtenſchwindſucht und ähnlichen Klaſſen- und Ständeſeuchen. Es war ihm als eine Prüfung des Himmels auferlegt, behufs Anfertigung des deutſchen Artikels täglich zwanzig bis dreißig Zeitungen durchzuleſen, die abweichenden Hauptſtellen kritiſch zu vergleichen, auf Verordnung des Chef-Redacteurs, der als ein ehrgeiziger Mann dem damaligen Miniſterium aus der Hand fraß, eine tendenziöſe Correſpondenz von dem Ufer irgend eines kleinen Nebenfluſſes zu erdichten, Nachmittags für die nächſte Morgenausgabe aber die Lokalnachrichten ſorgfältig durchzuſichten und zu ſtyliſiren. Wer nicht eine herkuliſche Conſtitution beſitzt, oder vermöge eines inneren philoſophiſchen Prozeſſes mit dem Leben vollſtändig abgeſchloſſen hat, verfällt früher oder ſpäter dem ſchleichenden Redactionsfieber. Zuerſt zeigt ſich als ein geiſtiger Uebelſtand eine beängſtigende Abtakelung des Gedächtniſſes. Der Kranke kann ſich auf einen Namen, eine Zahl oder Nachricht, die er vor fünf Minuten geleſen oder gehört, ſchlechterdings nicht beſinnen und verfällt in eine tödtliche Herzensangſt. Bei der Lectüre tanzen alle Buchſtaben durcheinander, das Haupt wird dem Leidenden bleiſchwer, und er mag nichts mehr von Eſſen und Trinken hören. Während dieſer Phaſe wird ſeine Geſichtsfarbe bleich, ſein Auge trübe und der Gang langſam und gebrochen. Er wacht die halbe Nacht über und wird durch Erſcheinungen von ſchrecklichen Artikeln, herzkränkenden Druckfehlern und

groben Berichtigungen beleidigter Behörden geängstigt. Endlich vermag er die aufreibende und geisttödtende Arbeit nicht mehr zu verrichten, er liegt leichenartig auf dem Sopha, fristet sein Dasein mit Baldrianthee, und erwartet die Stunde seiner Auflösung mit vollkommener Ruhe, wenn nicht gar mit leidenschaftlicher Sehnsucht. Ich habe mir erlaubt, das schleichende Redactionsfieber so ausführlich zu beschreiben, weil mir daran lag, der folgenden Ereignisse wegen, den Zustand meines armen Collegen in seiner ganzen Hülfsbedürftigkeit darzustellen. Als es so weit mit ihm gekommen war, gewährte ihm die Redaction einen sechswöchentlichen Urlaub und er verabschiedete sich von uns, um nach der Verordnung eines letztgefragten jungen Arztes, der für das Blatt gelegentlich elegante Artikel über Diätetik schrieb, also einen Blick in das Zeitungswesen und seine Einflüsse auf den menschlichen Organismus gethan hatte, nach dem Wildbade Kreuth zu reisen und in der dortigen herrlichen Alpenluft, mit Molken und Kräutersaft, die Nerven seines Unterleibes von politischen Artikeln und deren fortwährender Desaveu's zu befreien und zu stärken.

Der beklagenswerthe College war aber, vornehmlich in Folge von „Schleswig-Holstein meerumschlungen", durch das schleichende Redactionsfieber schon so leidend und schwach geworden, daß er Bedenken trug, die Reise allein zu unternehmen. Wir alle redeten ihm zu, einen anständigen und soliden jungen Mann mitzunehmen und freizuhalten. Zwar wußten wir selber ihm kein passendes Individuum vorzuschlagen, allein wir glaubten, daß sich doch

mehr als ein verſtändiger Jüngling finden laſſen müſſe, der für den koſtenfreien Genuß einer großartigen Natur und den Beſuch mehrerer berühmten Städte auf der Durchreiſe, einem Leidenden alle Sorgfalt und Aufmerkſamkeit widmen würde. Leider hatten wir uns geirrt; es herrſchte augenblicklich ein empfindlicher Mangel an reiſefähigen Naturfreunden und Städteliebhabern. Faſt alle aufgeforderten jungen Leute waren angeblich durch die Verhältniſſe gebunden, und erſt in der zwölften Stunde gelang es dem Collegen durch Vermittlung eines Theater-Agenten, wie man bemerken wird, einer nicht dazu geeigneten Perſon, einen krankenpflegenden Reiſegeſellſchafter zu finden. Der empfohlene Jüngling litt ſo ſchwer an Wechſeln, daß ihm momentan ein zeitweiliger Wechſel des Ortes ſehr heilſam zu ſein ſchien und er einwilligte, ſich anzuſchließen. Ich mochte den ſchwachen Collegen, als er mir ſeine Reiſeerwerbung mittheilte, nicht aufregen, allein der Jüngling, ein Baſtard von Landſchaftsmaler und Poſſendichter, flößte mir als Reiſegeſellſchafter kein Zutrauen ein. Um wenigſtens bis zum letzten Augenblicke auf Ordnung zu ſehen, nahm ich mir vor, den Collegen nach dem Bahnhofe zu begleiten, und begab mich etwa anderthalb Stunden vor dem Abgange des Zuges in ſeine Wohnung.

Ich fand ihn in einer grenzenloſen Unruhe, ſeine Wangen glühten fieberhaft und die Hände zitterten; er hatte mit dem Aufwande des Reſtes ſeiner Kräfte die Koffer gepackt, und kniete vor dem zweiten und größten, außer Stande, den Schlußriemen zuzuſchnallen. Sogleich

half ich ihm auf die Füße und schloß selber dem widerspenstigen Koffer den Mund. „Ich kann nicht begreifen," sagte der College, „wo mein Reisegesellschafter bleibt!"

„Haben Sie ihm denn nicht genau die Stunde angegeben?"

„Ja wohl, es war abgemacht worden, daß er schon um zwei Uhr zu mir kommen und beim Packen der Koffer behülflich sein sollte."

„Unbegreiflich, doch will ich bei Ihnen bleiben, wenn Sie nichts dawider haben."

Der College hatte in der That nichts dawider und wir warteten so geduldig, als die verrückenden Stunden es gestatteten. Endlich machte ich ihn darauf aufmerksam, daß wir den Zug versäumen würden, wenn wir uns noch länger aufhielten, und er entschloß sich endlich nach einer lebhaften Debatte, ohne den Reisegesellschafter nach dem Bahnhofe zu fahren. Nachdem ich ihm behülflich gewesen war, das Billet zu kaufen, brachte ich ihn in den Wartesaal der zweiten Klasse und besorgte seine Koffer in die Packkammer. Der unglückliche Mensch saß wie auf Kohlen und wartete in wahnsinnigem Schmerze auf den Reisegesellschafter. Schon wurden die Glasthüren des Perrons geöffnet und ich führte den Kranken so schnell als möglich nach dem nächsten Waggon, um ihm einen bequemen Eckplatz auf der Rückseite zu sichern, als der Erwartete athemlos herbeirannte und rasch das Geld für das Billet verlangte. Der College griff vor Aufregung bebend in die Tasche, und der pünktliche Genosse und Krankenpfleger stürzte wie ein Sturmwind an das Billetbureau; ich aber

geleitete den Kranken weislich in ein Damencoupé, um ſeine tiefverſtimmten Nerven vor den Angriffen irgend einer einheimiſchen Cigarrenſorte zu ſchützen. Jetzt kam der Reiſegeſellſchafter wieder. „Wo haben Sie Ihr Gepäck?“ rief ich ihm zu, „in zwei oder drei Minuten muß der Eilzug abgehen, Sie haben keine Zeit zu verlieren!“ Statt mir Antwort zu ertheilen, warf er ein in den Ueberzug eines Kopfkiſſens gehülltes Bündel von Leibwäſche dem kranken Collegen zu, drängte mich von dem aus Vorſicht eingenommenen Vordersitz weg und ſchrie: „Nehmen Sie die kleine Verzögerung nicht übel, lieber Doctor, aber ſie war unvermeidlich. Ich mußte mit einigen Freunden noch ein Abſchiedsſeidel trinken, und da begreifen Sie, daß ich Ihnen bei dem Packen der Koffer nicht behülflich ſein konnte.“

„Aber Sie hätten wenigſtens früher eintreffen können, ich war vor Angſt ganz außer mir und ich habe Ihnen doch geſagt, daß der Arzt mich vor jeder unnöthigen Aufregung ernſtlich gewarnt hat,“ ſeufzte der College. Der Reiſegeſellſchafter zuckte hierauf nur die Achſeln und ſagte gleichgültig: „Dazu müßte man eine Uhr haben, und ſo weit bin ich noch nicht wieder, ſeit meine Letzte ſich für immer dem bebräiſchen Studium ergeben hat!“ Kaum waren dieſe für ſeine Finanzlage ſo bezeichnenden Worte dem Gehäge der Zähne entflohen, als er ſich in dem Coupé umſah und erſtaunt ausrief: „Was heißt das? Sie haben ſich ja in ein Damencoupé geſetzt, Doctor, hier darf ja nicht geraucht werden!“ — Der College ſetzte ihm mit ſchwacher Stimme auseinander, daß er den

läſtigen Tabaksqualm eben vermeiden wolle, allein der zärtliche Reiſegeſellſchafter ſchrie nicht ohne Erbitterung in Ton und Gebehrden: „O! Sie werden mich doch nicht dazu nöthigen wollen, auf meine Cigarre zu verzichten, lieber ſetze ich mich in einen anderen Waggon!“ — Wie geſagt, ſo gethan, er ſprang auf, ließ, da die Conducteure bereits mit der Prüfung der Billets und dem Schluß der Wagenthüren beſchäftigt waren, dem Kranken das Wäſchbündel zur Ueberwachung zurück und ſprang in das nächſte Coupé, in welchem nur ſechs Cigarren und eine Pfeife brannten, alſo noch für einen Raucher ausreichend Platz vorhanden war. Ich verſuchte in den letzten Augenblicken, den Collegen ſo viel als möglich zu tröſten, ermahnte ihn zur Geduld und ſah ihn zuletzt, nicht ohne die gerechteſten Zweifel an der Haltbarkeit und dem Nutzen der eingegangenen Allianz, in der Richtung nach Leipzig von Berlin abfahren. Was ich weiter über das Betragen des ausgezeichneten Reiſegeſellſchafters weiß, verdanke ich den ſpäteren mündlichen Mittheilungen des Collegen, der durchaus erfriſcht und vollkommen hergeſtellt nach ſechs Wochen aus Kreuth zurückkehrte.

Sie kamen bei guter Tageszeit in Leipzig an, und hatten unterweges keine Unglücksfälle zu beklagen gehabt. Nur war der Reiſegeſellſchafter dem Collegen durch ſeinen unwiderſtehlichen Drang, alle Stationen von einigem Aufenthalt durch Vertilgung ſogenannter Stehſeidel (Stuben) zu bezeichnen, und durch die jedesmalige Eintreibung von 2½ Sgr. ſo beſchwerlich gefallen, daß er ihm unweit der Elbe einen Thaler gab und ihn anflehte, die Bor-

postengefechte mit den Seideln auf eigene Rechnung zu führen, und mit dem bezeichneten Vorschuß bis Leipzig auszukommen. An diesem Heerde des Buchhandels und der Tasse Kaffee für 15 Pf. angelangt, eilte der College mit seinem Reisegesellschafter in ein Hotel und legte sich in der Voraussetzung, daß dieser für ihn das Arrangement der Abreise am nächsten Morgen besorgen werde, sofort zu Bette. Der geistreiche junge Mann sah ihm mit einigem Erstaunen ruhig zu, kündigte ihm dann aber an, daß es ganz wider seine Gewohnheit sei, Abends schon um neun Uhr schlafen zu gehen. Er beabsichtige, einen Leipziger Freund aufzusuchen und werde nach einigen Stunden wiederkommen. Ferner halte er es für angemessen, wenn sein auswärtiger Verzehr durch eine Subsidie sicher gestellt werde. Der kranke College war durch eine so edle Unverschämtheit längst in eine nervöse Aufregung gerathen. Nur mit äußerstet Selbstbeherrschung unterdrückte er die Kundgebung seines Unwillens, bemerkte lediglich, daß der Petent ja vor einigen Stunden einen Thaler erhalten habe und bat ihn, recht bald wiederzukommen. Der Reisegesellschafter entfernte sich und ließ den Patienten in jenem verzweiflungsvollen Zustande zurück, in welchem der nervenkranke Mensch sich nach Ruhe sehnt, und doch durch eine nicht von ihm weichende qualvolle Vorstellung davon zurückgehalten wird. „Wann wird das Scheusal zurückkommen?“ so lautete die dämonische Fragestellung des Unglücklichen. Ueber der Ergründung aller möglichen Versuche, diese peinliche Quästion einer unsichtbaren bösen Macht loszuwerden, ermunterte sich der

Kranke immer mehr und mehr, und befand ſich nach ein Uhr Mitternacht in einem Zuſtande von Hellſehen, in welchem es ihm vollſtändig gleichgültig war, was die ſächſiſchen und ſpäter die preußiſchen Gerichte dazu ſagen würden, wenn er ſich mit dem Stiefelknechte bewaffnete und dem Reiſegeſellſchafter den Schädel zerſchmetterte. Mein bedauernswerther College hat mir ſpäter mit großer Ausführlichkeit den unheimlichen Zuſtand ausgemalt, wie er den großen Stiefelknecht in der Hand gewogen und damit einige vorbereitende Henkerſtreiche in die Luft geführt habe, wie er im Hemde hinter der Thür geſtanden, wie ihm die beabſichtigte That durchaus moraliſch erſchienen ſei und er nur überlegt, inwiefern er nach der Befreiung der Menſchheit von dieſem Baſtarde von Poſſendichter und Landſchafter von den Gläubigern des Verewigten zur Bezahlung ſeiner Schulden angehalten werden könne. Endlich jagte ihn die Kühle der Nachtluft in das Bett zurück, und als der Reiſegeſellſchafter gegen zwei Uhr endlich anlangte, befand er ſich in einem Zuſtande vollſtändiger Unklarheit. Es war ihm, als ob der Reiſegeſellſchafter ſich für Brauer und Bierfaß in einer Perſon, das Bett des Collegen aber für ſeinen Felſenkeller hielt und ſich ſelbſt hineinwälzen wollte. Unklar ſchwebten ihm die dunkeln Momente eines längeren Kampfes vor, in dem er nach anhaltendem Widerſtande, als frecher Eindringling in den Felſenkeller, beſiegt und hinausgeworfen wurde, worauf das Bierfaß ſeine Stelle eingenommen, er aber als der Starke einen Schritt zurückgewichen ſei und das Bett des Reiſegefährten aufgeſucht habe. Er ſei darauf in einen

tiefen Schlaf und wohlthätigen Schweiß gerathen und ſehr verwundert geweſen, als etwa um fünf Uhr der Hausknecht mit Macht an die Thür geklopft und zum Aufſtehen, wie zur Auslieferung der Stiefeln und Kleider ermahnt habe, da der Zug in anderthalb Stunden abgehe.

Der leidende College erhob ſich, öffnete dem Hausknechte die Thür und ſagte, auf den ausgeſtreckt daliegenden und noch in ſeinen Kleidern ſteckenden Gefährten deutend: „Sie würden mir einen Gefallen thun, mein Lieber, wenn Sie, ſtatt unſere Kleider zu reinigen und die Stiefeln zu putzen, nur dieſen Menſchen wecken wollten. Ich bin ein kranker Mann und leider nicht im Stande, mich mit ihm herumzubalgen, da ich vor Unruhe und Störung faſt die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht habe.“

„Hoffe doch nicht, daß etwas bei uns im Hotel den Herrn Doctor vom Schlafe abgehalten hat; das ſollte mir ſehr leid thun,“ antwortete der Hausknecht, ein mehr als ſtandesgemäß gebildeter und durch den Weltverkehr des Ortes höflich erzogener Jüngling.

„Im Hotel hat vollkommene Stille geherrſcht, die Störung iſt nur durch dieſen Herrn hervorgebracht worden, den ich zu meiner Pflege mitgenommen habe. Aber wecken Sie ihn nur auf und beſtellen Sie dann den Kaffee und den Wagen des Hotels ſammt der Rechnung. Ich mag mich auf Reiſen nicht mit allen Dingen erſt im letzten Augenblicke beſchäftigen.

Der Hausknecht näherte ſich dem Schläfer und rüttelte ihn, erſt auf eine billige und menſchliche Weiſe, dann mit dem Kraftaufwande einer mäßigen Erderſchütterung, ohne

daß der aufmerksame und gefällige Reisegefährte die Augen aufgeschlagen hätte. Vielmehr stieß er tiefschnarchende Töne eines unverkennbaren Behagens aus und schien die Püffe des Geschickes als eine seinen Nerven höchst wohlthätige sanfte Schwingung zu empfinden.

„Mein Gott, wir werden unfehlbar den Zug versäumen, wenn es uns nicht gelingt, diesen unleidlichen Menschen zu ermuntern. Er hat auch einen gar zu hartnäckigen Schlaf, aber das kommt von dem unaufhörlichen Biertrinken," sagte der College, dessen reizbares Nervensystem bereits wieder unter dem Eindruck der Scene litt.

„O, ich weiß ein gutes Mittel, Herr Doctor," bemerkte der Hausknecht mit einer von der Unfehlbarkeit desselben überzeugten Miene.

„Worin besteht es denn? Sie meinen wohl, wir sollen ihm ein Glas Wasser ins Gesicht gießen?"

„Stiefelausziehen! Stiefelausziehen! nichts weiter, Herr Doctor, das hilft auf der Stelle, wenn der Herr Doctor nur die Gefälligkeit haben wollen, dem Patienten mit beiden Händen in die Haare zu greifen und festzuhalten."

„Nun ist er schon der Patient, o mein Gott, was für ein Ende wird die Sache nehmen!" stöhnte der arme College, that aber doch, was ihm der Hausknecht anempfohlen und versenkte seine mageren Hände nicht ohne Abscheu in einen Haarbusch, dessen Dickicht seit mehreren Tagen nicht von einem Kamme oder einer Bürste heimgesucht zu sein schien. Das Recept zur Auferweckung von Bier eingewiegter tiefer Schläfer erwies sich sofort höchst wirksam. Der Hausknecht hatte nicht sobald den

rechten Fuß deſſelben ergriffen und mit anſehnlichem Kraftaufwande an dem Stiefel gezogen, wodurch ſichtlich eine erhebliche Ausdehnung des ganzen Körpers erfolgte, als der löbliche Reiſegefährte wild die Augen aufſchlug und heftig mit den Armen um ſich focht.

„Sehen Sie, Herr Doctor, habe ich es nicht geſagt, ſie wachen immer auf, ſie müſſen aufwachen, wegen der Kühle an den Beinen, die Kühle thut es!“ rief der Hausknecht ſeelenvergnügt.

„Sollten nicht vielmehr die ausgeriſſenen Haare es gethan haben?“ fragte der College, ein Büſchel ſchwarzbrauner Locken, die ihm bei dem gewaltigen Ruck an den Fingern hängen geblieben waren, abſchüttelnd.

„Nur die Kühle, Herr Doctor, nichts Anderes,“ meinte der gute Geiſt des Hotels, „aber jetzt raſch mit ihm aus dem Bette auf die Erde, er will ſchon wieder einſchlafen!“ Nach dieſen Worten ergriff der Hausknecht, der gleich mit dem Scharfblick eines klugen Weltmannes durchſchaut hatte, daß ſein ſchlaftrunkenes Opfer in Ungnade gefallen ſei und ſchonungslos behandelt werden könne, den Reiſegefährten an dem anderen Beine und Stiefel, zog heftig daran und riß ihn mit einem Ruck aus dem Bette auf den Fußboden. Ohne Zweifel war der Reiſegefährte jetzt ermuntert, er ſtieß eine populäre Verwünſchung aus und rieb ſich außer den Augen den Kopf, dem allerdings ſo eben übel mitgeſpielt worden war.

„Schnell den Kaffee und den Wagen! — Sie ſollen ein gutes Trinkgeld erhalten — und etwas friſches Waſſer!“ rief der College, ordnete ſein Haar und kehrte

dem nichtsnutzigen Reisegefährten den Rücken. Dieser saß noch auf der kleinen gestickten Decke vor dem Bette, sah seinen Pflegebefohlenen verwundert an und murmelte: „Kaffee — Wagen — frisches Wasser?“ Der gestrige Biergenuß, vielleicht auch die Ermahnungen der Leipziger Freunde, schienen das Reiseverlangen des Talentes unterdrückt, und vielmehr den Wunsch, das Niederlassungsrecht in Leipzig zu erwerben, rege gemacht haben.

„Sie werden doch nicht heute schon abreisen, Doctor,“ fragte er erstaunt.

„In einer Stunde, was denken Sie denn?“

„Ein kranker Mann muß sich Ruhe gönnen, wenn Sie so eilen, werden Sie sich unfehlbar Schaden thun!“

„Ruhe — ich — Ruhe!“ rief der durch diese moralischen Worte tief erbitterte College, „als ob es in Ihrer Gesellschaft etwas wie Ruhe gäbe! Ich sehe schon, wenn wir nicht von Leipzig aus in einem Tempo bis nach Kreuth fahren, bringen Sie mich durch Ihr Betragen unterwegs noch um!“

„Dieser Doctor, dieser undankbare Mensch,“ rief der gekränkte Reisegefährte und erhob seine in einem ungebürsteten Paletot steckenden beiden Arme zu dem vermeintlichen Wohnsitze der Götter aller bisherigen Völker empor, „da gebe ich mein Geschäft seinetwegen auf, meine Poesie, mein theures Atelier (aus letzterem hatte der Wirth ihn wegen schuldigen Miethszinses für zwei Quartale hinausgeworfen), da entschließe ich mich, um ihn zu pflegen, meine liebsten Gewohnheiten aufzugeben, unter unbekannte Menschen zu gehen, meine Zeit einem verdrießlichen Kran-

ken zu widmen, und derselbe Mann, dem ich ein Wohlthäter bin, sagt mir solche Dinge, solche bitteren Dinge!"

Es giebt einen Grad von Unverschämtheit, der, wie der strenge Frost das Quecksilber in der Thermometerröhre, das Blut in den menschlichen Adern erstarren macht und die Zunge im Munde lähmt. Der beklagenswerthe College schwieg, knöpfte den Rock zu, gab im Stillen dem Theateragenten, dessen Empfehlung er diesen Getreuen verdankte, seinen Fluch und trat an das Fenster. Gleich darauf brachte der Kellner der Etage den bestellten Kaffee. Der Reisegefährte lächelte ironisch. „Nun, beeilen Sie sich," sagte der College, „wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Und hätten wir ein Jahrhundert zu verlieren, ich trinke Morgens keinen Kaffee."

„Nun, mein Gott, so sagen Sie rasch, was Sie haben wollen, diese Quälereien sind ja gar nicht zu ertragen!"

„Nun spricht dieser Doctor schon wieder von Quälereien, meine Diät ist anders als die Ihrige geworden. Ich kenne nur ein zweites Frühstück und dieses besteht täglich in einem sauren Hering. Wenn Sie Moleschott und Johnston gelesen haben, werden Sie wissen, was Beide über den Mißbrauch des Kaffees sagen. Kellner! bringen Sie mir einen sauern Hering."

Der Kellner sah erst den Reisegefährten, dann den Collegen fragend an und betheuerte, daß die Anschaffung dieses kunstvoll zubereiteten Fisches längere Zeit in Anspruch nehmen werde, da der Koch, unter dessen Verschluß die kalte Küche sich befinde, noch nicht aufgestanden sei

und schwerlich zu ermuntern sein werde, da in der neueren Geschichte der Hotels die Forderung des erwähnten Meerbewohners zu so früher Morgenstunde noch nicht vorgekommen sei. Wahrscheinlich hätte eine so empörende Bemerkung den Zorn des Reisegefährten gereizt, wenn nicht der Hausknecht eingetreten wäre, die Ankunft des Wagens gemeldet und die Koffer die Treppen hinabgetragen hätte. Er mußte sich entschließen, ohne dieses pikante und doch besänftigende Erfrischungsmittel von Leipzig zu scheiden und fügte sich anscheinend resignirt in die Anordnungen des Collegen, der ihn jetzt gar nicht mehr in Anspruch nahm, vielmehr auch als einen Leidenden behandelte und jede schärfliche Aufwallung unterdrückte. Die ungleichen Reisenden saßen einander gegenüber und beschäftigten sich auf durchaus unpassende und ungerechte Weise. Der gesunde Reisegesellschafter setzte seinen, mittelst einer gymnastischen Kunsthülfe gestörten Morgenschlaf ohne Träume fort, der kranke College dagegen starrte mit weit geöffneten Augen auf das sächsische Hochland und malte sich die nächsten Wochen mit den düstersten Farben aus. Mit ihnen im Coupé reiste eine unverheirathete, nicht junge, also sehr entschlossene und thatkräftige Dame. Es dauerte nicht lange, so hatte diese Amazone unseren Freund in ein Gespräch verwickelt und die nöthige Personalbeschreibung mit besonderen Kennzeichen, ohne welche sich kein verständiges Frauenzimmer beruhigt, aus dem Collegen herausbekommen. Bei dem natürlichen Bedürfniß, für seine Leiden eine theilnehmende Seele zu gewinnen, erzählte er ihr Alles und bezeichnete den vorliegenden Schlä-

ſer als die Urſache, nicht allein der bisherigen, ſondern auch vieler unbeſtimmten zukünftigen Leiden.

„Sie müſſen ſich auf der Stelle von dem abſcheulichen Menſchen befreien, ſonſt gehen Sie auf eine ſchmachvolle Weiſe zu Grunde!“ rief das mannhafte Weib, als ſie die ganze Geſchichte von der Abfahrt an bis auf den ſauren Hering gehört hatte.

„Aber wie ſoll ich ihn los werden? unſere beiden Billets lauten bis Nürnberg, wo ich mich einen Tag lang aufhalten wollte. Ich fürchte, wenn ich ihn ſo weit nach Süddeutſchland hineinſchleppe, kann er beanſpruchen, bei mir zu bleiben.“

„Das halte ich für kein Hinderniß. Was Sie, mein Herr, für ihn bezahlt haben, iſt freilich verloren, und Sie ſind verpflichtet, auch die Rückfracht und Fütterung für ihn bis auf den Bahnhof Berlins zu vergüten, da er ſich erſt dort zu Ihnen geſellt hat, falls ſonſt nichts ſchriftlich abgemacht worden iſt,“ ſagte die Dame mit feſtem Tone und beſah den Reiſegefährten durch ihr Augenglas ſo ſcharf, als ob daſſelbe ein ſtählernes chirurgiſches Inſtrument wäre und die Knochen im Leibe zermalmte.

„Schriftlich iſt nichts abgemacht; ich habe nur verſprochen, ihn unter der Bedingung, daß er mir die geſchäftlichen Laſten der Reiſe und des Badeaufenthaltes erleichtere, ganz frei zu halten.“

„Dieſe heilige Verpflichtung hat er nicht erfüllt, das iſt klar!“ ſagte die Dame, „aber er ſoll nicht triumphiren, der freche Burſche. Wo haben Sie Ihre Billets? Ich nehme Ihnen ſein Billet bis Nürnberg ab und gebe Ihnen

das meinige, das nur bis Culmbach lautet. Mein Plan war urſprünglich, eine dortige Verwandte für eine längere Reiſe abzuholen, allein im Augenblick der Abfahrt erhielt ich einen Brief, der mir ihre Abreiſe und die Anzeige mittheilt, daß ſie mich in Nürnberg zu erwarten gedenkt. Wo haben Sie die Billets?"

„Das ſeinige ſteckt in der Buſentaſche," ſagte der College zitternd, als ob er eine Unthat begangen hätte.

„So nehmen Sie es heraus und ſtecken Sie das meinige bis Culmbach gültige in die Brieftaſche. O, nur dreiſt, nur mit feſter Hand — dieſe Sorte wacht nicht auf! ich an Ihrer Stelle hätte ihn von Leipzig aus gar nicht mehr mitgenommen, ja ihn vielleicht ſchon vor Leipzig ausgeſetzt." Während dieſer ermunternden Worte ſeiner Retterin hatte der College den Umtauſch der Billets vollbracht, ohne daß der Reiſegefährte erwacht wäre.

„Nun fügen Sie noch zehn Thalerſcheine hinzu, dann haben Sie Alles gethan, womit ein anſtändiger junger Mann eine thörichte Uebereilung wieder gut macht," ſagte die entſchloſſene Jungfrau, packte das ihr gereichte Geld in die Brieftaſche und ſtopfte ſie wieder in den Rock. „Doch ſein Gepäck könnte uns Schwierigkeiten verurſachen."

„Keineswegs, mein Fräulein," ſagte der College, deſſen Stärke im Angeſichte ſo großer weiblicher Thatkraft ſichtlich wuchs, „dort ſehen Sie ſeine geſammte Bagage."

„Dann beruhigen Sie Ihre armen Nerven vollſtändig, mein armer Doctor, in einer Stunde ſollen Sie von dem Alp befreit ſein." Es war ungemein rührend anzuſehen, wie das ſtarke Weib nach einem ſolchen Werke der Be-

freiung eines armen Sclaven von ſeinem Tyrannen, eine mit Stahl beſchlagene Taſche zog, daraus eine Flaſche mit Eau de Cologne nahm, etwas auf Zucker träufelte und das Stück mitleidig dem Collegen reichte. „Da, lieber Doctor, ſie iſt ächt — vom älteſten Hauſe in Cöln — das wird Ihnen nach der ſchrecklichen Nacht wohlthun.“

Nach dieſer Intriguenſcene ſtockte die Unterhaltung und der Zug näherte ſich endlich der erwähnten Station des geſegneten Baiernlandes, wo an Stelle der kümmerlichen Butterbrödchen, der Himmel des Reſtaurationsſaales voll dicker langer Würſte hängt und das Bier in Strömen fließt. Der Reiſegefährte mochte ſchon eine Wegſtunde vorher durch myſteriöſe Ahnungen von der Nähe des Landes Goſen benachrichtigt worden ſein. Er erwachte, dehnte die Glieder, gähnte und ſtarrte unſer Paar blödſinnig an. Endlich entſchlüpften ihm in heiſerem Laute die Worte: „Wo ſind wir denn eigentlich?“ Der Beklagenswerthe war nicht bei Stimme; ſein Geſangsorgan konnte augenſcheinlich die „Kühle“ nicht ertragen.

„Wir werden bald in Culmbach ſein!“ ſagte die Dame mit einem ſo inhaltſchweren Tone, daß der Reiſegefährte ſtutzte und zum erſten Male ſeit der Abfahrt von Berlin ein Gefühl der Unſicherheit zu ſpüren ſchien; doch enthielt er ſich jeder Bemerkung und prüfte nur das Geſicht der Dame, das ihm offenbar kein Wohlgefallen einflößte. Nach einer ferneren Viertelſtunde fragte er ſorgenvoll: „Wie lange wird in Culmbach angehalten?“ „Nur fünf Minuten,“ antwortete die tapfere Jungfrau. „Nur fünf Minuten!“ wiederholte gedankenvoll und beſorgt der Reiſe-

gefährte und ſtützte ſeinen Kopf auf beide Fäuſte, „nur fünf Minuten — wenig — ſehr wenig, wenn Sie nichts dawider haben, lieber Doctor, ſo möchte ich aber dennoch ausſteigen.“

„Thun Sie, was Ihnen beliebt, Beſter,“ ſagte der College, durch den Zuſpruch der alten Schönen und die friſche Morgenluft gekräftigt, „ich behalte mir meine eigene Handlungsweiſe vor.“

Der Reiſegefährte hatte nicht mehr ſo viel Zeit, ſich eine zufriedenſtellende Erklärung dieſer Worte auszubitten, denn der Zug hielt in Eulmbach an und die Reiſenden ſtrömten zu den Wagenthüren hinaus, um die lange erwarteten Erſtlinge Baierns zu genießen. Nur unſer verſchworenes Paar blieb im Coupé ſitzen, aber die vorſichtige Dame griff nach des Reiſegefährten Bagage und nahm eine Haltung an, als wollte ſie ſich in Vertheidigungszuſtand ſetzen.

„Ich bin wirklich neugierig, was er ſagen wird, wenn er zurückkommt und wir laſſen ihn nicht mehr in den Wagen?“ meditirte der College. Die Jungfrau antwortete wider die Sitte ihres Geſchlechtes nicht, ſondern ſah geſpannt auf die gaſtliche Pforte des Perrons, aus der ein Paſſagier nach dem andern zurückkehrte. Schon trieben die Conducteure zum Einſteigen an und ſchon glaubte der hypochondriſche College, ſein Unhold werde ſich ein Leid anthun, als der Reiſegefährte aus der Thür trat. Der Schaum des genoſſenen Gambrinusnektars ſaß auf ſeinem Schnurrbart; in der Hand trug er ein gefülltes Seidel. Er trat mit dem Lächeln des ſterbenden Weiſen an die

Coupéthür und ſagte: „Lieber Doctor, ich habe Sie, als ich in die Taſche griff, ſogleich verſtanden, Sie wollen mich los ſein! es ſei darum — Sie werden mich nie verſtehen — nie — darf ich mir mein Gepäck ausbitten? Sie haben ſich ſonſt anſtändig betragen, und ich ſage Ihnen hiermit Lebewohl — ich werde wohl erſt morgen von Culmbach wieder abreiſen.“ Kaum hatte der talentvolle Jüngling das Wort „Gepäck“ ausgeſprochen, als ſcheinbar abgefeuert aus einem Geſchütz mit doppelter Ladung, das Bündel an ſeinem Kopfe vorüberflog und auf dem Perron niederfiel. Der Reiſegefährte, im Beſitz der zehn Thaler vollkommen zufriedengeſtellt, hob es auf, ſah ſich weiter nicht um, ging ruhig in das Stationsgebäude und ließ den Zug ungeſtört dem Süden zueilen. Der College war befreit.

XIV.

Eine Alterthümlichkeit.

Die Erfahrung hat ihm faſt Recht gegeben, wenn vor zehn Jahren, als in allen Ländern die Erbauung von großen und kleinen Eiſenbahnen um ſich griff, ein phantaſievoller Schriftſteller in einem humoriſtiſchen Aufſatze die merkwürdige Scene ſchilderte, wie das letzte Pferd auf Erden in einer Jahrmarktsbude für Geld gezeigt und die

innigſte Theilnahme aller Neugierigen durch die traurige Haltung des verkommenen Weſens angeregt wurde. Die Eiſenbahnen haben ihre Anſprüche an die Landſtraßen etwas eingeſchränkt, und die Pferde andere und einträglichere Berufsthätigkeiten geſucht. Weder ſie noch die Eſel ſcheinen Luſt zum Ausſterben zu haben; aber es giebt andere Gebiete, auf denen der wetterwendiſche Geſchmack des Zeitalters weit ärgere Verheerungen angerichtet hat. Daß der Mops, der unzertrennliche Freund des Junggeſellen- und Altjungfernthums ausgeſtorben, daß der alte biedere Mantel mit ſeinem ſchützenden Kragen von der Mode jetzt ganz verdrängt iſt, ſteht beinahe ſchon in den neueſten Geſchichtsbüchern, aber es iſt auffallend, wie wenig die Naturhiſtoriker das allmälige Verſchwinden des berühmten Berliner Weißbiers bis jetzt beachtet haben.

Einſt war die glänzende „Stange“, das umfangreiche Glas mit ſeiner ſchönen weißen Kappe von zartem Schaum das Symbolum der Einwohner von Spreeathen. Eine zahlreiche und geachtete Klaſſe von tiefen Denkern und gewandten Rednern wurde mit dem Ehrentitel „Weißbierphiliſter“ bezeichnet, und die Brauer des köſtlichen Getränkes erſchienen dem durſtigen Volke wie unnahbare Brahminen. Das Weißbier hatte ſeine Geſchichte und ſeine Anecdoten, ſeine berühmten Männer und Oertlichkeiten; der Berliner Nationalſtolz ſtützte ſich darauf. Seit der Einführung und Verbreitung des bairiſchen Bieres iſt der ſchäumende blonde Gerſtenſaft vollſtändig Rococo geworden, der anlangende Provinzialbewohner fragt nicht mehr zuerſt darnach, längſt gilt es nicht mehr für das

Symbol der Stadt, die tiefen Denker und gewandten Redner trinken aus knappen Seideln, und nur noch an einigen wenigen, faſt verſteckten Stellen der Reſidenz halten conſervative Wirthe an der alten guten Gewohnheit feſt, und verſchließen dem betäubenden bitterlichen Nektar ihre Hausthüren.

Die eigentlichen Weißbierkneipen gehören ſchon unter die Berliner Alterthümer. Nach zehn Jahren werden die Reiſehandbücher die letzten Lokalitäten dieſer Art mit derſelben Ehrfurcht aufzählen, wie den Tower zu London, das Coloſſeum zu Rom und den Dogenpalaſt zu Venedig. Noch einmal zehn Jahre, und in dem Saale des neuen Muſeums für vaterländiſche Alterthümer wird man in einem Wandſchrank die wunderlichen Gläſergebilde der ſogenannten „großen und kleinen Weißen“ oder „kühlen Blonden“ und mit doppeltem Bindfaden verſchloſſene große Bierflaſchen dem erſtaunten Pilger zeigen. Die Lohndienten werden die Reiſenden zu dem verfallenen Grabmal des letzten Weißbierbrauers führen und im Buchhandel erſcheinen vielleicht die Denkwürdigkeiten eines alten Weißbierphiliſters, nach ſeinem Ableben herausgegeben von einem Ranke oder Raumer der Zukunft. Es iſt die höchſte Zeit, daß die lebenden Chronikenſchreiber des ſtädtiſchen Treibens ihre perſönlichen Beobachtungen für die künftige Benutzung der großen Hiſtoriker niederſchreiben.

Unweit von meiner Wohnung liegt in einer, mit allen nur möglichen Sorten von alten Häuſern angefüllten Straße eines der ehrwürdigſten Heiligthümer des Weißbiercultus, in das ich mich zuweilen zur Verehrung des

ächten Götzen Gambrinus begebe, wenn die Hitze und Dürre des Dunstkreises am Abende eine Erfrischung ohne betäubende und aufregende Eigenschaften nothwendig machen. Einst dehnte sich das Lokal bis in den vorderen Theil des Hauses aus, allein nach verminderter Einträglichkeit ist aus den Salons an der Straßenfront eine kleine Wohnung geworden, und das edle Weißbier muß, wie der arme Odysseus, mit der Schwelle und dem Hofraum vorlieb nehmen. Dicht daneben liegt noch ein niedriger, dunkler, aber geräumiger Saal für den Winter und regnerische Sommertage. Ihm gegenüber öffnet sich zwischen vier Steckwerke hohen Hintermauern der Nachbarhäuser ein Hof, auf welchem ein hübscher, aber schwächlicher Wallnußbaum steht und den Wirth anspornt, den freien Raum einen Garten zu nennen. Da noch keiner der Gäste ihm in dieser Hinsicht Glauben geschenkt hat, so sind dicht neben dem Eingange zum Saale zwei Kübel mit Oleanderbäumchen aufgepflanzt, welche mit Holzwannen, Bierflaschen, Handtüchern, Schiefertafeln, einem Strauchbesen und dem hoch auf einer Leine hängenden, eben gewaschenen Kattunkleide der Köchin eine Art ironischer Ehrenpforte oder Triumphbogen für die einziehenden Weißbiertrinker bilden. Das kunstlose Arrangement wird aber von Niemand für eine Despectirlichkeit gehalten; man kennt einander seit Jahren und sieht nicht auf eine peinliche Etikette. Unter und neben dem Wallnußbaum ist eine mit grüner Oelfarbe angestrichene Halle erbaut, unter welcher der Nektar kühl gestellt und eingeschenkt wird, auch ist neben dem Tisch des alten Ganymed noch Platz für

anderthalb Dutzend von Gäſten; die Uebrigen müſſen im Freien ihr Quartier aufſchlagen.

Der Charakter des Ortes beſteht in einer achtunggebietenden Ruhe. Alle Geſpräche werden in gemäßigter Tonſtärke geführt, das übertriebene Gebehrdenſpiel Berauſchter kommt niemals vor, und der Wirth nebſt ſeinen Employés oder Kellnern bedienen die Gäſte mit einer langſamen Behaglichkeit. Ein reichliches Scheinmaaß durch künſtliches Mouſſeux zu verabreichen, wäre ganz unmöglich; jeder Trinker iſt ſelbſt Zeuge, wie ihm das volle Maaß verabreicht wird.

Wenn man Abends um halb 8 Uhr den Schauplatz betritt, ſo hat die gewöhnliche Hauptpartie ſchon begonnen. Um einen grünen Tiſch mitten im Hofe ſitzen die vier Spieler, laute alte Herren von ſehr ſolidem Bauſtyl; die ſchweigend ihre Kunſt bewundernden Zuſchauer ſtehen umher. Auf einem beſonderen Tiſche befinden ſich die hohen Weißbiergläſer der Geſellſchaft. Bei meiner Schwäche in Allem, was Kartenſpiel heißt, habe ich, da ich mich hüten werde, mir durch vorlautes Fragen eine Blöße zu geben, noch nicht enträthſeln können, welchem Spiele die Herren obliegen. Nur ſoviel weiß ich durch Vergleiche mit Partien in anderen Geſellſchaften, daß ſie weder Beſten und Whiſt, noch L'Hombre ſpielen. Der Nationalität nach ſind die gebrauchten Karten deutſcher Abkunft und die darauf gemalten heimiſchen Eicheln thun dem Gemüthe ſehr wohl. Nicht ſelten wird halblaut „Donnerwetter“ geſagt, und gleich darauf verzweifelt mit der ausgeſpielten Karte auf den Tiſch geſchlagen. Dann

hält ein Herr, dessen mit Niello verzierte Hände den Schlossermeister verrathen, wieder die Karten tief unter der Tischkante, und steckte sie am liebsten in das nahe Kellerloch, so schön mögen sie sein und so furchtbar für den Gegner. Alle aber denken angestrengt nach und die bittere Sorge furcht ihre Stirnen so tief, als ob es sich um Hunderttthalerscheine und nicht um ein Häuflein Dreier handelte.

Die zweite Spielpartie besitzt ein jugendlicheres Temperament, macht zuweilen Witze, spielt mit schmutzigen französischen Karten und nennt einen abtrünnigen Herren mit einem unbewölkten ersten Viertel, den Ihrigen, der Zuckerwasser mit Rothwein trinkt und „Geheimsekretairchen" genannt wird. Obgleich der Jüngste der Roué's reichlich fünf und vierzig Jahre zählt, gelten diese Herren doch für die jugendlich gefährlichen Don Juans des Hauses, ja die Küchenvorsteherin, eine Nichte des Wirthes, die in einer Pause des Verzehrs wohl in den sogenannten Garten kommt und mit Grazie ihren Durst löscht, wagt sich nie an ihren Tisch und scharmützelt höchstens mit ihnen aus der Entfernung mittelst beißender Repliken. In einer Ecke neben der Dachtraufe spielen zwei uralte Exemplare des Berlinerthums an einem Puffbrette und üben gleichzeitig die wunderlichsten Selbstgespräche unter Verletzung aller grammatikalischen Regeln aus. Sie sind von Zuschauern unbehelligt, da sie sich durch die kränkendsten Redensarten den Rücken frei zu halten wissen und überhaupt als die Originale der Gesellschaft hochgeschätzt und beinahe gefürchtet werden. Der Wirth nimmt sie ganz besonders in

ſeinen Schutz. Die Stelle, wo ſie zu ſitzen pflegen, iſt für alle übrigen Stammgäſte „Tabu“, wie die Südſeeinſulaner ſagen, in der Küche werden die beſten Portionen für das Paar verwahrt, und die gewöhnliche Geſellſchaft betrachtet die beiden Weißköpfe mit derſelben Liebe, wie Bibliothekare und Bücherkenner ihre Incunablen. Wenn es zu lebhafteren politiſchen Geſprächen kommt, ſo werden ſie als Quellen citirt, und die jüngere Generation ſchlägt in ihnen, wie in Geſchichtsbüchern nach. Von Widerſprüchen und Einwendungen darf allerdings nicht die Rede ſein; die Greiſe halten ihre Angaben und Anſichten, ſelbſt bei dem höchſten Unſinn derſelben, für unumſtößlich. Nur ein anderer alter Herr bildet zu ihnen in gewiſſem Sinne ein Gegengewicht. Er iſt beinahe ein Siebenziger, alſo zehn Jahre jünger als die Pufffpieler, und repräſentirt in der Weißbierakademie das jüngere vorgeſchrittene, aufgeklärte Zeitalter. Niemand weiß genau, zu welchem Stande er gehört. Er wohnt nicht im Bezirk, ſondern kommt des Bieres wegen bei jedem Wetter aus einer entlegenen Stadtgegend, aber ſeine feine Leinenwäſche und die wohlgehaltenen Hände verrathen einen Mann, der ſich ſelbſt perſönlich achtet. Gewöhnlich erſcheint er zugleich mit dem Jungen, der die National-Zeitung bringt, und nimmt ſie ihm ſchon auf dem Hausflur ab. Findet ſich der Junge zuerſt ein, ſo belegt der Wirth inzwiſchen die Abendnummer mit Beſchlag, denn kein Anderer, als der alte Vertreter des aufgeklärten Zeitalters darf das Blatt zuerſt leſen. In hiſtoriſchen Dingen gilt der Herr für keine Autorität, weil er nicht den Berliner Dialekt ſpricht

und mir und mich nach bestimmten, immer mit den bestehenden Sprachgesetzen übereinstimmenden Prinzipien gebraucht, in allen politischen Ansichten entscheidet dagegen sein Ausspruch. Er ist ein Liebhaber von gekochtem Aal, und berühmt wegen seines guten Schnupftabaks, mit dem er jedoch nicht verschwenderisch umgeht. Der Wahrscheinlichkeit nach ist er ein ehemaliger Justizbeamter aus einer größeren Provinzialstadt und lebt von den Zinsen eines kleinen Vermögens. Die eigentlichen schwatzhaften Weißbierphilister älteren Styles trifft man in dem beschriebenen Lokale nicht mehr an. Sie sind in den rauhen parlamentarischen Wintern nach 1848 fast sämmtlich eingegangen, reden nicht mehr über Politik und wählen den Bezirksvorsteher zum Wahlmann. Nur die jüngere und neuere Schule beschäftigt sich auf vorsichtige Weiße mit der inneren Politik. Die meiste Aehnlichkeit mit den früheren Weißbierphilistern haben noch einige alte Herren, die ihre Abende bis gegen acht Uhr beim Weißbier zubringen und regelmäßig zum Essen nach Hause gehen. Ueber alle städtischen, patriotischen und europäischen Angelegenheiten lassen sie sich in lebhafte Debatten ein, sind ewig mit dem Magistrat gespannt und stets auf der Seite der Stadtverordneten. Von der herrschenden Frömmelei, namentlich von Geheimräthen, die an jedem Sonntage mit einem Gefolge von Töchtern und vergoldeten Gesangbüchern nach der Matthäikirchstraße wallen, reden sie mit Entrüstung, ohne Freigeister zu spielen: sie sind im Ganzen zu gebildet, um mit jenen „Philistern“ identificirt zu werden. Ein Fremder, der gelegentlich in das Lokal kommt, kann sich

frei mit ihnen unterhalten und manche Details erfahren, die nicht in Broschüren und Zeitungen stehen.

Eine merkwürdige Unterhaltung der Gäste wird durch eine kleine Anzahl junger Handwerker gebildet, die aus Gesundheitsrücksichten dem bayrischen Bier entsagt haben und nothgedrungen Weißbier trinken. Ihr Leiden ist „die verfluchtige Gicht", wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck aus dem Jargon ihres ehemaligen Handwerksburschenlebens niederzuschreiben. Sie sitzen der Abendluft wegen selten im Freien, machen im Saale einen großen Spektakel, drehen ihre Locken vor dem einzigen großen Spiegel und werden als ein unvermeidliches Uebel des Lokales betrachtet, da der Wirth mit ihnen, als in der Gegend ansäßigen Personen, nicht wohl brechen kann. Mit minderen Rücksichten wird gegen andere unbequeme Eindringliche verfahren. Händler mit wohlfeilen Parfümerien, Blumensträußen und Pfeifen, oder Cigarrenspitzen, werden nicht in dem Lokal geduldet, oder wenn sie sich gelüsten lassen, den Eintritt gewaltsam zu forciren, vom Wirthe unter thätiger Beihülfe der Kellner ausgewiesen, und selbst gewaltsam auf die Straße deportirt. Es ist eine wunderbare Eigenschaft des Weißbiers, daß es den Mitmenschen die Lust und Liebe zur Vertraulichkeit und einem geschlossenen Gesellschaftswesen einflößt, wenn das bayrische Bier das Geblüt erhitzt, Streitigkeiten anfacht und kriegerische Vereinzelung befördert. Der dicke Weißbiertrinker ist ein freundlicher Humanist und Philanthrop; der dicke Seidelvertilger trägt einen Knotenstock, eine Stirn voll Narben und blickt scheu um sich. Er wagt sich nie hierher,

denn er verachtet unseren wilden Champagner auf das Tiefste.

Zu den Stammgästen gehören auch die Hunde der anwesenden Herren, von denen sie sich niemals trennen. Sie können als die artigsten Vierfüßler gerühmt werden. Kein Parlament, keine Conferenz, kein Congreß kann sich unter einander anständiger, aber wohl viel unanständiger betragen, als diese Herrn Hunde, denn sie verdienen so höflich titulirt zu werden. Sie bestehen aus Wachtelhunden, Dachsen, Pinschern und Pudeln; die lärmenden Spitze sind längst herausballotirt. Alle Halsbänder sitzen einfach, aber geschmackvoll; jede Marke ist rechtzeitig erneuert und makellos geputzt. Gleiches Lob verdienen alle Felle; ein höheres: die Sitten und der feine Anstand. Wenn ein Gast sich zu seinem Abendessen an den Tisch setzt, so können sämmtliche anwesende Herren Hunde zwar nicht widerstehen, alle umstehenden Stühle zu besteigen, auch wohl die Vorderpfoten auf die Tischplatte zu setzen und dem Speisenden liberal ins Auge zu blicken, aber niemals kommen unangenehme Ausschreitungen vor. Wer einen Bissen oder ein Knöchlein errungen hat, wandelt zufrieden in einen Winkel und labt sich daran, dankbar für die Gunst des Schicksals. Niemals kommt es vor, daß der Stärkere dem Schwächeren den erbettelten Bissen wider alles Völkerrecht entreißt, oder daß gar ein allgemeines Völkerbeißen ausbricht. Dazu ist der Charakter der Weißbiertrinker viel zu gesittet und ihre Hunde sind zu wohl erzogen. Wie das Beißen ist auch das Bellen strenge untersagt; man unterhält sich, wenn nichts Unge-

wöhnliches die Aufmerkſamkeit anreizt, durch prüfende Blicke und liegt unter den Stühlen der Herren. Auch bettelt kein anſtändiger Berliner Weißbierhund an der Küchenthür, denn er empfängt zu Hauſe eine reichliche Nahrung. Als ein merkwürdiges Phänomen kann auch ein Hund gelten, der den älteſten Herrn unter ſeines Gleichen vorſtellt und von allen Vierfüßlern auf eine mehr als menſchliche Weiſe reſpektirt wird. Er trägt einen eisgrauen Bart, iſt auf einem Auge blind und der einzige Hund, deſſen Kopf der Wirth, ſein vieljähriger Freund, zum Willkommen täglich zu kraun pflegt. Um elf Uhr Abends haben ſelbſt die Herren von „der verfluchtigen Gicht", längſt das Lokal verlaſſen und das ganze Perſonal liegt im tiefſten Schlafe.

XV.

Noch ein Geſundbrunnen.

Bei einer genauen Durchſicht der ärztlichen Beſchreibungen von Heilquellen wird ein gewiſſenhafter Leſer ſehr bald finden, wie jede Quelle auf eine ſo große Anzahl von Uebeln heilkräftig einwirkt, daß ſchließlich kaum ein menſchliches Leiden übrig bleibt, welches nicht durch Geſundbrunnen geheilt, oder doch gelindert werden könnte. Nur ein Uebel, und zwar eines der größten, die im Leben

vorkommen, ist bisher der Aufmerksamkeit der Aerzte entgangen und mit keiner Quelle in einen vernunftgemäßen Zusammenhang gebracht wor; es ist das Schwinden des Geldbeutels, die Tuberkelbildung von Pfennigen im Portemonnaie, der Kapitalkrebs, oder wie man diese leicht heilbar scheinende, in vielen Fällen aber wirklich unheilbare Krankheit benennen will. Nichtsdestoweniger giebt es Mineralbrunnen, welche gerade in dieser Richtung die entschiedenste segensreiche Einwirkung ausüben und verbunden mit einer strengen geeigneten Diät der Abzehrung des Geldbeutels nachhaltig entgegenwirken.

Es ist nun eine gute Reihe von Jahren verflossen, als ich am Ende eines der gelungensten Junimonate mit einem Studiengenossen auf dem Sopha, oder vielmehr auf der Pritsche unserer Chambre garnie saß und von Geldangelegenheiten sprach, wenn man den gänzlichen Mangel dieses Artikels mit einem so breiten Worte benennen darf. Wir hatten unsere Studien und den Empfang von etwaigen Stipendien hinter uns, und einen langen Sommer voller Sonnenschein und Hunger vor uns. Alle Privatstunden bei Gymnasiasten hatten der Ferien wegen aufgehört, reiche Gutsbesitzer, die Hauslehrer für ihre Söhne brauchten, wollten sich nicht melden, aber wir konnten mit einiger Bestimmtheit darauf rechnen, daß unser Magen regelmäßig seine Forderungen geltend machen und sie täglich bei uns melden würde. Wenn wir die Miethe bezahlt hatten, blieb uns nur so viel, oder eigentlich so wenig, daß wir diese Summe in einer Zeit des großartigsten Geldverkehrs, aus Furcht, die Gefühle von sen-

timentalen Lesern zu beleidigen, gar nicht erst nennen wollen.

Was war zu thun? Wir standen auf dem Punkte, auf dem jeder junge Mensch, dem ein günstiges Schicksal nicht Geld und Gönner untergebreitet hat, einmal in Berlin anlangt: von der Residenz abgeworfen zu werden, und in die Heimath flüchten zu müssen. Diese Feigheit verbot uns Beiden das Ehrgefühl; wir beschlossen, den lieben Unsrigen den Anblick und die Umarmung ihrer Söhne zu ersparen, aber wir brachten nichts zu Stande, als ein düsteres nachdenkliches Stillschweigen. Endlich sagte der Studiengenosse, ein großer Fußgänger, der auf seinen Spaziergängen mit Leichtigkeit eine Meile in der Stunde zurücklegte und Berlin zehn Meilen weit in der Runde durch Botanisirfahrten kannte: „Wie wäre es, wenn wir zwei Monate an einen Gesundbrunnen gingen?"

Mir blieb der Schrei im Schlunde stecken. Die Reise in ein Bad war damals, wo es noch an allen Eisenbahnen fehlte, nur die Sache wohlhabender Leute, und wir konnten uns doch eher zu allen anderen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zählen.

„Du scheinst mich nicht zu verstehen", sprach der Genosse, strich seinen melancholisch niederhängenden Knebelbart und runzelte die hohe Stirn, in welche das eifrige Studium der Hegel'schen Philosophie frühe Furchen gegraben hatte, „ich weiß einen Gesundbrunnen, wo wir dreimal billiger als in Berlin leben und ganz ungestört arbeiten können. Ich werde den Verleger, der mein philosophisches großes Gedicht drucken will, um einen Vorschuß

angehen und für Dich die Auslagen machen, Du aber ſchreibſt dort einen Band Novellen und giebſt mir das Geld wieder, wenn Du Dein Honorar erhalten haſt.“

Der Gedanke war groß und ſchön. Wenn man ein wenig über 20 Jahre zählt, macht man noch ſeine jugendlichen Hoffnungen ſelbſt mit Unwahrſcheinlichkeiten ſatt. Ich ſagte ja, wir ordneten die beſprochenen Angelegenheiten, gaben unſere geringen Habſeligkeiten auf die Poſt; der Genoſſe, im Geheimen ein Anhänger der Stoiker, klebte unter jede Sohle, der Schonung wegen, ein Kartenblatt, da wir zu Fuße gingen, und ſo traten wir die Reiſe nach dem Geſundbrunnen an.

Von Begebenheiten auf dem Wege vermag ich kaum etwas zu berichten, das der Druckerſchwärze würdig wäre. Wir ſchliefen in den Wirthshäuſern der Dörfer auf Stroh, fuhren zuweilen mit gutmüthigen Bauern eine oder zwei Meilen, legitimirten uns vor dem reitenden Gendarmen in Ermangelung eines Paſſes durch die Quittungsbogen der Univerſität und ſpeiſten täglich nach dem regelmäßigen Küchenzettel unſerer Hotels: Eierkuchen mit Speck, eine geſunde und nahrhafte Koſt. Am dritten Tage langten wir Abends am Orte unſerer Beſtimmung an, wie jener Räuber ſcherzhafter Weiſe ſagte, als er zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt, in Spandau abgeliefert wurde.

Wir waren alſo in dem Badeorte, von dem mein Genoſſe ſo viel Tröſtliches erwartete. Schon nach einer halben Stunde hatten wir ein Unterkommen bei einem Bauern gefunden, der den rechten Flügel neben ſeiner Hausthür, d. h. eine große, aber niedrige Stube, an we-

niger bemittelte Badegäſte für den monatlichen Zins von drei Thalern vermiethete. Wir holten unſere, von der Poſthalterei poste restante aufbewahrten Effekten und waren eingemiethet. Nach einem ſehr geſunden Schlafe erwachten wir am Morgen und ließen uns den heißen Cichorien-Caffee, das derbe Schwarzbrod und die friſche Butter trefflich ſchmecken, wobei wir durch die trüben, in allen Regenbogenfarben ſchillernden Scheiben unſerer Fenſter nach dem erſten Wirthshauſe des Ortes, dem rothen Ochſen ſchielten, wo eine wichtige Perſönlichkeit aus dem nächſten kleinen Städtchen, der Kämmerer und Inhaber einer Handlung von gemiſchten Waaren, beſtehend in Kaffee, rothſeidenen Damenhüten, Zucker, Schaukelpferden, Netzen, Schwefelhölzern Heringen, Beſen, Schlittſchuhen, geräucherten Würſten, Kornbranntwein, ſeidenem Band und anderen, theils nützlichen, theils eleganten Stoffen und Fabrikaten, zur Kur abgeſtiegen war. Das Orcheſter des Ortes, vier Mann hoch, die Pickelflöte und den Contrabaß mitgerechnet, brachte ihm eben ein Ständchen, das er aus dem erſten Stock, die Tabakspfeife im Munde, entgegenzunehmen geruhte. Der ganze Ort kaufte bei ihm Korinthen und Roſinen, wenn Kuchen gebacken, Pulver und Blei, wenn im Winter ein wenig Wilddieberei getrieben wurde: das machte ihn ſtolz, das machte ihn glücklich. Wir waren noch nicht auf den zollhohen Bodenſatz in unſerer Kanne gekommen, als die Muſik auch vor unſerer Thür erſchien und mit einem Ehrengeſchenk von zwei guten Groſchen, wie man damals noch rechnete, für den

Vortrag von „Schöne Minka, ich muß ſcheiden", belohnt wurde.

Zunächſt beſahen wir den Garten neben dem Hauſe, deſſen Benutzung uns frei ſtand. Die Kunſt der Gärtnerei hatten wenig für ihn gethan, und vielleicht mit gutem Recht, da zwei Hammel, die unſer Wirth ernährte, oder vielmehr in ihrer Ernährung auf fremden Ländereien und an der Heerſtraße, aus Grundſatz nicht hinderte, ſondern durch eine unumſchränkte Freiheit eher förderte, die üble Angewohnheit hatten, über den niedrigen Zaun zu ſpringen und alles zartere Laub und Kraut abzufreſſen. In manchen ſorgenvollen Abendſtunden erregte deshalb das ungebundene Daſein, das poetiſche Treiben und Walten dieſer beiden Hammel, unſern ganzen Neid. Wir erblickten in ihnen glücklichere Seitenſtücke zu unſern Schickſalen und Perſönlichkeiten, denn wir waren durchaus nicht eitel und ſehnten uns nur nach der Befreiung von den bitterſten Nahrungsſorgen. Eine Laube erregte ſchöne dichteriſche Hoffnungen, allein das Holz ihrer beiden Bänke und des Tiſches war ſo verfault und morſch, daß der Studiengenoſſe ſchon am erſten Abende durchbrach. Auch war der unausgeſetzte Kampf mit gewiſſen Käfern, die man Todtengräber nennt, und mit einer Legion von Ohrwürmern nicht angenehm. Dagegen machte der zwangloſe Umgang mit den Hühnern, die an hundert Stellen unter dem Zaune durchgehen konnten, den Aufenthalt im Garten angenehm. Wenn wir auf den Bankrümmern in der Laube ſaßen, beſuchte uns oft der Hahn mit ſeinen Damen und genoß dankbar die gereichten Broſamen, zuweilen mußten wir ſogar auf

merken, um nicht die kleinen Angehörigen der Familie, die für die hohe Schule der Tafel des rothen Ochsen erzogen wurden, in der Hitze des Gespräches todt zu treten, da sie sich nicht abhalten ließen, unter unseren Füßen umherzulaufen. Am gemüthlichsten wurde unser Verhältniß durch die Vorliebe der Hennen für ein Dickicht von Himbeergebüschen, in welches sie mit großem Gegacker ihre Eier zu legen pflegten. Wie betrübt waren wir, als einst dieser patriarchalisch regierte Familienbund durch den nächtlichen Einbruch eines Bösewichts von Iltis geschädigt wurde. Der Studiengenosse ließ sich nicht nehmen, über diesen Vorfall eine Elegie in Distichen anzufertigen, in denen der Iltis mit den meisten Eroberern des Alterthums verglichen und durch böse klassische Anspielungen gestraft wurde. Ein Hauptleiden unseres zweimonatlichen Aufenthaltes entsprang aber aus der Zudringlichkeit der Fliegen, deren zahlreiche Anwesenheit niemals mit der Beobachtung der Reinlichkeitsgesetze im Einklange steht. Um unsere Papiere und Kleider vor ihnen zu schützen, blieb uns nichts Anderes übrig, als ein mit Zuckerwasser benetztes Wermuthbündel mitten im Zimmer an die braune Balkendecke zu hängen. Mit Anbruch der Dämmerung setzten sich die unverschämten Schaaren auf Zweige und Blätter, verfielen in eine vorübergehende Betäubung und wurden dann vorsichtig hinausgetragen und in das Heerfeuer gesteckt.

Um nun von der Heilquelle des Dorfes zu reden, so war sie nicht überreich an medicinischen Schätzen, und trotz der Brunnensucht unseres Zeitalters ist sie auch

ſpäter nicht im Stande geweſen, ſich zu einigem Rufe emporzuarbeiten. Wir würden ihr und ihrer Umgebung unnöthige Qualen bereiten, wollten wir ſie namhaft machen. Wenn wir ſagen, daß ein Chemiker, den man einſt zu ihrer Analyſe vermocht, die Achſeln gezuckt und gemeint habe, ſie enthalte Spuren — Andeutungen von Eiſen; ſo haben wir eine vortheilhafte Charakteriſtik geliefert. Man kennt die ängſtlich behutſame Chemie und weiß, daß „Andeutungen und Spuren“ oft wenig mehr, als „nichts“ zu bedeuten haben. In der Umgegend galt und gilt die Quelle jedoch für einen der ſtärkſten eiſenhaltigen Brunnen. Wir bemerkten nur, daß das Waſſer einen ſchwach tintenartigen Nachgeſchmack hinterließ. Unter den Vorfahren hatte es indeſſen wahre Wunderkuren ausgerichtet, und mehrere Lahme aus dem verfloſſenen Jahrhundert hatten aus Dankbarkeit ihre Krücken zurückgelaſſen, die in einer Seitenhalle des rothen Ochſen, in deſſen Garten die Quelle aus einem Büchſenlaufe in ein von Sandſteinengeln getragenes Baſſin floß, aufgehängt und mit den nothwendigen Inſchriften bezeichnet waren. Beſondere Beamte, oder wie es die neuere Zeit mit ſich bringt, bäuriſche Nixen, zum Credenzen des Stahlwaſſers zum rothen Ochſen waren nicht vorhanden. An einer eiſernen, mit dem Büchſenlauf zuſammengeſchweißten Kette, hing nur ein Becher aus verroſtetem Eiſenblech, deſſen ſich alle Brunnengäſte ohne Unterſchied des Standes bedienten. Niemand kannte den Gebrauch eines eigenen Glaſes; von Ziererei mit gemalten und vergoldeten Bechern war nicht die Rede. Aber ältere Gläubige ſprachen ſtets erſt den

Segen über den Becher aus, ehe sie ihn leerten. Auch trank man das Wasser nicht in den Morgenstunden mit besonderer Feierlichkeit im Parademarsch bei Musik, wie es heute überall geschieht. Die Brunnengäste begaben sich an den Quell, wenn sie Durst hatten und nahmen keinen Anstoß daran, wenn auch für die vierfüßigen Bewohner des Ortes der Bedarf in Eimern geholt wurde. Die Hauptanwendung der zarten Gottesgabe bestand in Bädern, die man in kleinen hölzernen Wannen verabreichte. Daß Kranke von Aerzten hierher geschickt werden, kam wohl niemals vor; die Besucher hatten sich den Quell selbst verordnet und gebrauchten ihn mit dem besten Glauben, weshalb er in den meisten Fällen eine ausgezeichnete Wirkung ausübte. Auch einige Schäfer und Kurschmiede der Gegend hielten große Stücke auf das Wasser und verrichteten damit Wunderkuren am Vieh. Der Besuch hoher Potentaten war nicht in der Kurliste verzeichnet, welche nur in einem Fremdenbuche bestand, in das Jeder nach Belieben seinen Namen einschrieb, aber der Ort war nichtsdestoweniger durchaus loyal, und der Geburtstag des hochseligen Königs wurde durch einen glänzenden Ball in dem Saale des rothen Ochsen gefeiert, wo ein Reiber auf einem Speiseschrank in einem viereckigen Glashause stand. Hazardspiel wurde nicht gestattet, da das Kegelspiel in Permanenz erklärt war, und die Jugend des Ortes durch das Aufsetzen der Kegel und Ausrufen der Würfe sehr viel für die Bildung der Stimme und des richtigen Augenmaßes that. Die Umgegend bestand in waldigen Höhen mit der Aussicht auf Sumpf, Heuschober,

Kartoffelfelder und Aepfelbäume; am Horizont ſah man den ſilbernen Faden eines breiten, bei den Schiffern aber ſehr ſchlecht angeſchriebenen ſeichten Fluſſes.

Für die Geſelligkeit war auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe geſorgt. Pünktlich um 12 Uhr Mittags fand ſich auf dem freien Platze vor dem rothen Ochſen ein Mann mit einem Faſſe auf einem zweiräderigen Karren ein. Daſſelbe enthielt dicke Milch, welche mit großer Leichtigkeit aus einem Hahne am hinteren Ende des Faſſes floß. Sobald das Geſchrei des Eſels den wichtigen Augenblick anzeigte, trafen die Mägde und Kinder der Brunnengäſte, begleitet von ihren Eltern und Herrſchaften ein, und wohnten gemeinſam dem ſehenswerthen Schauſpiel des Milchzapfens bei. Wenn alle Schüſſeln gefüllt waren, zerſtreuten ſie ſich wieder, und die Reunion war zu Ende.

Man wird begreifen, daß das Leben in dieſem Badeorte nicht koſtſpielig war. Unſere Ausgaben erſtreckten ſich, nach Abzug des Lebensunterhalts, nur auf Tabak, den wir mit Energie aus langen Pfeifen rauchten. In einem Augenblick der ſittlichen Aufregung beabſichtigten wir zwar zur Vermehrung der ſchwindenden Geldmittel ein Concert zu veranſtalten, allein ein noch heute nicht erklärtes Mißverſtändniß im Saale des rothen Ochſen, bei welchem ein ſechs Zoll langes und entſprechend breites Loch in den einheimiſchen Contrabaß geſchlagen, und die Muſik des Bades für acht Tage in Unthätigkeit verſetzt wurde, brachte uns wieder von dem Plane ab. Der Geldertrag hätte auf Einbildung beruht, wenn unſere Köpfe das Schickſal des Contrabaſſes getheilt hätten. Wir

begnügten uns alſo, fleißig an dem großen fichtenen Tiſche unſeres Zimmers zu arbeiten, und hatten vollauf zu thun, die Bauern uns vom Halſe zu halten. Unſere anhaltenden Schreibereien brachten ſie auf den echt bäuriſchen Gedanken, daß wir „Gerichtsperſonen" ſein müßten, und ſie überliefen uns mit Anträgen, ihre Prozeſſe zu führen, an denen ſie nach Bauernart durchaus keinen Mangel litten.

Nach ungefähr ſechs Wochen hatten wir unſere Arbeiten vollendet, die ungewöhnlich raſche Antwort eines Buchhändlers, dem ich mein Manuſcript angeboten, tröſtete mich über den Erfolg, und wir rüſteten uns am Ende des zweiten Monats, unſere Selbſtverbannung aus Berlin aufzugeben. In einer ſtattlichen Prozeſſion, die außer uns Beiden noch in einem Bauernjungen beſtand, der unſern Koffer trug, begaben wir uns an den Stahlbrunnen, letzten unſere Lippen an einem ſtillen Abſchiedstrunk, bereicherten den Eiſengehalt des Quells dadurch, daß wir die letzte Tinte von den Fingern wuſchen, und begaben uns dann zu dem Poſthalter, deſſen Roſſe uns jetzt in ſtolzem Trabe in die Reſidenz zurückbrachten. Es war eine unvergleichliche Saiſon und ich blicke auf ſie und den herrlichen Geſundbrunnen gegen Geldkacherie noch heute mit Vergnügen zurück.

XVI.

Das ſchöne Geſchlecht.

Unter den unzähligen menſchlichen Irrthümern, die ſich wie eine ewige Krankheit weiter fortpflanzen, ſteht obenan in erſter Reihe die alte Eintheilung der Sterblichen in ein ſtarkes und ein ſchönes Geſchlecht. Es iſt nicht unſeres Amtes, eine neuere, auf beſſere Indicien gegründete Eintheilung aufzuſtellen, denn jeder letzte Begründer einer Claſſification hat vor ſeinem Nachfolger zu zittern, und das Vergnügen des Spruches: divide et impera kann nur für ein Geſchlecht von Napoleoniden Reiz beſitzen; wir müſſen uns darauf beſchränken, den Irrthum nachzuweiſen und zu widerlegen. Dann beginnt das Werk größerer, ſchaffender Geiſter, alſo jedes Leſers, der das gehörige Selbſtbewußtſein beſitzt.

Schon oft ſtiegen uns Zweifel daran auf, ob die Frauen ausſchließlich ſchön und die Männer ausſchließlich ſtark zu nennen, oder ob nicht vielmehr in großen Städten dieſe Beiwörter umzutauſchen ſeien. Beſſere und ältere Beobachter mögen über die Töchter Eva's entſcheiden, wir halten uns an die Söhne Adam's und behaupten, daß ſie gegenwärtig alle möglichen Anſprüche erheben, den Damen jenen ſchmeichelhaften Titel ſtreitig zu machen. Jeder, der einmal in der Nähe coloſſaler Spiegel, wie ſie in Spielbädern, in den Foyers neuerer glänzender Theater und im Kroll'ſchen Vorſaal zu Berlin aufgeſtellt ſind, Poſten ge-

faßt hat, wird ſich nach einer Viertelſtunde vollſtändig überzeugen, daß die Damen zunächſt bei weitem freier von dem ſchweren Vorwurf der Eitelkeit ſind, als die Männer. Durch eine Säule gedeckt, beobachtet man die in den Saal eintretenden Perſonen. Die Frauen und Mädchen gehen an der verführeriſchen, anderthalb Grenadiere hohen und zwei Falſtaffe breiten ſilbernen Fläche vorüber und werfen nur einen flüchtigen Blick hinein. Sie treiben den Cultus der Aeußerlichkeit mit einem unerſchütterlichen Glauben an ſich ſelbſt: ſie ſind tief überzeugt, daß ſie ſchön ſind, und die Qualen des Skepticismus berühren ihre ſtarken Seelen längſt nicht mehr, ſeit ſie in häuslicher Verſchwiegenheit die Toiletten-Angelegenheiten ſicher geordnet haben. Anders die Mannſchaften. Von zehn Jünglingen werden mit Beſtimmtheit neun vor der Schönheitsfalle im goldenen Rahmen ſtehen bleiben, in die Taſche greifen, Kamm und Haarbürſte, dieſe Geräthſchaften, welche der jüngere cultivirte Europäer ſtets, wie der Chineſe ſein Schreibzeug, und der biedere Montenegriner ſein langes Meſſer, bei ſich trägt, hervorziehen, das Auge mit durchbohrendem Blicke in den Spiegel graben, und das Ebenmaß des Gelockes ihrer Göttergeſtalt mit geübter Hand wieder herſtellen. Dieſe, ihre Schädel-, Backen- und Schnurrbärte ſtriegelnden Epigonen des Antinous und Narciß (nicht bei Brachvogel, ſondern bei Ovid in den Metamorphoſen) ſind nämlich weit entfernt von jener klaſſiſchen Sicherheit der Frauen. Obgleich die Erzielung eines ſchönen Effectes durch ihre männliche Perſönlichkeit das höchſte Ziel ihrer irdiſchen Wünſche iſt, wühlt in der Tiefe ihrer ge-

heimſten Gedanken doch zu viel Problematiſches, und ſie überzeugen ſich ſo oft als möglich durch perſönliche Inſpection von ihrem Reize, wie ein kleiner Junge, der die erſte Uhr geſchenkt erhalten hat, fortwährend an die Taſche fühlt, ob ſie noch da iſt, oder ſie herauszieht und ſieht, ob ſie noch geht. Ein ſchönes weibliches Weſen will Einen — wenn wir weiter gehen wollen, höchſtens Einige feſſeln; der ſchöne Mann will Alle, nicht etwa feſſeln, nein, von dieſer Schwächlichkeit der Beſcheidenheit iſt er frei, beſiegen, überwältigen, hinreißen, bis zur Verzweiflung bringen. Dieſe Eroberungsſucht und die dunkle Ahnung, daß es mit ſeiner Unwiderſtehlichkeit nicht ganz ſicher ſtehe, treiben ihn überall vor die Spiegelgläſer und verleihen ſeiner Phyſiognomie das, was man einſt in einem poetiſcheren, weniger mit Staatspapieren und Staatsformen beſchäftigten Zeitalter, Weltſchmerz, auch Europa-Müdigkeit nannte.

Man wird ſich nicht mehr über die kleinen Koketterien der Frauen ereifern, man wird mit ihren allerliebſten Schwächen der Liebenswürdigkeit Nachſicht haben, wenn man den Muſterknaben des neuen ſchönen Geſchlechts mit Gewiſſenhaftigkeit ſtudirt. So oft hat man ſich über arme fleißige Pedanten, über ehrliche betriebſame Philiſter luſtig gemacht, ſo oft alle ſonſtigen Untugenden des bärtigen Geſchlechts ſchon in den grauen Vorzeiten in ein Meer von Hohn und Spott getaucht; es iſt Zeit, daß der moderne Adonis, der Schönheitsmenſch der Gegenwart, nicht länger verſchont bleibe. Wenn man das Daſein eines beſprechenswerthen Menſchen biographiſch behandelt und

zu dem Abſchnitt gelangt, welcher für die Beſchreibung ſeines täglichen Lebens beſtimmt iſt, pflegt man, der Logik nach, mit dem Betragen dieſes Menſchen in den Morgenſtunden anzufangen; unſern Mann müſſen wir ſchon vor Mitternacht beobachten. Seine Reize ſind dem Fleiſche des etwas zähen Auerhahns vergleichbar; ſie müſſen ſchon zwölf Stunden vorher gehörig appretirt werden. Der köſtliche Jüngling beginnt vor Schlafengehen eine förmliche Mumiſirung ſeiner Perſönlichkeit, als ob er in einem Sarge aus Sykomorenholz begraben und noch nach vier Jahrtauſenden die Nachwelt durch ſeine Schönheit in Erſtaunen verſetzen ſollte. Zuerſt wäſcht er ſich mit filtrirtem Regenwaſſer, dann mit einer nach dem Duft der Lilie benannten Eſſenz, wobei alle Fleckchen und Unebenheiten der Haut noch mit beſonders heilkräftigen Extracten und ausbleichenden Mixturen behandelt werden. Nach dieſer Introduction ſchreitet er zur Pflege ſeines Haarwuchſes, denn wir nehmen an, daß unſer junges Mitglied des ſchönen Geſchlechts noch im Beſitze jener Vegetation iſt, mit welcher die Leidenſchaften der modernen Menſchen ebenſo grauſam umzugehen pflegen, wie einſt unſere Vorfahren mit den Waldungen der Gebirge. Der ausgezeichnete Jüngling wird von einem ſolchen ſchweren Tadel nicht getroffen; er iſt in jeder Hinſicht ein vortrefflicher Forſtmann. Wo auf ſeinem Haupte oder Geſichte etwas wachſen will, pflegt er es mit wiſſenſchaftlicher Liebe und mit der Zärtlichkeit eines Gärtners, der für eine Blumen- und Fruchtausſtellung ſeltene Exemplare erzieht. Alle haarfreundlichen Erfindungen von Frankreich und England, die Oele Rowlands

und die Balsame Dupuytren's, die Bürsten und Kämme, die Striegeln und Schwämme, der Essig und das Honigwasser der Pariser Gesellschaft für Gesundheitskunde und Kosmetik, Kalydor und die schwärzeste Bartwichse Ungarns liegen auf dem Toilettentische: ein Naturmensch, dessen Frisirwerkzeuge nur in seinen ausgebreiteten zehn Fingern bestehen, würde nicht ein Stück dieses Apparates in seiner mysteriösen Zweckmäßigkeit begreifen. Aber auch mittelst der aufmerksamsten Beobachtung dringt keiner in dergleichen Toiletten-Geheimnisse: nur durch Tradition pflanzen sie sich von Geck zu Gecken fort. Die letzte Operation besteht in der sorgfältigen Verhüllung des edlen Hauptes durch ein ostindisches Taschentuch. Hierauf zieht der Dandy über die mit Mandelcrême gewaschenen Hände ein Paar dänische Handschuhe und streckt sich mit dem beruhigenden Bewußtsein des römischen Titus: „diem non perdidi" auf seine Schlummerstätte aus. In seinen Träumen umgaukeln ihn Grazien und Amoretten; hat er stark zu Nacht gespeist, so fühlt er sich wohl als Ganymed von einem Adler, seiner Schönheit wegen, gen Himmel getragen, und thut jenen plötzlichen Fall aus furchtbarer Höhe, der gewöhnlich dem Erwachen vorhergeht.

Sobald die Sonne so hoch gestiegen ist, daß sie zwischen die Bettvorhänge des Jünglings sehen kann, beginnt sein schweres Tagewerk. Es liegt ihm ob, seine Erscheinung am Horizonte eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums vorzubereiten. Nach mehrstündigem tiefsinnigen Nachdenken hat er sich endlich für den Rock, die Weste und Inexpressibles des Vormittags entschieden,

das letzte widerſpenſtige Haar iſt beruhigt, der Pariſer Hut mit unendlicher Koketterie, ein wenig ſchief, vielleicht in einem gefallſüchtigen geiſtreichen Winkel von 88 bis 89 Grad auf den Kopf geſetzt, die zierlichen Hände ſchwingen das Röhrchen mit dem Elfenbeingriff, und das Weltwunder begiebt ſich in das beſuchteſte Kaffeehaus an einem Kreuzwege des großſtädtiſchen Verkehrs. Die Art, wie der Kaffee verzehrt wird, iſt muſtergiltig und erregt die Bewunderung und den Neid der grünen Handelsjugend, deren männliche Reize noch nicht ſo gründlich geſchult, ſo akademiſch modellirt ſind. Die Kellner, ein Menſchenſchlag, der für das äſthetiſch Schöne einen ſtets regen Sinn bewahrt, vernachläſſigen die übrigen Gäſte, und prägen ſich jede Bewegung des unvergleichlichen Weſens ein. Mit welchem vollendeten Anſtande er die Cigarre raucht und den Dampf mit Genialität durch die Naſe in die Luft bläſt, wie er leicht und ungezwungen die Modezeitung mit den Rebus und ſchreckenerregenden Charaden in der Hand hält! Jede Bewegung iſt auf die unglücklichen Damen berechnet, welche unbeſonnen genug ſind, an dieſem gefährlichen Punkte vorüberzugehen. Wie der Ameiſenlöwe ſitzt der ſchöne Mann in dem Trichter ſeiner Reize, und verzehrt die unſchuldigen Frauenherzen, die hinabrollen. Nachdem er ſeinem Schädel die Wiſſenswürdigkeiten des Stadtklatſches eingeprägt, und von ihm ähnlichen, aber noch unvollkommeneren Satelliten einige wichtige Mittheilungen empfangen hat, beſtreicht er die Promenade mit einem Kreuzfeuer ſeiner vernichtenden Blicke. Wenn die Politiker zuerſt in die neueſten telegraphiſchen

Depeſchen, die Börſenmänner in die eben angekommenen franzöſiſchen und engliſchen Retirungen blicken, ſo richtet das junge männliche Geſchlecht zuerſt die Augen auf die Farbe und den Schnitt ſeines Rockes, das Muſter ſeines Beinkleides, den Knoten und den Stoff der Halsbinde. Er ertheilt dadurch die Parole und das Feldgeſchrei der Mode für die nächſten acht Tage, und der Sterbliche wird von ſeinen Mitbürgern vor allen glücklich geprieſen, der ihm durch irgend einen Zufall ſchon jetzt äußerlich etwas ähnlich ſieht.

Nach der Promenade ſchwebt der Falter zu mehreren Künſtlerinnen, die er protegirt und zuweilen beſchenkt. Nie erſcheint er vor ihnen ohne Blumen; im Winter, wenn die Preiſe derſelben unerſchwinglich ſind, nie ohne Chocoladen-Paſtillen, gefüllte Bondons oder ähnliche Confitüren, die den Wohllaut weiblicher Stimmen nicht beeinträchtigen. An den Stufen des Thrones dieſer Grazien findet er eine Anzahl Geſinnungs-Genoſſen, mit welchen er längſt einen geheimen Bund des ſchwärmeriſchen Einverſtändniſſes geſchloſſen hat. Alle ernſten Väter warnen ihre Söhne vor dieſen müßiggängeriſchen Taugenichtſen; nur die ernſten Väter der Bühne harmoniren, und trinken mit ihnen ſogar aus einem Glaſe, wenn jene die ganze Flaſche bezahlt haben. Um die Mittagszeit verſchwindet das Verbild der feinen Männer aus der Oeffentlichkeit. Nicht als ob er an den gemeinen Freitiſchen, deren Wohlthaten armen Studirenden zu Gute kommen, ſeinen täglichen Unterhalt fände; nein, er ſpeiſt an Freitiſchen, wo ihm ſeine Wirthe, als arme Studirende ſeiner gewählten Manieren, gegen-

über ſitzen. Die gelehrten Schriften über den Umgang mit Menſchen, von Knigge an bis auf den Lebemann in der Weſtentaſche, mögen viel Gutes enthalten; die eigentliche Praxis des Verkehrs enthalten ſie nicht. Die Kunſt, mit Grazie Auſtern zu eſſen, Artiſchocken mit Eleganz zu zerlegen, Krebſe anatomiſch richtig mit Meſſer und Gabel zu ſeciren, eine Poularde zu tranchiren, Champagner regelrecht und mit vollendeter Sicherheit einzugießen, wird Niemandem angeboren. Man mag, wie zur Dichtkunſt, eine gewiſſe Anlage dazu auf die Welt mitgebracht haben; die eigentliche Kunſt: das Können, läßt ſich nur durch die unabläſſige Beobachtung der Meiſter erlernen. Feingeſinnte Familien von ausreichenden Mitteln ziehen deshalb unſeren Techniker bei allen feierlichen Gelegenheiten an ihre Tafeln, wo er in mechaniſcher Hinſicht für die Unterhaltung und Belehrung der Gäſte zu ſorgen hat, während den Gelehrten, Schriftſtellern und Künſtlern, die man gleichfalls abſpeiſt, die Sorge für das geiſtige Wohlſein der Anweſenden anheimfällt.

Nach dem Diner muß unſer wichtiges Mitglied der Geſellſchaft die Ihre der Schönheit im Theater aufrecht erhalten. Er ſtürzt deshalb, getragen von den Flügeln eines Sturmwindes, ſo ſtark ihn nur ein Fiaker herzuſtellen vermag, nach Hauſe und macht die erforderliche Abendtoilette. Sie iſt die wichtigſte des Tages, denn ſie pflegt mit bewaffnetem Auge betrachtet zu werden. Der Jüngling erſcheint gern ſchwarz, um die intereſſante Bläſſe ſeines Antlitzes, das tadelloſe Weiß der Wäſche und Handſchuhe am vortheilhafteſten hervorzuheben. Sobald er im

Zuſchauerraum, ſei es unten, ſei es in einer Loge des erſten Ranges, bemerkt wird, bemüht er ſich um ſchöne akademiſche Stellungen, oder bildet mit anderen herrlichen Jünglingen maleriſch und plaſtiſch tadelloſe Gruppen. Gewöhnlich ruht er mit einigem Abandon hingegoſſen im Armſeſſel; nur das Auftreten einer Berühmtheit regt ihn zu ſanft gerundeten Gebehrden des Beifalls an. Meiſtens applaudirt er nicht: nur in Momenten allgemeiner Beifallsraſerei wird er ſeinen Grundſätzen der edelſten Selbſtbeherrſchung treuleſ.

Nach der Vorſtellung verſchwindet er mit irgend einem pantomimiſch bedeutungsvollen Effect aus dem Corridor. Aber er verſchwindet zuweilen auch, und zwar meiſtens während der Brunnen- und Badeſaiſon, auf eine unerklärliche Weiſe aus der Geſellſchaft. Seine Feinde verſichern dann, daß er aſcetiſchen Uebungen im Schuldgefängniſſe obliege, und ſeine ramponirte Phyſiognomie widerſpricht bei ſeinem Wiederauftreten auf der Bühne des Lebens keineswegs dieſen böswilligen Behauptungen. So lebt er beinahe ein Jahrzehent, als die Freude der Grazien; dann aber, nach Verzehr der letzten Hilfsmittel, beginnt ſeine Metamorphoſe aus dem ſchönen in das ſtarke Geſchlecht, und man bemerkt ihn gelegentlich nur noch mit verwirrtem Haupthaar in einem abgetragenen Rock, wenn er die Runde macht, ſeine ehemaligen Gönner um ein kleines Darlehn anzuſprechen.

XVII.

Berliner Jagd.

Als die Baulust vor den Thoren Berlins noch nicht so um sich gegriffen hatte, wie heute, als dicht an unsere Stadtmauer, dieses Stiefkind der chinesischen Mauer, dem gleichfalls recht bald die Großmächte der modernen Bildung zu Leibe rücken mögen, noch Getreidefelder stießen, gehörte die Familie Lampe zu den Vorstädtern Berlins. Wenn man gleich nach der Einfuhr des Getreides einen Morgenspaziergang auf irgend einem Fußpfade quer durch die Steppeln machte, begegnete man zuweilen mehr als einem Dutzend geachteter Mitglieder jenes alten Hauses, das ungeachtet entleiser blutiger Verfolgungen noch immer blüht und durch eine Allianz mit Sahne, Butter und Sauerkraut die Menschheit in Entzücken versetzt. Sie belustigten sich auf dem wellenförmigen Terrain vor dem Rosenthaler Thore und dessen Nachbaren durch Wettrennen und Springen, und trugen so wenig Scheu vor dem Menschen, daß eine schöne Sage von einem jungen Philosophen kleiner Statur erzählt, der in Nachdenken versunken und in einen braunen Paletot gehüllt, am Wege sitzend, von einem Hasen für seines Gleichen gehalten und in ein munteres Spiel verwickelt wurde, welches damit endete, daß der überraschte Philosoph den leichtsinnigen und kurzsichtigen Lampe bei den Löffeln ergriff und gefangen nach Hause brachte.

Auf dem Schauplatze dieſes Mythos tummeln ſich jetzt Schaaren von Bauhandwerkern, Stadttheile werden abgeſteckt, Ziegel geſtrichen, und die Waaren-Credit-Geſellſchaft deutet dort die märkiſche Scholle in glücklichen Spekulationen aus, ohne auf Lampe, den Ureinwohner, Rückſicht zu nehmen.

Wie die Indianer vor den Pionieren des Landbaues in Amerika, müſſen auch die Haſen Berlins, wenn nicht vor der Axt und Flinte, ſo doch vor dem Spaten und der Mauerkelle allmälig zurückweichen. Schon muß man ſich weiter von den Thoren der Stadt entfernen, wenn man den Stamm Lampe nicht blos ohne ſeinen haarigen Oberrock und in Strümpfen auf dem Markte, ſondern in friſcher Thätigkeit des Lebens und Wirkens erblicken will.

Die Zeitungsnachrichten über die Bildung von Parforcejagd-Vereinen in verſchiedenen Gegenden unſeres civiliſirten und chriſtlichen Vaterlandes regen nun den Schreiber dieſer Zeilen an, aus ſeinen letztjährigen Beobachtungen einige heitere Beiträge zur Behandlung der Jagd des Haſen in der Umgegend Berlins zuſammenzuſtellen. Die Sanftmuth und echte Menſchenfreundlichkeit, mit der zuweilen das Leben Lampe's des Haſen beinahe angenehm gemacht wird, bildet einen zu wohlthuenden Gegenſatz zu den blutgierigen und thierquäleriſchen Intentionen der vornehmen Freunde von Parforcejagden. Etwa eine ſtarke halbe Meile von der Stadtmauer wohnt ein biederer Mann mit ſeiner Familie, welche er von dem Ertrage eines kleinen Beſitzthums großzieht. Da die Einkünfte nicht in allen Sommern für die Bedürfniſſe des Winters

ausreichen, ſo haben die guten Leute ſich entſchloſſen, Spaziergänger aus der Stadt zu empfangen und für geringes Geld mit ländlichen Erfriſchungen zu bewirthen, ohne ſich auf eine geregelte Gaſtwirthſchaft einzulaſſen. Bei ſchönem Wetter kann man, ungeſtört von lärmenden Geſellſchaften, Blechmuſik und tobenden Kinderhaufen, bei einfacher Koſt den ganzen Tag in ihrem einfachen Garten zubringen, leſen, ſchreiben, einen kleinen Cirkel verſammeln und behaglich die reine Luft genießen, welche zuweilen durch unſere weiten Straßen ſelbſt bis in die Vorſtädte dringt. Der Garten beſteht aus einem kleinen parkartigen Buſchwerk hinter dem Wohnhauſe, einer Abtheilung von hübſchen Blumenbeeten und ungefähr zwei Morgen ſorgfältig gehegten Bodens, auf welchem gutes Gemüſe aller Gattungen für den Marktverkauf und eigenen Gebrauch gezogen wird. Dieſer Raum wird durch eine leidlich dichte Hecke abgetheilt, an welche ein anſehnlicher Roggenacker grenzt.

So lange nun die Aehren auf dem Felde ihre ſchweren Häupter im Winde wiegen, wird man nur wenig vom Jagdthier gewahr. Der gute Lampe hat mit ſeinem braven Weibe genug mit der Jugenderziehung zu thun, um den menſchlichen Umgang aufzuſuchen und ſeine Nachtemmenſchaft mit den Unarten der heutigen Generation bekannt zu machen. Erſt wenn die Sonne des Bartholomäustages niedergegangen iſt und das Jagdrecht die geſammte Haſenjugend für mündig erklärt hat, und wie das Geſetz den Menſchen den Waffen der Gerichte, den Schärfen des Verkehrs und der zweiſchneidigen Klinge des eigenen Ur-

theils durch eine Losſprechung im vierundzwanzigſten Jahre bloßſtellt, ſo der Flintenmündung und der Bratenſchüſſel preisgiebt, nähert ſich der freigeborne Lampe ſeinen Freunden und ſtattet ihnen die erſten Beſuche ab.

Es war am 25. Auguſt des vergangenen Sommers, als ich mit dem Beſitzer des freundlichen Gartens gemüthlich bei einem Glaſe unvermiſchter Milch ſaß und mich von landwirthſchaftlichen Dingen unterrichten ließ. Wir waren allein im Garten, und die noch in Norddeutſchland anweſenden Vögelein befanden ſich ungemein wohl in unſerer Nähe und pickten dankbar die Brodkrumen vor unſeren Füßen auf. Da ſtellte ſich der Kutſcher plötzlich ſeinem Herrn dar. Er ſchien feierlich geſtimmt, trat an den Tiſch, warf einen prüfenden, faſt mißtrauiſchen Blick auf mich und ſagte offenbar mit inhaltſchwerem Sinne: „Der Haſe iſt im Hafer!“

Wenn bei anderen Gaſtwirthen um dieſe Zeit des Jahres eine ähnliche Meldung überbracht wurde, pflegte der Empfänger ſofort aufzuſpringen, die ſchon geladene Flinte zu holen und wenn es anging, Lampe um dieſe armſelige Spanne von Leben zu verkürzen. Mein Gaſtfreund blieb dagegen ſitzen und fragte nur: „Iſt er fett?“

„Sehr!“ antwortete der getreue Knecht, und der Herr fügte mit einem rührenden Blick des ſchwermüthigen Einverſtändniſſes hinzu: „Na, dann iſt es gut, du kannſt gehen, Chriſtian.“

Mich wunderte dieſe unbegreifliche Entſagung, und ich ſagte: „Sie hören, daß ein Haſe in Ihren Steppeln iſt, und Sie bekümmern ſich nicht mehr um ihn, als um einen

Schinken, der ſicher in Ihrem Schornſtein hängt und nur herabgenommen zu werden braucht, um gekocht zu werden; was heißt das, lieber Herr?"

„Das will ich Ihnen erklären," ſagte der gute Mann, verſchämt wie ein junges Mädchen, „ich darf nicht ſchießen!"

„Aber mein Gott, nach dem Jagdrechte —"

„Nein, mein Grundſtück iſt nicht fünfhundert Morgen groß!" antwortete belehrend der Wirth.

„Und deshalb müſſen Sie die Haſen auf Ihrem Grund und Boden, ſo zu ſagen, auf Ihrer leiblichen Naſe, heiter umherſpringen laſſen, ohne darunter zu paſſen?" rief ich mit dem Eifer eines Menſchen, der für Menſchenrechte iſt und gern Haſenbraten ißt.

Der Wirth ſchüttelte ruhig und traurig den Kopf, dann deutete er mit dem Finger auf einige Apfelbäume, über welche der Giebel des Dorfſchulzenhauſes mit dem Storchneſt darauf blickte. „Er iſt nicht mein Freund!" lauteten ſeine erklärenden Worte.

„Sie laſſen alſo die Haſen ganz und gar frei umherlaufen?" fuhr ich fort. Der Mann machte lächelnd die Augen zu, nickte mit dem Kopfe mehrmals nach hinten und ſagte leiſe: „O!" als ob er ſagen wollte, die Lebensſtellung der Haſen ſei darum keineswegs als eine geſetzlich gewährleiſtete zu betrachten. Dann lud er mich ein, ihm zu folgen. Wir gingen durch eine Lücke in der Hecke, ließen die Stoppeln des Roggens rechts liegen und kamen an den Hafer, der in Mandeln gereiht auf dem Felde ſtand. Hier erblickten wir nun in der Haltung eines

Gentleman Lampe den Aelteren. Er ſaß aufrecht, tändelte mit den langen Ohren oder Löffeln, wie die Herren Jäger ſagen, und blickte verliebt nach einigen grünen üppigen Kohlblättern am Rande des Ackers. In einiger Entfernung von ihm ſaßen zwei jüngere Angehörige, die Söhnen oder Vettern des Alten glichen, aber uns keine Zeit zur Ergründung und Feſtſtellung der verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ließen, ſondern das Panier ihres Stammes ergriffen und Ferſengeld gaben.

„Da ſitzt er," ſagte der Wirth, auf den alten Haſen deutend, „ſo ſehr ich mich auch anſtrenge, ich kann den Verwüſter nicht aus meinen Feldern bekommen. Seit einem Jahre mache ich alle möglichen Anſtrengungen, ihn los zu werden, allein er kommt immer wieder. Ich kenne dieſen Verräther an der kahlen Stelle auf der rechten Seite; ſie rührt von einem guten Wurf mit der Kartoffelhacke her, als Chriſtian ihn früh Morgens einmal im Schlaf überraſchte!"

„Jetzt begab ſich etwas Ungeheures!" würde Eugen Sue oder Alexander Dumas ſagen. Caro, der kleine niedliche Wachtelhund des Hauſes, war uns in einiger Entfernung gefolgt und jetzt nahe genug gekommen, um Lampe den Vater zu erblicken. So raſch ihn ſeine kurzen Füßchen auf dem ungleichen Boden tragen wollten, ſtürzte er auf den Fremdling los. Aber Lampe floh nicht, er betrachtete uns, nicht den wüthenden Verfolger, und ſchon glaubte ich, er beabſichtige, ſich in ein Handgemenge mit Caro einzulaſſen, und wollte dieſem in dem ungleichen Kampfe zu Hilfe eilen, als der würdige Rammler ſich

langſam aufmachte, mit gewaltigem Satze zwei Kartoffelbeete des nebenan liegenden Feldes überſprang und dann im glänzendſten Haſenpreſtiſſimo am Horizont verſtiebte. Caro verfolgte ihn einige Minuten lang, kehrte aber dann von der ruhmloſen Arbeit zurück, das Fell voller welker Kartoffelblätter und Haferſtroh.

Wir gingen nachdenklich in den Garten zurück und ſprachen — wie Leute, die morgen gehängt werden ſollen, von allem Möglichen reden, nur nicht vom Strick — von der Ernte, von den Fruchtpreiſen, von dem Werth des Bodens, von den Abgaben, aber nicht vom Haſen. Als ich mich jedoch verabſchiedete, bemerkte ich mehrere geheimnißvolle Vorkehrungen, welche der getreue Chriſtian traf. Mir wollte ſcheinen, als ſähe man meine Entfernung gern, ich drückte alſo eilig dem Wirth die Hand, wobei ich mich über ein zwiſchen ſeinen Fingern verborgenes wunderliches Geflecht aus dunklen Pferdehaaren wunderte. Schon wollte ich mich erkundigen, ob man in dieſer waſſerloſen Gegend die Haſen vielleicht mit der Angel fange, allein eine Regung von Schaam verhinderte rechtzeitig eine ſo unbeſcheidene Frage, und ich überließ den biederen Beſitzer ruhig ſeinen geheimen ſtaatsklugen Plänen.

Als ich eine Woche ſpäter wiederkam, fand ich ihn nicht zu Hauſe. Ich luſtwandelte in dem Garten und entdeckte bei meiner genauen Kenntniß des Ortes einige auffallende Unregelmäßigkeiten in der Gegend der Hecke. Da wo der Kohl am reichlichſten und gepflegteſten wuchs, nahm ich einige beſonders ausgeſuchte lockere Büſchel wahr, die mit bemerkenswerther Zierlichkeit in die Erde gepflanzt

waren. Hart daneben befand ſich, von Staub bedeckt und ſo unſcheinbar als möglich aufgeſtellt, ein wunderlicher Apparat. Vorſichtig berührte ich mit dem Stocke die Kohlſtaude, als ſich blitzgeſchwinde aus dem Staube ein feines, aber derbes Netz erhob und mit Kraft über mehr als einen Quadratfuß Fläche ausbreitete. Es glich den Vorkehrungen, welche man gegen die Spatzen anbringt, allein ich begriff weder ſeine Größe, noch den Grund, ſo ſpät im Jahre gegen Sperlinge feindliche Maßregeln zu ergreifen. Noch mehr wunderte ich mich, als ich die erwähnte Hecke an allen lockeren Stellen durch Strauchwerk und Dornen wohl verwahrt, an beſtimmten Punkten aber dicht an der Erde kleine künſtliche Oeffnungen fand, vor denen ſehr niedliche Schlingen hingen, die mich an das letztbemerkte Geflecht aus Pferdehaaren erinnerten. Inzwiſchen war der Beſitzer heimgekehrt. Er fand mich im Garten und in der Nähe ſeiner geiſtreichen Vorrichtungen. „Sie glauben nicht," ſagte er ruhig, „was wir von den Mardern auszuhalten haben. Wir mußten überall Schlingen legen, wenn wir nur ein Huhn behalten wollten." Obgleich ich es ſehr weiſe fand, wenn ein Mann ſeinen Hühnerhof zur beſſeren Bewirthung der Gäſte gegen Raubthiere auf alle Weiſe zu ſchützen ſucht, ging ich durch eine weiter nicht zu rechtfertigende Gedankenverbindung plötzlich auf unſchuldigere Jagdthiere über, und fragte, ob mir und zwei zum Beſuch anweſenden Freunden nicht an einem Tage der nächſten Woche ein kleines Mittageſſen, deſſen Hauptbeſtandtheil ein „Haſenbraten" ſein ſollte, bereitet werden könnte.

„O, warum denn nicht?“ sagte der schlichte Landmann, „bis dahin schaffe ich den Braten. Wenn ich den Hasen nicht hier draußen kaufen kann, bringe ich ihn am nächsten Markttage aus der Stadt mit.“

Ich sprach die Hoffnung aus, daß bei dem Ueberflusse an Hasen doch wohl ein befreundeter Jagdberechtigter einen guten Schuß thun werde, und er meinte nach einigem Bedenken, es sei nicht unmöglich, wenn schon er von der Geschicklichkeit der Schützen in der Gegend nicht viel halte.

An dem festgesetzten Tage fanden wir uns selb Dreien zu Tisch ein und wurden mit fröhlichen Gesichtern von allen Hausgenossen empfangen. Der Herbsttag war unendlich schön, von allen umliegenden Feldern wehte das Aroma der an den Bäumen hängenden Früchte und der kräftige Erdgeruch, in unsere Laube, wir sprachen von Reisen in Afrika, ein Freund, der dort gewesen, erzählte von den Löwenjagden des Franzosen Gerard; da kam die Schüssel mit den goldbraun gebratenen Gebeinen des friedfertigsten und flüchtigsten aller Verliebten. Unser Wirth hatte, als er über den Braten lächelte, einen seltsamen Ausdruck der befriedigten Rache im Mienenspiele.

„Ein trefflicher Hase!“ rief der mit Afrika bekannte Freund, „haben Sie mehr Exemplare dieser vielversprechenden Spielart?“ Der liebe Wirth antwortete nur sein merkwürdiges „Oh!“ und beugte wie früher sein edles Haupt nachdrücklich in den Nacken.

Wir genossen die sterblichen Reste des Wildes und lobten einstimmig seine Beleibtheit ohne Härte und Zähig-

keit. „Nur über eins muß ich mich wundern," meinte der Afrikaner; „haben die Herren unter ihren Portionen ein Schrotkorn, überhaupt die Andeutung eines Schusses gefunden?"

Wir versicherten, nichts bemerkt zu haben. Der Wirth schien eine aufsteigende Verstimmung zu bemerken und sagte als ein vorsichtiger Mann gleich: „Bitte, meine Herren! Sie vergessen den Kopf, der Hase war durch den Kopf geschossen!"

„Ein sonderbarer Schuß auf einer Hasenjagd!" meinte der Freund, „am Ende ward dieser Lampe, wie König Duncan, im Schlafe gemordet!" Wir ließen das Gespräch fallen und gingen zu andern Gegenständen über. Nur mir gestattete der wahrscheinlich gemeuchelte, nicht auf dem Felde der Ehre gefallene Lampe keine Ruhe. Ich sah fortwährend sein Gespenst vor mir, das die kläglichen Jammerlaute eines in Todesnöthen befindlichen Hasen ausstieß. Peinliche Gedanken über Berliner Jagdmanieren gingen mir durch den Kopf; ich fand in einer wunderlichen Laune selbst eine Parforcejagd, wo man Hirschen, Pferden und Hunden die galoppirende Schwindsucht an den Hals jagt und mit Menschengebeinen ein frevles Glücksspiel treibt, ritterlicher und löblicher, als die muthmaßliche Banditenjagd des Wirthes.

Zufällig ging ich später am Stalle vorüber. Ein munteres Fohlen wieherte mir entgegen und ich trat ein, um das hübsche Thier zu streicheln. Neben dem Bette Christians hing, halb versteckt von Pferdedecken, ein — Hasenfell. Mit scheuer Hand hob ich es auf — die kahle Stelle

auf der rechten Seite, die Folge des Wurfes mit der Kartoffelhacke, war nicht zu überſehen!

Auch in dieſem Jahre habe ich den anmuthigen Garten beſucht, und mich mit dem Wirthe von der Jagd und den jetzigen Unbequemlichkeiten der Städter hinſichtlich des Wildkaufes unterhalten; einen Haſenbraten haben wir Alle nicht wieder bei ihm verzehrt.

XVIII.

Zur Naturgeſchichte der Räthe.

Vor geraumer Zeit drückten die Fliegenden Blätter den Berliner Segen an Geheimen Räthen ſehr glücklich durch eine höchſt einfache Zeichnung aus. Ein Herr ſtand vor einem großem Hauſe in der Linksſtraße und ſchien, der Unterſchrift nach, mit überlauter Stimme die Worte: „Wohnt hier der Geheime Rath X.?“ ausgeſprochen zu haben. Nun ſah man aber nicht allein aus jedem Fenſter der vier Stockwerke, ſondern auch aus allen Dachluken und Kelleröffnungen, ja ſelbſt aus den Schornſteinmündungen, bejahende Geſichter mit einem unverkennbar bureaukratiſchen Ausdruck blicken, und ſich dem Fragenden vorläufig vorſtellen. Wenn auch aus dieſer Darſtellung eine muthwillige Uebertreibung ſpricht, berührt ſie doch mit Genauigkeit einen der merkwürdigſten Punkte des ge-

ſellſchaftlichen Lebens in der norddeutſchen Hauptſtadt. Es iſt eine Thatſache, daß ein anſehnlicher Theil ihrer Einwohner theils ſchon zu der Klaſſe der „Räthe“ gehört, theils alle möglichen Anſtrengungen macht, es durch eigenes Bemühen oder fremde Gnade zu werden.

Das Geſchlecht der Räthe umfaßt eigentlich, wie das Geſchlecht der Katze (Felis) die meiſten Raubthiere in ſich ſchließt, beinahe ſämmtliche Mitglieder des Beamtenſtandes, und es dürfte kein menſchliches Individuum auf der bureaukratiſchen Laufbahn geben, das nicht bei hinlänglich langem Leben es entweder noch bis zu dem Titel „Rath“ brächte, oder denſelben in einer früheren Stellung bereits genoſſen hätte. Es giebt ganz kleine, höchſt unbedeutende Räthe, die ihr Leben unter regelmäßiger Anfertigung von ſauberen Abſchriften zubringen, und mächtige Räthe von faſt miniſterieller Gewalt, die ihre eigene Hand kaum mehr leſen können, und ſich als Dictateren nur noch fremder Federn bedienen. Zwiſchen dieſen beiden Punkten des Anfangs und Endes dehnt ſich die große Stufenleiter unſeres Mandarinenthums aus, denn in Wahrheit und Wirklichkeit ſtellen die Räthe bei uns daſſelbe vor, was die jetzt zur europäiſchen Cultur bekehrten Chineſen mit jenem lieblichen Worte zu bezeichnen verſuchen.

Die Schulgelehrſamkeit, die mehrfachen Examina und Probe-Arbeiten, die Auszeichnungen der hohen Obrigkeiten, alles erinnert einen unbefangenen Zuſchauer an das Reich der Mitte, und die norddeutſchen Mandarinen ſelber zeigen viele mit ihren aſiatiſchen Amtsgenoſſen übereinſtimmende Eigenſchaften. Wie alle katzenartigen Raubthiere,

werden auch alle kleinen Räthe an einer beſtimmten Haltung, an einer gewiſſen Art der Bewegung erkannt. Das Bewußtſein, unendlich hoch über den gewöhnlichen Chineſen ohne Rang und Amt zu ſtehen, verleiht ihnen einen edlen Stolz, während die geheime Wiſſenſchaft, daß ſie tief unter ihren mächtigeren Amtsgenoſſen rangiren und in allen wichtigen Angelegenheiten nichts zu ſagen haben, andererſeits auf ihre Stirn den Stempel der Demuth drückt. Dieſer fortwährende Kampf zwiſchen Stolz und Demuth, Anmaßung und Selbſterniedrigung, verleiht ihnen das eigenthümliche, mit nichts zu verwechſelnde Gepräge von unbefriedigten Denkern. Erſt wenn ſie ganz aus dem Staatsdienſte geſchieden ſind, auf allen weltlichen Hochmuth verzichtet haben, und eine maßvolle Penſion beziehen, kehrt ſüße Harmonie in ihr Seelenleben ein, und der Rath wird eine angenehme, liebenswürdige Perſönlichkeit. Der genannte innere Kampf während ſeines ſtaatlichen Ehrgeizes geht nicht ohne beklagenswerthe Beeinträchtigung ſeiner Leber und Galle vor ſich. Sehr viele Räthe müſſen deshalb jährlich die Brunnen von Karlsbad oder Marienbad trinken; allein ſie begnügen ſich auf Grund der geringeren Ausgabe meiſtens mit den künſtlichen Nachbildungen dieſer edlen Naturtropfen, wie ſie in dem Berliner Brunnengarten verabreicht werden. Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie bei ihrer Gewohnheit, alle irdiſchen Angelegenheiten auf eine künſtlich geſchäftsmäßige Manier zu ordnen und ſchlichten, das chemiſch zuſammengebraute Waſſer wirklich für beſſer, reiner und wirkſamer halten, als die Spenden der böhmiſchen Bergtiefen. Die Geſichts-

farbe der unteren Räthe iſt von vielem Sitzen, Arbeiten und verſchlucktem Aerger hämorrhoidariſch gemsfarben, höher im Range hinauf wird ſie bleicher, poſtpapierartiger, bis ſie in den oberſten Chargen, wo die Arbeit nicht mehr das Maaß der Kräfte überſchreitet, ſondern nur als eine gedeihliche Förderung des Actes der Verdauung auftritt, einen zarten Carminhauch annimmt, der von der Naſenſpitze, ſeinem natürlichen Mittelpunkte, ausgeht, und hier einige Frühlingsblüthen ſproſſen läßt.

Immer lieben ſie es, als ob ihr Titel wirklich einmal zur That werden und Jemand ſie um Rath fragen könnte, ſich in einen geheimnißvollen Nimbus zu hüllen und öffentlich gleichſam unter der Laſt eines ſchweren Problems, einer nicht mitzutheilenden gefährlichen Thatſache zu erſcheinen. Deshalb umhüllen ſie den Hals gern mit diplomatiſchen weißen Halsbinden, tragen ſich ſchwarz, wenn auch zuweilen etwas abgeſchabt, und ſprechen nur das Allernothwendigſte mit leiſer, ruhiger Stimme. Schnupftabacksdoſen von den verſchiedenartigſten Metallen oder Mineralien unterſtützen ihre gemeſſene Haltung, und dienen ihnen dazu, in bedenklichen Augenblicken die Aufmerkſamkeit von ihrem Geſichte abzulenken und inzwiſchen ihre wichtige Perſönlichkeit anderweitig in Scene zu ſetzen. Trotz ihrer ſitzenden Lebensweiſe leiden ſie heftig an Hühneraugen, brauchen alle Geheimmittel gegen dieſes Uebel durch und tragen Feuereimern ähnliche Stiefel.

Die Räthe gehören zu den ordentlichſten, aber in den unteren Klaſſen ſelten zu den intereſſanteſten Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft. Sie verſtehen es, muſterhaft

mit ihrem kleinen Gehalt auszukommen, als gehorſame Untergebene eines oft harten und launiſchen Chefs fügen ſie ſich vortrefflich in das Pantoffel-Regiment der Frau Gemahlin und ertragen geduldig die muſikaliſche Clavier- und Solfeggien-Despotie der Fräulein Töchter, gehen mit ihren kleinen Söhnen auf die Schmetterlings- und Käferjagd, und rauchen reſignirt eine Sorte Cigarren, die ſich nur für den Urwald oder für Höhen 12,000 Fuß über der Meeresfläche eignet.

Wenn der Rath eine Anzahl von Jahren ſeinem Landesherrn treu und ehrlich gedient hat, ſo ernennt man ihn zum Geheimen Rath. Dieſes Beiwort kann zu allen mit dem Worte „Rath" verbundenen Bezeichnungen des engeren Faches gefügt werden, und bezeichnet nur einen höheren Rang in der Beamtenwelt, nicht aber einen höheren Grad von Einfluß. Erſt wenn der Rath bis zum wirklichen Geheimen Rath emporgeſtiegen iſt, kann er ſich für eine, in Staatsdingen wichtige und einflußreiche Perſönlichkeit halten. Aber es bleibt ebenſo unmöglich, daß ſich aus jedem ſchlichten Rathe ein wirklicher geheimer entwickelt, wie aus jeder Raupe ein ſchöner bunter Schmetterling. Der Geheime Rath iſt nun eigentlich diejenige Charge, wegen welcher Berlin berühmt iſt, und die, als am zahlreichſten vorhanden, die meiſte Aufmerkſamkeit ſorgfältiger Beobachter des Auslandes auf ſich zieht. Sobald er ernannt iſt, ſucht er ſich einen feinen Ton von leiſer Ironie anzueignen, weil ein Mann von ſeinem geiſtigen Gehalt nicht wohl die Dinge dieſes irdiſchen Jammerthales

unter einem anderen Geſichtspunkte erblicken darf. Ein bleibendes Lächeln greift im Umkreiſe ſeiner Lippen Platz und wird durch das glättende Scheermeſſer eines ſorgfältigen Barbiers täglich kunſtgerecht herausfeiſirt. Das Haar liegt ſchlicht an den Schläfen und bedeckt nur nothdürftig die hohe Stirn des genialen Mannes. In den Augen ſchwimmt eine ſanfte Träumerei und die etwas ſchiefe dünne Naſe ſchnaubt in unbewachten Augenblicken nach höheren Regionen. Sehr viele Geheime Räthe werden durch den gemeinen Lauf ihres Berufes nämlich nicht befriedigt und beſchäftigen ſich in der Stille mit den Wiſſenſchaften und Künſten. Die Mehrzahl gehört wenigſtens zu den Kunſtkennern; die begabteſten beſchäftigen ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Es giebt keinen Verein zu irgend welchem Zwecke, in welchem ſie nicht Rollen ſpielten und Reden hielten. Sie ſind nicht allein meiſtens begabte Menſchen, ſondern die Standesehre ſchärft auch obenein ihr Selbſtgefühl und erleichtert ihnen ein öffentliches ſicheres Auftreten.

Eben darum wird man es verzeihlicher finden, wenn ſie auf alle ſonſtigen Leiſtungen außerhalb ihres Kreiſes mit einiger Verachtung blicken, und allein mit denen ihrer Söhne und Vettern zufrieden ſind. Was ſie in der Dichtkunſt zu Stande bringen, wird ſchlechtweg die Geheimeraths-Poeſie genannt, und lehnt ſich an den Styl der letzten Epoche des großen Goethe an. Der einfache Freund der Dichtkunſt nährt einen geheimen Abſcheu dagegen, und man kann dieſen nicht ganz mißbilligen. Die Geheimen

Räthe und ihre Nachkommen werden nicht durch Funken des Talents, ſondern durch Lektüre Poeten. Sie bilden ſich nach großen Muſtern, und da ihr Wachs niemals recht biegſam geweſen iſt und noch weniger in Fluß gerathen will, erinnern ſie an die Exemplare in Herbarien. Der Laie ſieht allerdings eine Pflanze vor ſich, allein nur in den Augen des Theoretikers hat das grauſam zwiſchen Löſchpapier, auf dem Wege der Erquetſchung hingemordete Exemplar einen Werth. So auch überſetzen die Geheimen Räthe die ſchönen Gefühlsregungen der lebendigen Menſchenbruſt in dürre und ſtarre Conſtructe. Jeder leidliche Kenner literariſcher Fabrikate wird die neueſten Beiſpiele zu dieſer Angabe ſich ſelber nennen können. In der Muſik ſind die Geheimen Räthe bei Mendelsſohn, dem „letzten Künſtler", ſtehen geblieben, und haben durch ihre Theecirkel das Meiſte dazu beigetragen, einen jungen talentvollen Nachwuchs zu erziehen, der in der knechtiſchen Nachahmung dieſes großen Meiſters nicht leben und nicht ſterben kann. In der Malerei ſchwärmen ſie natürlich für Raphael, und in der Bildhauerei für die Antike. Sie arbeiten häufig im Stillen an Kunſtblättern mit 200 Abonnenten, dergleichen nur in Norddeutſchland ein äſthetiſches Treibhausleben friſten, und verrathen in allbekannten Sachen der Gegenwart eine Unwiſſenheit, die oft die jüngſten Dilettanten lachen macht. Denkmalſtifterei, Feſteſſerei und Rederei, Jubiläums-Toaſte und Aufzüge, Feſtſpiele und Prologe bilden ihre beſondere Liebhaberei. Bei allen Sammlungen zu architektoniſchen Zwecken ſtehen ſie mit

mehreren Thalern obenan, und in allen Comité's ſitzen Mitglieder aus ihrer Gilde. Vereine unter einander lieben ſie leidenſchaftlich. An warmen Sommerabenden kann man ſie, gleich einer Abart ruhiger und ſchweigſamer Rohrſperlinge oder Fröſche, zu Zwanzigen bei einander ſitzen ſehen. Auch wohnen ſie gern in beſtimmten Straßen, die ſich durch äußere Einförmigkeit, Helligkeit, Staub und Stille auszeichnen. Ihr Typus iſt ſo beſtimmt, daß ein großer Maler, der durch Zufall dazu gekommen war, eine Anzahl von Geheimen Räthen kurz nacheinander in Oel zu malen, für lange Zeit verdorben war, und nicht wieder unbefangene Civilgeſichter und Figuren malen konnte. Sie wurden ſtets für Geheime Räthe gehalten, und dies verdroß den Meiſter ſo ſehr, daß er mehrere Jahre hindurch nur Pferde und Hunde malte, wodurch endlich die glückliche Unbefangenheit ſeines Pinſels vollſtändig wieder hergeſtellt wurde.

Neben dieſen geachteten Herren der Bureaukratie, Juſtiz, Kirche und Medicin giebt es aber doch eine eigenthümliche Klaſſe von Räthen, die keine andere Univerſität, als die der Börſe beſucht, und von Werken ihrer Feder nichts aufzuweiſen haben, als Wechſel. Zu dieſen gehören die Commiſſions-, Commerzien- und Geheimen Commerzienräthe. Sie ſind der Pfahl im Fleiſche des Handelminiſters, auf daß ihm nicht zu wohl werde. Wenn ein Mann nach langen Conflikten von „Soll und Haben", endlich mit einem anſehnlichen Vermögen in's Reine gekommen iſt, ſich auf eine hervorragende Weiſe in der Stadt angebaut hat, und

eine gewiſſe Anzahl von Diners für einflußreiche Männer geben kann, trachtet er nach dem Titel eines ſolchen Rathes. Es hat darunter Leute gegeben, die notoriſch nicht leſen und ſchreiben konnten, und über die Mehrzahl der Worte im deutſchen Lexikon in vollſtändiger Ungewißheit ſchwebten. Ferner findet man ganze Familien, die nur aus Commerzienräthen beſtehen, und in den Geſchäftslokalen einander bis zum höchſten Grade der ausgeſprochenen Seekrankheit mit dieſem Titel becomplimentiren. Fortwährend arbeitet eine Generation im Stillen an der Erlangung des erwähnten Grades im Mandarinenthum des Handels und der Induſtrie. Was ein ſtudirter Geheimer Rath tief unter ſeiner Würde halten, wozu er ſich niemals herbeilaſſen würde, das vollbringt der Commerzienrath und ſeine „geheime" Schattirung täglich mit Leichtigkeit. Dem Pepitaſchwindel haben nur gewiſſe Commerzienräthe die nöthige Gediegenheit und Dauerhaftigkeit gegeben. Der Commiſſions- und Commerzienrath iſt nur eine wilde Abart der Rathsklaſſe und weicht in den äußeren Anzeichen auffallend genug von ihr ab. Er trägt koſtbare Pelze, ſpricht die deutſche Sprache mit einem leiſen Accente des weſtlichen Aſiens, ſteckt die Hände gern in die Hoſentaſchen und verachtet die Menſchheit noch weit mehr, als der eigentliche Geheime Rath. Eigentlich befindet er ſich fortwährend auf einem jägermäßigen Anſtande nach Medaillen, Preiſen und Orden, die vom Auslande bei Induſtrie-Ausſtellungen vertheilt werden, und geht ſelten leer aus. Zu ſeinen löblichſten Eigenſchaften gehört die

Luſt, wohlzuthun, oder ſeinen Namen in den Zeitungen gedruckt zu ſehen. Er zeichnet deshalb, wenn irgendwo ein großes Unglück geſchieht, niemals unter fünfzig Thalern, und wir hoffen, daß ihm dies dereinſt als Abbuße ſeiner übrigen zahlreichen Sünden vor jenem Richter, der die Geheimſchrift des Herzens wie Fraktur lieſt, zu Gute kommen werde.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Der kleine Bediente	1
II.	Berliner Hospizien	21
III.	Das heutige Visitenwesen	31
IV.	Die Leihbibliothek	39
V.	Unglücksbaus und Unglücksmensch	50
VI.	Der Verfassungshämorrhoidarius	65
VII.	Die literarischen Knaben	74
VIII.	Die Gesellschaft ohne Statuten	93
IX.	Deutsche Wunderkinder	109
X.	Stadtgärten	117
XI.	Alte Bücher	136
XII.	Die Schachspieler	154
XIII.	Der Reisegesellschafter	162
XIV.	Eine Alterthümlichkeit	181
XV.	Noch ein Gesundbrunnen	191
XVI.	Das schöne Geschlecht	202
XVII.	Berliner Jagd	211
XVIII.	Zur Naturgeschichte der Ratte	221

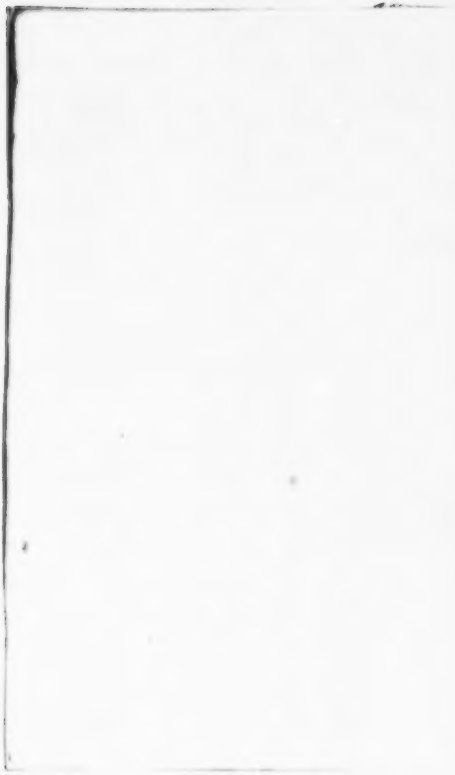
Berliner
Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

II.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1860.



Berliner Federzeichnungen.

II.

Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

II.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

I.

Der Heirathsgarten.

Schon häufig waren mir, wenn ich im Rohrstuhl vor meiner Thür saß, viele übergehende Mannspersonen und Frauenzimmer aufgefallen, deren Aussehen mir, geradezu gesagt, etwas verdächtig erschien. Unmöglicher Weise konnte ich sie in die Tabellen schreiben, welche ein, Abends regelmäßig an der Landstraße sitzender, und seine Brüder und Schwestern genau besichtigender Mensch, allmählig angesammelt und in seinem Gedächtniß verzeichnet hat. Die erwähnten Herren und Damen, wie ich mich höflicher ausdrücken will, hatten kein gewöhnliches sommerliches Aussehen, sie glichen nicht den alltäglichen, etwas nachlässig gekleideten Spaziergängern, auch lag in ihrer Haltung etwas Absichtsvolles, Ernstes und Nachdenkliches, fast möchte ich sagen Feierliches: sie verdienten eigentlich „Galamannspersonen" und „Galafrauenzimmer" genannt zu werden. Unverkennbar lag in Allen eine höhere Tendenz, als die des alltäglichen Spazierengehens. Man kann es kleinlich finden, allein ich räume ein, daß mich diese Species beunruhigte. Und durfte ich schließlich nicht be-

unruhigt werden? war denn meine Begierde, die wesentliche Beschaffenheit dieser vorübergehenden Geschöpfe gründlich kennen zu lernen, und meine Erfahrungen zu vermehren, etwa unedler, als die anderer Naturforscher, z. B. des Engländer Lewes, der selbst mühselige Reisen machte und erkleckliche Beschwerden ertrug, nur um verschiedene kleine gallertartige Meerungeheuer kennen zu lernen? Sollte ich nach eingezogenen Erkundigungen und gemachten Erfahrungen nicht wenigstens das Recht besitzen, einen Artikel über meine Entdeckungen zu schreiben, wenn der Engländer über die seinigen ein dickgeschwollenes Buch herausgegeben hatte? Mein Entschluß stand fest; ich wollte das Geheimniß ergründen.

Am nächsten Abende suchte ich auch meinem Aeußeren etwas Tendenziöses, Anziehendes oder selbst Anzügliches zu geben, ich steckte eine rothe Nelke in das linke Knopfloch, wie ich sie an vielen Galaherren bemerkt hatte, ich gab meinem, sonst lebensmüde herabhängenden Schnurrbart einen böswilligen Aufschwung und ließ es mich ein Paar neue Handschuhe kosten. So mit dem Feierkleide angethan, trat ich in die Fußtapfen eines eben vorübergehenden älteren Herrn, der augenscheinlich zu dem erwähnten Chorus gehörte. Er trug gleichfalls eine rothe Nelke im Knopfloch, erinnerte mich aber an eine Kröte der jugendlichen Vergangenheit, welche die Freundin eines meiner Studiengenossen war, der wegen eines Duells auf der Festung saß, und seinen Umgang auf einige, ihn zuweilen besuchende Berliner, und jenes angenehme Geschöpf, eingeschränkt sah. Ich könnte noch heute heiße Freudenthränen vergießen,

wenn ich an jene geſellige Kröte denke, wie ſie ſtets in der Dämmerung unter einem morſchen Waſſerfaß an der Dachrinne hervorkam, langſam und gemüthlich vor uns auf- und abwatſchelte, und ſich an den Tönen einer Ziehharmonika höchlich zu ergötzen ſchien, welche der abgeſtrafte Duellant mit Virtuoſität ſpielte. Wir liebten beide die Kröte, weil ſie einen ſo graziös tändelnden Gang hatte, uns ſo treu und ergeben anblickte, und ohne Falſch war, ja wir fluchten den Dichtern, den großen Shakespeare nicht ausgenommen, da ſie durch ihre phantaſtiſchen Verſe ſo viel dazu beigetragen hatten, ein ſolides bürgerliches Thier ohne ſchädliche Eigenſchaften und mit geſelligen, wenngleich zurückhaltenden Manieren, bei der Menge für immer zu verdächtigen.

Nicht ſo viele Zeit, als ich bedurft habe, dieſe melancholiſche Betrachtung niederzuſchreiben, war ich hinter dem krötenartigen dicklichen Herrn einhergegangen, als er vor der Thür eines öffentlichen Lokales anhielt, den Geldbeutel zog, ein kleines Entrittsgeld zahlte und eintrat. Das Lokal war ein allgemein bekanntes, durchaus anſtändiges, obgleich es von vielen ruhigeren Perſonen ſeiner ſteten Muſikübungen wegen gemieden wurde. Andere dagegen zogen es der unaufhörlichen Concerte halber allen übrigen Gärten vor. Auch heute ſollte eine Muſik und zwar eine ſehr klaſſiſche gemacht werden. Dieſer Umſtand beruhigte mich, ich zahlte das Eintrittsgeld und folgte dem Dicken. Allein ſchon nach wenigen Schritten entdeckte ich, daß meine Abſicht, vielleicht mit ihm gemeinſchaftlich den Thee einzunehmen, und etwas über ſeine aparte Art zu erfahren,

vollſtändig vereitelt werden würde. Der dicke Herr ſchien nicht geneigt, ſich zu ſetzen, er wanderte vielmehr von Tiſch zu Tiſch und ſuchte nach Bekannten, die noch nicht anweſend waren. Ich überließ ihn daher ſeinem Schickſal, ſetzte mich in einen Winkel in den Schatten eines eben majorenn gewordenen Kaſtanienbaumes und muſterte die Geſellſchaft.

Sie beſtand aus vielen Perſonen von jenem freundlichen und eleganten Anſtrich der Bevölkerung einer großen Stadt, um ſo mehr fielen die erwähnten Galamenſchen auf, die höchſt auffallend hervorſtachen. Dieſe niederſchlagende Beobachtung veranlaßte mich, ſofort die Nelke aus meinem Knopfloch zu entfernen, den Schnurrbart niederzuſtreichen, und dann erſt mit beruhigtem Gemüthe meine Studien fortzuſetzen.

Die von mir erwähnten räthſelhaften kleinen Trupps beſtanden verhältnißgrößtentheils aus Frauenzimmern, und zwar in der Weiſe, daß auf ein älteres Weſen ſtets zwei bis drei jüngere Damen gerechnet werden konnten. Die Alten trugen ein Streben nach Gediegenheit zur Schau, rauſchten mit ſeidenen Kleidern und hatten ihre edlen Häupter mit feinen Spitzenhauben oder italieniſchen, aber einfach garnirten Hüten bedeckt. An den Händen bemerkte man bei den meiſten keine Handſchuhe, da ſie glänzende, hier und da ſelbſt mit edlen Steinen beſetzte Ringe zeigen wollten, und mit den Fingern, ſo weit es der Anſtand erlaubte, in der Luft umherſchwenkten.

Suchten dieſe ehrwürdigen Mütter und Tanten den Wohlſtand und die behäbige Ruhe des Familienlebens

ſymboliſch auszudrücken, ſo bemühten ſich ihre Töchter und Nichten dagegen um eine verführeriſche Darſtellung der anmuthigen Freuden und der äſthetiſchen Seite der Häuslichkeit weiblicher Weſen. Aus ihrem Betragen und ihrem Aufputz ließ ſich vollſtändig errathen, worin ihr Ideal eines vollkommenen, und poetiſchen Mannsbildern begehrenswerthen Frauenzimmers beſtehe. Sie hatten ſich ſämmtlich in weite Crinolinen geſteckt und dieſe außerdem durch einen Behang von hellfarbigen leichten Stoffen ſo aufgebauſcht, daß bei den ringsum brennenden Cigarren die Feuersgefahr für ſie nicht gering war. Ihre Schultern und Arme waren hinreichend entblößt, um die Geſundheit und gediegene Anlage ihre Carnation erkennen zu laſſen, die Taillen aber mit einer Gewalt eingepreßt, die nicht durch menſchliche Muskeln allein, ſondern durch Dampfmaſchinenkraft erreicht ſein konnte. Für den eingeweihten Zuſchauer war es ungemein lehrreich, zu ſehen, auf welche mannigfaltige Art dieſe Töchter der großſtädtiſchen Civiliſation die Aufmerkſamkeit des ſtarken Geſchlechts auf ſich zu ziehen bemüht waren. Denn ich hatte bereits erkannt, daß es ſich hier um eine jener geſelligen Zuſammenkünfte behufs Anbahnung erotiſcher, aber durchaus ſittlicher Bekanntſchaften handelte. Einige junge Frauenzimmer ſtellten mit großen Stickereien, an denen ſie mit eiſernem Fleiß und ohne aufzublicken nähten, den häuslichen Fleiß dar, Andere ſchenkten mit vielem Geräuſch und niedlichem Gebehrdenſpiele den Kaffee ein, oder reichten den Kuchen umher, und wollten wohl für liebenswürdige Haushälterinnen gelten, noch Andere wedelten kokett

mit Fächern und besahen ihre Gesichter und Frisuren in Handspiegeln, oder guckten durch Augengläser nach dem Orchester und gaben sich Kennermienen. An einem besonderen Tische beschäftigte sich eine sehr zierlich angeputzte, nicht mehr allzu jugendliche Dame mit einem etwas schlagflüssigen Gentleman. Sie sah aus, als wäre sie fähig, einen ähnlichen, aber noch heirathslustigen Greis mit ihrer Hand zu beglücken, seine letzten Tage durch ihre Pflege zu verschönern, und ihm sanft die Augen zuzudrücken, dann aber seine Erbschaft anzutreten. Ein Frauenzimmer mit einer blauen Brille und einem beinah dezemberartigen Federhut aus Filz, las sogar in einem Roman und wurde bei dieser Beschäftigung von einem bejahrten drachenartigen Blaustrumpf bewacht. Womit sie sich aber auch beschäftigen mochten, auf den Gesichtern aller lag das deutliche Bewußtsein, unwiderstehlich zu sein und mit zweischneidigen Pfeilen die ringsum pochenden Männerherzen zu durchbohren. Ebendeshalb betrübte es mich als vernünftiges männliches Wesen, wenn ich diese großen Irrthümer der Speculation wahrnehmen, und die gänzliche Unkenntniß der Ansichten und Wünsche unseres Geschlechts beklagen mußte.

Die mit dieser Gilde correspondirenden Herren faßten die Sachlage minder pathetisch und ernsthaft auf. Auch unter ihnen vermochte ich nicht, einen Jüngling oder Mann zu entdecken, der eigentlich ein heirathsfähiges Air an sich trug. Die Damen sind in diesem Punkte freilich allein competente Richterinnen, wenn ich mir jedoch ein Urtheil erlauben darf, so hätte ich als gesundes und junges

Frauenzimmer kaum einen der umhertrippelnden und tänzelnden Heirathscandidaten mit meiner Hand, sondern höchstens mit einem Tritt meines Fußes beglückt. Die Mehrzahl dieser Herren erfreute sich jenes vorgeschrittenen Lebensalters, in welchem ein von den ersten Zähnen an richtig lebender Mensch eher dafür sorgen muß, Enkel, als Kinder zu erhalten, in welchem der gemäßigte Blutumlauf mehr zur Philosophie erzieht, als die Leidenschaften anfacht, und die Gebisse den Weg der Haare zu gehen pflegen, so daß für beide passende Stellvertretung gesucht werden muß. Außer der körperlichen Reife, die ja keinem Sterblichen zur Schande gereicht, zeigten die Herren aber noch viele andere Eigenschaften, hinsichtlich derer sie von jedem Satyriker zur strengsten Rechenschaft gezogen werden konnten.

Fast durchgängig zeigte sich an ihnen jenes unbeschreibliche Etwas des Benehmens, welches einen bereits erlittenen Schiffbruch an irgend einer wichtigen, aber klippenreichen Küste des Lebens verkündet. Dieser große stattliche Herr mit den ungeheuer dreisten Augen, den vielfältigen goldenen Uhrketten und blanken Behängseln daran sieht zwar nicht aus, als ob er auf der Bank der Angeklagten gesessen hätte, allein eine solche Sicherheit des Blickes erwirbt der Mensch auch nicht im schlichten geselligen Verkehr und glatten Geschäft, ein solches Auge hat sich in der Opposition gegen allerlei conservative alte Dinge zugefritzt, es ist das Auge eines Kämpfers gegen Besitz, Persönlichkeit und Rang, es versteinert alle schambafte bürgerliche Tugend, die ihm unversehens entgegentritt,

und schmettert mit seinem Kreuzfeuer den Neuling vernichtend zu Boden. Der kleine Mann mit den listigen blauen Augen ist leichter zu begreifen und erklären; er hat einfach das unvergleichliche Talent, alle drei Jahre einmal zu falliren und eine forcirte Kunstreise in das Ausland machen zu müssen. Der ganzen Geschäftswelt ist dieser begabte Jüngling kein Geheimniß mehr, wenn gleich den beiden mündigen Jungfrauen mit ihrer tauben Mutter, an welche er sich soeben heranschlängelt. Dort geht ein kleiner Herr, wenig über vier Fuß hoch, und von einer frappanten Aehnlichkeit mit einer braunen Baumwanze, die auf dem Rücken, aber mehr nach dem Ausläufer hin, ein gelbes Siegel trägt, so dreieckig, so verduzt langsam auf den Beinen, so übelriechend erotisch parfümirt ist der Herr mit seinem, hinten weit aus der Fracktasche hängenden gelbseidenen Taschentuch. Wenn ich aus dem Exterieur auf Beruf und Charakter, Sinnesart und Gewohnheiten, einen Schluß wagen darf, mag dieser Herr Buchhalter in einem großen Geschäft sein und den größten Theil seines Lebens alte abgelegte Röcke mit durchgeriebenen Aermeln getragen haben. Er schreibt täglich hinter einem, inwendig mit gestreiftem Papier beklebten Schirm, und hat seit fünf und zwanzig Jahren immer links um die Ecke desselben geblickt. Zu seinen Liebhabereien gehören neue Kartoffeln und abendliche Fußbäder mit Senf. Jetzt ist in ihm der Trieb nach Häuslichkeit erwacht und er beabsichtigt, sich mit Bewilligung seines Herrn Chefs und einer gewährten Zulage zum Gehalt, zu verheirathen.

Wenn jener betagte Jüngling mit der hohen dünnbewachsenen Stirn am Arm des unterſetzten Kavaliers nicht ein hoffnungsloſer Privatdocent iſt, den der Cultusminiſter noch nicht entdeckt hat, und der ſich durch eine reiche Frau vor dem Hungertode zu retten gedenkt, wollen wir uns zur Zahlung einer kleinen jährlichen Rente an ihn verpflichten. Dagegen iſt der Fünfziger dort, der mit zwei alten Tanten plaudert und das neben ihnen ſitzende, zwar blonde, aber doch etwas ſcharfäugig blickende Turteltäubchen im weißen Kleide ſo arretirungsluſtig anblickt und dazu mit abgekauten Nägeln auf den Tiſch trommelt, ein Polizeicommiſſarius aus einem anderen Orte, der nach der Reſidenz gekommen iſt, ſich eine begüterte, wenn möglich auch junge hübſche Frau zu holen. Kurz die Herren gehören in die Klaſſe jener Sterblichen, für welche die Liebe nicht die Blüthe des Lebenslenzes, ſondern die verkümmerte Aſter des Herbſtes, wenn nicht gar das zum Einheizen beſtimmte Knüppelholz des Winters genannt werden muß.

Unter den älteren Herren tauchten auch einige wirkliche Jünglinge auf. Es hätte meinem Gemüthe, der alten poetiſchen Vorurtheile halber wohlgethan, falls die Vertreterinnen der Damenwelt dieſen Jünglingen einige Aufmerkſamkeit geſchenkt hätten, allein das Verhandenſein derſelben wurde kaum beachtet, ſie ſchwärmten gleich ſchnöden Kohlweißlingen umher, gemeinen Schmetterlingen, nach denen ſich kein Arm eines Sammlers, kaum das leichte Netz eines Schuljungen ausſtreckt. Die Jünglinge mochten Candidaten jenes nützlichen Standes ſein, der die

nothwendigen Bedürfnisse des modernen civilisirten Lebens der Bürgerschaft im Einzelverkauf überläßt, und dem der unverbesserliche und undankbare Sprachgebrauch denselben Namen beigelegt hat, wie einer verhaßten philosophischen Schule des vorigen Jahrhunderts. Ihre Hände, die sie so bald als möglich von den gelben Glacehandschuhen zu befreien suchten, zeigten nämlich die bekannten, vom Winter zurückgelassenen Spuren des Frostes, von welchem die leiblichen Extremitäten aller Materialisten so viel zu leiden haben. Sie bewegten ferner die Arme mit jenem leichten Schwunge, den man nur durch jahrelange Gymnastik an Ladentischen erwirbt, und dufteten nach dem durchdringendsten aller sogenannten Wohlgerüche, nach Moschus, woraus deutlich hervorging, daß sie die heimlichen Nachwirkungen ihrer Handelsartikel auf das Geruchsorgan, ich irre wohl nicht, wenn ich den Häring aller nordischen Nationalitäten besonders hervorhebe, auf eine nach ihren Vorstellungen angenehme Weise den Nasen der Schönen verbergen wollten. Ihre Kleidung war nach dem neuesten Schnitt unseres gefallsüchtigen Zeitalters gewählt, aber doch durch eine Beimischung phantastischer Elemente etwas karrikirt. Für den gebildeten Geschmack unglücklich in der Wahl der Farben und Muster, erinnerten sie an die Kakadu's des zoologischen Gartens, erhoben sich jedoch nicht zu der zeitweiligen plastischen Ruhe dieser Vögel einer wärmeren Zone. Einigermaßen beruhigte mich, daß wenigstens eine kleinere Damenfraction den telegraphisch mimischen Zeichen der jungen Herren einige Aufmerksamkeit schenkte. Sie bestand aus denjenigen Schönen, welche

ſich vor allen Andern durch einen ungewöhnlichen Appetit auszeichneten, anſehnliche Napf- und Kranzkuchen, Bretzeln und Zuckerzwiebäcke mitgebracht hatten, und ſich ſelbſt, unbefangen genug damit nudelten. Die Erklärung des pſychologiſchen Zuſammenhanges geht über meine Kräfte, ich führe daher nur die Thatſache an, und ſage, daß ihre Augen fortwährend zwiſchen den hübſchen Materialiſten und dem reichlichen Backwerk hin- und hergingen.

Inzwiſchen hatte das Orcheſter eine der Ouverturen zu Beethovens Lenore beendet, und ich verließ meinen Platz, um wenigſtens einen der anweſenden Freiwerber zu ſprechen und die nothdürftigſten Erkundigungen über das Geſchäft einzuziehen. Das Glück wollte wir wohl und ich fand an einem kleinen Tiſche einen Sitzplatz leer; auf dem gegenüberſtehenden Stuhle hatte der Herr, welcher mich durch Figur und Weſen an eine braune Baumwanze erinnert, Platz genommen. Ich bat um Erlaubniß, ihm Geſellſchaft leiſten zu dürfen, und wurde ſehr freundlich aufgenommen. Wie man doch einem guten Menſchen Unrecht thun kann, wenn man leichtſinnig, gleich nach den erſten flüchtigen Blicken, ein dreiſtes Urtheil über ihn zu fällen wagt! Da hatte ich dieſen alten Herrn mit dem gelbſeidenen Taſchentuchzipfel, das Ebenbild einer Baumwanze genannt, weil mir die ſeltſame Starrheit ſeines eckigen Leibes und die dünnen Aermchen und Beinchen das erwähnte Inſect vor das innere Auge geführt: bei der mündlichen Unterhaltung ſah ich wohl ein, daß ich hätte ſagen ſollen: Bettwanze, denn der braune Mann entwickelte ſofort eine unangenehme Eigenſchaft, welche

dem Menſchen dieſes geſellige Hausthier ſo verhaßt zu machen pflegt. Um das näher zu erklären, laſſe ich unſere Unterhaltung folgen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," begann ich das Geſpräch, „ich bin hier fremd und möchte gern Auskunft über die vielen jungen Herren und Damen haben, die ich hier in großem Putz erblicke." Der lügenhafte Ausdruck „junge Herren" brachte die beabſichtigte beſte Wirkung hervor. Der Braune ſah mich ſtarr, aber freundlich an, faßte dann mit beiden Händen ſeinen Stuhl unter den Sitz und rückte ſo nahe an meine Seite, daß ich von ſeinem betäubenden Parfüm und nicht allzu angenehmen Athem ſofort faſt ohnmächtig wurde.

„Alſo Sie ſind fremd hier," ſagte der Alte, „ja dann können Sie freilich nicht wiſſen, daß das ſo zu ſagen unſere Heirathsbörſe iſt — Hi hi hi!"

„Heirathsbörſe?" fragte ich, ſo unſchuldig als möglich.

„Nun ja, Heirathsbörſe," meinte er und ſuchte mir noch etwas näher auf das Glacis meiner Perſönlichkeit zu rücken. „Wenn ich ſage: Heirathsbörſe, ſo meine ich einen Ort, wo man ganz anſtändig und beſonnen zuſammenkommt und die angebotene Waare genau in Augenſchein nimmt."

„Ich ſollte meinen, dazu eignete ſich der Kreis der Familie ungleich beſſer."

Der Alte ſchüttelte den Kopf, die ſtarren Augen immer auf meine Naſe geheftet, ſo daß mich ein heftiges Kribbeln darin befiel, und ſagte: „Daran erkennt man, daß Sie wirklich ein Fremder ſind. Familienkreis — als

ob hier in Berlin Jeder in einen Familienkreis käme, oder als ob hier jeder Familienkreis Einen bekäme!"

„Wollen Sie sich nicht etwas deutlicher erklären?"

„Warum denn nicht? Mein guter Herr, hier in Berlin kann ein Junggeselle ein Vierteljahrhundert leben, ohne daß es einer Familie, mit welcher er gern bekannt sein möchte, einfällt, ihn einzuladen. Er geht um sie herum, wie der Fuchs um einen Hühnerstall, aber man läßt ihn nicht hinein. In unserer Stadt lauert Einer dem Anderen, und Eine der Anderen auf das Schönste auf, und die Eltern, wenn sie erwachsene Töchter haben, fürchten nichts mehr, als das Gerede!"

„Sollte das hier wirklich ärger, als an anderen Orten sein?"

Der Alte schien an meinem gesunden Menschenverstande verzweifeln zu wollen; so wild starrte er mich mit seinen Glasaugen an, dann fuhr er fort: „Hier wird gleich aus einer Flaumfeder ein ganzer Federbusch gemacht, der gute Ruf eines Menschen gilt hier nicht mehr als eine Seifenblase, sie lassen sie aufschwellen, bis sie zerplatzt. Gott im Himmel, was hängen die Leute einander an! Ich will nichts sagen, aber es ist schon vorgekommen, daß einem armen Mädchen, das vor der Hausthür bei hellem Tageslichte mit einem Burschen gesprochen hat, nichts Geringeres, als Kindesmord angeredet worden ist." Dabei machte er ein Gesicht, als ob er einmal in seinem Leben der Bursche eines so unglücklichen Mädchens gewesen wäre. Wirklich kam auch etwas Aehnliches, wenn schon Geringeres, zum Vorschein.

„Mich selbst haben sie einmal," murmelte er in seinen Halskragen, „in der Vossischen Zeitung mit einem Frauenzimmer verkehrt, die ich nur ganz zufällig gesprochen und mit dem ausgespannten Regenschirm nach Hause gebracht hatte. Ich mußte öffentlich dagegen auftreten, und habe von den Brüdern des Frauenzimmers beinahe Schläge bekommen!"

„Dann scheint man also eine ungewöhnliche Leidenschaft zu haben, mündlich und schriftlich Heirathen zu stiften?"

„So ist es, Sie haben das klarer und richtiger, als ich ausgedrückt," sagte der Alte und rückte so nahe, daß ich ihn mit Gewalt etwas zurückschob. Die Eltern und Verwünder fürchten nichts mehr, als wenn unter den Leuten von Heirathen geredet wird, die später gar nicht zu Stande kommen, oder an die Niemand von vornherein gedacht hat. Deshalb suchen sie sich alle unbestimmten Junggesellen so weit als möglich fernzuhalten. Ein besorgter Hausvater kann gar nicht anders."

Aber er will doch auch seine Töchter verheirathen, sollte ich meinen!"

„Nun kommen wir auf den eigentlichen Punkt," rief mein Mann und tippte mit dem Finger telegraphisch wichtig auf meinen Rockkragen, „gewiß sollen die Töchter verheirathet werden, deshalb schickt er sie hieher. Sie halten diesen Garten doch für anständig?"

„Warum sollte ich ihn denn für unanständig halten?" sagte ich verwundert.

„Er ist anständig, sage ich Ihnen, höchst anständig, kein Mensch hat noch daran zu zweifeln gewagt," rief der

Alte mit einer Wuth, als wollte ich ein ſolcher zweifelhafter Thomas ſein. „Sie ſcheinen noch keinen unanſtändigen Garten in Berlin zu kennen, wo italieniſche Nächte mit Tanz gefeiert werden, und am andern Morgen der Wirth alle mitten durch gebrochenen Bänke repariren laſſen muß! Sobald es dunkel wird, iſt dagegen in unſerem Garten Alles zu Ende. Sie können ganz ruhig mit einer Mädchenpenſion hierher kommen. Aber was wollte ich ſagen? Ja, die Väter ſchicken die Töchter mit den Müttern und Tanten her, oder begleiten ſie ſelber. Es kommen ja noch viele andere Leute hieher und darüber kann doch nicht geredet werden, wenn eine Familie Concerte beſucht und in einen Garten geht. Die Junggeſellen ihrerſeits kommen aber auch hieher, jeder zahlt ſein Eintrittsgeld, lebt aus ſeiner Taſche, und ſo hat keiner ſich ſelber und dem Nächſten etwas vorzuwerfen, es mag ſich ſpäter zutragen, was da wolle."

„Was kann ſich denn zutragen?" fragte ich neugierig.

„Ein Junggeſelle z. B. ſoll unvorſichtiger Weiſe in eine Familie aufgenommen worden ſein, und mehrere Jahre hindurch den Töchtern den Hof gemacht haben, ohne doch ordentlich um ſie anzuhalten. Endlich bekommt er eine Anſtellung in der Provinz und bleibt fort; der geprellten Familie aber wird klar, daß der vermeintliche Freier nur ſchweigende Liebe geheuchelt habe, um ſich Abends regelmäßig ſatt zu eſſen. Der Hausherr entdeckt, daß es noch einer andern Familie mit ihm nicht beſſer gegangen iſt. Rechnen wir nun ganz beſcheiden auf das tägliche Abendbrot eines Mannes von dreißig Jahren nur

ein Viertelpfund Wurst oder Käse — solche Freier haben aber meistens einen nagenden wüthenden Appetit — so muß der Hausherr und Vater sich endlich doch sagen, daß die unter Blumen lauernde Schlange nach und nach drei bis vier Centner holländischen Käse oder Schlackwurst unter der Maske des stummen Liebesschmerzes verzehrt habe! soll der Mann sich etwa keine Vorwürfe machen?

„Sie haben Recht, mein Herr, das liefe wider göttliche und menschliche Gerechtigkeit — vier Centner Braunschweiger Wurst! welche Quantität, wenn man sie sich auf einem Tische denkt!"

„In einem öffentlichen Garten bezahlt der Junggeselle seinen Lebensunterhalt, und wenn er um eine Tochter nicht anhält, so hat er keinen Vater begessen, und kein Vater kann sagen: „„Seht, jener junge Mann ist mir zwischen siebenzig und achtzig Thaler für Elbinger Käse oder Wurst schuldig, Thee, Butter und Brod gar nicht gerechnet!"" denn dergleichen muß einen unverheiratheten Jüngling tief kränken."

„Alles vollkommen zugegeben, was Sie mir eben auseinandergesetzt haben," erlaubte ich mir, zu bemerken, „begreife ich nur nicht, wie die Parteien vor aller Augen, gleichsam am Lichte der Oeffentlichkeit, zum Ziele gelangen?"

„Da haben Sie ja eben die Macht der Oeffentlichkeit! Dadurch, daß man Jahr aus, Jahr ein, zusammenkommt, wird man mit einander bekannt. Jeder erfährt zuletzt, was das Mädchen einmal zu erwarten hat und was der Vater gleich mitgeben kann, welche Fehler und was für Vorzüge sie besitzt, wie stark die Familie ist, und ob es

einen Taugenichts unter den Geſchwiſtern giebt. Will er nun anbeißen, ſo iſt nichts leichter, als mit der Schönen und den Eltern bekannt zu werden; gefallen ihm die Verhältniſſe nicht, ſo verſchwindet er im Schatten, und das Mädchen iſt durchaus nicht compromittirt."

Die Darſtellung der Wanze gefiel mir. Wenn die Praxis auch einige lächerliche Seiten haben mochte; die Richtigkeit der Theorie konnte nicht beſtritten werden.

„Werden denn auf dieſem Wege viele Ehen geſchloſſen? fragte ich meinen Cicerone, der mir ſchon wieder bedenklich näher rückte. Er lächelte nur und zeigte nach einem benachbarten Tiſche, wo ein Herr und eine Dame ganz ehrenwerthen Anſehens mit zwei niedlichen Töchtern ſehr aufmerkſam der Muſik zuhörten.

„Sind die beiden jungen Mädchen denn ſchon verlobt?"

„Bewahre der Himmel! wie können ſolche jungen Kinder ſchon verlobt ſein, nein — die Eltern! — die Eltern haben einander hier kennen gelernt und geheirathet. Durchaus gute Partie geweſen! An den Töchtern ſehen Sie auch, daß es eine glückliche Ehe geweſen ſein muß."

Eben wollte ich meine vollkommene Billigung ausdrücken, als ich auf den Geſichtszügen meines wanzenartigen Unbekannten eine auffallende Veränderung bemerkte. Er ſtarrte jetzt nicht mehr in mein Geſicht, ſondern nach dem Eingange. Eine dem Angſtſchweiß gleichende tropfbare Flüſſigkeit bedeckte ſeine Stirn. Da es eine Zähre der Trauer und der Freude giebt, kann der gute Mann auch vor lauter Wonne in Schweiß ausgebrochen ſein. Unverkennbar näherte ſie ſich. Wenn ich die gute Wanze vor-

der in anderweitigem Verdacht gehabt hatte, war es ein großer Irrthum gewesen; erst jetzt kam sie, erst jetzt sah er sie. Sie war nicht jung, aber beleibt, und trug mehrere resige Blüthen auf der Nase, die des zarten Weibes Vorliebe für ein geistig angefeuchtetes Frühstück andeuteten. Ihre Garderobe predigte häusliche Gediegenheit, in ihrem Auftreten lag die Sicherheit eines auf Cowpens gestützten Charakters, eine hagere Alte mit hermetisch zusammengefallenen Kinnladen begleitete sie, als Truffaldine. Die Damen schritten auf unsern Tisch zu. Meine Gegenwart mochte dem jungen Liebenden anfangen unangenehm zu werden, ich verbergte mich also und überließ das Paar seinem Glücke. Es war bereits einig und über die ersten Gefahren und Anfeindungen der Welt hinaus, welche jugendlichen Schwärmern zu drohen pflegen.

Ohne daß wir darauf geachtet hatten, war das Concert während unseres Gespräches beendet worden und ein großer Theil des Publikums bereits im Gehen begriffen. Der Mann mit dem bösen und scharfen Blick war verschwunden, der an Banquerott gewöhnte Schalk ließ sich nicht mehr sehen, nur der muthmaßliche Privatdocent schien eine wohlwollende und aufopferungsfähige Familie gefunden zu haben, der sich ihrem derb bürgerlichen Anstrich nach, keine gelehrte oder künstlerische Bildung nachrühmen ließ, die aber in reichlichem Maße allerlei Gebratenes hatte auftragen lassen, an dem der gelehrte liebeflehende Jüngling theilnehmen durfte.

Mir ward bei dem Anblick von Einigkeit wohl ums Herz, ich will dem Philosophen nur wünschen, daß diese

erſte Mahlzeit im Schooße der Familie ihm nicht dereinſt mit Gift und Galle aufgerechnet werden möge, wie es mir die Wanze ſo heimtückiſch und ſchadenfroh geſchildert hatte.

II.

Aus dem Künſtlerleben.

Der Stand des Soldaten darf nicht nach der Pracht der Parade und der fröhlichen Aufregung des Bivouaks nach dem Manöver, der des Banquiers und Kaufmanns nicht nach dem Aufwande in den Wohnungen und dem Glanze der Equipage, die Lage des Künſtlers nicht nach der Feierlichkeit der Kunſtausſtellungen, dem vornehmen Schweigen der Gallerien, den gedankenvollen und reſervirten Muſeumsrienern beurtheilt werden. Die gröbſten Irrthümer entſtehen in der Welt, weil die naive Mehrheit ſie für ein maſſives Möbel und nicht für eine buntbemalte, mit Goldſchaum und Politur plattirte Schaubühne anſieht, bei der es ein „hinter den Couliſſen“ giebt, eine ungeſchminkte Jämmerlichkeit, welche bei näherer Unterſuchung den Silberblick der äußerlich kunſtvoll zurechtgelegten Erſcheinung trübſelig verdunkelt. Wir ſtellen aber dieſen nicht zu beſtreitenden Satz nur an die Spitze der folgenden Zeilen, wie ein munterer Walzercomponiſt irgend

ein paar melancholische Accorde vor den Anfang seiner munteren Melodieen setzt, und weil wir allein andeuten wollten, daß wir den Leser einen Blick in das Privatskizzenbuch des Künstlerlebens thun zu lassen beabsichtigen.

Der erste Held der beiden Skizzen in Callot's Manier, die wir niederzuschreiben beabsichtigen, ist heute ein geachteter, und nach den bescheidenen Begriffen des Künstlerthums auch wohlhabender Mann; vor zehn Jahren war er das Gegentheil von Beiden. Er stammte aus einer nordischen Hafenstadt ab und verrieth frühe ein Talent für Landschafts-Malerei, doch fand er bei seinem Vater nur geringe Geneigtheit für die Ausbildung desselben; der verdiente Mann, ein gekurferter Seefahrer, hätte es vielmehr lieber gesehen, wenn sein Sohn eine Leidenschaft für den Seetransport von Heeringen, Steinkohlen, Theer und anderen, theils reinlichen, theils wohlriechenden Gegenständen des Handels entwickelt hätte. Um ihn also für seine eigenen Liebhabereien zu gewinnen, wandte der Vater unseres Peter jenes einfache Mittel weiser und guter Eltern an, durch welches sie den Regungen der Natur entgegenzuwirken suchen; er prügelte ihn häufig und mit großer Kraftanstrengung, beraubte ihn aller Materialien zur Ausübung der Kunst und beschränkte das Maaß seiner Beköstigung auf ein Minimum. Es wird für immer unentschieden bleiben, ob die innewohnende Kraft des Talents, oder der Stock und beschränkte Speisezettel des seefahrenden Vaters Peter mehr angereizt haben, den Ort und die Atmosphäre zu wechseln; genug der verkannte und mißhandelte Landschaftsdilettant entlief an einem heitern Mor-

gen der Tragweite des väterlichen Züchtigungswerkzeuges und begab ſich in eine nahegelegene Stadt zu einem Stubenmaler. Die unerwartete Flucht belehrte den Vater endlich von der unwiderſtehlichen Neigung ſeines Sohnes, er genehmigte die Wahl ſeines Berufes, weigerte ſich jedoch, die geringſte Unterſtützung zu zahlen, denn er theilte die nicht auszurottende Anſicht aller echten und wahren Philiſter, daß die Kunſt eine Pflanze ſei, die nur wild wachſen und durchaus nicht von der zärtlichen Pflege der Menſchen berührt werden dürfe. Der denkende Vater ſandte daher dem begabten Sohne ſeine Kleidungsſtücke und Stiefeln, nebſt einigen unentbehrlichen Documenten über ſeine Geburt und Familienverhältniſſe, in die Stadt, doch fügte er nicht, wie ausgepichte Romanleſer annehmen könnten, ſeinen Fluch hinzu. Als alter Seemann betrug er ſich durchaus proſaiſch, und verſchwindet hiermit vollſtändig aus dem Gange der folgenden Ereigniſſe. Der Meiſter Peter's war ein Mann, der weniger freie Werke des Pinſels übte, als daß er aus großen Töpfen blühende Farben durch geſchmackvolle Chablonen ſtrich, und entzückende Arabesken den Wänden menſchlicher Wohnungen einverleibte; ein ſolcher Künſtler vermochte nicht, den ſtrebenden Geiſt Peter's zufriedenzuſtellen. Nach Jahresfriſt, und nachdem er alle Geheimniſſe des Ockers, Saftgrüns, Indigos und Feuerheerdrothes kennen gelernt, verließ er ſeinen Meiſter und begab ſich nach Berlin, um in einem Atelier Anleitung für ſein Streben zu finden. In Ermangelung aller Geldmittel begann er damit, einem wohlgeſinnten Landſchaftsmaler alle jene Dienſte anzubieten,

welche mit der Schuh- und Kleiderbürste, dem Besen und dem Scheuerlappen geleistet werden können, und der edle Künstler hatte nichts dawider, wenn Peter in seinen Mußestunden die sogenannten Lectionen in dem Atelier belauschte und nach und nach eigene Versuche wagte. Das Talent des neuen Schülers imponirte ihm ebenso sehr, als der ungemeine Glanz, welchen er den Stiefeln des Landschafters zu verleihen wußte. Der Meister unterstützte ihn sogar durch abgelegte Kleidungsstücke, wirkte ihm Freitische aus, die Peter freilich durch Zeichnungen in Albums hinlänglich bezahlen mußte, und that für seine Ausbildung so viel, als er selber vermochte. Das unglückliche Verhältniß zwischen diesen beiden Naturen hätte wahrhaft ideal genannt werden müssen, wenn nicht bald ein Widerspruch in den künstlerischen Neigungen zu Tage gekommen wäre.

Der Meister war ein Mann der heiteren Weltansicht, er malte nur angenehme Gegenden mit zufriedenen Menschen und Thieren, fruchttragenden Bäumen und Feldern, reichlichen Gewässern, hellen leichten Wolken und wenigen Schatten, Peter dagegen schwärmte für die Nacht und ihre Schauer. Die harte Schule seiner Jugend hatte ihn frühzeitig ernst gestimmt, und Peter, der frechen Farben der Stubenmalerei satt, liebte nichts mehr, als den Einbruch der Dunkelheit, das Verglühen des letzten Tennenstrahles und die Räthsel der Dämmerung abzubilden. Anfangs tadelte der Meister den melancholischen Jünger und suchte ihn auf einen andern Weg zu bringen, dann wurde er grob, und endlich entließ er ihn, wobei er na-

türlich den gewöhnlichen bösen Leumund hinter ihm hermachte, welcher im Gefolge jedes Künstlerbruches zu stehen pflegt. Die übrigen Zöglinge des Ateliers nannten den verbannten Freischüler den schwarzen Peter, weil er neben seiner Liebhaberei für dunkle Farbentöne noch einen Wald dichter schwarzer Locken auf dem Kopfe besaß, und thaten ihn feierlich in den Bann. So ward der schwarze Peter obdachlos, und da seine Renten nur in dem bestanden, was er gelegentlich durch einen glücklichen Verkauf an Kunsthändler erbeutete, seine Garderobe mehr für einen tropischen Sommer, als für den anbrechenden nordischen Winter eingerichtet war, und der Bestand an weißer Wäsche, der wichtigsten Empfehlung für einen nach Wohnungen suchenden jungen Mann, mehr einem Deficit glich: wollte es ihm nicht gelingen, in den weiten Mauern des liebelosen Berlin ein Unterkommen zu finden. Der schwarze Peter mußte zu dem äußersten Mittel energischer und zum Ausharren entschlossener Charaktere greifen, und in der Mitte des October eine Sommerwohnung miethen.

Am Fuße des Kreuzberges liegt ein älteres Gebäude, in welchem einst ein berühmter Philosoph den Sommer zubrachte, und wie man behauptet, den Grund zu dem Cholera-anfall legte, welcher ihn vor der Zeit zum Kummer seiner, noch nicht bis zum gründlichen Verständniß vorgedrungenen Schüler hinraffte. An der Stätte, wo einst Hegel über das Absolute nachgedacht hatte, quartirte sich der schwarze Peter ein. Der Aufenthalt war für den Winter nicht angenehm, doch besaß der weite Raum, welcher Peter's Boudoir, Schlafzimmer, Empfangssalen

und Arbeitsgemach darstellte, etwas entschieden Atelierartiges. Das Licht zum Schaffen und Malen war vortrefflich, wäre es nur die Heizung, die Bekleidung, die Befestigung und die Aussicht in die Zukunft gewesen.

Damals lernte ich den schwarzen Peter persönlich kennen und that einen tiefen Blick in die Leiden und Freuden eines jungen Künstlers, der mit glühendem Enthusiasmus an seinen Idealen festhält und entschlossen ist, ihnen Alles, ja sich selber zu opfern.

Ein junger Maler, ein Landsmann Peters, brachte mich zu ihm. Nach langem Schneegestöber war ein herrlicher Januarmorgen angebrochen, und wir beschlossen, den vereinsamten Künstler zu besuchen und uns zugleich an der belebenden Morgenluft zu erfreuen. Wir bogen vor dem Halle'schen Thor rechts von der Chaussee ab und wateten durch den tiefen Schnee zu der Wohnung des Landschafters. „Keine üble Wohnung für einen Nachkommen des Timon von Athen," sagte ich, mich im Hofe vor dem thurmähnlich gebauten Hause umkehrend und die beschneiten Häuser der Stadt, die stille weiße Fläche, und den von der Morgensonne angegoldeten aufsteigenden Rauch zahlloser Schornsteine betrachtend. Das letztere anmuthige Schauspiel veranlaßte mich zu der Bemerkung: „Der Schornstein Ihres Freundes raucht nicht!"

„Außer ihm wohnt ja Niemand in dem Hause," sagte erklärend der junge Mann.

„In diesem umfangreichen Gelaß — nur er allein? abscheulich, bei Gott, das kann Ihren Freund aber doch nicht abhalten, wenigstens einzuheizen?" Der Maler sah

ſich mit prüfenden Blicken um und meinte, daß der tiefe Schneefall den ſchwarzen Peter wohl verhindert haben könne, für ſeinen Ofen zu ſorgen.

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich ſehr neugierig, „ich entdecke hier doch nicht eine Spur von Raff- und Leſeholz, das in Forſten den armen Leuten überlaſſen zu werden pflegt, und die nahe Haſenhaide möchte ich auch nicht unter die Forſten rechnen, von deren Bäumen für die Armuth etwas abfallen kann —“

„Hier wird mit Nutzholz geheizt,“ rief der Maler, die Hände reibend und ſie in einander ſchlagend. „Sehen Sie dort die Zäune? Der ſchwarze Peter ſchleicht in der Nacht umher und zieht mit großer Geſchicklichkeit und Kraft die morſchen und brüchigen Pfähle heraus. Er verſchafft ſich dadurch ein gutes Brennmaterial und den nachläſſigen Landwirthen willkommene Gelegenheit, die ſchadhaften Stellen in den Zäunen im Frühjahr auszubeſſern.“

„Das iſt ja Holzdiebſtahl!“ rief ich erſtaunt.

„Es iſt nur die verſtändige Nachahmung des Haushaltes der Natur,“ ſagte der junge Maler mit einer über ſeine Jahre gehenden ernſten Weisheit, „der Natur, welche jedes ihrer Geſchöpfe durch die Vertilgung des Ueberflüſſigen und ſchadhaft Gewordenen erhält und entwickelt.“

Dagegen ließ ſich wenigſtens von dem philoſophiſchem Standpunkte aus nichts ſagen, und wir traten, nachdem wir angeklopft, in das ärmliche Parterrezimmer, deſſen ſchadhaftes Schloß wohl die Diebe in Verſuchung geführt hätte, wenn hier irgend etwas zu ſtehlen geweſen wäre.

An der Wand gegenüber der Thür stand ein Schlafsopha, außer einem kleinen Tische und einem dreibeinigen Stuhle das einzige Geräth im Zimmer, aus dessen ausgezogener vorderer Schieblade, von einem Haufen Stroh und Lumpen, der schwarze Peter aufsprang und uns mit einem solchen Frohsinn begrüßte, als ob wir ihm die fälligen Renten Peru's überbrächten. Seine Blöße wurde nur äußerst mangelhaft durch einen alten, offenbar an eine im Gefecht zerschossene Fahne erinnernden Schlafrock bedeckt; die Farbe seines Gesichtes ließ intensiv nichts zu wünschen übrig. Der schwarze Peter erfreute sich des besten Wohlseins, und seine mächtigen Glieder zeigten eine Rundung, als ob sie von den besten Fleischspeisen, und nicht von Kartoffeln genährt würden, deren ein ganzer Sack neben einem eisernen Topfe nicht weit von dem Ofen lag. Der Künstler mochte in meinen Gesichtszügen die geheimen Regungen von Mitgefühl oder gar Mitleid lesen, er sagte mit beneidenswerthem Humor: „Die Herren werden nicht übel nehmen, wenn ich mich nicht von meiner Toilette abhalten lasse!" öffnete, noch ehe ich ihn hatte bitten können, sich nicht den geringsten Zwang anzuthun, das Fenster, ließ den Schlafrock und die Fragmente eines Hemdes vor unsern Füßen liegen, sprang ins Freie und wälzte sich nackend in dem tiefen Schnee umher, worauf er wieder zu uns hereinhüpfte und als ob nichts Sonderliches vorgefallen wäre, in die Kleider fuhr. Ich äußerte unverholen Zeichen der Bewunderung, allein der schwarze Peter versicherte, daß er diesem kosmetischen Verfahren sein Wohlsein verdanke und mit Schrecken in den Sommer

blicke, wo ihm dieſes köſtliche Erfriſchungsmittel fehlen werde. Zugleich zog er aus dem kleinen Tiſche ein Stück grobes Bauerbrot, ſchnitt die Hälfte ab und verzehrte mit dem herrlichſten Appetit ſein Frühſtück, während wir ſeine Mappe und einige kleine Oelbilder betrachteten. Der ſchwarze Peter hatte in der Zwiſchenzeit einen Fortſchritt der künſtleriſchen Entwickelung gemacht, und ſeinen Nachtſtücken den Mond hinzugefügt. Unter allen dieſen Arbeiten, die zum Theil ohne Rahmen an den Wänden hingen, war auch nicht eine zu finden, die nicht dieſen treuen Gefährten der Erde in ſeinen wunderlichen Wandlungen und Beleuchtungsphänomenen mit vieler Poeſie und trefflicher Farbengebung darſtellte, woraus der lächerlichſte Contraſt mit dem lebensfriſchen und unverwüſtlichen Naturburſchen entſtand. Er zeigte, ohne kindiſche Verlegenheit über ſein Elend, alle Skizzen und ſprach mit ſo vieler Einſicht, bei aller Einfachheit der Bildung, von den ſchwermüthigen Landſchaften, daß ich mich nicht genug über ſeine Talente und die Liebenswürdigkeit ſeines Weſens wundern konnte. Nach einer Stunde, während deren ein dem Anſchein nach aus dem Zaune von Tivoli ſtammender Pfahl eine leidliche Wärme verbreitet hatte, gingen wir wieder, und hinterließen dem wackern Landſchafter einen Auftrag zur Arbeit, der durch eine glückliche Fügung der Umſtände der Anfang zu der erfreulichen Verbeſſerung ſeiner bürgerlichen Lage werden ſollte. —

Nur ſelten bringt das flache Land Künſtlernaturen hervor; die Lyriker, Landſchafter, Romandichter u. a. m. werden gewöhnlich in Gegenden geboren, wo in der Landſchaft

selber Anregungen für den Geist liegen, am Gestade des Meeres, in Wald- und Berggebieten. Die Ebene erzeugt bedächtige und arbeitsame, handwerksfertige, aber nur selten phantasievolle Menschen. Der junge Pinsler, wie wir ihn nennen wollen, um bei seiner zahlreichen Familie keinen Anstoß zu erregen, war ein geborener Märker, und machte von diesem Satze keine Ausnahme. Als Sohn eines reichen Kaufmannes war ihm zwar eine schöne Vorliebe für Geld und Geldeswerth angeboren, allein die Natur hatte ihm noch eine wunderliche Mitgift für diese Ehe aus Staub und Geist gegeben, welche wir Leben nennen; der Kleine vermochte nicht sobald statt der Milchflasche und des Löffels eine Bleifeder oder ein Stück Kreide und Kohle zu halten, als er auch anfing zu zeichnen, und alle Gegenstände in seinem kindlichen Umkreise mit den Nachbildungen von Objecten aus der Gegenwart zu beschmutzen. Es ist nicht festgestellt worden, ob seine Mutter, eine durch und durch prosaische Frau, sich an verschiedenen Oelbildern, welche ihr Gemahl, ein Mäcenas im kleinen Style, unter dem Namen einer Gallerie an die Wand der Putzstube hing, versehen hat; aber es ist psychologisch betrachtet nicht ganz unmöglich, daß der oft ausgesprochene Abscheu dieser würdigen Dame vor den mittelmäßigen Malereien, welche ihr Gatte für vieles Geld ankaufte, und die blinde Kunstliebe desselben, in dem Sprößling die wunderliche Anlage hervorgebracht hat, von welcher wir gleich mehr reden werden.

Der Knabe zeigte nicht sobald seine unüberwindliche Neigung: Wände, Tische, Thüren und Bettdecken mit den

Erzeugniſſen des erſten beſten Farbeſtoffes, der ihm unter die Hände kam, zu bedecken, als es auch bei ſeinem Vater für ausgemacht galt, daß der Kleine ein geborener Künſtler ſei, und für die Malerei gebildet werden müſſe. Wenn die Mutter ſich auf die Brotloſigkeit der Künſte, die damals noch deutlicher war, als jetzt, berief, und auf die Einträglichkeit des Handels mit Twiſten und Baumwollenfabrikaten verwies, citirte der Vater Stellen aus den Biographien großer Maler, in denen ſtets zu leſen war, daß der Held kurze Zeit nach ſeiner Geburt auf alle mögliche Weiſe, bald durch Umriß, bald durch Colorit, Andeutungen ſeiner künftigen Größe gegeben habe. Es gelang der guten Frau nicht, ihren Mann auf andere Gedanken zu bringen, und der kleine Pinsler erhielt, als die Jahre des Unterrichts heranrückten, Lehrer in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaft und Kunſt. Bei ſeinen anſcheinend guten Anlagen und einer ſehr kräftigen Conſtitution hätte man glauben ſollen, der Sprößling werde in beiden Disciplinen erfreuliche Fortſchritte machen, allein ein gewiſſer leichtfertiger und oberflächlicher Hang ließ ihn nichts ordentlich erlernen, und die Profeſſoren, welche ihm die ſchöne Fertigkeit des Leſens, Schreibens und Rechnens beibringen ſollten, ließen ſich zu der allerdings in den Augen der Eltern ſtrafbaren Uebereilung hinreißen, den kleinen Pinsler angeborener Dummheit zu bezüchtigen. Als Männer von vieler Erfahrung wußten ſie nämlich, daß ein großes Maaß von Maulfertigkeit und Dreiſtigkeit ſehr wohl mit dieſer, für das gute Fortkommen vieler Glückskinder durchaus erforderlichen Eigenſchaft verbunden

sein könne. Nur nothdürftig auf den geistigen Stoffwechsel eingehend, wuchs der kleine Pinsler heran, ohne jedoch die sanguinischen Erwartungen seines kunstsinnigen Herrn Vaters zu erfüllen. Das Schicksal schien in seinem Geiste auch queer durch die Phantasie einen Schlagbaum herabgelassen, und den Schlüssel in der Tasche behalten zu haben. Alle Lehrer des Kleinen, und man hielt ihm die theuersten, folglich die besten, sprachen ihm, obgleich er mit den Werkzeugen der Malerei und Zeichenkunst rastlos thätig war, die eigentliche Anlage zur Kunst ab. Sie fanden in ihm etwas von dem unermüdlichen Nachahmungstriebe der Affen, von dem instinctiven regelmäßigen Fleiß der Bienen, von dem Punctationstalente der Stubenfliegen. Jeder drückte sich anders, mehr oder minder gewählt, aber keiner in einem, dem Vater Pinsler wohlthuenden Sinne aus. Sie steckten das Honorar in die Tasche und gaben die Stunden auf, wenn ihnen Lectionen bei talentvolleren Schülern angeboten wurden. Den alten Mäcenas wurmten diese Richtersprüche. Als sein Sohn leidlich herangewachsen war, begab er sich mit ihm nach Paris und that ihn zu verschiedenen Meistern in die Lehre. Aber überall wurden ihm keine angenehme Aussichten eröffnet. Pinsler Sohn eignete sich rasch die technischen Kunstgriffe und Pfiffe des Künstlers an; aus ihm selber wuchs an dem Spalier der Unterweisung nichts empor. Für den unerklärbaren Parfüm der Kunst blieb er unempfänglich. Sein Herr Vater hätte dieses wichtige Hinderniß in der Laufbahn des Künstlers wahrscheinlich nicht selber entdeckt, wenn die traurigen Erfolge der Arbeiten

seines Sohnes bei Kennern ihn nicht endlich belehrt hätten. Er sah ein, daß er sich vollständig geirrt, gab der Mutter zu ihrem großen Triumph Recht und bestand nicht länger auf der Fortsetzung der malerischen Laufbahn des Jünglings. Pinsler junior wurde als Novize in das Geschäft mit Twisten und baumwollenen Waaren gestellt und in die Feinheiten der doppelten italienischen Buchhaltung eingeweiht. Wer jedoch das unruhige Leben des Ateliers mit seinen Plaudereien, Scherzen und unaufhörlichen Unterbrechungen einmal kennen und genießen gelernt hat, ist für die starre Verschwiegenheit der Magazine, Schreibestuben und Comptoirs rettungslos verloren. Ein Auge und eine Hand, die in den Farben der Palette und Leinwand geschwelgt haben, können sich nicht mehr an dunkle graue Fensterverhänge, trübe Scheiben, vergitterte Pulte mit Lederstühlen, Briefkästen mit Jahreszahlen, Rechnungsbücher, Copirtinte und Stahlfedern gewöhnen. Dem jungen Pinsler trat das Herz schier brechen, wenn er täglich die traurigen Bureaustunden absitzen mußte, denn wenn sonst keine von den Eigenschaften des Genius, die unbezähmbare Vorliebe für Promenaden, Träumereien und Todtschlag der Zeit, besaß er trotz der größten Meister seines ehemaligen Faches.

Ein Ereigniß, das in der kaufmännischen Welt nicht zu den Seltenheiten gehört, sollte ihn von seinen moralischen Leiden befreien. Das Haus Pinsler u. Co. hatte sich durch den kolossalen Schwindel einiger auswärtigen Firmen auf das Glatteis führen lassen und stellte nach mehreren krampfhaften Anstrengungen, Gelder flüssig zu machen,

seine Zahlungen ein. Das Gericht drückte seine Siegel auf die Thüren, Vater Pinsler drückte sich selber, und Pinsler der Sohn sah sich genöthigt, für seinen Lebensunterhalt allein zu sorgen. Er beschloß, wieder der Kunst zu leben, miethete ein Atelier, richtete es vollständig ein und begann nach Herzenslust zu malen. Wir haben noch nicht verrathen, in welchem Zweige der junge Pinsler ein Verschwender in Farben, Oel und Leinewand war; er nannte sich einen Landschaftsmaler. Die Vorliebe für diese Gattung begann damals zu wachsen, und der wiedergeborene Künstler schmeichelte sich, seine Bilder rasch abzusetzen, allein die gewiegteren Liebhaber, welche sein Atelier besuchten, schüttelten die Köpfe, ließen eine Menge von Redensarten über fehlende Stimmung, Mangel an Poesie, Lufttönen, Terrainbildung, und wie die Stichwörter der Kennerschaft sonst heißen mögen, fallen und entfernten sich, ohne etwas zu kaufen. Dem jungen Pinsler blieb endlich nichts übrig, als sich an einen der Vermittler zwischen hungrigen Malern und satten Gemäldefreunden, einen Kunsthändler zu wenden und ihn einzuladen, sein Atelier zu besuchen.

Der Kunsthändler war ein Weltweiser von großem Ruf. Er verstand den Geschmack der Liebhaber jedes Grades zu befriedigen und Preise von jeder Höhe und Niedrigkeit zu machen und zu erhalten. In seinen Läden verkehrten die großen und gelehrten Kenner der italienischen, spanischen und niederländischen Schulen und die Laien, welche nur eine bunte Leinwand in vergoldetem Rahmen für die Wand über dem Plüschsopha in ihrem

Salon kaufen wollten. Er handelte mit Prinzen und reichen Roſinenkrämern, kaufte berühmten Meiſtern und Stümpern Bilder ab, und verdiente an beiden vieles Geld. Der Kunſthändler trat mit dem Hut auf dem Kopfe in das Atelier, und nahm ihn, nämlich den Hut, nicht ab, denn er beſaß, außer einer rheumatiſchen Anlage eine wunderbar feine Fühlung für die verſchiedenen Klaſſen der Künſtler und das, was er ihnen an Unhöflichkeit bieten konnte. Er klemmte die beiden Oculare ſeines Glaſes auf die Naſe, ſetzte ſich in den Lehnſtuhl der Gönner und betrachtete lange und reichlich die Proben des pinſleriſchen Talentes. Nachdem er ſich eine Ueberzeugung gebildet hatte, zog er ein gelbſeidenes Taſchentuch hervor, wiſchte die Gläſer ab, ſah Pinsler mit blinzelndem Auge an und ſagte: „Schlimm, ſehr ſchlimm, Herr Pinsler; ich kann Ihnen für alle dieſe Bilder nicht das geringſte Angebot thun. Es herrſcht darin eine Manier, für welche ich unter meinen ſämmtlichen Kunden auch nicht einen Abnehmer weiß. Sie machen ein betrübtes Geſicht? Beruhigen Sie ſich — ich habe eine Idee. Ein Anderer würde ſagen, Sie hätten kein Talent, ſie ſollten ſich nicht mit der Malerei beſchäftigen; ich ſage Ihnen, Sie haben Talent, es muß nur erkannt und richtig entwickelt werden. In Ihrem Pinſel iſt etwas, das mir eine ungemeine Leichtigkeit der Handhabung verräth; ich bin gewiß, Sie brauchen zu können. Doch bedarf ich vorher einer Prüfung. Malen Sie mir einen Beſuv in Thätigkeit, was Ihnen bei Ihrem Farbenſinn und den vielen vorhandenen Bildern nicht ſchwer werden

kann, auch wenn Sie ihn nie studirt haben: in acht Tagen werde ich wieder kommen und mir das Bild ansehen."

Pinsler warf sich sofort an die Staffelei und begann zu arbeiten. Er malte von Anfang der vollen Tageshelle bis zum Einbruch der Dämmerung, und als acht Tage verflossen waren, hatte er nicht einen, sondern sechs Vesuve vollendet, und alle besaßen irgend eine, freilich sehr oberflächliche Eigenthümlichkeit. Ein echter Landschafter hätte wahrlich seine Haare bis auf die an der Kinnwarze gewachsenen aus Zorn über diese Geschwindigkeit ausgerissen, allein der Kunsthändler war entzückt. Er lobte den, heftige Flammen und ihren Wiederschein in's Wasser speienden Vesuv besonders, aber er fand auch großes Wohlgefallen an dem gemüthlichen Vesuv, der in einem brillanten Zwielicht seine behagliche Morgenpfeife in die neapolitanische Luft paffte. Den verdrießlichen Vesuv mit der über die Ohren gezogenen Nachtmütze von Dampf — er nahm eben ein Fußbad von glühender Lava, vor der mehrere Ortschaften flohen — nannte er sehr aufsprechend: „für Kenner in kleinen Städten," und den Vesuv, der ein kleines Compagniegeschäft mit dem zärtlichen Vollmonde machte, und sich unter Wolkenstreifen nur in den Zähnen zu stochern schien, da ihm nichts als ein dünner feuriger Strich aus dem Kraterhalse fuhr, hielt er verzüglich für Damen und ihre Boudoirs passend. An dem Vesuv, der im Abendsonnenschein schlummerte und sänftlich Schwefel athmete, in welchem wunderbar mannigfaltige Tinten spielten und sich im Golf abfärbten, nannte er die Ruhe bewundernswürdig und ein liebliches Gegenstück zu dem

letzten Vesuv, der an dem Ruin des servilen Neapel arbeitete, auf das fürchterlichste mit Steinen, Asche und Feuer unterbombardirte, und in Kohlschwarz und Zinnober bis an die äußersten Grenzen der malerischen Möglichkeit vordrang.

„Habe ich es nicht gesagt, Pinsler? Sie besitzen Talent, da ist es klar zu Tage gekommen, nur ist es nicht das gewöhnliche, ich möchte sagen, das gemeine Talent!" rief der Kunsthändler.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der zum ersten Male in seinem Leben geschmeichelte Pinsler.

„Mein junger Freund," antwortete der weise Plantagenbesitzer von Bildern, „hören Sie mich aufmerksam an, und prägen Sie jedes meiner Worte in Ihr Herz. Die poetischen und technisch vollendeten, die originellen und durch individuelle Auffassung und Behandlung ausgezeichneten Bilder thun es nicht allein in der Welt: es muß auch Gemälde für das allgemeine Verständniß geben. Nicht Jeder ist im Stande, eine Landschaft von Calame, Achenbach oder Blechen zu kaufen und zu verstehen: es muß auch Pinsler geben, welche die Laien allmählig anleiten, Bilder zu betrachten, Zeichnung und Colorit zu studiren, kurz den malerischen Blick auszubilden. Soll ich sagen, es muß auch billige Maler geben? nein, ich sage es nicht, denn Sie werden es sich selber denken können. Damit Sie aber sehen, wie aufrichtig ich es mit Ihnen meine, behalte ich diese sechs Vesuve, und gebe Ihnen für jeden zehn Thaler. Ich lasse die Bilder noch heute

durch meine Leute abholen und hoffe, Sie von jetzt an dauernd zu beschäftigen."

Unser Pinsler war außer sich vor Freuden. Er blickte in die heiterste Zukunft und schlug mit beiden Händen in die dargebotene Rechte des biederen Pflegers der Malerei.

„Sie sollen für mich das Gebiet der wohlfeilen populären europäischen Landschaft bebauen, lieber Pinsler," fuhr der Rechtschaffene fort. „Die Nachfrage ist stark und die Wünsche in Betracht des Formates sind verschieden, allein im Punkte der Billigkeit stimmen alle meine Kunden durchaus überein. Wenn ich den Zeitgeschmack richtig beurtheile, müssen wir drei Formate machen. Das große, vom Umfange der sechs Besuve, das mittlere, und ein kleineres. Für Nr. 1 erhalten Sie zehn, für Nr. 2 und Nr. 3 fünf und drei Thaler, wobei ich natürlich die Leinewand und Farben liefere und Ihnen in das Haus schicke. Wenn Sie mit mir übereinstimmen, würde ich vorschlagen, gleich ein schriftliches Uebereinkommen zu treffen, in dem Sie sich nur zu verpflichten hätten, für keinen anderen meiner Collegen zu arbeiten. Ist es Ihnen recht, so schließen wir gleich für zehn Jahre ab!"

Pinsler nahm keinen Anstand, den Vertrag auf Stempelpapier, welches sein künftiger Beschützer stets bei sich trug, abzuschließen und zu unterschreiben. Er widmete sich ganz der populären europäischen Landschaft und errang darin einen deutschen Ruf auf dem flachen Lande, in kleinen Städten und bei den Galeriebesitzern, welche Bilder nur statt der Tapeten an die Wand hängen. Besuchen wir am Schluß dieses kurzen Abrisses noch eine kurze

Charakteriſtik des Genre's, welches Pinsler ſchon mehrere Jahre hindurch bearbeitet.

Die populäre europäiſche Landſchaft muß ſtets von einem angenehmen und heiteren Temperament ſein. Das Sonnenlicht iſt eine Hauptbedingung derſelben, und der Mondenſchein auf das ſtrengſte verboten. Der Hintergrund muß niemals flach, ſondern ſtattlich mit Bergmaſſen angefüllt ſein. Vom Belieben des Käufers hängt es ab, ob er hohe Gipfel mit Schnee- und Eisfeldern, oder anmuthiges Mittelgebirge mit Wald und Wieſen im Vordergrunde haben will. Wünſcht er erſteres, ſo erhält er dazu einen Waſſerfall, Staubbach, oder über Felſen ſchäumenden Bergſtrom, beſchränkt er ſich auf Letzteres, ſo wird ihm ein ſtiller See gemalt. Es giebt unzählige Zwiſchenſtufen, auf denen Mühlen mit Brücken und Wehren, Fiſcher in Kähnen, ſegelnde Schiffer, Holzhauer und Jäger angebracht werden können. Wenn der Vordergrund flach iſt, giebt es weiter im Hintergrunde, entweder eine Burg oder eine Kirche mit Epheu. Die Staffage wird beinahe immer, nicht durch Menſchen oder Vieh, ſondern durch Menſchen und Vieh gebildet. Wolken ſind gern geſehen, dürfen aber nicht in ſchlechtes Wetter ausarten, ſondern nur als Folie des blauen Himmels dienen. Die Sonne muß ſtets roth untergehen und alle Dächer mit ihrem Schein vergolden, ſelbſt wenn dieſe der Perſpective nach im tiefſten Schatten liegen ſollten. Ruinen dürfen auf eine decente Weiſe angebracht werden, jedoch nicht an architektoniſche Verwahrloſung erinnern, ſondern ein gemeſſenes künſtliches Anſehen zeigen. Alte und morſche

Bäume, welkes Laub, Sumpfwasser und Schilf werden ein für allemal verbeten, da sie das menschliche Gemüth unangenehm berühren und das Zimmer nicht putzen. Auf den Bildern der Maler herrscht ein ewiger Frühling.

Die Technik unseres Pinsters ist gegenwärtig so weit ausgebildet, daß er von der letzten Sorte zwei an einem Tage malt, und doch nicht die Forderungen aller auswärtigen Privatgalerien befriedigen kann! Sein Beschützer ist seelig und erinnert sich noch mit Entzücken des Tages, an dem er den Besuv Nr. 4 für zweihundert fünfzig Thaler an einen Mäcenas aus Dessau verkaufte. Die dortigen Kenner halten ihn für einen Gudin.

III.

Die Strategen.

Bei unserem angeborenen Kriticismus haben wir Berliner vor vielen anderen Großstädtern den Vorzug, auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Ausübens von Künsten große Kenner zu besitzen. In der Natur der Sache und in der Definition des eigentlichen Genie's begründet und verborgen liegt aber, daß diese großen Kenner meistens nur in der tiefsten Stille des Privatlebens ihre hochwichtigen Meinungsäußerungen kundgeben und stets zu der zahlreichen Klasse der verkannten Geister gehören. Im Frieden stößt man gelegentlich im Theater,

in Concertsälen, Bibliotheken, Gesellschaften und Spaziergängen auf diese trefflichen Wesen, und erbaut sich an ihren Ausprüchen; in bewegten Zeiten aber tritt eine ganz neue zahlreiche Gattung auf, die uns des sorgfältigsten Studiums werth erscheint.

Sobald nämlich ein Krieg ausbricht, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen verheißt, taucht sofort ein, bis dahin in infuserischer Vertrocknung lebendes, red- und schreibseliges Geschlecht auf, welches nach dem Vorbilde der Tanten, Basen und Gevatterinnen in den Wochenstuben, nicht allein den Fall im Allgemeinen bespricht, sondern auch eine Menge warnender Beispiele vorbringt und mit unglaublicher Naivetät schließlich den Verlauf und Ausgang verbersagt.

Wir meinen die Berliner Strategen, ein tapferes und zahlreiches Geschlecht, das wir schon in den ersten italienischen und ungarischen Kriegen der Oesterreicher zu bewundern Veranlassung fanden, im Krimkriege und im Aufstande der Seapoy's anstaunten, aber erst jetzt, nach dem napoleonischen Einfall in Italien, in seiner ganzen Größe zu erkennen im Stande sind. Da einige allgemeine Bemerkungen den Unerfahrenen am besten befähigen, hervorragende Strategen an öffentlichen Orten zu erkennen und bei ihnen lehrreiche Betrachtungen anzustellen, so wollen wir mit einem kurzen Signalement beginnen. Gemeiniglich hat der Stratege einen sehr kurzen Hals, eine Anlage zu Congestionen nach dem Kopfe, ein gutes Gebiß, einen buschigen Schädel und einen festen Gang. Meistens nur von mittlerer Größe, bewegt er sich langsam vorwärts,

und zeigt etwas entschieden Apoplektisches im Blick. Die meisten Strategen sind nach der alten Theorie von sanguinisch cholerischem Temperamente, und nur eine später zu besprechende Spielart geht in das melancholische über. Wenn man in einem Kaffee- oder Bierhause an der Hauptwand des Saales einen Herren mit rothem Gesichte und einem Rohrstock zwischen den Beinen sitzen sieht, und laut nach der neuesten Zeitung schreien hört, so kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, einen Strategen vor sich zu haben. An allen öffentlichen Orten halten sich einer oder mehrere Strategen auf und belehren die Abends oder Vormittags zusammenkommende Gesellschaft in dem militärischen Theile der Angelegenheiten. Sie kennen den Kriegsschauplatz auf das genaueste, berufen sich auf eigene Anschauungen durch Reisen, behaupten, mehrere fremde Sprachen zu sprechen, Bekanntschaften im Generalstabe zu haben, und vermögen Auskunft über das Kaliber der kämpfenden Armeen, die Uniformen ihrer Krieger und die Geschichte ihrer Heerführer zu geben. Der Stratege pflegt heimlich auf die Leipziger Illustrirte Zeitung abonnirt zu sein und mit den sachlichen Notizen dieses Blattes um sich zu werfen; strebt er aber nach einem höheren Grade unter seinen Fachgenossen, so hält er sich im Stillen eine Militärzeitung und bedient sich streng kriegswissenschaftlicher Ausdrücke. Man würde sich eines schweren Irrthumes schuldig machen, hielte man die Strategen unter einander für kriegerisch. Finden sich mehrere ihres Gelichters an einem Orte zusammen, so unterwerfen sich die Schwächeren an Kenntnissen und Lunge dem Haupthahn, und stellen

ſeine Adjutanten vor, d. h. ſie lauſchen mit achtungsvollem Schweigen ſeinen Auseinanderſetzungen, und belehren nur in Nebenzimmern und in ſpäteren Stunden Herren aus kleinen Geſchäften und Seitenſtraßen. Im Centrum am runden Tiſche ſitzt immer der Hauptſtratege, beobachtet gleichzeitig mit den Zuhörern den Wirth am Büffet, wie eine feindliche Batterie, und commandirt gelegentlich die Kellner. Vor ihm liegt die für 10 Sgr., welche im Wege einer Lokalſubſkription geſammelt worden ſind, angeſchaffte Karte vom Kriegstheater. Da auf dieſen Karten aber ſtets die Namen der Orte zu fehlen pflegen, an denen Flußübergänge ſtattfinden und Schlachten geſchlagen werden, ſo ſteht ein Tintenfaß daneben, um die vorhandenen Lücken auszufüllen und die Namen nachzutragen. Gewöhnlich entſcheiden ſich die Strategen nicht für eine der beiden kriegführenden Mächte. Sie ſtehen auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei. Menſchenblut vergießen ſie mit ihren Mäulern wie Waſſer, ihre Eingeweide ſind, gleich denen des erſten Napoleon, von Eiſen, und nicht große Schlachten und Belagerungen flößen ihnen Schrecken ein, ſondern nur Friedensgerüchte, da dieſe ihrer Kneipenbedeutung ein raſches und trauriges Ende machen. Viele Strategen laſſen Verbindungen mit vornehmen Perſonen durchblicken und ſimuliren Einſicht in officielle Depeſchen, worum ihre Geſichter oft ein düſteres unheimliches Colorit erhalten, und von bangen Philiſtern gefürchtet werden. Meiſtens ſind die Strategen mit der Führung der Armeen äußerſt unzufrieden. Die Feldherren kennen das Terrain nicht genau, leiden an Un-

entschlossenheit, an genügender Unterstützung im Verpflegungspunkte, und so sehen sich die Strategen fast an jedem Abende zu den heftigsten Strafreden genöthigt. Bei Beefsteak und Bier, die Cigarre im Munde, und ihr behagliches Bett in zwei Stunden vor Augen, brauchen sie keine Rücksicht auf angeschwollene Ströme, unter Wasser gesetzte Ebenen, Verhaue, Schanzen, Gräben, Sturm, Regen und Sonnenhitze zu nehmen; sie sind ein Seitenstück zu jenem Prinzen, der im Frack zu Pferde sitzend, mit einem tüchtigen Gabelfrühstück im Magen, gar nicht begreifen konnte, weshalb die armen Soldaten sich über die Hitze beklagten, und der fortwährend lächelnd betheuerte, ihm sei gar nicht heiß. Nach diesen Andeutungen gewinnt es den Anschein, als ob die Berliner Strategen im Ganzen nur Theoretiker und der praktischen Kriegführung für ihr Theil durchaus unbold seien, allein es können Momente kommen, wo auch in ihnen das Feuer auflodert und sie Thaten verrichten, wie die Tapfern des Leonidas bei Thermopylae, oder die Vierhundert von Pforzheim bei Hermann Hersch. Wenn ein alter Mann mit weihriechender Seife, Cigarrenspitzen oder Taschenkämmen an den Tisch tritt, wenn eine Frau mit Kümmelbretzeln ihre Waare anbietet, oder ein armer Junge mit Blumensträußchen um ein Almosen umhertanzt, und den dozirenden Strategen in seinem Vortrage unterbricht, kann die Kriegsfurie in ihm schrecklich losbrechen. Dann springt er in civilisatorischem Eifer für den anständigen Ruf des Lokales vom Tische auf, stürzt den unglücklichen Händlern mit der Wuth eines Mac Mahon entgegen, und ruht nicht

cher, als bis sie das Mailand des Bierhauses verlassen haben, wenn der Tapfere ihnen nicht noch auf dem Flur an der Spitze eines Detachements von unberittenen Kellnern nachsetzt. Selten gehen dergleichen Feldherrnthaten ohne jubelnden Zuruf der Zuhörerschaft vorüber. Sie thut wenigstens dadurch ihre stete Kriegsbereitschaft dar. Sind dagegen gebildete Männer in dem Lokale anwesend so betragen sich die meisten Strategen mit großer Vorsicht und hüllen sich sogar in ein abwartendes Schweigen, befinden sie sich aber allein mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher, so gehen sie zuweilen so weit, große Schlachten vierzehn Tage vorher zu prophezeihen.

Unter den Strategen finden wir die entschlossensten thatkräftigsten Naturen. Wenn sie nicht den Rhein überschreiten und direct auf Paris marschiren wollen, so schwärmen sie für eine Beseitigung aller kleinen Staaten in Deutschland und Einverleibung derselben in Preußen. Die Frau eines Wirthes, welche einen angeborenen Abscheu vor kleinen Staaten hegt, pflegt dem Strategen ihres Lokales, wenn er eine heftige Rede gehalten und die geeigneten militärischen Maßregeln zur Beschlagnahme der Kleinstaaten angegeben hat, seine Nation Bratwurst oder Rippespeer aus Dankbarkeit fast zu verdoppeln. Aehnlichen Beispielen von Großmuth begegnen wir nur in den Heeren großer Feldherren vor entscheidenden Schlachten.

Im Falle der Stratege der Feder fähig ist, thut er bei Redaktionen die geeigneten Schritte, und sucht Zeitungsstratege zu werden. Seine Honorarbedingungen sind nicht anspruchsvoll, und er läßt sich gern herbei,

Abends die Correctur der Inserate mit zu besorgen. Vormittags, wenn der Redacteur en chef den eben eingegangenen Leitartikel noch einmal durchstudirt und vielleicht mit seinem Verfasser über einzelne Punkte lebhaft debattirt, erscheint ein untersetzter Herr im Zimmer und bittet sich bescheidentlich die Karte von Oberitalien aus, welche der Zeitungsverleger auf den Wunsch des Strategen angeschafft hat, und der Redacteur unter hermetischem Verschluß hält. Mit dieser Karte begiebt er sich in das Arbeitszimmer der Mitredacteure und nimmt an einem, gewöhnlich nur für die Tagesmaculatur bestimmten Katzentische Platz. Als Supplementmensch im Kreise der angestellten Literaten muß er, obgleich sein Amt das wichtigste scheint, doch höchst demüthig um die Zeitungen vom Kriegsschauplatze bitten, welche ihm der betreffende Mitarbeiter, gerührt durch seine melitenartige Supplicantenpsalmodie endlich reicht, und eine schlechte Cigarre nebst Schwefelhölzchen hinzugefügt. Mit Hülfe des Redactionsdieners erhält er nach und nach Papier, Feder, und zuletzt auch ein Tintenfaß. Nun rollt er die Karte auf und beginnt an seinem Artikel über die Situation zu „drucksen." Seine Anstrengungen und moralischen Leiden bei dieser Arbeit sind so groß, daß sie von allen Mitarbeitern nicht allein gesehen und gehört, sondern selbst gerochen werden. Die einzige vorräthige Dose mit Karetten muß deshalb mehrmals die Runde machen, und der ältliche Herr, welcher den deutschen Artikel redigirt, fühlt sich endlich veranlaßt, dem Strategen zu drohen, daß er zu den äußersten Vorposten der Expedition versetzt werden müsse, wenn er

fortfahren sollte, sich in dergleichen Qualm des erzwungenen Nachdenkens zu hüllen. Endlich ist der Artikel fertig, der Redacteur (er ist im Geheimen gleichfalls „geheimer Stratege" in einem Kaffeehause vor dem Thore) liest ihn tiefsinnig durch und ertheilt ihm dann, ohne ein Wort zu sagen, obgleich er ihn ebenso wenig versteht, als der Schreiber, und später das Publikum, das Imprimatur. Dann entfernt sich der Zeitungsstratege und verweilt nur noch ein wenig bei seinem Freunde, dem Expedienten, um über Stadtklatsch zu plaudern. Nachmittags findet man ihn auf der königlichen Bibliothek, wo er die italienischen Feldzüge des Onkels studirt. Seines Zeichens ist der Zeitungsstratege übrigens nicht selten ein ehemaliger Soldat und hat irgend einen Feldzug als Freischärler oder Fremdenlegionär mitgemacht. Deshalb pflegt er, so oft das Redactionspersonal ihn seiner stylistischen Sünden wegen maltraitirt, auf seine Blessuren anzuspielen, von denen böse Zungen freilich behaupten, er habe sie nur in einem Bockbiertreffen erhalten.

Neben diesen Nennern der Kriegskunst giebt es noch eine Species von melancholischen Strategen. Sie sind ebenso furchtsam, als jene grimmmüthig zu sein pflegen, und sitzen immer in den Ecken, so daß ihre Stellung nie durch einen kühnen Flankenmarsch bedroht werden kann. Mit frecher breitmäuliger Kritik der im Feldlager getroffenen Maßregeln haben sie nichts zu schaffen: sie spekuliren mit ihrer Strategie auf die Baisse. Ihre Angst vor den Turcos und Zuaven ist grenzenlos. Statt vom Alp werden sie von gezogenen und patentirten Gußstahlkanonen

gedrückt. Sie halten moralische Reden gegen die Vervollkommnung der Schußwaffen, und wollen von den Herren Aerzten wissen, daß die durch dieselben verursachten Wunden nie mehr geheilt werden können. Im wunderlichsten Contraste damit beschäftigen sie sich mit ungeheuerlichen Mitteln zur Vertilgung ganzer Armeen in Pausch und Bogen durch meilenlange Minen und colossale Sprengkugeln, dann predigen sie wieder den Zweikampf zwischen den regierenden Häuptern beider Länder, oder schwärmen für Elihu Burritt und für Bullrich's Salz als Linderungsmittel innerer Kriegsleiden und Sorgen. Diese Strategen entlassen in ihren Geschäftsunternehmungen die Arbeiter bis auf den letzten Mann, essen aus Sparsamkeit Salzkuchen statt Milchbrode, und brennen aus Todesangst, in der Küche auf dem Heerde das schlechteste Material, die berüchtigten Lebkuchen. Auf Wachenhusens Tagebuch aus dem Hauptquartier sind sie sämmtlich abonnirt, aber sehr unzufrieden, daß die Lieferungen so langsam erscheinen. Bei ganz absonderlichen Verkenntnissen in der Geographie erwarten sie den täglichen Einmarsch der Russen oder Franzosen, fürchten eine Blokade von Treptow und Stralau, und verfallen beim Anblick eines blauen Zettels mit telegraphischen Depeschen in ein nervöses Zittern. Wäre es möglich, so würden sie für ihre Personen aus dem deutschen Bunde treten, da diese gegenwärtige politische Anstalt seit Kurzem allen Credit bei ihnen verloren hat und nicht höher geachtet wird, als etwa die Dessauer oder Genfer Bank. Gegen seine Genossen, die eigentlichen Strategen, verhehlt er keineswegs

den tiefsten Abscheu, wenn er unter vier Augen mit seiner Frau ist. Oeffentlich zeigt er ihn nur dadurch, daß er als Demonstration gegen ihre Bierseidel, nichts als Zuckerwasser trinkt.

IV.

Das Familienübel.

Obgleich sich nicht läugnen läßt, daß die Gegenwart eine offenbare Liebhaberei dafür hat, bald diese, bald jene Specialität der Gesellschaft mit Besserungsversuchen zu beglücken, giebt es doch noch manche menschliche Unterabtheilung, für welche von dergleichen löblichen Vereinen für moralische Veredlung sehr wenig oder nichts geschehen ist. Obenan dürfte wohl jene so nützliche, und doch so vielen Kummer erregende Klasse von Pflegerinnen stehen, welche der Haus- und Familienvater zu berufen verpflichtet zu sein pflegt, wenn der Kreis der Seinigen um einen kleinen, bis dahin noch nicht gesehenen, männlichen oder weiblichen Planeten bereichert worden ist. Wahrscheinlich werden uns nur sehr wenige Oberhäupter von Familien widersprechen, wenn wir die Amme eines der größten und ersten Uebel nennen, welche in der heutigen Familie vorkommen können. Vielleicht entschließt sich eine Anzahl von Philantrophen zur Begründung eines Vereins, welcher sich die Aufgabe stellt, die Ammen durch scharfsinnige Er-

ziehungsmaßregeln dem menschlichen Geschlechte ähnlicher zu machen: unsere Aufgabe kann nur sein, einiges Material zu sammeln, um die Größe des Uebelstandes in ein helles Licht zu setzen.

Kaum ist der Mensch geboren und hat zur geheimnißvollen Freude seiner Eltern das Leben bedeutungsvoll genug mit einer kläglichen Jammerfanfare begrüßt, so tritt die Nothwendigkeit ein, der armen winselnden Creatur ihre Nahrung zu verschaffen. Der Arzt macht ein feierliches, der Hausvater ein sorgenvolles Gesicht, das weibliche Personal giebt sich ein wichtiges Ansehen, und eine Anzahl Boten wird mit allerlei wunderlichen Aufträgen in verschiedene Stadtviertel gesandt. Anfangs scheinen die Bemühungen der Emissaire keinen Erfolg zu haben, sie langen nach mehreren Stunden, während welcher der neue Erdenbürger mit geballten Fäusten der Dinge wartet, die da kommen sollen, mit verwerrenen Nachrichten an, und verursachen in dem aufgeregten Haushalte Symptome von Angst und Unzufriedenheit. Inzwischen giebt man sich alle Mühe, den Ankömmling durch versüßten Fenchelthee an die Reize des Daseins zu gewöhnen. Nachmittags jedoch zeigen die am Morgen eingeleiteten Operationen einen Erfolg. Die Klingel der Wohnung wird in ungewöhnliche Bewegung gesetzt, und eine größere oder kleinere Anzahl von Frauenzimmern mit kleinen Kindern auf dem Arme dringt in das Quartier und wird in einem Hinterzimmer zum Sitzen genöthigt. Aus diesem Haufen ragen zwei Weiber von hohem Wuchse, geierartigen Krallen und hexenartigem Benehmen hervor, welche

einander mit feindlichen Blicken messen und ihre Hennen unter den Flügeln versammeln. Sie sind ihrem Gewerbe nach Ammenvermietherinnen. Jetzt tritt der Arzt mit dem etwas niedergeschlagenen Vater des Erdenbürgers ein und betrachtet den Haufen, aus welchem die künftige Ernährerin seines Sprößlings gewählt werden soll. Die wenigsten Individuen zeigen eine Anwandlung von Zartgefühl und Schaam: fast alle gehen nur darauf aus, ihre Eigenschaften in ein glänzendes Licht zu setzen, und namentlich durch das Aeußere ihrer eigenen Kinder dem Arzt und Hausherrn zu imponiren. Ein auffallend feister Knabe, der offenbar um sechs bis acht Wochen jünger gemacht wird, als er seinem Taufzeugniß nach ist, gleicht auf ein Haar einem Musterfängling, der von Ammen gemiethet wird, um alle Nebenbuhlerinnen mit ihren Probekleinen aus dem Felde zu schlagen.

Der Arzt entscheidet sich jedoch nicht für die Inhaberin dieses zweibeinigen Zeugnisses ihrer Nahrhaftigkeit, er wählt ein Bauermädchen von ungemein derber, gesunder Statur, weil er behauptet, daß einmal sein junger Schutzbefohlener bei sehr zarter Constitution eine möglichst unverdorbene Milch genießen müsse, und daß eine städtische Amme mit ihren einheimischen Beziehungen große Unannehmlichkeiten mit sich führe, und im Hauswesen vielen Aerger bereite. Sobald die Amme gewählt, der Miethsthaler an sie, und eine gleich werthvolle Münze an die zu ihr gehörige Ammenvermietherin gezahlt ist, erhebt sich ein Aufstand unter den zurückgesetzten Concurrentinnen. Sie wollen den weiten Gang mit den schweren Kindern

durch die Stadt, und die verlorne kostbare Zeit vergütigt haben. Offenbar halten sie, wie englische Industrielle, die Stunden für Andeutungen von baarem Gelde. Nach längeren Debatten wird Jede endlich durch eine Zahlung von zehn Silbergroschen beschwichtigt, die sie sofort mit der Ammenvermietherin zu theilen hat. Der Hausherr entläßt mit einem tiefen ahnungsvollen Seufzer die lärmende Schaar, schließt leise hinter ihr die Thür und antwortet nicht, als der Arzt ihm vertraulich tröstend auf die Schulter klopft und sagt: „Mein lieber Freund! Sie müssen sich darin finden; Ammen sind keine angenehmen Zuthaten zur Wirthschaft — fügen Sie sich in die traurige Nothwendigkeit."

Das lebendige Milch- und Sahneburcau wird in die Wochenstube an die Wiege geführt. Es gilt den ersten Versuch, und der Säugling legt die ersten erfreulichen Proben des weitverbreiteten Talentes ab: er saugt und schläft darauf zufrieden ein. Alle Anwesenden bewundern ihn und die Amme; eine riesige Portion Kaffee, Milch, Zucker und Gebäck wird für Letztere herbeigeschafft und mit einer Fertigkeit, die von längerer Uebung in solchen städtischen Genüssen zeugt, schnell vertilgt.

Nun tritt ein angenehmer Zustand von Ruhe ein, der glückliche Vater benutzt die herrschende Stille, um Verwandten und Freunden die Vermehrung seines häuslichen Glückes, und der Polizei die Nothwendigkeit eines neuen Blattes in ihrem Register anzuzeigen; er malt sich die Zukunft seines Kindes aus, kauft sich in Gedanken in eine Lebensversicherungsgesellschaft, und arrangirt vorläufig die

Festlichkeiten des Tauftages; da wird an die Thür gepocht. Die neue Amme begehrt mit seltener Vertraulichkeit Einlaß. Er wird ihr gestattet und sie tritt mit der Sicherheit eines Geschöpfes ein, das sich als den Mittelpunkt des ganzen Hauswesens ansieht. Unter den zahllosen Bauerdirnen, welche in dem mehrmeiligen Umkreise einer großen Stadt sich jährlich für den Ammendienst vorbereiten und ausbilden, muß durch uralte Ueberlieferungen der Glaube verbreitet sein, daß einer Amme sogar die Herrschaft in jeder Familie zustehe, und daß sie von ihrem Eintritt in das Haus an, die Gouvernante der Frau und der Chef des Mannes sei.

Mit einer Dreistigkeit sonder Gleichen stellt sich die Tochter der ländlichen Umgebung Berlins vor ihren neuen Brodherrn, und ersucht ihn, ihr sofort eine Klage gegen den Vater ihres Kindes aufzusetzen, einen dienstbaren Oekonomen oder Ackerknecht, der sich soweit von den Gesetzen der Natur entferne, seinen Sprößling nicht einmal anzuerkennen. Sie beansprucht die monatliche Zahlung von zwei Thalern von jenem Jüngling und wünscht, daß der Brief noch an demselben Tage abgesandt, wenn möglich, von dem Hausherrn nach der Post getragen werde. Der junge Vater, dem durch gediegene Redeübungen der Frau Schwiegermutter eingeprägt worden ist, gegen die Amme nachgiebig zu sein, um nicht durch Aerger auf die Milch zu reagiren, sträubt sich nur schüchtern und unterbricht endlich seine Correspondenz, um mit eigener Hand den Faden künftiger endloser Unannehmlichkeiten anzuknüpfen.

Nachdem die Amme sich von der Erfüllung aller ihrer Wünsche überzeugt hat, legt sie sich in der Stube der Wöchnerin auf das Sopha und sinkt in einen Schlaf, wie ihn nur das ruhige Gewissen eines gesunden Gerechten kennt. Ja sie schläft nicht allein, sie schnarcht auch mit einer Kraft, daß die junge Mutter ihre Umgebung mit schwacher Stimme anfleht, das musikalische Phänomen unter jeder Bedingung aus dem Zimmer zu entfernen. Man ermuntert die Amme und ersucht sie höflich, im nächsten Gemach die Vormittagsruhe weiter fortzusetzen, allein sie fühlt sich durch diese Zumuthung so beleidigt, daß man sie nur mit vieler Mühe zu überreden vermag, ihr zweites Frühstück, eine kräftige Suppe zu essen. Es werde noch ihr Tod sein, wenn man gleich damit anfange, ihr Aerger zu bereiten, im Hause des Grafen von Stiefelberg (aus dem sie gestern, wohlgemerkt wegen Widersetzlichkeit, entlassen worden ist), habe man sie wie ein rohes Ei behandelt, und ihr täglich zum zweiten Frühstück drei große Butterbrode, mit Schinken oder Schlackwurst belegt, aufgetischt, was sie hier im Hause schmerzlich vermisse.

Die durch den Wortwechsel zwischen Amme und Krankenwärterin beunruhigte Wöchnerin fragt in fieberhafter Aufregung nach der Ursache des Lärms, und der Gemahl, dem soeben ein Bote die Ordre gebracht hat, beim Präsidenten seiner Abtheilung zu erscheinen, muß die arme junge Frau in ihrem Schrecken allein lassen. Nach einer Viertelstunde gelingt es, die schwer gekränkte Amme durch ein Kleid der Frau vom Hause zu besänftigen. Um

ihre versöhnliche Gesinnung zu zeigen, setzt sie sich auch sogleich vor den Spiegel, und zieht das hübsche Geschenk an, das freilich auf ihrem breiten Wallfischrücken anderthalb Hände weit offen bleibt. Während der folgenden sechs Wochen wird der Friede leidlich aufrecht erhalten, nur stichelt die Amme täglich, daß sie beim Grafen von Stiefelberg in der Equipage ausgefahren sei, und daß ihr die Spazierfahrten in einem gewöhnlichen Miethswagen kein Vergnügen machten. Zwar fragte sie der geängstigte Hausherr gern, in was für Equipagen sie ihre Spazierfahrten als frühere Kuhmagd, denn das war die liebe Grazie, angestellt habe, allein der Gedanke an die „Milch" zwingt ihn zu einer frommen Denkungsart, und er erklärt bescheiden, daß seine Mittel als junger Jurist nicht ausreichend seien, Pferde und Wagen auf sechs Monate für die Amme anzuschaffen.

Sobald die Tage länger geworden sind, und die Temperatur Promenaden gestattet, bessert sich die Stimmung der Amme, aber nicht die der jungen Mutter. Die liebe Pflegerin kann nicht mit dem Säugling auf die Straße geschickt werden, ohne sofort den nächsten Congreß von Ammen auf einem Kirchhofe oder in einer Gesellenherberge aufzusuchen, und das Kind in das Gras oder auf die Bierbank zu legen, um sich geistreichen Gesprächen mit Musketieren oder Schlächtergehülfen zu überlassen. Nach drei Stunden mit dem ganz erschöpften Kleinen wieder zu Hause angelangt, und von der Mutter zur Rede gestellt, entwickelt sie augenscheinlich die Neigung das Kind aus dem Kissen zu verlieren, wenigstens läßt sie seinen

kleinen Kopf so weit hinten überhängen, wie die Landleute die Köpfe der armen, zu Markt gefahrenen Kälber. Wenn die Aussage der Köchin glaubhaft ist — freilich hat sie der Amme längst Todfeindschaft geschworen — so ist das Kind zum Entgelt für die gemachten Vorwürfe geknufft worden. Der Tauftag erheitert die Amme sichtlich, denn sie erhält von den Zeugen und Gästen an Geschenken beinahe zwanzig Thaler und benutzt dieses Fest, um sich am nächsten Morgen einen freien Tag zu machen, den kleinen Hans hungern zu lassen und ein Sparkaßenbuch zu erwerben.

Der Prozeß hat in der Zwischenzeit seinen Fortgang gehabt und ist wider die Amme entschieden worden. Die Gründe, welche von den hochweisen Richtern im Urtheil angegeben waren, dürfen wir indiscreter Weise nicht veröffentlichen, allein man wird uns Glauben schenken, wenn wir sie als durchaus triftige bezeichnen. Der Unmuth der Person wird auf eine charakteristische Weise kund gegeben, sie droht nämlich, mit dem kleinen Fritz „in's Wasser zu gehen." Die Hausfrau hat in Folge dieser nichtswürdigen Redensart keine ruhige Stunde mehr, und der arme Vater sitzt an seinem Schreibtisch im Büreau unter der fortwährenden Angst, nach Hause zur Leichenschau seines Knaben und der Amme gerufen zu werden.

Eine ganze Reihe besonderer Annehmlichkeiten werden der Familie durch den weiblichen Umgang der Amme bereitet. Milchfrauen und Verkäuferinnen von Kartoffeln erscheinen an den Markttagen pünktlich um die Mittagsstunde, bringen Nachrichten von ihrem Kinde, das auf dem

Dorfe von der alten Mutter verpflegt wird, und nehmen mit gesundem Appetit an der Mahlzeit der Familie Theil.

Zu den rühmlichsten Eigenschaften der Amme gehört übrigens noch ihr Talent, während sie Nachts das Kind stillt, einzuschlafen, um dasselbe bei dieser Gelegenheit bis zum Ersticken zu quetschen. Die verdächtigen blauen Flecken an dem Körper des Knaben nehmen endlich so überhand, daß der Hausherr sich in's Mittel legt, die Entlassung der Amme vorschlägt und die Einführung der Milchflasche beantragt. Man eröffnet ihr nach dem letzten Trunk des Kleinen den Willen des Arztes, sie entfernt sich ohne eine Spur von Theilnahme, und es zeigt sich bei der nächsten großen Wäsche, daß die biedere Landmagd nicht geschieden ist, ohne verschiedene feine Kragen und gestickte Aermel als ein theures Angedenken mitgenommen zu haben; die Familie ist aber nichtsdestoweniger entzückt, das chronische Uebel losgeworden zu sein.

V.

Die Galliknaben.

„Wo ist Heinz?“ fragte die Frau Geh. Commerzienräthin Linsenstein den Kutscher, der bei dem eben beendeten Diner unter der Maske eines zweiten Kammerdieners aufgewartet hatte, „er ist ja gleich nach dem Braten vom Tische aufgestanden und hinausgegangen.“

Johann, der Kutscher, starrte seine Gebieterin mit verwunderten Augen an und sagte dann: „Der junge Herr sind auf ihr Zimmer gegangen und schlafen."

„Abraham! Abraham! Wo ist der Junge?" rief fast gleichzeitig der großartige Seidenwaarenfabrikant Silbermann, und drückte dem Wirthe Commerzienrath zärtlich die Hand mit der Linken, während die Rechte nach der dargebotenen Cigarrenkiste langte.

„Der junge Herr schlafen auch!" lautete Johanns Antwort.

„Die Kinder haben sich gestern auf dem Balle bei dem Geheimen Rath von Popelinsky zu sehr angegriffen, lieber Silbermann," bemerkte mit elegischer Miene die Commerzienräthin, eine in neuerer Pariser Literatur sattsam belesene Dame. „Ihr Abraham hat zudem den Cotillon arrangirt, und das ist bei der heutigen Mannigfaltigkeit der Touren für einen jungen Mann von zarten Nerven keine Kleinigkeit — lassen wir die armen Kinder schlafen."

Silbermann schnitt ein geschmeicheltes Gesicht, hing seinen Arm in den des Schwagers Linsenstein und sagte: „Wir wollen wachen über die armen Kinder, Gott sei Dank, österreichische Credit-Actien und Franzosen steigen wieder!"

Die berühmten Größen der Industrie und Börse begaben sich in ein Nebenzimmer, und bald unterschied das kundige Ohr neben dem Klappern der Tassen und Theelöffel auch das Geräusch der angesetzten Whistmarken.

Steigen wir jetzt eine Treppe höher zu den armen Kindern empor. Heinz und Abraham, zwei eben nicht

ſchwächliche ſchwarzbärtige Jünglinge von 25 bis 26 Jahren, liegen in den beiden Ecken eines weitläufigen Sopha's und ſtrecken ihre in lackirten Stiefeln endenden Beine auf zwei Stühle; ein kräftiges Schnarchen begleitet muſikaliſch den Schlaf der Unſchuld.

Nach einer Viertelſtunde öffnet ſich die Thür und das Antlitz Johann's erſcheint in der Thürſpalte beinahe vollſtändig im erſten Viertel. Der Unglückliche hat von der Commerzienräthin den Auftrag erhalten, die Schläfer zu wecken, da die liebende Mutter und Tante fürchten, die Geſundheit der Kleinen könnte unter einem zu ſpäten Genuß von Kaffee leiden.

„Pſt — Pſt — Pſt — Hm — Hm!“ intonirt der nachgemachte Kammerdiener ziemlich kräftig.

„Donnerwetter, wer ſtört uns da — kann man denn nirgends mehr Ruhe finden?“

„Die gnädige Frau laſſen fragen —“ ſtammelt Johann.

„Die gnädige Frau ſoll den Teufel fragen!“ fährt Abraham, ein Charakter von ſportsmänniſchen Neigungen, fort, beſinnt ſich aber, daß er dieſen Auftrag ſeiner leiblichen Tante ertheilt, giebt dem guten Vetter Heinz einen ſanften Stoß und fügt gelaſſen hinzu: „Was läßt die gnädige Frau fragen?“

„Ob die Herren nicht zum Kaffee kommen wollen?“

„Gleich, mein Sohn, ſage der Tante: gleich — aber halt! Du kannſt erſt das Wachslicht auf dem Büreau anzünden.“

„Johann, Du bringſt den Kaffee zu uns herauf! Und

wenn Mama fragt, warum wir nicht hinunter kämen, sagst Du, ich hätte keine Lust!"

Der verkleidete Sklave flieht ohne Laut, und der als Genie in der Familie betrachtete Heinz bemerkt nec, zu diesem Auftrage, daß „seine Alte" den Tabaksrauch nicht vertragen könne, und daß es doch zu viel verlangt sei, unter den Weibern zu sitzen und auf die Nachmittags-Cigarre zu verzichten.

Der Kaffee wird nach fünf Minuten servirt, die Jünglinge sinken nach seinem Genuß in die Sophaecken zurück, der blaue Dampf steigt empor, und Abraham fragt, seinen klein.. Modeschnurrbart streichend, den schönen Heinz: „Sag' einmal Heinrich, wie stehst Du denn mit Laura? Du warst gestern auffallend kalt gegen sie, obgleich sie Dich im Cotillon entschieden ausgezeichnet hat?"

„Wenn ich Dir die Wahrheit sagen soll, so ist mir das Mädchen, so hübsch es sonst sein mag, zu unbedeutend, was fängt man heute mit fünfzigtausend Thalern an? Die Frau allein verbraucht die Zinsen, was hat der Mann davon, ich entschloß mich also, ihr das Bouquet zu verweigern. Ein Mann von Ton muß sich nicht wegwerfen! Außerdem bestimmen mich politische Gründe, der Papa liebäugelt heimlich mit den Schutzzöllnern, das taugt nicht; ich bin stets für Freihandel."

Wir überlassen diese beiden Balknaben ersten Ranges ihrer ferneren Unterhaltung über die finanzielle Seite der Ehe und sehen uns nach einem Balknaben jüngeren Alters um, der gleichfalls am Tage vorher mitgetanzt, aber

mehr Lebenskraft, als sein schon alternder und blasirter Bruder entwickelt, und das Dessert nicht versäumt hat.

Unten im Spielzimmer sitzt Albert zwischen Vater und Onkel und leistet eben Handlangerdienste bei dem Strohmanne, der von einem alten Freunde des Hauses, einem großen Whistgelehrten, geleitet wird.

„Was das Kind aushalten kann," bemerkt Commerzienrath Linsenstein zu Silbermann, „gestern hat es bis zwei getanzt und heute ist es schon wieder im Geschäft, als ob nichts vorgefallen wäre." Der liebende Vater läßt sein Auge auf dem jüngsten Familienmitgliede zärtlich ruhen, macht darüber einen Fehler und spielt Piquo-Sieben aus.

„Papa, was thust Du?" schreit Albert, „der Gegner hat ja noch den Buben — wie kann man so spielen, wenn das Point zwei Groschen kostet."

„Nun, was sagen Sie zu dem Kinde? Was? Ein weises Kind!" ruft der entzückte Linsenstein, und schenkt seinem Albert den Werth eines Points, der Whistgelehrte aber legt sein Mienenspiel in so freundliche Falten, als es der streng geschäftliche Ernst desselben zuläßt, und sagt: „Ihr Albert kann es weit bringen im Whist, er verräth ungemeine Anlagen." Zugleich heftete er seine starren gläsernen Augen auf den Schädel des Knaben, als wollte er das Nebbervergan ergründen.

„Mein Albert soll Alles lernen," fügt der geschmeichelte Commerzienrath hinzu, „Alles, denn man kann nicht wissen, was für Zeiten kommen: wenn er versteht, gut Whist zu spielen, ist er ein gemachter Mann, ob drauszen gehandelt wird in Constitutionalismus oder Absolutismus. Silber-

mann weiß, ob es uns immer so gegangen ist, wie heute, aber wenn wir sonst nichts verdient haben, im Whist haben wir alle Abende unsere vier Thaler in die Tasche gesteckt."

„Ihr Kleiner hat alle Tanzpausen am Spieltische zugebracht. Sobald die Musik aufhörte, kam er geschwind an unsere Partie, setzte sich hinter mich und guckte in meine Karten; das Kind hat ausgesprochene Anlagen," brummt der Gelehrte und giebt Karten.

„Das gefällt mir," bemerkt der Onkel Silbermann, „das heißt das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigen."

„Ach, wenn nicht Mama und Tante immer hinterher wären, hätte ich gar nicht getanzt: Whist gefällt mir viel besser!" ruft Albert und breitet die Karten des Strohmanns mit sachverständiger Hand auf dem Tische aus.

„Wie kannst Du nur so reden, Albert," ruft die eben in das Spielzimmer tretende Commerzienräthin aus, „befolgst Du so die Lehren, die ich Dir ertheilt habe? Die Herren verderben mir noch den Jungen! Was soll daraus werden, wenn man die Knaben schon so frühe dem schönen Geschlechte abwendig macht? Dann müssen zuletzt auf den Bällen die Mädchen untereinander tanzen und alle poetische Unterhaltung zwischen den Geschlechtern geht zu Grunde.

Der Junge flüchtet hinter den Papa, als die Mutter ihn beim Kragen nehmen und für das Reich der Anmuth retten will, und blickt ihr trotzig in's Gesicht, sie aber läßt sich nicht abhalten, ihn zu packen und aus dem Zimmer zu ziehen. Der kleine Ballknabe und Whiststudiosus wird

zwar von den alten Herren bedauert, aber keiner getraut sich, ihn zu retten. Die Commerzienräthin schleppt den so früh ausartenden Tänzer nach dem Hinterhause und übergiebt ihn dem Hauslehrer des Linsenstein'schen Stammes, um vor Nacht die zum Montage nothwendigen Schularbeiten anzufertigen und erst am Abendtische wieder sichtbar zu werden.

Unten im Theezimmer hält sich aber noch eine andere, höhere Sorte, als die beiden, eben beschriebenen Species von Ballknaben, auf. Es ist nur halb wahr, daß die reiferen Herren heute vom Tanz nichts mehr wissen wollen und das zarte Geschlecht grundsätzlich fliehen. Im Gegentheil steht fest, daß unverheirathete Herren, die vom Leben vollständig abgenutzt und nur noch dazu gut sind, als alte Sachen verkauft zu werden, noch einmal in einen schönen Spätherbst verfallen, leichtsinnige Ballknaben werden, sich unter die Damenflora mischen, und zu den Füßen der jüngsten und blühendsten Schönheiten schwärmen und schmachten.

Wir finden in einem liebevollen Lehnsessel ruhend eines der seltensten Exemplare dieser Gattung zwischen den beiden Schwestern: ihren Bruder, einen bemoosten Ballknaben. Er hat gestern seinen Lebenskräften das Aeußerste geboten und muß heute schwer dafür büßen. Vor ihm stehen mehrere Flacons mit aromatischen Wassern, ein Gläschen mit Baldriantinctur und eine Schachtel mit Brausepulver. Der Ballknabe läßt sich von den gerührten Schwestern trösten. Sie betrachten ihn in seinem ehelosen Zustande als einen Gegenstand des Mitleids und

zugleich als den Genius ihrer ehemaligen Jugend, als das wohlconservirte Symbol ihrer eigenen Ballzeit. Wenn sie die ausgestopfte, mühselig im eleganten Zuschnitt der Mode erhaltene Gestalt sehen, geht ihnen das Herz auf, sie denken an selige Stunden, an händedrückende Lieutenants, an die ehemaligen Françaisen und Ecossaisen; allein sie lassen sich durch den mächtigen Hang ihres Geschlechts bestimmen und suchen den Bruder zum Heirathen zu bewegen. Sie malen ihm die Reize des Familienlebens mit so hinreißender Ueberredung aus, daß der arme Ballknabe einen tiefen schmerzlichen Seufzer ausstößt. Er gaukelt zwar gern um holde Blumen, aber im Geheimen zittert er vor ihnen, und doch fürchtet er eigentlich nicht sie, sondern nur sich selbst, seine Ruinenhaftigkeit. Sein Gewissen meldet sich, das genossene Gute seines Junggesellenlebens.

„Wird mich denn noch ein junges Mädchen nehmen? Es käme mir ja gar nicht auf Vermögen an, nur schön und liebenswürdig müßte sie sein! Wird sie mich denn auch — pflegen wollen?" Diese Redensart beendet regelmäßig die Vorschläge seiner Schwestern und verfehlt niemals, ihnen Stillschweigen aufzuerlegen. Sie lieben ihren Bruder, sie möchten ihn gern von der Tyrannei eines alten Berienten befreit und glücklich sehen, allein der Corpsgeist der Feminina legt ihnen nach der letzten Frage entschiedenes Stillschweigen auf. Ob pflegen, oder nicht? das ist die Frage, welche melancholisch in ihren Gemüthern nachhallt.

Der verrottete Ballknabe aber versinkt in ein unheim-

liches Schweigen. Nicht die anmuthigen Nymphen des gestrigen Balles steigen vor seiner Einbildungskraft auf, sondern in rächender Gestalt ein frecher Schwur, den er in den Jahren der Blüthe gethan: nicht eher zu heirathen, als bis er nicht mehr so viel Kräfte besitze, den Stiefelknecht unter dem Bette hervorzulangen und dazu weiblicher Hülfe bedürfe! Die Zeit ist da — aber die Hülfe fehlt dem alten Ballknaben!

VI.

Harmlose Beobachtungen.

Der Hang zur Beobachtung des Thuns und Treibens unserer lieben Mitmenschen ist entweder angeboren, oder er wird, gleich so vielen Uebeln der Civilisation, in der Gesellschaft künstlich erzeugt und weiter entwickelt. So lange der Mensch in dem Zusammensein mit andern Personen durch nichts in seiner ursprünglichen Unbefangenheit und Heiterkeit gestört wird, pflegt sich in ihm die Reflexion nicht zu regen, und er genießt den Augenblick, weil er sich nirgends im Widerspruch mit seinen gleichgesinnten Gefährten fühlt. Diese an das goldene Zeitalter erinnernde Situation kommt aber in der heutigen Gesellschaft nur noch äußerst selten vor. Vielmehr ist in den meisten Fällen der Widerspruch zwischen den Gesinnungen Vieler oder Aller eine bekannte Thatsache, und eine wunderliche

Art elektrischer Spannung von Hause aus der moderne gesellige Zustand. In den Kreisen des gewöhnlichen ehrlichen Mannes pflegt durch die Offenheit der Sitten für eine sofortige Verbesserung einer solchen drückenden Atmosphäre gesorgt zu sein. Man trägt kein Bedenken, alle Meinungsverschiedenheiten durch Gefechte der Zungen und der Fäuste auszugleichen, und lebt mithin bei stets gereinigter Luft in einem weit besseren moralischen Dunstkreise, als die gebildetere Welt. Da bei dieser die beiden genannten Gewaltmittel nur in ungewöhnlichen Fällen vorkommen, folglich ohne die Möglichkeit einer Ausgleichung eine fortwährend beunruhigende Aufregung unterhalten wird, sieht sich Jeder zu einiger Heuchelei veranlaßt und daher auch zur stillen Beobachtung des Mitbürgers, noch mehr aber der Mitbürgerin, genöthigt.

Diese gegenseitige stille Beobachtung, so unerläßlich sie sein mag, ist doch das Grab der Freude in allen Zusammenkünften der Menschen, und der eigentliche Grund, warum so viele wohlgesinnte Charaktere die Gesellschaft fliehen und ein ungetrübtes ruhiges Leben in möglichst tiefer Einsamkeit vorziehen. Aber die Beobachtung ist noch zu ertragen, wenn sie sich geschickt zu verbergen versteht. Dann fügen wir uns in sie, wie in so manche andere Unbequemlichkeiten, welche durch lange Gewohnheit nicht mehr drückend erscheinen. Aeußerst unheimlich und lästig wird jedoch die Beobachtung in der Gesellschaft, sobald der Beobachtende die Resultate seiner geheimen Geistesthätigkeit nicht mehr für sich behält, sondern dieselben, sei es durch mimische, sei es durch rednerische Merkmale, kund

giebt, und so zu einem Kampfe, zu einer sofortigen Vergeltung herausfordert, ohne daß die Gesetze eines artigen Verkehrs eigentlich weder ihm eine solche Herausforderung, noch dem Gekränkten die Entgegnung auf dieselbe gestatten.

Es giebt sogar eine erkleckliche Anzahl Personen, welche von der fortwährenden Beobachtung innerlich so angefressen sind, weil ihre Gemüthskräfte dieselbe nicht wohl ertragen konnten, daß sie ihr durch fortwährende kleine Angriffe auf andere Individuen beständig Luft machen müssen, wenn sie nicht selber in der inneren Gährung ersticken sollen. Wir begegnen hier jener, heute mehr denn je verbreiteten Stimmung, welche man mit dem Worte Anſäuerlichkeit bezeichnen kann.

Gewöhnlich begeht man den Fehler, diese bekannte Eigenschaft gewissen Frauenzimmern ausschließlich beizulegen, und vorzüglich hoffnungslose alte Jungfrauen und Wittwen derselben zu beschuldigen. Zugegeben, daß die anätzende Beobachtung und die sich daraus nach den Gesetzen der psychischen Chemie entwickelnde Anſäuerlichkeit bei Frauenzimmern besagter Klasse am deutlichsten hervortritt, so zeugt es doch von großer Oberflächlichkeit, sämmtliche Schuld auf sie zu bürden und alle sonstigen Anſäuerlichen zu übersehen. So gut wie die Hysterie heute nicht mehr das alleinige Eigenthum des weiblichen Geschlechts ist, sondern gar häufig in der Männerwelt auftritt, äußert sich auch die Anſäuerlichkeit beim starken Geschlechte, und selbst unter den heutigen Kindern, Knaben und Mädchen.

Treten wir in eine Gesellschaft, so pflegen sich alle Anfäuerlichen schon durch den eigenthümlichen Zuschnitt ihres Grußes zu verrathen. Männer verbergen sich, als ob sie unter Rock und Weste ein Panzerhemd versteckt trügen, Frauen und Mädchen mit einer Miene, als ob sie dem zu Grüßenden eine alte Beleidigung nachzutragen hätten. Gemeinhin spricht sich diese Modification des Gemüthes zugleich in der Gesichtsfarbe aus. Sie pflegt ein wenig an den Teint eines sich dem Greisenalter nähernden Käses zu erinnern. Das Weiße im Auge zeigt eine gelbliche Färbung und die Lippen der meisten Patienten sind festgeschlossen. Hört man sie während des von Andern geführten Gespräches, ohne daß sie eine Sylbe hinzugefügt hätten, plötzlich ein kurzes trockenes Gelächter ausstoßen, so kann man seiner Sache vollkommen gewiß sein. Sehr verdächtig sind ältere Damen mit auffallend vielen Schleifen und Bändern an den Hauben, so wie Herren mit weißen steifen Halsbinden, an denen sie unruhig das Kinn reiben. Wenn sie ihre Finger langsam zwischen Hals und Binde stecken, diese zu lüften suchen und dabei mit den Augen zwinkern, gehe man ihnen gleich aus dem Wege. Diese pantomimischen Zeichen verrathen den Zustand ihres Gemüthes, das gleichfalls eingeschnürt in unleidliche Formen, sich gern an den Geschöpfen der Außenwelt rächen möchte. Scharfe Tenöre bei Männern, abgewetzte Sopranе bei Frauen, gehören gleichfalls zur Anfäuerlichkeit. Ein kräftiger Baß und ein jugendfrischer Sopran wurzeln nie in einem solchen kalten und unfruchtbaren Boden.

Bald nachdem man sich mit einem der Anfäuerlichkeit

verdächtigen Subjecte in ein Gespräch eingelassen hat, fühlt man sich oft äußerlich unangenehm durch etwas luchsartig Lauerndes in seinen Augen beleidigt, welches um so mehr hervortritt, je weniger ihm Umstände aus eurem Leben, Schwächen in eurem Character, Mängel an eurer Außenseite bisher bekannt geworden sind. Seid ihr von ihm bereits hinlänglich durchschaut, so macht sich die erwähnte Schärfe des Blickes minder bemerkbar. Der oder die Ansäuerliche warten vielmehr ganz geduldig, bis ein Tropfen von ätzender Schärfe angebracht werden kann. Folgendes Beispiel mag zur Erklärung dienen. An einem Theetische wird mit anscheinend philosophischer Ruhe von Zimmereinrichtungen in Gegenwart eines ansäuerlichen Frauenzimmers geredet, und verschiedener, durch die Pracht ihrer Möbel ausgezeichneter Haushaltungen Erwähnung gethan. Zuletzt nennt man auch die Einrichtung eines reichen Emporkömmlings, der wider den Willen seiner etwas geizigen und nicht ganz feinen, oder in Redensarten behutsamen Frau, mehrere Zimmer zu Gesellschaften sehr reich ausstaffirt hat. Wohlbemerkt sitzt neben dem ansäuerlichen Frauenzimmer ein Herr, der in dem erwähnten Hause zuweilen eingeladen wird, und, durch Geschäftsverbindungen gezwungen, hingehen muß. Nun bemächtigt sie sich im geeigneten Augenblicke des Wortes, tadelt den Mann seiner Verschwendung wegen, lobt die Frau als eine gute und sparsame Wirthin und rügt nur strenge ihre Neigung zu Kraftausdrücken. So habe sie neulich, allerdings nur im engsten Verwandtenkreise und höchsten Unmuth zu ihrem Manne gesagt: „Du wirfst das Geld für die theuren

Möbel, Teppiche und Silbergeschirre doch zum Fenster hinaus, um deine „Schweinefreunde“ bei dir zu sehen!“ Das sei unverantwortlich, unleidlich von einer Frau, wenn der rohe Ausdruck selbst auch durchaus wahr sei und auf jeden Einzelnen der Freunde vollkommen passe. Die Anfäuerliche bringt diesen Effect nicht sanft und heuchlerisch liebenswürdig hervor, als ob sie von der Bekanntschaft ihres Nachbars nichts wüßte, nein, sie spielt die Redensart wie einen hohen Trumpf aus, sie will die Wirkung auf den tiefgekränkten Menschen mit vollen Zügen genießen und ihr verbittertes Gemüth daran wahrhaft laben. Wer ein lebhaftes Temperament besitzt, kleine Schwächen nicht zu verbergen versteht, mit Offenheit spricht und vermöge seines Berufes von vielen Menschen gekannt ist, fällt unvermeidlich den Anfäuerlichen zum Opfer, wenn und wo er mit ihnen zusammentrifft. „Leben Sie denn noch?“ vernahm ich plötzlich hinter mir in einer großen Gesellschaft, als wir uns zu Tische setzen wollten, von einer freundlichen theilnehmenden Männerstimme, und zugleich umklammerten zwei fleischige Hände zärtlich meine Schultern, „meine Frau und ich, wir haben seit Jahren geglaubt, Sie seien gestorben?“ Die Feinheit dieser Ansprache an einen Menschen, der Schriftsteller ist, Kinder hat, und eben zu essen gedenkt, ist bewunderungswürdig. Sie gehört zu den glücklichsten Eingebungen der Anfäuerlichkeit. Dem Manne selber hatte ich nie eine Kränkung zugefügt; aus ihm sprach die reine Seligkeit eines immer mit dem Dolch auf der Lauer liegenden Gemüthes.

Es ließen sich leicht viele Bogen von Beispielen histo-

rischer und unhistorischer anfäuerlichen Größen anführen, allein Jeder wird den nöthigen Belag aus eigenen Erfahrungen und Leiden zu liefern wissen. Die Ursachen der Anfäuerlichkeit pflegen häufig unglückliche Ehen oder Ehelosigkeit, heimliche Sorgen, unerträglicher Druck im Amte, böses Gewissen, getäuschte Hoffnungen und unheilbare körperliche Leiden zu sein, und so eher das Mitleid, als den Zorn des Gekränkten zu erregen. Wir reden aber eigentlich von den Wollüstlingen in der Anfäuerlichkeit. Ihnen ist nur wohl, wenn sie gleich dem Neuntödter, mitten unter einer Anzahl an Dornen gespießter Käfer, auf dem Zaune sitzen, und eine üppige Mahlzeit halten können. Mit einem etwas ernsthaft aussehenden Kaufmanne reden sie nicht von einem hoffnungsvollen Sohne, einem begabten Studenten, sondern von schmachvollen Bankerotten, einem Schwindsüchtigen erzählen sie nicht beiläufig von Reisen in fernen Landen und wärmeren Klimaten, sondern beklagen sich selber über Brustschmerzen, oder machen ihm liebevolle Vorwürfe, daß er bei dem rauhen Wetter das Haus verlassen habe, einem Arzte gegenüber loben sie die Kuren mit Apfelwein, sprechen sie einen Beamten, so rühmen sie die Unabhängigkeit und die reichlichen Einnahmen des Handelsstandes, sie sind über alle Maaßen entzückt, wenn sie ihre Sonde richtig in die blutige Stelle im Herzen jedes Menschen gesenkt haben.

Bisweilen entsteht dieser Hang aus einer großen Schwäche und Hülflosigkeit eines Charakters. In der Furcht, angegriffen zu werden und sich nicht vertheidigen zu können, bemächtigen sich solche Menschen nicht selten

der Offensive. Etwas Aehnliches findet sich bei jungen Mädchen, wenn sie bei der ihnen wohlbewußten gänzlichen Wehrlosigkeit der Unschuld, Sitte und mangelhaften Erfahrung doch mit satyrischen Neckereien keck den Anfang machen. Bei den Anfäuerlichen der letzten Gattung liegt freilich keine so anmuthige Eigenschaft zum Grunde, sondern nur eine breite Verschwemmenheit des Innern.

Die Anfäuerlichkeit ist im Ganzen eine Krankheit der mittleren Jahre bei Männern und Frauen. Wenn der Schatten hinter dem Menschen länger wird und die Abendsonne grade in sein Gesicht scheint, entwickeln sich fast immer Ruhe und Stille in seinem Herzen. Die kriegerische Lust vergeht, die Sehnsucht nach Frieden erwacht und die Beobachtung sucht mit Vorliebe nur die guten Eigenschaften der Menschen auf. Leider entwickelt die heutige Erziehungsweise aber schon unter den Kindern, namentlich unter den Knaben, die ursprünglichen Anlagen zur Anfäuerlichkeit. Die Haussüchtigkeit der modernen Eltern, die Verbannung der Kinder unter Fremde und Dienstboten, ihre Behandlung in manchen Schulen, schlechte Ernährung, und dann wieder an festlichen Tagen Ueberfluß und prahlerische Schaustellungen, trüben nur zu oft das kindliche Gemüth. Daß Jungen ihren Schulmeister auf die Thürplatte oder die Scheunenwand zeichnen, ist oft von humoristischen Künstlern für Ausstellungen gemalt worden, aber noch Keiner hat jenen kleinen Buben verewigt, den wir seinen eigenen Vater, der in der Kirche eingeschlafen war, schadenfroh mit Bleistift innerhalb des Gesangbuchdeckels abconterfeien sahen.

In manchen Geſellſchaften ſieht man kleine Knaben mit ſchwarzen Jacken, Schuhen und Strümpfen in den Winkeln ſtehen, die Naſen rümpfen und einander anſäuerliche Bemerkungen in die Ohren flüſtern. Sie ſind wohlgerathene Söhne vom Hauſe und werden zum beſten Ton herangebildet. Da ſie den erwachſenen Herren nicht trauen, ſuchen ſie ihre Sporen an den Leibbedienten zu verdienen und üben ſich an ihnen in den Anfangsgründen der bosbaften Redekunſt. Aufmerkſame Pädagogen wiſſen, welche Unzufriedenheit ſolche griesgrämige Jungen in Schulklaſſen verurſachen können. Jede heftige Prügelei pflegt indirect durch ein Exemplar dieſer Gattung angeregt zu ſein.

Fragen wir nun aber nach dem Nutzen der Anſäuerlichkeit, ſo muß uns jener Spruch des größten Menſchenkenners unter den Dichtern tröſten:

Was nur auf Erden lebt, da iſt auch nichts ſo ſchlecht,
Daß es der Erde nicht beſondern Nutzen brächt'.

Die Geſellſchaft ſchöpft den meiſten Stoff ihrer Unterhaltung aus der raſtloſen Thätigkeit der Anſäuerlichen. Wie die modernen Menſchen ſich einmal zu einander verhalten, mit einander verkehren, gedeiht ihr Frohſinn am beſten in einer ſolchen verderbten Sumpfluft. Das wilde Durcheinander des Lebens hat die Wenigſten ſo unverſehrt erhalten, daß ſie nicht einen Anflug von wenniger Schadenfreude ſpüren ſollten, ſo oft einem ihrer lieben Brüder auf geſchickte und unerwartete Weiſe Schmerzen bereitet werden.

In dem Walten der Natur verbinden wir mit dem Worte Sauerſtoff nur die Begriffe des Schaffenden,

Ernährenden und Erhaltenden; es ſpricht nicht für den Sauerſtoff in der Complexion des Menſchen, daß die Sprache die Redensart geſchaffen hat: Einem ſein Leben ſauer machen.

VII.

Die Schule der Neutralität.

Unter allen conſervativen Geſchäften des Erdballs ſtehen die Commerzienräthe oben an. Sie ſind royaliſtiſcher als die Könige, friedliebender als die ſanften Thiere, aus deren Wolle ſie oft vortreffliche Stoffe weben laſſen, nachgiebiger als feuchter Pfefferkuchen, und ruheliebender, als das vor- und nachſündfluthliche Faulthier. Mein Freund und Gönner, der Commerzienrath F. iſt vielleicht der Flügelmann dieſer ausgezeichneten Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft. Er hat durch patriotiſche Dienſte unter dem Miniſterium Manteuffel den rothen Adlerorden vierter Klaſſe und den hohenzollernſchen Hausorden erworben, er betheiligt ſich bei allen loyalen Subſcriptionen, ſeine Diners genießen einen achtungsvollen Ruf in der höheren bureaukratiſchen Sphäre, und nicht ſelten werden aus ſeinen Salons ältere Geheimräthe, die zu tief in ſeine grünen Rheinweinpokale geblickt haben, in ſtillgelegene Nebenzimmer geführt, auf Sopha's ausgeſtreckt und dem beſänftigenden Schlummer überlaſſen. Com-

merzienrath F. erhält an der Kasse immer Theaterbillets, und wenn sie noch so selten sind, bei allen Unternehmungen steht sein Name immer unter den Comitémitgliedern, als Stadtverordneter wird er immer wieder gewählt, und unter den Aeltesten der Kaufmannschaft kann er „das alte Haus" genannt werden.

Aus dieser kurzen Beschreibung wird man entnehmen können, daß der Commerzienrath durch die seit Neujahr angeregte europäische Bewegung vollständig aus seinem gewohnten Geleise gebracht worden war. Der berühmte Neujahrsgruß des Retters der Gesellschaft und Erkorenen von sechs Millionen hat alle seine Theorien über Neujahrswünsche umgestoßen und sein Gemüth mit Kummer über die Unzuverlässigkeit, selbst der ausgezeichnetsten Charaktere erfüllt. Er hatte einst für den großen Mann geschwärmt, die Deportationen nach Lambessa und Cayenne waren ihm nicht unangenehm gewesen, selbst das Sicherheitsgesetz beleidigte nicht sein Zartgefühl, denn seine eigenen Papiere, deren er zu einer jährlichen Vergnügungsreise nach Paris bedurfte, waren stets in bester Ordnung, und die Gegner des großen Retters galten ihm für gleich gefährliche Feinde der Gesellschaft, wie jene Lotterbuben, welche einmal die Fensterscheiben seines Weinkellers mittelst eines Pechpflasters eingedrückt und eine beliebte ältere Sorte bis auf wenige Flaschen ganz ausgeführt hatten. Der Neujahrstag mit seiner kurzen Festbemerkung, welche mehr Aufregung in der Welt hervorgebracht hat, als die längsten Vorträge der berühmtesten Redner, mußte ihn an der Friedensliebe seines Abgottes stutzig machen: die her-

abgehenden Course vollendeten das Werk. Der Commerzienrath überzeugte sich allmählich, daß der Mann des Staatstreiches damit umgehe, den Boden unter den Füßen aller europäischen Monarchen zu lockern, und daß das gleichbedeutend sei mit einem verwegenen Eingriff in die Rechte aller Commerzienräthe.

Wir finden unsern Gönner in den letzten Tagen wieder, wie er im Lehnstuhl neben seiner Gemahlin und der Kaffeemaschine sitzt, zwei Gegenständen seines Haushaltes, die ihn zu den tiefsinnigsten Betrachtungen zu veranlassen pflegten. Er hält in seiner Linken die Zeitung, welche mit seinen politischen Gesinnungen am meisten übereinstimmt, die wir aber nicht nennen, da die Redactionen stets leicht zu beleidigen, in der gegenwärtigen Zeit aber besonders reizbar sind. In der Rechten hält er nur eine Cigarre, aber sie verdient von jedem Menschenfreunde gehalten zu werden, und ist mit achtzig Thalern bezahlt worden, als die Bankpapiere noch theurer und die Cigarren billiger waren.

„Ich begreife nicht," sagte der würdige Mann, „was diese süddeutschen Zeitungen mit ihrem Kriegsgeschrei wollen; nach meiner Meinung hat Preußen in diesem Conflict nur eine Aufgabe, und es ist die: neutral zu bleiben. Wenn der Prinz-Regent, den der Himmel uns viele Jahre erhalten möge, mich nach meiner Politik fragen würde, ich wüßte nichts besseres zu thun, als ihm die strengste Neutralität zu empfehlen, denn ist die Lage Preußens, Englands und Rußlands nicht ganz dieselbe, wie die der drei Spieler in einer Partie Klabbergaß; die

Karten gefallen ihnen nicht, und sie werfen sie bei Seite. Wer will mich zwingen zu spielen, wenn ich nicht den Gaß (Buben) habe, und will Preußen zwingen, mobil zu machen und an die Grenze zu rücken, wenn es keine Lust dazu und keinen Vortheil davon hat?"

„Lieber Alfred," antwortete die Frau vom Hause, „ich bin weit davon entfernt, Deine politischen Ansichten zu bekämpfen, allein Du wirst mir doch zugestehen, daß Du Dich schon mit mehreren Deiner Freunde durch Deine Liebhaberei für die Neutralität erzürnt und vollständig überworfen hast?"

„Ein Diner, und sie sind Alle versöhnt. Ich kenne meine Freunde!"

„Das mag sein, aber selbst in unserem Geschäfte machst Du Dich unpopulär; die Köchin erzählte mir gestern, wie die Hausknechte mit dem Fuhrmann des Spediteurs über Dich geredet haben — das kann mir, als Deiner Frau, nicht gleichgültig sein."

„Mir ist es vollkommen gleichgültig. Ich bin ein Schüler des vorigen Ministeriums: die öffentliche Meinung ist für mich nicht mehr, als der beschränkte Unterthanenverstand. Den beiden Hausknechten und dem Fuhrmann gegenüber stütze ich mich auf die Gewalt der Bajonette; verstehst Du mich?"

„Aber, theuerster Alfred, wer wird denn so hartnäckig sein!"

„Wäre der Großherzog von Toskana hartnäckiger gewesen, er befände sich bei dem gegenwärtigen schönen Wetter noch in Florenz; schöpfen wir Privatleute min-

bestens gute Lehren aus den Fehlern der Fürsten. Ich kann nicht, wie Machiavell, einen Principe schreiben, aber ich will mir Alles, was heute geschieht, wenigstens hinter die Ohren schreiben."

Der Commerzienrath hat kaum diese bedeutungsvollen Worte ausgesprochen, als rasch an die Thür geklopft und diese dann aufgerissen wird. Der Neffe und Mündel des Commerzienrathes stürzt herein und ruft: „Onkel, ich bin einberufen, ich muß mit. Gott sei Dank, daß der verdammte Schreibedienst und die ewige Rechenknechtschaft einmal aufhört."

„Du maßt mit? Wer hat das gesagt? wo steht das geschrieben?" fragt betroffen der Onkel, nimmt die Cigarre aus dem Munde und läßt den Rauch von den unbewußt geöffneten Lippen, wie aus dem Schornstein einer friedlichen Hütte, während ringsum das Gefecht tobt, gen Himmel steigen.

„Hier, zur Kriegsreserve einberufen!" triumphirt der Neffe.

„Wie kann man Dich, als meinen einzigen Neffen, einberufen; ich werde als Dein Vormund dagegen protestiren."

„Das würde Dir wenig helfen und ich würde mich auch nicht weiter darnach richten, mit Deiner Erlaubniß."

„Aber ich brauche Dich im Geschäft zu nothwendig!"

„So wirst Du einen älteren Mann engagiren, der vielleicht obenein Frau und Kinder zu ernähren hat. Es laufen bei den schlechten Zeiten genug brotlose Correspondenten umher."

„Gerechter Gott, das muß mich und meine soliden politischen Ueberzeugungen treffen. Diese Schwärmerei für das einige Deutschland ist seit elf Jahren eine ansteckende Krankheit geworden. Wir haben früher davon so wenig, als von der Cholera und von der Kartoffelkrankheit gewußt," seufzt der Onkel.

„Am Montag muß ich nach Potsdam!" jubelt der Neffe, und drückt der Tante die Hand, um sie ein wenig zu trösten.

„Und was soll aus Deinem braunen Mecklenburger werden? Du weißt, daß ich nicht reite und auch keine Lust habe, mich auf Roßtausch und Roßtäuschung zu legen."

„Der Braune ist auch aufgeschrieben und muß in den nächsten Tagen auf die Pferderevue nach Köpenick, auch Deine beiden Grauschimmel sind notirt. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig!"

„Also das nennt man Neutralität? Also das ist die vielgerühmte Besonnenheit Preußens? Womit soll ich denn Abends in den Thiergarten und nach dem zoologischen Garten fahren, wenn meine Grauschimmel für tauglich befunden werden?" ruft höchst entrüstet der Commerzienrath, und schlägt auf den Tisch, daß die Tassen klirren und der Aschbecher einen Saltomortale macht.

„Dann wirst Du die Pferde von einem Fuhrherrn miethen, und Dich, in Deinem bequemen Halbwagen sitzend, damit trösten, daß die Grauen dem Vaterlande einen Dienst leisten und an einem Zwölfpfünder mitziehen."

Der Commerzienrath will auffahren, aber die Hausfrau beschwichtigt ihn mit den sanften Worten: „Alfred,

Alfred!“ Er besinnt sich und sagt: „Meine Grauen sollen Zwölfpfünder ziehen? nein, das überleben sie nicht. Niemals bin ich weiter mit ihnen gefahren, als bis zum Spandauer Bock, und wenn das Wetter an Winterabenden schlecht war, habe ich sie stets zu Hause gelassen und eine Droschke genommen, oder bin zu Fuß gegangen. Nein, solche distinguirte Pferde kann die Artillerie nicht brauchen. Außerdem sind sie zu alt und zu bequem!“

„Aber, lieber Onkel, ich kann Dich nicht mehr begreifen. Wenn es sich um die Existenz von ganz Deutschland handelt, wenn es auf der Hand liegt, daß wir Preußen früher oder später diesseits der Alpen von Frankreich so an der Nase umhergezogen werden, wie Oesterreich seit vier Monaten jenseits der Alpen: wie kannst Du Dich da um ein paar alte Pferde ereifern?“

„Das verstehst Du nicht, junger Mensch,“ eifert der Alte, „ich sage Dir, es kann kein Krieg geführt werden, kennst Du die heutige Welt? Wie will man Krieg führen in Europa, wenn für die vorhandenen Werthe dreimal so viel Papiere umlaufen? Es ist mir nicht um die Grauschimmel zu thun; es ist um die Papiere. Dir wird es auch nicht gleichgültig sein, ob Du ein schönes Erbtheil, oder ein Packet Fidibus hast!“

Der Neffe schweigt bei dieser Aufwallung vorsichtig, und flüstert einige Worte mit der verstimmt schweigenden Tante, da tritt Karl, der Bediente, ein und meldet den jüngsten Comptoirgehülfen Moses an; er wünsche den Herrn Commerzienrath zu sprechen. „Laß ihn herein,“

ruft der alte Herr, „was kann der Moſes wollen, ich habe keine Idee davon?“

Der jüngſte Comptoirgehülfe tritt ein; er iſt ein kleiner, aber kräftiger Jüngling von einundzwanzig Jahren, etwa von der Statur, wie man ſich den Horaz nach der Beſchreibung des Suetonius vorſtellt, aber italieniſcher, wenn man will, orientaliſcher. Er macht eine graziöſe Verbeugung, der man noch die Lection der Tanzſtunde anſieht, und ſagt mit feſtem Tone: „Herr Commerzienrath, ich wollte Sie um die Erlaubniß bitten, aus Ihrem Geſchäft zu treten, ich werde Soldat!“

„Sie ſind ein Narr, Moſes, und haben wahrſcheinlich geſtern Maitrank getrunken, den Sie nicht vertragen können, kommen Sie mir nicht mit ſolchem Unſinn.“

„Ich ſpreche im Ernſte, Herr Commerzienrath, und habe geſtern und heute nur ſchlechten Kaffee getrunken,“ antwortete Moſes mit vielem Ernſte.

„Nun, das iſt eine ſchöne Geſchichte, da überſchlägt ſich Ihr Vater in Frankfurt. Sie werden nicht fort, Moſes, ich muß für Sie ſtehen, ich habe es Ihrem Vater ſchriftlich verſprochen.“

„Mein Vater wird nichts dagegen haben!“

„Ihr Vater wird viel dagegen haben; das muß ich beſſer wiſſen. Ihr Vater iſt ein jüdiſcher Rittergutsbeſitzer und hat ſich gegen mich auf das Bitterſte gegen das Herrenhaus ausgeſprochen, was wird er ſagen, wenn ſein Sohn unter die Soldaten läuft, und läßt ſich von den Söhnen und Verwandten des Herrenhauſes commandiren!“

„Herrenhaus!“ ruft Moses und zuckt die Achseln, „wie wird es in Deutschland aussehen, wenn das Herrenhaus wieder zusammenkommt. Ich sage Ihnen, Herr Commerzienrath, es wird dann nicht mehr auf uns jüdische Leute schimpfen. Wenn ich nicht hier Soldat werde, gehe ich nach Wien und lasse mich bei den Freiwilligen anwerben.“

„Gerechter Gott, was wird aus dem Menschen!“ stöhnt der Alte und fällt wieder in den Lehnstuhl, aus dem er sich gegen den Freischärler Moses zornig erhoben hat. „Noch vor einem halben Jahre glaubte man von diesen jungen Leuten, daß sie nichts im Sinne trügen, als auf der Universität sich mit einem Brotstudium abzugeben, mit der Elle und am Wechseltisch zu hantieren, und jetzt spucken sie Bajonette um sich — gehen Sie auf Ihr Zimmer, Moses — ich schließe Sie sonst ein und schicke eine telegraphische Depesche an Ihren Herrn Vater — Sie sind ein Idealist!“

Nach diesem entscheidenden Votum dreht sich der kriegslustige Moses, ermuntert durch einen Blick des Neffen, kurz um, und geht mit so festem Tritt ab, daß an der Bestimmtheit seines Entschlusses nicht zu zweifeln ist. Der Neffe bemüht sich inzwischen, den alten Herrn auf andere Gedanken zu bringen und ihn von der Unklugheit und Unsittlichkeit der Neutralität Preußens gegenüber der großen deutschen Sache zu überzeugen, allein der Commerzienrath hat sich zu sehr in die Philosophie des Starken verrannt, der ruhig zurückweicht, als daß er den großen Gedanken der Situation des Vaterlandes begreifen, seine geschichtliche Zukunft fassen könnte. Als der Mann der Stagnation

und des goldenen Kalbes will er von keiner Kriegsbereitschaft, von keiner Anleihe, von keinem Ausfuhrverbot wissen, sein Raisonnement stützt sich auf das angeblich glückliche Befinden Preußens während des Krieges in der Krim. Er erhebt sich endlich und befiehlt dem Bedienten, dem Kutscher zu sagen, er solle anspannen.

„Entschuldigen der Herr Commerzienrath," antwortete Karl triumphirend, denn er hat als ein wohlerzogener Diener das ganze lehrreiche Gespräch an der Thür behorcht, „Johann ist nicht zu Hause."

„Um diese frühe Stunde? Wer hat ihm erlaubt, auszugehen? Liebe Frau, hat er Dir etwa davon Anzeige gemacht?"

„Herr Commerzienrath werden vergessen haben, Johann ist ja zum Militär einberufen worden, und muß sich heute bei den Dragonern stellen, wo er sonst gedient hat!" meint Karl mit höhnischem Tone, denn auch er, obgleich durch eine Anzahl Ueberbeine und zwei steife Finger vom Militärdienst befreit, ist kein Freund der französischen Freiheitspropaganda, und hat in der Bedienten-Ressource wiederholt mit Entschiedenheit ausgesprochen, daß die Franzosen diesen Artikel zu Hause selber nothwendiger, als irgend ein Stamm in Italien, brauchten.

Der alte Herr sucht sich bei dieser niederschmetternden Nachricht zu fassen und brummt nur in den Bart, es könne noch so weit kommen, wenn alles junge und rüstige Volk unter Waffen trete, daß ein Elite-Corps aus Berliner Commerzienräthen gebildet werde, und er selber, mit einer Pike in der Hand, am Brandenburger Thor Schild-

wacht stehen und herausrufen müsse. „Ist es denn wirklich so nothwendig, daß wir uns rüsten, Amalie; ich bitte Dich um Deine unmaaßgebliche Meinung?“ sagt er schließlich zu seiner Gattin, die in der Zwischenzeit den Kammerbericht in der Zeitung gelesen hat.

„Du giebst doch etwas auf einige Abgeordnete, obgleich Du zu keiner Partei gerechnet sein willst,“ antwortet die kluge Frau, „aber in der gestrigen Sitzung sind Reden gehalten worden — Du wirst sie ja lesen, sobald Du Dich wieder beruhigt hast. Selbst Dein Simson hat sich auf eine Weise ausgesprochen — nun, Du kannst Dich selbst überzeugen. Nach meiner Meinung wäre es gerathen, jetzt endlich aus der Neutralität herauszutreten und eine bestimmte Farbe anzunehmen.“

Der Commerzienrath ergreift bei dem Citate des Namens Simson das Zeitungsblatt und liest ohne Unterbrechung seine Rede. Als er geendet, faltet er mit wehmüthigem Blicke das Blatt zusammen und sagt: „Der Mann hat Recht, Amalie, Simson kann nicht Unrecht haben; ich muß umlernen, der Mensch kommt doch sein Lebenlang aus einer Schule in die andere. Erinnere mich doch Nachmittags daran, daß ich noch vor Abgang der Post an Moses Vater schreibe. Ich habe nichts dawider, daß der Junge sich mobil macht!“

VIII.

Das Mädchen der Gegenwart.

Welche Vorstellung wird sich die Malerei der Zukunft von dem deutschen Mädchen machen, welches in unseren Küchen waltet, den Haarbesen schwingt, die Fenster putzt und alle jene Nothwendigkeiten besorgt, für welche die Hände der heutigen Hausfrauen zu zart geworden sind? Die Köchinnen, Haus- und Stubenmädchen des Mittelalters sind bei den Malern der Gegenwart sehr gut weggekommen. Wo wir sie in Kunstausstellungen und Privat-Galerien in Oel und farbigen Stiften antreffen, gehören sie zu den zierlichen Geschöpfen des weiblichen Geschlechts, beschäftigen sich in gewölbten Küchen voll der blankſten und kostbarsten Geräthschaften mit vortrefflichen Früchten, seltenem Wildpret und feinen Weinen, und stehen an Idealität nur jenen Jungfrauen nach, die mit Lauten auf Söllern sitzen und in die Ferne schauen, Täubchen füttern, sich von Vögeln küssen lassen, in metallene Spiegel gucken, ihre Haare flechten, Rittern Wein kredenzen und andere gemeinnützige mittelalterliche Geschäfte treiben. Offenbar erhellt daraus, daß unsere Verfahren in diesem Punkte besser bedient waren, als wir beklagenswerthen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. Auf eine vortheilhafte Meinung, die einige Säcula hindurch in der Malerei, einer, wie die Portraitmaler sagen, so glaubwürdigen Kunst, fortgepflanzt wird, ist etwas zu geben.

Nach diesem Satze erfreuen sich die modernen Mädchen der Küche keiner besonderen Anwartschaft, in die Malerei der Zukunft als ideale Gestalten überzugehen, denn die Gegenwart hat keine Veranlassung, über sie eine ungewöhnlich vortheilhafte Meinung zu hegen.

Die heutigen scharfsinnigen Zergliederer der neueren Staaten haben als Ursachen verschiedener gesellschaftlicher Uebelstände allerlei weit hergeholte Momente angegeben, und darüber die nächstliegenden übersehen. In zahllosen Büchern und Blättern wird z. B. über den Verfall des häuslichen Lebens und die auffallende Abnahme der Heirathen in den gebildeten Ständen Klage geführt; aber keinem dieser Elegiker fällt es ein, die Ursache nicht etwa im Frauengemach, sondern in der Küche, in dem dort hausenden weiblichen Wesen zu finden. Versuchen wir einen kleinen literarischen Beitrag diesen schwierigen Untersuchungen hinzuzufügen.

Auch der kleinste heutige Hausstand kann bei den Anforderungen des städtischen Lebens nicht mehr ohne die Hilfe wenigstens einer Küchenfee gegründet werden. Außer dem Mädchen seiner Wahl, einem meistens sehr unerfahrenen, und nur in Salons, Concerten und Theatern bewanderten Mädchen, heirathet der Mann also noch eine Anzahl unbekannter Wesen mit, von denen er bestimmt weiß, daß sie der Reihe nach, gleich den Geistern im Zelte Richards III., in seinem Hause erscheinen, und sein Gemüth mehr oder minder in fortwährender Unruhe erhalten werden, obschon er der Nemesis bei weitem geringere Veranlassung dazu gegeben hat, als jener blutdürstige König

von England. Jeder Mann, der im schlimmsten Falle allein durch die Welt kommen, und wie jeder jugendliche Pariser seinen Rock allein reinbürsten kann, muß sich sagen, daß der Besitz einer Frau nothwendig mit der gleichzeitigen Erwerbung eines zweiten Exemplares verbunden ist, das ihm nicht als verbündet und wohlgesinnt, sondern als eine erobernde und beutegierige Macht gegenübersteht. Dieses Exemplar revolutionirt nicht allein die Launen seines Weibes, sondern tritt nur zu oft auch ihm selber in voller Kriegsbereitschaft entgegen, verfolgt im Haushalte ein der herrschaftlichen Rechnung durchaus entgegengesetztes Finanzsystem, begünstigt Niederlassungen von Einwanderern und wilden Stämmen, zuweilen selbst von fremden Kriegsvölkern aus der nächsten Kaserne, in der Küche, und beeinträchtigt den einheimischen Verzehr durch heimliche Ausfuhr in den späten Abendstunden.

Ein verständiger Mann von beschränkten Mitteln muß sich also hierauf fragen, ob das Glück des Besitzes der Geliebten ihn hinlänglich gegen das sichere Unglück in der Küche stärken werde, oder ob sein Charakter in Gefahr sei, ihm zu erliegen. In Wirklichkeit ist es, ohne Uebertreibung gesprochen, so weit gekommen, daß das moderne Dienstmädchen auf dem Hauswesen nur wie eine Schmarotzerpflanze auf einem Baumstamme grünt, der bei schwächlicher Lebenskraft früher oder später zu Grunde gehen muß. Nach unseren Andeutungen wirkt das Mädchen aber noch obendrein durch ihren gesellschaftlichen Verband auf den Haushalt nachtheilig ein, und umgiebt ihn mit geheimnißvollen Gefahren.

In der ersten Reihe steht die Freundin, ein erfahrenes, älteres Wesen, über dessen Stand einige Zweifel obwalten, das aber jedenfalls einmal perfecte Köchin in reichen Häusern gewesen ist. Sie erscheint bald nach dem Einzuge des Mädchens in das Hauswesen als kritische Großmacht, prüft das Mobiliar und die Wäsche in der Dienstbotenstube, das Geschirr in der Küche und die Einrichtung des Bratofens, die Lebensweise der Familie und den Charakter der Hausfrau, fällt ein apodiktisches Urtheil, und hinterläßt dem Mädchen einige unvergeßliche Sentenzen und Maximen, welche für ihre ganze Dienstzeit maßgebend sind. Die Freundin kommt von Zeit zu Zeit wieder, trinkt gemächlich Kaffee in der Küche, bittet das Mädchen zu Landpartien, Hochzeiten, Kindtaufen und Bällen, ja sie erfrecht sich nicht selten, Partei gegen die Hausfrau zu ergreifen, und diese wegen Kränkung der Mädchenrechte mündlich zur Rechenschaft zu ziehen. Ihre Rolle im Hauswesen ist die des Mephistopheles, dessen Lebens-Philosophie: „Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht!“ sie gleichfalls adoptirt hat.

Wenn das Mädchen noch nicht das reifere Alter erreicht hat, in welchem das zarte Geschlecht für die Genüsse einer solchen schwärmerischen Freundschaft empfänglich ist, steht sie regelmäßig in einem Verhältniß mit einem jungen Manne des Civil- oder Militairstandes, den sie schönrednerisch ihren „Bräutigam“ nennt. Dieser junge Mann erfreut sich stets eines vortrefflichen Appetits, regelmäßiger abendlicher Freistunden und einer ausgesprochenen Liebhaberei für Brennholz, Bratenüberbleibsel, Bruchstücke von

Würsten, Käsetorsos, Reste in Weinflaschen, heruntergerannte Wachslichter, und wie sonst alle jene Dinge heißen mögen, die im Haushalte noch immer stillschweigend verwerthet werden können. Nach allen Festlichkeiten erscheint der Jüngling Abends, gleich dem Nebel nach einem schönen Herbsttage. Der Hausfrau bietet er sich gern zu kleinen Diensten an, doch beruhen sie nur auf dem Streben, in der Küche festen Fuß zu fassen, und an den Mahlzeiten der Familie so regelmäßig als möglich theilzunehmen. Nicht immer behandelt er die Dame rücksichtsvoll und diplomatisch; bemerkt er, daß sie noch jung und unentschlossen ist, so raucht er allabendlich, während das Abendessen bereitet wird, auf einem, aus den Wohnzimmern entlehnten Sessel sitzend, seine Cigarre in der Küche, nimmt sie auch wohl nicht einmal aus dem Munde, wenn die Hausfrau eintritt. Wird die Herrschaft mit Bestimmtheit vor Mitternacht nicht zurückerwartet, dann schlägt der Jüngling keck für einige Stunden sein Quartier im Studirzimmer des Hausherrn oder im Boudoir auf, doch entgeht er fast niemals der Entdeckung am andern Morgen, da, nach dem Beispiel des Iltis im Hühnerstalle, der ihm eigenthümliche Geruch seine Spur verräth. In manchen Epochen nimmt seine Zärtlichkeit gegen die Jungfrau der Küche auffallend zu, er trägt für sie den täglichen Brennholzvorrath vom Boden herab, und das Wasser zum Kochen und Waschen vom Brunnen herauf, er begleitet sie zum Markte und trägt den Gemüsekorb, er murrt gegen die Hausfrau, wenn nicht für hinlängliche weibliche Hilfstruppen bei der großen Wäsche gesorgt ist. Dann kann

man mit Bestimmtheit einem Zuwachs der Einwohnerzahl entgegensehen, mag das junge Wesen seine erfreulichen Erwartungen noch so standhaft ableugnen. Die äußerste Achtsamkeit wird deshalb nothwendig, um einer plötzlichen Ankunft des kleinen Erdenbürgers im Hauswesen vorzubeugen und die hoffnungsvolle Fee des Heerdes bei Zeiten zu entfernen.

Neben Liebe und Freundschaft unterhält das moderne Mädchen noch verschiedene gesellige Beziehungen zu ärmeren Fractionen im Hause. Aus Mitleid und Gutmüthigkeit theilt sie das Brod mit dem Mädchen im obern Stockwerk, das von seiner Herrschaft nur äußerst kümmerlich beköstigt wird, und den Schlüssel zum Holzvorrath mit der Frau des Hausdieners, welche eine Art von weiblichem Portier vorstellt, während ihr Mann Briefe und Pakete in der Stadt umherträgt. Brod und Holz nehmen deshalb mit rasender Geschwindigkeit ab, so oft sie auch erneuert werden. Sie bilden einen direkten Gegensatz zu jenen Gütern im Volksmärchen, die, genossen und verbraucht, von unsichtbaren Mächten immer wieder ergänzt werden; hier giebt es nur verzehrende unsichtbare Mächte. Zur Rede gestellt über die unbegreifliche Selbstverbrennung des Holzes und die unnatürliche Schwindsucht des Brodes, nimmt das Mädchen die Miene der unschuldig gekränkten Genovefa an, kann diese Wunder nicht begreifen, sondern kündigt zur eigenen Genugthuung den Dienst bei so ungerechten Herrschaften.

Die Kündigung gehört überhaupt mit dem dazugehörigen Wechsel des Dienstes zu den Hauptreizen im Dasein

eines Mädchens. Sie mag noch so wohlwollend und nachsichtig behandelt werden, ihre Herrschaft mag jeden guten Bissen mit ihr theilen, ihr alle Schwierigkeiten bei der Arbeit erleichtern; irgend eine Kleinigkeit kann sie alles vergessen machen. Ein Thaler weniger zum Weihnachts-Geschenke, als die Magd in der andern Etage erhalten hat, eine mißliebige Farbe in dem geschenkten Kleide reicht hin, ihr den Dienst zu verleiden. Bei der größten Zufriedenheit mit ihrer Behandlung und Verpflegung kündigen manche Subjecte schon den Dienst, wenn ihre Herrschaften nur den Plan äußern, für die Sommermonate eine Wohnung vor den Thoren zu beziehen, so enge verwachsen ist dieses Geschlecht mit dem inneren städtischen Treiben, und so groß ist ihr Abscheu vor ländlicher Abgeschiedenheit und dem Mangel an Grenadieren oder Handwerksgesellen.

Läßt sich schlechterdings gar kein triftiger Vorwand zur Kündigung auffinden, dann bleibt der Unglücklichen nichts übrig, als die Herrschaft zu derselben zu reizen. Sie schweift an ihren freien Sonntagen die halbe Nacht umher, sie läßt die Lieblingsgerichte des Herrn anbrennen, sie schlägt seine Mundtasse in Stücke, und setzt dieses anmuthige Spiel so lange fort, bis sie ihre Absicht erreicht hat. Alle weitern sträflichen Tendenzen bei Seite gelassen, entwickeln außerdem einzelne Mädchen eine fabelhafte Virtuosität im Zerschlagen von Geschirren. Der gelassenste Hausherr kann über den Trümmern dieser Welt von ehemaligen Herrlichkeiten aus Porcellan, Fayence, Glas und Thon außer Fassung gerathen. Die beliebtesten, in glück-

lichen Stunden eigenhändig bemalten Geräthe werden zuerst geopfert, keine Bitten, keine ernsten Mahnungen fruchten, man muß an wahre Unglücksklauen, oder an eine unbezwingbare Nachlässigkeit glauben; allein die Demolirung kann einen Umfang annehmen, weit und groß genug, um ein minder begütertes Hauswesen mit Verarmung durch fortwährende neue Anschaffungen zu bedrohen.

Ein eigenthümliches Feld eröffnet sich uns, wenn wir das moderne Mädchen der Küche beobachten, sobald sich ihrer Seele wilde Zerrissenheit und Melancholie bemächtigt haben. Die Hausfrau hat ihr vielleicht verboten, mitten in der Woche auszugehen, dem Bräutigam kann die Thüre gewiesen sein, oder der Hausherr sie gescholten haben; sie verfällt mithin in eine fingirte Krankheit, legt sich zu Bette und stöhnt, daß die Steine in der Mauer sich erbarmen möchten. Nimmt das Uebel zu, weil die Herrschaft nicht nachgibt, so geht sie zu Krämpfen über, diesem Haupteffect der Küche, wie die Ohnmacht im Schmollzimmer und auf dem Theater. Sie läßt sich selbst nach dem öffentlichen Krankenhause bringen und eine Woche lang auf Kosten der Herrschaft verpflegen, nur um ihren Willen durchzusetzen, oder außer der Zeit vom Dienste frei zu werden.

Der bedenklichste Hausgenosse ist und bleibt aber eine in der Küche ergraute Jungfrau, die sich auf die Kochkunst gründlich versteht, und mehrere Kinder zu versorgen hat. Sie weiß aus langer Erfahrung, daß der Gaumen eine empfindliche und schwache Stelle am Menschen ist, und daß man sich in einem guten Hause das Aeußerste gefallen läßt, um ihm nur nicht wehe zu thun. Die alte Köchin

iſt die Autokratin im Hausweſen; kein Gebieter kann die Preſſe in ſeinem zu Widerſetzlichkeit geneigten Lande ſchärfer niederhalten, als die Marquiſe vom Kochlöffel die Redensarten der Herrſchaft und der übrigen Dienſtboten. Ihre Küche iſt das Allerheiligſte im Haushalte; eine Beleidigung ihrer hohen Perſönlichkeit muß mit ſofortiger Entlaſſung des Schuldigen beſtraft werden, und bekleidete er ſelbſt den Rang eines Secretairs oder Hauslehrers bei den Kindern. Ueber die Gouvernante und die Bonne übt ſie eine unbedingte Herrſchaft aus. Sie gehört zur Ariſtokratie der Küche und beſitzt ein kleines Vermögen, das in ſicheren Papieren angelegt iſt und ſie trotz ihrer grauen Haare zu einer wünſchenswerthen Partie für achtbare Bierwirthe oder kleine Reſtaurants macht. Dieſes Capital verdankt ſie ihrer Geſchicklichkeit im Einkauf der nothwendigen Bedürfniſſe für ihre culinariſchen Kunſtübungen. Niemand vermag ihr genau nachzurechnen, da niemand beſtimmt weiß, woher ſie alle dieſe auserleſenen Dinge bezieht. Zuletzt bildet ſie ſich zu einer wahren Centralſonne des häuslichen Syſtems aus, alles dreht ſich um ſie, alles ſtrebt zu ihr hin, wenn auch, von Außen geſehen, kein ſterbliches Auge die Urſache der Bewegung entdeckt. Sie lenkt mit Allmacht den geſammten Hausſtand, wie der Magen, ihr Mündel, das Individuum in ſeiner Thätigkeit regiert und beſtimmt. Als das wichtigſte Glied im häuslichen Organismus kann ſie nie mehr entfernt werden!

IX.

Von den Sommerwirthen.

Für uns arme, an den Schreibtisch geschmiedete Stadtbewohner ist es ebenso nothwendig, im Sommer für einige Monate in die frische Luft gebracht zu werden, wie für die Gummibäume und Epheuspaliere, welche unsere Damenzimmer in Wintergärten verwandeln sollen. Im Ganzen wird uns wirklich auch nur wenig mehr, als frische Luft außerhalb der Stadtmauern geboten, wenn wir nicht die Reihe neuer Beobachtungen und den daraus entspringenden Quell zu erheiternden Darstellungen und Betrachtungen, als zweite erfreuliche Sommerfrucht ansehen wollen.

Als ich vor einigen Jahren die warmen und trockenen Monate hindurch einen kleinen Ort in der unmittelbaren Nähe der Residenz bewohnte, vergnügte ich mich in den Abendstunden, die nach des Tages Arbeit Spaziergängen und Besuchen bei Bekannten gewidmet waren, mit dem Studium der Sommerwirthe, d. h. derjenigen Personen, welche einzelne Individuen oder ganze Familien aus der Stadt bei sich gegen Miethsentschädigung aufnehmen. Schon längst hätte ich meine Beobachtungen über diese nützlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, gleich meinen Versuchen einer Charakteristik der Sommerwohnungen, niedergeschrieben und veröffentlicht, wäre nicht die Schwierigkeit des Gegenstandes und die Unvollständigkeit der gesammelten Einzelheiten für mich ein Abschreckungs-

mittel geweſen. Wenn ich deſſenungeachtet dieſen peinlichen Stoff zu behandeln wage, ſo veranlaßt mich dazu weniger die Vervollſtändigung meiner Studien, als die ſittliche Nothwendigkeit, zur Benutzung für die Sommerſaiſon in die Hände guter Nebenmenſchen eine Reihe von wahrheitsgetreuen Zeichnungen niederzulegen, welche den Unerfahrenen zugleich manchen freundſchaftlichen Wink bei der Wahl einer Sommerwohnung geben können.

Die zahlreichſte Klaſſe der Sommerwirthe iſt zunächſt die bukoliſche oder bäuriſche, ſo ſauber ſie auch oft genug in ſtädtiſches Weſen, weißgetünchte Mauern und gutgemachte Röcke gehüllt ſein mag. Der bukoliſche Sommerwirth iſt ein Mann, der ſelber Landwirthſchaft treibt, aber in ſeinem Hauſe und Garten noch ſo viel Platz übrig hat, um Städter bei ſich aufzunehmen und durch ſie ſeine Einkünfte zu verbeſſern. Bei der Vermiethung ſeiner Räumlichkeiten beſteht er nicht ängſtlich auf Abfaſſung eines peinlichen Contractes. Er wird durch die ſchriftliche Feſtſetzung der beiden Tage, an denen die Miethe gezahlt werden ſoll, vollkommen zufriedengeſtellt; beſondere Pflichten legt er dem Miether nicht auf, räumt ihm dagegen auch keine erheblichen Rechte ein.

Neben ſeinem Bauerhofe liegt ein kleines, anſcheinend ſauberes Landhäuschen mit Stallung, etwas Gartenland und einem geräumigen, von mehreren hohen Bäumen eingefaßten Raſenplatz. Dieſes iſt das Grundſtück, welches der bukoliſche Sommerwirth für zweihundert Thaler an eine wohlhabende Familie aus der Stadt vermiethet hat. Der Bauerhof und das Terrain um das Landhäuschen

sind nur durch einen schadhaften Bretterzaun getrennt, in welchem ein Fach scheinbar absichtlich offen gelassen ist, da die Bewohner des Landhäuschens genöthigt sind, ihren Wasserbedarf aus dem Brunnen des Bauerhofes zu holen.

„Sagen Sie, mein Lieber," fragt der Herr aus der Stadt, „ich bin ein Mann des Friedens und verabscheue nichts mehr als Grenzstreitigkeiten, wäre es nicht besser, Sie ließen eine leichte Thür einsetzen, die von unserer Seite verschlossen werden könnte. Wir haben kleine Kinder, und ich hege einige Bedenklichkeiten wegen Ihres Brunnens."

„Eine Thür lasse ich nicht machen," antwortet der Wirth. „Ihre Kinder können nicht in meinen Brunnen fallen, dazu ist die Einfassung viel zu hoch, und meine Kinder kommen nie in Ihren Garten. Davor sind Sie ganz sicher."

„Das Loch hat doch etwas Unangenehmes. Wenn man dort in der Laube sitzt und darauf hinsieht, verursacht es ein unangenehmes Gefühl," sagt der Herr und wischt ängstlich seine Brille ab.

„Wenn die Fliedergebüsche, die daneben stehen, ganz grün sind, sehen Sie das Loch gar nicht," tröstet ihn der Wirth.

„Das mag sein, aber behaglich für den Miether finde ich es nicht."

„Das Loch war immer da!" sagt störrisch der Bauer mit der Trockenheit seines conservativen Standes, und begiebt sich wieder auf seinen Hof.

Der Herr aus der Stadt, wenig geübt mit Bauern

umzugehen, und ganz unbekannt mit dem allein richtigen Verfahren der Landräthe, dieſe Leute in Ordnung zu halten, disputirt nicht weiter über das Loch im Zaun, fährt aber fort, ſich im Stillen darüber zu grämen. Den Kindern wird verboten, auf den Bauerhof oder an den Brunnen zu gehen, und man hat ſich nicht über Unfolgſamkeit zu beklagen, aber anderweitige Unannehmlichkeiten dringen durch das Loch in den Garten und auf den Vorplatz des Landhäuschens.

Die ſtädtiſche Familie hat einen Gärtner berufen und innerhalb der Raſenfläche einige Beete mit Aurikeln, Levkoyen und Reſeda bepflanzen laſſen. Die kleine Schweinefamilie auf dem Bauerhofe wird aber von dem ſorglichen Stadtherrn beargwöhnt, dieſen ländlichen Culturbeſtrebungen durchaus abheld zu ſein. Sie beſteht aus einer ehrwürdigen Mutter und einem Rudel mäßig großer Schweineknäblein und Mägdlein, die einen unverkennbaren Appetit zeigen, ſelbſt die unverdaulichſten Gegenſtände zu verſchlingen.

„Wenn mir die Schweine nur nicht einmal durch das Loch in den Garten kommen!“ ſagt der Miether an einem ſchönen Morgen zum Wirthe, den er bei der Ausbeſſerung eines Wagenrades antrifft.

„Ach, die haben bei mir genug zu freſſen, die gehen nicht in den Garten. Sie wollen nur eine Thür haben, aber ich laſſe ſie nicht machen.“

„Mein lieber Mann,“ ſagt der Städter nicht ohne Erbitterung, „als ich das Quartier von Ihnen gemiethet habe, verſprachen Sie mir, es vollkommen in Stand ge-

setzt zu übergeben. Nennen Sie das Loch im Zaun etwa Ordnung?"

„Der Zaun und das Loch dazu gehört zu meinem Grundstück, um den brauchen Sie sich gar nicht zu bekümmern."

Diese Wendung macht abermals dem Gespräche ein Ende, der Bauer läßt nach wie vor das Loch offen, und am andern Morgen hat die verrätherische Schweinefamilie wirklich eine beschauliche Frühstunde benutzt und die Auriskeln und Levkoyen als Morgenimbiß verzehrt.

„Sehen Sie hier, was Ihre Schweine gemacht haben," ruft der entrüstete Miether, indem er den Sommerwirth an den Rasenplatz führt, wo die liebevolle Mutter des Rüsselvölkchens eine tiefe Grube gewühlt und sich mit ihren Kleinen darin gebettet hat, „habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt?"

Jetzt weiß der conservative Landmann keine Ausrede mehr, er versetzt der an unrechter Stelle ruhenden, sanft gebetteten Mutter einen Fußtritt, und geht mit einem in den Bart gebrummten Donnerwetter auf seinen Hof, um eine Peitsche zur Ausweisung der nicht ortsangehörigen Vagabunden zu holen.

„Lieber Heinrich," sagt inzwischen Madame, die auf einem grünspanfarbigen Altan neben dem kleinen Korbwagen mit dem darin schlummernden Jüngsten sitzt, „Du wirst doch zugeben, daß eine Sommerwohnung mit sieben Ferkeln, das alte Schwein ungerechnet, nicht comfortabel ist."

„Ich gebe Alles zu, Alles, was Du willst, mein Kind,

Alles," antwortete der Ehegemahl, „aber ich kann den Menschen nicht dazu bekommen, das Loch im Zaune zuzumachen. Und am Ende werde ich doch nicht neben der theuren Miethe noch einen Tischler und einen Schlosser bezahlen und eine Pforte machen lassen."

„Aber die Schweine dürfen mir nicht länger in den Raum vor dem Hause und in den Garten kommen. Wozu hast Du Dir denn das Eigenthum der Früchte, die wir gebaut haben, contractlich zusichern lassen, wenn die Schweine des Wirthes sie auffressen?"

„Nun, die paar Salatköpfe und die Mohrrüben, die unsere Kinder mehr zum Vergnügen, als des Nutzens wegen gepflanzt haben, werden wir wohl noch entbehren können!"

„Wirst Du aber auch Deine Kinder entbehren können?" fragt Madame, und wirft auf den Gemahl einen tieftragischen Blick.

„Unsere Kinder? Was soll das heißen?"

„Weil Schweine auch Kinder fressen. Ich habe es oft genug in Büchern und Zeitungen gelesen. Ja, neulich haben diese Thiere in ihrer Gier selbst eine alte Frau in Polen aufgefressen. Denke Dir, Heinrich, Du kämst an einem Abende aus der Stadt und fändest von unserem süßen kleinen Parzival dort in dem Wagen nur einige Gebeine — —?"

„Das Loch im Zaune muß verschlossen werden, und wenn es mein eigenes Geld kosten sollte," ruft der entsetzte Vater bei dieser schrecklichen Hindeutung auf das problematische Ende des kleinen Skrophulosus, und begiebt

sich sogleich zu dem Sommerwirthe, um das Nöthige mit ihm zu verabreden. Der liebenswürdige Conservative macht zwar noch einige Ausflüchte, giebt aber endlich nach, da die erwähnte Verbesserung des Grundstückes schon lange sein geheimer Wunsch war, er aber den unüberwindlichen Abscheu besaß, seinen eigenen Geldbeutel aufzuthun. Der Verschluß der Zaunlücke verhindert ihn und seine hoffnungsvollen Kleinen indessen im Verlaufe des Sommers und Herbstes nicht, in das Gehege des Miethers zu steigen, den Wein vom Spalier und das halbreife Obst von den Bäumen zu pflücken, die Erdbeeren zu verzehren und die wenigen vorhandenen Rosen zu stehlen. Als die Miethszeit abgelaufen ist, trennt man sich sogar in größter Uneinigkeit in Folge einer gewaltsamen Selbsthülfe, welche die beiden ältesten Söhne des Miethers sich gegen den großen Hofhund des Bauern erlaubt haben, weil er nach seiner Gewohnheit über den quästionirten Zaun gesprungen war, und nach der Sitte seines Geschlechts an ungeeigneter Stätte ein unwürdiges Andenken des Besuches hinterlassen hatte.

„Sie haben uns das Leben nicht angenehm gemacht, Herr Wirth!“ schließt der Städter, als er den letzten Thaler der Miethe auf den Tisch gezählt und die Quittung in die Tasche gesteckt hat.

„Dann thun Sie mir den Gefallen und ziehen Sie im nächsten Jahre nicht wieder zu mir. Auf dem Lande können Sie es nie so wie in der Stadt haben. Merken Sie sich das; Sie sind viel zu verwöhnt!“ —

Der aristokratische Sommerwirth quält seinen Mie-

ther zwar nicht auf diese idyllische Weise, aber dafür durch verfeinerte Menschenzucht und Gartenlehre. Dieser adelige Landmann sieht einen nothwendigen Theil seiner Revenüen in der Miethe des Gastes, und gewährt ihm daher alle Annehmlichkeiten, die sein Grundstück bietet. Er darf in dem gesammten Garten promeniren, auf einem Aussichtsbalken mit obligatem Strafenstaube sitzen, er erhält eine gedielte Laube, sogar ein kleines Beet zur eigenen Cultur, auf der aristokratischen Scholle findet keine Unziemlichkeit zu Wasser und zu Lande statt, die Dienstboten sind sorgfältig instruirt, von sonstigen Hausgenossen sind nur Hühner und Tauben vorhanden, und doch ruht ein trüber Schatten auf diesem Landleben. Die meisten Sommerwirthe lassen sich die Hälfte der Miethe pränumerando zahlen, und der alte Herr benutzt diese Oekonomie, um sich mit seinem Gaste aus der Stadt auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen. Von da an kann der Miether keinen ungestörten Augenblick mehr genießen; der Sommerwirth bringt ihn mit Galanterie und Zuvorkommenheit um. Sobald er sich in dem Garten blicken läßt, fängt der Wirth ihn ab, und unterhält ihn über die deutschen Freiheitskriege und seine Gefangenschaft in Frankreich, über die Kunst Fledermäuse mit der Büchse zu schießen und höhere Bienenzucht. Der Sommerwirth bleibt nämlich, gleich einem, über seinen Schätzen brütenden Harpagon, fast immer im Garten; er scheint etwas Unbestimmtes, Schwankendes und Verschiedenartiges zu fürchten, man vermag nur nicht zu ergründen, ob es Diebe, Sperlinge, Maulwürfe, Ratzen, Fledermäuse, Erdflöhe oder Raupen

sind. Kaum unterdrückt er die inneren düsteren Besorgnisse in der Unterhaltung. Der Miether erträgt schwer den redseligen alten Mann, und hofft auf die späten schönen Abendstunden des Hochsommers. Allein sobald das Wetter warm wird, schließt der Wirth eigenhändig den Garten um 9 Uhr zu, und sperrt einmal sogar seinen Miether aus. Da er Morgens um 6 Uhr den Garten selbst wieder öffnet, ist es nicht möglich, zu einer andern Zeit, als in den heißen Mittagsstunden allein zu sein. So verliert der Städter allmälig die reine Lust am Landleben, die sauren Johannisbeeren nebst Complicen, die er von seinem Sommerwirthe kaufen muß, wenn er Obst essen will, da derselbe keine Obstfrauen ins Haus läßt, schwächen außerdem seine Lebenskraft, und noch vor Anfang des Herbstes hat sich der bejammernswerthe Miether so der Brüste der Natur entwöhnt, daß er täglich in den holden Dämmerungsstunden den Omnibus besteigt und nach der Stadt in ein ächt bayrisches Bierasyl flüchtet. —

Sobald ich schon aus einiger Entfernung die Seitenflächen einer freistehenden Villa mit himmelblauer Farbe angestrichen sehe, weiß ich, daß hier ein romantischer Sommerwirth waltet. Einem Manne dieser Klasse hat schon in seinen Jugendjahren die märkische Natur nicht mehr genügt, der Himmel war ihm nicht blau, das Laub der Bäume nicht grün genug, unser stehendes Wasser hält er für allzu phlegmatisch, und das Erdreich für zu farblos und dürr. Frühzeitig war er auf Verbesserungen bedacht, aber erst die modernen Fortschritte der Industrie in der Verfertigung billiger und guter Farbstoffe, stattlicher und

dauerhafter Blumen, und ziemlich billiger Wasserkünste, haben ihn in den Stand gesetzt, die mangelhafte Natur unseres Landstriches kräftig aufzufrischen und seinen Miethern einen angenehmen Aufenthalt anzubieten.

„Sehen Sie, lieber Meister", sagt er zu dem Raphael, der ihm ehrbietig folgt, „das ist eine Kegelbahn, die zu der Sommerwohnung gehört, welche der Herr Geh. Commerzienrath in jedem Sommer miethet. Bemerken Sie wohl die kahle Wand hinter dem Gerüst für die zurücklaufenden Kegelkugeln?"

„Gewiß, bester Herr!" antwortet der edle Künstler in allerlei Farben.

„Was machen wir damit? so kann sie nicht bleiben, das wäre aesthetisch unerträglich. Ließe sich nicht etwas darauf malen? Halt, ich habe eine Idee, wie wäre es, wenn wir die Geschichte von dem Sisyphus darauf anbrächten, kennen Sie die Geschichte von dem Sisyphus?"

„Ich muß sehr bedauern!" sagt Raphael.

„O, das thut nichts, das thut nichts, Meister, die jungen Leute in den Malerakademien haben meistens auch nichts von den mythologischen Personen gehört oder gelesen, die sie für die Preisaufgaben zur Kunstreise nach Rom malen sollen, und geben doch an die Arbeit. Merken Sie auf, hier herein wirft der Junge die Kegelkugeln und hieher kommt ein starker Mann ohne Kleider, aber mit Feigen- oder Akanthusblatt, weil er altgriechischer Confession ist, dem ein Felsstück aus den Händen den Berg hinabrollt. Nebenbei sieht viele Leute von mißvergnügtem Aussehen, weil der Ort der Handlung die Unterwelt

vorstellt, und blicken dem Steine nach. Das wird einen vortrefflichen Eindruck machen und ist eine Art Symbol des Kegelspiels."

Der Künstler nickt befriedigt über die gelehrte Anweisung mit dem Kopfe, mißt die Höhe der Wand, um danach den ersten Entwurf seines Cartons einzurichten, und schreibt einige bezügliche Anmerkungen in seine Brieftasche.

„Diese Wand ohne Fenster, lieber Meister, muß noch im nächsten Herbste aufgerichtet werden!

„Wieder himmelblau?" fragt Raphael.

„Natürlich, lieber Meister, Sie kennen meine Vorliebe für einen reinen blauen Himmel; man kommt mit den daher stammenden Empfindungen am Weitesten. Dort in dem Parterregeschoß des kleinen Nebengebäudes ist mein Schlafzimmer. Wache ich nun Morgens auf, so will ich unter jeder Bedingung blauen Himmel vor Augen haben, und da ich aus dem Fenster durch jene hohe Wand des vermietheten Hauptgebäudes von aller Welt abgesperrt bin, so lasse ich sie alle zwei oder drei Jahre himmelblau anstreichen. Außer mir haben ja alle Leute, die vorübergehen, ihre Freude daran, und bei schlechtem Wetter setze ich mich mit der Pfeife und der Zeitung an mein Fenster, und bilde mir ein, indem ich auf die blaue Wand blicke, die Witterung habe sich geändert.

„Sie, sind ein feiner Herr!" ruft der Stuben- und Thorwegsmaler, „was könnten wir mit unserer Kunst verdienen, wenn viele Ihren Schönheitssinn hätten!"

„Ja, sehr wahr, guter Meister," fährt der romantische

Sommerwirth fort, „eigentlich liegt es an der Natur, nicht an den Menschen. Ich habe viel darüber nachgedacht, aber uns fehlt die Natur. Sie hat in unserem Klima keine Kraft, und ich bin eigentlich ein Mensch, der für ein südliches Klima paßt, Italien, Timbuktu oder noch weiter, z. B. Feuerland. Für meine Person könnte es das ganze Jahr über Sommer bleiben, Alles grün und gelb! Ich thue auf meinem Grundstück auch, was nur möglich ist, um dem Klima einen Streich zu spielen, allein ganz gelingt es mir nicht, mit allen Jahreszeiten kann ich nicht fertig werden; der Herbst und Winter bekommen mich doch immer unter!"

„Könnten wir nicht noch mehr durch Malerei herstellen?" sagt tiefsinnig der Nachkomme des Genius von Urbino.

„Ach, Ihr Maler wollt nur Alles mit Pinsel und Farbe schaffen!" ruft etwas heftig der Romantiker, „aber Ihr bezwingt nicht die Natur; ohne Holz und Blech geht es nun einmal nicht. Wenn wir aber so fortschreiten, setze ich es doch durch, und bei mir dauert der Frühling das ganze Jahr hindurch. Was ich von Binnen habe, ist ja größtentheils schon Blech, und wir erleben es noch, daß wir für zwanzig oder dreißig Thaler einen dito blühenden Kirschen- oder Apfelbaum kaufen können!"

„Ich muß Ihnen aber sagen, daß die Malerei sich doch noch schöner und wirksamer ausnimmt," bemerkt schüchtern der Maler.

„Dawider habe ich nichts, und Sie sollen sehen, daß

ich weit davon entfernt bin, Ihre Kunst zu verachten. Dort auf die hohe Wand des Nachbarhauses — Sie wissen, der Kerl hat mir im Herbste die Aussicht über die Gartenmauer durch ein dreistöckiges Haus zugemauert — müssen Sie mir eine italienische Landschaft malen. Fernsicht, Ruinen, blauer italienischer Himmel, aber ächt in der Farbe, blaues Meer, Fischer am Strande, anständig gekleidet, keine antike Nacktheit, weil die Damen in der Laube rechts Thee trinken! Sie haben dann wohl die Güte, mir das Bild quadratfußweise in Rechnung zu stellen."

Raphael empfiehlt sich, nachdem er versprochen, am dritten Tage mit seinen Gehülfen und Lehrjungen das große Werk in Angriff zu nehmen, und der romantische Sommerwirth setzt seine Promenade fort, um weitere antiklimatische Verschönerungen zu überlegen. Eine steinerne Vase mit einer täuschend ähnlich aus Blech verfertigten Aloe fesselt ihn mehrere Sekunden. Er bleibt in ihre Betrachtung versunken stehen, und wirft nebenbei den Blick auf eine kleine, in der Nähe verkümmernde Fichte. Das Lied von dem einsamen Fichtenbaum auf nordischer Höh' und der Palme im Süden fällt ihm ein, er seufzt, daß seine Geldmittel ihm nicht gestatten, diese Ungleichheit der Stände in der Natur durch eine passende Dislocation aufzuheben. Wie gern behandelte er die Natur so genial, wie unsere Bureaukraten die menschliche Gesellschaft!

Der romantische Sommerwirth vermiethet seine Wohnungen nicht an Leute mit Kindern. Die von ihm geschaffenen Scenen aus dem Reiche der Vegetation, Berg-

kunde und Hydraulik ſind für den Ungeſtüm der Jugend zu zerbrechlich; er bedarf eines überaus gemäßigten Publikums. Nur ganz alte Mitglieder der beſitzenden Klaſſe fühlen ſich in ſeinem Hauſe und Garten glücklich. Nur ſie nehmen aufrichtig Theil an der unaufhörlichen Berichtigung der Natur, die ſoweit geht, daß von wirklichen Blumen nur Exemplare gebildet werden, deren geſetzmäßige Farben durch Gärtnerwitz und Bosheit in andere, faſt unnatürliche entſtellt worden ſind. In der Mitte ſeines Gartens liegt ein kleiner Teich mit Felsſtücken von polirtem Marmor, mit Goldfiſchen und Fröſchen aus grünem Porzellan. Auf die Hofwand iſt eine Beranda mit Weinlaub und ewigen Trauben gemalt; vor dem Hauſe ſpielt eine Waſſerkunſt, welche vieler Variationen fähig iſt, und bald als Löwe, bald als Satyr, heute als dünner Strahl, morgen als Glasglocke, in eine zierliche Schaale ſprudelt. Als charakteriſtiſches Kennzeichen verdient bemerkt zu werden, daß mit Ausnahme der Sperlinge, kein thieriſches Weſen ſich in dem Haine der Romantik heimiſch und glücklich fühlt. Nicht einmal der Maikäfer ſummt in der ſchönſten Zeit ſeines Daſeins um die Baumgipfel, und die gemeine Mücke verſchmäht das zähe Blut der hier hauſenden morſchen Individuen und fliegt in den nahen Garten zu jungen Mädchen und Kindern.

Wenn dieſer ausgezeichnete Mann auf Abhülfe wider die anerkannten Mängel der Natur, als da ſind Veränderlichkeit, gebrechliches Daſein und nordiſche Unvollkommenheit, fortwährend ſinnt, und ein goldenes Zeitalter, wenigſtens auf ſeinem Grundſtücke herzuſtellen erſtrebt, ſo achtet er

doch übrigens die Rechte der Menschheit. Er ist ein liebenswürdiger Wirth, nicht ohne Bildung und weit entfernt, die Sommermiether zu tyrannisiren.

Hüte dich aber, leichtsinniger Städter, der du gewöhnlich deine Sommerwohnung mitten im Winter miethest, wenn alle Gartenbänke und Tische bei Seite geschafft sind und die Eintheilung des Raumes vor Schneehaufen und Strohbündeln nicht zu erkennen und beurtheilen ist, vor dem mathematischen Sommerwirthe, hüte dich vor dem gefährlichen Manne der exacten Wissenschaft, vor dem Theiler des Raumes bis dicht an das „unendlich Kleine." Der mathematische Sommerwirth vermiethet allerdings nur bestimmte Wohnungen an bestimmte Familien, allein er theilt außerdem den dahinter oder davor gelegenen Garten in kleine Abschnitte, die an Personen abgelassen werden, welche nur einige Nachmittag- oder Abendstunden im Freien zubringen wollen. Du ziehst ein, Unglücklicher, und freust dich des weiten grünen Raumes vor deinen Fenstern, der Finke und die niedliche Bachstelze tanzen auf leichten Füßen umher und picken die hingeworfenen Brotkrumen auf, an dem breiten Rasenteppich lagert sich Vormittags bequem der müde Sonnenschein; alle guten Gedanken des Menschen steigen in dir, wie aus einem stillen tiefen Wasser empor. Doch das Jahr schreitet unaufhaltsam weiter. Im nahen Walde läßt sich der Kuckuck hören, und der Flieder erschließt alle seine Blüthen. Da erscheinen mehrere Kerle in grauen Jacken und groben leinenen Schürzen, Tische und Bänke werden aus einem abseits gelegenen Bretterhause geschleppt und unter be-

ſtimmte Bäume geſtellt. Der mathematiſche Sommerwirth, ein Mann von bedenklich meditativem Aeußeren, tritt ſelbſt auf und leitet die Arbeiten. An einem Zaune wird zwiſchen zwei Stangen ein Streifen Leinwand ausgeſpannt und ein Roſenſteck daneben eingegraben; hier ſteht das Zelt des Geh. Secretairs aus dem Miniſterium des Innern, von hier aus ſieht er regelmäßig die Sonne untergehen, d. h. hinter das Dach des ſeitwärts liegenden Pferdeſtalles verſinken. Unter vielen kleinen Aepfelbäumen, die einmal Blätter und Früchte tragen werden, läßt der Mathematiker künſtliche Lauben errichten, er vermißt den Flächenraum und begrenzt eines Jeden Gebiet durch ausgeſpannten Bindfaden. Vor dem Fenſter des erſchreckenen Städters entſteht, nach dem fürchterlichen Vorbilde des berüchtigten Familienhauſes vor dem Hamburger Thor, ein „Familiengarten.“ Am erſten ſchönen Tage bevölkert ſich eine Stunde nach Tiſch der geſammte freie Platz vor dem Hauſe. Schon in den Morgenſtunden zeigt ſich der mathematiſche Sommerwirth in einer abſcheulich heitern Laune. Er lächelt, wie ein Anatom, der eine Menge Collegen zu einer höchſt intereſſanten und lehrreichen Section geladen hat; der unglückliche Städter fängt an, ſich für den zu unterſuchenden Cadaver zu halten und ſchaudert.

„Wir werden heute Nachmittag viel angenehmen Beſuch aus der Stadt bekommen, vorausgeſetzt, daß ſich das Wetter hält,“ ſagt der lächelnde Mann und blickt gen Himmel, als wollte er ihn ermuntern, ſich den Tag über anſtändig und geſittet zu betragen.

„Angenehmer Besuch wird kommen? aus der Stadt? zu wem wird denn der angenehme Besuch kommen," fragt der Städter.

„Nun die Miether der Absteigequartiere. Wissen Sie denn nicht, daß ich für die Sommermonate auch Absteigequartiere vermiethe?"

„Wo sind denn diese sogenannten Absteigequartiere?"

„Sehen Sie sich nur um, werther Herr, unter jedem Baume, in jeder Laube und auf jeder Bank am Zaune ist ein Absteigequartier. Ich vermiethe einen solchen Platz jährlich für fünfzehn bis zwanzig Thaler, inclusive der Kosten für Aufbewahrung der Kaffeemaschine, Tassen und Flasche mit Brennspiritus. Die Herrschaften kommen gleich nach Tisch heraus, trinken ihren Kaffee, rauchen ihre Cigarre, die Kinder spielen in dem Hauptgange, oder hinten auf dem Hofe, und wenn es dunkelt, gehen Alle fröhlich nach Hause."

„Davon haben Sie mir ja, als ich die Wohnung miethete, keine Silbe gesagt?"

„Ja, mein bester Herr, konnte ich das? Urtheilen Sie selbst, ich weiß nie vorher, wie viele Absteigequartiere ich vermiethen werde; da durfte ich Sie doch nicht unnöthig beunruhigen. Ich hätte Ihnen ja die ganze schöne Frühlingszeit verdorben, und es kommt immer erst darauf an, wie der Sommer wird. In heißen und trockenen Jahren mache ich den ganzen Garten voll, wenn aber der Sommer kalt und naß ist, miethet kein Mensch," berichtet der mathematische Sommerwirth, zieht ein Brennglas hervor und zündet seine Pfeife an.

„Was ſoll denn aus meinen Studien werden?“ ſtammelt entſetzt der geprellte Städter, „habe ich Ihnen nicht ſchon geſagt, daß ich zu meinen theologiſchen Arbeiten der tiefſten Stille bedarf?“

„Die haben Sie an jedem Abende, wenn die Leute fortgegangen ſind. Uebrigens ſteht Vormittags, mit Ausnahme der Pfingſtfeiertage und Hundstagsferien der Garten ganz leer, ſo daß Sie unbehelligt ſelbſt im Freien arbeiten können, nur Nachmittags wird es natürlich etwas laut.“

Nach dieſen ſchonenden Worten entfernt ſich der mathematiſche Sommerwirth und begiebt ſich in eine Ecke nahe am Zaune, wo ſich vor Jahre eine Grube zum Löſchen des Kalkes befand, die in dem letzten Herbſte zugeſchüttet, noch an der ringsum herrſchenden Unfruchtbarkeit zu erkennen iſt. Der ſcharfſinnige Rechner überlegt, durch welche natürliche oder künſtliche Guano's es wohl gelingen könne, dieſe rechtwinklige Steppe in ein Eden von Fruchtbarkeit und landſchaftlicher Anmuth zu verwandeln, und als Abſteigequartier der Zukunft zu vermiethen. Von dort begiebt er ſich ins Haus und erſcheint bald darauf von Neuem in Begleitung eines Tagelöhners, der einen Spaten und mehrere Stauden zum Verpflanzen trägt. Er betritt eines der bezeichneten Abſteigequartiere, durchmißt ſorgfältig den Raum mit dem Zollſtabe, und verkleinert es dann durch Verſetzung der angrenzenden Stachelbeergeſträuche und Einpflanzung der mitgebrachten Stauden um einige Quadratfuß. Einer anderen Stelle wird ein Stuhl entzogen und ein ſchlechterer Tiſch gegeben, dann holt er eine Anzahl

Proclamationen, d. h. kleine Sinnsprüche, wie: „Nichts abreißen!“ „Nicht über die Beete gehen!“ u. s. w. auf Tafeln von Pappe, und hängt sie theils an niedere Baumzweige, theils befestigt er sie am Zaune. Pünktlich um die Stunde, wo die Einwanderung in die Absteigequartiere beginnt, sieht man ihn vor der Thür seiner eigenen Wohnung, unter einem Zelte auf erhöhtem Stuhle, mit dem Anstand des Nabobs von Mysore sitzen und über die strengste Beobachtung der Unverletzlichkeit der Grenzen wachen. So lange die Parteien das ihnen vermiethete Gebiet nicht überschreiten, verhält er sich vollkommen ruhig, obgleich immer in heimlicher Kriegsbereitschaft, überschreitet aber einer, sei es aus Leichtsinn oder aus Muthwillen, den Grenzbindfaden, so bricht er wüthend aus seinem Zelte hervor und spricht sich mit cäsarischer Unpartheilichkeit zum Besten der Rechte der gekränkten Partei so edelmüthig aus, daß der Schuldige gleich auf sein Gebiet zurückweicht und bis zum Einbruch der Dunkelheit den edelmüthigen Friedensstifter bewundert und verehrt. Leichtsinniger Städter, der du eine Wohnung von dem mathematischen Sommerwirthe gemiethet hast, fürchte diesen Mann, denn er ist auch der „juristische Sommerwirth,“ und bebt nicht vor der Exmission zurück, wenn du die eingegangenen und schriftlich niedergelegten Verpflichtungen nicht genau beobachtest.

X.

Neudeutsche Bäder.

Jener Berliner Banquier, der kurz nach der Einrichtung der Courierzüge, auf der Eisenbahn fahrend versicherte, die Schnelligkeit sei so groß gewesen, daß die Signalstangen auf den Stationen ihm wie ein fortlaufender Stacketenzaun vorgekommen, schnitt vielleicht ein wenig auf, und man wird auch uns in einem ähnlichen Verdachte haben, wenn wir versichern, daß man auf gewissen Metallpfaden unseres deutschen Vaterlands nicht eine Stunde lang fahren kann, ohne an einem oder zwei Gesundbrunnen vorüberzukommen. Seit die erste Frage der modernen Menschen, gleich nach dem Wegthauen des Schnees, dem Knospen der Veilchen und den ersten Trillerübungen der Lerchen, in den Worten besteht: „Wohin werden wir in diesem Jahre reisen?" haben die Badeorte untereinander eine Concurrenz eröffnet, gegen welche der Wetteifer der Kleidermagazine ein wahres Kinderspiel zu nennen ist. Ganz wie in der Welt der Fabriken und Manufacturen, hat ein Schwindel unter den Parvenüs und Glücksrittern der Heilquellen begonnen, welchem im Interesse der Leidenden von Seiten der Wissenschaft und Presse Einhalt gethan werden sollte. Noch vor zwanzig Jahren kam die hülfsbedürftige Menschheit mit den Badeorten und Brunnen aus, welche den Anfang ihrer Heilchronik aus früheren Jahrhunderten datiren. Da war unser ehrwürdiges

Karlsbad, zu dessen wunderthätigem Sprudel die Unterleibskranken des ganzen Erdballs wallfahrteten; da war Teplitz, der Verjüngungsbrunnen im Departement der Gicht und des Rheumatismus; Wiesbaden, sein altberühmter Nebenbuhler; Franzensbad und Eger, der sichere Trost gegen Migräne und Nervenleiden; Pyrmont, der Labetrank für bleichsüchtige Mägdelein, und eine ganze Reihe anderer, von denen die guten alten Badebücher berichten. In den letzten zehn Jahren haben die Brunnen-Almanache eine ganz andere Physiognomie angenommen. Die einfache Wasserkarte von sonst ist durch eine lange Reihe von unbekannten Namen vermehrt, mit welchen bisher nur einige, tiefer in die Geheimnisse der deutschen Geographie Eingeweihte vertraut waren. Eine noch immer im Zunehmen begriffene Anzahl von Salzlingen und Säuerlingen, Kaltwasser-Heilanstalten und Fichtennadel-Bädern, Molken- und Kräutersaft-Instituten, empfiehlt sich einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum, und der Zeitungsleser, der täglich mit diesem tollen und frechen Wirrwarr von Anpreisungen behelligt wird, wendet sich entrüstet von den Revolutionären der Heilquellen und wirft sich in die ehrwürdigen Arme der Reaction, taucht seine Kipfel in den löblichen Kaffee zu Marienbad, und begnügt sich lieber mit dem gedeihlichen Sprudelsüppchen, das unsere Vorfahren für die zweckmäßigste Abendkost des Patienten hielten, ehe er sich auf das Gerathewohl an den neuen Heerd der jugendlichen Heilquellen und ihrer französischen Köche setzt.

Es ist in hohem Grade interessant, zu beobachten, wie

die neudeutschen Bäder fabricirt werden, und es verlohnt wohl der Mühe, dieses Verfahren näher ins Auge zu fassen. Denken wir uns ein kleines deutsches Herzogthum, es kann auch eine Grafschaft oder Fürstenthum sein, dessen Einwohner nur auf ein sehr winziges Maaß von Verzehr bei lebhaft eingeforderten Abgaben angewiesen sind. In den Grenzen ihres Landes befindet sich ein besuchtes Bad, das auf die Bevölkerungen der anderen Städte aus dem hohen Fenster seiner Wohlhabenheit mit Hohn herabsieht. Das lebhafteste Bedürfniß ist vorhanden, in einer Gegend, wo die Eisenbahn an einem waldigen Ausläufer des Gebirges vorüberstreift, also landschaftliche Motive und Alpenluft auf das Lobregister gesetzt werden können, ein neues, einträgliches Bad zu schaffen. Sofort pflegt sich eine Actien-Gesellschaft zu bilden, und die Regierung um eine Concession anzugehen, die ihr natürlich nicht verweigert werden kann. Kaum hat diese Gesellschaft ihr Document in der Tasche, so durchsuchen ihre Ingenieure das Terrain, und bohren mit den artesischen Korkziehern den Propfen der Erdflasche an. Nun müßte die Gnade des Himmels nicht so groß, der Quellenreichthum in der Tiefe nicht so üppig, Salze und Eisenerde nicht so häufig sein, wenn an dem Abhange des Gebirges nicht aus den verborgenen Kellereien unserer Aller Mutter ein leidlich mineralisches Wässerchen herauszuzapfen wäre. Sprudelt erst der Nectar der Göttin Gesundheit über das Bohrloch, so ist die schwierigere Hälfte des Geschäfts absolvirt, und es bedarf nur noch folgender, rein weltlicher Hülfsmittel. Einem großen Chemiker an einer deutschen Universität

wird nebſt einem anſtändigen Honorar eine Flaſche des Waſſers mit der Bitte um ſchleunige Analyſe geſendet, und der Scheidekünſtler durchforſcht das künſtlich geborene Naß mit allen möglichen Reagentien. Nach vierzehn Tagen erhält das Comité ein mit Strichen in Tabellen eingetheiltes Schreiben. Außer dem ungeheuren Plus von gewöhnlichem gemeinen Waſſer ſind darin verſchiedene ſchauerliche Decimalbrüche, ohne welche es keinen anſtändigen Heilquell giebt, aufgeführt. Zuerſt iſt Kohlenſäure in einer erfreulichen Anzahl von Gran vorhanden, dann fehlen nicht Kieſel- und Alaunerde; was aber das Comité am meiſten entzückt, ſind zahlreiche düſtere Andeutungen von jenen zwiefach kohlen-, ſchwefel- und ſalzſauren Eiſen- und Manganoxydulen, kryſtalliſirten Kalk- und Talkerden, Natrons und Baryts, die in einem Pfunde Waſſer immer nur in ſolchen peinlichen Brüchen der Grane vertreten ſind, und ſo weit hinter dem Komma des Bruches anfangen, daß ein ehrliebender Mann auf die Idee kommt, auch das von allen civiliſirten und geſunden Völkern heraufgepumpte und getrunkene Brunnenwaſſer ſei im Stande, mit demſelben Reichthum von Chemikalien und Menſchen wiederherſtellenden Decimalbrüchen aufzuwarten, wenn ſich nur ein gehöriger gelernter Scheidekünſtler mit einem ſolchen unterſchäzten Proletarier abgeben wollte.

Jezt erhält ein Heilkünſtler, von deſſen gutem Willen oder treuherzigem Glauben die Geſellſchaft ausreichende Proben hat, eine Anzahl von Flaſchen, und ſtellt theils an ſeinen jungen Aſſiſtenzärzten, theils an armen und gewöhnlichen Leuten ſeine Verſuche an. In vier Wochen iſt dem

Nachfolger des Hippokrates deutlich, daß dieſer Quell in die wichtige Klaſſe der auflöſenden und zugleich ſtärkenden Waſſer gehöre, folglich eine große Zukunft vor ſich habe. Das Comité des Brunnens frohlockt, und die Actien ſteigen, obwohl noch nicht ein Curgaſt vorhanden iſt. Steine werden im Gebirge gehauen, Bäume in den Forſten gefällt, Bauplätze und Parzellen verkauft, kleine Hauseigenthümer an die Luft geſetzt, Straßen und Plätze abgeſteckt, Unterhandlungen über den Anſchluß der Eilwagen und Omnibus an die Eiſenbahn mit der Poſtbehörde angeknüpft, und ein junger Arzt gepachtet, um die vorſchriftsmäßige Brunnenbroſchüre, das unentbehrlichſte „Handbuch“ für den Gebrauch des Quells zu ſchreiben. Schnell iſt ein Jünger des Aeskulap gefunden, der eben im Begriffe ſtand, ſich ſelbſt durch gezwungenen Hunger ſeinem Gotte zum Opfer darzubringen, und das denkwürdige Schriftwerk ſchreitet vorwärts. Es beginnt mit gelehrten Unterſuchungen, was das Bad den Römern geweſen ſei, oder hätte ſein können, denn es giebt kaum eine Spanne Landes in unſerer lieben Heimath, wo nicht von den Philelegen irgend eine Fährte dieſes, der lebendigen Jugend unter ſechszehn Jahren ſo verhaßten, arg grammatikaliſchen Volkes aufgefunden worden iſt. Der Doctor weiſt durch eine ſcharfſinnige Conjectur in einem Capitel der Germania oder auch des Agricola von Tacitus nach, daß ein ſicherer Kriegstribun Publius oder Sextus, nach einer anderen Lesart in der Bibliothek zu Kubſchnappel „Publius Sextus,“ auf einem Feldzuge gegen die Sueven den Brunnen gegen eine Beule am Kopfe gebraucht habe, die von einem Keu-

lenſchlage herrührte, und daß nach einem vierwöchentlichen Gebrauch der Bäder eine ſichtbare Abnahme und eine bräunliche Bläue zu bemerken geweſen ſei. Dann geht der Doctor zu dem Mittelalter über, und verzeichnet eine Anzahl Namen von frommen und wohlthätigen Landgräfinnen und Prinzeſſinnen, die ſich des Waſſers zur Erzielung einer bis dahin mangelnden Nachkommenſchaft bedient hätten, und vollkommen zufriedengeſtellt nach Hauſe gereiſt ſeien. Endlich faßt er den Geſundheitszuſtand der Einwohnerſchaft der Gegend in's Auge und findet ihn über alle Maßen vortrefflich. Alle Bauern und Holzhauer, Bergleute und Flößer, hätten die lokale Untugend, lange zu leben; ja es ſeien Individuen vorhanden, gegen die der nicht ungegründete Verdacht vorliege, ſie wollten gar nicht ſterben. Die Verdauungskraft der Leute ſei gewaltig, und zeige ſich nur deshalb nicht in ihrem höchſten Glanze, weil es ihnen meiſtens an einem hinreichenden Vorrath von Conſumtibilien fehle, doch werde bei einer zu erwartenden Zunahme der Erwerbsquellen und einem vermehrten Import von außerhalb dieſem Nothſtande gewiß abgeholfen werden. Das Klima der Gegend ſei das vortrefflichſte und vorzüglich Bruſtkranken zu empfehlen, ein Verdienſt, welches, wie wir zu bemerken bitten, faſt allen norddeutſchen Badeorten nachgerühmt wird. Es mache in dieſer Hinſicht der Stadt Kairo und der Inſel Madeira, den beiden berühmteſten Zufluchtsörtern für Schwindſüchtige, den Rang ſtreitig; doch ſei die eigenthümliche Alpenluft, die von der nahen Bockwieſe herabwehe, auch für Nervenleidende jedes Alters, Standes und Geſchlechtes ſehr

ſegensreich. Mit der Diät brauche man ſich nicht ſpärlich einzurichten, denn die neuere Wiſſenſchaft habe ſich endlich überzeugt, daß die ſtrengen Vorſchriften, mit welchen die Doctoren an den veralteten Badeorten, wie Karlsbad, Kiſſingen u. ſ. w. die Kranken zu martern pflegen, eher zu einer Vereitelung als Förderung der Cur dienen, weshalb das Comité der Salzquelle zu Schwindelheim mit einem Pariſer Reſtaurant einen Contract, die Einrichtung des Curhauſes betreffend, geſchloſſen habe, welcher Wohlthäter der leidenden Menſchheit um ein Uhr zu fünf, und um fünf Uhr zu ſieben Francs eine table d'hôte nach der Pariſer Speiſekarte zur Dispoſition ſtellen, und die feinſten Weine, ſo wie alle aromatiſchen Spirituoſa, direct aus den beſten Quellen beziehen werde. Zur Beſchaffung einer reingreifenden Muſik ſeien bereits geeignete ſtrenge Maßregeln getroffen, und was endlich das ärztliche Heilperſonal anginge, ſo würden aus den angrenzenden Städten verſchiedene Doctoren, die bei dem hartnäckigen Geſundheitszuſtand der Gegend im Sommer niemals etwas zu thun hätten, in der Nähe der Salzquelle wohnen und Morgens von fünf Uhr an den Brunnentrinkern zur Dispoſition ſtehen. Nur ein verreſteter Menſchenfeind wird an dieſen Verſprechungen mäkeln wollen: wenn er jedoch ganz hinten in dem Büchlein, ſeitwärts von der Beſchreibung der Bäder und der gemalten Herrlichkeiten des Curſaales, die unſcheinbare Anmerkung findet, daß in einem kleinen, aber angenehmen Salon täglich Roulette geſpielt werde (was noch ſonſt ausnahmsweiſe geſpielt

werde, ſteht nicht ausdrücklich angegeben), ſo muß er ſich verſöhnt fühlen und dem Comité um den Hals fallen.

Dieſe edle Schöpferin der rettenden Salzquelle von Schwindelheim, dieſe Bohrerin des wunderbarſten Geſundheitswaſſers, Gründerin eines Städtchens, mehrerer Säle und romantiſcher Gartenanlagen, die balneologiſche Actien-Geſellſchaft, iſt nämlich keineswegs ein Bund von barmherzigen Brüdern, ſondern eine Eidgenoſſenſchaft von Geldbanditen, die ſich nur durch den bürgerlichen Stand ihrer Eltern und ein falſches Schamgefühl, nicht aber durch einen verächtlichen Mangel an Muth oder eine ſeltſame Blödigkeit gegen den Pfahl mit dem oberen Querbalken verhindert fühlt, im Schatten der Nacht auf die Landſtraße zu wallen und Poſtwagen anzufallen, oder Reiſenden durch vorgehaltene Piſtolen und ſcharfe Meſſer das Geld aus der Taſche zu kitzeln. Um aber ganz dieſelben Reſultate im Finanz-Departement zu erzielen, hat ſie die echt deutſche Form eines „Bänkchens" gewählt, welches man nach Belieben für eine Spielbank oder für eine Schlachtbank anſehen kann.

Steigt man nach Begründung des neudeutſchen Badeortes, der ſich unter den Auſpicien der heimtückiſch lächelnden Fortuna raſch hebt, von dem Poſtwagen, und begiebt ſich nach dem Hotel, ſo kann man gewiß ſein, auf dem Wege dieſem oder jenem ungemein wohlwollend ausſehenden ältlichen Herrn mit feiner weißer Wäſche und einem loyalen Quäkerhut zu begegnen, einem Herrn, der wehmüthig lächelnd Almoſen vertheilt, kleine Kinder zärtlich liebkoſt, und mit Grazie aus einer goldenen Doſe ſchnupft,

dann aber mit ſchwärmeriſchem Blick an einer Blume riecht. Dieſer oder jener iſt einer der beiden Directoren der humanen Actien-Geſellſchaft, ein zwiefach geldſaures Oxydul von einem Bankhallunken. In den Zeitungen iſt nicht zu leſen, mit welchem Erfolg das Schwindelheimer Waſſer gegen Gicht, Rheumatismus, Schwindſucht, Nervenleiden, lauter Uebel, gegen welche es ſich die alten, ehrlichen Geſundbrunnen ſauer werden laſſen, operirt; aber es werden dafür Krankengeſchichten von aſthmatiſch gewordenen Geldbeuteln mitgetheilt, von Patienten, die ſich in Folge von Lebensüberdruß eine bleierne Pille verſchrieben, und dieſelbe hinten im Gebüſch neben dem Curſaal eingenommen, von Hitzköpfen, die ſich in den Teich hinter dem Rouletteziimmer geſtürzt haben, und aus Trotz nicht wieder aufgetaucht ſind. Dabei verleugnet die Geſellſchaft nicht ihre wohlthätige Tendenz. Einem Krämchen von Berliner Gaunern, welche nach Schwindelheim gekommen ſind, um mit dem Bänkchen zu verſuchen, was Herkules einſt mit dem Stall des Augias that, verabreicht ſie, da das Unternehmen den edlen Herren total fehlſchlägt, hinreichendes Reiſegeld in die liebe Heimath, obgleich ſie ahnt, daß ſie keinen der Theuren wiederſehen werde, da es genug Bänkchen in Deutſchland giebt, um einen armen Mann in den Stand zu ſetzen, jährlich an einen andern grünen Tiſch zu gehen. Die Actionaire leiden nicht unter dieſer Mildthätigkeit, unter jener Schwäche der modernen Spieler. Im „Actionair" von Frankfurt a. M., dem journaliſtiſchen Vertreter aller und jeder zeitgemäßen Geldrichtungen und Speculations-Strömungen, ſteht gewiß das

Papier des Curhauſes von Schwindelheim, wenn es überhaupt ſchon an die Börſe der freien Reichsſtadt gekommen iſt, mit 218 verzeichnet.

Das iſt der höhere Endzweck der Gründung des Curhauſes zu Schwindelheim: das iſt ein Pröbchen, vielleicht gar das Schema und die Schablone zu einem ganzen Haufen von neudeutſchen Bädern. Es leben die Reactionäre unter den Geſundbrunnen, die Quellen mit hiſtoriſchen Rechten und ernſten mediciniſchen Pflichten!

XI.

Die italieniſchen Väter.

Neben den Sängerinnen, Tänzerinnen und Virtuoſinnen des heſperiſchen Landes, welche trotz der nationalen Abneigung ihres Volksſtammes gegen die Tedeschi die Alpen überſteigen, um ſich in unſerem herrlichen, noch lange nicht genug gewürdigten Vaterlande wohl ſein zu laſſen, bemerkt jeder Menſchenfreund, der nicht ausſchließlich nur Augen für die Augen jener Schönen hat, noch eine gleiche Anzahl unſcheinbarer und ältlicher Individuen männlichen Geſchlechts. Dieſe Individuen ſind die italieniſchen Väter der Damen, höchſt anziehende Männer für den Liebhaber von Detailſtudien des Lebens, aber bis

jetzt noch wenig beobachtet und noch seltener der Wahrheit gemäß geschildert.

Der Eisenbahnzug ist angekommen, eine Sturmfluth von Fiakern bringt die Reisenden in das Weichbild der Stadt; darunter befindet sich auch eine Droschke mit zwei Personen, einem ältlichen Herrn und einer jungen Dame. Die Droschke hält vor einem großen Hotel in der besten Stadtgegend, vielleicht vor dem Hotel du Rome oder Hotel du Nord. Das Personal eilt spornstreichs herbei und hilft Beiden über die gefährliche Menschenfalle oder den eisernen Tritt des Fahrzeuges auf den Erdboden. Gepäck ist nur spärlich vorhanden, die großen Koffer mit der Garderobe werden von den Eisenbahnträgern auf Handwagen später herbeigeschafft; nur der ältliche Herr hält eine abgeschabte Reisetasche, gestickt mit den italienischen Nationalfarben, mit der linken Hand so krampfhaft fest, wie die marmornen und bronzenen Helden auf Monumenten ihre Schwerter, Feldherrnstäbe und Fahnen. Vergebens wollen die dienstfertigen Kellner und Hausknechte ihn von der Bürde befreien, allein er trennt sich nicht von ihr, er hat sie noch nie andern Händen anvertraut, er hält sie zu Wasser und Lande fest; er legt sie Nachts unter seinen Kopf: das Geld des Paares steckt darin. In gebrochenem Deutsch, das mit französischen und italienischen Brocken, wie ein alter Tuchrock mit anderen bunten Zeuglappen geflickt ist, bittet der ältliche Herr um ein kleines Schlafzimmer nach hinten hinaus für seine Tochter. Wünschenswerth sei, daß sich ein bescheidenes Vorgemach dabei befinde.

Die erfahrenen Kellner erkennen sofort den italienischen Vater und geleiten mit großer Höflichkeit — dieses für ein Gasthofspersonal unerklärliche Benehmen wird uns später begreiflich werden — das Paar zwei Treppen hoch über einen darmartig gewundenen langen Corridor in das, für solche Gäste bestimmte „italienische Gemach." Nur ein Bett steht darin, aber in dem unsäglich kleinen Vorzimmer stehen noch zwei Stühle und ein Kofferträger. Durch die beiden Fenster genießt der anlangende Reisende einen pittoresken Anblick auf die Stelle im Hofe, wo die Wagen, die Kartoffeln und die groben Küchenhandtücher gewaschen werden, und wo einige zum Ausklopfen bestimmte Teppiche über Stricke aufgehängt sind. Der Kellner fragt höflich, ob die Herrschaften etwas befehlen, ob sie im Speisesaale zu soupiren, oder den Thee auf ihrem Zimmer einzunehmen gedächten. Die Herrschaften gedenken indessen weder zu soupiren, noch den Thee auf dem Zimmer einzunehmen; sie befehlen nur frisches kaltes Wasser. Kaum ist ihr Verlangen befriedigt, so zieht sich junge Dame in das kleine Gemach zurück, in welches wir ihr, als Geschichtsschreiber des italienischen Vaters, nicht folgen, sondern bei Signor Pianini, wie wir ihn und die ganze Schule nennen wollen, im Vorzimmer bleiben. Der ausgezeichnete Hesperier öffnet den Reisesack und zieht einen Stearinlichtstumpf, ein gelbseidenes Taschentuch, eine alte Semmel und eine Zwiebel hervor. Die beiden letzten Leckerbissen hatte er während der Eisenbahnfahrt zehn Meilen weit von Berlin auf einer, durch ihre großen Semmeln berühmten Station gekauft, wo außerdem die

Zwiebeln ihrer Menge wegen unter Pari ſtanden. Es gehört wohl kein ausgezeichneter Scharfſinn dazu, um zu errathen, welche Anwendung Vater Pianini von dieſen vier Gegenſtänden macht. Wäre er ein ruſſiſcher Kunſtvater, er würde wahrſcheinlich ſeiner, aus der Zwiebel und Semmel beſtehenden Abendmahlzeit noch den Lichtſtumpf als Zwiſchengericht hinzufügen; als italieniſcher Vater zündet er ihn nur an, und wickelt aus dem Taſchentuche eine Nachtmütze für ſein edles Haupt. Dann bildet er durch ein geiſtreiches architectoniſches Verfahren aus den beiden Stühlen und dem Koffertäger ein angenehmes Feldbette, und ſtreckt ſtugs, zugedeckt mit dem Reiſerocke und ſeinem guten Gewiſſen, die Glieder darauf aus. Die italieniſchen Väter ſind nie verwöhnt. Sie haben in ihrem Vaterlande, als junge Leute, nur die Bequemlichkeiten genoſſen, welche das vortreffliche Pflaſter der Straßen und Säulenhallen dem müden Erdenwaller in ſchönen Sommernächten gewährt, oder die ihnen zur Winterzeit warme Stallungen und Schuppen dargeboten haben. Hotelſtühle ſind ja noch immer elaſtiſcher, als unnachgiebige Marmorplatten. Nach fünf Minuten und einigen leiſen Flüchen, die der italieniſchen Beſatzung gelten, welche nach gewohnter Weiſe ihre nächtliche Runde beginnt, entſchlummert Signor Pianini und träumt von einem Palaſte in Rom, von ſeiner Beförderung zum Marcheſe, und einem Beſuche ſeiner Tochter, die einen deutſchen Principe vermöge ihrer Talente geheirathet hat. So vortreffliche Bilder vertiefen ſeinen Schlummer, und er erwacht wunderbar geſtärkt, nur etwas kreuz- und lendenlahm am nächſten Morgen.

Das ausländiſche Paar trinkt keinen Kaffee im Hotel, es nimmt ihn nach ſüdlicher Landesſitte in einer Conditorei. Außer dieſem Geſchäfte iſt der erſte Ausgang dem Aufſuchen einer billigen Wohnung gewidmet. Der Aufenthalt und die Lebensweiſe in einem Hotel ſind für den italieniſchen Vater viel zu koſtſpielig. Nebenbei fühlt er ſich durch die fortwährende Beobachtung der Kellner ſittlich verletzt; er arbeitet gleich der fleißigen Biene gern im Dunkeln. Sehr bald iſt daher ein Landsmann aufgetrieben, und mit Hülfe deſſelben eine Wohnung gemiethet, welche den Zwecken der Tochter entſpricht, je nachdem ſie nun Sängerin, Tänzerin oder Virtuoſin iſt.

Der italieniſche Vater empfindet jetzt eine heiße Sehnſucht, den Ort und die Menſchen kennen zu lernen, welche ſeiner Tochter Glück machen ſollen. Im Umgange mit mehreren Franzoſen (er leiſtete ihnen die Dienſte eines Cicerone in ſeiner Heimat) hat er ſo viel von der Weltſprache gelernt, um ſich nothdürftig mit allen Geſchäftsleuten verſtändigen zu können. Er begiebt ſich zu den einflußreichſten Perſonen und hält eine Anzahl geiſtreicher Vorträge über das Talent ſeines Kindes, ſeine ehrenwerthen Abſichten für die Zukunft deſſelben und die Möglichkeit ſeines frühen Todes. Die Augen füllen ſich ihm mit brennenden Thränen, wenn er den zu rührenden Gönner an die zu frühe verſtorbene Mutter erinnert, und er trocknet die Tropfen mit dem Taſchentuche ab, das vor zwei Stunden noch eine Nachtmütze war. Zwar lebt beſagte Mutter noch und iſt nur in der Vaterſtadt zurückgeblieben, um das von den Vorfahren ererbte Handels-

unternehmen mit neueren Alterthümern und Parmeſankäſe der Familie zu erhalten, allein ſo weit von der Heimath kann man ſie ſchon um eines elegiſchen Effektes willen für todt gelten laſſen.

Die Tochter verleiht den Empfehlungen ihres edlen Vaters den gehörigen Nachdruck. Sie blickt aus jenen mandelförmig geſchnittenen, ſchwarzen Augen, die auf nordiſche Enthuſiaſten einen ſo großen Eindruck ausüben, und leidet dabei perſönlich durchaus nicht an einer ſolchen Leidenſchaftlichkeit, als ihre Außenſeite verkündet. In der Wirklichkeit und Wahrheit beſitzt ſie, ſo gut wie ihr herrlicher Vater, eine ſtark inſtrumentirte Vorliebe für edle Metalle, gleichviel, ob dieſelben nun in Münzſtücken ausgeprägt, oder nur höchſt unpraktiſch zu Schmuckſachen geformt ſind. Der italieniſche Vater erzielt ſehr bald die möglichſt vortheilhaften Bedingungen für ſein Kind, oder für ſich ſelber, denn ſehr viele ſchätzenswerthe Charaktere dieſer Art laſſen häufig ihre Kinder für ſie ſelber arbeiten, und geben ihnen nur das Nothwendigſte für Kleidung und Unterhalt mit. Dann macht er ſich auf den Weg, um neue Freunde zu erwerben, denn Freundinnen können dem wackern Mädchen, ſeiner Tochter, nur wenig helfen. Der italieniſche Vater iſt als ein Sohn der ſtiefelförmigen Halbinſel ein wenig in den Schriften der Alten bewandert und weiß, daß die Klaſſiker zwar von dem Freundſchaftsbunde mehrerer jungen Gentlemen der Vergangenheit mit vielem Behagen erzählen, dagegen über die Anlagen und Leiſtungen der damaligen jungen Damen im Fache der Freundſchaft das tiefſte Stillſchweigen beobachten. Bei ſeinen

angebornen guten Gaben glaubt er ſich deshalb dazu berechtigt, auch den Zeitgenoſſinnen nur ein geringes Talent für dieſe Tugend zuzutrauen, und verzichtet gleich auf die Erwerbung vortheilhafter weiblicher Bekanntſchaften. Dieſe heilſame Strenge der Weltanſchauung treibt ihn jedoch keineswegs zu einer gefährlichen Einſeitigkeit; er verfällt nicht in den Fehler ſo vieler ſtarren Prinzipienreiter. Der italieniſche Vater ſucht allerdings für ſeine Tochter nur Freunde, und zwar begüterte, zahlungsfähige Freunde, zu erwerben, allein für ſein eigenes Herz, wenn man den gegen ſeine dicken Rippen pochenden Muskeln ſo zart benennen will, wählt er nur Freundinnen. Angeblich bedarf er ihrer, um in allen ſolchen kritiſchen Lagen, in welche auch das tugendhafte italieniſche Frauenzimmer auf fremdem Erdreiche gerathen kann, einen weiblichen moraliſchen Beiſtand zu genießen, allein in der That ſucht er bei dieſen Damen nur Zuflucht vor der Muße, in welche ihn die thätige und angeſtrengte Lebensweiſe ſeiner Tochter verſetzt. Wie wir gleich am erſten Abend ſeiner Ankunft geſehen haben, iſt Signor Pianini aus ſeinem eigenen Geldbeutel zahlend, lobenswerth enthaltſam, tritt indeſſen eine fremde Finanzmacht vor den Riß, ſo iſt er auch der außerordentlichſten Thaten im Verzehr eßbarer Dinge fähig. Er erweckt alſo abſichtlich Antheil bei bejahrten Frauen, die von corpulenter Statur auf reichliche und gut zubereitete Nahrungsmittel ſchließen laſſen. Bemerkt er an ihnen Warzen auf der Naſe und den Wangen, ſo ſchließt er nicht, wie Lavater, nur auf unüberwindliche Geſchwätzig-

keit, sondern weit richtiger auf unüberwindlichen Appetit und das Engagement geschickter Köchinnen.

Der italienische Vater ist gewöhnlich von wenig auffallendem Aeußeren, zuweilen aber auch von einem edlen heroischen Anstande. Dann gleicht er einem tapfern alten Soldaten und gefällt sich in biedern stolzen Manieren. Im Knopfloche trägt er ein Bändchen, das er sich aus Menschenkenntniß vorsichtiger Weise selber verliehen hat, da er den Fürsten, welcher einst durch die Hand seiner Tochter beglückt werden soll, nicht gleich mit solchen Kleinigkeiten in Verlegenheit setzen mag. Aber die Auszeichnung durch diese Decoration macht ihn weiter nicht stolz. So eben kann er noch auf der Promenade den Orden mit dem Anstande des Conte Almaviva getragen, und seine Tochter mit unnachahmlicher Zierlichkeit am Arme geführt haben, und sich in der nächsten Viertelstunde doch den bescheidensten häuslichen Arbeiten unterziehen, denn der italienische Vater leidet nicht unter dem traurigen Vorurtheile, daß die kleinen Dienste, welche zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehören, von untergeordneten Personen verrichtet werden müssen. Das rauhe nordische Klima unterdrückt nicht seine heitere Weltanschauung. Er lebt in Preußen, wie in Neapel und Sicilien. Es kostet ihm keine Selbstüberwindung, die große Wäsche in seinen eigenen leinenen und baumwollenen Angelegenheiten zu besorgen, um das durch die nothwendige Garderobe seiner Tochter beschwerte Budget nicht noch mehr durch Waschausgaben zu belasten. Nur das allgemeine Waschhaus im Hofe vermeidet er, und wählt dafür die traulichere Stätte seines Schlafzimmers,

weil er weiß, daß bei den Mägden unseres barbarischen Volksstammes der Sinn für das Malerische noch sehr spärlich entwickelt ist, und sein verdienstliches Beginnen leicht unter einem falschen Gesichtspunkte aufgefaßt werden könnte. Mit dem gesättigten Bewußtsein, höchst malerische und plastische Stellungen zu entwickeln, besorgt er in stiller Abgeschiedenheit bei dem vocalen Klange Rossinischer Motive seine Wäsche, und hängt sie bei geöffneten Fenstern im Hintergrunde des Zimmers auf die Leine. Weniger ästhetische Rücksichten sollen ihn von der Benutzung des ihm contraktlich zustehenden Trockenbodens abhalten, als der nationale Zustand seiner Oberhemden, welche an einer gleichen Zerrissenheit, wie die schöne Halbinsel leiden, und ebensowenig zur Einheit zu bringen sind, da die Unhaltbarkeit aller politischen und socialen Bande sich längst herausgestellt hat. Alle Pianini's vergeuden ihre Zeit nicht mit schwerfälligen Studien und Grübeleien, sie rupfen lieber ein zur Suppe bestimmtes Huhn und putzen Gemüse, sie holen in einer Flasche Brennspiritus und ein Viertelpfund Kaffee, muß es in der Eile des Augenblicks geschehen, sogar ein Büschel Petersilie oder ein Bund Schwefelhölzer. Der italienische Vater kann Handschuhe waschen und künstliche Blumen verfertigen, er destillirt aromatische Wasser und Liqueure, macht Rosenkränze aus Waldbeeren, um sie anstatt kostbarerer Gaben zu verschenken, frisirt für gewöhnlich seine Tochter und bessert die Handschuhe aus. Ist sie Virtuesin, so trägt er die Noten, den Violinkasten oder das Cello in den Wagen, ist sie Tänzerin, so besorgt er ihren Bedarf an Claque, verläumdet ihre Rivalinnen,

so weit ihm das diplomatische Corps zugänglich ist, und sucht Einfluß auf kleine Schmutzblätter zu erlangen; er steht bei Hofconcerten draußen mit dem Pelze und Fußsack unter den Bedienten, und es giebt Fälle, die wir nicht näher zu bezeichnen wagen, in denen er, nicht im Wagen sitzend, sondern hinten auf dem Tritt stehend, nach Hause fährt. Sobald ein Theater sein geliebtes Kind engagirt hat, ist er nicht allein auf die Verbesserung der regelmäßigen Einkünfte, sondern auf die Herbeischaffung außerordentlicher Einnahmen bedacht. Seine finanziellen Kenntnisse im Felde der jungen Herren, welche an italienischen Damen eine reine Herzensfreude empfinden und deshalb zu edelmüthigen Opfern entschlossen sind, können gründlich, seine Untersuchungen jeder zweifelhaften Sachlage erschöpfend genannt werden. Daß er mit blöder Befangenheit dabei zu Werke geht und sich zarter Schonung befleißigt, können ihm nur Unkundige vorwerfen.

Ein berühmter Signor Pianini bemerkte mit Wohlgefallen, daß der Gesandte einer auswärtigen Macht, ein reicher junger Kavalier, sich seit einiger Zeit häufiger in der Garderobe und dem Salon seiner Tochter blicken ließ. Er traf sofort die geeigneten Vorkehrungen, bohrte an verschiedenen Stellen Löcher in die Thür, trug stets weiße Cravatten, um vorstellungsfähig zu sein und lauerte dem Gesandten so beharrlich, wie ein Bandit seinem Opfer auf. Nach vierzehn Tagen gelang es ihm, zu entdecken, daß der Vertreter der fremden Krone sich einige, bei Ballerinen unschuldig zu nennende Freiheiten herausnahm. Alsbald öffnete er die Thür, überraschte das Paar bei

den Präliminarverhandlungen zu einer künftigen Allianz, und drückte dem Gesandten mit seliger Miene seine väterliche Zufriedenheit darüber aus, daß er sich in der Gesellschaft der Tochter so wohl zu fühlen scheine. Dieser ahnungsvolle Zug einer patriarchalischen Häuslichkeit mache ihm Muth, einem so gemüthlichen großen Herrn eine Bitte vorzutragen, der bescheidene, aber beglückte Wirth dem hohen Gönner. Er, nämlich der Wirth, bedürfe zu einem rentabeln Unternehmen sechstausend Thaler, und er wage es vertrauensvoll den Gesandten zu bitten, ihm diese Summe vorzuschießen. Wir wissen nicht, ob der patriarchalische Hang des Vertreters der fremden Krone so hoch taxirt werden konnte, sind aber geneigt, es zu bezweifeln, da er aus dem Salon der Signorina Pianini verschwand und nichts als ein Halsband von mäßiger specifischer Schwere zum Andenken hinterließ.

So scharfsichtig die Pianini's sein können, so kurzsichtig wissen sie sich zu stellen, wenn die Thatsachen es fordern. Wir kannten einen italienischen Vater, der an dunklen Winterabenden die Jupiterstrabanten mit unbewaffnetem Auge erkennen konnte, und doch wieder an einem klaren Sommerabende einen geschlossenen Wagen mit einem offenen Einspänner verwechselte und allein in den letzteren stieg. An öffentlichen Orten stellen sie sich mit allen Wirthen und Domestiken vortrefflich. Sie führen ihnen häufig reiche Gäste zu, begünstigen den Verzehr der theuersten Weinsorten und führen Situationen herbei, die hohe Trinkgelder nothwendig machen. Daher ist der italienische Vater, wenngleich er selber nur wenig verzehrt,

ein gern gesehener und an diesen gastlichen Stätten hochverehrter Mann.

Doch es kommt ein Tag, an dem Signor Pianini einen dicken Strich unter der langen Tabelle in seinem Einnahmebuch zieht. Die Tochter hat auf irgend eine sichere Weise ihre Laufbahn vollendet; ein Capital, das den Rest der Tage Pianini's sorgenfrei macht, ist durch Tugend und Sparsamkeit zusammengebracht. Die Reisetasche wird noch einmal kunstgerecht vollgestopft, der Paß nach Italien von den Behörden eingeholt und alles, nicht Tragbare in baares Geld umgesetzt. Jetzt tritt die merkwürdigste Verwandlung ein, die bisherige submisseste Höflichkeit ist nicht mehr nothwendig, und der italienische Vater rächt sich für seine lange Unterwürfigkeit an dem deutschen Volke schließlich durch Entwickelung einer grenzenlosen Grobheit. Finis coronat opus, sagt sein römischer Ahnherr.

XII.

Aus den Annalen des Pantoffel-Regiments.

Man wird es begreiflich und verzeihlich finden, wenn wir in einem Zeitabschnitt des laufenden Jahrhunderts, der wahre Musterknaben von Gewalthabern besitzt, uns überhaupt mit der Gewalt im Leben beschäftigen, und zur Beruhigung so vieler Unterdrückten darauf hindeuten, daß

in der bürgerlichen und familiären Praxis ein ungeheurer Aufwand von Tyrannei getrieben wird, ohne daß die Diplomatie und die politische Presse davon die geringste Notiz nehmen. Wir meinen die unter dem landesüblichen Namen des Pantoffelregiments von zahllosen Frauen gegen ihre Männer ausgeübte Unterdrückung, mit der verglichen die napoleonische Ueberwachung und Niederhaltung der französischen Staatsbürger eine wahrhaft nordamerikanische Ungebundenheit genannt zu werden verdient.

Keineswegs ungerecht gegen die liebenswürdigen Seiten und Tugenden der Frauen, können wir doch den Schriftstellern, welche, wie z. B. Bogumil Goltz, die schwersten Anklagen gegen die Frauen neuerdings wieder vorgebracht haben, nicht Unrecht geben, und sind genöthigt, uns ihnen anzuschließen. Die zunehmende Gewalthaberei in der Politik hat nämlich im Stillen den entschiedensten Einfluß auf der Frauen Anschauung von Mann und Haus gehabt, und es scheint eine Damenschule in der Residenz aufzukommen, auf deren Regiment und Finanzwirthschaft nur die Sündfluth mit allen ihren Schrecken folgen kann. Die deutschen Blätter übersetzen mit einigem Behagen die Merkwürdigkeiten aus der Pariser Gesellschaft, welche wöchentlich die Feuilletonisten und Correspondenten ohne sonderliche culturhistorische Tendenz mittheilen; wir erlauben uns als passendes Seitenstück, jedoch ohne indiscreter Weise Namen zu nennen, einige charakteristische Züge aus dem Leben großer Pantoffeldespoten aus Berlin mitzutheilen. Unseren damit verbundenen sittlichen Zweck haben wir vollkommen erreicht, wenn diese

Mittheilungen jüngeren Talenten als rechtzeitige Warnung und abſchreckendes Beiſpiel dienen.

Wir beginnen mit der geheimnißvollen Geſchichte von der eroberten Equipage. Ein reicher Herr, gleichviel ob er Büreaukrat oder Fabrikant war, ſah ſich genöthigt, weil er eine ſchöne junge Frau hatte, eine Villa als Sommeraufenthalt zu kaufen. Bei dem ſittlichen Bedürfniſſe ſchöner Damen, auf Balkons an der Landſtraße zu ſitzen, war die Erwerbung dieſer Villa eine Pflicht für den reichen Herrn, auch ohne daß wir einen beſonderen Nachdruck auf die Paragraphen des Pantoffelregiments legen. Nicht ſobald war die Villa angekauft und eingerichtet, als die junge Dame zu ihrem tiefen Kummer entdeckt, daß die weite Entfernung von der Stadt ſie auch von ihren Geſpielinnen trennte, denn ein „Geſpiele" gen. masc. hätte ſich allerdings dadurch vom Beſuche nicht zurückſchrecken laſſen. Von Stunde an verfiel ſie in ein Zerwürfniß des Gemüthes, zeigte einen Abſcheu vor dem abendlichen Beſuch des Stern'ſchen Geſangvereins und der Oper, und ſtieß ſchreckliche Läſterungen gegen Berliner Droſchken und Omnibus aus. In den Theeſtunden traten dieſe Anfälle am heftigſten auf, weil der Gemahl und ein Freund deſſelben aus der Junggeſellenzeit alsdann zugegen waren, und der geehrten Rednerin pflichtſchuldigſt ein aufmerkſames Gehör ſchenkten. Eines Abends konnte der gequälte Mann jedoch nicht umhin, die geliebte Gattin nach der Urſache ihres Widerwillens gegen Droſchken und Omnibus zu fragen.

„Danach fragt dieſer Mann noch!" rief die Dame

mit Emphaſe, „o, daß alle Männer immer mit nüchternen Worten fragen, wo das Herz eines Weibes aus einem Seufzer Alles errathen würde! Weshalb ich gegen dieſe Fahrzeuge bin, fragſt Du, Kurzſichtiger? weshalb? Nur Deinetwegen! Mir bricht das Herz, wenn ich Dich Morgens auf Dein Büreau gehen ſehe, und es iſt bei dem häufigen Regenwetter keine Droſchke in der Nähe, oder Du kommſt in den heißen Mittagsſtunden zu Fuß nach Hauſe, weil Du den Omnibus verfehlt oder keine Droſchke gefunden haſt!"

„O, wie Recht hat die gnädige Frau!" ruft halblaut der befreundete Junggeſelle, der, ohne es zu ahnen, durch ſeine Bewunderung der lifligen Pantoffelregentin ſtets als Reſerve dient.

„Nicht wahr, Herr von Bucklinski, Sie verſtehen mein Herz immer beſſer, als mein harter und kalter Mann? Ohne an ſein treues Weib zu denken, opfert er Geſundheit und Leben. Er ſcheint abſichtlich in ein frühes Grab ſinken zu wollen!"

„Aber, was ſoll ich denn thun, liebes Kind? ich beſitze ja keinen Zauberſtab, um nöthigen Falles Droſchke oder Omnibus herbeizuſchaffen," bemerkt der geängſtigte Mann, der bei einiger Hypochondrie weder von einem frühen, noch ſpäten Grabe gern reden hört, wie die Gemahlin ſehr wohl weiß.

„Was Du thun ſollſt? Eine Equipage ſollſt Du Dir anſchaffen, grauſamer, ſelbſtvergeſſener Mann, daran denken ſollſt Du, Dich Deinem Weibe zu erhalten, Deine zarte Geſundheit nicht in Wind und Wetter der Amts-

pflicht zu opfern; ein Mann hat auch noch andere Pflichten, aber das vergißt er!“ ruft die Gattin.

„Ich habe auch ſchon meine Betrachtungen darüber angeſtellt, wie angenehm für uns eine Equipage wäre, aber bei dieſen ſchlechten Zeiten muß ich denn doch einige Bedenken tragen!“

„Er wird ſo lange Bedenken tragen, bis ich um ihn Leid tragen muß,“ ruft die gequälte Gemahlin im Tone des tiefſten Seelenſchmerzes aus.

„Lieber Freund,“ ſchaltet ſchüchtern der Freund aus der Junggeſellenzeit ein, „der Ankauf würde Dir gegenwärtig nicht theuer zu ſtehen kommen, der außerordentliche Geſandte von Krimskramsſtein-Zwiebelburg iſt von ſeinem Hofe abberufen worden und muß Mobiliar und Equipagen verkaufen. Die Pferde ſind nicht mehr die jüngſten, aber prächtige Rappen, und für Deine Zwecke vollkommen ausreichend, weil Du ſie wahrſcheinlich wenig abſtrapaziren wirſt. Der Kauf kann unter der Hand leicht abgeſchloſſen werden. Du kannſt Dir vorſtellen, daß der Geſandte Geld braucht und nur ſchlimmſten Falles den Berliner Roßtäuſchern in die Hände fallen mag.“

„Reden Sie ihm zu, Herr von Buchinski, ſo iſt es recht. Mir wird ein Stein vom Herzen fallen, wenn ich den lieben Mann zum erſten Male in die Stadt fahren und wieder in ſtattlicher Karoſſe herauskommen ſehe!“

„Meine theure Lenore!“ liſpelt der gerührte Gemahl und reicht dem zärtlichen Weibe die Hand.

„Siehſt Du, Percy, wenn man ſchon fünfzig Jahre alt iſt, muß man etwas für ſich thun, und darf, auch

wenn man gar nicht an seine Frau denkt, nicht so in die Welt hineinleben."

Nach diesen Präliminarien wird am nächsten Vormittage der Ankauf der Rosse und Equipage des Gesandten von Krimskramsstein-Zwiebelburg bewerkstelligt, und die Pflege derselben einem erfahrenen Ex-Dragener anvertraut.

Am dritten Morgen wird der zärtlichen Gattin die Genugthuung, den geliebten Gemahl auf sein Büreau fahren zu sehen, und am Abend muß sie seinen Bitten nachgeben und mit ihm eine kleine Spazierfahrt nach Charlottenburg machen. Bis hierher ist die Geschichte der Equipage eine durchaus alltägliche, die wir nur der jetzt folgenden seltsamen Variationen wegen etwas ausführlicher erzählt haben. Wir belauschen von nun an die liebenswürdige Familie nicht mehr, sondern betrachten die verschiedenen Acte des Equipagen-Dramas von Außen und referiren nur über die Pantoffeltragödie.

Meine täglichen Spaziergänge führen mich auf die Seitenwege der großen, von den Equipagen der vornehmen Welt befahrenen Chaussee. Ich hatte nie verfehlt, meinen reichen Gönner Percy, wenn er in dem Gesandtschaftswagen vorüberrollte, auf das Verbindlichste zu grüßen. Einige Zeit darauf sah ich mich genöthigt, allabendlich zweimal zu grüßen, da Percy mir nicht danken konnte, weil er, der fünfzigjährige Percy, rückwärts saß, und seine Stelle im Fond des Wagens von Herrn von Bucklinski oder der Gesellschafterin der Frau vom Hause eingenommen wurde. Wahrscheinlich war dem guten Manne begreiflich gemacht worden, daß Adel und Reichthum ver-

pflichten, und daß der Beſitz einer Equipage den Beſitzer nöthige, auch andere Leute darin fahren zu laſſen und lieber ſelbſt rückwärts zu ſitzen.

Dieſer Modus war einen Monat lang conſequent aufrecht erhalten worden, als ich an einem Abende — es fand ein ſogenannter Corſo in Charlottenburg ſtatt, eine der ſchauerlichſten Vergnügungen, zu welchen nur die äußerſte Verzweiflung müßige Menſchen treibt — Percy in dem Wagen vermißte. Der Rückſitz war leer, und die Gebieterin ſowohl, als auch die Geſellſchafterin, hatten die Füße auf denſelben ausgeſtreckt, eine Attitüde, die bei ſchlechtem Wetter allen reinlichen Droſchkenkutſchern den größten Kummer verurſacht, aber in Paris recht eigentlich die Mode der freigeiſtigen Damen und vortrefflich geeignet iſt, die ganze Fülle eines mit blendend weißem Flor bedeckten Crinolinſyſtems vor allem Volk leuchten zu laſſen. Aber wo war Percy? Ich traute kaum meinen Augen, als ich den Fünfziger dergeſtalt „leichtſinnig in die Welt hineinleben“ ſah, daß er gleich einem Untertertianer bei dem Er-Dragoner auf dem Bocke ſaß. Sein Mienenſpiel verrieth jedoch keine Unzufriedenheit. Bewährte ſich meine pſychologiſche Hypotheſe, ſo war ihm bewieſen worden, daß der Anſtand auf einem Charlottenburger Corſo die möglichſte Entwickelung und modernſte Drapirung des Crinolinismus erforderte, ſowie, daß die Verſtimmung Percy's — wenn er Einwendungen gemacht haben ſollte — höchſt wirkſam durch den harten Sitz und die Erſchütterung auf dem Bock kurirt würde. Um Percy zu entſchädigen oder unſchädlich zu machen, hatte man ihm einen

großen Korb mit Blumen und Bouquets auf die Füße gesetzt. Er sah kriegslustig aus und schien Jedermann mit den Kindern Flora's bombardiren zu wollen, womit Madame offenbar einverstanden schien, da der gute Fünfziger dann nicht sehen konnte, was seiner Gemahlin von etwaigen Gardedilettanten und ähnlichen kühnen Jünglingen zugeworfen wurde. Da ich als demüthiger Fußgänger mich der Mitwirkung am Corso entzog, vermag ich über den Erfolg keine Auskunft zu geben.

Fast vier Wochen lang begegnete ich Abends nicht der Equipage des Eheparres. Waren Percy und sein braves Weib verreist oder krank? Ich machte mir geheime Sorgen um Ersteren; seine sichtliche Schwächung und Gradation als Haus- und Eheherr ging mir an's Herz. Ich wollte den Ausgang erfahren, und pries mich als schlichter Bürgerlicher und stets zu Fuß gehender Gatte glücklich, niemals auf diese Weise in solchen Besitz und Gebrauch einer Equipage gelangen zu können. Endlich begegnete ich den Rappen nebst Zubehör; eine auffallende Variation war nicht zu bemerken, Percy saß wieder, diesmal in einer offenbaren Apathie, auf dem Bock, nur in seinem Aeußeren glaubte ich etwas Fremdartiges zu bemerken. Der Wagen rollte indessen zu rasch vorüber, und es gelang mir erst am Tage darauf, hinter die geheimnißvolle Neuerung zu kommen. Percy trug ein Ding, wie eine curiose Reisekappe, die ihm das Aussehen eines alten Domestiquen oder Jägers in Civil gab, auf dem Kopfe; ich zog die Lorgnette, um zu untersuchen, ob die heillosen Weiber dem Alten

nicht noch eine Treſſe durch allerlei Pantoffellisten an den Rock geheftet hatten.

Jetzt wurde meine Phantaſie krankhaft erhitzt; es gab Augenblicke, wo ich in einem ſchottiſchen zweiten Geſicht: Percy als drittes Pferd vorgeſpannt, oder als Gaſſenjungen hinter ſeinem eigenen Wagen herlaufen, oder daran hängen ſah. Keines von Beiden geſchah. Bald darauf fuhr Lenore ohne Percy ſpazieren; ſie hatte ihn einfach aus der Equipage geworfen.

Acht Tage ſpäter bole ich ihn in der Wilhelmsſtraße ein, und erkundige mich zärtlich nach dem Befinden ſeiner Rappen und des Kutſchers, die ſicherlich unpäßlich ſein müßten, da ein reicher Herr an einem ſo heißen Tage doch nicht zu Fuß gehen würde.

„Ich gehe principiell zu Fuß und habe die Equipage meiner guten Frau überlaſſen. Wir haben uns durch die Erfahrung überzeugt, daß mir eine regelmäßige körperliche Bewegung am heilſamſten iſt, und daß die Rappen in ihren reiferen Jahren nur einmal Abends angeſchirrt werden können. Bei der Nervenſchwäche Lenorens iſt es wichtiger, daß ſie ſpazieren fährt."

Wir verabſchiedeten uns, und indem ich den würdigen Herrn von dannen bumpeln ſah, mußte ich die Gewandtheit der herrſchſüchtigen Dame bewundern, die den armen Gemahl in kürzerer Zeit um ſeine geſammte Errungenſchaft gebracht, wie Napoleon die Franzoſen um Republik, Preß- und perſönliche Freiheit, bürgerliche Sicherheit und menſchliches Glück.

Wer ſich ohne große Anſtrengung und mühſelige hiſto-

rische Studien von der Wirkung eines anhaltenden Druckes auf Nationen überzeugen will, braucht nur das einzelne männliche Subject unter der fortwährenden Fuchtel der Frau Gemahlin zu studiren. Er wird alsbald die moralischen Folgen der bevormundenden Tyrannei kennen lernen. Wenn sich daher klage Beichtväter von großen Staaten mit der Priesterschaft verbünden, um durch diese die Herzen der Unterthanen zu gewinnen, oder doch ihren Gehorsam zu erhalten, knüpften die Klügsten unter ihnen sogar zärtliche Verhältnisse mit den Frauen ihrer mächtigen Gegner an, woven man sich durch die Lectüre der Geschichte alter und neuer Zeiten des Weiteren belehren kann.

Von allen Regierungsformen demoralisirt unstreitig das Pantoffelregiment die ihm Unterworfenen am meisten und nachhaltigsten. Es übertrifft in dieser Hinsicht bei Weitem den orientalischen Despotismus, und ein zweiter Montesquieu wird in seinem neuen „Geist der Gesetze" nothwendig auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen haben. Erst dann wird der vor der Hand noch gewagte Satz unseres berühmtesten Erministers von der entnervenden Gewalt der Lectüre Montesquieu's eine innere Berechtigung haben.

Wir bemerken in dem Leben und der Philosophie der Frauen nämlich etwas, der herunterbringenden Theorie des heutigen Cäsarismus vollkommen Aehnliches: die mit äußerster Kraftanstrengung und List durchgesetzte Absicht, sich das Individuum zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke dienstbar zu machen.

Zunächst erscheint es zum Behufe der Toilette nothwendig, die Leistungsfähigkeit des gelnechteten männlichen

Individuums auf das Aeußerste anzustrengen. Um die nöthigen Summen zur Anschaffung kostbarer seidener Kleider, Pelze, Spitzen, Hüte und Taschentücher, gestickter Kragen und Aermel aus dem männlichen Geldbeutel zu pressen, muß das Individuum bleibend in einem Zustande von moralischer und intellectueller Abhängigkeit erhalten, und vor unnöthigen Ausgaben seinerseits bewahrt werden. Die kluge Gattin muß deshalb darauf bedacht sein, ihrem Sklaven weder unnöthige Bequemlichkeiten anzugewöhnen, noch irgend welche kostspielige Schwelgereien zu gestatten. Es wäre ferner im höchsten Grade bedenklich, ihn dem beliebigen Umgange mit männlichen Genossen bei der Flasche und Karte zu überlassen, denn selbst der gutgesinnte und an Gehorsam gewöhnte Mann entartet gar leicht durch die zum Aufruhr anreizenden Gespräche frecher und widersetzlicher Junggesellen. Regelmäßige Unterhaltungen mit dergleichen Menschen sind für den Einzelnen ebenso bedenklich, wie die unüberwachte Ausübung des Vereinsrechtes für die Menge. Nicht minder wichtig erscheint die sorgfältige Ueberwachung des Mannes zu Hause. Eine kluge Frau pflegt ihn nicht gern sich selber zu überlassen, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen, sich in Bücher zu vertiefen und endlich über die Mangelhaftigkeit seiner häuslichen Lage in's Klare zu kommen. Sie zerstreut ihn deshalb auf eine gefällige Art, wenn sie sich von ihm in das Schauspiel und die Oper führen läßt, und schützt ihn durch Beseitigung von Büchern und Broschüren vor innerer Aufregung, nach dem Vorbilde weiser Behörden, welche aus zarter Besorgniß für die Gemüthsruhe ihrer

Pflegebefohlenen alle neu erscheinenden Bücher vorher selber durchlesen und nebst den anlangenden Zeitungen auf ihren Büreaus zurückbehalten, falls der Inhalt nicht mit ihren eigenen Grundsätzen übereinstimmt.

Räthlich ist es, den Sklaven daran zu gewöhnen, jeden Ueberschuß an Geld, der sich nach Abzahlung aller regelmäßigen Bedürfnisse an Gehalt oder im Geschäfte herausstellt, der Frau zu übergeben, oder doch sorgfältig von ihr controlliren zu lassen. Das weibliche Geschlecht steht nun einmal in dem Rufe, sparsam und wirthschaftlich zu sein, und es gereicht zum Besten des blödsichtigen Mannes, wenn ihm nicht mehr an Baarschaft in der Tasche gelassen wird, als zur Bestreitung seiner unschuldigen Vergnügungen in Tabak und Bier nothdürftig hinreicht. Sowohl die finanzielle Unmöglichkeit, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Frau Gemahlin sich zu ergötzen, als auch das Bewußtsein, in allen Ausgaben scharf überwacht zu sein, erhalten den Sklaven in einem fortwährenden Zustande von tiefer Niedergeschlagenheit, welcher als die Basis eines echten und wahren Hausfriedens betrachtet werden kann.

Ob einem wohlerzogenen Gatten innerhalb des Hauses und der Gesellschaft eine laute Meinungsäußerung zu gestatten ist, dürfte noch nicht als abgemachte Sache anzusehen sein. Energische und dabei redselige, mit starken Lungen begabte Frauen sind vielmehr der Ansicht, daß der Mann seiner Natur nach, ein indiscretes und unvorsichtiges Wesen, unausgesetzt zu schweigen habe, um nicht ein armes Weib durch irgend eine unbesonnene Aeußerung, einen taktlosen Bericht aus dem Hauswesen, vor der öffentlichen

Meinung herabzusetzen. Es sei hinreichend, daß der Mann im Amte, vor Gericht, von der Kanzel, vom Katheder herab, oder vor der Front des Regimentes, sein Herz ausschütte, in Gegenwart der Frau gehöre es zu den Ritterpflichten, sich in Schweigen zu hüllen und den geistreichen Schönen das Wort zu lassen. Fühlt er sich indessen unwiderstehlich angetrieben, die Sprachwerkzeuge in Bewegung zu setzen, so mag er zufrieden sein, wenn er in einer Ecke des Saales, oder in dem Berließ hinter dem Fenstervorhange einen Zuhörer findet, der bei dem Vortrage einer pointenlosen Anekdote stillhält. Für gewöhnlich ist dem Gemahl Schweigen Gold, und nur so oft er der Gemahlin zu Hülfe kommen kann, darf Reden ihm Silber sein.

Werden diese Erziehungsgrundsätze mit Strenge und Consequenz beobachtet, so sind die Resultate außerordentliche zu nennen. Nach und nach bildet sich der Mann, vorher ein unabhängiges Wesen, zu einem tiefgeknechteten schändlichen Lederbalge um. Die Unterdrückung jeglicher Willens- und Meinungsäußerung brennt in ihm das Organ des Urtheils aus: er existirt nur noch als trübseliges Schmarotzergewächs in dem kleinen Ideenkreise der Gattin. Die öffentliche Meinung erklärt ihn nicht mit Unrecht für „blödsinnig", obgleich er nach der Gerichtssprache nur für „schwachsinnig" zu halten wäre. Auf Kosten der ruhenden geistigen Functionen treiben sich die animalischen wildwuchernd aus. Der Pantoffelknecht ißt nicht mehr; er frißt. Das Interesse am Vaterlande geht verloren, der rühmliche Ehrgeiz erlischt; des Individuums bemächtigt

sich eine ewige Furcht vor einer unsichtbar über seinem Haupte hängenden, von Weiberhand geführten Knute.

In der klösterlichen Abgeschiedenheit des modernen Haushaltes ist es schwer, die unglücklichen Opfer dieses Systemes zu studiren, allein der Aufenthalt in den Bädern, welcher die Analyse menschlicher Charaktere so wirksam unterstützt, gestattet manchen schätzbaren, wenn auch nur flüchtigen Seitenblick.

Wir beobachteten z. B. in Wiesbaden hinter dem Kurhause, diesem großen Lexikon der Menschen und Sitten, eine sehr magere Dame mit einem kleinen, mehr elliptisch, als kugelförmig gerundeten Herrn. Einige junge Leute, die seitab zu Mittag speisen, nannten ihn in ihren halblauten Gesprächen Don Alonzo und die Dame Donna Ximene, wir wollen also diese Titel gleichfalls beibehalten. Für die Gesellschaft, zu welcher Don Alonzo und Donna Ximene gehören, ist es bereits Nachmittagszeit. Man beauftragt den Kellner mit der Herbeischaffung des Kaffees. Augenscheinlich hätte Don Alonzo gern dem Kellner seinerseits auch einen Auftrag ertheilt, allein Donna Ximene hat das Wort ergriffen und bereits gesagt: „Kellner, Sie bringen nur mir eine Tasse Kaffee; meinem Manne ist er von den Aerzten verboten worden.“ Die Aerzte sind zwar an diesem Verbot ganz unschuldig, und Don Alonzo blickt mit tiefem Kummer auf das dunkle aromatische Fluidum in den Tassen seiner Gefährten, allein er gehört, weil nach dem Rathschluß der Donna Ximene die täglich an Don Alonzo ersparten zwölf Kaffeekreuzer das am Schluß der Badekur nothwendige Trinkgeld im Hotel bilden sollen,

dennoch zu den unglücklichen imaginären Vollblütigen, denen der aufregende Trank nicht gestattet ist. „Sollte es Ihrem Herrn Gemahl dann nicht zuträglicher sein, ein wenig Selterserwasser mit Zucker zu genießen?“ fragt ein mitleidiger Herr aus dem versammelten Kreise.

Gern hätte Don Alonzo selber geantwortet, allein Donna Ximene schneidet ihm sofort jede Gelegenheit ab und sagt: „Das Selterser Wasser ist ihm nach dem Ausspruch der Aerzte fast noch schädlicher, als der Kaffee; es stört seine Verdauung.“

„Diese Eigenschaft verliert es, wenn man es mit einem Drittel Rheinwein vermischt,“ fügt der mitleidige Herr hinzu.

„Um Gotteswillen nicht, dann würde mein Mann in die entsetzlichste Aufregung gerathen; er hat ohnehin eine sehr bedenkliche Anlage zu Congestionen nach dem Kopfe.“

Don Alonzo bleibt mithin vollständig auf dem Trocknen sitzen und labt sich nur an einer Cigarre, welche ihm der mitleidige Herr angeboten hat. Nach Verlauf der Kaffeestunde begiebt man sich an die Spieltische. Donna Ximene läßt sich von einem der Bankdiener ein mit Rouge und Noir bezeichnetes Täfelchen, nebst einer Nadel, geben, und befiehlt Don Alonzo, aufmerksam mitzupunktiren, und sie zu rufen, sobald sich die Spur irgend einer Serie zeige. Sie selbst lustwandelt mit den anderen Damen eine halbe Stunde lang an dem großen Bassin mit der Fontaine. Einige Zeit darauf ruft Don Alonzo die Gemahlin in den Saal. Das Glück scheint sich für die schwarze Farbe entscheiden zu wollen und es gelingt Madame wirklich,

zwanzig Gulden zu gewinnen. Don Alonzo äußert darüber eine kindische Freude, da er nun für den Rest des Tages der guten Laune seiner Donna gewiß zu sein glaubt. Er wagt es daher, eine kühne Bitte auszusprechen.

„Liebes Kind," flüstert er höchst bescheidentlich, „vielleicht bleibst Du ein Viertelstündchen allein hier im Saale und siehst den Spielern zu: ich hätte wohl Lust, die heutige Independance zu lesen, es sollen merkwürdige Mittheilungen über den Credit Mobilier darin stehen."

„Aber mußt Du denn immer lesen?" fragt in einer sehr empfindlichen Tonart Donna Ximene, ohne gerechter Weise zu erwägen, daß Don Alonzo während des bisherigen Badeaufenthaltes noch gar nichts gelesen, sondern höchstens ihr etwas vorgelesen hat, nämlich die Badeliste. „Es ist wirklich sehr unzart, seine Frau an einem wildfremden Orte allein zu lassen, wo so viele unternehmende Franzosen umherstreifen, und jede einzelne Dame von diesen Abenteurern als gute Beute und „Prise" betrachtet wird. Du kannst die Independance wohl ein ander Mal lesen." Wie billig, schweigt Don Alonzo, nur auf seinem Gesichte scheint man einige leise Zweifel zu lesen, daß jene unternehmenden und abenteuernden Franzosen Donna Ximene für etwas Anderes, als höchstens eine „alte Prise" halten werden. Inzwischen packt ihn die Gebieterin mit dem Umschlagetuch zur Reserve gegen die Abendluft, mit dem Sonnenschirm und einer ziemlich umfangreichen Nähtasche; die Karavane setzt sich in Bewegung und zieht nach dem Neretthale.

Kaum hat man sich wenige Schritte von dem Kurhause

entfernt, als Madame einen tiefen Seufzer ausstößt und ausruft: „Nein diese Hitze ist unerträglich, sie wird mich noch tödten, ich kann nicht gehen, es ist mir unmöglich.“

Möchten wir nicht lieber einen Wagen nehmen, mein liebes Kind?“ fragt der wohlbeleibte Don Alonzo, der bepackt und feldmäßig ausgerüstet, nur geringe Lust hat, den ziemlich steilen Neroberg zu besteigen. Seine geheimen Hoffnungen sind jedoch eitel. „Einen Wagen? nein! aber einen Esel könntest Du mir besorgen; ich werde hier bleiben und die Gesellschaft vorausgehen lassen. Die Esel haben hier einen munteren Schritt, und ich hole die Herren und Damen später wieder ein. Laufe voraus, Männchen, und bringe mir den Esel mit dem Führer hierher.“ Der beklagenswerthe Don Alonzo beeilt sich, den Befehlen seiner Dame zu gehorchen. Er miethet einen Esel und unterstützt dienstwillig Donna Elvira bei der Besteigung, dann trabt er im Schweiße seines Angesichts mit vollem Gepäck hinter dem Grauthier her, und langt in Schweiß gebadet auf dem Gipfel des Berges im Schatten der alten Eichen an.

Der mitleidige Herr will ihm das Gepäck abnehmen und sagt zu Donna Ximene: „Ihr Herr Gemahl hat sich für sein Embonpoint ungewöhnlich angegriffen; er wird langsam auf- und abgehen müssen, um sich nicht zu erkälten.“ Donna Ximene schenkt ihm aber weiter kein Gehör, sondern verlangt, ohne auf den schweißtriefenden Gemahl einen Blick zu werfen, ihr Umschlagetuch, da hier oben unter den Eichen eine mörderische Zugluft wehe. Bei der Heimkehr muß ihr auf den abschüssigen Pfaden der arme schwere Mensch noch den Arm geben, und man trennt sich

erſt beim Einbruch der Dunkelheit, nachdem Don Alonzo unterwegs noch einen lebhaften Verweis wegen ſeiner Abneigung gegen Gepäck erhalten hat. Es ſoll angeblich ſeine Schuld ſein, daß Madame von mehreren Damen in der Anzahl der mitgebrachten Sommerkleider übertroffen wird. Zwar wagt er es, ſich zu vertheidigen, allein nur äußerſt ſchwach, und ſein Credit als beſorgter Ehemann wird in den Augen mehrerer älterer Damen, die den Verweis mit angehört haben, dergeſtalt erſchüttert, daß kein Frauenzimmer mehr mit ihm ſpricht, noch auch ſchließlich ihm gute Nacht wünſcht. Don Alonzo war in den Bann gethan.

Wenn auch die anweſenden Herren den erwähnten unglücklichen Knecht als einen Ausbund elender Unterwürfigkeit verachteten, erinnerte ſich gleichzeitig doch Jeder des mehr oder minder ſiegreich ausgefallenen eigenen Kampfes gegen den Pantoffelabſolutismus, und man beſchloß nach einer kurzen heimlichen Verabredung, den gequälten Mann für einen Tag von ſeinen Ketten zu befreien und Donna Ximene einen Tort anzuthun. Die Badeſtunde der Dame fiel in die Morgenſtunden, und Don Alonzo hatte folglich mit Anrechnung ihrer Ruhezeit nach dem Bade, bis 11 Uhr Freiheit, zu thun und laſſen, was er wollte. Einer der Herren lud ihn ein, in Geſellſchaft der Uebrigen den Kaffee in Biberich einzunehmen. Don Alonzo willigte mit Entzücken ein. Der Gedanke, ohne Gepäck und fortwährende Todesangſt vor einem Verweiſe unter den uralten Kaſtanien des herrlichen Parkes zu ſpazieren, hatte für ihn etwas Ueberwältigendes. Pünktlich fand er ſich am frühen

Morgen ein. Die Herrengesellschaft nahm allein ein Coupé in Beschlag, und in der Lebhaftigkeit des Gespräches merkte der Betrogene erst in Niederwalluf, wo schon eine lobenswerthe Sorte wächst, daß man an Biberich vorübergeschlüpft sei. Was thun? Aussteigen und auf die nächste Rückfuhre warten, oder mit den Schelmen weiterfahren? Don Alonzo, in dem unter lauter Männern ein Rest von Thatkraft erwachte, entschloß sich, sein Heil zu versuchen. Es gelang, ihn bis Rüdesheim zu bringen. Hier hatten wir durch telegraphische Drathhülfe schon am Abende vorher ein gelungenes Gabelfrühstück bestellt; das Essen war gut, das Getränk noch besser. Der Tag war unvergleichlich, voller Rheinluft und Rheinwein, nur verfloß er zu rasch. Nach einem köstlichen Ausfluge über den Rhein kehrten wir zu einem späten Diner nach Rüdesheim zurück, und es gelang uns, Don Alonzo zu einem vollständigen Bruch mit allen seinen angeblichen Gelübden der Mäßigkeit zu verleiten. Als der Mond aufging und sein silbernes Antlitz auf dem dunkeln Rhein spiegelte, lag Don Alonzo malerisch hingegossen in unseren Armen: wir mußten ihn in das Coupé tragen. Ob wir ein unverzeihliches Unrecht gethan, wage ich nicht zu unterscheiden, allein ich bekenne, daß wir in Wiesbaden den trunkfälligen Schächer dem Oberkellner und seinen Gehülfen zur weiteren Besorgung übergaben. Am anderen Tage erschien das Eheraar nicht hinter dem Kurhause, am dritten wurde es sichtbar, allein Donna Ximene und Don Alonzo wichen uns stolz und vornehm aus. Sie schienen versöhnt; aber jetzt waren wir für immer in den Bann gethan.

XIII.

Selbstverkletterung.

Jeder gesetzte Leser darf von einem Menschen, der sich erfrecht, sein Geschriebenes durch den Druck vervielfältigen zu lassen, und zahlreichen, der Buchstaben und Interpunctionszeichen kundigen Landsleuten vorzulegen, mit Recht fordern, daß besagtes Geisteswerk, welches es allerdings nur in selteneren Fällen zu sein pflegt, nicht allein an sich verständlich sei, sondern daß auch der Titel mit Bestimmtheit angebe, was der Inhalt bringen werde.

Da der Schreiber nicht üble Lust hat, dieser gerechten Forderung diesmal kein Gehör zu schenken, hält er es wenigstens für das Beste, diesen Satz ehrlich vorauszuschicken und hinzuzufügen, daß er sich dieses Uebelstandes bewußt ist, daß aber nur die traurige Nothwendigkeit ihn in die Lage versetzt, statt mit klaren nüchternen Worten, mit symbolischen und allegorischen Bildern und Beziehungen seine Gedanken über eines der schwersten deutschen Volksübel auszudrücken.

Von der politischen Selbstverkletterung wollen wir reden, d. h. von dem schrecklichen Zustande, in welchem die vaterländischen Politiker sich vom ersten Januar des Jahres 1859 bis zu dem Frühstück von Villafranca befunden haben. Die ganze Natur ist eine fortlaufende Kette, und der Philosoph verfolgt nicht allein die körperlichen Bildungen, sondern auch die Entwickelungen der geistigen Eigenschaften

von den niedrigſten bis zu den höchſten Stufen, und findet ſchon tiefer unten die Andeutungen in der ſinnlichen Sphäre, welche weiter oben in weittragender Spekulation und den erhabenſten Phantaſieflügen erblühen ſollen.

So ſind denn in der Kunſt des Kletterns zunächſt die Thiere unſere Lehrmeiſter und Vorbilder geweſen. Auf einſamen Spaziergängen beobachten wir zwiſchen dem ſonnenwarmen Felsgeröll, unter Berberitzen und Farrenkraut, die vergnügliche Eidechſe, wie ſie den müßigen Philoſophen zu ihrem Fange einzuladen ſcheint, aber ſobald er die wiſſenſchaftlichen Krallen nach ihr ausſtreckt, die ſteile Felswand an unbedeutenden Erhöhungen oder Vorſprüngen hinaufklettert und in einer ſchmalen Spalte verſchwindet. In einem anderen, und zwar tropfbar flüſſigen Elemente gewahren wir ein Thier, das durchaus unfähig zu Kletterübungen zu ſein ſcheint, und dennoch in einer gewiſſen Zeit des Jahres mit den Geſchöpfen einer höheren Rangordnung wetteifert. Es iſt der Aal, der um die Reife der grünen Erbſen aus dem Waſſer in die Aecker klettert, falls nämlich ſolche in der Nähe ſich befinden, durch eine Befeuchtung ſeiner Wegſpur mit dem anhaftenden Schleim ſich den Rückzug nach dem Waſſer ſichert, und ſeinen Appetit ſicher befriedigt, wenn kein Störenfried in der Nähe iſt, der ſeine Spur mit Aſche beſtreut und ſich des unüberlegten Kletterers bemächtigt. Weiterhin bewundern wir die Fertigkeit der Spechte und Papageien, wenn ſie den Schnabel bei den kühnſten und verſchlungenſten Evolutionen zu Hülfe nehmen, und ohne Anwendung der Füße von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum, ſelbſt bis in

die höchsten Gipfel gelangen. Der Mensch betrachtet demnächst die Katze, ein Geschöpf von der vielseitigsten Fähigkeit, wie geschaffen zum Sprunge, aber auch von dem Schöpfer wunderbar eingerichtet, Bäume, Mauern und Zäune emporzuklimmen, und sich durch diese beneidenswerthe Technik aus drangvollen Tagen ihres Daseins zu erretten. Endlich bleibt der Sterbliche Angesichts seines Vorfahren und der nahen Anverwandten desselben stehen, die wir eben dieser verwandtschaftlichen Bande wegen namhaft zu machen beanstanden, und ergeht sich in Nachdenken über die Tendenzen ihrer Existenz. Er sieht dieses ungemein bewegliche, in den Jugendjahren hochbegabte Geschlecht, schon nicht mehr unmittelbar an den Erdboden gefesselt, sondern in einem gymnastischen Schwebedasein, einem Reiche des Ueberganges zwischen Himmel und Erde umherfliegen, und zuweilen selbst nur durch eine geniale Krümmung des Schwanzes an irgend einem Punkte so weit hängend fixirt, um nicht in das Universum durch eigenen kühnen Umschwung geschleudert, und unter das Proletariat der kleinen Planeten versetzt zu werden, welche die sociale Frage in der Astronomie darstellen. Er sieht dieses Geschlecht, erfreut sich seiner Kraft und Gelenkigkeit, sucht ihm nachzustreben und wird dergestalt Erfinder der Turnkunst.

So weit war aber nur vom Klettern die Rede, und die weise Natur ist in dem Gethier noch so mächtig, daß sie selbiges vor dem Verklettern bewahrt. Erst da, wo der Mensch an das naive Reich der Schöpfung seine Unglücksklauen legt, tritt jene mißliebige Verfolbe hinzu.

Das Thier ſäuft, aber der Menſch verſäuft oft Hab und Gut; ein triviales und grobes Beiſpiel für viele Andere, die uns grade nicht einfallen wollen. Betrauern humane Geiſter nicht oft eine Miesmies, wenn ſie durch die, um vier Uhr der Schule entfliehenden künftigen Staatsbürger durch Steinwürfe bis auf die letzten dünnſten Zweige eines Kaſtanienbaumes, oder einer italieniſchen Pappel geſcheucht wird, und bei der ſcheinbaren Unmöglichkeit ihrer Umkehr ſchon ein Beitrag „zur Situation der Verletterung“ in die Erſcheinung tritt? Beklagen wir nicht noch weit mehr jene menſchlichen Individuen, die dem Triebe nach Verletterung keinen Widerſtand leiſten konnten, ſondern ihm auf die troſtloſeſte Weiſe erlegen ſind?

Wir enthalten uns jeder Bemerkung über die im Sommer täglich vorkommenden wirklichen Verletterungen auf dem landwirthſchaftlichen Gebiet, unter denen der romantiſche Kaiſer Max mit der auf ihn verfertigten Ballade obenanſteht, zu welchen aber wohl jeder Gebirgsreiſende einmal in ſeinem Leben ein größeres oder geringeres Seitenſtück geliefert hat: wir reden nur von den Verletterungen im bürgerlichen Leben. Trotz der reiflich überlegten Vorkehrungen des Staates in unſerem, bureaukratiſch überaus ſorgfältig geregelten Vaterlande, iſt der Möglichkeit der frechſten Verletterung doch nicht jeder Weg abgeſchnitten. Freilich werden wir dieſen, nicht in den überwachten Regionen von Schule und Amt zu ſuchen haben. Auf den Gymnaſien, den Real-, Handels- und Stadtſchulen, ſind den Strebenden alle Sproſſen der Leiter ſo genau vorgezeichnet, daß ſowohl ein Fehltritt, als ein

kühnes Ueberspringen einer derselben fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Wenn die Universität einer größeren Freiheit der Bewegung Spielraum zu gewähren scheint, so sorgen die darauf folgenden Examina dafür, den verwegenen Kletterern die Krallen zu stutzen, und in der gesetzlichen Reihenfolge der späteren Aemter gehört die Verkletterung in unserem, natürlich nichts von Nepotismus wissenden, auf die Gesetze des Verdienstes und der Anciennität gegründeten Staatswesen zu den Unmöglichkeiten. Nicht einmal in der Militairkarriere ist sie möglich. Unsere Geschichte hat nun schon ein volles Menschenalter hindurch keine Gelegenheit geboten, die regelmäßigen Stationen der Beförderung mittelst fanatischen Ehrgeizes zu überspringen. In Preußen kann kein nach Ruhm und Auszeichnung dürstender General durch die lächelnde Gunst eines Vormittags Marschall und Herzog werden. Unsere Marschälle wachsen langsam in diese Würden, unsere Herzogthümer vererben sich wie Fideicommißgüter und organische Fehler der Eltern; wir haben keine Herzöge in partibus. Der Ehrgeiz unserer Soldaten ist vollständig vor Verkletterung geschützt.

Im Handel, in der Kunst, in der Industrie sind aber noch zahllose Möglichkeiten geboten, ja man kann annehmen, daß die Mehrzahl der Personen, welche in diesen Richtungen ihren Lebensberuf gewählt haben, höher zu klettern suchen, als die Aeste des Daseins eigentlich zulassen. Mit Recht nennt unser großer Dichter den Baum des Lebens grün, allein er hat vergessen zu bemerken, daß auch keine geringe Anzahl derer, welche sich auf seinen Zweigen wiegen,

dieſelbe hoffnungsvolle Farbe an ſich trägt. Die Freunde der despotiſchen Ueberwachung unſeres Geſchlechtes könnten ſelbſt aus dem Umſtande, daß viele, ihrem eigenen Ermeſſen überlaſſene Perſonen unbeſonnener Weiſe höher kletterten, als die Haltbarkeit der Aeſte eigentlich zuläßt, auf die Pflicht des Staates ſchließen, dieſen verwegenen Beſtrebungen officielle Schranken zu ſetzen, allein die Aufklärung des Zeitalters iſt bereits ſo weit vorgeſchritten, daß ſelbſt die abgebrühteſten Tyrannen, wo ihr Ich nicht in das Spiel kommt, jeden Wagbals auf ſeine eigene Gefahr hin klug werden laſſen.

Im Handel und Spiel mit Papieren haben wir daher in den letzten Jahren die entſetzlichſten Beiſpiele von ſchauerlicher Verkletterung erlebt. Wie bei großen Krönungs- und fürſtlichen Hochzeitsfeſten, die oben mit Kleinodien behangenen, dicht darunter aber ſehr ſtark mit Seife beſtrichenen Maſten, aus Habſucht auch von Perſonen erklettert werden, welche für gewöhnlich von dieſer Leibesübung nicht Profeſſion machen, ſo ſehen wir im Handel mit Actien und ſonſtigen Werthpapieren oft ſolche Perſonen am eifrigſten, denen dieſe gewagte Beſchäftigung eigentlich ganz fern liegen ſollte. Schaudernd haben wir ſie, ſich über die rauhen Aeſte langſam emporarbeiten und dann in die dünnſten und dürrſten Reiſer der faulſten Spielpapiere klettern geſehen, bis ſie dann endlich feſtfaßen und durch ihr Wehklagen die Luft des Tages zerriſſen. Die Verkletterung an der Börſe iſt das Erdübel dieſes Inſtituts, und in den meiſten Fällen pflegt kein anderes Mittel dagegen wirkſam zu ſein, als eine Verpflanzung auf den Ocean und eine

mehrjährige Kunstreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Aeußerst traurig, aber leider ganz gewöhnlich ist die Verkletterung in den Künsten. Nur zu oft strebt die Phantasie höher, als ihre kurzen Fittiche sie tragen wollen, und der zu hoch Emporgestiegene muß von der ihm äußerst vorsichtig nachgekletterten Kritik nicht selten bedachtsam bei den hinteren Extremitäten zurückgezogen werden, was nicht immer ohne einen Anflug von Komik bewerkstelligt werden kann. Auf den Blättern lyrischer Gedichtsammlungen, in den Notensystemen der Partituren, an den Wänden der Kunstausstellungen, vor den Lampen, selbst in Marmor, Erz und schlichten Bausteinen erleben wir täglich die traurigsten Beispiele der Verirrungen einer hochmüthigen Einbildungskraft. Erst wenn eine Reihe von Demüthigungen und ernsten Zurechtweisungen erfolgt ist, pflegen sich die davon schwer Betroffenen in einer mittleren Region bleibend aufzuhalten und die gewagten Kletterübungen fernerhin zu unterlassen. Nur in den redenden Künsten treibt die Leidenschaft für Höhen die davon Befallenen zuweilen so weit, daß keine wohlwollende Hand ihrer mehr habhaft werden kann, und sie schließlich in jener Gegend anlangen, wo die geistige Vegetation aufhört und die Narrheit rings um sich ihre unfruchtbare und öde Schneegrenze gezogen hat.

Wir sind jetzt bei dem höchsten und geheimnißvollsten Grade des Leidens angelangt. Wenn im Menschen bald durch ein großes häusliches, bald durch ein allgemeines historisches Uebel, der Trieb zur Verkletterung, ähnlich wie

bei Pferden das natürliche Temperament, durch ein, unter den Schweif gelegtes Stück brennenden Schwammes, mittelst Furcht und Schrecken geschärft wird, so kann, allerdings nur bei begabteren Individuen, der schauerliche Zustand der Selbstverkletterung eintreten. Das von bangen Gefühlen gemarterte Geschöpf steigt in sich selbst so hoch hinauf, daß die Wirklichkeit unter ihm als eine graue unbestimmte Masse, wie die Erde unter dem Fluge des Luftschiffers, zurückbleibt. Wunderbarer Weise ist dieser Zustand ansteckend. Es hat Philosophen gegeben, die durch ihre Hausfrauen und Haushälterinnen geängstigt, der vollkommensten Verkletterung anheim gefallen sind, und dessen ungeachtet, oder aber eben deswegen, umfangreiche Schulen gestiftet haben, deren Mitglieder, gleich Krähen in den Gipfeln eines alten Forstes, in den letzten Spieren der Abstraktion mit ihrem Meister saßen, und den ruhigen Blick für die Wirklichkeit unwiederbringlich verloren hatten. Gleich abschreckende Beispiele haben wir im Fache der Mathematik beobachtet. Im günstigen Falle macht zuweilen der Patient, wenn das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, eine wichtige wissenschaftliche Entdeckung, will ihm aber das Glück nicht wohl, so kann er auch so weit kommen, daß die Leute aus Mitleiden auf der Straße mit Fingern nach ihm weisen.

Die Fälle von politischer Selbstverkletterung sind in den letzten Monaten häufiger denn jemals vorgekommen. Die Unglücklichen sahen sich im Geiste bald in Cayenne, auf einem Ruhebette von Pfeffer, im geselligen Umgange mit Alligatoren und Boa's, bald verwechselten sie den

Berliner Oberbürgermeister mit einem „Maire", und hielten den Mann, welcher die Miethssteuer einkassirt, für den Einforderer einer Kriegscontribution. Ein von der Selbverkletterung überfallener Jüngling von Jahren abonnirte, um sich sprachlich bei Zeiten sicher zu stellen, auf Unterrichtsbriefe im Französischen, und trug außerdem den Mahn und kleinen Selig Tag und Nacht bei sich. Andere verstiegen sich aus Furcht vor Oesterreichs künftigen Plänen so hoch in ihren Gedanken, daß sie innerlich Frieden mit Frankreich schlossen und den Neffen für den wohlwollendsten und offensten Mann unseres Jahrhunderts erklärten. Zum Glück sind na h dem vorläufigen Friedensschluß einige abkühlende Gewitter vorgekommen, so daß wir an dem Befinden dieser Beklagenswerthen nicht ganz zu verzweifeln brauchen.

XIV.

Der Portier.

Nach einem ungefähren Ueberschlage ist in jeder großen Stadt der Bestand an solchen durchaus zuverlässigen Menschen, wie sie zur Bekleidung des Postens eines Hauswächters an der Thür, oder Portiers, erforderlich sind, niemals ausreichend, woraus hervorgeht, daß die Stelle eines Portiers nur in seltenen Fällen würdig besetzt,

meistentheils aber unwürdigen Personen anvertraut, mehr zu einer Plage, als zu einer Wohlthat für das Haus und seine Einwohner wird.

Wir stellen diesen Satz an die Spitze der folgenden kleinen Abhandlung, weil er am deutlichsten unsere Stellung zu der modernen Genossenschaft des Portiers bezeichnet, und das einfache Thema zu mannigfaltigen Variationen bergiebt.

Wenn ein Mensch, der durch sorgfältige Erziehung, liebevolle Anleitung seiner Eltern und ihr eheliches Glück, dazu herangebildet ist, sein ganzes gemüthliches Wohl im Hause zu suchen, aufgefordert würde, ohne Scheu vor seinen christlichen und jüdischen Mitbürgern, offen und ehrlich seine Vorstellung von dem Hause und der Einrichtung desselben kund zu geben, so ließe er sich wahrscheinlich folgendermaßen vernehmen: „Ich denke mir das Haus, in welchem eine menschliche Creatur ungestört nachgrübeln, dichten und trachten, arbeiten und musiciren, für die Erziehung der Kinder sorgen und den Weinberg des Herrn bebauen kann, als ein kleines, etwas ins Citadellische hinüberspielendes Gebäude mit einer eisenbeschlagenen, stets verschlossenen und verriegelten Thür, welche, außer mit einer Sicherheitskette, mit einem verborgenen Loche versehen sein muß, um jeden Einlaß Fordernden, von ihm selber unbemerkt, beobachten und nach Befinden der Umstände abweisen zu können. Eine Garnitur Stöcke, von der einschmeichelnden Haselgerte an, bis zu dem ausgesprochenen Knüppel, in der Nähe der Pforte, als eine Waffensammlung neuerer Gastfreundschaft, wohlgeordnet

aufgestellt, wäre wenigstens zur Abschreckung sehr geeignet, allein in Thätigkeit versetzt, mit den gegenwärtigen Gesetzen in Widerspruch stehend; also leider nicht anwendbar."

Wäre dieses das Haus, wie es sein soll, so sticht davon das, wie es in Wirklichkeit ist, sehr auffallend ab. Das heutige Haus ist eine, von Tagesanbruch bis zwei Stunden vor Mitternacht offenstehende Räumlichkeit, der man etwas Schmeichelhaftes nachrühmt, wenn man sie „Menschengehäuse" betitelt. Vermöge einer lächerlich symbolischen Vorrichtung ist häufig noch die offene Hausthür mit einem Riemen an der Wand befestigt, als ob man darauf bedacht wäre, dem Eindringling allen möglichen Vorschub zu leisten und den Einwohner so viel als möglich bloszustellen. Wenn das wahre, ächte Haus, wie wir es noch in England und in alten deutschen Städten finden, jedesmal durch gewaltiges, bestimmt rhythmisirtes Klopfen, oder durch heftiges Klingeln förmlich zur Uebergabe aufgefordert werden muß, kann in das Pseudohaus jeder Bösewicht bis auf den Holzboden schleichen, auf die leichteste Weise die Löffel aus der Küche, und wenn er sonst will, das kleinste Kind aus der Wiege stehlen. Dort wird jeder Besuch eine reiflich überlegte historische Zusammenkunft; hier ist er nichts weiter als ein schnöder Ueberfall. Die Deutschen waren offene, mittheilsame Leute, als sie ihre Häuser fest verschlossen; seit ihre Thüren offen stehen, sind sie trotz aller scheinbaren Redseligkeit scheue und im Grunde doch versteckte Leute geworden.

Die erwähnten Uebelstände unverschlossener Häuser sind

ſchen vor Jahren von weiſen Männern in unſerem Vaterlande entdeckt worden, ohne daß man auf eine geeignete Abhülfe verfiel. Da man aus falſcher Schaam und übelangebrachter Trägheit nicht zu der guten alten Sitte zurückkehren wollte, nach welcher jeder Hausherr, um die Zeit des lebhafteſten Beſuches und des „angeriſſenen Abends", mit dem Hausſchlüſſel, einer brennenden Laterne und dem Knotenſtock hinabſtieg, um den etwa noch Einlaß Fordernden gebührend zu empfangen; gerieth man endlich auf die heilloſe Idee: im einzelnen Hauſe die Einrichtung der ganzen Stadt nachzuahmen, und wie an das Thor eine Wache, ſo an die Stelle, wo der Maurer das Loch gelaſſen hat, einen Wächter zu ſetzen. Der Portier war erfunden.

Zur Ehre und Rechtfertigung der deutſchen Nation ſei hier gleich bemerkt, daß der deutſche Portier ſich durchaus von dem franzöſiſchen Concierge unterſcheidet, denn jener hat ſeinen bleibenden Aufenthaltsort nur an der Straße und am Eingange des Hauſes, dieſer aber ſteckt ſeine Hände und Naſe in die tiefſten Geheimniſſe der Einwohner, laſſirt Miethen ein, controllirt die Quartiere, putzt Stiefel, verwahrt Stubenſchlüſſel, ſteht mit dem Briefträger in einem geheimen Rapport, durchſchnüffelt die Papiere in den Zimmern, revidirt die Wäſche und iſt oft ein beſſerer Freund der Polizeibeamten, als den Einwohnern lieb ſein mag.

Immerhin iſt der chriſtlich germaniſche Portier ein bedenkliches Möbel in einem Hauſe. Es giebt Stellen und Poſten, welche das Gleichgewicht des beſten Charakters

ſtören; zu dieſen gehört eine unterirdiſche Wohnung neben der Hausthür, mit zwei niedrigen Fenſterchen nach der Straße hinaus, und einem Guckloche nach dem Flur. Der Hang zur Beobachtung wird hier unvermeidlich geweckt und genährt, und man muß, ſo oft man die moraliſchen Folgen deſſelben in den Portiersſeelen bemerkte, jenen Rigoriſten Recht geben, welche um der menſchlichen Ruhe willen lieber wollten, daß die Beobachtung ganz aufhöre, als daß ſie die Urſache fortwährender geſellſchaftlicher Unbequemlichkeiten und Zwiſte ſei. Durch die Lage ſeiner Wohnung gezwungen, das Leben von unten her zu beobachten, pflegt ſich einige Zeit nach Uebernahme des Amtes ſeines Portiergemüthes eine eigenthümliche Bitterkeit zu bemächtigen. An dem Guckloche vorbei zieht ſich die große Heerſtraße des Hauſes. Er ſieht die reichen Stoffe, welche in die oberen Stockwerke gebracht werden, um den Fußboden zu bedecken, die hohen Fenſter zu ſchmücken und die Fugen der Thüren zu verhüllen, die üppigen Speiſen und Weine, die man häufig nach oben vorbeiträgt, das reichliche und angenehme Brennmaterial, deſſen ſich die Hausbewohner erfreuen, den Arzt, der täglich die eingebildeten Kranken beſucht, die wohlhabenden Freunde, welche kommen und ſeinen Gebieter zu ſich einladen, die glänzenden Geſellſchaften, die oben bis in die Nacht hinein gegeben werden. Er ſieht dieſes Alles, und wohnt in einem niedrigen, feuchten Gelaß, in Geſellſchaft von Weib und Kind, nebſt einigen kleinen grauen Pilzen in den Ecken, die, unzählig oft vertilgt, aus angeborner Anhänglichkeit immer wiederkehren, lebt von zwölf Thalern

Lohn und dilettantiſchem Schuhflicken, hat Tag und Nacht keine Ruhe, da er auf einer ewigen Ausſchau vor dem Guckloch liegen muß, behandelt ſeine kränklichen Kinder, wenn der Armenarzt ihn im Stiche läßt, mit Apfelwein, und brennt in ſeinem eiſernen Ofen den die Luft verpeſtenden Abfall des Torfes. Mit ſeltenem Heroismus, wie ihn nur der arme Mann zu entwickeln vermag, erträgt er dieſen ſchauerlichen Contraſt einige Monate hindurch und legt ſeinem murrenden Weibe Schweigen auf. Endlich erſchlafft die ſtrenge Haltung, mit der er ſeinen Dienſt verſieht. Das Hausgeſinde zieht ihn in's Vertrauen zu allerlei kleinen Durchſtechereien, der Sohn des reichen Wirths belohnt ihn für ſeine Verſchwiegenheit in einem gewiſſen Punkte, und die räthſelhafte Donna im zweiten Stockwerke, weiht ihn in eigenthümliche Combinationen ſocialer Art ein; er lernt einige Herren abweiſen, wenn andere da ſind, und ſchweigen, wenn ſie länger als billig dageblieben ſind. Schon iſt es ihm gelungen, durch Connexionen die älteſte Tochter unter die Figuranten-Candidatinnen zu bringen: was aus dem großen Jungen werden ſoll, kann man noch gar nicht wiſſen, aber er läßt vorläufig die Haare lang wachſen und phantaſirt von einem ſchwarzen Manchesterrock als Weihnachtsgeſchenk.

Das wäre die kurz angedeutete moraliſche Einwirkung eines Hauſes, aber jedes Haus bringt verſchiedenartige Veränderungen in der Seele des Portiers hervor und wandelt eigenſinnig genug ſeinen Charakter um. Ich kannte mehrere Jahre lang einen alten Redactionsdienten von wahrhaft antiker Sitteneinfalt. Wenn ich in der Eile

der Correspondenz, um den eisernen Ofen rasch zu erwärmen, ein Bündel alter Zeitungen hineinsteckte, konnte er außer sich gerathen, weil ihm der Materialist im Edladen 9 Pfennige für das Pfund Makulatur bezahlte. So unmäßig, wenn schon im Geheimen, er dem Branntwein zusprach; seine Gesichtszüge, namentlich das Cap des Geruches, wurden durch das Fluidum nicht geröthet; er erblaßte und vermagerte von Jahr zu Jahr immer mehr. Er war zuweilen, besonders wenn ihn unkluge oder unerfahrene Abonnenten reizten, über alle Maßen grob; eigentlich höflich war er nur gegen den Cassirer, an dem Tage und in der Stunde der Auszahlung des Lohnes. Als die Zeitung einging, engagirte ihn ein altes und berühmtes Banquierhaus als Portier. Nie ging mit einem Menschen eine größere Veränderung vor. Bei Gelegenheit eines Diners, das einem noch älteren und berühmteren Banquier gegeben wurde, begegnete ich meinem Alten in einer sehr würdigen Livree. Sein ehemals schmächtiger Leib war sanft gerundet, das Gesicht lieblich geröthet. Der ausgerichte Branntweintrinker war mäßig geworden und hatte sich an Rothweinneigen gewöhnt. Die furchtbare Grobheit war einer milden Herablassung gewichen; er nahm mir den Mantel in der gemüthlichen Laune eines Tyrannen der Vergangenheit ab, der seinen Tagesbedarf an Arretirungen und Ausweisungen gedeckt weiß, und den Abend über jeden folgenden armen Sünder gnädig durchwinken läßt. Benahm er sich mir, einem alten Bekannten gegenüber, noch etwas zurückhaltend, so scherzte er ganz unverholen mit einem stattlichen Bankbeamten. In seiner

geräumigen Stube brannte im Kamin ein Steinkohlenfeuer und ein Lehnstuhl stand davor. Aus dem verhetzten und verzweifelten Menschen, dem verkommenen Zeitungsmitarbeiter, war im Schatten der Staatspapiere und Eisenbahnactien, bei dem sanften Rauschen der Wechsel, ein ruhiger Gentlemen geworden. Sogar eine Tasche mit starkem Messingschloß und langen ledernen Riemen, ein Instrument, um es fest um den Leib zu schnallen, und größere Summen in Papier darin zu transportiren, sah ich in der Stube liegen; er genoß also das volle Vertrauen seiner Gebieter! Das war wieder die Veredlung einer ursprünglich elenden Natur durch die Wohlhabenheit und den sittlichen Einfluß einer vortrefflichen Portiersfrau mit guter Behandlung und reichlichen Trinkgeldern.

Gewöhnlich wird der Portier eine selbstständige Macht hart an der Grenze zwischen Straße und Haus. Man könnte seinen Stand mit einer jener Militärbevölkerungen vergleichen, welche halbbarbarische Staaten an ihren Grenzen gegen ganzbarbarische Nachbaren anzusiedeln und einzurichten pflegen, wenn die Portiers nicht auch ihre Waffen gegen die Unterthanen des eigenen Oberherrn richteten. Wir sprechen hier nicht von dem hohen Adel unter den Herren Portiers, z. B. von dem imposanten Zimmerwächter im Palais Sr. Majestät des Kaisers von Rußland unter den Linden, von dem gestrengen Portier im Kriegsministerium, der auf uns schon vor Jahren den Eindruck eines Onkels der Victoria gemacht hat, oder von dem ernsten Denker im Hause des musikalischen Grafen von Redern; wir meinen hier nur die kleinen Portiers in

hochmüthigen Privathäusern. Sie nehmen gar zu gern etwas von den Sitten der Accisebeamten und älteren Chausseeeinnehmer an, das sie bald in Redensarten, bald in finstern Mienen an den Tag legen.

Dem Portier pflegt gemeinhin die Pflicht auferlegt zu sein, die Spiele der Kinder des Hauses im Flur und auf dem Hofraume zu überwachen, und vor Entartung zu bewahren. Er unterzieht sich dieser Pflicht fast immer in einer Weise, die ihn den Kindern sehr widerwärtig macht, und ihre Einbildungskraft mit traurigen oder unangenehmen Bildern erfüllt. Wenn die Kinder ihn weit hinten im Garten glauben, liebt er es, aus der Tiefe des Kellers mit einem Strauchbesen stumm an das Tageslicht emporzusteigen und brummend den Hof zu fegen. Im Sommer besprengt er denselben am liebsten, wenn die Kinder Ball spielen wollen; im Winter fegt er den Schnee nur darum so eifrig bei Seite, damit sie sich nicht mit der Anfertigung von Schneemännern belustigen sollen. Das geringste Versehen wird von ihm in den oberen Etagen denuncirt, und wer irgend eine Anwartschaft auf eine Tracht Prügel erwirbt, kann sicher sein, sie durch seine Unterhandlungen zu erhalten.

Mit der Hofmusik lebt er auf dem Kriegsfuße. In sehr vielen Häusern Berlins legen die Hauswirthe ihre Abneigung gegen diese schöne Kunst dadurch an den Tag, daß sie eine sehr deutlich geschriebene Tafel an der Wand des Flures befestigen, welche jedem mit Flöte oder Leierkasten wandernden Orpheus anzeigt, daß er in besagtem Hause nicht allein auf kein Honorar für seine künstlerischen

Bemühungen, sondern auch auf seine sofortige, selbst gewaltsame Entfernung zu rechnen habe, falls er sich erfreche, im Hofe sein Spiel zu rühren, oder durch Gesang einen Nachtrag zu des Knaben Wunderhorn zu liefern. Wo aber ein Portier vorhanden ist, pflegt dieser beauftragt zu sein, jegliche Entwickelung von Virtuosität zu hindern. Er entledigt sich dieser Pflicht gern mit vieler Erbitterung. Nicht als ob er ein geborener Musikfeind wäre; er hört vielmehr einen wohlgedrehten Leierkasten, eine Flöte ohne zu vielen Nebenwind, einen kräftigen Bierbaß, mit vielem Vergnügen. Eine größere Genugthuung empfindet er, wenn er sich über die Menschheit erheben, und den kleinen Tyrannen spielen kann. Jede Gelegenheit ist ihm willkommen, dem an seinem Guckfenster Vorübergehenden einige Unbequemlichkeiten zu verursachen. Sein gewöhnliches Verfahren gegen die Männer der Hofmusik besteht darin, daß er sie unangefochten den Flur passiren, im Hofe die Orgel von der Schulter nehmen, und alle Vorbereitungen zu einer Matinée oder Soirée treffen läßt, dann steigt er aus seiner Wohnung empor, nähert sich den Künstlern und sagt ihnen, daß der Wirth der ausübenden Tonkunst nicht hold sei, daß er, der Portier, aber sogar noch von dem moralischen Wesen umherschweifender Virtuosen sehr gering denke, und ein solides Gewerbe, z. B. die Verkleinerung von Brennholz, jeglicher Spielfahrt weit vorziehe. Ein etwa entstehender kleiner Wortwechsel kann ihn für den ganzen Tag erheitern. Wohnen Chambregarnisten im dritten Stockwerk, so thut er ihnen insofern alles gebrannte Herzeleid an, als er die sie besuchenden Personen

der strengsten Beaufsichtigung unterwirft, sie selber nicht selten zur unrechten Zeit verleugnet, oder aber mißliebige Personen regelmäßig zu ihnen hinaufschickt.

Nervöse Frauenzimmer reiferen Alters haben behauptet, daß viele Portiers den Einfluß des „bösen Auges" auszuüben im Stande seien. Wir sind weit entfernt, diesen wahrheitsliebenden und vorurtheilsfreien Damen auf ein so bedenkliches Gebiet zu folgen; es wird hinreichen, nur die uns bekannten Thatsachen näher anzuführen. Eine unverheirathete Dame, deren Mündigkeitserklärung in einem Jahrzehent stattgefunden hat, das noch keine constitutionellen Regungen empfand, kündigte ihre Wohnung, weil ihr die Existenz des Portiers im Erdgeschoß und seine physischen Einwirkungen auf ihr Nervensystem unerträglich waren. Sie beschuldigte den unglücklichen Mann gewisser „Ausstrahlungen", aber man würde irren, wollte man dieselben irgendwie poetischer Art halten. Alle Angaben aus der übersinnlichen Welt von Swedenborg an, bis auf die physiographische Gesellschaft zu Berlin, haben das Unglück, an einer unheilbaren Prosa zu leiden. Die Dame behauptete, daß der Portier ihr, durch seine magischen Blicke auf ihre Füße, wenn sie an seinem Guckfenster vorübergegangen sei, ein Ueberbein angehext habe. Weder die Ueberredungskraft des Arztes, noch des Predigers ihres Kirchspieles vermochte etwas über sie; und sie behauptete, fortwährend den gespenstischen Blick des Portiers auf besagtem Ueberbeine zu spüren. Schon wollte man sie nach der bekannten Irrenanstalt für Damen, nach Zehlendorf, bringen, als der Geistliche noch einen vorherigen

Wohnungswechsel vorschlug. In einem Hause ohne Portier, welches die Dame betreten konnte, ohne daß Jemand an den ersten Stufen der Treppe ihre etwas großen, mit Ballen versehenen Füße zu betrachten vermochte, wurde eine neue Wohnung gemiethet, und die reife Schöne hatte nicht sobald einige Wochen darin gewohnt, als ihre krankhaften Einbildungen schwanden, und besagtes Ueberbein ihr keine anderen Unbequemlichkeiten, als die natürlich damit verbundenen verursachte.

Eine andere selbstständige Dame von guter Familie, aber etwas romantischer Anschauung, fühlte sich gleichfalls durch den Blick des Portiers eingeschränkt und befangen. Dies schien um so merkwürdiger, als derselbe unter die jungen und wohlgebildeten Männer gehörte, so eben von der Garde entlassen und noch nicht verheirathet war. Leider sind wir über den magischen Einfluß dieses ehemaligen Grenadiers nicht genauer unterrichtet: wir wissen nur so viel, daß auch diese Dame, jedoch ohne den Geistlichen und Arzt um Rath zu fragen, plötzlich ihre Koffer packte, und sich für einige Monate auf das Land begab. Uebrigens muß die Entzauberung sehr qualvoll gewesen sein, denn die Dame fiel bei ihrer Heimkehr allen Bekannten durch ihre Blässe und ausnehmend fatale Gestalt auf. Auch über den Portier war nichts Näheres zu erfahren, er hatte inzwischen bei der Kriegsreserve wieder eintreten müssen.

Mit unverheiratheten älteren Herren stehen die Portiers bei weitem besser. Sie reinigen die Kleider, und untersuchen dabei die Taschen, ordnen das Pfeiffenwesen

bei den älteſten Patriarchen, und rauchen einen, aus Cigarrenſtummeln geſchnittenen ſtarken Tabak. Sie unterziehen ſich allen kleinen Gängen und Beſorgungen von Lebensmitteln, von denen ihnen der ſogenannte „Zehnte“, wie man in Berlin den vierten Theil eines Pfundes nennt, zuzufallen pflegt. Zuweilen leiſten ſie auch Dienſte eines Stallknechtes bei einzelnen Reitpferden, und treiben in dieſem Falle einen kleinen Handel mit Hafer. Aeltere Portiers verſtehen ſich meiſtens noch auf allerlei kleine loſe Gewerbe, die zwar nicht ihren Mann nähren, aber doch die Wirthſchaft erhalten helfen. Sie ziehen Kanarienvögel in Hecken und verkaufen die feinen Schläger zu hohen Preiſen, ſie ſcheeren im Sommer Pudel und Spitze im Löwenſtyl, halten ſich zuweilen im Souterrain Cochinchinahühner, noch lieber jedoch, wenn es irgend angeht, Kaninchen oder Meerſchweinchen. Solche naturbibliophiliſche Portiers ſind immer gute Leute und ſtehen unter dem Pantoffel ihrer Frau Gemahlin.

In einigen Häuſern giebt es auch Portieren. Wenn der Mann ſtirbt und der Hauswirth bis dahin mit dem Betragen der Familie zufrieden war, ſetzt die Wittwe nicht ſelten das Geſchäft des Mannes fort; allein man findet auch Frauen und Jungfrauen, welche ſich dieſem unterirdiſchen Beruf von Hauſe aus gewidmet haben. Die Grundbedingung dazu iſt eine gewiſſe Reſignation auf die Freuden der Welt und ein Bruch mit dem männlichen Geſchlecht: aus heiler Haut entſchließt ſich kein Frauenzimmer, Portiere zu werden und ihr Wachen und Schlafen an eine Hausthür zu ketten. Selten ſtehen dieſe Beam-

tinnen aber auf der Höhe der männlichen Portiers, sie sind meistens sehr sorglos im Verschluß der Häuser und ermangeln jenes feinen männlichen Gefühls für die Idee der verrammelten Festung, als der Grundbedingung wahren Familienglückes. Bei ihrer häufig verbitterten Gemüthsstimmung halten sie sonst auf ein sehr strenges Regiment und werden von Obstfrauen, Weibern mit Holzwaaren und Strohmatten, Slowaken mit Mäusefallen, Kesselflickern, Scheerenschleifern, vazirenden Böttichern und Hasenfellhändlern auf den Tod gefürchtet. Strenge genommen müßte man sie eigentlich auch nicht mehr in die Kategorie der „Portiers" setzen, denn sie gebehrden sich mehr als „Hausvorposten", patrouillirten unausgesetzt im Flur und vor dem Hause, machen Streifzüge in den Hof und Garten, und stehen in fortwährenden Unterhandlungen mit dem wachhabenden Schutzmann an der Ecke und dem Briefträger. Von den Berliner Zeitungen lesen diese Damen nur den Publicisten, wegen seines pikanten Lokalartikels und der Gerichtsverhandlungen. In dem benachbarten Keller mit der englischen Drehrolle besitzen sie einen großen Einfluß auf alle Köchinnen, und ihr social-politischer Scharfblick wird von diesen ungemein gefürchtet. Sie besprechen auch wohl die Reise und das Fieber, sind dessen ungeachtet aber eifrige Kirchengängerinnen, sobald es ihr Dienst zuläßt. In ihrer Wohnung ist auch das Viertel deponirt, an welchem sechszehn Dienstmädchen der Straße mitspielen, weshalb acht Tage nach der Ziehung sich bei ihnen ein ungewöhnlich starker Zuspruch zeigt. Bei ihnen hält sich ferner das gesammte weibliche Personal der Ge-

gent Rath in kritischen Zeiten, ob dem Berliner Magistrat noch weiterhin zu trauen ist, oder ob der Betrag der Sparkassenbücher sofort einkassirt werden muß. Das delphische Orakel genoß nur in seiner glänzendsten Epoche ein gleich hohes Vertrauen, wie diese Bürgerinnen eines freisinnigen Staates.

XV.

Häusliches Stillleben.

„Was soll ich mit ihm machen, Herr Kanzleisekretär? sagen Sie, was ich mit ihm machen soll?" fragte der Wirth, Herr Braun, und sah dem, nicht einem wirklichen Menschen, sondern nur einem, mit allerschlechtester Copirtinte abgedruckten Duplicate gleichenden Kanzleisekretär fest in's Gesicht.

„Was Sie sollen, Sie, als Wirth, ihm kündigen sollen Sie, weiter nichts!"

„Ich werde doch nicht meinem besten Miether das Quartier aufsagen?"

„Dem besten Miether, einen solchen niederträchtigen Menschen nennen Sie den besten Miether!" rief das Duplicat und hob die linke Hand gegen die Decke, welche die Stelle des wirklichen Himmels vertrat.

„Er bezahlt seine Miethe in den Morgenstunden des Ersten in jedem Quartal, er bindet sich strenge auch an

den geringſten Paragraphen des Contracts, er kratzt die Stiefeln ſchon vor der Hausthür ab, er bekommt faſt gar keinen Beſuch, und verlangt nicht, daß fortwährend etwas für ſeine Wohnung geſchehen ſoll — Sie werden zugeben, Herr Kanzeleiſekretär, daß ein Wirth wohl das Recht hat, einen ſolchen ſeltenen Mann ſeinen beſten Miether zu nennen."

„Aber Sie werden doch auch zugeben, Herr Wirth, daß das Urtheil über einen Miether von ſeinem Betragen gegen die anderen Miether abhängt?"

„Was thut er Ihnen?"

„Mir thut er nichts, aber er ſoll Dandy, meinen Hund, in Ruhe laſſen!" rief wüthend der Kanzeleiſekretär, da ihm plötzlich alle, Dandy zugefügten Beleidigungen einfielen.

„Das ſetzt Herrn Wermuth in meinen Augen nicht herab, denn der Hund iſt ſtrenge genommen ganz wider den Contract, und ich als Wirth ſage nichts dazu, weil ich ein billiger Mann bin, und die Miether nicht wegen Kleinigkeiten behelligen mag, allein wenn Herr Wermuth als Bewohner des erſten Stockes ſtrengere Anſichten hat, ſo kann ich ihm nicht entgegentreten."

„Grade weil Sie ſo nachſichtig ſind, Herr Wirth, muß auch er ſich in Geduld fügen!" ſchnatterte der Kanzeleiſophiſt.

„Falſch geſchloſſen," ſagte kopfſchüttelnd der Wirth. „Nach meiner Meinung werden Contracte nicht nur zwiſchen Wirth und Miether geſchloſſen, um die Verhältniſſe Beider unter einander im Hauſe feſtzuſtellen, ſondern auch

im Interesse aller anderen Miether. Auf dem Contracte beruht, wenn ich mir, einem Beamten gegenüber, dieses Gleichniß gestatten darf, die Constitution, der Rechtszustand des ganzen Hauses. Begehe ich nun den Fehler, durch Nachsicht gegen eine oder die andere Partei diesen Rechtszustand zu stören, so kann jedem Miether, der mit meiner milden Auffassung des Paragraphen des Contracts nicht einverstanden ist, irgend ein Act kühner Selbsthülfe nicht verübelt werden."

So sprach mit Weisheit der Wirth und lächelte als ein gebildeter Mann, der sich klar bewußt war, eine über den Ideenkreis seines Opponenten hinausgehende kleine Schelmerei gesagt zu haben; der Kanzleisekretär aber nahm verlegen eine Prise und bemerkte nur noch als Schlußamendement: „Ich für meinen Theil, Herr Braun, habe kaum in meinem eigenen Interesse gesprochen, mir thun nur Frau und Fräulein von Pritzelwitz im zweiten Stock leid: es ist mit ihren beiden Katzen ganz dieselbe Geschichte, Herr Wermuth hat mit Peter und Paul fortwährend etwas vor. Neulich wollten die beiden Damen in den Garten gehen, und jede trug in ihre Mantille gewickelt eine Katze; da trat Herr Wermuth aus seiner Thür. Er grüßte die Damen äußerst artig, das ist wahr, allein zugleich blickte er Peter und Paul so hämisch und verletzend an, daß beide in äußerster Aufregung sich aus den Mantillen losarbeiteten, mit gesteiften Schwänzen die Treppe hinab und über den Gartenzaun schossen. Ja, Herr Braun, Peter und Paul kamen an jenem Abende vor Angst gar nicht mehr nach Hause, und erst als den

Jungen des Tischlers, unseres Nachbaren, zehn Groschen als Prämie versprochen wurden, gelang es, der Ausreißer habhaft zu werden. Nur deshalb habe ich gesprochen."

„Dann mögen die Damen mit Herrn Wermuth den Handel allein ausfechten — ich kann nichts mehr thun — eher kündige ich allen Parteien im Hause, als diesem Herrn. Ich will Frieden haben und man soll ihn in Frieden lassen." Nach diesem Ultimatum des Wirthes schwieg der Kanzleisekretär, machte eine schöne Verbeugung und stieg in das dritte Stockwerk empor, nicht ohne Sorge erwägend, daß ihm seine hübsche und billige Wohnung von dem erzürnten Wirthe aufgesagt werden könne; Tandy aber empfing ihn mit dem fröhlichsten Gebell.

Offenbar besitzen alle Einwohner des Hauses Nr. 223 in der Kochstraße die besten Eigenschaften, um in Verträglichkeit mit einander zu leben, wenn die brennende Hunde- und Katzenfrage nicht wäre. Herr Braun, der Wirth, bewegte sich als ein verständiger Mann in einem lobenswerthen Jüste Milieu oder starken Centrum, Herr Wermuth aber stellte sich auf einen Standpunkt der schärfsten Opposition; für ihn war die Hunde- und Katzenfrage bei Tage und bei Nacht eine offene, denn Herr Wermuth war ein Original und halbverrückter Humorist.

Es giebt noch genug Leute dieser Gattung in Berlin, ohne daß die witzige, leicht hinlebende Bevölkerung von ihnen Notiz nimmt. Sie schreiben und dichten nichts aus ihrer tollen Weltauffassung, aber sie leben oft die wunderlichsten Lächerlichkeiten zusammen. Herr Wermuth war ein begüterter Particulier, der in jüngeren Jahren große

Reisen gemacht hatte, und nach Zurücklegung des fünfzigsten Jahres nur einer angenehmen Muße lebte. Er besaß eine Bibliothek von satyrischen und humoristischen Werken aller Zeitalter, aber die Uebersetzung des Rabelais von Dr. Regis aus Breslau war sein Lieblingsbuch. Nach seiner Behauptung übertraf sie das Original, weil der geniale Bearbeiter, als ein großer Sprachkenner, alle gewaltigen deutschen Kraftausdrücke hineingearbeitet habe, wodurch das Colorit des Originalromans völlig verdunkelt würde. Vielleicht hatte er Unrecht, aber er kannte seine Autoren, und wußte viele drastische Hauptstellen aus dem Leben und der Philosophie des Pantagruel und Gargantua auswendig. Mit der Nachbarschaft verkehrte und sprach Herr Wermuth nur wenig. Bis zur Mittagsstunde beschäftigte er sich mit Lectüre, dann drückte er seinen Regenschirm unter den Arm, knöpfte im Winter seinen mit Pelz gefütterten Paletot, im Sommer seinen blendend weißen leichten Rock bis an den Hals zu, und machte weite Spaziergänge. Niemand weiß mit apodiktischer Gewißheit anzugeben, welche Zwecke Herr Wermuth auf diesen Spaziergängen, außer denen leiblicher Bewegung, verfolgte, allein seine Feinde in Nr. 223 der Kochstraße behaupteten, er ginge nur vor den Thoren der schnödesten Hunde- und Katzenjagd nach. Wenn man sein Betragen in dem erwähnten Hause beobachtete, so wagte man kaum zu widersprechen. Die Gegner schienen ihn errathen zu haben; er war ein ausgesprochener Feind dieser beiden Geschlechter.

„Nach meiner Meinung," hatte er einst nach einem heftigen häuslichen Conflicte zu dem Wirthe Herrn Braun

geſagt, „ſind Hunde und Katzen nur durch die moraliſche Schwächlichkeit und Nachſicht der Menſchen gezähmt, in ihrer Nähe geduldet und ſogar mit einer Art bürgerlicher Stellung ausgeſtattet. Ich will mit mir handeln laſſen und zugeben, daß der Hund ſich in vielen Fällen nützlich macht, daß er Jägern und Hirten unſchätzbare Dienſte leiſtet, und als Wächter und Vorſpann ſehr nützlich und brauchbar iſt; als Hausthier und Geſellſchafter büßt er jedoch alle dieſe ſchätzenswerthen Eigenſchaften ein und verſäuert in ſeinem Gemüthe. Die einſichtigen Väter der Stadt laſſen ſich deshalb folgerichtig für die Duldung des Luxushundes unter dem Namen der Hundeſteuer von den Beſitzern einen Tribut zahlen. Wird derſelbe verweigert, oder aus Nachläſſigkeit nicht gezahlt, ſo darf ſich der bündiſche Cenſor des vierbeinigen Individuums bemächtigen, wenn er daſſelbe ohne Legitimation durch die geſetzlich vorgeſchriebene Marke antrifft. Laſſe ich alſo in Betreff der Hunde, ungeachtet meines perſönlichen Widerwillens, einige mildernde Gründe zu, ſo finde ich nichts zur Rechtfertigung der Katzen. Ihre Heranbildung für die Civiliſation kann nur als ein Fehlgriff betrachtet werden. Gleich den Mohren nehmen ſie nur einen äußeren Schliff an, und die Beſtie in ihnen ſpringt bei der erſten Gelegenheit deckenhoch empor. Führen Sie nicht zu ihrer Rechtfertigung an, daß ſie Mäuſe und Ratten fangen. Sie thun es nicht, denn ich finde in allen Häuſern Katzen, und zu derſelben Zeit in Berlin einen Stand ehrſamer Gewerbtreibenden, der ſich „Rammerjäger" nennt, und einen fortwährenden Vertilgungskrieg gegen jenes Ungeziefer führt,

ohne jemals die nächtliche Ruhe in Kellern und auf Böden herzuſtellen. Sie fangen höchſtens eine Maus oder Ratte zu augenblicklicher Zerſtreuung, aber ſie freſſen dafür lebendige Vögel, ſtehlen Fiſche, Cotelettes und junge Hühner aus den Küchen, ſtreichen mit den Pfoten die Sahne von den Milchſchüſſeln, parfümiren die reinlichſten Hausflure durch ihr Lebenselixir, verſtören zweimal im Jahre viele Nächte durch ihren grenzenlos abſcheulichen Geſang und fröhnen außerdem dem ärgſten Müßiggange. Ich betrachte es daher als die verdienſtliche Beſtrebung meiner Mußeſtunden, dies Geſchlecht aus der falſchen Poſition, in welcher es zu der menſchlichen Genoſſenſchaft ſteht, in ſeine natürliche Stellung zu ihr zu bringen und die verkünſtelt zahme Katze wieder wild zu machen."

Wir kehren nach dieſer nothwendigen Charakteriſtik des exceptionellen Mannes zu den anderen Einwohnern zurück. Jede Weltanſicht gewinnt um ſo mehr Berechtigung, je tiefer man in Geiſt und Gemüth ihres Producenten dringt. Frau und Fräulein von Pritzelwitz waren vollkommen befugt, im Umgange mit den beiden Katern Peter und Paul das Glück ihres Lebens zu ſuchen. Nachdem Herr von Pritzelwitz als das Opfer der Talentloſigkeit ſeiner Gattin, dem Ehemanne das Leben angenehm zu machen und zu verlängern, endlich gefallen war, verband ſich die Wittwe mit der Schweſter des im heiligen Kampfe für Männerehre und Freiheit Gebliebenen, und Beide legten einen Eid ab, fürder die Geſellſchaft des moraliſch ſo gebrechlichen Männergeſchlechtes zu fliehen und dafür dauernde Freundſchaft mit Katern zu ſchließen. Wer ähnliche Ver-

hältniſſe ſchärfer beobachtet hat, wird uns glauben, wenn wir behaupten, der ſelige Herr von Pritzelwitz habe es in ſeinem Leben niemals ſo gut gehabt, als Peter und Paul, ja kein Berliner Kind werde ſo zärtlich behandelt und überwacht. Peter und Paul hatten zwei mit Eiderdaunen ausgeſtopfte Betten, beſaßen je nach der herrſchenden Witterung einen wärmeren und leichteren Rock, tranken Milch und Suppe aus feinen Porzellanſchaalen, die mit dem Namen eines Jeden bezeichnet waren, und wurden täglich von dem Dienſtmädchen gebadet und gekämmt. Herr Wermuth ſah wohl ein, daß dieſe zärtliche Behandlung der Kater nur eine Folge der Gewiſſenspein beider Weiber über die dem männlichen Geſchlechte zugefügten Leiden ſei, allein die gute Abſicht konnte ihn nicht mit der naturphiloſophiſchen Verkehrtheit des wohlthätigen Werkes verſöhnen. Wo er die Wege Peters und Pauls kreuzte, that er ihnen alles gebrannte Herzeleid an, ja Böswillige behaupteten, er trachte ihnen nach dem Leben.

In den lieblichſten Tagen des Auguſt vermißten die alten Damen ihre beiden Freunde: ſie waren ſchon in den Morgenſtunden auf eine geheimnißvolle Weiſe verſchwunden. Die angeſtellten Nachforſchungen ergaben nur eine Menge verwirrter Katzenſpuren vor dem Gartenhauſe und eine Quantität gerörten Krautes, welches die Damen in gerechtem Mißtrauen ſofort ſammelten und dem benachbarten Apotheker zur Unterſuchung übergaben. Sie vermutheten ein neues teufliſches Katzengift, allein es war nur jenes Kraut marum verum, welches die Natur geſchaffen zu haben ſcheint, um auch dieſem Geſchlechte eine

dem Opiumrausch ähnliche Entzückung zu verschaffen. Offenbar hatte jener verrätherische Wermuth es ausgestreut, um Peter und Paul durch den mysteriösen Geruch in den Garten zu locken, dann waren andere Stammesgenossen aus der Nachbarschaft hinzugekommen, und endlich hatten sich alle Schwelger in wilder Betäubung entfernt und auf Dächern Orgien gefeiert oder rasend gekämpft. Wie gewöhnlich war nämlich ein Preis auf die Häupter Peters und Pauls ausgesetzt worden, in Folge dessen sie nach zwei Tagen in äußerster Zerrüttung ihrer Pelztoilette und sichtbarer sittlicher Verwilderung zu ihren Herrinnen gebracht wurden. Nur zu gut war dem teuflischen Wermuth sein Plan köstlicher Demoralisation gelungen. Peter und Paul waren in der kurzen Zeit dergestalt verwildert worden, daß sie ihre Näpfe ungeschickter Weise vom Tische warfen, eine Braunschweiger Wurst aus der Speisekammer stahlen und auf dem neuen Teppich vor dem Sopha in der Putzstube verzehrten. Nur eine anständige Familie, in der ein Sohn eine Kasse bestiehlt und verhaftet wird, kann sich einem ähnlichen Kummer hingeben, wie die schwer gekränkten Damen.

Betrachten wir nun die Stellung des geplagten Dandy, Mitgliedes der Familie des Kanzleisekretärs, zu der diabolischen Philosophie des Herrn Wermuth, so war sie keineswegs beneidenswerth. Der denkende, aber wie wir annehmen müssen, mit den Grundsätzen eines feinen Cynismus durchaus nicht einverstandene Mann haßte Dandy vielleicht noch mehr, als Peter und Paul. Es hatte den Anschein, als ob die beiden Kater sich seine feindselige

Geſinnung eingeprägt und ihn nach Kräften vermieden; Dandy hingegen verſuchte, gleich allen verwöhnten Kötern, Widerſtand zu leiſten. Der Kanzleiſekretär und ſeine Familie waren reinlicher Natur und hielten auch ihren Dandy dazu an, ohne daß ſie ſich jedoch glücklicher Erziehungsreſultate erfreuen konnten. Zwar wurde Dandy täglich zweimal die Treppen hinabgeſchickt, um möglichſt regelmäßig auf der Straße das zu deponiren, was mit der Sauberkeit eines neuen Berliner Hauſes unvereinbar iſt, allein nicht immer gelang es ihm, ſeine Pflicht im Freien zu erfüllen. War bei windigem oder regneriſchem Wetter die Hausthür geſchloſſen, ſo trug Dandy kein Bedenken, den Regungen der Natur auf der Treppe zu gehorſamen, und dann mit leichtem Herzen laut bellend wieder heimzukehren. Daran nahm nun aber Herr Wermuth, ein Mann von feinen Sitten, gerechten Anſtoß, und trachtete danach, Dandy zunächſt gewähltere Manieren beizubringen. Leider ging er dabei nicht nach geregelten Anſichten zu Werke, welche in der Erziehung der Kinder und Hunde unumgänglich nothwendig ſind. Er ſuchte nur blindlings einzuſchüchtern, aber nicht zu belehren. Wenn Dandy um die neunte Morgenſtunde und kurz vor Einbruch der Abenddämmerung die Treppe hinabtänzelte und im erſten Stockwerk anlangte, trat Herr Wermuth raſch aus ſeiner Thür hervor. Auch trat er nicht mit leeren Händen hervor; er trug vielmehr einen etwas abgenutzten Strauchbeſen, der eben deshalb zu thätlichen Demonſtrationen ſehr geeignet war, in der ſtarken Rechten. Mit dieſem Reinlichkeitswerkzeuge verſetzte er ſeinem Feinde ſo viele Streiche, als

er ihm in der Geschwindigkeit beibringen konnte, und stieß zugleich ein eigenthümliches Kriegsgeheul aus, welches auf das Nervensystem Dandy's verletzender einzuwirken schien, als die täglichen Streiche. Anfangs war die Köchin der Familie oben am Treppenrande erschienen und hatte den Schwergetroffenen durch freundlichen Zuruf zu beruhigen versucht, da Herr Wermuth jedoch darauf keine Rücksicht nahm, blieb dem Kanzleisekretär und den Seinigen nichts anderes übrig, als Dandy täglich zweimal hinabzubegleiten.

Aber selbst diese defensiven Maßregeln vermochten nicht, den geplagten Dandy zu schützen. Oft passirte er mit seiner Escorte den schrecklichen Engpaß zwischen der Thür des Herrn Wermuth und der Treppe des zweiten Stockwerks, Alles schien ruhig, der Verfolger nicht auf seinem gewohnten Posten zu sein, und die Köchin glaubte ungehindert ein wenig mit befreundeten Damen der Nachbarschaft plaudern zu können. Wenn dann der leichtsinnige Dandy ein wenig auf der Straße und im Hause umherstöberte, traf ihn aus heiterer Höhe plötzlich, gleich einem Blitzstrahl des griechischen Zeus, ein Wurf mit dem Stumpf des Strauchbesens, und entsetzt floh der Verfolgte zum Hause hinaus, oder die Treppe hinauf.

Am Tage nach der angeführten ernsthaften Unterredung mit dem Wirthe, Herrn Braun, beschloß der Kanzleisekretär, selber seinem vierfüßigen Herzblatte als militärische Bedeckung zu dienen, und nöthigenfalls die gesammte Angelegenheit endlich zum Spruche zu bringen. Um neun Uhr stiegen Beide, der Herr und der Hund selbander, die Treppe hinab. Tiefer Friede wehte um die Pforte des

Herrn Wermuth, ahnte er, daß der Gebieter ſelber den Getreuen geleitete, oder las er in ſeinen humoriſtiſchen Büchern; genug, die Wohnung lag in wahrem Todesſchweigen da. Wie wenig kannte der Kanzleiſekretär dieſen verſteckten Charakter, wie richtig urtheilte dagegen Dandy, wenn er ſtehen blieb, den Schwanz einlegte, etwas ſeitwärts daſſirte, aber durch die Gegenwart des Herrn ermuthigt, ein heiſeres Knurren gegen ein kleines rundes Loch in der Thür erhob, durch das man allerdings ein funkelndes Auge erblicken konnte. Dieſes Loch war eines jener bekannten Berliner Sicherheitsventile, durch welches vorſichtige Menſchen Abends unbemerkt nach unwillkommenem Beſuche oder verdächtigen Perſonen ausſchauen, und dann nicht öffnen. Argwöhniſch blieb der Kanzleiſekretär ſtehen, alsbald that ſich auch die Thür auf, und Herr Wermuth, diesmal nicht mit dem Strauchbeſen, ſondern mit einer Peitſche bewaffnet, trat vor, grüßte mit ernſten Mienen und ſagte: „Mir ſehr angenehm, Herr Kanzleiſekretär, daß ich Sie ſelber ſprechen kann!“

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Büreaukule trotzig und geſpannt.

„Mir, mit gar nichts, aber Ihrem Hunde mit einer Tracht Prügel!“ antwortete Herr Wermuth trocken und hielt dem Gegner die Peitſche hin.

„Und weshalb ſollte ich meinen Hund züchtigen?“

„Weil ich geſtern auf der Treppe wieder eine Portion Enzian gefunden habe!“ rief Herr Wermuth mit Unheil verkündender Stimme.

„Ich verſtehe Sie nicht!“

„Weißen Enzian habe ich gesagt — verstehen Sie noch nicht?"

„Erklären Sie sich näher, mein Herr. Was geht mich, was geht meinen Hund Ihr weißer Enzian an?"

„Hat man je einen so unschuldigen Herrn gesehen! Hält sich einen Hund und weiß nicht, was weißer Enzian ist! Ersparen Sie mir diese Erklärung, aber gehen Sie dem guten Thierchen nach und überzeugen Sie sich, daß es mitten auf der Treppe vor aller Augen für die Quarkapotheke des vorigen Jahrhunderts sorgt. Ich sage zum letzten Male, daß ich ein ferneres derartiges Betragen Ihres Hundes nicht leide!"

„Ich kann — das werden Sie begreifen, Herr Wermuth — keine Controlle in diesem schwierigen Punkte ausüben!"

„Sie sind der Herr des Hundes —"

„Ich halte ihn nur zu meinem Vergnügen!"

„Aber wider den Contract — da — da — überzeugen Sie sich selbst! auf meiner Treppe, über welche ich Abends, ehe die Gaslaterne im Flur angezündet worden, im Dunkeln gehen, die ich an jedem Sonnabend für mein Geld scheuern lassen muß!" Hier überwältigte der Jähzorn Herrn Wermuth, er sprang neben dem Kanzleisekretär vorbei und verabreichte Dandy mehrere Jagdhiebe im klassischen Style, der ihm durch lange Uebung eigen geworden war.

Der Kanzleisekretär überlegte, ob er sich seines Regenschirmes zu einem gleichen aggressiven Werke bedienen solle, stand als schwächerer Mann indessen davon ab, und sagte

nur mit vornehmer Miene: „Wenn ich Zeugen dieses Auftrittes hätte, so würde ich Sie verklagen, allein ich werde Ihre Tyrannei gegen das arme Thier noch härter bestrafen, ich werde bei dem Vereine gegen Thierquälerei Klage führen! Ihr Name soll als Nero und Caligula der Hunde in allen Zeitungen gebrandmarkt werden!"

„Thun Sie das, mein Herr, dann werde ich an demselben Tage einen öffentlichen Aufruf in den Blättern erlassen und alle Hunde- und Katzenfeinde einladen, mit mir einen Verein gegen Menschenquälerei durch Thiere zu bilden O, der Verein wird groß werden."

„Rechnen Sie nicht darauf. Sie erinnern sich wohl jenes verblendeten Wirthes vor dem Anhaltischen Thore, der den Gästen verbieten wollte, ihre Hunde in das Lokal mitzubringen. Was war die Folge? Sobald er seinen Entschluß bekannt gemacht hatte, eilten die jungen Herren in Wagen, zu Roß und zu Fuß herbei. Alle brachten Hunde mit und es fand ein Beißen der Spielarten statt, von dem die Nachtwächter des Reviers noch heute erzählen! Die Zahl der Hundefeinde in Berlin ist nicht so groß, als Sie glauben."

„Meinetwegen, wenn ich keine Gesinnungsgenossen finde, wenn ich, wie Wallenstein, allen Hunden gegenüber als ein entlaubter Stamm dastehen soll, werde ich mir schon zu helfen wissen; im Marke lebt die schaffende Gewalt. Ich brauche nicht, aus Gefälligkeit gegen die anderen Miether, meine Nächte durch das Blaffen Ihres Köters stören zu lassen, mir die Ohren bei dem Miauen verliebter Katzen zuzuhalten, es giebt noch andere Mittel, vegetabi-

liſche oder mineraliſche Mittel! Es kommt Alles auf Eins heraus. Abgewöhnen werde ich Ihrem Hunde die Unſauberkeit nicht, aber das ſage ich Ihnen, bewachen Sie gut, was er frißt. Solche Hunde werden leicht unwohl, wenn ſie im ganzen Hauſe umherſtreifen, und ſterben in den beſten Jahren. Hüten Sie, bewachen Sie Ihren Hund!"

Der Kanzleiſekretär ſtand bei dieſer niederträchtigen Drohung ſtarr wie eine Salzſäule da, im zweiten Stock hörte man aber einen Jammerſchrei und die Damen von Pritzelwitz ſtürzten in höchſter Aufregung die Treppe herunter. „Wo iſt die Polizei? Wo iſt der Wirth? Herr Braun! Herr Braun!" „Er will Dandy — er will Peter und Paul etwas aufſtellen!"

Die Situation ſchien für Herrn Wermuth bedenklich zu werden: es waren gerichtliche Zeugen in der gehörigen Anzahl vorhanden; perſönlich befand er ſich in einer gefahrvollen Minorität. Da ließ ſich ein feſter Tritt im Erdgeſchoß vernehmen. Herr Braun, der Wirth, legte ſich ins Mittel. „Wollen die Herrſchaften nicht Ihre Sache in meiner Wohnung ausfechten?" ſagte der weiſe Mann, „die Leute bleiben ſonſt auf der Straße ſtehen."

Die Ruhe des Mannes imponirte den handelnden Perſonen des Berliner Stilllebens. Sie begaben ſich in die Wohnung des Wirthes, und die Friedenspräliminarien begannen unter dem Vorſitze des Herrn Braun. Selbſt den beſtunterrichteten älteſten Correſpondenten gelingt es meiſtens nicht, hinter die Geheimniſſe der Friedenscongreſſe zu kommen, auch wir ſchweben deshalb im Dunkeln über die Unterhandlungen, die kämpfenden Parteien ſchloſſen

aber faſt eben ſo raſch Frieden, als die großmächtigen Herren von Villafranca. Die Bedingungen deſſelben werden vorläufig noch geheim gehalten, allein der Stiefelputzer des Herrn Wermuth will aus dem Verſchluß eines Schächtelchens mit pulveriſirten Krähenaugen, aus der Beſtellung zweier Möbelwagen von Seiten des Kanzeleiſekretärs und der Damen Pritzelwitz errathen haben, daß Dandy, Peter und Paul noch am Leben ſind, aber am 1. Januar die Lombardei völlig räumen werden.

XVI.

Von der Redefreiheit.

Schon in alten Zeiten haben die verſchiedenartigſten Helden und Dynaſtieen, denen an der Behauptung ihrer Macht viel gelegen war, darüber nachgedacht, ob es beſſer ſei, den Menſchen die Veröffentlichung ihrer Gedanken durch Rede und Schrift frei zu geſtatten, als ſie durch verſchiedenartige Mittel zu veranlaſſen, dieſelben bei ſich zu behalten.

Allmälig hat dann die Erfahrung gelehrt, daß letzteres Verfahren früher oder ſpäter verderbliche Folgen mit ſich bringt und ſtets die entgegengeſetzten Reſultate hervorruft, welche die Gewalthaber erzielen wollten. Sicherlich würden die Werke des Tacitus nicht von dieſem furchtbaren Haſſe gegen die Tyrannen überſtrömen, hätte Domitian

nicht gegen die Schriftsteller seiner Regierung so gewüthet und dem unsterblichen Historiker selber nicht ein nothgedrungenes Schweigen auferlegt, und ohne Zweifel würde, um ein Beispiel aus der neueren Geschichte aufzuführen, Papagene in der Zauberflöte ungleich bessere Witze und weniger Dummheiten machen, wenn seine Geisteskräfte nicht gleich am Anfange der Oper durch das, ihm von den drei Damen vor den Mund gehängte Schloß, für immer zerrüttet worden wären.

Wir wollen nicht jene Redefreiheit, welche übervorsichtigen Behörden in allen Jahrhunderten so viel zu schaffen gemacht hat, als Gegenstand unserer Besprechung wählen, sondern nur die gesellschaftliche Redefreiheit, über deren bedenkliche Seiten Betrachtungen anzustellen, auch dem unpolitischen Schriftsteller und Privatmanne nicht gänzlich verwehrt werden kann.

Zunächst muß als unumstößliche Thatsache festgestellt werden, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen eine ebenso große Scheu davor trägt, ihre Gedanken schriftlich aufzuzeichnen, als sie leichtsinnig genug stets nur allzu bereit ist, sie mündlich zum Besten zu geben. Diese unliebsame Thatsache ist doppelt merkwürdig, da die Weisen vor und nach Christi Geburt, beschnittene und unbeschnittene, Anbeter von Buddha oder Mahomed, Philosophen des Orients und Occidents, Dichter und Prosaiker, sich befleißigt haben, den Redseligen nachdrücklich einzuschärfen, daß sie ihre Zunge niemals mißbrauchen sollen.

Nichts wäre leichter, als aus Büchern oder aus der Erinnerung eine Menge pikanter Citate beizubringen, um

vorſtehenden Satz zu erhärten, allein es mag genügen, nur eine Stelle aus dem hochgeſchätzten und Jedermann zugänglichen Werke des bibliſchen Eſſayiſten Sirach beizubringen, worin er ſagt: „Sei beſtändig in deinem Wort und bleibe bei einerlei Rede. Sei bereit zu hören und antworte, was Recht iſt, und übereile dich nicht. Verſtehſt du die Sache, ſo unterrichte deinen Nächſten, wo nicht, ſo halte dein Maul zu. Denn Reden bringet Ehre, und Reden bringet auch Schande, und den Menſchen fället ſeine eigene Zunge."

Da wir Erdgeborenen nun einmal auf den Umgang mit unſeres Gleichen angewieſen ſind, ſo hat wohl Jeder im Laufe ſeines Lebens die traurige Beobachtung gemacht, wie wenig verſtehende goldene Regeln des guten Sirach beachtet werden, und auf welche freche Weiſe man ihnen täglich Hohn ſpricht. Keine der irdiſchen Creaturen mißbraucht irgend eine der ihnen von der Natur verliehenen Functionen dergeſtalt, als der Menſch die Gabe der Rede. Von beiden Geſchlechtern wird jede Gelegenheit, den lieben Nächſten mit verwirrtem Geſchwätz zu behelligen, auf das freudigſte ergriffen, und das weibliche Geſchlecht entwickelt ſogar ein ſolches Bedürfniß nach Redefreiheit, daß auch in den kleinſten Verſammlungen immer mehrere Individuen zu gleicher Zeit ſprechen, ohne zu bedenken, wie arg dadurch die Hörfreiheit der übrigen Anweſenden verkürzt wird.

Es iſt nun aber nicht anzunehmen, daß es in den Abſichten der Natur gelegen haben kann, dem Menſchen eine unbegrenzte Redefreiheit zu gönnen. Denn obgleich zwi-

schen ihm und der Thierwelt in dieser Hinsicht ein dicker Strich gezogen ist, scheint es doch wahrscheinlich, daß viele Millionen von Personen wohlthäten, gemeinhin dem Beispiele aller Thiere zu folgen, und den Schatz ihrer Gedanken sorglich unter stummer strenger Obhut zu behalten. Vergleichen wir ferner das geregelte Leben vieler wilden Thiere des Feldes und Waldes, und ihr sichtbares Gedeihen bei demselben, so müssen wir schmerzlich bedauern, daß die Natur ihnen die Redegabe versagt, und dieselbe weit unwürdiger lebenden, menschlichen Geschöpfen verliehen hat. Gewiß wären die Beobachtungen, welche uns jene mäßigen und armen Geschöpfe aus ihrem Leben mittheilen würden, weit lehrreicher und nützlicher, anregender und unterhaltender, als die heillosen Redensarten und bösartigen Klätschereien der sogenannten guten Gesellschaft.

Die Räthsel der Natur können nur mühsam errathen werden, und so ist es wohl nur eine gewagte Vermuthung, daß noch eine lange Reihe von menschlichen Wesen, obgleich ihre Sprachwerkzeuge richtig und vollständig ausgebildet sind, eigentlich nicht zur fortwährenden Anwendung derselben berufen ist, sondern durch verständig beschränkende Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft daran möglichst verhindert werden muß.

In den Schulen finden wir bereits das vorgegenwärtigt, was uns als ein leider unerreichbares Ideal der Umgangsformen Erwachsener vorschwebt. Hier sehen wir eine beträchtliche Anzahl menschlicher, aber freilich noch unerwachsener Wesen unter der Obhut des Schulmeisters auf harten Bänken unter dem Zwange sitzen, nicht allein den Mund geschlossen,

ſondern auch ihre Gedanken auf einen, vom Schulmeiſter angegebenen Punkt gerichtet zu halten. Der Gebrauch der Redefreiheit, die hier durchaus charakteriſtiſch mit dem etwas wegwerfenden Ausdruck „plaudern“ bezeichnet wird, iſt ſo ſtreng verboten, daß der ungeſetzliche und heimliche Redner (Plauderer) einer Steigerung verſchiedenartiger Strafen ſich ausgeſetzt ſieht. Offenbar waltet hier die Abſicht des Despoten, nur das zur Sache Gehörige laut reden zu laſſen, alles Ungehörige aber ſelbſt gewaltſam niederzuhalten. Das Geſpräch der meiſten Erwachſenen, welches leider von keinem Schulmeiſter überwacht wird, beſchäftigt ſich hingegen meiſtens nur mit dem Ungehörigen und gleicht den Leſe- und Schreibebüchern ungezogener Schüler, auf deren Blättern wir neben einem geringen vernünftigen Text eine kaum überſehbare Menge geiſtiger Klecke, ſchmutziger Zerrbilder und nichtsnutziger Bemerkungen erblicken.

Welche Vorkehrungen ergreifen wir nun, um die zum Reden nicht Berufenen, die ſogenannten Producenten der „mündlichen Maculatur“ zum Schweigen und zur möglichen Einkehr in ſich ſelbſt zu veranlaſſen. In einem Lande politiſcher Freiheit von Zwangsmaßregeln, etwa von richterlich verordneten Pechpflaſtern quer über den Mund zu reden, wäre niedrig und lächerlich; nur im heiteren Wege der Verbrüderung kann eine endliche Abhilfe angebahnt werden.

Wenn eine Redefreiheit beſteht, muß es neben ihr auch eine Schweigefreiheit geben, mit andern Worten, es muß Jedem freiſtehen, zu fragen, und dem Andern,

nicht zu antworten. Wir glauben, daß in der Praxis schon unendlich viel gegen die unbegrenzte Redefreiheit, diesen Meuchelmord guter Gedanken, gethan wird, wenn von allen Personen, in deren Gehirn sich etwas eigenthümlich Geistiges regt, eine Association des Schweigens gebildet wird. Die Mitglieder derselben hätten sich zu verpflichten, mit keinem Individuum, das im Gespräch Liederlichkeit der Gedanken, Unsauberkeit der Empfindungen, Schwäche in der Logik und beträchtliche Lücken in der Bildung verräth, die Unterhaltung fortzusetzen, sondern unverzüglich den Mund zu schließen und sich durch nichts bewegen zu lassen, das Gespräch weiter fortzusetzen. Da sie natürlich ihre Statuten veröffentlichen müßten, so würden dieselben in weiten Kreisen besprochen und bekannt werden, so daß Jeder, dem man im Gespräch plötzlich keine Antwort mehr ertheilte, sofort wüßte, welche Meinung er von seinen Fähigkeiten in der Gesellschaft verbreitete. Gewiß würde eine solche Association einen Schrecken, wie die Vehmgerichte auf rother Erde, in unserer schnell- und leichtfertigen Gesellschaft erregen, und zunächst eine Menge der ärgsten Schwätzer und Zankböcke veranlassen, ihre Worte ein wenig zu sichten, ehe sie dieselben aus dem Gehege der Zähne entlassen.

So sicher sich dieses immer noch leidlich höfliche Mittel im Umgange bewähren würde, und so oft es in Einzelfällen bereits von vielen Gegnern der unbeschränkten Redefreiheit eifrig angewendet worden ist; gehört es doch nur zu den indirecten Maßregeln. Träte eine andere Association auf, die freilich nicht allein gut mit Degen und

Piſtole umzugehen verſtehen, ſondern auch ſich entſchließen müßte, für hohes Honorar mehrere geſchickte Rechtsanwalte zu beſolden, direct gegen die Redefreiheit auf; ſie könnte unendlich viel Gutes wirken, und in wenigen Tagen, mit einem Schlage etwas erreichen, wozu die indirecte Aſſociation der Schweigenden, Monate und Jahre brauchte.

Wir ſtellen uns die letztgenannte Aſſociation als einen gewiſſermaßen wiſſenſchaftlichen Verein vor, der ſich nach vierzehn Tagen oder vier Wochen in einem beſtimmten Lokale verſammelt, eine Regiſtratur, Bibliothek und Kaſſe beſitzt, und ſeinen Vorſtand durch Abſtimmung wählt. Mitglied wird man, ſobald durch eine gedankenvolle Unterhaltung mit dem Präſidenten und Comité bewieſen iſt, daß der Neueintretende die gebührende Hochachtung vor einem maßvollen Gebrauch ſeiner Sprachwerkzeuge hat. Die Thätigkeit des Vereines wäre eine doppelte. Einmal hätte er in ſeinen geſelligen Zuſammenkünften für die beſte und geiſtvollſte Anwendung der Sprache Sorge zu tragen und zu dieſem Zwecke neue Mitglieder anzuwerben, zweitens aber, und dieſes wäre das Wichtigſte, außerhalb des Vereines gefährlich ſchwatzhafte Perſonen durch die ſittliche Macht der Ueberzeugung zum Schweigen zu bringen.

Der Verein hätte alſo draußen im Leben die Miſſion, namentlich alle Individuen von einigem Anſehen, welche im Parlamente, in Bürgerverſammlungen, bei Grundſteinlegungen und Einweihungen, auf Jubiläen und Feſteſſen, geſchlagenen Unſinn reden und dito Teaſte ausbringen, alſo der Mehrzahl öffentlich ein böſes Beiſpiel geben, von

dieſem Mißbrauch der Rede abzubringen, und auf die nothwendigſten Redeübungen im Kreiſe ihrer lieben Angehörigen einzuſchränken. Niemand wird ſich die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens verhehlen. Es gehören dazu ungewöhnliche Geiſteskräfte, ein nicht gemeiner Enthuſiasmus für die menſchliche Genoſſenſchaft, eine ſeltene Ueberredungsgabe und eine impoſante Perſönlichkeit, welche neben vieler Achtung auch einige Furcht einzuflößen verſteht. Denn in den Organen der Sprache des Menſchen iſt eben ſo viel Unwillkürliches, Unfreiwilliges und von den Entſcheidungen des Intellektes Unabhängiges, das durch moraliſche Gewalt eines Dritten gebändigt werden muß, wie in der kraſſen Willkürherrſchaft des sphincter ani, wovon ſich wohl jeder einmal in ſeinem Leben mit gerechtem Entſetzen überzeugt haben wird.

Um das einzuſchlagende Verfahren ein wenig näher anzudeuten, hätten ſich z. B. nach einem abſcheulichen Geſchwätz auf der Tribüne des Parlamentes, oder nach einer elenden Nachmittagspredigt, nach einem albernen Toaſte, oder nach einer hirnverbrannten Rede bei einer Grundſteinlegung, mehrere einflußreiche Mitglieder der Aſſociation in ſchwarzer Galatracht oder in Uniform, um Mitternacht zu dem Schuldigen zu begeben, und ihn bei dem Andenken ſeiner Vorfahren, bei den Häuptern ſeines Weibes und ſeiner Kleinen, bei ſeiner Liebe zum Vaterlande und Könige, mit Thränen im Auge zu beſchwören, von ſeinem unheilvollen Beginnen laut zu reden künftig abzulaſſen, und den Geſetzen der Logik, dem guten Geſchmack und allen durch Erfahrung feſtgeſtellten Wahrheiten, ſowie dem

Verlangen der Nebenmenschen nach einiger Neuheit, oder doch Abwechselung in geistigen Angelegenheiten, nicht fernerhin vermessen Trotz bieten zu wollen. Diese Aufforderung müßte, in die ernsthaftesten Worte gekleidet, einem jener Stürme auf das Gemüth gleichen, deren sich erfahrene Criminalisten bedienen, um hartnäckige Verbrecher zum Geständniß zu bringen. Gewiß würde eine aus geistig bedeutenden Mitgliedern bestehende Commission in vielen Fällen ihren sittlichen Zweck erreichen, und den Unglücklichen bewegen, über sich selber nachzudenken und in Zukunft wenigstens nicht in's Blaue hineinzureden, wenn er nicht gar vor seiner bisherigen Verblendung zurückbebt und sich fortan in das lieblichste Schweigen hüllt. Daß es an Duellen und gerichtlichen Klagen von Seiten einiger, durch solche Zumuthungen schwer beleidigten Redner nicht fehlen wird, läßt sich voraussehen, da jedoch die Menschheit um geringerer Dinge willen täglich eben so hart an einander zu gerathen pflegt, darf die Association sich durch diese gewissenhafte Rücksicht nicht von ihrer Arbeit an der Hebung unseres Geschlechtes abhalten lassen. Schließlich führen wir einen ungemein lehrreichen Fall aus unserer eigenen Erfahrung an, der besser als lange Auseinandersetzungen geeignet ist, zu zeigen, wie verschiedenartig man auf das menschliche Gemüth einzuwirken suchen muß, um solche löblichen Zwecke auf Erden zu erreichen.

Den Verfasser dieses Aufsatzes hatte schon Jahre lang in einer kleinen Gesellschaft, die er von Zeit zu Zeit besuchte, ein Mann geärgert, der nur den Mund aufthat, um etwas Einfältiges zu sagen, oder eine Geschichte aus

ſeinem Leben zu erzählen, die ihm offenbar Schande machte. Das Exemplar beſtätigte glänzend die Behauptung eines neueren Philoſophen, daß keine hervorragende Gabe von Dummheit, ohne eine entſprechende Mitgift von Schlechtigkeit vorzukommen pflege. Am paſſendſten wäre es geweſen, den Mann hinauszuwerfen, allein er beſaß jenen Talisman, vor dem heute ſelbſt die Gewalt der Fürſten zurückbebt: Geld, viel Geld. Bei ſeiner Unerträglichkeit mußte er alſo wenigſtens unſchädlich gemacht, geiſtig amortiſirt werden. An einem lieblichen Sommerabende trat ich einen langſamen Spaziergang mit ihm an, und verwickelte ihn in ein Geſpräch über die verſchiedenen Lebensaufgaben der Menſchen. Ich ſetzte ihm auseinander, daß dem reichen Manne, nachdem er vielen ſeiner Nächſten in den beſten Jahren der Wirkſamkeit das Fell über die Ohren gezogen und Schätze aufgehäuft habe, nichts mehr zieme, als von einer einſamen Höhe der Betrachtung aus, auf die Welt hinabzublicken. Dazu ſei aber erforderlich, daß er das tiefſte Schweigen beobachte. Die Maſſe des erworbenen Vermögens laſſe darauf ſchließen, daß der Beſitzer außerordentliche Anſtrengungen in Rede und Schrift gemacht habe, um ſich dieſe hohen Werthe anzueignen, daher werde es Niemand dem reichen Manne verargen, wenn er ſich ausgeſprochen habe, und um geringerer Dinge wegen, als edles Gold, den Mund nicht mehr aufthue. Ein ſo reicher Mann müſſe als Denkmal ſeiner arbeitſamen Vergangenheit, gleich einer erhabenen ſtummen Bildſäule daſtehen, die Gegenwart keines Wortes mehr würdigen, und den Mund nur noch zum Kauen aufthun und bewegen.

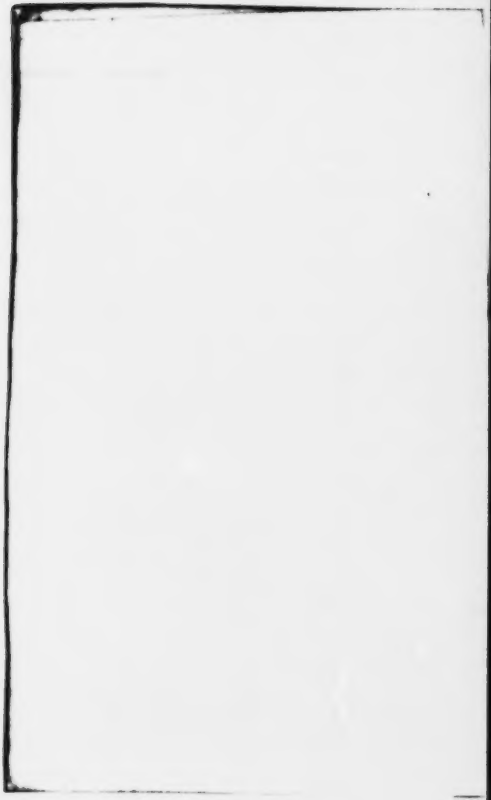
Meine gelaſſene und ſchmeichelhafte Auseinanderſetzung imponirte dem Wichte ſo gewaltig, daß er noch an demſelben Abende gravitätiſch verſtummte, und uns nie wieder durch ſeine widerlichen Reden geſtört hat. Jetzt ſitzt er gleich einem ausgeſtopften Puppenbalge im Kreiſe, qualmt ſeine Cigarre und begnügt ſich mit einem bejahenden Nicken oder Schütteln des Kopfes; das Recept gegen die Redefreiheit hat ſich an ihm herrlich bewährt.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Der Heirathsgarten	5
II.	Aus dem Künstlerleben	23
III.	Die Strategen	42
IV.	Das Familienübel	51
V.	Die Ballknaben	59
VI.	Harmlose Beobachtungen	67
VII.	Die Schule der Neutralität	76
VIII.	Das Mädchen der Gegenwart	87
IX.	Von den Sommerwirthen	96
X.	Norddeutsche Bäder	115
XI.	Die italienischen Väter	124
XII.	Aus den Annalen des Pantoffel-Regiments	135
XIII.	Selbstverkletterung	154
XIV.	Der Portier	162
XV.	Häusliches Stillleben	176
XVI.	Von der Redefreiheit	191

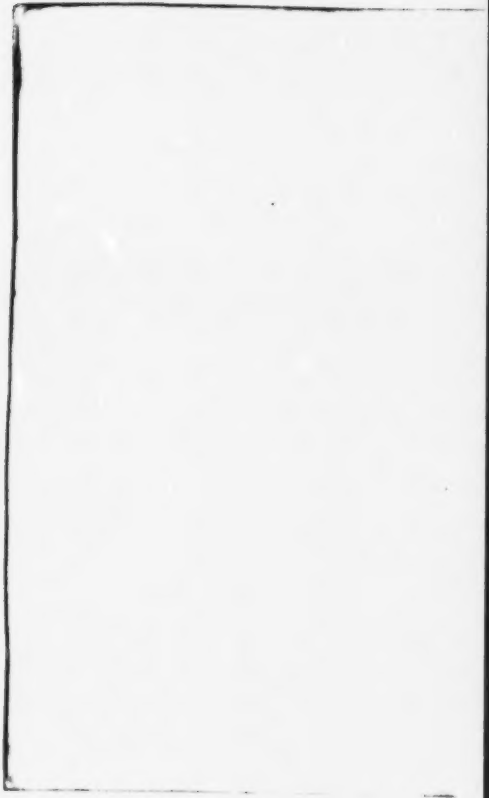
P. O. germ. 763 h

Nº
III.
Berliner
Federzeichnu
Der
Weihnachtsabend
Der
Heirathsgarten
Der
kleine Bediente
Zwei
Saison-Bälle
Aus
Ekossak
Verlag v. Otto Janke in Berlin



Berliner Federzeichnungen.

III.



Berliner Federzeichnungen.

Von

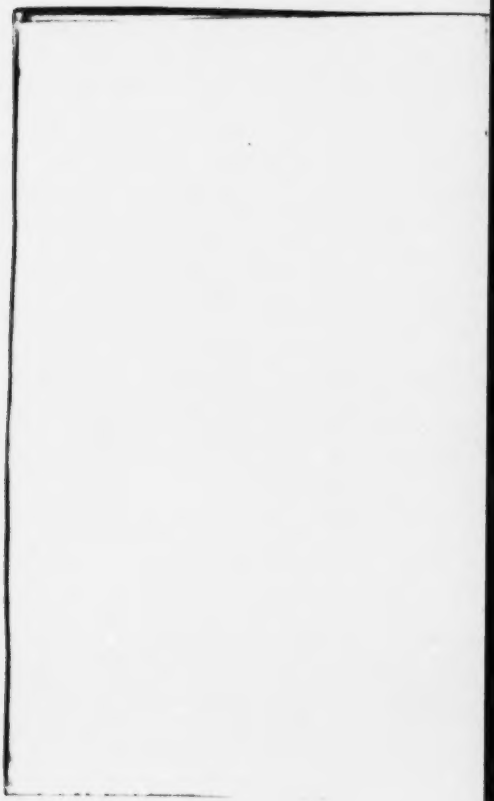
E. Koffak.

III.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Zwei Saisonbälle	1
II.	Der Kunstfreund und sein Sohn	31
III.	Die modernen Papageno's	40
IV.	Der große Unbekannte	65
V.	Meine beiden Grafen	75
VI.	Correspondenz	95
VII.	Randglossen zu civilehelichen Debatten	114
VIII.	Das Loos der Sterblichen	124
IX.	Auch eine Theatervorstellung	135
X.	Von den Buffo's	154
XI.	Das Arbeitsbad	169
XII.	Lebende Bilder	187
XIII.	Bei unserem Gönner	199



Zwei Saiſonbälle.

1. Im Hauſe.

„So, ſehr gut!“ ſagte der Kanzleirath und ſtieg vorſichtig von der Leiter. Dann trat er einige Schritte zurück, legte ganz wie Napoleon der Erſte, beide Hände auf den Rücken, und ſah zu einer glänzend geputzten, aber ſehr kleinen Lampe empor, welche etwa ſechs oder ſieben Fuß hoch über der Oberfläche des Erdballs an der Wand befeſtigt, dazu beſtimmt war, den ſogenannten Corridor, und durch das obere Glasfenſter der Thür auch die Treppe des dritten Stockwerkes zu erleuchten. Der Kanzleirath war mit ſeiner Verrichtung zur Illumination zufrieden, er öffnete die Thür eines kleinen Hinterzimmers, um fernere Vorkehrungen zu dem eine Stunde ſpäter anberaumten Balle zu treffen, als ihm die Küchenmaid ſeines Haushaltes mit ihrer Lampe entgegentrat und ſehr ernſt ſagte: „Wenn der Herr Kanzleirath kein Oel herausgiebt, werden wir heute in der Küche im Dunkeln ſitzen können.“

„Der Oel iſt ſchon wieder zu Ende?“ rief der ſparſame Hausvater, der, ein echter Berliner, dieſes theure Material hochachtungsvoll als Masculinum behandelte; „das kommt

davon her, daß ihr die ganze Nacht hindurch die Lampe fortbrennen laßt! Gerechter Gott, wo soll da ein Beamter bei den Oelpreisen bleiben. Frau! Frau! der Oel ist wieder zu Ende, die beiden Mädchen brennen mich zu Schanden. Das geht ja bei uns in der Küche zu, wie in der Stadt Merike im unterbrochenen Opferfest, wo auch im Tempel eine ewige Lampe von den Jungfrauen unterhalten werden mußte, als der General-Consul Katapulte eindrang und die Vestalin entführen wollte!"

„Höre auf!" rief eine matte Stimme vom Spiegel her, „Du tödtest mich mit Deinen verworrenen Anspielungen aus Opern — Licinius — nicht Katapulte — nein, was dieser Mann Alles durcheinander wirft — er kann eine gebildete Frau wahnsinnig machen! Laß Julie noch ein Pfund Oel holen und höre mit Deinen Citaten auf. Sieh lieber nach dem Cardinal, ob die Pomeranzen herausgenommen werden können und der Zucker sich schon aufgelöst hat."

Der Kanzleirath ließ sich diesen Wink nicht zweimal geben, er eilte in das hintere Zimmer an das Fenster, wo hart daneben, um das Eis zur Kühlung des Getränkes zu ersparen, auf einem kleinen Tischchen die erwähnte Bowle stand, ergriff ein Glas und kostete mit Behagen, ohne eine Verbesserung für nöthig zu erachten, von der merkwürdigen Flüssigkeit, die zur Erquickung seiner erwarteten Gäste bestimmt war, die aber jeder gewissenhaftere Kenner von Getränken sicherlich beargwohnt hätte, diese Pflicht der Gastlichkeit bereits erfüllt, und den Weg des naturgemäßen Stoffwechsels vollendet zu haben. Dann verschwand er in den letzten Gemächern seines Harems, und es ist nicht unwahr-

ſcheinlich, daß er in der Küche die Vorbereitungen zur Beköſtigung der erwarteten Tänzer gleichfalls einer Prüfung unterwarf.

Der ausgezeichnete Beamte, von dem wir bis jetzt geſprochen haben, unterſchied ſich durch nichts von anderen abſchreibenden zweifüßigen Geſchöpfen, als durch eine hochgebildete Frau, die ihn vor einer Reihe von Jahren des geiſtigen Contraſtes wegen geehelicht, und ihm zwei Töchter, Cerinna und Edda, geſchenkt hatte. Letztere vermochte der würdige Bureaukrat zuweilen nicht ohne ein Gefühl von Bangigkeit anzuſehen, da bei ihrer Taufe eine kleine Scene vorgekommen und der Geiſtliche an die heilige Handlung, des heidniſchen Vornamens ſeines Täuflings wegen, nur mit Widerſtreben gegangen war. Da dieſe Grazien jetzt das achtzehnte und ſechszehnte Lebensjahr erreicht hatten, hielt ihre hochgebildete Mutter es für nothwendig, ſie allmälig in das Leben zu führen, und zu dieſem Zwecke im Laufe der Saiſon, am Heerde des elterlichen Hauſes einen Ball zu geben, wie dieſe ſcharfſinnige Familie den Act eines beſcheidenen Tänzchens nannte.

Wir haben die Beſchreibung dieſer Saiſonfeſtlichkeit auf dem Corridor begonnen und wir kehren dahin zurück, um die Ankunft des Regiſtrators zu belauſchen, des Dutzbruders unſeres Kanzleiraths, und ſeines Freundes im antiken Sinne. Der Regiſtrator ſteht im Begriff, ſeinen Nachtpaletot, ein nur nach Sonnenuntergang zu tragendes Kleidungsſtück, das im Handel mit alten Kleidern nicht mehr abzuſetzen war, und einen Hut, der die Gefahren der gewaltſamen Vertauſchung, denen im Mittelalter die Säuglinge unterlagen,

in unſerem Jahrhundert aber Kopfbedeckungen von Männern beſonders ausgeſetzt ſind, nicht mehr zu fürchten hat, an die Haken aufzuhängen, wird jedoch vom Kanzleirath daran verhindert.

„Lieber Bruder, Du kannſt Deine Garderobe heute nicht im Corridor laſſen.“

„Warum denn nicht? Du weißt, ich liebe die Ordnung und halte mich regelmäßig an den zweiten Haken.“

„Ja, lieber Bruder, heute müſſen Deine Sachen nach der Mädchenſtube gebracht werden. Wir brauchen ſpäter den Corridor, Du wirſt Dich zu ſeiner Zeit ſchon davon überzeugen.“

„Wenn es ſein muß, ſo will ich mich darein fügen,“ antwortet der Regiſtrator, „aber Du weißt, Bruder, daß ich auf Ordnung halte. Ich möchte nicht gern, daß in dem Wirrwarr mein guter Hut vertauſcht würde. Auf großen Bällen pflegt dergleichen in der Aufregung vorzukommen.“ Dabei wirft er auf das ruinirte Phantom von Filz in ſeiner Hand noch einen verliebten Blick, und überläßt ihn wehmüthig dem Kanzleirath, der heute außer der ihm gebührenden Rolle des Wirthes, noch die eines Lakayen zu ſpielen hat, dem die Aufgabe zu Theil geworden iſt, den Corridor von Garderobegegenſtänden freizuhalten. Inzwiſchen haben die drei Damen die letzte Hand an die Toilette gelegt, und in Erwartung der Tänze alle zerbrechlichen Gegenſtände, die leicht von den Möbeln hinabgeworfen werden könnten, bei Seite geſchafft. Der Grund dieſes Verfahrens liegt nicht allein in dem gefürchteten Ungeſtüm der Tänzer, ſondern weit mehr noch in der leichten Bauart des Hauſes. Es iſt

in Steinen und Hölzern ſo ſcherzhaft und tüchtig aufgerichtet, daß beim Vorüberfahren eines ſchweren Wagens ſowohl die Gläſer auf dem Tiſche, als auch die falſchen Zähne im Munde der Frau Kanzleiräthin aneinanderſtoßen und klirren. Wer mit einem Anlauf auf irgend eine Diele in der Mitte des Zimmers ſpringt, wird von derſelben wie von dem Trampelinkrette im Circus, in die Höhe geſchnellt, und könnte, falls es ihm ſonſt Vergnügen macht, in der Luft einen Purzelbaum ſchießen. Mit dieſer Elaſticität des Materials vereinigt es aber weſentliche akuſtiſche Vorzüge; es iſt durch und durch der gediegenſte Reſonnanzboden. Das leiſeſte Klopfen wird im ganzen Hauſe gehört, und der Bewohner des unter der Wohnung des Kanzleirathes gelegenen Stockwerks ſtellt bei vorrückender Nacht die intereſſanteſten akuſtiſchen Verſuche an, indem er mit einem Beſenſtiel die Decke bearbeitet und ſich den raſtloſen Tänzern zum Beſten ſeiner geſtörten Nachtruhe bemerkbar zu machen ſucht.

Inzwiſchen kommen die eingeladenen Gäſte an, außer dem Hausfreunde Regiſtrator nur junge Leute, wie ſie bei den Gönnerinnen des Kanzleiraths ihm eben zugänglich geweſen ſind. Da iſt zunächſt der Neffe des Regiſtrators, der Student und Maitre du Plaiſir des Balles, ein philologiſcher Jüngling, der ſtets ſeine geſchriebene Sammlung lyriſcher Gedichte in der Taſche trägt, bei den Vorleſungen derſelben den aeſthetiſchen Rath der Frau Kanzleiräthin genießt, und nach dem Gerede der Nachbarſchaft heimlich mit dem heidniſchen Mädchen Edda verlobt ſein ſoll. Als beſonderes Kennzeichen des Studenten verdient angeführt zu werden, daß er der General-Intendantur der königlichen

Schauſpiele ein Trauerſpiel überſandt, daſſelbe aber mit Proteſt zurückerhalten hat, und ſeit dieſer Zeit bösartige Recenſionen in wirklich geheim erſcheinenden Theaterblättern ſchreibt. Einige junge Herren vom Handelsſtande, Bekanntſchaften der Töchter aus der Tanzſtunde bei dem alten Mitgliede des Corps de Ballet, die ſich ſpäter durch Viſiten eingeführt haben, ſind dem Kanzleirath vorzüglich lieb und werth. In ſeinem pecuniär und moraliſch niedergetretenen Zuſtande hängt ſeine kindlich unerfahrene Seele an dem Gedanken des Handels, wie an einem rettenden Myſterium. Er verknüpft mit jedem jungen Handelsbefliſſenen die Idee von dereinſtigen Millionen, Landhäuſern, Equipagen, Palais unter den Linden, und läßt ſich nicht im mindeſten in dieſen Vorſtellungen durch die täglichen Regiſter der Concurſifere in den Zeitungen ſtören. Ein Auscultator, der aus einem edlen Hauſe ſtammt, iſt das Ziergewächs des Balles, und einige Supernumerarien, die ihre Blöße mit Vorhemdchen von Shirting bedecken, weißbaumwollene Wachhandſchuhe tragen, und unter die Protegé's des Ballgebers gehören, ſcheinen von der Wirthin zum Unkraut gerechnet und kaum beachtet zu werden. Zum Glück für ihren Seelenfrieden und das ihnen zugedachte Vergnügen, bemerken die erwähnten jungen Herren kaum dieſe Geringſchätzung. Sie haben in ſeltener Einhelligkeit ſich vorgenommen, die Folgen ihrer ſitzenden Lebensweiſe durch Leibesbewegung ſo eifrig zu bekämpfen, daß ſie ſchon vor Beginn des Tanzes in den Fenſterniſchen kunſtgerechte Pas machen, und als Vorbereitung zum Gefecht die Handſchuhe auf ihren dicken und knotigen Fingern glätten.

Die gesundesten Gäste des Kanzleiraths sind unstreitig einige Cadetten, in deren Besitz er durch die Huld einer alten adligen Dame, die gleichfalls anwesend ist und die Cadetten bemuttert, zur Zufriedenheit seines Herzens gelangt ist. Gleich bei ihrem raschen militairischen Eintritt in das, „Saal" genannte Zimmer, bei ihren kurzen vorschriftsmäßigen Grüßen, an den weißen Zähnen, den rothen Backen, gewahrt man, wie freudig sie dem ihnen gegönnten Vergnügen entgegensehen und wie dankbar sie für dasselbe sein werden. Nehmen wir den aristokratischen klassen Auskultator aus, so kann überhaupt Niemand von unserer Ballgesellschaft klassirt genannt werden. Die verhandenen Frauenzimmer, unter welche sich leider einige ausrangirte und eigentlich nicht mehr tanzberechtigte Jungfrauen geschmuggelt haben, dürfen deshalb einer regelrechten gymnastischen Behandlung entgegensehen.

Allmälig wird uns auch klar, weshalb der Kanzleirath auf die Säuberung des Corridors so erpicht war. Im „Saal" steht ein alter Kistingscher Flügel, der durch seine Breitseite die Entfaltung des Walzers bedenklich beeinträchtigen würde; er soll deshalb in den Corridor geschafft und ebendaselbst auch der Pianist untergebracht werden. Durch dieses Verfahren macht man allen kleinen Kindern aus dem Hinterhause gleichfalls ein großes Vergnügen. Da die Musik im Corridor durch die dünne Thür der Wohnung bis in den unteren Hausflur hinab gehört werden kann, versammeln sich dort alle verhandenen Knäblein und Mägklein, und tanzen unter freudeleckenden Gesängen so lange, bis der Wirth nach Hause kommt und ihrem Jubel ein Ende macht.

„Faſſen Sie an, Chriſtian, und Sie, Theodeſius!“ ruft der Kanzleirath den beiden kräftigſten Supernumerarien zu, denn dieſe abſchreibenden Säulen des Verfaſſungsſtaates werden von ihrem Chef auf gute alte bureaukratiſche Sitte ſtets bei den Vornamen genannt, „faſſen Sie an, aber vorſichtig — ſtoßen Sie nicht an die Ecke — ſo — gut — gut — mehr rechts — halt — halt!“ Mit dieſen Worten wird der greiſe Kiſting in den Corridor gefahren, und demnächſt ein ſchmächtiger halbausgewachſener Knabe, der zum Vortrage der Tänze beſtimmte Clavierkünſtler, hinterdrein geführt.

„Sind Sie ein Schüler von Boſch? mein Herr,“ fragt der Wirth den Knaben, drückt ihn auf einen, durch Klavierauszüge erhöhten Stuhl und reicht ihm dann eigenhändig eine Taſſe ſehr dünnen Thee und ein großes Stück alten Napfkuchen.

„Zu dienen, Herr Kanzleirath!“ antwortet Don Alonzo, Scolare di Don Baſilio.

„Das freut mich außerordentlich — gewiß — als ich jung war, tanzte ich immer nach Boſch — bei jedem Andern kam ich aus dem Takte!“

„Bruder Kanzleirath,“ wirft der Regiſtrator dazwiſchen, „Du konnteſt auch nach Liebig tanzen — Du irrſt Dich — wir tanzten ſogar ſehr gut nach Liebig — erinnerſt Du Dich nicht mehr des Balles beim böhmiſchen Apotheker, wo der reiche Pelzhändler durch den Trumeau tanzte, und Liebig das Klavier durchſpielte, ſo daß alle Hämmer zwiſchen dem nichtsnutzigen Drahte durch nach oben kamen? es war ein denkwürdiger Abend.“

Der Kanzleirath streichelt erfreut die Wangen des Registrators und kehrt in den Saal zurück. Der pianistische Knabe, dessen fingerfertiges Spiel eine sieche Schiedelampe erhellen soll, beginnt einen Walzer und murrt im Stillen über seine ungünstige Stellung. Er kann die Tanzenden nur in dem Augenblick von seinem Corridor aus sehen, wenn sie an der offenen Saalthür vorüberhüpfen. Bald macht er die Bemerkung, daß sein Dienst nicht leicht sein werde, und daß jeder Tanz eben so lange dauert, als wenn die doppelte Anzahl der Tanzenden vorhanden wäre. Auch mißfällt es ihm höchlich, daß er nur so spärlich beköstigt wird, als ob er die Hälfte seiner musikalischen Arbeit verrichtete.

Die Tänzer nehmen auf den armen weißen Sklaven nicht die mindeste Rücksicht. Im Saale herrscht ein Jubel, wie ihn nur Jugend und Entbehrung erzeugen können. Der Bewohner des unteren Stockwerkes, der aus dem ihm auf den Kopf fallenden Kalkstaub schließt, daß der Einsturz des Hauses nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, klopft schon seit einer Viertelstunde, gleich einem mahnenden Geiste mit dem Besenstiele; man beachtet ihn nicht, weil man ihn nicht hört. Der geängstigte Mann begiebt sich, für die Erhaltung seiner Familie besorgt, zum Wirthe und äußert seine längst gehegten Bedenklichkeiten über die Haltbarkeit des Hauses. Der Wirth beruhigt ihn durch die Auseinandersetzung, daß diese Elasticität und Schwungkraft aller Balken grade ein Beweis der Jugendlichkeit des Hauses sei, daß man erst ernstlich zu fürchten habe, wenn die Möbel bei einer Erschütterung nicht mehr in der Stube umhertanzten. Halb beru-

bigt kehrt der Miether in sein Quartier zurück, und findet die Köchin aus Furcht in Krämpfen am Heerde liegen.

Oben ist die Erfrischungspause eingetreten, und der geriebene Mohn, ein billiges und beliebtes Nahrungsmittel, in welchem Gastgeber gerne narkotische Kräfte vermuthen, wird umhergereicht. Wer vor Eröffnung des Balles die Riesenschüssel in der Küche gesehen hat, würde nie geglaubt haben, daß der Kanzleirath die Eßkraft seiner Tänzer unterschätzt. Und doch geräth er fast in Gefahr, mit dem Mohne nicht zu reichen. Da ist ein kleiner dicker Cadett, eine wahre Mohnvertilgungsmaschine und der Supernumerarius Theodosius, der wie ein Körner fressender Vogel, ausschließlich von Mohn zu leben scheint. Auf Letzterem ruht der ganze Haß der gebildeten Kanzleirathin. Sie bezeichnet sogar ihren Töchtern Corinna und Edda diesen gefräßigen Schreibekünstler, und verbietet ihnen, selbigen im späteren Getillen auf irgend eine Weise auszuzeichnen.

Auf den geriebenen Mohn folgt ein mit großer Kunst und Leidenschaft getanzter Mazur. Der Registrater ist jedoch mit den Tänzern nicht zufrieden. Er hat während der polnischen Revolution in einer kleinen Landstadt an der Grenze gearbeitet, und die Polen tanzen gesehen. In einem günstigen Moment der Ruhe macht er sich an einen größeren hübschen Cadetten und schildert ihm mit Worten und Beinstellungen, auf welche Art damals der General Krukowiazky getanzt habe und wie diese Art die einzig richtige sei, wenn man überhaupt noch Mazur tanzen wolle. Er ist noch in dieser Auseinandersetzung begriffen, als ihm eine alte, zum Glück leere, aber doch hinlänglich schwere Theemaschine von

Messing, die durch einen kühnen Sprung eines Tänzers veranlaßt worden ist, von einem Schreibsecretair hinabzupüpfen, auf den hohlen Schädel fällt. Es entsteht eine allgemeine Verwirrung und nach einigem Hin- und Herreden wird der beschädigte Registrator von mehreren Herren nach der Mädchenstube geführt, wo die Köchin angewiesen wird, die geschlagene Beule durch langsame Bestreichungen mit einem langen Bratenmesser zu heilen und zu glätten.

Die Gesellschaft selber läßt sich in ihrer unermeßlichen Heiterkeit und Tanzlust nicht durch den kleinen Unfall stören, nur die zur Anfeuchtung der kalten Abendkost bestimmte schließliche Bowle stimmt die herrschende Aufregung der jungen Leute etwas herab. Dem düsteren Genius des Aepfelweines vermag sogar ein Lebensalter von zwanzig Jahren nicht zu widerstehen, und bald nach dem Genuß regt sich bei Einzelnen die Sehnsucht, ihre Wohnung und das Bett aufzusuchen. Nur der Registrator, ein ausgepichter Stammgast von Petsch, hält aus, ihn erheitert dieser ganz besondere Saft, und er läßt es sich auch nicht nehmen, nach Beendigung des Cottillons, eigenhändige Hülfe bei der Rückkehr des Kisting in den Saal zu leisten und dabei den Klavierknaben beinahe überzufahren, unverkennbar aber zum Entsetzen der Kanzleirathin ein großes Loch in die Wand des Corridors zu stoßen, eine bleibende Ballerinnerung.

2. Im Hotel.

„Warum so schwermüthig? mein Kind,“ sprach der Commerzienrath Armenberg mit jenem unnachahmlichen

feinen Parfüm des Dialektes, den alle Witzblätter und Komiker nur übertreiben, nicht treu wiedergeben können, zu seiner Gattin, „begiſt Du einen Wunſch, ſo ſprich ihn aus, damit ich ihn erfülle. Ich bin wie die Königin in den Hugenetten: ich kann nicht weinen ſehen!“

„Soll ich nicht ſchwermüthig ſein, Armenberg,“ antwortete die gnädige Frau, „wenn ich auf unſere deſolate Lage blicke? einmal ſind wir in dieſem Winter ſchon auf Bälle ausgebeten geweſen, und noch nicht einen haben wir wiedergegeben. Man blickt auf uns, Armenberg, man erwartet etwas von uns, und nun kommt nichts. Man wird von uns ſchlecht ſprechen, dann wirſt Du es haben. Gott, wie ſoll das enden?“

„Gebe ich denn nicht Diners, ſchöne Diners? habe ich nicht ein Kunſt und Wiſſenſchaft? kommt nicht ſelbſt höhere Bureaukratie zu mir, und thue ich nicht als anſtändiger Mann das Mögliche? Habe ich nicht die manierlichſten Bedienten und die feinſten Weine?“ begütigte der Commerzienrath ſein Weib.

„Was helfen Deine Diners, die Damen und die jungen Leute haben nichts davon; in der Saiſon muß man durchaus einen Ball geben!“ rief die Dame etwas gebieteriſch.

„Gieb hier einmal einen Ball, mein Kind, Du weißt, daß ich den Grafen unter den Linden ausgemiethet habe, und daß wir von October an über große Lokalitäten verfügen können; hier geht es doch ſchlechterdings nicht. Glaube mir, ich habe ſchon im Stillen ſelber darüber nachgedacht, aber wenn ich alle Perſonen einlade, denen wir es

ſchuldig ſind, kommen wir auf zweihundert Köpfe, und die kann ich nicht unterbringen."

„Wer zwingt Dich denn, den Ball im Hauſe zu geben. Du giebſt den Ball im Hotel, und damit Baſta. Dann haben wir nur mit den Annehmlichkeiten des Abends zu thun —"

„Und die Rechnung?" ſtutirte grell der Commerzienrath.

„Haſt Du denn den Ball im Hauſe umſonſt? Du bezahlſt etwas mehr, und wir ſind allen Aerger los!" begütigte die verſtändige gnädige Frau den verſtimmten Mann, deſſen ökonomiſche güldene Ader ein wenig rutſirte, ſo freigebig er ſonſt auch mit dem Mammon um ſich warf.

„Gut, dann geben wir den Ball im Hotel. Muß es einmal ſein, dann mag es ſo bald wie möglich ſein. Ich werde hinſchicken und die Einladungen lithographiren laſſen, wenn ich mit dem Wirth im Hotel geſprochen habe. Du wirſt ſo gut ſein, inzwiſchen die Liſte der Einladungen zu entwerfen."

Der Commerzienrath läßt anſpannen, und ſteigt, begleitet von einem dankbaren Blick ſeiner Gattin, in den Wagen, um das erſte und wichtigſte Geſchäft: das Uebereinkommen mit dem betreffenden Hotelbeſitzer, zu ſchließen. Wir theilen jedoch die Paragraphen deſſelben nicht mit, erſtens, weil die Unterhandlungen zwiſchen den beiden Herren unter dem Ausſchluß der Oeffentlichkeit — man könnte faſt glauben wegen Unſittlichkeit des Geldpunktes — ſtattgefunden haben, zweitens, weil der fernere Verlauf der Feſtlichkeit vielleicht einigen Aufſchluß über dieſelben geben wird.

Das Uebereinkommen iſt geſchloſſen, die Einladungen ſind lithographirt und harren nur noch auf die Ausfüllung, da die Anſichten des Ehepaares über die Liſte noch nicht vollkommen übereinſtimmen.

„Liebes Kind, Du haſt die Liſte entworfen und ich bin Dir dafür unendlich verpflichtet, aber nach meiner Meinung beſitzt ſie einen großen Fehler!“ ſagte der Commerzienrath, als die Gemahlin ihm ihre frühenfüßige Punctation vorlegt.

„Und dieſer Fehler wäre?“

„Es fehlen Namen! ich ſehe auf der Liſte viele tanzluſtige junge Leute, ich ſehe einige berühmt ſchöne junge Leute, aber ich vermiſſe Namen, wiſſenſchaftliche Berühmtheiten, decorirte Männlichkeiten, ich vermiſſe Anſehen und Stand!“ bemerkte der Commerzienrath mit vieler Beſtimmtheit.

„Dann lade Dir doch Namen ein,“ bemerkt die Gattin etwas höhniſch, „bitte doch Anſehen und Stand, bei Dir zu tanzen; ich habe nichts dawider. Was ich in dem Kreiſe unſerer Bekanntſchaften fand, ſteht auf der Liſte. Hier ſtehen die Namen der Künſtler, welche zu allen Bällen gebeten werden; ſchreibe hinzu, wen Du willſt.“

„Nur keine unnöthigen und unzeitigen Empfindlichkeiten, liebes Kind; ich erwarte von einer Dame auch gar nicht, daß ſie ſich für ernſte Männer der Wiſſenſchaft intereſſirt, aber man wird nachher vielfach und ausführlich von meinem Ball ſprechen, und es wäre mir lieb, wenn gefragt würde: wer war da, und man antwortet: Freichs war da, Wilms war da, Gneiſt war da; ich hätte gar nichts dawider,

wenn man hinzufügte: Hengſtenberg war da, Büchſel war da; aber ſie kommen nicht, wenn ich ſie auch einlade.“

„Es käme auf einen Verſuch an!“ ſchmunzelte die Gattin, durch den Gedanken geſchmeichelt, ſo würdige Männer der Kirche in ihrem Kreiſe zu ſehen.

„Nein, mein Kind, der Verſuch wäre höchſt überflüſſig. Du ſprichſt in Deinem gewöhnlichen Idealismus, den Du Dir ſeit der Schillerfeier ſehr zu Deinem Nachtheil angewöhnt haſt. Ich werde Dir etwas ins Ohr ſagen. Wer zu uns kommt, will entweder durch uns ordentlich proſpirt ſein, und wäre es auch nur auf irgend eine Weiſe durch Geld, oder er hat gar keinen anderen Umgang; das iſt die Tragödie unſeres Umganges. Es iſt nun einmal nicht anders in der Welt. Ich weiß nicht, zu was manche Männer unter Umſtänden fähig waren, aber in meinem Ballſaale ſehe ich ſie nicht.“ Der Commerzienrath ſprach dieſen Satz mit einem unverkennbar tragiſchen Nachdruck und drapirte ſich dann in ſeinem Frack vor dem Spiegel.

„Du denkſt zu klein von Dir, lieber Mann!“

„Nein, ich kenne die Welt. So ſehr ich mich geſchmeichelt fühlen würde, wenn man in der Stadt erzählte, dieſe Männer wären bei mir geweſen, ſo unangenehm wäre es dagegen dieſen Herren, ginge eine ſolche Nachrede hinter ihnen her. Ich lüge mir ſelber nichts vor. Wir müſſen beſcheidener ſein!“

Dieſer Beſcheidenheit gemäß werden nun minder hervorragende Häupter nebſt ihren tanzenden Söhnen und Töchtern eingeladen, und da ſich nach der Angabe des Hotelwirthes, der natürlich eine möglichſt große Anzahl von Gou-

verts bezahlt haben will, herausstellt, daß der Saal durch die vorläufige Anzahl der Gäste noch nicht gefüllt ist, wird ein tanzender Landsturm, eine Art von Bersaglieri, eingeladen, ein Schlag junger Leute, der jeder Büste bei Jedermann und zu jeglicher Tageszeit fähig ist, um nur eingeladen zu werden.

Endlich rückt der Ballabend heran, und in der belebten Gegend des Hotels, in welchem die Festlichkeit stattfindet, staut sich vor der Thür die vorübereilende Menschenmenge. Jene Elite, welche fortwährend über freie Zeit verfügen kann, besetzt zu beiden Seiten die Thür, macht dem ordnungsliebenden Schutzmann das Leben sauer, und läßt über die, aus den Kutschen steigenden Herren und Damen eine Kritik ergehen, welche die schärfsten Theaterreferate verdunkelt. Am ärgsten wird denjenigen sparsamen und anspruchslos gesinnten Gästen mitgespielt, die sich zu ihrer Beförderung auf der Ballschauplatz nur des einfachen Hülfsmittels einer Droschke bedienen. Doch fehlt es nicht an noch bescheideneren Eingeladenen. Sie gehören zu den erwähnten Bersaglieri's, und rücken in Paletots gehüllt, die lackirten Stiefeln durch Gummischuhe geschützt, als leichte Infanterie heran.

Oben im Hotel sind alle Vorkehrungen zum Empfange der Gäste sehr sorgfältig getroffen; namentlich zeichnet sich die Garderobe aus, da dieselbe einige besondere Einkünfte abzuwerfen pflegt. In der Nähe der Thür des großen Tanzsaales steht der Commerzienrath, umgeben von einigen Großwürdenträgern des Handels, und empfängt zum Theil seine ausgezeichneteren Gäste, theils läßt er sich von den ankom-

menden geringfügigeren Tänzern und Nachtkostgängern den Hof machen. Es fehlt nur wenig, daß sie vor ihm den Staub küssen und seine magern Beine inbrünstig ergeben umklammern. Oben auf der Gallerie sitzen die Musikanten des Orchesters. Sie sind sich ihres glücklichen und objectiven Standpunktes bewußt, legen zur Abwechselung das Kinn auf die Brüstung und machen leise unter einander allerlei scherzhafte Bemerkungen über hoch-komische Gäste.

Wir empfinden den tiefen Schmerz von sittlich ernsten Naturen, allein wir können, um der Wahrheit willen, nicht verschweigen, daß die frechen Musikanten, irren wir nicht, in erster Reihe: flauto piccolo, es vorzüglich auf die Wirthin, die Frau Commerzienräthin gemünzt haben. Die Schuld liegt sicherlich an der angestammten Heimtücke des Tanzorchesters, allein einige Veranlassung hat die gnädige Frau doch durch ihre seltsame Haartracht gegeben, welche der Natur, dem heutigen Zeitalter, und ihrem eigenen Lebensalter schauerlich Hohn spricht.

Dann ergötzen sich die Herren Musiker über den Umfang der Crinolinen, die Alles hinter sich lassen, was in dem letzten Vierteljahr im Fache des höheren Unterrocks geleistet worden ist. An mehrere der anwesenden Damen können die Herren ebenso wenig kommen, wie Seefahrer an fruchtbare und anlockende Inseln, die leider rings von einem furchtbaren Korallenriff umgeben sind. Auf der Gallerie werden die treffendsten Bemerkungen darüber gemacht, als der Dirigent eintritt und das Zeichen zum Beginn der Polonaise giebt.

Es existiren auf allen ansehnlichen Berliner Bällen ge-

wisse sehr alte und sehr respectable Frauenzimmer, die mit einflußreichen Männern verheirathet sind und dabei meistentheils noch vieles Geld besitzen; daher sind sämmtliche Ballgeber verpflichtet, mit ihnen die erste Ballpolonaise zu eröffnen. Nach Gebühr verschwinden sie gleich darauf aus der Tanz-Ordnung und werden erst später bei Tisch und zwar mit vortrefflichem Appetit wieder gesehen. Etwas Aehnliches existirt nur bei der preußischen schweren Cavallerie. Einige bevorzugte Regimenter besitzen auffallend große und starke Pferde zum Tragen der Kesselpauken und ihres Schlägers. Um diese seltenen Thiere sorgfältig zu schonen, läßt man sie auf den Paraden nur einmal bei dem Commandirenden vorbeistolziren, dann aber gleich in den Stall zurückkehren, ohne die sonstigen Strapatzen der Manöver mitgemacht zu haben. Mit einer dieser Damen eröffnet pflichtschuldigst auch der Commerzienrath den Ball und liefert demnächst die erschöpfte beseldete Stadträthin an den, mit der Mantille besorgt hinter ihrem kuruliſchen Sessel harrenden Gemahl ab. Nach der Polonaise gehört die Tanz-Ordnung der jüngeren Generation, und alle Senieren ziehen sich aus dem Umkreis der Tänzer, oder gar in die Nebengemächer zurück. Ueber den ersten Walzer haben wir nichts zu melden, als daß er wie immer in rasender Eile und ohne Grazie im Schwindsuchtstempo herunter getanzt wird. Auch über die folgende Quadrille — falls nicht etwa ein anderer Tanz auf der Liste stand — ist wenig zu sagen, wenn nicht die grenzenlose Schlaffheit der jungen Herren in allen ihren Bewegungen Erwähnung verdient. Die jungen Mädchen sind schon durch ihre Reifröcke zu

etwas mehr Energie genöthigt; aber auch die liebenswürdige Mannschaft würde besser durch einige Reifen und straffe Stahlfedern aufrecht erhalten werden.

In der Zwischenzeit hat sich der Commerzienrath an einen distinguirten Whisttisch begeben, wo „Stand und Ansehen" einige Robber spielen, als ein Diener zu den Herren herantritt und Caviarsemmeln mit Rheinwein anbietet. „Stand und Ansehen" greifen nur mit Vorsicht und Bedenklichkeit zu, da der Vorrath dieser geschätzten Lebensmittel auf dem Präsentirteller stark zusammengeschmolzen ist, und der Commerzienrath nimmt den Bedienten bei Seite, und fragt: „Warum sind nicht mehr Caviarsemmeln da?"

Der Mensch zuckt die Achseln und sagt: „Alle Teller waren gefüllt, Herr Commerzienrath, aber einige junge Herren tanzten die Quadrille nicht mit, und haben . . ."

„Caviarsemmeln gegessen! ganz gut, aber weshalb wurde nicht auf der Stelle ein frischer Vorrath angeschafft," ruft halblaut, jedoch ganz entrüstet der Ballgeber. „Das müssen der Herr Commerzienrath unseren Herren fragen," antwortet der arme Mensch und deutet auf eine kleine Tapetenthür, während er mit dem Präsentirteller weiter eilt. Der Commerzienrath öffnet die Thür und findet den Hotelwirth in der Mitte seiner Adjutanten und vieler Erfrischungen, gleich einem Feldherrn Befehle austheilend und Meldungen vom Schlachtfelde entgegennehmend.

„Aber, lieber Herr, warum sind nicht mehr Caviarsemmeln da?" ruft der Ballgeber. Der Wirth zuckt die Achseln und führt seinen Gönner an eine Oeffnung in der Wand, die für gewöhnlich zum Hinausreichen der Weine bestimmt

ist, zuweilen aber auch als Guckloch eines geheimen Observatoriums zu dienen scheint. „Sehen Sie selbst, verehrter Herr, die Schuld liegt nicht an mir; ich hatte meine gewöhnlichen Berechnungen gemacht.“ Dem Commerzienrath fällt es wie Schuppen von den Augen. Drei oder vier Herren von der Truppengattung der Bersaglieri haben sich zweier großen Schüsseln mit Caviarsemmeln bemächtigt, und vertilgen lachend ihren Inhalt, ihn von Zeit zu Zeit mit der Füllung zweier Flaschen Rheinwein anfeuchtend, in deren Besitz sie sich gleichfalls gesetzt haben, da es ihnen zu unsicher erschien, sich dem Zufall und dem etwaigen Zusammentreffen mit einem umherreichenden Bedienten anzuvertrauen.

„Das sind schlimme Gesellen, Herr Commerzienrath, wie sind Sie zu diesen Leuten gekommen? ich kenne sie seit langer Zeit und fürchte sie, wie die Heuschrecken. Wo sie sich niederlassen, fressen sie das ganze Erdreich kahl und glatt. Die Herren Ballgeber sollten uns erst die Liste der Einladungen vorlegen, dann würden wir uns sämmtlich besser befinden. Wenn es aber so weiter geht, lasse ich gelegentlich einen Photographen kommen, und ähnliche Scenen zur Warnung für alle Ballgeber, und als Steckbrief für die Personen der Uebelthäter auf meine Kosten ohne Retouche photographiren. — Die Kerle haben klug genug die beiden Hauptschüsseln mit dem russischen Caviar gegriffen, und die Semmeln mit dem Elb-Caviar ruhig ziehen gelassen,“ setzt der schwer gekränkte Wirth noch ganz leise für sich hinzu.

„Dann muß schnell zu dem nächsten Russen geschickt werden,“ ruft der Commerzienrath in seiner Aufregung,

„meine Freunde am Whisttisch haben nach Caviar verlangt und ich kann doch unmöglich Leute, die ich nur als Tanzreserve eingeladen habe, mit solchen Leckerbissen füttern, und meine Freunde darben lassen. Hier ist ein Dukaten, lassen sie unverzüglich noch zwei Pfund holen.“

Sehr verstimmt eilt der gastliche Mann von dannen, und an den Vertilgern des gesalzenen Fischrogens vorüber, denen er durch einen strafenden Blick seine Mitwissenschaft um ihr Verbrechen zu erkennen giebt. Der Hotelwirth seinerseits steckt den Dukaten in die Tasche und entsendet seinen vertrautesten Kellner in die Vorrathskammer, um die vorhandenen Caviarreste zusammenzukratzen, und durch einige vorräthige schwarze Tinktur oder Waffensalbe gehörig für die Whistspieler anzufeuchten.

Welche Augen würde der vortreffliche Commerzienrath machen, sähe er dieses interessante Experiment der organischen Chemie; das Schicksal hat ihn jedoch rechtzeitig in eine andere Gegend des Balllokals geführt, um dort unfreiwilliger Zeuge eines unangenehmen Zwiespaltes zwischen zweien seiner Gäste zu werden, die der Sphäre der Berühmtheiten angehören und durch eine unverzeihliche Unachtsamkeit der beiden Ehegatten leider gleichzeitig eingeladen sind.

Wer einen Ball giebt, muß viel Menschenkenntniß und einen hohen Grad städtischer Erfahrung besitzen; will er aber auch Berühmtheiten bei sich sehen, so darf er nicht ohne gründliche Kenntnisse in der wissenschaftlichen und künstlerischen Skandalgeschichte sein. Darauf hatte das Ehepaar Armenberg zu geringe Rücksicht genommen. Die guten Leute glaubten, es verbiete sich in der menschlichen Gesell-

ſchaft, wie in der Phyſik: daß ungleichartige Electricitäten und Menſchen einander anzögen. So war ein berühmter Mime eingeladen worden und der Redacteur eines Blattes, deſſen Referent dem Mimen nicht wohl wollte, ſondern ſeinen Manieren und Mätzchen mit vielem Witze entgegentrat. Beſagter Redakteur konnte allerdings nicht als Anſtifter dieſer Tücken angeſehen werden, allein Mimen gehören zu den reizbarſten Geſchöpfen dieſes Erdballs, und der Künſtler benutzte mit wahrer Wolluſt die günſtige Gelegenheit, den Chef entgelten zu laſſen, was ſein ſatyriſcher Mitarbeiter verbrochen hatte.

Als der arme Ballgeber in das Zimmer trat, wo der Zwiſt ſich entſponnen hatte, und dem Balle das ſchwerſte Unheil drohte, waren die beiden Parteien ſchon in voller Arbeit.

„Ich ſage Ihnen nochmals, daß ich von dem letzten Artikel nichts gewußt habe!“ ſagte der Redakteur.

„Wozu ſchreiben Sie dann Ihren Namen unter das Blatt. So gut wie der Polizei, ſind Sie mir dadurch für den Inhalt verantwortlich,“ antwortete der Mime und warf ſich in eine Poſitur, wie Otto von Wittelsbach, wenn er dem Kaiſer zu Leibe gehen will.

„Wer kann Alles durchleſen!“ rief der Redakteur und zuckte verächtlich die Achſeln.

Dieſe unvorſichtige Aeußerung gab dem Mimen Oberwaſſer. Der Redakteur hätte ſie nicht thun ſollen, aber ſie enthielt eben ſeine Herzensmeinung, denn er gehörte nicht unter die Leute von Fach, die Publiciſten, Buchhändler oder Buchdrucker, ſondern war nur durch äußere Verhältniſſe in

den Beſitz des Blattes gekommen, und betheiligte ſich im Grunde nur inſofern an der Redaktion, als er die Einkünfte ſeiner Stellung mit luſtigen Geſellen Abends in der Schenke verzehrte und ſich gern berauſchte. Dieſe traurigen Umſtände waren dem Mimen bekannt und er erhob nun mit theatraliſcher Macht ſeine Stimme gegen den unglücklichen und leichtſinnigen Mann.

„Wer kann Alles durchleſen? fragen Sie mich, Herr Redakteur? Das will ich Ihnen ſagen, genau ſagen: ein Mann, der nicht ſchon Vormittags halb elf Uhr einen Haarbeutel, oder noch einen Katzenjammer von geſtern hat, ein Mann, der die Publiciſtik als einen ehrenvollen Beruf, und nicht als ein bequemes Verfahren der Kaperei von Geld und Ehre anderer Leute anſieht, ein Mann von Bildung und nicht ein Mann von der Tournüre eines Hausknechtes.“

Gewiß war der Ausdruck dieſer Phraſen ſehr ſtark, aber es hätte ſich doch Vieles zur Rechtfertigung des beleidigten Redakteurs, wenn auch nicht von ihm ſelber, ſagen laſſen, denn wenigſtens mit den letzten Worten hatte der Mime nur die lautere Wahrheit berichtet. Das Unglück des armen Mannes beſtand aber darin, daß er von einer derben Offenheit der Rede war, die ſich am wenigſten für Männer ſchickt, welche allen ihren Worten mit der Feder eine entſprechende Form in Ernſt und Scherz verſchaffen ſollen. Ueberdies hatte er als ein alter, und ſchon an Kräften herabgekommener Trinker an dieſem Abende bereits das ihm gedeihliche Maaß überſchritten und fühlte ſich unfähig zu jeglicher ferneren Discuſſion. Er ſtemmte ſich daher nur mit beiden Händen auf die Tiſchplatte, heftete ſein von Wuth und

Alkohol leuchtendes Auge auf den dreisten Mimen und sprach mit einer überraschenden Gelassenheit, aber zum Entsetzen aller benachbarten Ballgäste jene volksthümliche Aufforderung aus, die durch Göthe und später durch Tieck in seiner Novelle: „der junge Tischlermeister," eine gewisse literarische Berechtigung zum Druck erlangt hat, deren Veröffentlichung durch den Journalismus, bei seiner weiten Verbreitung unter allen Ständen und Lebensaltern, indessen doch noch nicht zulässig erscheint.

Kaum hatte der unselige Redakteur seine Proklamation gegen den Mimen erlassen, als Commerzienrath Armenberg in der Mitte der Gruppe erschien. Die verderblichen Worte waren schon draußen seinem feinen Gehör nicht entgangen. Mit dem Mimen durfte er es nicht verderben, da dieser eine Zierde seiner Salons war, mit dem Redakteur nicht, weil er sich einigen Einflusses auf den Börsenberichterstatter des Blattes erfreute; schreckliche Lage für einen Ballgeber.

„Meine Herren," stammelte der beklagenswerthe Commerzienrath, „was ist vorgefallen, wie konnte es zu so traurigen Differenzen zwischen zwei Männern kommen, die ich liebe, die ich verehre, zwischen zwei Männern von seltener Selbstbeherrschung, feinster Bildung, großer Berühmtheit? sagen Sie mir, meine Herren . . . . ."

Der Mime ließ ihn nicht ausreden. Mit der Miene der beleidigten Unschuld, obgleich er doch den argen Handel angestiftet, ergriff er die Hand des Commerzienrathes und sagte: „Sie hören und sehen, mein theurer Freund und Gönner, wie man hier einem Künstler, Ihrem Gaste, mitspielt. Die Polemik des Blattes dieses Herrn gegen meine

Persönlichkeit ist jetzt vor Europa klar dargelegt. (Warum sagte der Künstler nicht lieber gleich „vor der östlichen Hemisphäre?“) Ich kann mich als Märtyrer meiner Kunst beruhigen, der Herr Redakteur haben sich selbst gerichtet!“ Dann umarmte er, wie es der theatralische Brauch mit sich bringt, den Commerzienrath zweimal, steckte erst seinen Kopf über die rechte, dann über die linke Schulter des Ballgebers, und verschwand mit jenen hoch pathetischen Schritten, die nur dem Oberpriester einer unterdrückten Nation, oder dem mit Blech beschlagenen Menschen auf der Bühne gestattet sind.

Niemand wagte ihn zu halten: sein Abgang war groß gewesen, und der Redakteur ganz klein geworden. Nachdem der erste Schreck leidlich überwunden war, eilte der Commerzienrath dem Mimen nach, und die Zuhörer der traurigen Scene schlichen einzeln und verstohlen in den Ballsaal, um die anmuthige Neuigkeit möglichst unter den Anwesenden zu verbreiten, und so der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts dauernd zu erhalten.

Das Unglück wollte, daß jener besoldete Stadtrath, mit dessen stattlicher Gemahlin der Commerzienrath den Ball eröffnet hatte, zuerst von dem Zank und der schrecklichen Pointe in Kenntniß gesetzt wurde. Er mußte sich selbst sagen, daß in der Geschichte der Hotels seit jenen Tagen, wo ein Barytonist auf dem Schädel eines Verläumders eine Champagnerflasche zerschlagen, etwas Aehnliches nicht wieder vorgekommen sei; ebendeshalb fühlte er sich verpflichtet, sofort seine Gemahlin, die besoldete Stadträthin, von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen. Von ihr sollte es abhängen,

ob man unter ſo bedenklichen Umſtänden auf dem Balle verbleiben durfte.

Der vorſichtige Mann, ein Pantoffelheld von bewährtem Ruf, begab ſich zu der Dame, kam aber ſchon zu ſpät; weibliche telegraphiſche Verbindungen hatten ſie weit ſchneller von dem Vorgefallenen unterrichtet. Ihre Stimmung war ſogar ſchon bis zum Unwohlſein entwickelt und der Ohnmacht nahe. Zwei Nichten, alte Mädchen aus einer berühmten Stadtverordnetendynaſtie, labten ſie bis auf Weiteres mit Kölniſchem Waſſer, und munkelten etwas von ſchleuniger Entfernung in jenes Gemach, welches bei allen großartigen Hotelbällen eigends zum „Aufſchnüren“ und „Abtakeln“ ohnmächtig gewordener Damen eingerichtet zu werden pflegt.

„Wie konnte das Scheuſal in meiner Gegenwart eine ſo entſetzliche Redensart auszuſprechen wagen?“ rief die beklagenswerthe Tante der Stadt Berlin, und ſtreckte die fetten Arme hülfeflehend nach den beiden Stadtverordneten-Töchtern aus.

„Ich möchte den Menſchen nur ſehen, Tante,“ bemerkte ſchüchtern die Jüngere, „es gehört doch eine gewiſſe Thatkraft dazu, an einem ſolchen Orte und in ſolcher Geſellſchaft, gegen einen Künſtler erſten Ranges eine ſo böſe Redensart zu wagen.“

„Dort ſteht der Uebelthäter!“ flüſterte der Stadtrath, der ſich ſachte genähert und den Wunſch ſeiner lieben Nichte vernommen hatte.

„Lieber Mann, was fällt Dir ein? biſt Du von Sinnen? Mädchen, Ihr ſeht Beide nicht hin, Niemand ſieht hin, ich ſelbſt am wenigſten. Unvorſichtiger Mann, hait

Du nicht bedacht, daß wir, wenn ein Mitglied unſerer Familie ein Zeichen von ſich giebt, von dieſer horriblen Geſchichte unterrichtet zu ſein, ſchon dadurch allein tief herabgeſetzt werden. Keinen Blick werft Ihr auf den Menſchen! eine Berliner Familie von Diſtinction muß über das Vorhandenſein ſolcher Redensarten vollkommen ununterrichtet erſcheinen!“ Die gute Stadträthin befand ſich jedoch im Irrthum. Mehrere in der Nachbarſchaft ſitzende bejahrte Mütter von offenbarer Diſtinction waren minder zartfühlend, und betrachteten nicht ohne Antheil den kühnen Redacteur, der keineswegs gleich dem Mimen das Lokal verlaſſen hatte, ſondern offenbar die Lorbeeren ſeiner Rhetorik genießen wollte, und ſich deshalb an einer hervorſtechenden Stelle des Tanzſaales herausfordernd allen Blicken ausſetzte. Da er ſich niemals durch literariſche Leiſtungen auszuzeichnen und in das Gerede der Menſchen zu bringen vermocht hatte, ſchlürfte er mit Wonne die ſeiner klaſſiſchen Aufrichtigkeit dargebrachten Huldigungen. Selbſt das männliche Perſonal mied den Mann gleich dem Scharfrichter, allein Aller Blicke hingen bewundernd an ihm.

Der Commerzienrath hatte nichts eiliger zu thun, als „Stand und Anſehen“ zu beruhigen und wenn möglich den Ruf ſeines Balles herzuſtellen. Was war die kleine Epiſode mit den Caviarſemmeln gegen eine ſolche Haupt- und Staatsaction. Er eilte klaſſen Angeſichts zur beſoldeten Stadträthin und fragte mit zitternder Stimme: „Meine gnädige Frau, darf ich hoffen, daß Sie ſich unterhalten?“ Zugleich überreichte er ihr mir dem gut nachgemachten Blicke eines Jünglings, der das Schönſte auf den Fluren geſucht, womit

er ſeine Liebe ſchmückt — der Commerzienrath hatte es jedoch nur in dem für den Cotillon beſtimmten Waſchkorbe gefunden —, einen zierlichen Blumenſtrauß, und ſtellte ſich ſo, daß ſeine Figur die verhängnißvolle Geſtalt des Redacteurs verdeckte.

„Vortrefflich, mein lieber Commerzienrath,“ flüſterte die Dame mit erſterbendem Blick, „vortrefflich, aber ich ertrage ſeit einiger Zeit nur ſchwer die Hitze: ich fühle mich wirklich ſehr angegriffen!“

„Etwas Eis, meine Gnädige, wird Sie erquicken, erlauben Sie —“

„Nur meinetwegen keine Umſtände, lieber Commerzienrath!“

„Erlauben Sie, daß meine Frau ſich für einige Minuten zurückzieht und ſagen Sie Ihrer Frau nicht das Mindeſte davon; wir wollen kein Aufſehen erregen!“ ſprach der Stadtrath, das Wort ergreifend, und ſuchte den Ballgeber zu beſchwichtigen, der die heimliche Entfernung der Hauptzierde ſeiner Abendtafel in Folge des ärgerlichen Vorfalles fürchtete. Er mußte das Quartett aus dem Saale ziehen laſſen und wir haben die traurige Meldung zu machen, daß der Stadtrath augenblicklich im Auftrage ſeiner Gebieterin einen Domeſtiken des Hotels auf die Straße herabſchickte, den nächſten wartenden Wagen rufen ließ und ihm ſeine Damen zur Beförderung nach Hauſe übergab, während er ſelbſt, um dieſer deutlichen Demenſtration wenigſtens die äußerſte Schärfe zu nehmen, in den Saal zurückkehrte.

Die Entfernung der Damen machte, als ſie bald darauf bemerkt wird, einen allgemeinen üblen Eindruck. Zunächſt

erheben ſich mehrere Mütter und begeben ſich in das Whiſtzimmer, um den Herren mit jenem unbeſchreiblichen Blicke, welcher ſagen ſoll: „hört Ihr nicht bald auf, Ihr Spielratten!“ über die Achſeln in die Karten zu ſehen. Auch die Whiſtpartie iſt vollſtändig von dem Vorfalle unterrichtet und betrachtet ihn einhellig als eine Beleidigung jedes Einzelnen. Ein Aelteſter der Kaufmannſchaft, der nicht das Fett von der heutigen Partie geſchöpft hat, alſo in der ſchuldgerechteſten Stimmung iſt, den armen Commerzienrath den Auftritt entgelten zu laſſen, wirft die Whiſtmarken zuſammen, reicht ſeinem Nachbarn drei Zehnthalerſcheine, ſeinen heutigen Spielverluſt, und ſagt bitter bei Seite: „Man wird ſich künftig wohl hüten müſſen, auf Eure Bälle zu kommen, lieber Armenberg, wenn man ſich nicht in die Gefahr begeben will, noch außerdem — wie ſoll ich mich ausdrücken? — nun meinetwegen! — zu Gaſte gebeten zu werden.“

„Um Gotteswillen, lieber College, was reden Sie da? ich bin ja ganz unſchuldig, Sie werden mich doch nicht die ſchreckliche Geſchichte entgelten laſſen!“ murmelt der geängſtigte Commerzienrath, und ſucht den Aelteſten zurückzuhalten, da er dem charakterfeſten Manne wohl einen ſofortigen Rückzug zutraut.

„Lieber Freund, Sie ſind der Mann der Diners, aber einen Ball verſtehen Sie nicht zu veranſtalten. Ein Mann, der keine Töchter hat, ſollte nie einen Ball zu arrangiren wagen; er wird ihm alle Zeit unter den Händen mißglücken!“ orakelt der Aelteſte und wiſcht den perlenden Schweiß von der Stirn.

„Sie verlassen uns doch nicht auch?“ ruft der Ballgeber verzweifelnd, wir würden ja zum Gespött der ganzen Stadt!“

„Nein, ich verlasse Sie nicht, Armenberg“, antwortet sichtlich erschüttert der Aelteste, „wenn Ihnen damit gedient ist, so kommen Sie, gehen wir gleich jetzt Arm in Arm durch den Saal. Noch besser, geben Sie ganz heiter und ungezwungen meiner Frau den Arm, ich werde mit der Ihrigen eine langsame Promenade machen. Man muß der jungen Welt kein böses Beispiel geben. Wir haben in Handel und Wandel ohnehin heute schon der schlechten Beispiele so viele, daß wir unsererseits sie nicht muthwilligerweise vermehren wollen. Kein Skandal! Ich will Sie retten, Armenberg, thun wir so, als ob gar nichts geschehen wäre.“

Eine so großartige christlich versöhnliche Auffassung macht wieder die Course des Balles steigen und die Aktien des verwegenen Redakteurs tief sinken. Einer der kecksten Bersaglieri wendet sich sogar an den Redakteur und fragt ihn mit besorgter Freundlichkeit, ob es für seine Gesundheit nicht besser wäre, wenn er ihn nach Hause und zu Bette brächte. In dem Getümmel eines wilden Menstregalevrs geräth die Geschichte schon etwas in Vergessenheit, und als nun gar das Signal zur Tafel gegeben wird, die Nebenzimmer sich öffnen, und jeder Herr eine Dame haicht, um sie zu Tisch zu führen, ist der Ruf des Armenbergischen edlen Hauses schon nicht mehr gefährdet, und der Schuldige bereits auf dem Wege nach seiner angestammten Schenke, um den Nachttrunk zu nehmen und dann nach Hause zu taumeln.

Man schwelgt in der üblichen Hetelkeit, man sucht durch einen rasch getanzten Cotillon den Folgen des genossenen

Rothweins vorzubeugen, die Damen erfreuen ſich der gewonnenen Bouquets, die Herren der eroberten Ordensdekorationen, nur der Commerzienrath wendet ſich zu ſeiner Gemahlin und ſagt leiſe: „Heute über vierzehn Tage gebe ich ein großes Diner. Ich muß dieſen Ball gut machen. Er war der Letzte, den ich gegeben habe.“

II.

Der Kunſtfreund und ſein Sohn.

In einigen eleganten Stadtgegenden giebt es noch Buchhandlungen, welche denen im alten Rom gleichen, inſofern ſie Verſammlungsorte für die gebildeten Bekannten des Beſitzers ſind, und nicht ſelten von ihnen als Leſekabinette und Sprechſäle benutzt werden. An Tagen, in denen ich mich zur Arbeit nicht aufgelegt fühle, pflege auch ich in einem dieſer Aſyle Zuflucht zu ſuchen und mich theils durch die Unterhaltung des liebenswürdigen Beſitzers, theils durch die Beſichtigung der in reichhaltiger Auswahl vorhandenen Kunſtwerke, Kupferſtiche, ſeltenen illuſtrirten Werke und Reiſebeſchreibungen zu erheitern.

An dem unfreundlichen Tage einer kalten Pfingſtwoche hatte ich mich gleichfalls an dieſen literariſchen Altar geflüchtet und blätterte eben in einem engliſchen Bilderwerke über Indien, als die Thür der Buchhandlung ſich auftha:

und zwei Herren eintraten. Sie waren von sehr verschiedenem Lebensalter und stimmten für den beobachtenden Dritten nur darin überein, daß beide die Jahre, welche sie bereits zurückgelegt hatten, zu verläugnen suchten. Der Aeltere, auf dessen Gesicht das Schicksal eine Menge von Krähenfüßen und feinen Runzeln verzeichnet hatte, welche sich vielleicht auf eine Anzahl von sechzig dieser anmuthigen Jahreszeichen berechnen ließen, wollte sichtlich für jung gelten und suchte sich sogar durch Haltung und Gebehrdenspiel einen Anstrich von Poesie zu verleihen. Er trug eine phantastisch zugestutzte Perrücke mit vielen wirren Löckchen, und seine durchaus mit dem vorgerückteren Lebensalter im Einklange stehenden Beine steckten in hohen und glänzenden, bis an die Knie reichenden Stiefeln, wie sie die deutschen jungen Herren noch bis in die ersten zwanziger Jahre dieses Säculums trugen. Sein sonstiger Anzug entsprach eher der Mode der Gegenwart, dagegen wurzelte er mit seiner drastischen Mimik durchaus in einer glücklicheren, phantasievolleren Vergangenheit. Als er in den Laden trat, wurde ich unwillkürlich an die Männer der Sturm- und Drangperiode erinnert, so kühn und wild waren seine Blicke, so pathetisch seine Bewegungen. Der ihm folgende jüngere Mann konnte dagegen kaum das dreißigste Lebensjahr erreicht haben, aber er gab sich alle mögliche Mühe für älter gehalten zu werden. Obgleich er nach der neuesten Mode sehr fein gekleidet war, beobachtete er ihre Vorschriften doch nicht mit jener Strenge, welche gern ein wenig an Carricatur streift und stets von echten Gentlemen gemieden wird, während die jungen unbesonnenen Gecken bis an die letzte Grenzlinie des Schnittes

und der Farbe vorgeben. Gern hätte er sein Antlitz in ehrbare Falten gelegt, wenn das gesunde Deckblatt seiner Gesichtshaut nachgiebiger gewesen wäre, und der Solidität wegen hatte er nach Art der Herren Geistlichen wenigstens alle Haare glatt aus der Stirn und schlicht hinter die Ohren gekämmt. Er war wohlgenährt und in dem Ausdruck seiner Physiognomie lag etwas, was offen verkündete, daß ihm Rostbeaf und schottisches Ale lieber seien, als Poesieen und Lithographieen, und daß er unwiderruflich entschlossen sei, hienieden nur für das Zweckmäßige Geld auszugeben. Ich glaubte in ihm einen jener grimmigen Materialisten unseres Zeitalters zu erkennen, die an nichts mehr, als an den Magen glauben, und kaltblütiger Weise eine Actiengesellschaft zum Zweck der Ausrettung von Religion, Philosophie und Kunst bilden würden, falls sie auf eine sichere Dividende von sechs Procent rechnen könnten.

Der ältere Herr ging voran, trat an den mittleren Ladentisch, ergriff die Hand des eben mit Auslegung einiger Novitäten beschäftigten Chefs, schüttelte sie mannhaft und sagte: „Ich bin entzückt nach fünfzehn Jahren wieder dieses berühmte Lokal zu betreten. Zwar erfreue ich mich nicht der Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft, allein ich habe Ihren Vorgänger gekannt und war einer seiner besten Kunden!“

Der über das Aussehen der Gestalt erstaunte Buchhändler verneigte sich, ohne etwas zu erwidern, aber der junge Herr trat ruhig heran und sagte: „Ja, ja, mein Vater war einer der besten Kunden Ihres Vorgängers, mein Herr, aber verlassen Sie sich darauf, Sie sollen an ihm nicht viel ver-

dienen!“ Nach diesen Worten stellte sich der junge Materialist an die Seite seines angeblichen Erzeugers und beobachtete die Richtung seiner Blicke und das Spiel der Hände, wie eine verdutzte Amme.

Sowohl dem Chef der Handlung, als auch mir war diese Randglosse des Sohnes so aufgefallen, daß wir einander zuwinkten, zugleich fand sich auch der Gemahnen aus dem Nebenzimmer ein, und wir erwarteten mit Fug und Recht eine pikante und angenehme Scene.

„Hätten Sie wohl die Gefälligkeit, das Neueste von Kupferstichen guter Meister nach klassischen Gemälden, die besten französischen Photographien ägyptischer Bauwerke, die schönsten Lithographien italienischer und schweizerischer Landschaften mir zur Ansicht vorlegen?“ fragte der alte Herr mit den Löckchen und blanken Stiefeln, „ich bin seit fünfzehn Jahren nicht in Berlin gewesen und lechze nach dem Anblick von Kunstwerken.“

Sobald das Stichwort „Kunstwerken“ erschallte, sagte auch der Sohn mit seiner trockenen und klanglosen Stimme: „Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, dann zeigen Sie ihm die Sachen, aber kaufen darf er nichts!“

Die Vormundschaftsmiene und die gebieterische Haltung des jüngeren Herrn war so beleidigend, daß der Chef zwar artig, aber doch etwas spitzig antwortete: „Bitte, es macht uns zu jeder Zeit Vergnügen, den Herren Kunstfreunden unseren Verlag und Vorrath zur Ansicht vorzulegen, auch ohne daß die Herren kaufen.“

Der junge Herr antwortete darauf nichts, aber auch der alte Lockenkerl schwieg und betrachtete nur mit verzückten

Blicken eine büßende Magdalena, die er eben durch Aufschlagen einer Marve enthüllt hatte. Der edle artistische Greis mußte steckraub sein, es war nicht anders möglich. „Haben Sie je etwas Schöneres gesehen, meine Herren? betrachten Sie diese Vollendung der Schraffirung, diese Abstufung der Töne und Tinten! ich habe das Original zu Rom gesehen und es steht in diesem Augenblicke der Betrachtung des Kupferstiches vor meinen Augen."

„Ja," fügte der materialistische Sohn mit empörender Kaltblütigkeit langsam hinzu, „er hat sich wirklich in der ganzen Welt umhergetrieben, und ein gehöriges Stück Geld vertban, für das man hätte eine Fabrik mit tausend Arbeitern anlegen können, aber jetzt haben wir ihn, jetzt ist er sein."

„Sieh, mein Sohn, betrachte dieses Antlitz mit Andacht, nimm diese weibliche Versenkung in das Göttliche für immer in Deine Seele auf!" rief der Alte, richtete das Blatt empor, und seine leuchtenden Augen ruhten darauf mit höchster Befriedigung."

„Du bist immer ein Narr gewesen," sprach der Sohn wieder, „es thut mir leid, daß er Ihnen so viele Mühe macht, aber ich darf ihn nichts kaufen lassen; ich stehe hier im Namen meiner jüngeren Geschwister. Was würde der für Streiche machen, wenn wir ihm nicht einen Kapptzaum angelegt hätten!"

„Ein ähnliches Blatt habe ich in meiner Sammlung," rief der Alte wieder aus, als ihm eine sehr schöne Kreuzigung Christi vorgelegt wurde. „Ich habe eine große

Sammlung, meine Herren, eine sehr große, ganz vortreffliche Sammlung!“

„Die hat er,“ fügte der Sohn hinzu, „aber jetzt haben wir Dir, Gott sei Dank! das Handwerk gelegt.“

„Viele Tausende stecken darin!“ sagte der Vater und holte tief Athem.

„Wir bekommen nicht so viele Hunderte heraus, wenn er die Augen zumacht,“ sagte der Sohn und strich mit der flachen Hand über die glatten Haare.

„Darf ich Sie bitten, mir Architekturstücke vorzulegen?“ fragte der Alte in flehentlichem Tone.

„Zeigen Sie ihm etwas aus Aegypten, dann fängt er an, Unsinn zu reden. Aegypten ist sein wahrer Krebs- und Knochenschaden. Als er sich die von Napoleon angeordnete „Beschreibung von Aegypten“ anschaffte — es war ein ganzer Kasten voll Folianten — faßten wir ihn und stellten ihn vor Gericht. Wäre die Sache weiter gegangen, er hätte seine Familie an den Bettelstab gebracht. Für eine große Beschreibung von irgend etwas mit bunten Bildern läßt er seine Frau lebendig begraben und seine Söhne skalpiren. Aber zeigen Sie ihm Aegypten, es kann nichts schaden, wenn er es noch einmal sieht; er kommt doch nicht wieder nach Berlin, dafür stehe ich Ihnen. Ich gebe mich nicht wieder dazu her; es ist wahrhaftig kein Vergnügen, als Kornak mit ihm zu gehen.“

Der junge Materialist gab diese werthvollen Aufschlüsse über seinen Herrn Vater in der Weise, wie ein Schauspieler den großen Monolog des Wallenstein oder Hamlet spricht. Er sah in unsere Gesichter, wie ins Blaue, und betonte

jedes Wort mit jener bösartigen Absichtlichkeit, die nur Mimen eigenthümlich zu sein pflegt. Die gefälligen Kunsthändler brachten alsbald einige Mappen mit Photographieen und ließen den Alten die Wunder Thebens, den letzten Obelisken von Heliopolis und die Wunderbauten auf der Insel Philae besuchen.

Der Kunstnarr starrte die Blätter an, dann rang er die Hände, die Thränen traten ihm in die Augen, er packte das obenliegende Blatt mit einer Heftigkeit, als ob er es zusammendrücken wollte, und schrie: „Ich war selbst in Aegypten, ich habe die große Pyramide bestiegen und am Sarkophage des Königs Chephren gestanden. Wer dieses Wunderland nicht gesehen hat, darf nicht sagen, er habe gelebt!“

„Du warst nie in Aegypten, alter Narr! aber bitte, nehmen Sie ihm die Blätter weg. Ich kann nicht für den Schaden aufkommen. Machen Sie die Mappe zu; er ringt sich sonst noch den Bart von den Händen.“

Wir waren sämmtlich über die sonderbare und lächerliche Scene ganz erstaunt; ein ähnliches Schauspiel von Kunstblödsinn und kindlicher Rücksichtslosigkeit hatten wir noch nicht erlebt. Der Chef gab einem Lehrlinge einen Wink. Dieser trat heran, nahm dem verrückten Alten die Mappen aus der Hand und legte sie auf einen andern Tisch. Der Sohn trat jetzt ein wenig mehr aus seiner unvergleichlichen Objektivität heraus, er faßte seines Herrn Vaters Rockkragen, zog seinen Kopf um einige Zolle herab, bildete mit der rechten Hand eine Art Schalltrichter oder Sprachrohr und schrie dem Alten ins Ohr: „Laß' das Heulen und Weinen! kaufe lieber Etwas, aber höchstens für einen

Thaler, zehn bis fünfzehn Silbergroſchen, mehr darf unter keiner Bedingung ausgegeben werden. Du mußt die Herren doch einigermaßen für die Mühe, die Du ihnen gemacht haſt, zu entſchädigen ſuchen."

Der Alte hatte kaum verſtanden, daß er etwas kaufen dürfe, als der Himmel ſeines Geſichtes, die Stirn, ſich wieder erheiterte. Er griff haſtig nach einem Blatte, das billig abgeſchätzt, unter Brüdern fünfzig bis ſechszig Thaler werth war, und wollte es zuſammenrollen.

Der Sohn, der offenbar von Kunſt nicht das Mindeſte verſtand, erſah als ein praktiſcher Mann denn doch aus der Größe und Feinheit des Papiers, daß dieſes Kunſtwerk nicht für einen Thaler feil ſei, er nahm es aus den Händen des Herrn Vaters und brüllte, indem er abermals ſeine Rechte zum Sprachrohr rundete: „Das iſt viel zu theuer, Papa! Kaufe Dir eine billige Erinnerung an die ſächſiſche Schweiz, eine Abbildung des Kuhſtalls oder des Prebiſchthors, wir haben ja eben die Tour in den Pfingſtfeiertagen gemacht, damit kannſt Du Dich dann im Winter amüſiren."

Der Alte ſchnitt zwar ein betrübtes Geſicht, allein der Sohn ſuchte einige grimmig bunt colorirte Landſchaftchen, wie ſie jede Kunſthandlung der letzten Laien wegen führen muß, zuſammen, ließ ſie in Papier wickeln und ſteckte ſie dem Alten unter den Arm.

„Es hat nichts zu ſagen, wenn er ſie auch ruinirt," bemerkte der Sohn zu dem Lehrlinge, der dem Herrn Vater dienſteifrig zu Hilfe kommen wollte, „er wird ſie doch auf dem ganzen Rückwege in der Hand halten. Ich muß ihn noch heute mit dem Extrazuge nach Hauſe liefern, die Billets

laufen sonst ab, und ich habe nicht Lust, das Fuhrlohn für ihn doppelt zu bezahlen.“ Nach diesen Worten ergriff der tugendhafte Sohn den Arm seines Vaters, der den geringen Werth der Blättchen ganz vergessen zu haben schien und das kleine Paket jetzt mit der zärtlichen Schwärmerei eines kunstliebenden Klosterbruders anstarrte, und zog ihn, den Chef der Handlung nachlässig grüßend, aus dem Laden.

„Sind Ihnen diese merkwürdigen Leute bekannt?“ fragte ich, begierig nach näheren Aufschlüssen, den Buchhändler.

„Nicht im Mindesten, dergleichen Kunstnarren sind uns eben nichts Neues, doch muß ich gestehen, daß mir eine solche originelle Zusammenstellung noch nicht in Praxi vorgekommen ist. Die gewöhnliche Sorte pflegt einige Hundert der kostbarsten Kupferstiche durch die Finger laufen zu lassen, einen Gehilfen zwei Stunden lang von der Correspondenz abzuhalten und schließlich einen Bettel für zehn Silbergroschen zu kaufen.“

Wir trennten uns, aber auf der langen Wegstrecke bis zu meiner Wohnung verfolgte mich der Gedanke, daß dieser fanatische Narr wahrscheinlich der Kunst und den Künstlern mehr Schaden zufügte, als eine Legion Prosaiker. Wenn sein Wahnsinn auf die Bevölkerung seiner Vaterstadt in der Provinz einen ebenso nachtheiligen Einfluß, wie auf die Anschauungsweise des Herrn Sohnes ausgeübt hatte, dann könnte in jener Gegend wohl niemals ein Kunstverein auf den grünen Zweig kommen. Nach diesem jungen Sterblichen zu urtheilen, hatte man dort nach antiker Sitte die Stätte menschlicher schöner Künste umgepflügt und Salz darauf gestreut.

III.

Die modernen Papageno's.

Es gehört keine sonderlich scharfe Beobachtungsgabe dazu, um sehr bald zu entdecken, daß die Brüderlichkeit im Verbande der menschlichen Gesellschaft noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht, und die Socialphilosophen, welche für ein massenhaftes Zusammenleben der Menschen schwärmten, keine umfassenden Kenntnisse der wunderlichen Eigenthümlichkeit derselben besaßen. Vielmehr wird man nach genauer Prüfung einer Menge von Individuen bemerken, daß ihre zarteren Neigungen keineswegs dem denkenden Geschlechte zugewandt sind, welchem sie selber angehören, daß sie vielmehr ihr Herz an Creaturen verschenken, die einer andern niedrigeren Gattung der lebenden Wesen angehören.

Ueber die zahlreiche Klasse der Liebhaber von Pferden und Hunden ist oft genug geschrieben worden, da mehrere noble Passionen in diese Liebhaberei hinüberspielen; wir wollen daher hier nur eine Fraktion der Thierfreunde herausgreifen, die Vogelliebhaber, oder die modernen Papageno's. Wir geben ihnen aber wohl mit Fug und Recht diesen Namen, weil jene liebenswürdige gefiederte Ausgeburt des Schikaneder'schen Dichtergenius sehr passend als Repräsentant der ganzen Klasse gelten kann, zumal er alle ihre lebenswerthen und bedenklichen Eigenschaften in seiner leichtsinnigen Person vereinigt. Die Sympathieen für bestimmte Thiergattungen bedingen immer gewisse Anlagen

in der Natur des betreffenden menſchlichen Individuums: dieſen Satz wird man nicht gut beſtreiten können. Ich habe in meinem Leben zu verſchiedenen Zeiten zwei Männer kennen gelernt, welche ihr Zimmer mit Affen theilten, und ich würde, obgleich Beide zu den hochgeſtellten Perſönlichkeiten gehörten, falls das Geſchick mich zu einem Menagerieeſitzer gemacht hätte, Alles gethan haben, nicht etwa die beiden Affen, ſondern ihre beiden Brotherren und Gebieter für mein gemeinnütziges Inſtitut zu gewinnen. Sie beſaßen in Folge glücklicher Anlagen und fortgeſetzter gründlicher Ausbildung durch vertrauten Umgang mit ihren tropiſchen Geſellſchaftern, alle heiteren Eigenſchaften, die den Affen zieren, und die, mehr noch, als eine gewiſſe anatomiſche Uebereinſtimmung, dazu beigetragen haben, eine allmälige Entwickelung des Menſchengeſchlechtes aus einem, in der Urwelt weit vorgeſchrittenen Affenthum als wiſſenſchaftliche Hypotheſe anzunehmen. Ein Menſch von melancholiſcher Gemüthsanlage konnte durch das Studium der erwähnten Herren ſogar zu der bangen Beſorgniß veranlaßt werden, der geſchichtliche Prozeß der phyſiſchen Rückbildung des Menſchen, wie wir ihn ja an ganzen Nationen in moraliſcher und intellectueller Hinſicht oft genug in der Hiſtorie verfolgen können, habe bei dieſen Individuen bereits begonnen, und die Gegenwart hätte ſich mit Entſchiedenheit gegen die auftauchenden paſtranöſen Elemente unter ihren Sippen zu wahren.

Mit gleich großen ſittlichen Bedenklichkeiten bin ich Männern näher getreten, die Bulldogs oder Bullenbeißer zu ihren Lebensgefährten erwählt hatten, mit ihnen Tag und Nacht

das Zimmer theilten und sie in ihr Vertrauen zogen. (Es läßt sich nur sehr schwer nachweisen, welche Umwandlungen im Hintergrunde der Seele, welche Veränderungen der Weltanschauung, durch den unausgesetzten Umgang mit derartigen Vierfüßlern hervorgebracht wurden, allein gewiß war der bekannte Hund, durch welchen der jugendliche Freund des Sokrates zu seiner Zeit unter den Maulaffen von Athen so viel Aufsehen erregte, kein Bulldog, sonst hätte Alcibiades Leben niemals diesen genialen Anstrich getragen, und er hätte auch, wie ein gewissenhafter Zoologe wahrscheinlich hinzusetzen wird, diesem Hunde niemals den Schwanz abhauen können, da ein Bulldog sich durch die Fülle dieses Artikels nicht sonderlich auszeichnet. Die Freunde und Besitzer von Bulldogs nehmen dagegen sehr bald eine auffallende äußere Aehnlichkeit mit ihren Schützlingen an. Die feineren und beweglicheren Züge um den Mund verwandeln sich in Härte und Starrheit, das Auge wird gläsern, und die Sprache nimmt etwas von dem fragmentarischen Wesen der mürrischen Willensäußerung dieser schlimmen Hunde an. Wahrscheinlich sind sie deshalb zur Ehre der Menschheit aus der Mode gekommen.

Einen nicht ganz so nachtheiligen, aber doch immer etwas bedenklichen Einfluß äußert der Umgang mit Pferden. Die Beobachtung aller berühmten neueren Centauren und Rossebändiger, von Baucher bis Raren, wird hierfür maaßgebend sein. Ihr Geist macht Rückschritte, er nimmt eine animalisch ruhige Beschaulichkeit an, die nur selten, aber von sehr sicher auftretenden Wuthausbrüchen gestört wird. Der Pferdemensch scheut leicht vor Gedanken, er gewöhnt sich

dagegen bald an Alles, was von geistigen Nahrungsmitteln in die Kategorie von Hafer und Häckfel gehört, seine Zunge nimmt etwas vom Huf an, und in politischer Hinsicht fühlt er sich nur glücklich, wenn er scharf auf allen Vieren beschlagen, und mit der Kandarre und einem Sprungriemen geritten wird. Es bleibt noch irgend einem großen tiefblickenden Kenner der Naturgeschichte vorbehalten, die schädlichen Einwirkungen der Pferdemenschen auf unsere letztjährige Entwickelung, speziell auf die frühere Revision unserer Verfassung ausführlich nachzuweisen. Vieles kann nur von diesem Standpunkte aus, der wahrhaft menschlichen Einsicht begreiflich gemacht werden.

Unsere eigenen Gesichtszüge dürfen einen weit freundlicheren Ausdruck annehmen, wenn wir uns zu der zahlreichen und liebenswürdigen Klasse der Liebhaber von Vögeln wenden: zu den Papageno's. Höchstens ist der Besitzer und Pfleger eines gemüthlichen Pudels noch würdig an ihre Seite gestellt zu werden. Sprechen wir zuerst von den philosophischen Vogelfreunden. Sie rekrutiren sich zunächst aus Menschen, welche durch den Zwang ihres Lebensberufes viel zu Hause sitzen müssen, an Stockungen des Pfortadersystems leiden, und von düsteren Erscheinungen der Einbildungskraft verfolgt werden. Für sie ist die Gemeinschaft mit einem Vogel eine Lebensfrage. Wir finden daher bei Schneidern, Nätherinnen, Kopisten, Gold- und Silberstickern, vielleicht auch bei gefühlvolleren Schustern, stets allerlei Sorten von Singvögeln. Der Melancholikus hält sich am liebsten eine Nachtigall. Man sinkt aber erst nach vielen schmerzlichen Schicksalsstößen, unbezahlten Rech-

nungen, ehelichen Zwiſtigkeiten, Kinderloſigkeit und Wittwerſchaft zu einer Nachtigall hinab. Der Vogel im dichtverhangenen Käfich iſt ein anderer, als in ſeiner natürlichen Freiheit. Von ſeiner fröhlichen Neugier um die Blüthezeit im Frühling iſt nichts mehr vorhanden geblieben; die Gefangenſchaft hat ihn argwöhniſch und verdroſſen gemacht. Ein ungeſchickt gereichtes Futter, ein unangenehmes Geſicht, eine unzeitige Erſchütterung ſeines Käfichts, können ihn für vierzehn Tage verſtimmen. Daher gehört ein Gemüth voll ſtiller Trauer, milder Nachgiebigkeit und zähen Hoffnungen zur Pflege einer Nachtigall. Ein genußſüchtiger Menſch wird niemals von einem jährlich nur zwei Monate lang ſingenden Vogel etwas wiſſen wollen. Keine Nachtigall im Käfich ohne chriſtlichen Glauben und etwas Myſticismus. Ich denke mir, daß der philosophus teutonicus, der große Jakob Böhme von Görlitz, während ſeiner Unterſuchungen eine Nachtigall vor dem Fenſter und einen Topf mit Mehlwürmern unter dem Bette gehabt haben muß. Dieſe ſüßeſte und ſeltenſte Stimme der Natur ladet den Geiſt zu Betrachtungen über die geheimnißvollſten Fragen ein, ſie beſchwichtigt die widerſtreitenden Stimmen des Innern, es iſt ſo viele Zuverſicht in ihr, daß ſie für den trauervollen Verſuch einer Offenbarung der Natur gehalten werden darf. Das Myſterium ihres Geſanges wirkt aber ſelbſt magiſch auf ganz arme und beſchränkte Geiſter. Vor Jahren belauſchte ich einen alten Mann, meinen Nachbarn, auf der andern Seite der Straße. Er ſaß das Jahr über in einer kleinen Dachſtube und flickte Stiefeln. Er ging alle acht Tage nur einmal aus, weil er, wie mir ſchien, aus Armuth

ſeinen einzigen Rock ſchonen wollte. Die Jahreszeiten vor den Thoren der Stadt waren ihm gleichgültig, kam aber die Zeit des Nachtigallgeſanges, dann ward es in ſeinem umhegten, verrammelten Leben lichter Frühling. Die Arbeit wurde ſtundenlang vernachläſſigt, und der ſonſt ſo fleißige Schuſter ſaß in ſich verſunken auf ſeinem Schemel, und ſchabte mit einem Pfriemen ein kleines Blechgefäß, um durch das befremdende Geräuſch den verſchwiegenen Vogel zum häufigeren Singen zu reizen. An dieſe Schwärmer haben die Berliner Staatsmänner nicht gedacht, als ſie die einſt ſo berühmte Nachtgallen-Steuer von zehn Thalern jährlich einführten. Ob ſie noch beſteht, vermag ich augenblicklich nicht anzugeben, allein man vernimmt heute nur noch ſelten den Schlag einer ſtädtiſchen Nachtigall.

Immer aber hat es mehr Sinn, eine Nachtigall im Käfiche zu halten, als eine Lerche, den Muſik gewordenen Sonnenſtrahl. Die Lerche wird häufig bei unüberlegten Schneidern gefunden, und erreicht in ihrer kleinen Behauſung, wo von allen grünen ſonnenwarmen Aeckern ihr nichts geblieben iſt, als ein kleiner runder Raſenfleck von dem Umfange einer Untertaſſe, den ſie wie wahnwitzig umkreiſt, kein hohes Lebensalter. Wenn der Menſch ſich in traurigen Lebenslagen einen raſchen unerwarteten Tod wünſcht, ſo mag ſo manche derartig ſituirte Lerche ſich wohl einen glorreichen Tod auf den Schlachtfeldern von Leipzig, und Vergeſſenheit ihrer Leiden in einer Schachtel, gemeinſam mit zahlreichen anderen Präſent-Lerchen, erſehnen. Große Komiker von beſchränktem Horizont pflegen die meiſten Herren zu ſein, welche ſich Dompfaffen halten. Dieſer gefiederte

Knabe ist entfernt von jeglicher besondern Capacität. Selbst das musikalische Talent, wegen dessen ihn Liebhaber zuweilen mit zehn Thalern bezahlen, ist nur selten in höherem Grade vorhanden. Ein junger Mann, der später, wie ich mit Kummer bemerke, vollkommen blödsinnig wurde, nachdem er den größten Theil seines Vermögens verspielt, ging mehrere Jahre lang mit einem Dompfaffen um, der die Hälfte unseres preußischen Nationalliedes pfeifen konnte, und regelmäßig auf einer Dissonanz abbrach. Gewiß erschütterte dieser melodisch tödtliche, unaufhörlich wiederholte Stoß den schwachen Gehirnzustand des armen Jünglings mehr, als die Ränke der Berliner Gauner, die ihn endlich in Armuth stürzten. Ich bat den unglücklichen Menschen, als er noch ein Minimum seines Verstandes besaß, dem Vogel entweder den Rest des Volksliedes beizubringen, oder ihn abzuschaffen; er aber betheuerte, daß ihm Beides unmöglich sei. Der Vogel war ihm, trotz seiner beschränkten Kunstansichten, an das Herz gewachsen. Wie die Reaktion mit Haydn, hatte der Dompfaffe seine musikalische Kunst im vierten Takte des Liedes auf der Sekunde des zweiten Viertels für immer abgeschlossen; ihm war künstlerisch hienieden nicht mehr zu helfen.

Ihren Pfleglingen zu Nutz und Frommen befleißigen sich die Vormünder von Dompfaffen immer einiger Uebung in der Musik. Doch geht ihre Fertigkeit nur wenig über die, welche Papageno in der Oper auf seinem urwüchsigen Instrument entwickelt. Meistens haben sie es durch fortgesetzte Etuden auf der Straße zu einiger Ausbildung im Pfeifen gebracht, und tragen in ihrer Häuslichkeit die beliebtesten

Arien aus oft gegebenen Opern zum Besten der gefiederten Schüler, aber ohne hörbaren Erfolg vor. Ein Original lernte ich kennen, das selbst die Violinstimme eines Trio's von der Composition des alten Pleyel zu blasen vermochte, und darauf nicht selten zu musikalischen Gesellschaften gebeten wurde. Sind sie ehrgeizig, so schaffen sie eine Flöte an, und üben dieses Tonwerkzeug, zu dem nicht viel mehr Anlage verlangt wird, als zu manchen Lauten, welche bis jetzt leider noch nicht von Hektor Berlioz und anderen Meistern der Orchestration beachtet und zu poetischen Wirkungen in der Symphonie benutzt worden sind. Sie ziehen dadurch oft den Haß und die Verachtung eines ganzen Hauses auf sich, gerathen in die Gefahren einer Ermissien, oder entzweien sich mit ihren theueriten Angehörigen, nur um ihre geliebten Pflegtinge auszubilden. Der Schmerz ihres verfehlten Strebens lagert sich dann auf ihren Stirnen, wie die Trauer auf den Häuptern der Mitglieder des deutschen Nationalvereins und ähnlicher Arbeiter an einem Werke der Danaiden. Die Dompfaffen selber werden dabei rund und fett. Ohne Ahnung von dem Kummer ihrer Herren pfeifen sie ihre ledernen aphoristischen Strophen und eignen sich höchstens irgend eine ungeschulte Phrase der Sperlinge an, die im Sommer durch die offenen Fenster huschen, und von dem verstreuten Futter des gelehrten Teneristen diebisch naschen.

Der Liebling der kinderlosen Leute ist der Kanarienvogel. Niemals mit der Freiheit seiner gefiederten Genossen bekannt geworden, gehört er zu den Produkten der künstlichen Zucht und in gewissem Sinne beinahe zur menschlichen Gesellschaft,

insofern er in unzähligen Fällen vereinsamten Personen als Surrogat für Liebe und Freundschaft dienen muß. Wenn man alles Wohlwollen, alle Zärtlichkeit, alle freundlichen Sorgen, welche in der civilisirten Welt an die kleinen gelben Kerle verschwendet werden, in's Baare übersetzen und den armen Nebenmenschen zukommen lassen wollte, wie viele Hungrige könnten satt gemacht, wie viele Nackte bekleidet, wie viele heiße Thränen getrocknet werden! Aber im Allgemeinen nährt der Mensch in sich eine wunderliche Abneigung, sein Herz nach einem bestimmten Fingerzeige der Vernunft rühren zu lassen; der wunderlichste aller Muskeln fragt nicht nach dem Gesetzbuche des Gehirns, und behelligt dasselbe oft genug durch die unpassendsten Zusatzartikel. Der Kanarienvogel ist aber der leichteste und billigste Ersatz für die Familie, und daher beliebt bei allen gemüthlichen Leuten. Um zu erfahren, was der Kanarienvogel in der heutigen Gesellschaft für eine Rolle spielt, muß man sich zu einem Vogelhändler begeben. Alle Wände des großen, niedrigen Zimmers sind mit kleinen Käfichten bedeckt, in denen überall etwas Gelbes umherhüpft, ringsum zerreißt das Menschenohr ein betäubendes Geschmetter; wir befinden uns mitten in einer Station von geflügelten Gefangenen, die sich übrigens wenig Kummer über ihren engen Kerker machen, da sie keine Vorstellung von der ungebundenen Lebensweise ihrer gefiederten Collegen haben und im Vogelbauer geboren sind. Ihr Besitzer beschäftigt sich nicht mit der Zucht, nur mit dem Gesangs-Unterricht seiner Zöglinge. Er hat berühmte Schüler ausgebildet, und wenn wir in Deutschland gleich sachkundige Meister für den Bühnengesang besäßen, die

Köpfe unserer Theater-Direktoren würden nicht vor Sorgen grau. In besonderen Käfichten hängen die schulgerechten Vorsänger, die nach dem Schlage der Nachtigall gebildet, die jüngeren Anfänger und Currendeknaben sofort auf den richtigen künstlerischen Pfad führen sollen. Sie tragen ihre Solfeggien tactfest und rein vor, die Gemeinde aber singt ihnen unermüdlich nach. Jetzt tritt der große Vogelkenner ein, ein ältlicher, eisengrauer Herr von ungemeinem, fast unheimlichem Ernst. Sein hartes Gesicht würde nach Lavater einen hoffnungsvollen Raubmörder und Brandstifter verkünden, und doch ist er der gutmüthigste, schwächste der Menschen; er lebt in tiefster Einsamkeit von einer kleinen Pension mit einem Dutzend Kanarienvögel. Der Vogelkenner ehrt ihn als seinen Vertrauten, die mündliche Mittheilung zwischen Beiden ist spärlich; sie verstehen einander gleich ihren Pfleglingen auch ohne Worte. Doch kommt in seltenen Fällen ein nothwendiger Austausch der Meinungen vor. Der Vogelkenner macht in dem Zimmer die Runde und horcht auf das Ensemble und die einzelnen Stimmen. So beobachtet ein geübter Kapellmeister selbst in dem verwickeltesten Contrapunkt, der das Ohr des Laien nur verwirrt, jedes Instrument seines Orchesters und rügt den geringsten Fehler. Unser eisengrauer Herr bleibt plötzlich vor einem Käfich in einer Ecke stehen und macht eine Gebehrde der Entrüstung über einen hochgelben, schönen Vogel mit einigen schwarzgrauen Flecken an den Flügeln und auf dem Kopfe. Der Vogel zeigt in seinen Sprüngen vielen Unternehmungsgeist, aber einen bedenklichen Mangel an Grazie. Der Alte betrachtet ihn mit mißbilligenden Mienen. „Er singt abscheulich falsch

— den müssen Sie aus der Stube nehmen, er verdirbt sonst die ganze Schule — der Unhold!“ brummt er in den Bart.

Der Vogelfänger tritt näher, lauscht mit ernster, achtungsvoller Miene, ob dieses tiefen, sachkundigen Urtheils, den Solfeggien des ungerathenen Tenoristen, ergreift zuletzt, einige halblaute Flüche murmelnd, den Käfich, und trägt ihn in eine hintere dunkle Kammer, den Arrest der schlechten Sänger. Während dessen brummt der Kenner: „Das konnte ja auch nicht anders sein. Selten entspringt aus unnatürlichen Verhältnissen in der Welt etwas Gutes; seine Mutter war eine geborene Stieglitz, wo soll da der feine Schläger herkommen; er kann eigentlich nicht einmal dafür.“

Kaum ist das Urtheil über den unmusikalischen Bastard gesprochen, so tritt eine alte Dame ein. Ihre Augen sind von vielem Weinen geröthet, und eine gewisse knappe Zimperlichkeit in ihrem Wesen, etwas Kleinstaatliches in der Toilette, viele Schärfe in den Mundwinkeln, lassen ein gänzlich unverheirathetes Frauenzimmer in ihr vermuthen. Selbst in ihrem offenbarem Schmerz lauert ein gebeimer Stachel. In Folge eines unvorhergesehenen Todesfalles Pyritanti's, so hatte die gute Dame ihren liebsten ältesten Kanarienvogel getauft, ist ihre Kolonie verwaist; sie sucht daher so schnell als möglich, noch vor dem feierlichen Begräbniß Pyritanti's, das morgen Nachmittag im Schloßpark zu Charlottenburg stattfinden soll, einen Ersatzmann für den Verewigten.

„Geben Sie mir einen starken jungen Vogel. Ich habe es gern, wenn er sich in Respekt zu setzen weiß. Niemand

wagte Apſilanti zu widerſprechen, niemand wagte zu freſſen, ehe er ſatt war."

Der Vogelhändler muſtert eine Reihe Vögel in der Nähe des Fenſters und langt einen Käfich vom Nagel. „Einen Beſſeren kann ich Ihnen nicht geben, ſehen Sie dieſe Krallen, dieſen Schnabel, die ſchönen Federn, und hören Sie den prächtigen Schlag."

„Iſt er auch geſund?" fragt die Dame.

„Der überlebt Sie noch drei Mal!" antwortet höchſt ungalant, jedoch ſeiner Ueberzeugung getreu, der gute Papagene.

„Ach, er muß auch geſund ſein, wenn ich mit ihm glücklich und zufrieden leben ſoll. Apſilanti's Unglück beſtand in ſeinen Krämpfen, in ſeiner Migräne; Apſilanti war nervos. Er ärgerte ſich zu leicht, und iſt in Folge von ungeheuerer Aufregung geſtorben." Nach dieſen Worten zieht die Dame zwei Thaler aus ihrer Börſe, und entfernt ſich ſichtlich getröſtet, mit dem neuen Vogel. Als ſie die Thür ſchließen will, tritt ein Schulknabe ein, der für ein außerordentliches Geldgeſchenk ſeines Onkels, auf die Idee gekommen iſt, einen Kanarienvogel zu erwerben, und ſo den Neid ſeiner Kameraden zu erregen. Er trägt ſeine kindlichen Wünſche dem Vogelhändler vor, der ihn offen fragt, wie viel er daran wenden könne? Der arglo'e Knabe zeigt ihm ſechs, in der Hand warmgewordene Viergroſchenſtücke, und meint, daß er mit 20 Sgr. den Vogel, mit 10 Sgr. den Käfich deſſelben zu bezahlen gedenke.

„Hm, Hm," bemerkt der Vogelhändler und ſieht ſich um, „hier hätte ich allenfalls noch einen Vogel für ſo wenig

Geld, aber ſtoßen Sie ſich nicht daran, junger Herr, wenn er nicht gleich losſingen ſollte; er hat ſeine Mucken!“ Er ſteckt die 20 Sgr. in die Taſche, den Vogel in einen neuen Käfich, und entläßt den Beſitzer eines Weibchens, das mit dem vierten Theil des Preiſes bezahlt wäre, und nie — nie ſingen wird. Der Vogelhändler hat auch ſeine Mucken. Mit der ſtädtiſchen Saiſen beginnt die Paarungszeit der Kanarienvögel und die Sorge aller unverheiratheten Vogelzüchter. Hinter dem Ofen wird ein großer Käfich mit zwei Körbchen für die Pflege der jungen Brut aufgeſtellt. Der Vogelfreund bringt während mehrerer Wochen einen Theil des Tages auf einem Stuhle ſtehend zu, um einer Mißhandlung der kleinen Vöglein durch ihre gottloſen Eltern vorzubeugen. In der Natur iſt es ja umgekehrt, wie in der Familie des chriſtlichen Staates. In Letzterer wird das ſchwächſte Jüngſte von den Eltern mit rührender Liebe verzogen; der gefühlloſe Vogel wirft das zuletzt aus dem Ei gekommene Kleine unnachſichtlich aus dem Neſte. Paragono aber hebt es ſorglich auf, ſetzt es in weiche warme Baumwolle, atzt es mittelſt einer neuen Federpoſe mit Eidotter, und erzieht endlich noch einen rüſtigen Vogel, der ſich mit Schnabelhieben an ſeinen Eltern rächt, und Vater und Mutter über dem Hanfſamen ſchändlich rauft, auf daß es ihm wohlgehe und er lange lebe auf Erden.

Ueber Pflege, Geſangsbildung, ärztliche Behandlung und Kinderzucht der Kanarienvögel exiſtirt eine ziemlich zahlreiche *Literatur, und es geht wohl keine Buchhändlermeſſe vorüber,* ohne daß nicht ein neues Werkchen über dieſe kleinen, für die Ruhe des menſchlichen Gemüths-Zuſtandes ſo wichtigen

Creaturen, auf dem Markt erſchiene. Um noch mit einem, reiflicher Erwägung werthen Satze zu ſchließen, bemerken wir nur: was die Uebung des Schachſpieles für die Ausbildung der Geduld, iſt die Pflege der Kanarienvögel für die Gewohnheit zur Reinlichkeit.

Einen ſchauerlichen Gegenſatz zu den zahlloſen liebenswürdigen Liebhabern von Kanarienvögeln bilden jene zweideutigen Perſonen, welche ſich im Umgange mit Elſtern, Raben und Krähen glücklich fühlen. Unerfahrene Menſchen können durch eine Verkettung romantiſcher Umſtände in den Beſitz ſolcher Novellen-, Mährchen-, Opern- und Balladenvögel kommen; wer ſie aber abſichtlich aufſucht, ſich in ihrer Geſellſchaft ausbildet, iſt unter allen Umſtänden moraliſch verdächtig. Schon meine erſten Erfahrungen ſtellen dieſe Vögel von einem befremdlichen Nimbus umgeben dar. Mein jüngerer Bruder brachte vor vielen Jahren in winterlicher Dämmerungsſtunde einſtmals eine Krähe nach Hauſe. Er hatte ſie für ſechs Pfennige von einem Schulkameraden erſtanden. Gewiß wird ſich Jedermann, der die Krähe — es kann auch eine Dohle geweſen ſein — aus der Poeſie kennt, über den ſo geringen Preis wundern; aber die Krähe war, und das wußte mein armer Bruder nicht, ein Schickſalsvogel, und nur darum ſo billig. Ein geſchickter Quartaner hatte ſie durch teufliſche Liſt gefangen, indem er ein Stück Fleiſch in eine Tüte ſteckte, den Rand derſelben mit Vogelleim beſchmierte, und die Tüte dann im friſchgefallenen Schnee verbarg. Die Krähe hatte gierig den Schnabel in die Tüte geſteckt, ſie war ihr auf dem Kopfe kleben geblieben, und die Urſache ihrer Gefangenſchaft ge-

worden. So weit mag an dem Ereigniſſe nichts auszuſetzen ſein, und der Hiſtoriker blickt mit Vergnügen auf die menſchliche Ueberlegung und Erfindung. Kaum war aber der geſchickte Knabe zu Hauſe angelangt und hatte das unſauber beſtätigte Thier — die Miſſethäter wurden damals noch auf das Rad geflochten — in der Kinderſtube verborgen, als daſſelbe in ein lautes Jammergeſchrei ausbrach, die alte Kinderfrau entſetzt den Papa rief, dieſer den Kantſchu ergriff, und ſofort ſeinen Sohn durch die präciſeſte Anwendung deſſelben überzeugte, daß der ſchleunige Verkauf der ſchwarzen Gefangenen ſehr rathſam ſei. Wozu ausführlicher reden? Derſelbe Verfall hatte ſich in mehreren Familien wiederholt und die verhängnißvolle Krähe war, gleich jenem Flaſchenteufel, in dem von Moſenthal auch für die Bühne bearbeiteten Mährchen, zuletzt bis auf den niedrigen Preis von ſechs Pfennigen geſunken, als mein unglücklicher Bruder ihrer Erwerbung nicht länger widerſtehen konnte. Durch die tragiſchen Ereigniſſe mochte die Krähe gereizt ſein; ſie hatte meines Bruders Hände beim Transport arg zerbiſſen. Er band ſie daher mit einer Schnur an einen Bettpfoſten, und theilte ſein Veſperbrod freundlich mit ihr, denn er ahnte nicht den an ihr haftenden Fluch, ihren jedesmaligen letzten Beſitzer ins Unglück zu ſtürzen. Unſer guter Vater kam nach Hauſe, und ging nach alter ehrſamer Sitte zugleich mit uns um halb zehn Uhr zu Bette. Der ſchwarze Fremdling verhielt ſich während der Nacht ganz ruhig, als aber ein benachbarter Hahn krähte, und der Tag graute, hüpfte die unſelige Krähe unter dem Bette hervor, und erhob frech und laut ihren ſchändlichen Galgengeſang, ſo daß unſer armer Vater

aus dem Schlafe aufgeſchreckt plötzlich in die Höhe fuhr. Damals hatten Staats- und Schulmänner noch keine Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Prügelſtrafe ausgeſprochen; es wurde in Staat, Kirche, Armee und Schule gehauen und dicht am häuslichen Heerde hing der Kantſchu. Unſer Vater war jedoch ein weiſer Mann, er durchſchnitt alle zuerſt die Schnur, öffnete das Fenſter und entließ die unberufene Sängerin durch daſſelbe; mein Bruder aber entging nicht ſeinem Schickſale. Als er gegen acht Uhr eben mit dem Torniſter auf dem Rücken in das Gymnaſium entſchlüpfen wollte, erhaſchte ihn der Vater nahe der Hausthür, und verſetzte ihm mehrere gewandte Streiche unterhalb des Torniſters, die ihm ohne Frage bis zehn Uhr Morgens unvergeßlich geblieben ſein müſſen. Daher datirt ſich der Widerwille, den mein Bruder noch in ſeinen Mannesjahren gegen Krähen äußerte.

Nicht gegen alle Liebhaber dieſer, bei den Poeten ſo hoch angeſehenen Vogelfamilie, wird aber in der Jugend ſo rechtzeitig und entſchieſſen eingeſchritten. In manchen Unglücklichen entwickelt ſich eine förmliche Leidenſchaft für das dunkle diebiſche Geflügel. Leider ſind die angeſtellten Beobachtungen bis jetzt nur noch ſpärlich, aber ich habe ſtets etwas Verdächtiges und Befremdendes an den Beſitzern von Elſtern, Raben und Krähen gefunden. In dem Garten eines Kaffeehauſes vor den Thoren fand ich an einem warmen Sommernachmittage eine Elſter, die mit ihrem ſcharfen Auge nach Gäſten ſpähte. Der Kellner brachte mir Kaffee, und als der Vogel ſich von uns unbelauſcht glaubte, hüpfte er leiſe näher, und ſtahl mit vieler Geſchicklichkeit den neuſilbernen

Theelöffel. Bald darauf erschien der Wirth, und ich gerieth vor Verwunderung außer mir, als ich ihn mit der diebischen Elster verglich. Im Laufe der Jahre war der Mann dem Vogel ähnlich geworden, er ging mit etwas hüpfendem Schritte und mit vorgekehrter linker Schulter durch die Gänge des Gartens, er sah seine Gäste eben so scharf, aber immer nur mit einem Auge an, wie aus Oekonomie; er liebte augenscheinlich gleichfalls blanke Gegenstände, wenn man nach seiner mit Berloquen behangenen Uhrkette, seinen großen geschmacklosen Hemdeknöpfen und seinen Ohrringen schließen dürfte. Falls er seinem Vogel auch innerlich und moralisch ähnlich geworden war, hätte man wohl Bedenken tragen können, ohne ansehnliche Begleitung nach zehn Uhr Abends bei ihm einzukehren.

Von einem menschenfeindlichen Besitzer einer Villa weiß ich, daß er mit vieler Mühe seinem Raben einige leicht auszusprechende, aber drastische Schimpfwörter auf beide Geschlechter beibrachte, die der Vogel mit der, seiner Gattung eigenthümlichen Schlauheit, bei der Ankunft von Sommergästen stets an die richtige Adresse zu bringen wußte. Mit Vergnügen, aber auch mit Grauen, erinnere ich mich des still beglückten Gesichtes jenes guten Mannes, wenn sein Schüler mit gröblichem Rufe die Ankömmlinge begrüßte, und diese nach und nach die schlimme Tendenz des gastlichen Rufes zu ahnen begannen, da der so boshaft herangebildete Rabe, außer seinen Ungezogenheiten, nicht das mindeste Gute und Liebe den Menschen zu sagen wußte. Beobachtete man ihn aber genauer, so sah man freilich, daß er nicht anders konnte; er war der alleinige Vertraute seines Gebieters.

Der Papageienliebhaber iſt der Ariſtokrat unter den Papagenō's. Es gehört ja ſo Vieles dazu, um einen Papagei anſtändig aufzuſtellen, daß ſchon, wie zu einer Equipage, beträchtlichere Mittel für dieſe Liebhaberei erfordert werden. Ein Papagei ohne einen Diener in Livrée, der ſeinen rieſigen Käfich von Meſſing oder Neuſilber putzt, iſt gar nicht denkbar. Wir finden dieſen redekundigen Vogel der Tropenländer gewöhnlich in reichen Häuſern, wo an Allem Ueberfluß herrſcht, nur nicht an geiſtreicher Unterhaltung, und der Hausherr, oder die Hausfrau wenigſtens alle erdenkliche Sorge tragen, daß das Wenige, was geſagt wird, in den Papageienſchnabel übergeht, und ſo durch reichliche Quantität den Mangel an geiſtiger Qualität erſetzt.

An anderen Orten vertritt der Papagei die Stelle eines Hausfreundes. Man bedient ſich ſeiner zum Austauſch der Meinungen, und es ſchien mir bei wiederholten Gelegenheiten, wo ich Augenzeuge ſolcher Unterhaltungen war, als ob der Vogel ſeinem menſchlichen Buſenfreunde bedeutend an Geiſteskräften und Erfahrung überlegen geweſen ſei. Doch iſt auch an denkenden Männern, namentlich an klugen alten Junggeſellen, welche Papageien zu halten lieben, kein Mangel. Dieſer komiſche altkluge Vogel hat, auf ſeiner Stange ſitzend, und halblaut vor ſich hinplaudernd, einen Anſtrich von Abneigung gegen die Ehe aus Prinzip. Es iſt freilich kein Grund zu dieſer Annahme vorhanden, allein er ſieht aus, als ob er draußen in der Natur ſtets unglückliche Erfahrungen im Felde der Liebe gemacht, und ſeitdem für immer auf ihre Poeſie verzichtet hätte. In einer mir befreundeten Familie wurde der Hauspapagei, ein alter, höchſt geſetzter

und gutmüthiger Kerl, auf eine vertrauliche geniale Weise behandelt. Man ließ ihm alle mögliche Freiheit, umherzugehen und zu fliegen, und steckte ihn nur in Anwesenheit größerer Gesellschaften in einen Käfich. Im Sommer durfte er sich frei im Garten bewegen, und er benutzte diese Erlaubniß in einer solchen Ausdehnung, daß er in den wärmsten Monaten häufig die Nächte auf hohen Baumgipfeln im Freien zubrachte. Er war ein poetischer, aber in der Liebe offenbar durchaus unglücklicher Vogel. Wir haben genau beobachtet, wie er ein zärtliches Verhältniß mit einigen, auf den alten Tannen des Thiergartens wohnenden Krähen anknüpfen wollte. Leider verstanden diese eigensinnigen Brünetten nicht die zärtlichen Regungen seines südlichen Herzens, es kam zu den heftigsten Katzbalgereien in den Baumwipfeln, und der verschmähte Liebhaber kehrte jedesmal in tiefster Trauer an seinen Heerd zurück.

Viele Papageno's lieben den Umgang mit Papageien, weil durch denselben der Lehrtrieb in ihrer Brust befriedigt wird. Es ist die einfachste, kunstloseste Form des Unterrichts, welche der Papagei in Anspruch nimmt. Man könnte ihn fast schon mit den Regulativen in eine Kategorie setzen. Mit beharrlichem Versprechen und häufigen Wiederholungen der Lection reicht ein gutmüthiger Papageno vollständig aus. Obgleich viele dieser Herren und Damen die Erziehung ihrer eigenen Kinder Hauslehrern und Gouvernanten überlassen, beschäftigen sie sich doch emsig mit der Sprachbildung ihrer Papageien, aber man kann nicht sagen, daß die conservativen Interessen der deutschen Sprache dadurch wahrgenommen werden. Wer eine besondere Vorliebe für die Gesellschaft

der Kakadu's zeigt, ist im strengeren Sinne bereits für die der Menschen vollständig verloren. Für diese in den prächtigsten Farben glänzenden Ungeheuer schickt sich ein Mann, „der nicht Musik hat in ihm selber," ein Mann, der mit dem deutschen Liede und allen süßen Naturlauten gebrochen hat für immer.

Mit stiller Genugthuung wenden wir uns zu den zahllosen Liebhabern des sanftesten Vogels, zu den echt deutschen beschaulichen Männern und Knaben, welche Tauben halten. Unsere Zufriedenheit mit diesen anspruchslosen Naturen wird unglücklicher Weise nicht von der gelehrten Schule getheilt, sonst müßte das Wohlgefallen an der Taube ungleich weiter verbreitet sein, und einen sichtbaren Einfluß auf den deutschen Nationalcharakter ausgeübt haben. Wir sind überzeugt, daß die Herren der Schule, würde ihnen durch ein Ministerialrescript die sittliche Einwirkung eines Taubenhauses auf das Gemüth heranwachsender Knaben klar auseinandergesetzt, und die sänftigende Kraft desselben: sein Gegensatz gegen revolutionäre Gelüste, deutlich dargelegt, lieber in ihren Forderungen in Betreff der Schularbeiten Vieles nachließen, ehe sie der Jugend ihre harmlose Freude am Taubenwesen verkümmerten. Nach der neuesten Theorie der Staatsweisen muß schon frühzeitig darauf hingewirkt werden, allen überflüssigen Forschergeist niederzuhalten, die Lust an stiller seliger Gedankenlosigkeit zu nähren, und ein unnöthiges Wissen im Menschen nicht aufkommen zu lassen: daher ist nicht das Gymnasium, nicht die Universität, sondern der Taubenhaus und das Dach die Arena, wo das Ideal des preußischen Staatsbürgers der Zukunft groß gezogen wird. Die Schule

will das bis jetzt nicht einsehen. In unseliger Opposition gegen die weisen Absichten des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten will sie den künftigen Staatsbürger in seinen Empfindungen stärken, ihn nicht zu einem norddeutschen Lazaroni, sondern zu einem klugen und thatkräftigen Gesellen heranbilden, daher ihr Abscheu gegen den Taubenboden und die Vernachlässigung der häuslichen Arbeiten, welche unvermeidlich daraus entsteht. Wir haben von einer nationalen Vorliebe für die Pflege der Tauben gesprochen; wir bitten deshalb unsere Leser, uns auf die Straße zu folgen. An einem sonnenhellen Tage werden wir noch nicht tausend Schritte zurückgelegt haben, und uns schon an einer Ecke durch einen dichten Menschenhaufen aufgehalten sehen. Zwanzig bis dreißig Masculina jedes Lebensalters, von dem Knäblein an, das noch, bis zu dem Greise, der schon wieder kindisch geworden ist, stehen mit hinten übergebeugten Köpfen, schützen mit der Rechten ihre Augen gegen die Strahlen der Sonne, und blicken gespannt gen Himmel. Der Unerfahrene begreift schlechterdings nicht diese gespannte Aufmerksamkeit und vollkommene Selbstvergessenheit, die alle ehrgeizigen Taschendiebe in Entzücken versetzen müßte, wenn es der Mühe verlohnte, einem dieser eifrigen Himmelsbeobachter in die Tasche zu greifen. Jetzt sieht er sich rings um, und entdeckt auf dem Dache eines benachbarten Hauses einen menschlichen Kopf und einen Arm, welcher mit Lebhaftigkeit eine Stange mit einem befestigten Lappen schwenkt. Kopf, Arm und Stange stecken in einem Dachloche, das einem Menschen von Empfänglichkeit für räumliche Verhältnisse, höchstens als Aus- und Eingang für das Katzengeschlecht

genügend erſcheinen muß, und doch iſt es der Taubenboden, und die Arena, auf welcher der gewiſſenhafte Taubenbeſitzer die beträchtlichſte Zeit des Tages zuzubringen pflegt. Die Zuſchauer werden immer aufmerkſamer, am Himmel ſcheint etwas vorzugehen, und allmälig entdeckt das Auge des eben Hinzugekommenen, daß zwei Taubenſchwärme in einiger Entfernung von einander in der Luft kreiſen, und daß etwa ein Dutzend Häuſer weiter noch ein Fahnenſchwenker auf dem Dache ſitzt, und eifrig bemüht iſt, ſeine Sippſchaft ihrem angeſtammten Pavillon treu zu erhalten. Jetzt werden die Bewegungen der beiden Taubenzüchter immer heftiger, es hat den Anſchein, als ob einzelne Pfleglinge deſertiren wollten, und Jeder ſtrengt ſich an, die Wankelmüthigen an ihre Pflicht zu erinnern. Aber gegen die einmal eingeriſſene Felonie giebt es ſelten Hülfsmittel, von dem kleineren Taubentrupp haben ſich mehrere Vögel losgeſagt, und nähern ſich langſam der größeren Geſellſchaft. Der Antheil unter dem Volke auf der Straße wächſt ſichtlich, wagt man auch keine Wetten, ſo nimmt man doch für und wider Partei, die Aelteren ſchlagen ſich auf die Seite des entfernten Fahnenſchwenkers und ſeines geringeren Trupps, die Jüngeren laſſen ſich durch Macht und Anzahl imponiren und wünſchen dem benachbarten Lumpacivagabundus Glück. Auf dem Taubenboden, wie im Parlament und Kabinet, die Fahne mit dem vergoldeten Adler und der Stecken des unnützen Buben mit dem daran gebundenen Fetzen — wir Menſchen ſind ja alle Brüder, und hienieden giebt es nur eine Philoſophie der ſtärkeren Partei für die Welt!

Was geſchieht? Unter den Zuſchauern wird eine auf-

fallende Verwirrung sichtbar, beide Parteien scheinen sich moralisch wieder zu nähern und gegen eine unbekannte dritte Großmacht fest miteinander zu gehen. Die Fahnenschwenker zeigen eine seltsame Unsicherheit, sie fangen an, ängstlich mit den Lappen zu wedeln, und ein sehr anständig aussehender Herr läßt sogar seinen Kutscher anhalten, steigt aus der Equipage, blickt scharf gen Himmel, und fragt den nächsten Jungen: „wie die Sache stehe?“ Mehrere Knäblein drängen sich an den Herrn und setzen ihn eifrig in Kenntniß, daß Müller und Schulze schon seit der frühesten Morgenstunde die angestrengtesten Versuche gemacht hätten, einander ihre Tauben abzujagen, daß aber unglücklicher Weise so eben der Habicht sich in ihre Angelegenheit gemischt habe und ohne Rücksicht auf das Völker- und Taubenrecht einen Braten für sich gewinnen wolle. Der anständig aussehende Herr, der sich offenbar in jungen Jahren stark mit Taubenzucht beschäftigt haben muß, bezeugt sein Beileid, zieht dann ein großes rothseidenes Taschentuch hervor, und verbündet sich mit Müller und Schulze gegen den Wüthrich der Lüfte. Dergestalt ermuthigt, zieht die gesammte Zuschauerschaft ihre Sacktücher hervor und ergeht sich in einem entsetzlich anzuschauenden Wedeln, ja ein kleiner Knabe entledigt sich bei dem warmen Wetter sogar des nicht allzu reinlichen Hemdchens, und sucht damit den Habicht in Schrecken zu versetzen. Selbst der Schutzmann an der Ecke löst die polizeilich nicht angemeldete Volksversammlung keineswegs auf, er sucht nur den schmalen Bürgersteig frei zu halten, und äußert sogar einiges Wohlgefallen an den kräftigen Pfiffen der Jugend. Die Aufregung hat den höchsten Grad erreicht, der Habicht

ist über eine fette Taube hergefallen und in ein Mauerloch am Kirchthurm entwischt, die Tauben befinden sich in einzelnen zerstreuten Trupps auf der Flucht, und aus verschiedenen Dachlöchern tauchen kleinere Fahnen auf und suchen arglistig die Versprengten anzulocken; die ärmeren Taubenbesitzer schwärmen immer für die Politik der kleineren deutschen Regierungen. Sie bereichern sich in unruhigen Zeiten auf Kosten ihrer Nachbarn.

Versäumen wir auch nicht, auf das Dach zu steigen und einen der Fahnenschwenker näher in Augenschein zu nehmen. Wir finden in dem, um eine Kropftaube verkürzten Knaben einen Quartaner, der aus einem angeborenen Abscheu gegen die griechische dritte Declination seine Schularbeit lieber ganz bei Seite gelegt hat und den freien Tag benutzt, seine schönen Pfleglinge ein wenig fliegen zu lassen. Auf seinen breiten bequemen Gesichtszügen lagert die Ruhe jener glücklichen Menschen, die in dem Reiche der Einbildungskraft des blauen Himmels und goldenen Sonnenscheins leben. Er ist ohne Falsch, aber auch ohne Fleiß. Wenn wir nach vier und zwanzig Stunden ihn wieder aufsuchen wollen, so treffen wir den beklagenswerthen Papagene, beladen mit allen seinen Schulbüchern, bösslich zerrauft von dem schlimmen Schulmeister, und unverkennbar weidlich geohrfeigt, vor der Klassenthür von Quarta stehend. Im nächsten Augenblicke wird die Thür heftig aufgerissen, ein Commilitone mit dem gleichen Gepäck fliegt hinaus, und man hört den Ordinarius wüthend rufen: „habt Ihr Taugenichtse denn Alle Taubenschläge?"

Nicht minder lieben ruhige Naturen reiferen Alters, ihre

Tage auf dem Taubenboden zuzubringen. Sie sind Menschen von höchst gemäßigten politischen Ansichten, dutzen sich mit dem Revier-Kommissarius, und tragen riesige rothbaumwollene Regenschirme, nach Guizot ein untrügliches Kennzeichen streng conservativer Gesinnung.

Den Taubenfreunden macht neuerdings eine andere Klasse von Papageno's den Rang streitig: wir meinen die Liebhaber von ausländischen Hühnersorten, die Hühnerologen, Gallinisten, oder wie wir sie von dem Ruf: „Putt! Putt!“ am liebsten nennen möchten: die Puttomanen. Sie schwärmen bekanntlich für alle Hühnersorten, mit Ausnahme der schlichten bürgerlichen Familie unseres Haushahnes, treiben Tauschhandel mit Eiern, wie die Händlerinnen mit Verkost, und rechnen sich selber schon zu den Sportsmen, als ob das Hühnerwesen, wie Jagd und Spiel, zu den nobeln Passionen gehörte.

Ihr Treiben ist leider noch in Dunkel gehüllt, da es sich in Hinterhöfe reicher Landhäuser und Rittergüter verkriecht, und wir bis jetzt noch keine literarischen Verbindungen mit Füchsen und Iltissen angeknüpft haben, welche Beide sehr gut unterrichtet sein sollen. Die Herren aber bezahlen, ein Beitrag zu ihrer Charakteristik, für ein Paar Hühner der theuersten Sorte „Himalaya“: fünfzig bis sechzig Thaler, und einen Thaler für jedes Ei derselben, halten Rührei von Cochinchina-Eiern für einen Leckerbissen, und treiben die Zucht wissenschaftlich nach Büchern, oder auch künstlerisch, denn sie halten alljährlich große Ausstellungen von allerlei Körner fressendem Geflügel, schreiben Preise aus, bilden Vereine, in denen Reden und Diners gehalten werden, ja vor einigen

Tagen ist unter Redaktion von Lessow in Berlin die erste Nummer eines Organes erschienen, welches in monatlichen Nummern landwirthschaftliche Interessen zu vertreten verspricht, und mit einem großen Thierpark, voll von Hühnern, Enten und Gänsen, verbunden ist. Schon sind einzelne Sorten, z. B. die starkknochigen Cochinchinahühner, so populair geworden, daß die Leiber ihrer Kinder gerupft auf den Wochenmärkten feilgeboten werden, aber wir dürften noch die Epoche der nächsten grünen Erbsen und Spargel abzuwarten haben, ehe wir ein ernstes und letztes Wort über die neueste Phase der Hühnerzucht sprechen können.

IV.

Der große Unbekannte.

Noch nicht dreißig Jahre sind verflossen, als in allen Romanen und Schauspielen, welche auf Volksthümlichkeit zählen wollten, sogenannte „Unbekannte" auftreten mußten, deren Incognito der Verfasser nicht vor dem fünften Akte oder dem Schluß des dritten Bandes enthüllen durfte. Diese „Unbekannten", die poetische Freude unserer Jugend an sonntäglichen Theaterabenden, waren aber eigentlich nur die ungerathenen Nachkommen jener berühmten Unbekannten, welche wir selbst in den Werken unserer klassischen Dichter, z. B. in Schiller's „Geisterseher" und Goethe's „Wilhelm

Meister' finden, und wichen in vielen Stücken von ihren interessanten Vorfahren ab. Der Unbekannte der zwanziger Jahre trug meistens eine schwarze Maske und einen dunkeln Radmantel, schlug die Arme übereinander und sah gern dem Laufe der Begebenheiten aus dem Hintergrunde der Bühne oder des Romans zu. Er verhielt sich schweigend, oder gab seine Ansicht nur in wenigen lakonischen Worten kund, war aber im entscheidenden Moment desto freigebiger mit Dolchstichen und Pistolenschüssen. Niemals verursachte es ihm Unbequemlichkeiten, durch die Mauern von Grabmälern, die Wände alter Paläste und die Gewölbe finsterer Gefängnisse zu dringen, ja, er mied principiell, wie es schien, die Stellen, wo der Tischler das Loch gelassen hatte. Seine Stimme ergriff durch einen wehmüthigen, aber männlichen Klang, und man sah ihn häufig zu Wasser fahren, Barcarolen singen und sich schwermüthig über Grabsteine neigen. Wer er seines Zeichens eigentlich war, erfuhr man allerdings in den meisten Fällen, aber freilich immer zu spät, wenn das Unglück bereits geschehen war, so daß man aus der Erscheinung eines Unbekannten mit großer Bestimmtheit auf den Tod mehrerer Personen rechnen konnte, auch wenn Stück und Roman beim herrlichsten Schicksalswetter anfingen. Allmälig kamen dann die Unbekannten aus der Mode. Die neuere Entwickelung der Kritik stellte die Existenz solcher romantischen Gestalten geradezu als unwahrscheinlich dar, und nur noch die Volkstheater vor den Thoren gewährten diesen interessanten und ausgezeichneten Männern einen Zufluchtsort.

Wenn die Unbekannten aber aus der Dichtkunst ver-

ſchwanden, ſo vermehrten ſie ſich merkwürdiger Weiſe im wirklichen Leben; wer ſeine Augen geſpannt offen hielt, konnte auf den verſchiedenartigſten Gebieten ihrer nicht wenige antreffen. Vielleicht hat man ſich aber bis jetzt noch zu wenig mit derartigen Erſcheinungen beſchäftigt, um nicht mit Dank eine Studie entgegen zu nehmen, deren einzelne Momente wir ſchon ſeit mehreren Jahren in unſerem Gedächtniſſe geſammelt haben. Kenner von Opern werden ſich erinnern, daß ſich in dieſem Fache die Unbekannten am längſten gehalten haben und gewiſſermaßen noch in den neueſten und beliebteſten Opern floriren, wie wir denn den liebenswürdigen und harmloſen Lohengrin für nichts Anderes als einen gutgearteten Unbekannten halten können. Gewöhnlich begegnen wir den Opern-Unbekannten in Wirthshäuſern und Weinſchenken, wo ſie ſich unter die Menge miſchen, die Geſpräche gewiſſer Perſonen belauſchen, aufreizende Reden führen und teufliſche Abſichten für künftige Enſembleſtücke und Finales durchblicken laſſen. Der Unbekannte, von dem ich erzählen werde, und den ich ſeiner hohen Statur wegen den Großen nennen muß, hielt ſich nun zwar nicht nach dem Muſter ſeiner muſikaliſchen Zeitgenoſſen ausſchließlich in Weinſchenken, ſondern nur in Bierhäuſern auf, und unterſchied ſich außerdem in vielen Stücken von den hergebrachten baßſingenden Muſtern unſeres Zeitalters.

Zum erſten Male fiel mir dieſer Mann in einem bekannten Lokale auf, wo ſich in den Pauſen der Theaterproben Sänger und Orcheſtermitglieder zu verſammeln pflegen, um ihre geſunkenen Kräfte mit ſtarkem Biere wieder aufzurichten. Er trat mit feſtem Schritte, ernſt und ge-

messen, unter die wohlbekannte lärmende Schaar, ließ sich ein volles Glas reichen und setzte sich an eine ausgezeichnete Stelle des Lokals, indem er die Anwesenden mit scharfen Blicken einer sorgfältigen Musterung unterwarf. Anfangs hielt ich ihn für einen Heldenspieler, namentlich für einen Künstler, der auf „Wallenstein“ reiste, so vieles hatte er mit diesem tiefsinnigen poetischen Rebellen gegen Se. Maj. den Kaiser gemein, so deutlich trug dieser entschlossene Mann des Schicksals Sterne in seiner Brust, so viel Verhängnißvolles lag auf seiner hohen Stirn. Erwog ich jedoch, daß diese Heldenspieler an einem andern Orte zu zechen und Gäste von außerhalb zu empfangen pflegten, so mochte ich ihn lieber für einen Bassisten von Ansehen halten, für einen gastirenden Marcel oder Saraſtro. Der Unbekannte mischte sich indessen nicht in die künstlerischen Gespräche der versammelten Theatermitglieder, sondern beobachtete nur das in den Gläsern befindliche Bier und den Durst der Gäste, warf prüfende Blicke auf die Ausstattung des Lokales, und schrieb einige Notizen in ein dickes, offenbar sehr abgenutztes Taschenbuch, das mit einer Menge Zettel angefüllt war. Dann warf er einige suchende Blicke nach dem Tische des Wirthes, und entfernte sich, da dieser nach der Aussage des Kellners ausgegangen sein sollte, ebenso feierlich, als er gekommen war. Mir hatte der hohe Mann entschieden imponirt, obgleich mir noch nicht klar geworden, daß ich einem „Unbekannten“ begegnet sein sollte. Ich fühlte mich nur durch sein würdiges Wesen erfrischt, seine sichere Haltung that in einer Zeit wohl, wo jeder am liebsten beide Taschen zuhält, wenn er sich nicht veranlaßt sieht, die dazu nöthigen

Hände auf den Backen seines Nebenmenschen spielen zu lassen; hier war, mußte ich mir sagen, ein Held, ein machtvoller Charakter durch mein Leben gegangen.

Lange Zeit hindurch sah ich den hohen Mann nicht wieder, da trat an einem Abende, und zwar in einem vielbesuchten Bierhause, dessen Besitzer so eben die Ankunft von Felsenkeller-Lagerbier angezeigt hatte, dieselbe Gestalt durch die stattliche Eingangspforte, nickte den Kellnern herablassend zu, setzte sich und erhielt einen gefüllten, feingeschliffenen Pokal, eine Art Ehrenseidel oder Jubeltöpfchen, dessen Maaß sich wesentlich von dem aller übrigen Gäste unterschied. Nachdem der Herr mit wunderbarer Würde das Gefäß erhoben und getrunken, näherte sich der Wirth mit sittigen Gebehrden und knüpfte, ohne sich zu setzen, fast ehrfurchtsvoll, ein leises Gespräch mit seinem Gaste ein. Die Haltung des Wirthes erschien mir vollkommen ehrerbietig, die des hohen Mannes ungewöhnlich gebieterisch; es lag offenbar ein Verhältniß imperatorischer Kraft und scheuer Abhängigkeit vor. Die verehrungswürdigen Persönlichkeiten der Minister waren mir bekannt, sonst hätte ich wohl auf die Idee kommen können, einer dieser hohen Staatsmänner wäre dem Beispiele unseres genialen Novembermannes gefolgt, und mitten unter die schlichten Bürger gegangen, um aufrichtige Bekenntnisse aus dem wirklichen Leben zu vernehmen, und dieselben später von seinen Leibcorrespondenten verarbeiten und an auswärtige Zeitungen versenden zu lassen. Ueber den Stand eines höheren Agenten der geheimen Polizei, der gekommen war, den Wirth über Vorkommnisse in seinem Lokal zu vernehmen, ging das Benehmen des Mannes weit

hinaus, kurz meine Neugierde war im höchsten Grade gereizt, und als ich bemerkte, daß der hohe Mann beim Abschiede nicht die Zeche bezahlte, daß selbst Niemand ihn dazu aufforderte, stieg er in meinen Augen zu dem Range eines wirklichen Unbekannten empor. Um jeden Preis mußte ich erfahren, wie er sich nenne, welchem Stande der Deutschen er angehöre.

Mit möglichst unverfänglichem Mienenspiele näherte ich mich dem Wirthe, legte das Geld für die genossenen Speisen und das Getränk auf den Tisch und fragte: „Können Sie mir nicht sagen, wer der Herr war, der so eben das Lokal verlassen hat?“

„Ich muß sehr bedauern — aber ich kenne den Herrn selber nicht!“ antwortete der Wirth artig und aufrichtig.

„Sie unterhielten sich aber doch mit ihm längere Zeit ziemlich vertraulich?“ fuhr ich etwas indiscret, aber doch durch das Betragen des Wirthes dazu berechtigt, fort.

„Und doch kenne ich nicht seinen Namen, er hat ihn mir nie genannt, und ich habe ihn nie danach gefragt,“ sagte der Wirth arglos. Ich sah, daß ich zu weit gegangen war, verbarg unter einem höflichen Gruß meine Beschämung, und entfernte mich. Aber wer war nur eigentlich dieser seltsame Unbekannte? Die Neugierde ließ mir keine Ruhe mehr, und da ich ihn bereits zweimal in renommirten Bierlokalen angetroffen hatte, wurde ich ganz wider meine Gewohnheit ein Besucher dieser gemeinnützigen Anstalten, und machte im Verlaufe einiger Monate ziemlich die Runde durch alle diejenigen Hallen, wo die bessere Gesellschaft ihren Durst löscht und dem Billardspiel huldigt. Lange Zeit waren

meine Bestrebungen, den Unbekannten aufzufinden, ganz vergeblich, er schien, gleich jenem anonymen Mordschuster zu Venedig, allen Nachforschungen zu spotten; endlich fand ich ihn wieder in einem neu etablirten Tempel des Gambrinus, dessen Pontifex maximus eben frische Wurst angezeigt hatte. Als ich eintrat, stand der große Unbekannte, gehüllt in einen lang herabwallenden, oben mit Pelz verbrämten Paletot hinter dem Schenktische und aß mit der Zierlichkeit und dem Heroismus eines weitgereisten Gastfreundes bei Homer, ohne Messer und Gabel, sondern nur mit den Fingern, jene angekündigte leckere Speise, ein Geschäft, das ihm in meinen Augen einen seltsamen Reiz verlieh. In ihm war noch einfache Sitte, unverkünstelte Natur, vollkommene Bedürfnißlosigkeit; er bediente sich selbst nicht einmal des reinigenden Handtuches, sondern ergriff in einer Anwandlung scherzhafter Laune einen kleinen, krausköpfigen Knaben, der Wurstportionen umhertrug, und säuberte ganz ungezwungen seine fettglänzenden Finger in dem reichen Haarwuchs des Kleinen. Dann strich er sie einige Male über seine Beinkleider und vollendete so das edle Werk der Reinigung.

Auch in diesem Bierhause erstaunte ich über das hochachtungsvolle Benehmen des Wirthes, der bald darauf am Schenktisch erschien, und dem großen Unbekannten auf Begehr noch eine weite vermehrte Wurstauflage verabreichte. Meine Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblicke von dem wunderbaren Manne abgelenkt, da ich selbst die bestellte Portion erhielt, aber als ich die Augen wieder aufschlug, war der Unbekannte spurlos verschwunden. Das war zu viel; der geheimnißvolle Mensch durfte mir nicht entgehen.

Ich stürzte an den Schenktisch und fragte in begreiflicher Aufregung, wo der Herr geblieben sei, der hier so eben zwei Portionen Wurst gegessen habe?

„Der Herr, der zwei Portionen Wurst gegessen hat?“ sagte der Wirth, ein sichtlich durchtriebener Knabe, „ich muß Ihnen sagen, daß die Portionen bei uns so groß und reichlich zugemessen werden, daß Niemand ihrer zwei verzehrt! Uebrigens ist hier gar kein Herr gewesen!“

„Kein Herr gewesen! ich habe ihn doch selber gesehen!“ rief ich ergrimmt und entsetzt.

„Dann haben Sie bessere Augen als ich,“ antwortete der Wirth gleichgiltig, drehte sich um und rief in den Keller hinab nach einem frischen Fasse.

Nur zu deutlich war es, dieser Wirth verläugnete sogar frech den großen Unbekannten, aber welche unbegreiflichen Gründe konnte er dazu haben, welche Gefahren brachte der seltsame Sterbliche den Wirthen, wenn sie die Bekanntschaft mit ihm eingestanden? Gehörte er einer verbotenen Verbindung von Bierverschwörern an? War er das Oberhaupt einer geheimen Verbrüderung zur Vergiftung allgemein verhaßter Personen durch Wurstgift und das Letzte vom Faß? Gehörte er zu den gefährlichen politischen Spionen, und suchten die Wirthe ihn deshalb zu verläugnen? Ich beschloß, hinter die Wahrheit zu kommen, und sollte ich das Aeußerste wagen. Leider verließ mich das Glück jetzt ganz, der große Unbekannte schien vom Erdboden verschlungen zu sein. Wo ich ihn auch suchte, nirgends war seine Fährte aufzufinden. Bis kurz vor Weihnachten spürte ich ihm nach, ohne auch nur eine Andeutung von ihm zu ent-

decken, als sich am Vormittage des heiligen Abends plötzlich das Räthsel lösen sollte.

Um einige Bücher zum Weihnachtsgeschenk für Knaben unter vierzehn Jahren auszusuchen, befand ich mich in einer Berliner Buchhandlung, als plötzlich eine Droschke vor der Thür hielt, der Laden mit Majestät geöffnet wurde und der große Unbekannte eintrat. Sofort übte sein erhabenes Wesen wieder denselben mysteriösen Einfluß auf mich aus, aber jetzt hielt ich mich nicht mehr schüchtern zurück, sondern folgte ihm leise in das Innere des Ladens und suchte sein Gespräch mit den Gehülfen des Buchhändlers zu belauschen.

„Was habe ich für die Anzeige zu bezahlen?“ hörte ich den großen Unbekannten fragen.

„Vier Thaler zehn Silbergroschen,“ antwortete nach Berechnung der Zeilen der junge Mann, und legte die auf grobes Papier grotesk geschriebene Anzeige in das Fach für die, an auswärtige Zeitungen zu sendenden Anzeigen. Der Unbekannte seinerseits zog eine gefüllte lederne Börse, nahm einen Doppelfriedrichsd'or heraus und ließ sich sieben Thaler zurückgeben. Dann machte er eine stumme Verbeugung, warf seitwärts von oben herab auf mich einen huldvollen Prinzenblick, den ich submissest aushielt und setzte sich in die wartende Droschke.

„Wer war der Herr?“ fragte ich hastig den jungen Gehülfen.

„Wie er heißt, kann ich Ihnen leider nicht sagen,“ meinte der Jüngling.

„Aber was machte er denn bei Ihnen, was brachte, was bezahlte er?“

„Er bringt uns wöchentlich Empfehlungen von hiesigen Biergeschäften und Bierverlegern, die wir an auswärtige große Zeitungen senden müssen. Er bezahlt immer baar und scheint ausgezeichnet bei Kasse zu sein. Wie wir vermuthen, hat er in vielen Bierstuben freie Zeche und erhält außerdem eine anständige Vergütigung für seine literarischen Bemühungen."

Ich war aus allen meinen Himmeln gefallen. Der Mann von dem charaktervollen Aussehen eines Wallenstein, dieser schweigende Denker mit dem durchbohrenden Blick, vor dem sich stolze Berliner Hausbesitzer bis zur Erde beugten, der Mann, den ich beinahe unter Preußens constitutionelle Minister gezählt hatte, lebte von gelegentlichen Beefsteaks und Cotelettes, von Pensionen, die ihm von ruhmgierigen Wirthen ausgeworfen worden waren, und sang in fernen Blättern für Lohn den Preis fremder und hiesiger Biere.

Der große Unbekannte war nicht einmal irgend ein Galeerensklave aus einem Melodrama Frankreichs, nicht ein Bandit durch den Drang der Umstände, er war nichts als eine schnöde Ausgeburt der verkünstelten Civilisation, der verzerrten Concurrenz, der übertriebensten Reclame. Das unselige Wort muß heraus, der große Unbekannte war nur — ein Bierliterat.

V.

Meine beiden Grafen.

I.

Mein alter Freund Bogumil Goltz beſchreibt in dem leſenswerthen Buche der Kindheit mit wunderbarer Kraft der Feder ſeine Freude, als zum erſten Male ein Graf durch ſein heimathliches Dorf ritt. Er malt die Länge des Mannes und die Höhe des Pferdes mit einer, des Gegenſtandes würdigen Gewiſſenhaftigkeit und Begeiſterung, und nur in ſeinem Buche über Aegypten, bei der Beſteigung der größten Pyramide, erreicht der treffliche Humoriſt wieder einen ähnlichen Grad von poetiſchem Schwunge. Das Schickſal begünſtigt einen Menſchen vor dem andern; ich hatte mich in meinen Kinderjahren, ungeachtet ich nicht einmal zu den Dorfbewohnern gehörte, eines ſo herrlichen Anblicks nicht zu erfreuen. In meiner Heimath gab es keine Grafen auf hohen Roſſen. Was wir Knaben von Männern dieſes vornehmen Standes ſahen, waren nur Beamtengrafen, ſogenannte Regierungsräthe, unnahbar ſteife, aber ganz abgeſchriebene bleiche Büreaugrafen mit einhundert Thalern Gehalt und abgetragenen blauen Fracks. Sie imponirten unſeren armen Vätern, aber nicht uns Jungen, und wenn wir es im winterlichen Zwielicht unentdeckt wagen konnten, rächten wir unſere armen Väter, die geplagten Subalternbeamten und Regierungs-Sekretäre, und warfen die zu Schanden geſchriebenen Grafen mit Schneebällen. Es gab,

wie geſagt, in meiner Vaterſtadt keine Grafen zu Pferde, ſondern nur einige Barone, und zwar bei den ſchwarzen Huſaren. Daher habe ich niemals einen ſolchen Reſpect, wie Begumil Goltz, vor Grafen ſpüren können, und außerdem in meinem Leben viel Wunderliches mit dieſen vornehmen Herren erlebt.

Bei der jetzigen ſchreckenerregenden Abneigung des Volkes gegen das Herrenhaus glaube ich nun ein gutes Werk zu thun, wenn ich zwei meiner Berliner Begegnungen mit Grafen beſchreibe. Die böswilligen Feinde der Ariſtokratie und des Herrenhauſes werden daraus lernen, daß nicht alle Grafen über das Volk wegſehen und ſich nebſt ſeinen Angelegenheiten von ihm trennen, daß es vielmehr auch ganz unſchädliche Grafen giebt, die mit ihm gemeinſame Sache machen, aus einer Schüſſel mit ihm eſſen und aus einem Glaſe mit ihm trinken. — In meinen Studentenjahren beſuchte ich in den Abendſtunden nicht ſelten ein Kaffeehaus, in welchem ſich die hervorragendſten Schachſpieler Berlins zu verſammeln und miteinander auf dem Brett zu kämpfen pflegten. Dieſe Partieen waren durch Tiefſinn und Feinheit für ſämmtliche Novizen des ſchwierigen Spieles ſo anziehend, daß junge Leute aus allen Ständen zuſammenkamen und ſich Stunden lang damit ergötzten, rings um die an einem Tiſche mitten im Zimmer ſitzenden Meiſter geſchaart, in tiefer Stille ihren geiſtreichen Combinationen zuzuſehen.

Obſchon ich mich zunächſt gleich allen Anderen durch die Schachfiguren angezogen fühlte, beſchäftigte mich doch in den langen Pauſen, welche die Spieler häufig genug zwiſchen ihren einzelnen Zügen machten, faſt eben ſo ſehr die Zu-

ſchauer. So verſchiedenartige Menſchen ließen ſich in keinem anderen Kaffeehauſe finden. Vorzüglich fiel mir ein Herr in mittleren Jahren auf. Sein Geſicht war urſprünglich fein und vornehm gebildet und ſeine Hände verriethen durch die langen, ſorgfältig zugeſpitzten Nägel, daß der Herr nicht zu den arbeitenden und ſchreibenden Klaſſen gehöre, jedoch widerſprach ein rührender, wenn man will, demüthiger Geſichtsausdruck der kühnen Annahme, daß der Inhaber der langen, zugeſpitzten Nägel durch den Stand ſeiner Vermögensverhältniſſe von jeglicher Arbeit freigeſprochen werde. Der Herr ſah im Gegentheil ſo aus, als ob recht viele Arbeit und ein reichlicher Erwerb dazu gehöre, um ihn wieder in bürgerliche und organiſche Ordnung zu bringen. Unter den verſammelten Schachfreunden war er der Armſeligſten Einer. Seine leiblichen Bedürfniſſe wurden durch eine Taſſe dünnen Berliner Eichorienkaffee's befriedigt, wie ihn in ähnlicher Vollendung nur das Königreich Sachſen zuzubereiten verſteht, und nur einmal ſah ich ihn in einer ſpäteren Abendſtunde ein ſogenanntes deutſches Beefſteak, d. h. ein Beefſteak in geſchabter Manier, das billigſte warme Gericht der Speiſekarte, zu ſich nehmen.

Da unter Schachſpielern und Schachzuſchauern an einem öffentlichen Ort wenig Reſeligkeit herrſcht, ſo konnte ich lange Zeit nicht den Namen und Stand des Herrn erfahren, bis ich endlich am Schenktiſch des erſten Zimmers ihn von dem Wirth mit Ehrerbietung „Herr Graf“ anreden hörte. Hätte ich nun mich ſolcher mächtigen und unvergeßlichen Jugendeindrücke, wie mein Freund Bogumil Golz zu erfreuen gehabt, und hätte meiner Phantaſie ein ſtolzer berittener Graf

vorgeſchwebt, ich wäre vor Erſtaunen über den Unterſchied zwiſchen Grafen und Grafen außer mir gerathen und wahrſcheinlich in tiefe Schwermuth verfallen. Da ich aber durch meine frühen Jugendbekanntſchaften mit den dürftigen Büreaugrafen nicht verwöhnt war, aus den Fenſtern unſerer Kinderſtube geſehen hatte, daß es in ihren Haushalten nicht reinlicher und vornehmer zuging, als in unſerer bürgerlichen Familie, verlor ich meine Faſſung nicht, ſondern ſuchte nur mit wiſſenſchaftlichem Sinn das allmälige Sinken und den endlichen Verfall dieſes Grafen zu ergründen.

Wahrſcheinlich wird es mir von vielen, bis zum Exceß freiſinnigen Leſern ſehr verargt, vielleicht gar als Sympathie für das Junkerthum ausgelegt werden, daß ich hier den Namen des Grafen nicht ſofort nenne, ich muß indeſſen alle möglichen Vorwürfe über mich ergehen laſſen und bin entſchloſſen, ihn niemals zu nennen, welche Maßregeln man auch gegen mich ergreifen ſollte, da ich ihn vergeſſen habe, und zu gewiſſenhaft bin, einen anderen Namen unterzuſchieben, der möglicherweiſe einem noch nicht ausgeſtorbenen Hauſe angehören und dieſes ſchwer beleidigen könnte.

Um alſo in Betreff unſeres Grafen ins Klare zu kommen, blieb mir nichts anderes übrig, als ſtückweiſe Erkundigungen über ihn einzuziehen. Zunächſt fiel mir auf, daß der Wirth ihn mit auffallender Ehrerbietung, die Kellner dagegen faſt mit Cordialität, wenigſtens mit Vertraulichkeit behandelten. Bald bemerkte ich, daß der Graf mit dieſen verantwortlichen Miniſtern des Kaffeehauſes in finanziellen Beziehungen ſtand und nicht ſelten kleine Darlehen von ihnen empfing. Am vertraulichſten war ſeine Verbindung

mit dem Cicherien-Commiſſarius, dem Kellner, der mit der Heizung und Ueberwachung der Kaffeemaſchine betraut war. Ich glaubte ſehr bald wahrzunehmen, daß der Graf gewöhnlich ſeinen Kaffee nicht bezahlte, ſondern die Schuld mit einem geringen Preisaufſchlage zu Gunſten des Kellners erſt tilgte, wenn ſeine Subſidien von auswärts anlangten.

Um einiges Nähere zu erfahren, wandte ich mich mithin an den Cicherien-Commiſſarius, und fragte ihn, was es mit dem Grafen für eine Bewandtniß habe, und warum derſelbe, ſtatt bei Hofe Kammerherr oder Offizier in der Armee zu ſein, keinen anderen Poſten, als den eines unbeſoldeten Schachzuſchauers bekleide?

„Ja, ſehen Sie, mein Herr," antwortete der Kellner, „der Graf iſt aus einer ausgeſtorbenen alten Familie!"

„Das verſtehe ich nicht; ich muß Sie bitten, ſich etwas deutlicher zu erklären!" ſagte ich, begierig zu erfahren, welche Vorſtellung der Menſch mit dem Ausdruck „ausgeſtorbene alte Familie" verbände, denn er hatte dieſe Worte mit einem eigenthümlichen, düſtern und myſteriöſen Geſichtsausdruck geſprochen.

„Es iſt Alles geſtorben und untergegangen, die Verwandten, die liegenden Gründe, das Geld, das Silbergeſchirr, und zuletzt die Gönner und der Einfluß; der Graf iſt fertig," ſprach der Menſch nicht ohne Mitgefühl. Deſſen ungeachtet klang der Satz: „der Graf iſt fertig," ungemein niederträchtig. Von jeher habe ich vor dieſer Redensart des gemeinen geſchäftlichen Lebens einen wahren Abſcheu empfunden. Dieſe Manier, eines lebendigen Menſchen, wie eines

Fabrikates der Industrie, im höhnischen und wegwerfenden Sinne zu gedenken, empört stets mein Inneres. Ich wandte dem Cichorien-Commissarius den Rücken und trat wieder an die Schachtische. Je aufmerksamer ich jetzt aber den Grafen betrachtete, desto mehr mußte ich dem Kaffeemaschinisten Recht geben; der Graf war allerdings fertig. Man sieht in den Sommertagen vor den Thoren nicht selten einzelne Reiter mit auffallender Besorgniß sachte einhertraben. Wischt man die Brille ab und betrachtet ihren Rücken näher, so entdeckt man auf demselben Spuren von der Erdbildung des Weges. Mögen sie noch so sorgfältig vertilgt sein, einige Atome von Kies, Lehm oder Sand sind doch immer vorhanden und deuten darauf hin, daß der Rücken des unsicheren Reiters sehr bald wieder mit seinem Reitpfade in Berührung kommen kann. Etwas Aehnliches gewahrte man an dem Grafen. Er war auf seinem Ritt durch das prosaische Land des wirklichen Lebens wiederholt und gründlich abgesetzt worden. Nicht allein das niederschlagende Gefühl der Unmöglichkeit, jemals wieder im Sattel fest zu werden, sprach aus seinem Gesichtsausdruck, sondern auch die Reminiscenzen und Abdrücke des Weges waren auf seiner Außenseite genau zu beobachten. Der Graf besaß eine wehmüthige, jedem Fremden aus der Hand fressende Höflichkeit, allen an den Tisch rückenden wohlgenährten Herren machte er bereitwillig Platz, und entwickelte in raschen kleinen Verneigungen vor allen, ihn anredenden Personen eine unvergleichliche Virtuosität. Ueber den Zustand seiner Leibwäsche, dem untrüglichen Kriterium in der Welt der Aristokratie und des Geschmackes, war es unmöglich, ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Der Graf

liebte es, im Sommer und Winter ſeinen Rock bis an den Hals zuzuknöpfen. Man war ſomit auf die Methode der Inductien angewieſen und mußte, um den Werth der verborgenen Wäſche abzuſchätzen, von den Indicien des Reckkragens, der Aufſchläge und Ellenbogen ausgehen. Leider kam man dann ſtets zu einem Reſultat, das nicht viele Hoffnung auf den Erfolg einer Aufbeſſerung, und das Beſtreben des Grafen, ſein Weißzeug, wenn es wirklich noch ein ſolches war, vor der böſartigen Kritik ſeiner Nebenmenſchen zu verbergen, als ein wohl erwogenes und höchſt berechtigtes erſcheinen ließ. Nur auf ſeine Friſur und die Pflege ſeiner Nägel mochte der Graf einen großen Fleiß verwenden: an Beiden war nicht das Mindeſte auszuſetzen. Dieſer Fleiß war auch wohl der einzige, welcher den Fähigkeiten und der Energie des Grafen entſprach. Er verſchmähte ſelbſt, eine leere Viertelſtunde durch die Lectüre eines Zeitungsblattes auszufüllen. Nur einmal habe ich ihn in einer ſportsmänniſchen Aufwallung den Rennbericht durchleſen geſehen. Gewöhnlich ſaß er neben den Schachſpielern viele Stunden hindurch und beobachtete ihre Combinationen, ſo weit ſie ihm verſtändlich waren, oder er ſuchte einen Neuling zu erwiſchen, ſetzte ſich mit dieſem in eine ſchattige Ecke, und ſpielte mit ihm eine Partie um die Nachmittags nothwendige Taſſe Kaffee. Hieraus könnte man nachtheilig auf den Charakter des Grafen ſchließen: wäre er nur ein beſſerer Schachſpieler geweſen. Seine Unfähigkeit zu jeder geiſtigen Concentration und dauernden Anſtrengung war jedoch ſo groß, daß er ſelbſt mit den Neulingen im Schach die ſchlechteſten Geſchäfte machte und oft genug auf das Haupt

geſchlagen wurde. Nur zur Zeit der Ankunft ſeiner Subſidien richtete ſich der Graf höher auf und betrug ſich etwas weniger höflich, doch wußte Niemand zu ſagen, woher ihm dieſe Unterſtützung zu Theil wurde. Die Kellner behaupteten, daß es die irdiſchen Ueberreſte einer milden Stiftung ſeines ausgeſtorbenen alten Hauſes ſeien, die dem letzten Ravenswood zu Gute kämen. Aber es muß dem alten Hute des Grafen nach entſetzlich wenig geweſen ſein. Unſere Geſellſchaft hatte ſich an den Grafen ſo gewöhnt, wie an die Fliegen und das Singen der Glascylinder, wenn Abends die Gasflammen angezündet wurden. Es erregte daher kein geringes Aufſehen, als einſt der ſtille und abgeſchabte Graf nicht mehr unter den Zuſchauern erſchien. Schon dachte man, da ſeine Erkrankung vermuthet wurde, an eine Collecte zu ſeinen Gunſten, als man durch den tief gebeugten Wirth erfuhr, daß nur eine Erkrankung ſeiner ohnehin ſiechenden Börſe die Veranlaſſung des Ausbleibens geworden ſei. Bei ſämmtlichen Kellnern war er nach und nach in Deficits gerathen, und hatte ſich endlich genöthigt geſehen, wie gewiſſe Großmächte, welchen die Wiederherſtellung des Gleichgewichtes zwiſchen dem Staatshaushalt und der Valuta nicht gelingen will, die Börſe zu räumen. Leider fanden ſich die Schachſpieler nicht veranlaßt, zu Gunſten ſeines Credits im Kaffeehauſe, eine Collecte zu veranſtalten. Der Graf war ſpurlos verſchwunden.

Jahre waren vergangen, als eines Abends die Klingel meiner Wohnung heftig gezogen wurde. Darob entſtand unter den, zu einem hochwichtigen Zweck verſammelten Frauenzimmern ein leidenſchaftliches Gerede, zumal ſoeben ein ge-

ſundes Töchterchen geboren, und tiefe Stille ſehr von Nöthen war. Wer mochte der gewaltſame Klingler ſein, der ungeachtet der ſpäten Sonntagsſtunde und des Schneegeſtöbers, in die Wohnung des neugeborenen Sonntagskindes dringen wollte? Draußen ſei ein Herr, ſagte das Dienſtmädchen, der mich durchaus zu ſprechen verlangte. Da ich zu jener Zeit noch nicht durch Preßbekanntſchaften abgehärtet war, befahl ich ihn einzulaſſen. Wie erſtaunte ich, als plötzlich der Graf vor mir ſtand. Er trug glänzende Epauletten von friſchem Schnee auf ſeinen Schultern, und bat mit lallender Sprache um ein Darleben von fünf und zwanzig Thalern, widrigenfalls er ſich ermorden und ſein Blut auf meine Seele kommen würde. Ich beeilte mich zunächſt die Lampe aus der Nähe des tiefgeſunkenen Grafen zu entfernen, damit ſeine Rede nicht mit blauer Flamme anbrenne, und ſetzte ihm dann in Eile auseinander, daß gerade dieſer Augenblick neubeginnender Hausvater-Pflichten zur Erfüllung ſeiner Bitte ein ganz ungeeigneter ſei, ich überhaupt ariſtokratiſchen Kreiſen zu fern ſtehe, um dergleichen hochſtehende Perſonen mir dergeſtalt zu verpflichten. Zu meiner Schande geſtehe ich, daß ich in der Verwirrung des Familien-Ereigniſſes, meinen Gönner in der Küche empfangen hatte, und daß jetzt die Hebamme mit der ganzen Majeſtät ihres würdigen Standes befleidet, an den Heerd trat und eine Wärmeflaſche für das Neugeborene verlangte. Der Gedanke, auch er, der letzte Sproß der alten ausgeſtorbenen Familie, könne noch einmal auf eine ähnliche Weiſe den Beſtand derſelben ſichern, mußte den Grafen überwältigt haben; wenn ich auf ſeinen Ideengang aus ſeinem gleichzeitigen Verſchwinden ſchließen

darf. Er entfernte ſich mit der tendenziöſen und verdächtigen Geſchwindigkeit der Geiſter in Puppenſpielen und Zauberballets.

Als im Hauſe ſpäter ein leidlicher Zuſtand von Ruhe wiederhergeſtellt war, wurde über den ſtürmiſchen Klingler gelacht, die weiblichen Wahrſager fanden glücklicher Weiſe den erſten Beſuch eines borgenden Menſchen bei dem Neugebornen weniger Unheil verkündend, da es ein Mädchen war, und der Graf gerieth nach und nach in Vergeſſenheit. Ich war längſt dem Schachſpiel untreu, und das Kind ein großes Mädchen geworden, das ſchon die erſte Klaſſe einer höheren Töchterſchule beſucht, als ich auf einem meiner Spaziergänge im Thiergarten beim Ueberſchreiten eines Reitweges, mich plötzlich laut anrufen hörte. Der mir bekannte Thiergarten-Aufſeher hatte dieſen Warnungsruf erſchallen laſſen, und zugleich einen Reiter aufgehalten, der um die Ecke galopirend, im Begriff geweſen war, meine Wenigkeit überzureiten. Es liegt in der Natur der Sache, daß man ſolche zuvorkommende Perſönlichkeiten gern etwas näher kennen lernen will, und ich ſah unwillig zu dem Reiter empor. Wie erſtaunte ich, als mir das Geſicht des Grafen begegnete. Er war es trotz ſeines behäbigen dreiſten Weſens, trotz ſeiner eleganten Kleidung, trotz des engliſchen Halbblutes, auf dem er ſaß. Zwar hatten auch auf ſeinem Antlitz die Jahre tiefe Spuren eingegraben, die der Graf, der Farbe nach, durch die innere Anwendung von Medoc zu beſeitigen trachtete; im Ganzen ſtanden die höheren Lebensjahre ihm aber beſſer. Noch ſtarrte ich ihn an, als er ſeinem Braunen die Sporen gab, und ohne Entſchuldigung davon flog.

Wie oft im Leben ein Zufall die Menſchen wunderlich und geheimnisvoll zuſammenwirft, traf ich nach zehn Minuten einen adeligen Herrn, der zu den älteſten und treueſten Anhängern des Schachſpiels gehörte, und eben gemächlich zu ſeinem täglichen Partiechen hinausſpazierte.

„Erinnern Sie ſich des räthſelhaften Grafen aus dem Jahre 1835?“ fragte ich nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen den guten alten Herrn.

„Den letzten Nachkommen der ausgeſtorbenen alten Familie, nicht wahr?“ fragte der muntere Herr.

„Vor wenigen Minuten hätte er mich beinahe übergeritten. Sagen Sie mir, wenn Sie es wiſſen, wie iſt er noch einmal auf das hohe Pferd gekommen?“

„Ein kluger Mann aus dem Volke, welchem der Mutterwitz in Geldangelegenheiten angeboren iſt, und dem der arme Graf endlich in die Hände gefallen war, hatte ihn auf das in ſeinem alten Geſchlechtsnamen verborgene Capital aufmerkſam gemacht und an den Handel zwiſchen den Gebrüdern Eſau und Jakob erinnert.“

„Wie iſt das zu verſtehen?“ fragte ich neugierig.

„Der kluge Mann machte den Grafen darauf aufmerkſam, daß er, wie Eſau ſein Erſtgeburtsrecht, ſo ſeinen alten Namen, auf einen andern, der davon einen beſſeren Gebrauch zu machen im Stande ſei, übertragen könne, und daß in unſerer ſpekulativen Zeit der Gewinn eines ſolchen Geſchäftes nicht blos in einer Aſſiette ſaurer Linſen ohne Beilage beſtehe, ſondern auch noch eine hübſche Proviſion für den Agenten abwerfe.“

„Ward das Geſchäft wirklich gemacht?“

„Gewiß ward es gemacht. Der Graf adoptirte einen ehrgeizigen und mit vielen Glücksgütern geſegneten Jüngling für eine ſtattliche Summe, und iſt ſeitdem wieder in der Grafſchaft zu Ehren gekommen. Das Geſchäft ſoll ihm ſo gefallen haben, daß er ſich abermals nach Adoptivſöhnen umſieht.“

Wir trennten uns nach dieſer Erklärung, ich aber ging gedankenvoll nach Hauſe und bereute in menſchlicher Schwäche, den günſtigen Augenblick nach der Geburt meiner älteſten Tochter unbenutzt vorübergelaſſen zu haben. Hätte ich dem letzten der Mohikaner die verlangte Summe gegeben, das Kind wäre heute vielleicht eine Gräfin.

II.

Vor langer Zeit, die grade hinreicht, um Wein und Menſchen alt und genießbar zu machen, kam ein junger Menſch in der löblichen Abſicht nach Berlin, welche ſo Viele aus allen Weltgegenden zu uns führt; er wollte reich und angeſehen werden. Mitten unter Berlinern lebend, vermag ich nicht zu beurtheilen, ob ſie durchſchnittlich einen ſo anlockenden Proſpectus von gut mit Geld und irdiſcher Macht verſehenen Creaturen gewähren, daß ſelbſt von den Ufern der Wolga, den Geſtaden des ſchwarzen Meeres und den Schweizeralpen hülfsbedürftige Söhne armer Väter nach Berlin kommen, um an dem Wohlſein ſo anſehnlicher Bürger Theil zu nehmen; es reicht hin, einfach die Thatſache feſtzuſtellen.

Der damals anlangende junge Menſch ſtammte aus dem

Alpengebiete, welches gegenwärtig durch den Akt der Annexion an den Wohlthaten des franzöſiſchen Kaiſerreiches Theil zu nehmen gezwungen iſt, und nannte ſich Signor Targeni. Ueber den Tag ſeines Einzuges in Berlin liegen keine verbürgten Nachrichten vor, da der Magiſtrat der Reſidenz ſich nicht befugt fand, ihn an den Thoren der Stadt in Perſon zu empfangen und feierlich in ſein Hotel zu geleiten; dieſer Einzug ſcheint auch in einer ziemlich unſcheinbaren Weiſe ſtattgefunden zu haben, doch widerſprechen wir mit äußerſter Beſtimmtheit den Verleumdern unſeres Targeni, wenn ſie in einer ſpäteren Zeit, wo er ſie durch den ihn umgebenden Glanz mit Neid und Bosheit erfüllte, ausſprengten, der Signor ſei nicht auf eine ordnungsgemäße Weiſe in die Reſidenz gelangt, ſondern bei nächtlicher Weile über die Mauer geſtiegen. Es würde uns ſehr leicht ſein, dieſes böswillige Gerede durch eine Auseinanderſetzung des vollkommen zahmen und mindeſt gewaltthätigen Charakters Targeni's zu widerlegen, wenn es nicht ſchon genügte, auf die beträchtliche Höhe der Stadtmauer Berlins zu verweiſen, die nicht ohne eine ziemlich hohe hölzerne Leiter, oder durch eine vom Innern der Stadt aus hinabgehängte Strickleiter erſtiegen werden kann. Wahrſcheinlich hat der geringe Umfang des Gepäcks unſeres Signors und ſein ſpäteres Glück bei mancher Giulietta, die Veranlaſſung zu dieſem heilloſen Gerede gegeben.

Man kann allerdings wohl annehmen, daß er, unbemerkt von der Wache und den Acciſebeamten, mit ſeinem Bündel unter dem Arm, das Thor paſſirt habe. In jener antorevolutionairen Periode ſah Alles, was in amtlichen Obli-

genheiten und Behufs polizeilicher Durchſiebung der anlangenden Menſchheit am Thore ſtand, mit entſchieden milderen Blicken drein. Der einzelne Menſch wurde noch nicht, wie doch ſchon der große Ariſtoteles ihn nennt, als ein „politiſches Thier“ betrachtet, ſondern mit ungleich größerer Bereitwilligkeit als heute durch das Thor gelaſſen. In gleicher Weiſe verhielt man ſich zu den ſcheidenden Sterblichen, man beroch ſie nicht mit ſcharfer Naſe, auch geleitete man ſie noch nicht mit einem gewiſſen polizeilichen Anſtande zur Eiſenbahn.

Targeni war alſo da, und beſtrebte ſich auf eine, den Eingeborenen ſeiner Heimath angemeſſene Weiſe ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Anfänge aller großen Staaten und Männer reichen bis in das dunkle Gebiet der Sage hinauf, daher darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch unſeres Helden Berliner Anfänge von jener lieblichen Poeſie umwebt werden, wie ſie nun einmal den Bewohnern der Abdachungen des Kreuz- und Windmühlenberges angeboren iſt.

Einige behaupten, daß Targeni ſeine Laufbahn mit dem Detailverkauf weißer Mäuſe begonnen habe, Andere dagegen wollen wiſſen, er ſei der Pflege und conventionellen Ausbildung eines Murmelthieres befliſſen geweſen. Bei einem derartigen Widerſtreit zweier grundverſchiedener Anſichten iſt die hiſtoriſche Kritik gezwungen, ernſtlich einzuſchreiten. Sie muß ſich der Partei, welche Targeni ſeine Zeit dem Murmelthiere widmen läßt, mit vieler Beſtimmtheit entgegenſtellen. Der Ertrag, den die Schauſtellung eines Murmelthieres in Berlin abwerfen könnte, wäre zu gering, um einen

noch ſo mäßigen jungen Mann nothdürftig zu ernähren. Dieſer vierfüßige Bewohner der Berge iſt dem Bürger der Spreeſtadt nicht intereſſant genug, um, wie zu Paris und London, öffentlich auf den Straßen gegen Entgelt von einem Penny oder zehn Centimes gezeigt zu werden. Dagegen iſt es nicht ganz unmöglich, daß Targeni ſich mit der Zucht weißer Mäuſe abgegeben und auf ſeiner frühesten Berliner Culturſtufe dadurch den erſten nothdürftigen Lebensunterhalt erzielt habe. Die weiße Maus war damals ein geſchätztes Hausthier, das namentlich von bejahrteren Junggeſellen und kleinen Knaben, zwei Altersklaſſen, welche ſtets über die Verwendung ihrer freien Stunden in Verlegenheit ſind, gehalten und trainirt wurde. Erbittert gegen den Magiſtrat über die Einführung der Hundeſteuer, wie man war, hatte man ſich auf die weiße Maus geworfen, und ſchwärmte auf dem unanfechtbaren Gebiete dieſer Oppoſition.

Targeni ſcheint außerdem aber nicht unthätig geweſen zu ſein, an einer Verbeſſerung ſeiner Lage zu arbeiten. Er lief in der Stadt viel hin und her, und ſuchte eine hinreichende Anzahl von Freunden zu erwerben. Nach guter italieniſcher Sitte krümmte er ſeinen Rückgrath bei dieſen Gelegenheiten ſo beharrlich und tief, als irgend möglich war, ohne ihn zu beſchädigen und die ſchließliche Wiederaufrichtung deſſelben ganz zu verhindern. Er gewann durch dergleichen heilgymnaſtiſche Bewegungen eine Menge Gönner unter der, für Huldigungen ſehr empfänglichen Geſtwelt, und hätte durch den Nießbrauch höherer Freitiſche ſeiner Ernährung und Geſundheit ſehr nützen können, wenn ſeine Röcke und Stiefeln in beſſerem Zuſtande geweſen wären. Zwar ver-

beſſerte er den erſten Uebelſtand durch Ueberredung eines menſchenfreundlichen Schneiders, eines Philoſophen, der des Satzes eingedenk: „Kleider machen Leute!“ ſeinerſeits dem Schickſal Targeni's keinen Hemmſchuh anlegen wollte, ſondern ihm einen Anzug creditirte, allein der Zuſtand ſeiner Stiefeln ſchloß ihn unbedingt von dem geſellſchaftlichen Leben aus, obgleich er einen kleinen Baryton ſang und einige italieniſche Canzonetten auswendig wußte. Die Spitzen und Abſätze dieſer Stiefeln verkündeten unwiderſprechlich, daß Targeni auf die billigſte und für den Unterleib gedeihlichſte Weiſe, als Fußreiſender, das Weichbild der Reſidenz erreicht hatte. Nun ſcheint es aber in der zähen und düſteren, mit Pech verdichteten und mit harten Stiften vernagelten Natur des Stiefels zu liegen, daß der geſammte Stamm ſeiner Verfertiger nur höchſt ungern auf Borg arbeitet, vielmehr gleich bei der Ablieferung bezahlt ſein will. Es ſpricht für die Sittlichkeit und Offenheit von Targeni's Charakter, daß er erſt in den Beſitz eines Paares neuer Stiefeln kommen konnte, als er ſich durch ſüßen Geſang einen mächtigen Fürſprecher in der Perſon eines jungen Banquiers aus einem der zwölf Stämme erworben hatte. Von da an trat eine weſentliche Verbeſſerung ſeiner Lage ein. Er erſchien als ein netter junger Menſch auf der Promenade, und ſtellte den Damen nach, ja er war keck genug, auf Grund ſeiner geringen muſikaliſchen Fähigkeiten ſich zu dem Impreſario der damals neu begründeten italieniſchen Oper zu begeben und demſelben ſeine Dienſte als Baryton anzutragen. Der Impreſario beſaß zwar einen Sänger dieſer Art von deutſcher Abkunft, da derſelbe aber in Folge einer klimatiſchen Indis-

position durch Erbsen und Sauerkohl für einige Tage darnieder lag, so gestattete er gern zunächst eine Probe oder Gastrolle. Es ist mir sehr unangenehm, den Namen der Oper vergessen zu haben, in welcher Targeni auftrat, ich weiß nur noch so viel, daß in dem Hauptterzett des Werkes, in welchem er die Aufgabe hat, die gegen einander mit Redensarten, geballten Fäusten und gezogenen Säbeln losgehenden Bassisten und Tenoristen durch wehmuthsvollen Sang versöhnlich zu stimmen, daß sie sich gerührt umarmen, sein kleiner Baryton vollständig unzureichend war, und eine grobe Menschenstimme unnachsichtig von der Gallerie herabrief: „Warum singt denn der Kleine nicht?“

Wer die löbliche Empfindlichkeit der italienischen Impresarien gegen derartige, in Fragen gekleidete Gutachten des Publikums kennt, wird von dem sofortigen Ende der theatralischen Laufbahn Targeni's überzeugt sein. Jener Unmensch von Impresario weigerte sich sogar, ihm ein Salair für die verunglückte Gastrolle zu zahlen, und lohnte ihm allein mit einem passe partout im Parterre, wo er, der angehende Künstler, bei den niedrigen Beifallsklätschern und Trommlern sitzen mußte. Nur der Bardengesang in der Berliner Gesellschaft blieb dem von seinen Landsleuten Verschmähten noch übrig. Es ist kummervoll, daß selbst hier die Reinheit der Bestrebungen eines jungen Kunstbeflissenen durch nichtsnutzige Verläumder verdächtigt wird. Nicht wenige ältere, also schon von vornherein mit Mißtrauen anzusehende Herren behaupteten, daß Signor Targeni nicht sowohl der Kraft und Ausdauer seines Gesanges den Beifall der Damen verdanke, als vielmehr anderen Eigenschaften, welche zwar auch

mit der Stimme, aber weiter nicht mit der künſtleriſchen Behandlung derſelben zuſammenhängen. Gewiß iſt nur, daß er zu den Lieblingen eines gewiſſen Damenkreiſes gehörte, und, wie man zu ſagen pflegt, faſt an jedem Abende zu muſikaliſchen Genüſſen „vergriffen“ war. Deſſenungeachtet war und blieb Signor Targeni ein armer Kerl, der weniger von ſeinem Erwerb, als von milden Spenden und Vorſchüſſen auf „Bezahlung in der Ewigkeit“ lebte. Er betrug ſich demgemäß ſtill und beſcheiden, bückte ſich vor Jedem, am tiefſten aber vor den Herren, in deren Häuſern er mit ihren Gemahlinnen ſang.

Da ſollte ein merkwürdiges Ereigniß eintreten und ſeinem Schickſal eine ganz andere, neue Wendung geben. An einem Tage wurde ihm durch ein Schreiben ſeiner vaterländiſchen Geſandtſchaft in kurzen und trockenen Wendungen angezeigt, man wünſche ihn in den Bureaux zu ſehen, und er möge zugleich nicht vergeſſen, ſeine ſämmtlichen Papiere mitzubringen. Ueber ſeinen Geiſteszuſtand in der Nacht, die dem Beſuche der Geſandtſchaft vorherging, kann ich keine Auskunft geben; ich traf ihn nur am Morgen, als er ſich dorthin begab, unter den Linden, und fand ihn in einer ſolchen Armenſünderſtimmung, daß ich ihn aus Mitleid zu Gerold führte, und ihn mit einem Glaſe Portwein und etwas kalter Küche labte, die Signor Targeni als ſeine Berliner Henkersmahlzeit anzuſehen ſchien. Er konnte nur vermuthen, daß der Geſandte an ſeinem halbkünſtleriſchen Lebenswandel einigen Anſtoß genommen habe und ihn in ſeine gebirgige Heimath zurückſpediren wolle. Ich ließ dahingeſtellt ſein, ob dieſem Glauben ein wirklich böſes Gewiſſen,

oder nur die falſche Gewiſſensangſt der Hypochonder zum Grunde lag, und ſprach ihm Muth ein. Dann entfernte er ſich ächzend und begab ſich mit einem meiner Bekannten, den wir vor der Thür trafen, zu dem Geſandten.

Sobald er eingetreten war, nahm man ihm ſeine Papiere ab und nöthigte ihn mit kurzen Worten zum Sitzen. Dann begab ſich der Geſandtſchaftsſecretair in ein Nebenzimmer, und verglich mehrere auf einem Tiſche liegende Actenſtücke mit den Geburtsſcheinen und Päſſen Targeni's, wie mir ſpäter der Bekannte erzählte. Signor Targeni ſaß inzwiſchen mehr todt, als lebendig auf einem Rohrſtuhle und rang nach Faſſung. Endlich kam der Geſandtſchaftsſecretair mit einem ſchwarzgekleideten, rechtsanwaltähnlichen Herrn aus dem Nebenzimmer zurück, fixirte Targeni ſcharf, aber wohlwollend, und ſagte mit angenehmer Stimme: „Es gereicht mir zum beſonderen Vergnügen, Signor, Ihnen anzuzeigen, daß Sie etwas über eine Million Lire geerbt haben, und Graf ſind. Ein entfernter Verwandter ohne Kinder, der Conte Targeni in Toscana, iſt ohne Teſtament geſtorben, und Sie haben die nächſten unbeſtreitbarſten Anſprüche auf Rang und Titel! Hier ſind die ſchriftlichen Belege dazu."

Der arme Signor hörte den wohllautenden Satz nicht mehr ausdören; er war gleich nach der Million vom Stuhle und in Ohnmacht gefallen. Man mußte ihn auf den Tiſch neben die fertig ausgeſtellten Päſſe legen, die Halsbinde lockern, ſeine Stirn mit kaltem Waſſer waſchen, endlich, da nichts ihn ermunterte, ihm eine Doſis Schnupftabak einflößen, worauf er ins Leben zurückkehrte und heftig pruſtete.

Dann ergriff er die, ihn als Grafen und reichen Mann legitimirenden Actenstücke, warf weder auf den Gesandtschaftssecretair, noch auf den gutmüthigen Bekannten einen Blick und stürzte aus dem Hause. Der Bekannte theilte mit löblicher Bereitwilligkeit die frohe Botschaft seinen Kreisen mit, sie blieb aber dennoch vielen Personen unbekannt, so daß der Banquier aus einem der zwölf Stämme, als ich ihn einige Tage später vor einer Conditorei traf, noch nichts davon wußte. Eben wollte ich ihm die heitere Mähr erzählen, als wir durch eine auffallende Scene gestört wurden. Aus einem benachbarten Hausflur, in den ein Juwelierladen mündete, drang plötzlich ein Haufen neugieriger Menschen, und bildete draußen ein Spalier. Dann erschien ein Herr in feinster, nur etwas bunt colorirter Garderobe, wie sie gewöhnlich Parvenüs auszuwählen pflegen. Er trug, um seine kecke Weltverachtung anzudeuten, den Hut auf einem Ohre, klopfte mit einem zierlichen Stäbchen so herausfordernd, wie die Studenten des Mittelalters unter den Fenstern ihrer Gegner die Stoßdegen wetzten, seine Waden, blickte stolz um sich, und wurde von einem rabenschwarzen Mohrenknaben in blauer Livree begleitet. Unverkennbar war dieser Herr der neue Conte Targeni, der das Murmelthier und die weißen Mäuse mit dem jugendlichen Aethiopier vertauscht hatte.

Der Conte Targeni ging an uns vorüber, starrte uns vernehm in die Gesichter, zog aber weder den Hut, noch machte er das geringste Erkennungszeichen. Wir blieben Beide mit offenem Munde stehen, und erst nach einigen

Minuten konnte ich dem Banquier die seltsame, aber wahrhaftige Geschichte des Schicksalswechsels erzählen.

„Das ist stark," rief der Stammverwandte, „er mag Graf geworden sein, aber er muß mich doch kennen; noch vor vierzehn Tagen habe ich ihm einen Fünfthalerschein geschenkt!"

„Und ich habe gastlicher Weise für ihn fünf Silbergroschen für Portwein ausgegeben;" setzte ich hinzu. Aber Conte Targeni blieb stolzer Aristokrat, und sah sich nicht mehr nach uns, seinen Wohlthätern, um, ja wir waren in seinen Augen Alle nicht mehr auf Erden vorhanden. Jetzt lebt der Conte in Paris und noch vor kurzer Zeit hat ihn ein Freund im Bois de Boulogne gesehen. Das war der Weg von den weißen Mäusen zu einer Million.

VI.

Correspondenz.

Es waren schöne idyllische Zeiten für den Mann der Feder, als die Berliner Stadtpost noch in den Händen der Materialisten lag, und die Herren vom Syrupsfaß und Häringe die Correspondenz der Hauptstadt vermittelten. Die Menschheit zügelte damals den Drang zu brieflicher Mittheilung und muthwilliger Schreiberei, da das alte Verfahren der Briefsammlung nicht im sonderlichen Geruche der

Zuverläſſigkeit ſtand, und — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht unterſuchen — der Glaube verbreitet war, daß viele Briefe, den im Kampfe umſonſt verſchoſſenen Kugeln gleich, nicht an den rechten Mann gelangten. Ein Troſt für den Soldaten, ein Grund des Mißvergnügens für den Briefſteller. Die heutige muſterhaft organiſirte Stadtpoſt hat längſt den Zweiflern wieder Glauben an die Sicherheit der Beförderung eingeflößt. Es iſt, der mündlichen Sprache gleich, auch ein großer ſchriftlicher Verkehr unter den Berlinern entſtanden. Jeder weiß mit Beſtimmtheit, daß Alles, was er für ſeinen Nebenmenſchen dem willigen Papier anvertraut, auch in die richtigen Hände gelangt, und ſo kommt es, daß die Stadtpoſt ſich in zahlloſen Fällen zur Beförderung von Auseinanderſetzungen hergeben muß, welche Niemand gern von Angeſicht zu Angeſicht macht. Gewiß iſt unſere geſellſchaftliche Umgangsſprache nur deshalb ſo höflich, polirt und heuchleriſch geworden, weil die Billigkeit des Papiers, die Werthloſigkeit der Stahlfedern, das Vorhandenſein fertiger, und bereits mit Gummi beſtrichener Briefcouverts, die Menge der Briefkäſten und die Pünktlichkeit der Poſtboten, uns in den Stand ſetzten, mit leichter Mühe zu jeder Tageszeit unſäglich grob zu ſein. Die Stadtpoſt-Correſpondenz befähigt ſogar Jeden, der etwas auf dem Herzen trägt, ſeine Grobheit an ihre Adreſſe zu bringen, ohne die Wohlfahrt ſeiner Backen zu riskiren.

Von der Correſpondenz, die im Laufe eines Jahres in unſere Hände gelangt, betrachten wir daher zunächſt die Zuſendungen der Letztgenannten, maskirten Briefſteller. Jeder Schriftſteller, der ſeine Arbeiten in einer Form veröffentlicht,

welche die Verbeimlichung ſeines Namens ausſchließt, ihn alſo zu einer, in weiteren Kreiſen gekannten Perſönlichkeit macht, leidet, wie der polniſche Bauer an einem Inſect, an einer größeren oder kleineren Anzahl von unbekannten Correſpondenten. Wenn eine jahrelange Erfahrung und Beobachtung das Recht giebt, Hypotheſen aufzuſtellen, ſo gehen dieſe Briefſchreiber weſentlich aus jener Klaſſe unbeſchäftigter Menſchen hervor, welche ſich in allen großen Städten um ſo zahlreicher verfindet, je üppiger und comfortabler das leibliche und geiſtige Leben ſich in demſelben entwickelt hat. Die Fülle des Geblütes, die aus den Schwelgereien dieſer liebenswürdigen Perſonen entſteht, ihre nicht ſelten damit verbundene Hypochondrie, ein kleiner Ueberſchuß an Geiſteskräften, die ſich im Geſpräch nicht vollſtändig verbrauchen, auch wohl ein muthwilliger oder teufliſcher Kitzel, andere Menſchen zu beunruhigen, treibt ſie an, von Zeit zu Zeit ſich mit anonymen Briefen an bekannte Männer der Preſſe zu wenden. Bei der Schwäche alles Irdiſchen — der Erbſünde, wie die Herren Theologen es ausdrücken — ſind dieſe Mittheilungen nur ſelten von wohlwollender Beſchaffenheit. Gewöhnlich haben die ausgeſprochenen Anſichten des Journaliſten die Galle des unbekannten Briefſtellers gereizt, und er ſucht ſich nun brieflich des Ueberfluſſes derſelben zu entledigen. In dieſem Falle gebehrdet er ſich als Staatsanwalt des ſittlichen oder äſthetiſchen Bewußtſeins, und verarbeitet, zwar nicht gleich jenem gedeckt durch amtliche Würde, aber dafür hinter dem Schilde der Anonymität, ſeinen Inculpaten derzeitalt, daß dieſer ſich hinter ſein gutes Gewiſſen, als den beſten Vertheidiger gegen ſo übertriebene Anklagen

flüchten muß. Nicht selten züchtigt er den Journalisten noch durch ein besonderes Symptom von Verachtung und sendet das Schreiben unfrankirt ab. Immer aber entwickeln diese Correspondenten eine gewisse gentlemännische Würde. So traurig es oft mit ihren kraneologischen Verhältnissen und dem Zustande der Gehirnmasse aussehen mag; von ihren Ueberzeugungen sind sie durchdrungen. Man würde diese Unbekannten aber verläumden, verschwiege man, daß sich unter ihnen auch wohlwollende, selbst zärtliche Naturen befinden, die nur aus angeborener Bescheidenheit ihren Namen verschweigen. Letztere sind immer Socialphilosophen und denken über die Erleichterung des Schicksals der Stadtbewohner unausgesetzt nach. Die schlechte Behandlung der Wartekinder, die Errichtung eines Findelhauses, Beseitigung der offenen Rinnsteine durch eine großartige Canalisation, Anlage von Erleichterungsinstituten, u. dgl. m., pflegen ihre beliebtesten Themen zu sein. Auch glauben sie zuweilen wichtige Erfindungen in der Chemie gemacht zu haben, und legen sie dem Journalisten zur Begutachtung und Empfehlung vor, denn sie gehören zu seinen Freunden, und trauen ihm einen außerordentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu. Die gesammte Gruppe, die erbittersten Feinde mit eingerechnet, schreibt orthographisch richtig, und zeigt sich im Einklange mit den höheren Gesetzen der Stylistik. Sie besteht aus gebildeten Leuten, nur wirft fast immer irgend ein durchzufühlendes Unterleibsleiden, eine ausgesprochene Nervosität, einen Schlagschatten auf ihre Correspondenz. Bisweilen kommen auch schlagflüssige Handschriften mit großen, ins Weitläufige strebenden Buchstaben vor, Spuren

von Schreibekrampf, Tropfen aus fließenden Augen, oder verrätherische Spuren von Schnupftabak, anstatt des Streusandes. Ein Anonymus, den wir aus seiner Verhüllung einmal hervorlockten, trat bei seinem Besuche, als ein alter Herr in schwarzen Filzschuhen auf, war in einen Paletot und Pelz gehüllt, und trug rheumatisch katharrhalischer Affectionen wegen eine mit Katzenfell gefütterte Halsbinde. Dergleichen Originale sind der Pfahl im Fleische des Journalisten, auf daß ihm nicht zu wohl werde. Sie lassen sich nicht kurz abweisen, denn stets liegt in Allem, was sie schreiben, ein Anschein von Berechtigung. Nur ihre eigene Ueberzeugungstreue treibt sie in den meisten Fällen zur Correspondenz.

Von ihnen unterscheiden sich durchaus die veröffentlich getreuen Anonymi oder Anonymae. Es kann nicht fehlen, daß bei kritischen Besprechungen von Kunstgegenständen und Aufführungen, die Producenten, Virtuosen und Mimen manchmal Wahrheiten zu hören bekommen, die ihr Selbstgefühl verwunden. Ihr sittliches Bedürfniß wird dann rege, dem allzu aufrichtigen Kritiker Gleiches mit Gleichem zu vergelten, oder vielmehr, da gekränkte Eitelkeit das Maaß der Rache niemals glatt abstreicht, ein Hochgewitter von Zorn und Bosheit über seinem Haupte zu entladen. Für solche verletzten Gemüther ist die Stadtpost mit ihren amtlich gleichmäßigen Briefcouverts und Briefkästen eine wahre Wohlthat. Wie sicher und unantastbar halten sie sich in ihrer Anonymität, aber ach! der grenzenlose Unwille pflegt ihre Urtheilskraft stets so weit zu überwältigen, daß sie sich immer, bald durch Kleinigkeiten, bald durch die plumpsten

Wendungen verrathen, und vor dem Briefempfänger entlarvt dasteben. Für den vollkommen abgehärteten Journalisten sind dergleichen anonyme Briefe eine niemals versiegende Quelle der Beiustigung, und wir besitzen eine sorgfältig geordnete, und mit den muthmaßlichen Namen der Absender und Verfasser bezeichnete Sammlung, die wir zu heiteren Abenden zur geselligen Unterhaltung häufig preisgegeben haben.

Die verschiedenartige und fragmentarische Bildung der Absender bringt die auffallendsten Unterschiede hervor. Auf der tiefsten Stufe der Meinungsäußerung und satyrischen Replik stehen die weiblichen Mitglieder von Tanzgemeinschaften und ihre schriftstellernden Anbeter. Künstliche Wendungen der Schreibart sind ihnen ein Gräuel; sie ziehen die von der vaterländischen Markt- und Straßendiction fertig gebildeten Kraftausdrücke und energischen Schimpfwörter vor. Wer die unästhetische Fülle der weiblichen Beredsamkeit unseres Forums und die mündliche Schlagfertigkeit der hiesigen Knaben kennt, wird die weittragende Gewalt solcher literarischen Waffen nicht unterschätzen, und doch pflegen sie den Gekränkten oft noch nicht zu genügen. Dann nehmen sie zur Illustration ihre Zuflucht. Einsam gelegene Mauern und Zäune belehren uns, daß die Anfänge aller Malerei bis auf die natürlichen Hülfsmittel zurückzuführen sind, die dem jungen strebsamen Talente durch die Tinten des organischen Stoffwechsels geboten werden. Desselben naiven Mittels, um ihre handschriftliche Kostbarkeit durch ein frappantes Colorit verständlicher zu machen, bedienen sich gern die Verehrer der durch strenge Kritik beleidigten Tänzerin-

nen. Aber nicht genug, sie berüchtigen ihren Feind zum Ueberfluß noch aller der gräulichen Sünden, welche Juvenal und Martial in ihren Dichtungen verdammen, deren Kenntniß sie aber schwerlich nur dem literarischen Studium jener beiden römischen Dichter verdanken.

Das Schauspiel greift nie so tief. Die unausgesetzte Beschäftigung mit der Rede und resp. dem menschlichen Gedanken übt einen veredelnden Einfluß aus, und läßt selbst den sich sicher fühlenden Anonymus nicht unter den Wasserspiegel der Menschheit sinken. Der Mime kann sehr grob werden. Coulissenredensarten und anzügliche Verse aus Theater-Dichtern citiren, von dem niederträchtigen Charakter seines Scharfrichters reden, da dieser ja sonst den untadelhaften Künstler niemals scheel ansehen würde; vor Tätlichkeiten pflegt er sich zu hüten. Doch geht ein in seiner Tochter leidenschaftlicher „Vater einer Debütantin“ nicht selten weiter, als selbst dem schreibenden Anonymus erlaubt ist. Herren dieser Art verdächtigen den Gegenstand ihrer Polemik gern beginnenden Wahnsinns mit Gehirnerweichung.

Rührend sind die Herzensergießungen von Müttern und Tanten getadelter Künstlerinnen. „Einer für Viele“ ist die beliebte Unterschrift der ehrwürdigen Damen. Gegen Puncta und Kommata zeigen ihre Schriftstücke einen unüberwindlichen Abscheu. Am liebsten warnen sie den Kritiker, sich doch nicht um allen Credit beim Publikum zu bringen, und eine so geschätzte Künstlerin fernerhin zu tadeln, er solle vielmehr die scheu abnehmende Gunst seiner Leser durch reuige Umkehr und künftige Anbetung des Engels wieder zu gewinnen suchen. Auch wird wohl die mysteriöse Redensart

hinzugefügt, daß man in der Gesellschaft „allerlei über die Gegnerschaft des Kritikers munkle.“

Anonyme Briefe junger und feingebildeter Schwärmerinnen für irgend eine männliche oder weibliche Künstlergröße können die anmuthigste und erfreulichste Lectüre gewähren. Es sind drei bis vier dieser Art vorhanden, die an Handschrift, Styl und Gedankengang von der feinsten Bildung Zeugniß ablegen. Junge Damen aus der guten Gesellschaft sind unglaublich leicht durch ein hartes Wort gegen ihre heimlichen Ideale zu verletzen, aber sie übereilen sich nicht gern mit der Widerlegung oder Belehrung des Bütherichs. Der Brief wird lange stillschweigend in der Seele umhergetragen und muß zu einem kleinen Meisterwerke heranreifen.

Sehr saftige Briefe schreiben die unbekannt bleibenden Vertheidiger der Maler und Bildhauer; sie selber sind es natürlich niemals gewesen. Studium und Kritik werden von der genannten Künstlerklasse gern als eine Art Hämorrhoidalleiden angesehen, das sich mit schriftstellerischer Thätigkeit leidlich verträgt, den Künstler aber zu Grunde richten muß. Der anonyme Brief des bildenden Jüngers faßt daher den zu Beleidigenden gern als ein, jedes idealen Schwunges baares, durch unnütze Leierei und Grübelei obstruirtes Scheusal auf, das vermöge seiner daraus entstandenen Desorganisation die unbefangene öffentliche Meinung nur irreführen kann. Wunderlicher Weise rächen sie sich niemals durch beigelegte Carricaturen. Bei der hohen Meinung von ihren Talenten mögen sie glauben, sich durch ihre geniale individuelle Manier unfehlbar zu verrathen. Wenn

ſie zur Zeit des Tadels noch ſehr jung ſind, vergeſſen ſie ſich wohl ſo weit, dem Kritiker ſchriftlich mit Prügeln zu drohen, und verſammeln ſich nach Einbruch der Dunkelheit mit treuen Gefährten in Stadtgegenden, von welchen ſie mit äußerſter Beſtimmtheit wiſſen, daß ihr Kritiker ſie niemals beſucht, doch laſſen ſie weislich unter allen Altersgenoſſen in der Akademie laut werden, daß ſie ihm dort einen tüchtigen Denkzettel auszuwirken gedächten.

Aeußerſt ſelten kommt aus muſikaliſchen Kreiſen ein anonymes Schreiben. Die ausübenden Künſtler ſind im Ganzen durch ihre ſchwierige Laufbahn und das fortwährende Leben in einer launiſchen und roshaften Geſellſchaft abgeſtumpft gegen gelinderen Tadel. Kommt es ihnen zu arg, ſo ſuchen ſie Freunde, die ihren Handel öffentlich in der Tagespreſſe ausfechten. Die Familie iſt ſtark unter Muſikern und Sängern, ſo daß es etwas wie literariſche Blutrache a la Corſica bei ihnen giebt. Unter Sängern und Schauſpielern, vernehmlich unter den ſogenannten verkannten Genie's, kann es vorkommen, daß der auf das Haupt des unglücklichen Künſtlers ausgeſchüttete Tadel alles Maaß überſteigt und ihn in Berſerkerwuth verſetzt. Iſt gleichzeitig ſein natürliches Sprach- oder Geſangsorgan gefährdet, dann entſchließt er ſich zu einer entſcheidenden literariſchen That. Er verſchafft ſich mehrere Bogen Schreibpapier, borgt im Hauſe Stahlfedern und Tinte, und ſchreibt, eigentlich nicht einen Brief, ſondern eine umfangreiche Brochüre, die er mit ſeiner Namensunterſchrift verſehen, verſiegelt an den Gegner ſendet. Der muthige Mann weiß ſehr wohl, was er thut. Die maſſenhaft gehäuften Injurien ſind ſo ſtark, daß jeder

Andere, als eben ein nur mit der Feder kämpfender Journaliſt, ihn vor den ordentlichen Richter ſtellen würde. Der Künſtler iſt ſich dieſer Schuld ſehr wohl bewuſt, er ſagt ſich ferner, daß ſolche Beleidigungen hienieden nicht vergeben werden, aber er beabſichtigt damit nur, wenn er ſpäter abermals getadelt oder lächerlich gemacht wird, ſich einen Vorwand zu verſchaffen, und ſagen zu können: „Kein Wunder, daß dieſer Kerl gegen mich ſo erbittert iſt, wie habe ich dem gedient! von dem nimmt kein Hund mehr ein Stück Brot!“

Einen erfreulicheren Eindruck auf das menſchliche Gemüth macht die Correſpondenz mit aufgeſchlagenem Viſir; denn wer mit eingeſchloſſenem Helme in die Brieſchranken reitet, und Namen und Stand zu enthüllen Anſtand nimmt, nichts deſto weniger aber ſämmtliche Rechte der literariſchen Maskenfreiheit beanſprucht, macht ſich ſofort einer übelduftenden Perſönlichkeit verdächtig. Erfreut ſich der Journaliſt einiger Anlage zum Humor, ergötzt ihn, und ärgert ihn, nicht das Studium der Menſchen, ſo wird er in der offenen ehrlichen Correſpondenz eine nie verſiegende Quelle der Erquickung finden.

Wer die Briefſammlung mehrerer Jahre im Gedächtniß überfliegt, oder ſich doch wenigſtens aller eigenthümlichſten Schreiben erinnert, muß ſehr bald bemerken, daß der Mann der Preſſe ſich, gleich dem Hausarzte und Seelſorger, einen hohen Grad von Zutrauen bei gutgeartetten Mitmenſchen erwerben kann, welches er um ſo höher ſchätzen darf, als es nur der geiſtigen Perſönlichkeit geſchenkt und nicht durch Nebendinge, oder gar verwerfliche Mittel erworben wird. Es

ſteckt noch immer eine unglaubliche Menge von Naivetät in der heutigen Geſellſchaft, und jene angeknöpfte Individualität, die den europäiſchen Politikern ſo viel zu ſchaffen macht, gehört durchaus zu den Ausnahmen unſerer denkenden Gattung. Dem Menſchen iſt das Bedürfniß angeboren, ſich mündlich, oder aber ſchriftlich unumwunden mitzutheilen, wo er ein gaſtliches Ohr und Auge antrifft.

Jeder Tag bringt ein anderes Schreiben, aber alle ſtimmen darin überein, daß ſie von dem Naturpreſen ausgehen, entweder auf den Einzelnen oder auf die weite Oeffentlichkeit einzuwirken, und wäre es auch nur des weitlichen Vortheils wegen. Eben kommt ein Schreiben von einem Gentleman, der ein dickleibiges, und wenn das gelehrte Geſpräch im Winkel des Kaffeehauſes, wo Nachmittags um 4 Uhr die Spötter ſitzen, die Wahrheit ſagt, etwas langweiliges, und zum Ueberfluß geiſtleres Buch geſchrieben hat. Fünf und zwanzig Jahre lang habe ich den erwähnten Schriftſteller höchſtens in halber Schuhweite auf der Straße geſehen, aber niemals gegrüßt, weil ich das Zartgefühl eines ſo hochgeſtellten Mannes nicht dadurch kränken wollte, einen Menſchen, der nichts iſt, als Schriftſteller, wieder grüßen zu müſſen. Nie habe ich mich ſchwerer in einer Perſon geirrt: man kann kein tieferes Gefühl, kein beſſeres Gedächtniß haben, als dieſer Gentleman, und wenn er auch von beiden Eigenſchaften während fünf und zwanzig Jahren keine Nutzanwendung macht. Dafür erinnert er ſich jetzt ganz unerwartet, daß er einſt auf der Bank vor mir im Collegium geſeſſen, und gleichfalls Boeckh's griechiſche Literaturgeſchichte gehört habe. Er ruft mit Pathos mein Gefühl der Verehrung

für dieſen berühmten Gelehrten wach, er betheuert, daß ſelbiges ein ſtarkes, vielleicht ſogar das ſtärkſte Band zwiſchen Gleichgeſinnten ſei, auf Grund deſſelben nennt er ſich noch nach Verlauf eines Menſchenalters „meinen Freund“, und ſendet mir als Erkennungsdokument ſein Buch. Sollte ich durch daſſelbe angeſpornt werden, in öffentlichen Organen etwas Lobendes darüber zu ſagen, ſo möchte ich mich durchaus nicht davon abhalten laſſen; er werde es nur als Beweis der Erwiederung ſeiner liebevollen Empfindungen anſehen, da er von Eitelkeit und Ruhmbegier in ſeiner Seele nichts vorfinde.

In einem kaufmänniſch ſtyliſirten Schreiben ladet „ein Abonnent ſeit Beſtehen des Blattes“ den Redacteur ein, ſich für die Anlage einer Poudrettenfabrik zu intereſſiren, die im Werden begriffen ſei. Der Briefſteller ſieht die Sache vom philoſophiſchen Standpunkte an, und meint, daß jeder Begründer einer Poudrettenfabrik dem Naturprozeß in die Hände, ja, ihm eigentlich vorarbeite, inſofern er die vorhandenen verwerflichen Stoffe umbilde und einer angemeſſenen Benutzung durch die organiſchen Kräfte des Erdballs wieder zuführe. Der geiſtvolle Herr geht noch weiter, er glaubt nicht unbeſcheiden zu ſein, wenn er den Poudrettenfabrikanten an die Seite des Dichters ſtelle, obwohl Letzterer eigentlich nur „neben dem Könige ſtehen und mit ihm geben“ ſolle. Veredle doch auch jener Fabrikant das Gemeine im Daſein und erhebe es auf eine höhere Stufe; indem er mitten unter den materiellſten, man dürfte ſelbſt behaupten: den niedrigſten, unſauberſten Gegenſtänden, mit voller Sehnſucht nach Läuterung und züchtiger Neutraliſation ſtrebe,

durch den ſchnöden ſcharfen Chemismus bis zum ſanften Organismus verdringe, trete er als Idealiſt auf, und habe als ſolcher wohl einige Anſprüche darauf, von der kritiſchen Preſſe anerkannt, oder wenigſtens liebevoll beachtet zu werden. Zum Dank erbiete er ſich, durch ſeine Untergebenen die Objekte der Reclame zur Zeit, wenn nur das Auge des Mondes, des Einbrechers und Nachtwächters offen ſteht, unentgeltlich abholen zu laſſen, nur müſſe er in Ergebenheit und warmer Anerkennung der ſchriftſtelleriſchen Talente des Redacteurs um Auskunft bitten, wo bei Nacht der Schlüſſel — des Quartiers aufbewahrt werde. Alles das iſt zwar etwas geſchäftlicher, als es hier wieder erzählt wird, aber doch ſo artig und ſittſam dargeſtellt, daß man anfangs zu glauben geneigt iſt, es handle ſich um Myrthen und Veilchen.

„Wo wohnt er?“ fragt ein Correſpondent aus Stettin. Der Herr, welcher dieſe Frage an uns richtet, ſcheint eine Natur von großartigſter Zutraulichkeit zu ſein, aber nicht von den glänzendſten Geiſteskräften. Ihm lebt in Berlin ein Feind aus Gründen, die er weiter nicht angiebt, und die Wohnung dieſes Feindes ſollt' ihr ihm verrathen. Bei eurer Lokalkenntniß müßt ihr natürlich die Straße und Hausnummer jedes Berliners a priori kennen! Aus der Handſchrift ſpricht eine gereizte Stimmung des Gemüthes, ſie iſt die Signatur eines Mannes, der nur zur Feder greift, wie ein weiſer Fürſt zum Schwerte, wenn es die Vertheidigung der heiligſten Intereſſen gilt. Wie aber dergleichen weiſe Fürſten grade, wenn der Augenblick es erheiſcht, ſich meiſtens nicht im Stande der Gegenwehr und erkenntlichen Ausrüſtung

befinden, läßt auch die Handschrift des Correspondenten viel zu wünschen übrig — eine Klaue im bewaffneten Frieden! Was hat er gethan? wie viel ist er ihm schuldig? Er sagt es nicht, als sparsamer Mann wendet er sich nicht an einen Rechtsanwalt, oder die Behörde, er bedient sich des Journalisten als Cicerone, und bittet ihn liebevoll, ihm im Briefkasten der Zeitung, aber schon in der nächsten Nummer, Bescheid zu ertheilen, denn die Sache erleide keinen Aufschub, und er — natürlich unterdrücken wir den uns mitgetheilten Namen — könne in jedem Augenblick sich von Berlin entfernen, er sei der Mann dazu! Vor einem Jahre sandte der Gönner eines jungen Tragikers das Manuskript seines ersten Versuchs ein. Herr v. K. kannte euch — leider sagte er nicht woher — als einen der bereitwilligsten und freundlichsten Menschen, auf Grund dieser Kenntniß muthete er euch daher mehrere starke Sachen zu. Das Packet sollte von der Post abgeholt werden, und blieb, da die Entfernung von eurer Wohnung etwa eine halbe geographische Meile beträgt, mehrere Tage auf der Expedition liegen, was einen Mahnbrief der Behörde und die Zahlung einiger Groschen Strafsagergeld, dann aber die Anfertigung einer submissesten Eingabe von eurer Seite zur Folge hatte, das Packet durch den Postwagen hinauszuschicken. Demnächst setzte der Gönner, da die Tragödie über alle kritischen Zweifel erhaben scheine, mit wohlwollender Wendung voraus, ihr würdet die Vermittelung zwischen dem Dichter und der General-Intendantur übernehmen, die Aufführung beeilen, und auf ein recht hohes Honorar dringen. Herr v. K. fand diese Form am passendsten, da sein junger Genius, als

echter Dichter, zu hoch stehe, und ganz unfähig sei, die irdischen Alltäglichkeiten praktisch zu behandeln. Minder begabte, nur schlechtweg weltkluge Naturen, seien deshalb verpflichtet, für den Genius einzutreten und ihm einen Theil ihrer Zeit zu opfern. Später, nach der Aufführung, werde der Dichter aus seinem Dunkel hervortreten und für die geleisteten Dienste schriftlich Dank sagen. Die cordialen Ansprüche dieses gemüthlichen Gönners wurden durch das System des Fabius Cunctator gebührend heruntergestimmt. Da ihm standhaft alle Antwort verweigert wurde, sah er sich zuletzt genöthigt, den Hauslaufer eines Hotels als Emissär auszusenden und das Manuscript abholen zu lassen. Doch war die literarische Verbindung nicht ohne Nutzen für ihn und den Genius gewesen, da der Journalist das Manuscript mit den zum Verständniß nothwendigen Interpunctionszeichen versehen hatte.

Wie naiv und liebenswürdig ist der Brief dieser Dame. Sie schreibt vier von Bewunderung triefende Zeilen mit einem Klecks als Zugabe, den sie höchst unbefangen gleich nach seiner Production mit dem Fingerchen ausgewischt hat. Wir sind nicht so frech, uns Auszüge aus ihrem Schreiben zu gestatten, aber die schließliche Demüthigung des armen Journalisten darf nicht verschwiegen werden. Die Dame theilt ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit ganz verschämt mit, wie auch sie schriftstellere und pseudonym schon mehrere Beiträge zum Meßkatalog geliefert habe, und wie ihre Freunde eine frappante Aehnlichkeit zwischen ihrer und der Schreibart des Journalisten entdecken wollen. Da die Fassung des Briefes aber mancherlei zu wünschen übrig läßt,

kann ſich Letzterer durch das Gutachten der Freunde nicht ſonderlich geſchmeichelt fühlen.

Bald darauf erhält er die heroiſche Aufforderung eines, um die Bildung ihres Geſchlechts beſorgten und bekümmerten Frauenzimmers, zur Gründung einer Zeitſchrift für das ſchöne Geſchlecht. Das edle Weib giebt ſich als Virago zu erkennen, leugnet aber nicht den Beſitz einer Tochter, welche man, gewiſſer Andeutungen wegen, reiflich überlegte Heirathsgedanken zutrauen darf. Die alte Schöne iſt unzufrieden mit der Publicität, weil ſie in ihren Leitartikeln und der Faſſung der ſonſtigen Politika auf den Damengeſchmack weiter keine Rückſicht nimmt, vielmehr die Zeitungen, wie alle Staatsgeietze, lediglich für das ſtarke Geſchlecht einrichtet. Ihren Schweſtern und Freundinnen traut ſie aber genug Gaben zu, um auch die ernſthafteſten Abſchnitte der Blätter zu leſen, falls wohlgeſinnte Schriftſteller ſich zu einer gefälligeren Bearbeitung derſelben entſchließen wollten. Sie ſtellt ſich die projectirte politiſche Frauenzeitung als eine überzuckerte Pomeranze vor, die an ſich, eine bittere, holzige Frucht, durch den Zuckerüberzug ſo weit gemildert werde, daß ſie ſich kauen laſſe und jedem ſchwächlichen Magen ſogar erſprießliche Dienſte leiſte. Nach einer gründlichen Auseinanderſetzung alles deſſen, was ſie nicht wolle, fügt ſie noch ein Poſtſcriptum hinzu, mit der Angabe deſſen, was ſie wirklich will. „Miethen Sie mir,“ ſchreibt ſie mit dictatoriſchem Schwunge der Feder, „eine Wohnung in der Nähe des Gensdarmenmarktes, drei Zimmer mit einem Balcon, jedoch muß ſie zwei Ausgänge haben, und der Preis für den Monat darf nicht zehn Thaler überſteigen. Am

15. huj. denke ich mit meiner Tochter in Berlin einzutreffen. Das Handgeld für den Wirth legen Sie wohl aus, auch schreibe ich Ihnen noch genauer, wenn ich abreise, da ich Sie schon auf dem Bahnhof zu sehen hoffe." Der Name der zartfühlenden Frau ist so wenig zu entziffern, als die seltsamen hieroglyphischen Zeichen, welche einflußreiche Beamte unter gefährliche Actenstücke dahin setzen, wo ihre Namen stehen sollten, doch erräth man ihren Stand: sie hat unterzeichnet: „Rittmeisterin z. D."

An einem Bußtage langte der Brief des Herrn und Rentiers an, der für kleine Knaben, die sich gern auf der Straße umhertreiben, Murmel spielen, Pfannkuchen stehlen, Leute überrennen, an den Wohnungsklingeln ziehen, Hunde in den Schwanz kneifen und sich auf andere Weise für das öffentliche Wohl aufopfern, endlich etwas thun will. Der Herr schreibt mit steifen Buchstaben und frampfiger Hand auf Bleifederlinien, und betheuert, daß er sich als Mitglied des christlichen Staates fühle, aber leider wohl einsehe, wie wenig dieser noch immer für die Erziehung und Besserung der Jugend sorge. Am letzten Sonntage sei er zufällig Zeuge gewesen, als ein ältlicher Bürgersmann einen kleinen Knaben, der ihm die Scheiben der Werkstatt mit Steinen eingeworfen, ergriffen, und mit dem Spannriemen scharf gezüchtigt habe. Sobald der Bürgersmann den Kleinen losgelassen, habe dieser sich zwar erst entfernt, dann aber, augenscheinlich durch solche barbarische Behandlung empört, nach dem Unmenschen mit daliegenden Marktabfällen geworfen. Jetzt sei es dem Correspondenten wie Schuppen von den Augen gefallen. Nicht Prügel mit dem Spannriemen,

nein, Liebe, nur Liebe eigne ſich für die Behandlung des heranwachſenden Menſchen. Der Spannriemen, ein Werkzeug, das überhaupt in der Pädagogik eine größere Rolle ſpiele, als ſelbſt Männer vom Fach ſich träumen ließen, verwildere die Jugend; die Liebe müſſen ihre Sitten ſänftigen und ihnen die Unart in verwerflichem Lichte erſcheinen laſſen. Er fragt daher, ob es nicht paſſend ſei, eine Aſſociation behufs chriſtlicher Vorleſungen an Sonntagnachmittagen zu bilden und die geſchätzte Gaſſenjugend Berlins durch Bekanntmachungen an den Littfaß'ſchen Zettelſäulen dazu einzuladen. Zugleich möchte es wohl zweckmäßig ſein, zur Unterſtützung des barmherzigen Werkes den Magiſtrat von Berlin um Anweiſung einer runden Summe anzugehen, für deren Zinſen moraliſche Bilderbücher zur Vertheilung an die talentvollſten Beſucher der Vorleſungen angekauft werden ſollen. Der Correſpondent fordert den Redacteur zum Entwurf dieſer Eingabe auf, ladet ihn am folgenden Tage zum Kaffee in ſeine Wohnung auf der Pankower Chauſſee in der Nähe des Chauſſeehauſes ein, und legt vorläufig einen Thaler als Beitrag für den künftigen moraliſchen Bilderbücher-Fonds bei.

Wenn das Herz des Journaliſten durch die ergreifende Beſchreibung der Leiden kleiner Knaben heftig erſchüttert wird, ſo erheitert ihn unfehlbar der nächſte Brief. Er ſteckt in einem glacirten, roſenfarben gefütterten Couvert und athmet unheimlichen Wohlgeruch. Mit fabelhaften Krähenfüßen ſieht er ſich von Iſolda Mäuſebrecher morgen nach Potsdam eingeladen. Die Holde giebt ein Concert in dieſer benachbarten Reſidenz, weil es ihr in Berlin, aller erdenk-

lichen Anſtrengungen ungeachtet, nicht möglich geweſen ſei, zum öffentlichen Singen zu gelangen. Sie ſchickt ein Billet zum Saale und hofft den Redacteur in ihrem Concert zu ſehen. So weit erſtreckt ſich die Liebenswürdigkeit der Sache, allein ſie ſtreift an's Tragikomiſche, wenn zwei Tage darauf ein Vetter der Fiolda Mäuſebrecher der Köchin und dem Hausmädchen des Redacteurs auf dem Hausflur eine Scene macht, weil ihr Herr nicht — mitten in der Saiſon und Arbeit — für ſein Geld — einen halben Tag geopfert — und zu Fioldens Concert nach Potsdam gefahren ſei.

Als die Potichinomanie noch in Blüthe ſtand, entwickelte ſich in dieſem Fache ein umfangreicher Briefwechſel; dieſe Kunſt iſt heute faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen. Aber die Klebeſucht ſchlummert niemals in der Menſchheit; fortwährend veranlaßt dieſe wunderliche Leidenſchaft zu neuen Erfindungen. Ein Correſpondent ſchreibt, daß er ein Verfahren entdeckt habe, allerlei farbige, goldene und ſilberne Bilder oder Muſter ſo feſt auf Glas und Porzellan, nota bene „ohne Feuer", zu übertragen, daß die Verzierungen niemals wieder losgingen. Hoffentlich habe der Redacteur ein Trinkglas oder eine Taſſe in der Nähe, der glückliche Entdecker ſende ihm daher ein Fläſchchen Kleberflüſſigkeit, einige Muſter und die nöthige gedruckte Gebrauchsanweiſung. Er glaube, unſer geſammtes häusliches Leben müſſe künftig, wenigſtens ſo weit es mit Geſchirr zuſammenhänge, durch ſein Verfahren umgewandelt werden, und bitte um öffentliche Empfehlung deſſelben.

So ergötzen die mannigfaltigſten heiteren Zumuthungen und Bekenntniſſe die Mußeſtunden des Journaliſten, zu-

weilen erhält er aber ſelbſt eine geſchäftliche Beſtellung. Ein Händler mit Brennmaterialien wendet ſich vertrauensvoll an ihn, räumt ein, daß ſeine Feder ihm wohlgefalle, und er ihn gern in Nahrung ſetzen wolle. Sein Geſchäft gehe gut genug, heute müſſe man aber etwas Uebriges für ſich thun. Die Welt höre mehr auf lautes Geſchrei, als auf ſtilles Verdienſt, und deshalb glaube er, daß auch der Verkauf von Brennholz, Stein- und Braunkohlen, einige Reclame verdiene. „Ich wollte Sie bitten," ſchreibt der wackere Mann, „mir ein Heizbüchlein zu verfaſſen. Sie beſchreiben in blühender Sprache meine Hölzer, vom Buchenholz an, bis auf den kleinenen Knüppel herunter, dann folgen Kohlen und Torf, und eine kleine Abhandlung über die beſte Ofenconſtruction und die luftdicht verſchloſſenen Ofenthüren macht den Beſchluß. Morgen werde ich Sie perſönlich beſuchen und das Nähere mit Ihnen über das Heizbüchlein verabreden."

VII.

Randgloſſen zu civilehelichen Debatten.

Die für alle vorurtheilsfreien Naturen ſo erheiternden geſelligen Unterhaltungen im Herrenhauſe über Eherecht und Civilehe, werden nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit vieler Perſonen auf Heirathszuſtände überhaupt zu richten, und ſie

zu Betrachtungen über die moderne Gestaltung eines gesellschaftlichen Verhältnisses zu veranlassen, das selbst den ausgesprochenen Weiberfeind, und wäre es auch nur in Bezug auf seine geehrten Eltern, nahe genug berührt. Zunächst muß es jeden, seit vielen Jahren verheiratheten Mann, jeden mit Kindern gesegneten Familienvater, jeden mit dem Wohl und Weh des Ehestandes vertrauten Hausherrn im höchsten Grade belustigen, wenn er von dem Zuschauerraume auf die Tribüne der erwähnten ehrwürdigen Corporation hinabblickt und wahrnimmt, daß mehrere der eifrigsten Redner, gleichviel ob für, oder wider die facultative, obligatorische oder Noth-Civilehe, von dem eigentlichen Gegenstande der Verhandlungen, der Ehe selber, als notorische Junggesellen, gar nichts wissen, und der stenographischen Aufzeichnung und archivarischen Aufbewahrung ihrer ausgesprochenen Ansichten ungeachtet, von diesem unstreitig sehr merkwürdigen Zustande, wie der Blinde von der Farbe und der Taube von den Tonarten, in Gegenwart des gesammten lesenden und hörenden Landes reden. Eine Vermessenheit dieser Art würde sich allenfalls entschuldigen lassen, wenn die erwähnten Redner in Ehesachen etwa noch zu ihrer Rechtfertigung die schöne Eigenschaft der Jugend anführen könnten, wer jedoch von den Logen aus die nach Mailänder Haarbalsam, Dupuytrens Dreithalerpomade und Eau de Lob lechzenden Platten unserer Pairs in Augenschein genommen, und namentlich die unverehelichten Wortführer einer genaueren kritischen Prüfung unterworfen hat, wird alle anderen Entschuldigungen eher, als die der Jugend und Unreife, für die Hinfälligkeit ihren Offensive oder Defensive gelten lassen.

Gewiß erlauben wir uns nicht, an der höheren Einsicht einer Elite der preußischen Bevölkerung, an der Gelehrsamkeit, wenigstens einer Fraction des Herrenhauses zu zweifeln, aber zu allen Zeiten hat jeder weise Monarch, jede vorsichtige Behörde, bei wichtigen Neuerungen, den meisten Nachdruck auf das Urtheil der Sachverständigen gelegt und die endliche Entscheidung meistens davon abhängig gemacht. Unstreitig wird es nun in Betracht der Ueberreife der Mehrzahl jener würdigen Herren dahingestellt bleiben müssen, inwiefern sie überhaupt noch als Sachverständige in jener wichtigen Angelegenheit des Lebens zu betrachten sind, bei welcher vernünftige Eltern gar oft ihren Kindern den vollkommen freien Willen und die ungehinderte Wahl lassen. Der Staat befindet sich bei seiner strengen Beobachtung der constitutionellen Formen gerade bei der beabsichtigten Einführung der civilehelichen Neuerung aber in der unsäglich mißlichen Lage, seine wohlwollenden Absichten von einer Corporation abhängig gemacht zu sehen, welche die in dem vorliegenden Falle so wichtigen Regungen des Instinktes und Gefühles im Ganzen vollständig überlebt hat. Derselbe Staat, der durch die Berufung von Geschworenen, also von Laien in der Rechtsgelehrsamkeit, bei allen Sachen, in denen es sich um Kopf und Kragen handelt, anzeigt, daß er dem gesunden Menschengefühl vollkommenes Vertrauen schenkt, muß sich in einer der wichtigsten Fragen für das Wohl der preußischen Nation von einer Anzahl alter Herren meistern lassen, die in allen solchen ehelichen Angelegenheiten wahrlich als „Geschworene", entweder vom Staatsanwalte, oder vom Vertheidiger zurückgewiesen werden würden.

Sehen wir uns die ungünstig gestimmte Versammlung noch näher an, so entdecken wir ferner eine gewisse Anzahl von Gentlemen, die allerdings im Stande der Ehe leben, aber leider durch eigene Schuld und ungebührliche häusliche Führung längst in eine derartige Abhängigkeit, ja absolute Unterthänigkeit der Frau Gemahlin gegenüber gerathen sind, daß Gutachten und Abstimmung ihnen vom häuslichen Heerde aus dictirt erscheint, und als männlicher Ausspruch und Entscheid gar nicht mehr betrachtet werden kann. Wenn, um nur ein ganz allgemeines Beispiel anzuführen, ein greiser Pair durch seine Neigung zum Weingenuß, in die Knechtschaft seiner, die Kellerschlüssel führenden Gattin gerathen ist, und die größere oder geringere Verdünnung seiner täglichen Rationen in den nächsten vier Wochen von der Beschaffenheit seines Betums abhängig sieht, so werden wir unstreitig diesen tiefgedachteren Bacchanten nicht mehr für einen, in dieser Regierungsvorlage stimmberechtigten Pair halten dürfen.

Weiterhin entdecken wir ein Häuflein von Theilnehmern an der Debatte, welche sich in jüngeren Jahren nicht nur weislich davor gehütet haben, den Kopf in die Schlinge der Ehe zu stecken, sondern auch einen tiefen Abscheu vor der stillen Häuslichkeit, diesem Segen des Verbandes von Mann und Weib, im Herzen hegen, und unmittelbar nachdem der liebe Gott die Sonne hat untergehen lassen, den Hut in den Nacken drücken und die Hand nach dem Stocke ausstrecken, um den Club, mit seiner Flasche, Cigarre und Spielpartie aufzusuchen. Die alten Mönchslateiner haben gesagt: mulier taceat in ecclesia, wir würden aber wohl

unſere armen Frauen, wenn ſie der römiſchen Sprache mächtig wären, dieſen Satz zur Zurechtweiſung alter und durſtiger unverehelichter Pairs umgeſtalten?

Angeſichts des Eheſtandes handelt es ſich hier um einen gehörigen Competenz-Conflikt, und wir können beſonders den Frauen, welche ſich ohnehin ſchon bitter genug beklagen, daß alle, auch ihre Intereſſen berührenden Geſetze, ohne ſie verfertigt werden, keineswegs ihren Zorn verübeln, wenn ſie in Betreff der Ehe, bei der ſie doch unzweifelhaft ein gar ernſtliches Wort mitzureden haben, eine Anzahl vornehmer Staatsbürger ſich der Entſcheidung bemächtigen ſehen, welchen vom Standpunkt vernünftiger und geſunder Mädchen und Frauen aus, der Beiname „Männer“ bereits mit Rechtsgründen nachdrücklich beſtritten werden kann. Dergleichen mag anſcheinend hart klingen und von der parlamentariſchen Tribüne aus nicht wohl geſagt werden können, allein dem Journaliſten muß wenigſtens vergönnt bleiben, zum Beſten aller Eheſtands-Candidaten und Candidatinnen ein aufrichtiges und wohlgeſinntes Wort zu reden.

An mehreren Herren von Rang und Anſehen, die mit ſalbungsvollem Kopfnicken den erbaulichen Betrachtungen und Citaten der geiſtvollen Vorredner zuhören, und ſich doch durch die Form der Ehe ſo wenig befriedigt fühlen, daß ſie Erſatz in Hülfseinrichtungen ſuchen, ja ſelbſt Ballettänzerinnen zu Geſpielinnen ihrer reiferen Mannesjahre wählen, iſt zu unſerem gerechten Kummer als Ehegatte und Vater heranwachſender Töchter, gleichfalls kein Mangel, ein ſittlicher und parlamentariſcher Uebelſtand, den die freiſinnige Preſſe noch nicht genügend beleuchtet hat. Auch dürfen wir

nicht hoffen, daß dieses gesellschaftliche Gebresten bei dem Mangel eines redseligen und zu persönlichen Anspielungen geneigten Mitgliedes im Herrenhause, nach dem Vorbilde des Abgeordneten für Hagen am Dönhofsplatze, ernstlich zur Sprache gebracht wird.

Wir könnten ferner mit Bestimmtheit noch andere Pairs bezeichnen, welche durch den, ihnen viele Jahre hindurch niemals streitig gemachten Besitz unliebenswürdiger Fräulein Töchter, überhaupt eine düstere Ansicht von Heirath und Ehe gewonnen haben, und im Allgemeinen gar nicht gern davon reden hören mögen, im Besonderen aber die Ehe aus einer Rosenfessel in eine schwere eiserne Kette umgestalten wollen.

Es stellt sich nach diesen Andeutungen heraus, daß die große Majorität aus Gleichgültigen oder Unzufriedenen mit der Ehe besteht, und wir auf die Ansichten unserer Pairs nicht allzuviel geben dürfen. Wir stellen uns vielmehr, hinsichtlich dieser Vorlage ganz auf Seiten des Gouvernements und seiner bei Gelegenheit der bekannten Militair-Reformen geäußerten Philosophie. Wie der alte ausgediente, oder schon frühzeitig ganz ausrangirte Civilist dem aktiven Militair nicht in das Wort fallen, und bei Aenderungen mitreden darf, von denen er nicht das Mindeste versteht, so sollte auch der Billigkeit gemäß das Herrenhaus sich jeder Meinungsäußerung in einem Gebiete enthalten, auf welchem seine Mitglieder kaum noch als Armeereserve, höchstens als Landsturm, oder auch nur als Train angesehen werden können.

Wenngleich wir uns nicht unter die Schwärmer für das

Haus der Landboten rechnen können, müssen wir ihm aus vielen Gründen doch eine ungleich größere Berechtigung einräumen, über die betreffende Regierungsvorlage zu berathen. Wir kennen erstens eine erfreuliche Anzahl von Vätern schöner und liebenswürdiger Töchter, denen selbstverständlich viel daran gelegen sein muß, sie gut zu verheirathen, und das geschlossene Ehebündniß vor dem ordentlichen Richter im Baarpunkte niet- und nagelfest zu machen, zweitens nicht wenige würdige Landboten, die in glücklicher Ehe leben, also dieses schöne Institut mit wohlwollenderem Auge zu betrachten geneigt sind. Junggesellen und Wittwer sind unter ihnen weit spärlicher vertreten, wie sie denn auch schon durch ihre verwaltend bürgerliche Lebensstellung daran verhindert werden, Surrogate für die Ehe zu suchen, und eine ächt türkische Wirthschaft zu führen.

Es mangelt selbst unter den Herren Abgeordneten nicht an einzelnen mannhaften Jünglingen, welche die parlamentarische Saison nach dem Schlusse der täglichen Sitzungen dazu ausbeuten, ein wenig auf Freiersfüßen zu gehen; sicherlich die schönste Empfehlung für einen jungen Abgeordneten, der sich vom Präsidenten das Wort in der Discussion der Civilehe erbittet. Die Landboten haben ferner schon unter dem vorigen, wenn auch etwas reaktionären Ministerium, das bekanntlich mit ungemeiner Vorliebe in ihrer Mitte verweilte, und ihnen so viele beherzigenswerthe Lehren in scherzhafter und ernsthafter Form ertheilte, an dem Herrn Minister-Präsidenten und dem Herrn Cultusminister die trefflichsten Vorbilder eines tugendhaften ehelichen Lebens genossen. Sie beweisen uns endlich durch zahlreiche Ab-

ſtecher in die Heimath und gern verlängerte Ausbeutung der Parlamenteferien, wie wohl ſie ſich daheim im Schooße der Familie fühlen. Wir würden mithin Unrecht thun, wollten wir ihnen nicht unbedingtes Vertrauen ſchenken, wo es ſich um die endliche Ordnung der preußiſchen Ehegeſetzgebung, der erſehnten Löſung aller Schwierigkeiten zwiſchen Staat und Kirche handelt.

Wahrſcheinlich wird aber ein Reſt beharrlicher Principienreiter, nachdem das Ehegeſetz ſo oft durch die Kammern gepeitſcht worden, ſich noch nicht beruhigt fühlen und auf anderweitige Abhülfe ſinnen. Im Sinne dieſer Herren erlauben wir uns, dem verehrten Miniſterium einen Vorſchlag zu machen, den wir eingeſtandener Maßen zwar nicht durch Sätze aus der Verfaſſung rechtfertigen können, der ſogar von Conſtitutionellen reinſten Waſſers als ganz verfaſſungswidrig geſcholten werden dürfte, der aber in Zeiten der Noth, wie manche frühere Maßregel ähnlicher Art, durchgehen und ſich vorausſichtlich den Beifall der Nation erwerben wird. Ein kühnes Vorſchreiten des Miniſteriums mag aber um ſo mehr gerechtfertigt ſein, als ein Verantwortlichkeits-Geſetz noch nicht vorliegt, und die Periode der „rettenden Thaten“ bis dahin nicht abgeſchloſſen erſcheint. Gleichzeitig würden die Männer, welche beim Beginn der Regentſchaft unter ſo großer Acclamation ihre Aemter übernommen haben, dem abgeſtandenen Miniſterio ein Paroli biegen, und ihre nicht furchtſamen Vorgänger unfehlbar durch die neue parlamentariſche Schöpfung verdunkeln.

Für alle Berathungen nämlich, welche den Eheſtand und das Familienleben, die Elemente der Kindererziehung und

die Regulative berühren, wolle das Ministerium, im Gegensatze zum Herrenhause, eine dritte Kammer, das sogenannte Damenhaus berufen. Wir denken uns darunter aber keineswegs eine lebenslänglich berufene, durch irgend welche Anciennetätsrechte befugte Versammlung in reifen und reifsten Jahren, vielmehr analog dem Abgeordnetenhause, eine Auswahl, aber nicht wie dort der redefertigsten, witzigsten, dreistesten politischen Personen, sondern junger und hübscher, mit gutgearteten Kindern versehener, und mit ihren Ehemännern glücklich lebender Frauen. Ueber das betreffende Wahlgesetz, und in wie fern durch Urwählerinnen und Wahlfrauen, erlauben wir uns aus Bescheidenheit keine Andeutungen. Wahrscheinlich wird sich auch über diesen Punkt, wie über das bestehende Wahlgesetz männlichen Geschlechtes, irgend eine Andeutung in den Werken des Aristoteles finden. Unter allen Umständen würde aber die Volksthümlichkeit dieser dritten Kammer gesichert sein, wenn der Nachweis eigener Haare und Zähne dem Auftreten der Candidatinnen vorangehen müßte, auch das Alter zur Wahlberechtigung nicht allzu hoch gegriffen würde. Es wäre nicht unumgänglich nothwendig, daß unser Damenhaus alljährlich in Berlin zusammenkäme und eine bestimmte Zeit hindurch tagte. Die Mitglieder könnten in den nothwendigen Fällen leicht binnen wenigen Wochen zusammenberufen, und ihnen die Vorlagen zur Berathung und Abstimmung vorgelegt werden. Die Hauptstadt selbst scheint uns als Versammlungsort nicht empfehlenswerth, und man hätte bei der Bestimmung vorzüglich Städte mit Garnisonen zu vermeiden, obgleich wir eigentliche Conflikte mit weiblichen Civilper-

sonen nicht fürchten. Nur bei Gelegenheit eines etwaigen Kammerballes mag durch einen Paragraphen der Geschäftsordnung genehmigt werden, tanzende Verstärkung aus den benachbarten Ortschaften heranzuziehen. Einen guten Conditor darf der erwähnte Ort aber schlechterdings nicht entbehren. Die Ausarbeitung der Geschäftsordnung wird, davon sind wir vorher überzeugt, von ungemeinen Schwierigkeiten begleitet sein, und vorzüglich die Präcisirung der Paragraphen über das Reden vom Platz und die persönlichen Bemerkungen, Ursache lebhafter Debatten werden; da jedoch die eigentlichen „alten Weiber“ hier ganz ausgeschlossen sind, kann die Präsidentin möglicher Weise mit der Applikation der Ordnungsrufe weniger Mühe haben, als so mancher andere Präsident zweiter Kammern.

Den größten Vortheil zöge unstreitig aber vom Damenhause der Journalistik. Das Amt eines regelmäßigen Kammerreporters würde nicht mehr für eine der ersten Ursachen zu Hypochondrie und Selbstmord gelten, die stenographischen Berichte würden nicht „mit Ausschluß der Oeffentlichkeit“, als historische stille Dokumente und Citatengräber gedruckt werden, sondern als die gelesensten Erscheinungen der neueren Literatur, und über die Leitartikel, selbst der Oppositionsblätter, würde sich eine Höflichkeit verbreiten, nach der wir uns mit Bezug auf einige Geistesprodukte der Vergangenheit, als manierliche Leute, wirklich von Herzen sehnen.

VIII.

Das Loos der Sterblichen.

Mitten in einer spleenhaften Geschäftsgegend zwischen Materialisten, Destillationen, kleinen Zuckerbäckern, Wurstmachern, Flickschustern und Buchbindern, die auch Leihbibliotheken halten, wohnt ein reicher und mächtiger Mann, der wie ein Beherrscher von Nationen das Loos unzähliger Sterblichen in seinen Händen hält. Sein Haus zeichnet sich, gleich einem Feenpalaste, vor allen benachbarten Spelunken aus; es ist sogar — ein Vorrecht der ersten Wählerklasse — mit Oelfarbe geschmückt, und blickt mit polirten Spiegelscheiben in die dürftige Alltäglichkeit herab.

In diesem Hause wohnt einer der beliebtesten Lotterie-Collecteure der Residenz, ein Mann, der in grauen Vorzeiten, als unsere Ansichten noch grün, unsere Locken noch braun waren, einige Mal in seiner Collecte das große Loos gewonnen hat, und in dessen Glückes Schiff seitdem alle abergläubischen Gemüther mit ihm gestiegen sind. Tausende gehen im Laufe des Jahres durch seine Pforte aus und ein, aber nur zweimal im Jahre drängt die Menschheit mit ganz ungewöhnlicher Erbitterung heran, und um diese Zeit muß der einflußreiche Mann in den ersten Tagen sogar die Hülfe jener Behörde in Anspruch nehmen, welche sich überwiegend mit der Erziehung des erwachsenen Theiles der Sterblichen beschäftigt. Es sind die Tage, an welchen nach Beendigung

der vierten Klaſſenziehung die Liſte öffentlich in allen Bureaus der Lotterie-Collecteure ausgelegt wird.

An dem erſten Montage der Veröffentlichung pflege auch ich mein Haupt zu bedecken und den Weg nach dem Hauſe dieſes grauen Mannes anzutreten, nicht um zu ſehen, ob mein Viertelloos, mit dem ich die Thür Fortuna's für mich vorſichtig offen halte, mit dem Einſatz herausgekommen iſt (dem letzten Treffer des verzagenden Spielers), ſondern um mich an einem tragikomiſchen Schauſpiele zu weiden, das mit ſo ungewöhnlichem Glanze, wie geſagt, nur zweimal im Jahre in Scene geht.

Wie Jedermann weiß — das ſeuſzige Reiche ſeiner Wiſſenſchaften mag noch ſo klein ſein — werden alle höheren Gewinne, unmittelbar nachdem ſie aus dem gläſernen Rade hervorgegangen ſind, durch alle Zeitungen der Monarchie veröffentlicht. Man ſollte alſo glauben, die Kunde derſelben müßte unter dem Volke der niederen Stände hinlänglich verbreitet ſein, um alle Spannung aufzuheben und jede Ueberraſchung unmöglich zu machen. Wenn es uns aber gelingt, in das Allerheiligſte zu dringen, werden wir ſehen, daß wir von der Verbreitung der Zeitungen eine zu günſtige Meinung gehegt haben, und daß noch eine Legion Menſchen exiſtirt, die erſt jetzt, unmittelbar an der literariſchen Lotteriequelle, den amtlichen Offenbarungen nachforſcht und Glück oder Unglück erfährt.

Es iſt ſchon unſäglich ſchwer, in das kleine Vorgemach zu dringen, das in jenen ſtillen und elegiſch hoffnungsvollen Zeiten, während welcher nur die Looſe allmälig erneuert werden, zur Aufſtellung einer Stiefelbürſte dient. Man

könnte es für leichter halten, einen aufgequellenen Champagnerkork, nachdem die Flasche ausgetrunken worden, wieder in den Hals derselben zu bringen, als diese, sich fortwährend vermehrende Menschenmenge durch die schmale Thür in das Lokal zu schaffen. Von allen Seiten eilen die Wallfahrer Fortuna's herbei, mit bleichen sorgenvollen Gesichtern, in abgetragenen Röcken, mit schäbigen Mützen und Hüten, die Kaste des fortwährenden Deficits, die abgeschnitten von dem Genuß der Wirklichkeit, nur in üppigen Traumbildern von Reichthum schwelgt. Sie haben sich aus sämmtlichen Stadtgegenden aufgemacht, um an der Wohlthat des Staates theilzunehmen, der in der richtigen Erkenntniß, daß der arme Teufel von Mensch, um sein Leben zu ertragen, einer unaufhörlichen Fata Morgana von Hoffnungen, Illusionen und inneren Spiegelfechtereien bedarf, eine solche in der Lotterie aufrecht erhält, und nebenbei ein gutes Geldgeschäft dabei macht.

Während die Personen des Drama's aus den Hauptstraßen und Seitengäßchen, an denen in dieser Straße kein Mangel herrscht, nicht wie es bei den meisten sonstigen Gelegenheiten vorzukommen pflegt, unter lebhafter Unterhaltung und Geschrei, sondern lautlos und in seltsam düsterer Entschlossenheit herbeieilen und in das Bureau des Collecteurs zu dringen suchen, hat sich draußen, nach dem Vorbilde der antiken Tragödie, ein Chor gebildet. Elende Verächter der klassischen Dichtkunst, die ihr der Idee des Chores die Berechtigung abzustreiten wagt, folgt uns hierher und lernt, daß jene unsterblichen Meister die Schöpfung des Chores im Trauerspiel auf ein sehnsüchtiges Verlangen, ein brennen-

des Bedürfniß der menschlichen Natur gründeten, nicht allein fortwährend Augenzeuge zu sein, wenn Mitmenschen sich in arger Verlegenheit befinden, sondern auch von Zeit zu Zeit durch verschiedenartige Glossen dem gepreßten Herzen Luft zu machen. Die großen Dichter des Alterthums veredelten zwar den Chor, den man in den ersten einfachsten Anfängen seiner Bildung in der Presa der Wirklichkeit eigentlich nur „Pöbel“ nennen darf, und legten ihm großartige Betrachtungen, elegische Klagen oder begeisterte Reden über das Schicksal der in der Nähe handelnden oder leidenden Personen in den Mund, allein ein liebles scharfes Auge erkennt doch, selbst in einem Chor weiser thebanischer Greise bei Sophokles, nur den zufällig entstandenen Zusammenlauf ursprünglich unbeschäftigter Subjekte, denen es physisch und moralisch unmöglich ist, den Mund zu halten.

Demgemäß finden wir auch vor der Thür des Lotterie-Collecteurs einen, sich den ganzen Vormittag über erneuernden und ergänzenden Chor. Der Stamm desselben besteht aus bejahrten Droschkenkutschern der stark besuchten Station vor der Thür, denen sich vorüberfahrende Milchhändler anschließen, diesem älteren und würdigen Theile gesellt sich die im Zelde der verschiedenen Zünfte stehende Jugend der Gegend, jenes leie Geschlecht, ausgeschickt mit Stiefeln, mit geringen Summen zum Ankauf von Syrup, Häring und anderen Nothwendigkeiten des einfach bürgerlichen Lebens. Der Inbegriff dieser jungen und alten Herren steht den Umkreis der vor der Thür des Hauses stehenden Pumpe als Thymele an, und stellt sich in kunstlos geordneten Gruppen dicht vor ihr auf, um den Ein- und Austretenden etwas

anzuheften. Ein Schulterjunge tritt z. B. in einem Augenblicke des lebhaftesten Andranges aus der Menge hervor und sagt: „Ihr wollt wohl das Geld wiederholen, das ihr verloren habt?“ worauf ein lautes Gelächter der Droschkengreise des Chores folgt, und der redselige Knabe zum Lohne vom Chorführer einen Katzenkopf erhält.

Wie gerne bielten wir uns längere Zeit vor der Schaubühne auf, und belauschten die treffenden Bemerkungen der unbetheiligten Weltweisen, doch drängen Zeit und Menschenmenge vorwärts, wir werden unwillkürlich durch die Thür geschoben und stehen in dem kleinen Vestibül neben der Stiefelbürste. Ein behelmter Schutzmann der fünften Abtheilung E. der Garde dieses Corps, ein großer starker Krieger, hat auf der Schwelle des Bureaus festen Fuß gefaßt, und sorgt dafür, daß der Andrang der neugierigen Spieler nicht bis zum Erquetschen oder Niedertreten einiger zarteren Loosinhaber anwächst. Doch befleißigt er sich gleichzeitig einer gewissen polizeilichen Courtoisie, wie sie sich in einem Geschäfte geziemt, bei dem der christliche Staat sich keines ganz reinen Gewissens rühmen darf. Der Schutzmann gebehrdet sich wie ein wohlwollender Protector der Schwachen, ein hülfreicher Schützer der Bedrängten, ein Rathgeber der Unerfahrenen; nur gegen roh Zudringliche oder Bösartige nimmt er den ganzen Ernst der Amtsmiene an.

Schon im Vestibül haben sich Gruppen um zwei Männer gebildet, die so glücklich gewesen sind, Lotterielisten zu erwischen. Hinter Jedem stehen mehrere Personen, die fast ihre Halswirbel ausrenken, um einen Blick in die Gewinntabellen zu werfen, und die Tausend oder Zehntausend ihrer

Nummer aufzufinden. Vor ihm beugen Mehrere sogar den Rücken und die Knie, um sie von unten auf die Kehrseite der Liste zu lesen. Doch erst im Bureau der Collecte selber entfaltet sich das Schauspiel in seiner ganzen Tragikomik. Gleich hart an der Thür, dem mit der Aufrechthaltung der Ordnung beschäftigten Schutzmann gegenüber, erschüttert eine dramatische Scene jedes empfängliche Gemüth.

An einem winzigen Pulte, in der Ecke zur Linken, sitzt ein Secretair des Collecteurs mit einer Liste in der Hand, und ertheilt Allen, die sich an ihn wenden, weil sie keine gedruckte Liste mehr erwischen konnten, bereitwillig Auskunft über ihre Loose. Das Gesicht dieses Mannes stellt das Bleibende im Wechsel, das Unbewegte im Wirbel der Dinge dar. Wenn der Optiker zum lehrreichen Beispiel für seine Schüler eine mit den lebhaftesten Farben bemalte Scheibe rasch um eine Achse wirbeln läßt, erscheinen dem Auge nicht mehr die einzelnen Farben, sondern nur ein monotones Grau; so ist der Weltansicht dieses Beamten gegenüber der Sturm der Gemüther nichts als ein fahles gleichgültiges Etwas, das zwischen Morgen und Abend vorüberzieht, und auf ihn nicht den mindesten angenehmen, oder leidigen Eindruck hervorbringt.

Nr. 44,444? fragt eine alte Frau, der man die lange gehegte Beierguiß ansieht, sich in dieser seltsamen Loosnummer vollständig getäuscht zu haben.

Die Blätter rauschen, und der Beamte sagt mit einer Stimme, so gleichgültig, als ob der Wind durch ein welkes Rohr flüsterte: „Nichts.“

Nr. 25? ruft ein kleiner choleriſcher Mann, und scheint

durch den Ton, mit dem er die Zahl ausspricht, andeuten zu wollen, daß er den Secretair für den Ausfall der Ziehung verantwortlich mache, aber mit derselben kalten Ruhe und Tonlosigkeit antwortet die Stimme: „Nichts.“

Nr. 21,547? liest ein Offizierbursche von einem nicht sehr reinlichen Zettel ab, und die Stimme aus der Liste antwortet wieder unsäglich leidenschaftlos: „Siebenzig.“ Aber selbst den Gewinn „Hundert und fünfzig Tausend“ würde sie nicht klangvoller ankündigen. Wie die Stimme des Zauberers Merlin in der Sage und in dem schönen Gedicht von Immermann, ist sie längst aus dem Spiel des Glücks, aus dem Schwellen und Sinken irdischer Hoffnungen geschieden; sie ist nur noch ein bureaukratischer Naturlaut, ein numerirtes Geräusch.

Im Hintergrunde des Gemachs, an dem Zahltische und Bureau des Vorstehers, zeigt sich eine ungleich größere Lebhaftigkeit. Freilich thront auch hier ein solches aschgraues Schicksal mit zwei Beinen, und ruft in die Ohren und Herzen der armen Neugierigen das entsetzliche „Nichts“, aber es fehlt nebenbei auch nicht an einem tröstlicheren Anblick.

Ein Herr, der hundert Augen und Hände zu haben scheint, ein so viel versprechender Zug von Aufmerksamkeit und geschäftlicher Schärfe liegt in seinem Gesicht, steht hinter dem Tische, und bewacht eine Schieblade, in der, o Himmel! nur preußische Doppel-Friedrichsd'or, eine ehrfurchtgebietende Münzsorte, liegen. Dieser kleine, mit dem edelsten Metall gefüllte Raum übt auf die Versammlung die Wirkung des Blickes der Klapperschlange aus. Die An-

weſenden ſind im Ganzen nur mit der Durchſuchung der Liſte beſchäftigt, aber wenn ein Glücklicher ſeine Nummer mit einem kleinen Gewinn gefunden hat, mit zufriedenem Geſicht an den Tiſch tritt, das Loos vorzeigt, und nun das Geklapper des ausgezahlten Geldes erſchallt, wenden ſich plötzlich alle Köpfe nach der Schieblade und über die blaſſen Geſichter fliegt ein Zug unſäglichen Mißbehagens.

Der Beobachter ſieht ſich unterdeſſen in dem wilden Menſchengewühl von einer Seite des Zimmers nach der anderen umhergedrillt. Es hat ſich eine Anzahl von Strudeln um die ſtarken Herren gebildet, welche Lotterieliſten in den Händen halten, und von dieſen Menſchenſtrudeln wird jeder Unbetheiligte bald hieher, bald dorthin geſtoßen. Doch jetzt bildet ſich ein mächtiger Meeresſtrom, man giebt die Beſchäftigung mit den Liſten auf, und drängt gewaltſam nach dem Tiſche. Man kann ſich kaum der ungeduldigen und wilden Menſchen erwehren.

Ein gemein ausſehender Herr, um deſſen Hals ein grober wollener Shawl gewickelt iſt, hat nach ſeiner Nummer gefragt und erfahren, daß ſie einen ſehr bedeutenden Gewinn gemacht hat. Jeder vorſichtige und geſcheute Menſch würde jetzt wahrſcheinlich ſtill nach Hauſe ſchleichen, und ſich erſt nach einigen Tagen in einer traulichen Abendſtunde, zum Einkaſſiren ſeines Gewinnes einſtellen; dieſer Herr iſt entſchloſſen, die Auszahlung ſofort vollſtrecken zu laſſen. Anfangs war er durch die Nachricht überraſcht, denn er ſtieß einen Laut aus, der nur mit dem wilden Knurren eines großen Hundes, der einen unerwarteten Fußtritt in die Rippen erhält, verglichen werden kann, dann zog er eilig

eine dicke fettige Brieftasche aus dem Rocke, und machte darin Platz für die gewonnenen Schätze. Der Beamte griff mit beiden Händen, aber der gelassensten Miene von der Welt, in die Goldkiste, und begann die Summe auf den Tisch zu zählen. Sie mußte sehr beträchtlich sein, da die Reihen der Goldstücke ganz nahe aneinandergerückt wurden, und doch der dritte Theil der Tischfläche mit dem glänzenden Metall bedeckt war. Unterdessen hatte sich das Aussehen der anwesenden Gesellschaft wesentlich verändert. Auf allen Gesichtern zeigte sich ein grünlicher Farbeton, und sämmtlich mochten sie um einen halben Zoll länger geworden sein. Gewiß ist es für jedes menschliche Gemüth hart, durch eine Niete in allen seinen seligen Hoffnungen getäuscht zu werden, aber es ist wahrhaft unerträglich für gebildete Städter, einen unbekannten Viehmäster aus der Nachbarschaft Berlins — diese nahrhafte Stellung bekleidete der Herr unverkennbar in der Staatsgenossenschaft — eine Summe von 5000 Thalern gewinnen und einstreichen zu sehen.

Der vom Glück begünstigte Herr hatte inzwischen sein Aussehen gleichfalls verändert. Ein Arzt, wäre er zugegen gewesen, hätte einen Aderlaß verordnet; der Mann sah durchaus apoplektisch aus. Das Blut strömte nach dem Gehirn und das gelbliche Weiß in seinen Fischaugen hatte sich in Zeit von anderthalb Minuten geröthet. Mit dicken, walzenartigen Fingern scharrte er das Geld zusammen, und füllte damit seine Hosentaschen, aber es blieb noch ein beträchtliches Häuflein übrig, und er mußte auch die beiden tiefen Westentaschen zu Hülfe nehmen. Stellten wir diese Scene dramatisch dar, wir würden jetzt in Parenthese, mit kleinerer

Schrift, als Fingerzeig für den Regisseur hinzufügen: „Im Saale und draußen Gemurmel des Unwillens. Waffengeklirr. Das Theater verfinstert sich. Donner und Blitz. Alle fliehen voller Verwirrung. Trommeln hinter der Scene.“ Allein wir schreiben eine nüchterne, auf die dürre Wirklichkeit gegründete Skizze, somit haben wir nur hinzuzufügen, daß der Herr, nachdem er sein Kapital geborgen hatte, ohne die sittliche Entrüstung des Publikums zu beachten, das zottige Haupt erhob, den Beamten des Lotterie-Collecteurs anblickte, der bei der Scene einen bewundernswürdigen Anstrich von heroischer Menschenverachtung entwickelt hatte, und mit einer, von Branntweingenuß verdüsterten und für Liederlang verderbenen Stimme sagte:

„Jetzt geben Sie mir ein Loos für alle fünf Klassen — ein ganzes — und gleich bezahlt — gleich — es kommt mir gar nicht darauf an!“

Sogleich kicherte hinter mir mit teuflischem Ingrimm eine Altweiberstimme: „Der Kerl weiß nicht einmal, daß es jetzt nur vier Klassen giebt, und solch ein Mensch gewinnt. Es ist keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden!“

Der Beamte legte ruhig das Viertel eines ganzen Looses auf den Tisch, und sagte: „Sie können immer nur das Loos für eine Klasse erhalten.“

„Ganz egal,“ schrie der Viehmäster, dem das Blut immer mehr zu Kopfe stieg und die Tyrannenlaune anfachte, „Sie werden mir doch nicht verbieten wollen, alle Klassen auf einmal zu bezahlen?“

Der Kassirer zuckte kaltblütig die Achseln, nahm das Geld, welches der Herr ihm zuwarf, und sagte: „Soll ich Ihnen nicht eine Quittung geben?“

„Mir ganz egal — es kommt gar nicht darauf an!“ schrie der Wütherich, trat mit seinen breiten Stiefeln um sich, schob das Loos in die Brieftasche und blickte im Zimmer ringsumher, als suchte er ein bekanntes Gesicht. Endlich schien er die gesuchte Person gefunden zu haben.

Neben der Thür und dem Schutzmann stand ein kleiner Junge, der vielleicht im Auftrage einer, mit dem Mittagessen beschäftigten spielenden Köchin zur Ansicht der Liste hergekommen war. An diesen wandte sich der Viehmäster. „Mein Sohn, spring' einmal auf die Straße und hole mir rasch eine Droschke. Da hast Du einen Thaler!“

Der Junge erhaschte den Thaler, sprang hinaus, der Herr folgte ihm, und mehrere Inhaber von Nieten, die ihren Unwillen nicht länger zähmen konnten, schrieen hinterdrein: „Einen Thaler!! und die Droschkenstation ist doch unmittelbar vor der Thür!!“

Draußen aber stieß der Chor, der unterdessen von dem ungeheuren Ereigniß benachrichtigt worden war, ein lautes, aber uneigennütziges Triumphgeheul aus.

IX.

Auch eine Theatervorſtellung.

Die Kunſtfreunde in der Reſidenz und in den Provinzen müſſen ſich durch die Lectüre der regelmäßigen kritiſchen Beſprechungen in den Zeitungen allmälig ganz falſche Vorſtellungen von dem theatraliſchen Weſen machen. Durch ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen der Blätter und ihrer Kritiker ſind nämlich nur die innerhalb der Ringmauer belegenen, von conceſſionirten Directoren geleiteten Theater, außer den beiden königlichen Bühnen, für hoffähig erklärt, regelmäßig im Feuilleton zu erſcheinen, und nur zu Gunſten des Krell'ſchen Etabliſſements pflegt in beſonderen Glanzperioden deſſelben eine Ausnahme gemacht zu werden.

Es iſt mir daher nicht ſelten begegnet, daß geachtete und erfahrene Perſonen nur nach dieſen Beſprechungen den Beſtand der Berliner Kunſtleiſtungen abgeſchätzt haben, ohne ſich träumen zu laſſen, daß wir noch etwa fünfzig kleinere Bühnen haben, von denen einige, wie Urania und Concordia, nahe an den Umfang conceſſionirter Theater ſtreifen, und dieſen auch in Hinſicht auf die Leiſtungen ihrer Künſtler nur wenig nachſtehen. Um daher jenen weitverbreiteten Irrthum zu berichtigen, erlaube ich mir, aus meinen Erfahrungen den Bericht über eine Theatervorſtellung niederzuſchreiben, die allerdings von der höheren Kritik niemals am Hofe der Aeſthetik zugelaſſen werden kann, aber eben deshalb von unbefangenen und heiteren Gemüthern in einem an-

spruchlosen Berichte mit größerer Dankbarkeit genossen werden dürfte. Gleichzeitig bemerke ich aber ausdrücklich, um boshaften Nachforschungen in meinem Wohnorte vorzubeugen, daß ich weder die Straße, in welcher das betreffende Theater liegt, noch den Namen seines Directors nennen, sondern einen koketten Schleier des Geheimnisses darüber ziehen werde. So weit meine Erfahrungen in der Kunstwelt nämlich reichen, wächst die Empfindlichkeit der Mimen gegen die kritische Besprechung in demselben Grade, als ihre Begabung und die Anerkennung derselben in den Augen der Welt abnimmt. Ein scharf kritischer Artikel, der einen Künstler von Rang höchstens zu veranlassen pflegt, den Verfasser zu besuchen, und die gemachten Einwendungen näher zu besprechen, einzuräumen oder zu widerlegen, kann einen vor den Thoren wirkenden Mimen schon so weit bringen, das er „mit Knotenstock und irrem Blick“ in die Wohnung des Kritikers dringt, oder doch seinen Collegen schwört, dem Kritiker einen Bruch zu treten, welches Verfahren in früheren Zeiten bekanntlich bei Heldenspielern und ersten Tenoristen sehr beliebt war, wenn es galt, einen ungebührlichen Ton der Besprechung abzustrafen. Da ich nun schon einmal in jüngeren Jahren von einem derartigen Theater vor den ordentlichen Richter geschleppt worden, und nur durch die, in meiner Vertheidigung herrschende gute Laune, so wie durch den Einwand der Wahrheit meiner Behauptungen freigesprochen worden bin, auch eine natürliche Abneigung vor dem Stadtgerichte im Busen trage, außerdem aber wenigstens ein Mordanfall auf mich gemacht wird, wenn die besprochenen Künstler sich getroffen

fühlen sollten, will ich, wie gesagt, alles mit Anonymität bedecken und mich obenein der höchsten Milderung befleißigen.

Zunächst wird es aber nothwendig sein, zu erzählen, wie ich von der Existenz dieses Theaters Kenntniß erhielt und neugierig wurde, es zu besuchen. Wir hatten vor einigen Jahren eine Köchin, die abweichend von den Gewohnheiten und Liebhabereien ihrer Berufsschwestern, nicht sonntägigen Tänzen, sondern der dramatischen Kunst nachging, und in ihren Mußestunden lediglich Theaterstücke las. Alle vierzehn Tage besuchte sie eine jener kleinen unbekannten Bühnen, deren Billets, wie der Blüthenstaub der Pflanzen, nicht auf bekannten und offenbaren Wegen, sondern auf den Flügeln des Windes in die verschiedenen Welt- und Stadtgegenden verbreitet werden. In den späteren Abendstunden studirte sie dann die auf den Brettern gesehenen Meisterwerke abermals voll Eifer am Küchentisch, und ärgerte die Hausfrau nicht selten durch eine daraus entstehende auffallende Erhöhung des Oeletats. Als Curiositäten waren mir die Exemplare dieser Studien schon längst aufgefallen. Sie gehörten stets unserer klassischen Literatur an, schienen aber, nach ihrem Fett- und Thrangehalt zu urtheilen, durch die Hände von wißbegierigen Samojeden oder Grönländern gegangen zu sein. Nach der Angabe eines, auf die innere Seite des Deckels gedruckten Zettels, wohnte der Billetbekar, der sie verborgte, nicht weit von unserer Wohnung in einer Seitengasse, und war, wenn man der Aussage der Köchin trauen durfte, die wesentlichste Stütze eines Theaters, das sich hauptsächlich mit Aufführung Schillerscher Dramen beschäftigte.

Diese Umstände reizten meine Neugier; am nächsten

Nachmittage begab ich mich zu dem Bibliothekar, um meine theatralischen Kenntnisse möglichst zu bereichern. Sein Lokal konnte mäßigen Anforderungen genügen. Es bestand aus einem Keller, und sah aus, als ob außer dem Bücherbändiger, noch ein Rattenstamm darin Obdach und Lebensunterhalt fände. Einen Kleinhandel mit Brennholz und Torf betrieb der Mann nicht; er schien vielmehr nur von dem Verleihen einiger hundert Bücher und der Ausübung seiner Kunst zu leben. Als ich eintrat, war er eben beschäftigt, einem etwas ältlichen Dienstmädchen „die Räuber“ hervorzusuchen. Er that dies mit großer Bedächtigkeit, und ich hatte vollauf Zeit, mir das Aeußere des Mannes in das Gedächtniß zu prägen. Der Künstler war von mittlerer Größe, aber von Alter und Sorgen etwas vorn übergebeugt. An der blassen Gesichtsfarbe und dem contemplativen Blick des Auges errieth man leicht, daß er ein reiches inneres Leben führe. Sein Vorderschädel war schon kahl, aber der feinfühlende Künstler hatte sich bemüht, die Lücke kunstgerecht zu verbergen, und zwei seitwärts noch vorhandene Büschel Haare mitten auf dem Kopfe durch einen Zwirnsfaden zusammengebunden. Er reichte dem Mädchen den verlangten Band und fragte: „Wie haben Sie sich am letzten Sonntage in den Räubern amüsirt?“

„Der Herr, der den Karl Moor spielte, hat mir gar nicht gefallen!“ antwortete das Mädchen kopfschüttelnd.

„Da haben Sie sehr recht, mein Kind,“ sagte der blasse Mann, „er hat gar keine Idee, wie der Karl Moor gespielt werden muß. Den Räuber, den bringt er schon heraus, aber wo bleibt der Graf (Graf)? Wenn ich den Karl

Meer spiele, sieht man gleich den Trafen!“ Nach diesen Worten warf er mir einen ermuthigenden Blick zu, als sollte ich es nur getrost wagen, ihm meine Huldigungen darzubringen. Aber ich schwieg, und leider sollte auch das Dienstmädchen den hervorgebrachten guten Effekt ganz vernichten. „Es wäre sonst Alles recht schön gewesen,“ sagte die unglückliche Gans, „wenn es nur nicht so gerochen hätte!“

„Wenn geschossen wird, muß es auch nach Pulver riechen, mein Kind!“ bemerkte etwas verweisend der Mann.

„O nein, es roch nicht nach Pulver; es roch schon, ehe geschossen wurde, und zuletzt konnte ich es gar nicht mehr aushalten, und ging nach Hause.“

„Da ist stark! Wenn Sie eine so feine Nase haben, müssen Sie in kein Trauerspiel gehen, mein Kind!“ brummte der gekränkte Mime, „das ist ja ein Lump für das gute Spiel, daß die Leute Gemüthsbewegungen haben und ganz die Wirklichkeit vergessen, das kommt überall vor, wo es gute Künstler giebt, merken Sie sich das!“

Aus dieser Zurechtweisung ersah ich, daß nicht „Eigenlob“ nach dem Sprichwort die Ursache dieses verwerflichen Geruches in dem Theater gewesen war, und begann von den Mimen und ihren Zuschauern groß zu denken.

„Was beliebt? mein Herr!“ redete mich der Künstler an, als das Mädchen sich entfernt hatte, und ich gestand ihm unumwunden, daß die Liebe zur Kunst mich zu ihm geführt habe, und daß ich nur Zutritt zu jener Bühne erlangen wolle, bei welcher er als Heldenspieler beschäftigt sei. Er nahm mein Gesuch nicht ganz ohne Argwohn auf, und über

seine Stirn zog je etwas wie Erinnerung an trübe Erfahrungen mit Personen der gebildeten Welt. Endlich nickte er mit dem Kopfe und murmelte: „Die Billets sind hier nicht zu verkaufen, am Donnerstag wird aber wieder gespielt, dann brauchen Sie nur an die Kasse zu gehen. Das Theater ist Kalittenstraße Nr. 50.“ Hierauf kehrte er sich unwillig um, ich besänftigte ihn jedoch gleich durch Ankauf eines Gedichtbüchleins, das neben anderen literarischen Antiquitäten am Schaufenster des Kellers stand, und verließ ihn in einer harmonischen, dem Künstlergemüthe entsprechenden Stellung.

Als der Donnerstag heranrückte, wollte ich den Besuch des Musentempels in der Kalittenstraße doch nicht allein wagen. Ich wandte mich an einen Freund, einen starken vielgereisten Mann, der an den Umgang mit den verschiedenartigsten Völkern gewöhnt und über Menschenfurcht erhaben war. Er willigte ein, mich zu begleiten, und mit Einbruch der frühen winterlichen Dunkelheit machten wir uns auf den Weg. Vorsorglich hatten wir ein Paar abgetragene Paletots angelegt und die ältesten Hüte aufgesetzt, die wir, um ihnen den letzten Abglanz jugendlicher Eleganz zu nehmen, vorher noch etwas mit Füßen getreten hatten. Mit Stöcken waren wir absichtlich nicht versehen. Das Eisen und der Stock reizen, nach der Warnung des Dichters, die im Menschen schlummernde Kampflust. Nachdem wir bis zum Thore uns einer Droschke bedient, stiegen wir aus und suchten die Kalittenstraße auf. Der Weg war nicht angenehm, das Pflaster ließ Vieles zu wünschen übrig, die Beleuchtung stand der unter den Linden nach, und ein Gemisch von Schneeflocken und Regentropfen fiel sachte aus dem

dichten Gewölk herab, und triefte von unſeren Hüten und Röcken. Vor einem ziemlich unſcheinbaren Hauſe hielten wir und traten in den Kaſſenflur, der gleichzeitig Foyer und Reſtauration vorſtellen ſollte. Zur Linken befand ſich ein Loch von der Größe eines mäßigen Bruſtbildes in der Wand, aus welchem eine bejahrte Dame die Billets verkaufte, zur Rechten ſtand ein unſauber gedeckter Tiſch, und bot dem Appetit der ſich verſammelnden Zuſchauer jene Erfriſchungen dar, von denen gewöhnlich die geiſtigen Genüſſe der unteren Volksklaſſen begleitet zu ſein pflegen. Nicht Limonade, Eis und Thee wurden hier feil geboten; es gab Weißbier, eine Mannigfaltigkeit farbiger Schnäpſe, belegte Butterbrode mit allerlei Moſaikſcheiben von Würſten, und in einer alten grauen Blechmaſchine brodelten ſogar jene Knoblauchsdeutſchletten, die Inſeparables aller Berliner Volksfeſte. Als wir uns der Thür des Zuſchauerraumes näherten, um einzutreten, wurde unſern des Kaſſenloches eine ſchmale Thüre aufgeriſſen, und ein Knabe, geſchmückt mit ein Paar alten, reich mit rothen Schleifen garnirten Schwimmbeinen, ſtürzte hervor, und erbeichte für ſeinen Herrn, den König von Frankreich, ein Paar dieſer verlockenden Würſtchen. Da heute Fragmente der Jungfrau von Orleans gegeben werden ſollten, und in dieſem Stücke die Lage des bedrängten Monarchen möglich genug iſt, glaubte der Tartüffe des Königs ſich dieſe Stärkung gönnen zu dürfen. Der Verkäufer der Würſtchen ſchien indeſſen ganz anderer Meinung zu ſein. Als eine überaus illerale Natur forderte er, ehe dem Monarchen die Labung gereicht wurde, nach dem erforderlichen Groſchen, und verweigerte mit lauter Stimme die

Lieferung, da die Staatskasse des von den Engländern überwältigten Reiches jenen Groschen nicht dem Boten anvertraut hatte. Ob Frankreich eine Cabinetsfrage daraus gemacht hat, vermag ich nicht anzugeben, denn wir traten gleich darauf ein, und bemerkten nur noch, daß jene schmale Thür in die Garderobe führte, und in dieser sich ein Gewühl von abenteuerlich costümirten und halbnackten Menschen, Männern und Frauen befand.

Unsere Plätze waren unschwer zu finden. Der Zuschauerraum bestand aus einem Parterre von mehreren Reihen Bänken, hinter denen sich eine, mehrere Fuß hohe Gallerie erhob. Wer sich aber unter die hier verkehrende Aristokratie zählte, der nahm auf einer, gleich hinter dem Orchester stehenden Reihe Stühle Platz, welche das Parquet vorstellen sollten, und, wie wir später erfahren mußten, von der Versammlung mit mißgünstigen Augen betrachtet wurde. Diese Stühle waren auf die einfachste Weise beziffert, indem die Direction mit Kreide die Zahlen auf die Rücklehne geschrieben hatte. Durch dieses abgekürzte Verfahren wurde der Gebrauch der Contremarken erspart, da die Zahlen sich auf dem Rücken abdrückten, und man bei der Rückkehr nach den Zwischenakten dem Billeteur nur stumm die Kehrseite zu zeigen brauchte, um den vollständigen Beweis der Berechtigung zum Eintritt darzulegen. Obgleich wir uns dadurch sehr beruhigt fühlten, sollten doch bald Ereignisse eintreten, auf die wir nicht gerechnet hatten.

Wie alle neu anlangenden Zuschauer musterten wir zunächst das Publikum, von dessen Zusammensetzung wir nach dem billigen Eintrittsgelde seltsame Erwartungen hegen

durften. Auf den mit Kreide bezifferten Stühlen, die als die vornehmsten Plätze nicht sämmtlich besetzt waren, saßen verschiedene ältere Männer, theils allein, theils mit ihren Frauen. Das Orchester und die Mehrzahl der Anwesenden mochte mit ihnen bekannt sein, und ich glaube nicht weitfehl zu greifen, wenn ich sie für Hauswirthe und ähnliche Honoratioren der Kalittenstraße ausgebe. Zwar sprachen diese Nobili nur untereinander, allein sie wurden von den Uebrigen sichtlich geachtet, und die Zeichen des laut zu ertheilenden feineren Beifalls wurden regelmäßig von ihnen gegeben. Auf den Bänken hinter uns saß eine sehr gemischte Bevölkerung, da ihre Tracht bei weitem nicht die Monotonie im Schnitt und in der Farbe der Kleider wohlhabenderer Berliner zeigte, sondern aus den verschiedenen Modephasen der letzten zehn Jahre zusammengesetzt war. Hier sah man die Geister der verstorbenen Röcke einer schöneren Vergangenheit, heraufbeschworen aus den elenden Kleidermagazinen jener Nation, die bei Unerfahrenen noch immer für ‚ein Volk der reichen Leute' gilt. Nur auf Paraden erblickt man eine ähnliche Anzahl und Mannigfaltigkeit von Bummlern, wenn die Gegenwart unseres herrlichen Kriegsheeres jene grauenhafte Menge unbeschäftigter Personen klar ans Licht bringt, die jeder großen Stadt und jeder Tageszeit für Skandal und Aufruhr zu Gebote stehen. Zu der erwachsenen Zuschauerschaft hatten die Jungen aus den zahlreichen benachbarten Fabriken ein starkes Contingent gestellt, und gleich hinter uns saßen zwei so markirte Taugenichtse, wie ich sie selten beisammen gesehen hatte. Das Publikum der erwähnten Gallerie oder Loge bestand aus Liebesleuten, wobei es

wohl wie unter den Bildern im Kartenspiel vorkam, daß zu einer Dame zwei männliche Individuen, König und Bube, gehörten. Doch betrugen sich Herren und Damen Anfangs anständig genug, da die gespannte Erwartung ihre Geister und Gemüther unbedingt in Anspruch nahm. Nur dem Orchester, oder, wie es hier genannt wurde: „der Musike“ gegenüber gebehrdeten sie sich herrisch und gebieterisch. Aus den urwüchsigen Aeußerungen dieser Natur- oder besser Industriemenschen, so stark rochen sie nach dem Dampfkessel und den Fabrikwerkstätten, konnte man im ganzen Umfange begreifen, welch' einen Act der äußersten Gewaltthätigkeit die Berliner General-Intendantur gegen die Menschheit durch die Abschaffung der Musik vor und zwischen den Acten der Schauspiele verübt hat. Die anwesenden einfachen Leute betrachteten die „Musike“ als einen wesentlichen Bestandtheil des abendlichen Vergnügens, als die Sauce zum Braten, und konnten gar nicht genug davon erhalten. Selbst mit einer Ouverture waren sie nicht zufrieden: das Orchester mußte deren mehrere spielen, da der Anfang der Vorstellung sich über Gebühr verzögerte. Im Zwischenakt wurde die Musik sogar so freudig begrüßt, wie auf einer ermüdenden Fußwanderung von dem Reisenden ein frischer Trunk Wasser. Rechts neben mir saß ein wohlhabender, aber dessen ungeachtet traurig aussehender Mann, der den Beginn des Stückes gar nicht erwarten zu können schien. Der Gesichtsfarbe nach betrieb er ein Handwerk von sitzender Lebensweise; der Beweglichkeit nach zu urtheilen, war er ein Schneider älteren Styles. Der Mann musterte mich eine Zeit lang, und als er sich mittelst angeborenen Scharfblicks

überzeugt hatte, daß der traurige Zuſtand unſerer Garderobe nur künſtlich ſei, begann er die Unterhaltung.

„Ein nettes Haus — dieſes — das Opernhaus iſt mir denn doch lieber!“ „Warum haben Sie ſich denn nur bieher bemüht?“ fragte ich mit ſanfter Stimme, ohne zu ahnen, daß ich unbewußt den Mann auf die richtige Fährte gebracht hatte.

„Warum ich hergekommen bin, wollen Sie wiſſen? Weil ich zwei meiner Geſellen Komödie ſpielen ſehen will, aus keinem anderen Grunde!“ ſagte der Mann kurz und ſtreng.

„Ihre Geſellen? giebt es denn wirklich ſchon ein Komödiantengewerk?“ fragte ich erſtaunt.

„Nein, ſo iſt das nicht zu verſtehen, mein Herr; ich muß Ihnen das ausführlicher erklären. Ich bin Schneidermeiſter, und kann wohl ſagen: der anſehnlichſte Meiſter in dieſer Gegend. Ich beſchäftigte eine hübſche Anzahl Geſellen, und wenn ich auch keine feine Arbeit liefere, ſo verdiene ich doch das Meinige, weil in dieſer Gegend nicht ſo viel gepumpt wird und im Ganzen wenig verloren geht. Mit dem Geſchäft könnte ich alſo zufrieden ſein, wenn mich nicht dieſe vermaledeite Bude unglücklich machte.“

„Reſtirt die Direction denn ſo erheblich mit den Zahlungen für die Garderobe?“

„Ach was — Garderobe — da kennen Sie dieſe Wirthſchaft ſchlecht — nein, ſie verführen mir die Geſellen! Bekomme ich einen leidlich ausſehenden Menſchen mit einem Schnurrbart, ſo machen ſich die andern Kerle gleich an ihn, er wird nachläſſig in der Arbeit, und nach vierzehn Tagen geht er auf die Bretter!“

„Als Künſtler?“

„Ach was — Künſtler! er ſpielt umſonſt mit, zu ſeinem Vergnügen, und damit iſt er für das Geſchäft unrettbar ein Taugenichts geworden. Geld bekommen die Komödianten hier nicht, das findet ſich Alles nur des Unſinns und der Frauenzimmer wegen zuſammen. Nun iſt mir ſchon der vierte auf dieſe Weiſe verloren gegangen, ein Sachſe. Er machte das beſte Knopfloch, das man ſehen konnte, aber jetzt iſt natürlich Alles vorbei. Für mich und meine Frau iſt er nur noch ein Bummler. Wie er ſich durchbringt, verſtehe ich ganz und gar nicht, denn er verdient jetzt nur noch die Hälfte von dem früheren Wochenlohn. Es thut mir leid um den Kerl, aber ſpielen muß ich ihn ſehen, er iſt nicht ohne Talent, denn die Andern haben immer über ſeine ſächſiſchen Witze ungeheuer gelacht.“

Dieſe Auseinanderſetzung war für mich ſehr intereſſant; ich lernte zur Abwechſelung nun auch einmal das Theater als eine Falle für Schneidergeſellen kennen. Aber es war keine Zeit mehr zu ferneren Reflexionen; der Vorhang rollte in die Höhe, und die Jungfrau von Orleans begann.

Allerdings maaßte ſich das Inſtitut nicht an, das ganze romantiſche Werk, wenn auch nur annähernd, darzuſtellen; es wurden lediglich einzelne ergreifende Scenen gegeben; allein darüber wurde ich ſofort mit mir einig, daß ſelbſt die ſofortige Errichtung einer Statue Schillers auf dem Gensd'armenmarkte nicht mehr die äſthetiſch verbrecheriſche Art ſühnen könne, mit der hier das liebenswürdigſte und der heranwachſenden Jugend ſo theure Drama zugerichtet wurde. Noch konnte ich mich ſchlechterdings nicht über die

grauenhafte Manier, die Verse zu zerhacken, in die edlen und klaren Worte abscheuliche Sprachfehler zu mischen, und die pathetischen Wendungen des großen Idealisten durch abscheuliche Bewegungen und widerwärtige Gesichterschneiderei zu parodiren, beruhigen, als ich von meinem Nachbarn zur Rechten einen lebhaften Rippenstoß erhielt.

„Dort kommt er!“ rief der Schneidermeister, „der mit dem Helm und Harnisch ist es, der Kerl sieht wirklich gut genug aus, das muß man zugeben.“

Der sächsische Geselle spielte den Grafen Duncis, und zwar spielte er ihn in einem alten französischen Küraß, der einst auf dem Schlachtfelde von Großbeeren ausgegraben sein mochte. Dazu trug er einen preußischen Kürassierhelm des früheren Zuschnitts, in dessen schwarzen Pferdehaaren die Motten gräuliche Verheerungen angerichtet hatten. Ein schwarzer Frack und ein Galanteriedegen vervollständigten die historische Harmonie des Kostüms. Es würde eine Unmöglichkeit sein und unseren Dichter im Grabe schänden, wollte ich versuchen, das Spiel und die Rede dieses Menschen zu schildern, als er den heroischen Grafen herunterschäselte. Ich wunderte mich nur, daß meinem Anfangs so entrüsteten Nachbar die Unvollkommenheit der Leistung seines Gesellen ganz verborgen blieb, und er sich ausschließlich über sein stattliches Aussehen freute. Es that ihm, wie ich vermuthe, unglaublich wohl, einen jungen Mann seines Faches, schwer bewaffnet und von der Umgebung sichtlich geachtet, Worte voll hohen Muthes und Verachtung menschlicher Gemeinheit aussprechen zu hören; für alles Uebrige war er taub und blind.

„Auch der hat bei mir gearbeitet, aber er war lange nicht ſo geſchickt, wie der Sachſe,“ ſagte der Schneidermeiſter und zeigte mit dem Finger auf den Wurſt liebenden König von Frankreich; „ich mußte ihn zuletzt fortſchicken, weil er den Kopf verloren hatte, fortwährend Verſe ſprach, und einen Sommerrock beim Bügeln verbrannte.“ Ein wütender Applaus, den das Publikum dem Grafen Dunois ſpendete, unterbrach den Meiſter, doch applaudirte er lebhaft mit. Man begriff die Zauberkraft der Bühne, denn hier war ein trockener Geſchäftsmann in älteren Jahren auf dem beſten Wege, für „die Kunſt“ gewonnen zu werden. Aber die Jungfrau ſelber war doch die Perle des Abends. Zwar hat man geſagt, für einen Kammerdiener gebe es keinen Helden, und gewiß konnte die Mehrzahl der Anweſenden darüber die beſte Auskunft geben, ob die Darſtellerin der Titelrolle wirklich der vom Dichter gewählten Bezeichnung entſpräche, allein dieſer bedenkliche Umſtand ſchwächte nicht den Eindruck ihrer Kunſtleiſtung. Das Mädchen von Orleans litt freilich an der ſogenannten Präpoſitionskolik, jenem krampfartigen Berliner Leiden, das einen ſo nachtheiligen Einfluß auf die Wahl der Caſus durch den Mund des Volkes ausübt; dennoch rührte, ergriff, erſchütterte ſie die Verſammlung. Ein alter Herr auf der Gallerie — ſeine tiefe Stimme wurde durch Gemüthsbewegung und ein Priemchen Taback in der Backenhöhlung noch mehr gedämpft — rief ſogar: „Bravo, Lorchen, das haſt du gut gemacht!“ Wir waren bei dem bekannten Monologe der Johanna angelangt, als es meinem Freunde, der ſich, wie ich der Wahrheit gemäß, aber zu meinem großen Kummer, bemerken muß, ſchon den ganzen

Abend über sehr unruhig betragen hatte, einfiel, mit den erwähnten, hinter uns sitzenden Knaben bedenkliche Unterhandlungen anzuknüpfen.

Sie schienen ihren verwilderten Mienenspielen zufolge nicht dem ehrenwerthen Stande der Lehrlinge anzugehören, aber durfte man sie für hoffnungsvolle Straßenräuber halten. Wenn nichts weiter gegen sie vorlag, mochten sie wenigstens die erhaltenen Trinkgelder nicht dem Gebrauch gemäß dem Meister überliefert, sondern unterschlagen und dafür heute das Theater besucht haben. Diesen beiden Knaben hielt plötzlich mein unverrichtiger Freund seine goldene Tabaksdose hin, als wollte er ihnen eine Prise anbieten. Die beleidigendsten Bemerkungen deutscher Zeitungen über Wortbrüchigkeit und Meineid konnten niemals den Kaiser Napoleon so schwer kränken, als diese anscheinend so wenig sagende Ceremonie die beiden Knaben. Sie streckten keinen Finger aus, um von dem Anerbieten der Prise Gebrauch zu machen, sie betrachteten vielmehr mit finsteren Mienen den freundlichen Geber und mit neidischem Grinsen die goldene Dose, dann sagte der Kleinere zu seinem Gefährten: „Du, wollen wir uns den kaufen?“

Kaum hatte ich diese bedrohlichen Worte gehört, die für uns Menschen einer gebildeteren Welt eine wahrhaft brennende Frage bildeten, als ich auch schon meinem Freunde in das Ohr raunte: „Um Gottes willen, bedenken Sie doch, wo Sie sind!“

Leider war es schon zu spät. Eben war der Vorhang nach Schluß einer Scene gefallen, und diesen Moment benutzte der boshafte Junge, der starker Verbündeter gewiß

ſein mußte, meinem Freunde mit geballter Fauſt in den Nacken zu ſchlagen. Die That war unſtreitig kühn, doch hatte der kleine Vogtländer leider den Unternehmungsgeiſt ſeines mächtigen Gegners unterſchätzt. Vor allen anderen Feinden deutſcher Größe und preußiſchen Heldenthumes war meinem vielgereiſten Gefährten der Rabe von Olmütz, und namentlich ſein Motto: „der Starke weicht ruhig einen Schritt zurück!“ immer am meiſten verhaßt geweſen. Er ſprang auf, trat ruhig einen Schritt vor, und verſetzte dem muthigen Knaben eine der regelrechteſten Maulſchellen. Das Geräuſch des Schlages brachte das Geplauder des Hauſes im erſten Augenblick zum Schweigen, dann aber brach ein ungeheurer Tumult los. Einer der jugendlichen Schützlinge des Hauſes war von der Hand eines unbekannten Böſewichts getroffen worden! Die gute Geſellſchaft hatte das Proletariat geſchlagen, das forderte Rache, blutige Rache!

Wer hätte die Ilias geleſen, und erinnerte ſich nicht des furchtbaren Anſturms der Troer auf die Schiffsveſte und den Helden der Griechen; ſo drang das Volk von allen Bänken auf meinen ſchwerbedrohten Freund heran. Aber zum Aeußerſten ſollte es nicht kommen. Die nahe ſitzenden Honoratioren, die den böſen Angriff des Buben mitangeſehen hatten, ergriffen Partei für den Freund, und ein ſtarker Herr, deſſen mit ſchwärzlichem Niello bedeckte Hände den Grobſchmied vermuthen ließen, beſtieg ſogar den Stuhl mit Hilfe ſeiner Frau, und rief mit dem Zornmuth eines Achilles: „Daß Sie nicht dem Herrn zu nahe kommen, der Junge hat zuerſt geſchlagen! er hat die Maulſchelle mit Recht bekommen. Wer dem Herrn zu Leibe geht, kriegt es mit mir

zu thun!“ „Ja, der Bengel hat angefangen!“ rief nun auch der Schneidermeiſter, und eine unweit von ihm ſitzende ältliche dicke Dame krähte mit lauter Stimme: es ſei nicht mehr auszuhalten, wenn ſolche Schlingel ſich an noblen Herren zu vergreifen wagten, ſie habe ſelbſt geſehen, wie der Junge ſchon den ganzen Abend über um die Taſche des Herrn geſingert habe!

Gewiß gereicht es den heranſtürmenden armen Leuten zur höchſten Ehre, daß ſie bei dem letzten Fingerzeige von meinem Freunde ſofort abließen, und ihre Wuth nur gegen den Jungen wandten. Für einen Taſchendieb ins Gefecht zu gehen, widerſprach ihrem Ehrgefühl. Kaum hatte der unternehmende Knabe aber die Denunciation der Alten vernommen, als er mit einem kühnen Satze über die Bänke ſprang, und den nach ihm Greifenden zwiſchen den Händen durch und zum Saal hinaus ſchlüpfte. Ein Mann, der an der Thür zuletzt nach ihm haſchte, behielt nur ein ſeidenes Taſchentuch in der Hand, das der Junge meinem Gefährten bereits aus dem Paletot gezogen hatte. Nachdem die Unthat an den Tag gekommen, ſchien der Friede wieder leidlich hergeſtellt, die Muſik begann die letzte Todesarie des Edgardo aus Donizetti's Lucia, und der Schneidermeiſter verſicherte: er begriffe jetzt wohl, wie ſeine Geſellen dazu kämen, am Theater ein ſo großes Wohlgefallen zu ſpüren.

Mir war aber durch den letzten Vorfall die Luſt vergangen, länger im Theater zu bleiben. Die kriegeriſche Stimmung war unzweifelhaft beſchwichtigt, wer ſtand mir indeſſen dafür, daß der friedliche Zuſtand von langer Dauer ſein werde. Wenn die Mächte des Aufruhrs einmal geweckt

ſind, darf Niemand mehr den Kopf ruhig auf das Kiſſen legen. Die goldene Doſe und das ſeidene Taſchentuch waren als Gegenſtände der allgemeinen Aufmerkſamkeit nicht mehr wegzuleugnen. Obgleich ihre Annexion durch den geflohenen Knaben glücklich von der wackeren Alten verhindert worden war, mußte ein Kampf doch früher oder ſpäter ausbrechen, wenn ich die Natur des Berliner Volkes einigermaßen kannte. Wir gehörten Beide nicht hierher; Grund genug, uns weidlich durchzuklopfen. Obenein provocirte mein waghalſiger Freund fortwährend die öffentliche Meinung des Ortes; er verletzte das Decorum ſogar durch die unerhörte Frechheit, ſeine Naſe in die ſchwarzeingefaßten Gläſer zu klemmen und nach der Gallerie emporzublicken. Kaum war man dieſe unehrerbietige Handlung gewahr geworden, als auch ſchon ein junger Menſch empört hinunterrief: „Warum ſehen Sie mein Mädchen an? Sie da, He?“

Der ſtarke Freund hätte vielleicht nicht vor einem munteren Fauſtkampf zurückgebebt; vor einer Mitwirkung als „Akteur“ für den Reſt des Abends mußte er denn doch einiges Bedenken tragen. Während Aller Blicke durch die letzte pathetiſche Anrede auf uns gerichtet waren, räumten wir daher raſch das Feld und betraten den Kaſſenflur. Wie richtig hatte ich meine Mannen beurtheilt!

Draußen ſtanden mehrere Gruppen jüngerer und etwas abgeriſſener Zuſchauer. Sie berathſchlagten ſichtlich, ob man uns innerhalb des Saales überfallen, oder erſt draußen vor dem Gebäude während der Heimkehr angreifen und für unſere Dreiſtigkeit, ein dem Volke gehöriges Lokal zu betreten, gehörig züchtigen ſolle. Die Verſammlung ſah nach einem

Congreß aus, und die Rolle des kranken Mannes war uns Beiden freundſchaftlich zugedacht. Man ſchien auch gar nicht auf Verheimlichung der gepflogenen Unterhandlungen bedacht zu ſein; der Stoff derſelben transpirirte, wie die Herren Diplomaten zu ſagen pflegen.

Noch heute bewundere ich die herausfordernde Keckheit meines Freundes, die gewiß das Richtigſte war, was er bei der Sachlage thun konnte. Statt ſich durch den Haufen zu drängen und einen Vorſprung zu gewinnen, trat er mit Gleichgültigkeit an das Büffet und forderte einen Bittern, ſymboliſch das paſſendſte Getränk in dieſem furchtbaren Augenblick. Erſtaunt ob ſolcher Heldengröße reichte ihm der Ganymed den Becher und Alle ſtarrten ihn an, als der Held einige Tropfen der Eris und den unterirdiſchen Göttern ſpendete, dann aber mit einem Zuge das Gefäß leerte und einen kühnen Blick umher warf.

Jetzt war der kritiſche Moment gekommen, noch einige Sekunden und höchſtens der Benicia Boy konnte nach ſeinem Prügelduell mit Sayers hinſichtlich des Ausſehens ſeiner Phyſiognomie mit uns wetteifern, als ein Conſtabler ſich durch die Maſſe drängte, an uns herantrat und fragte: „Wer von Ihnen Beiden iſt Herr S.?“

„Der bin ich!“ rief mein Freund, denn er zitterte weder vor dem Volke, noch vor der Polizei.

„So kommen Sie!“ ſagte der Conſtabler und machte uns Platz. Schadenfroh wichen die prügelluſtigen Burſchen zurück; daß wir der Polizei in die Hände gefallen waren, ſchien ihnen das Liebſte zu ſein. Wie wurden ſie aber

enttäuſcht, als der Conſtabler die Thür öffnete, uns hinausließ und ſagte: „Herr S., draußen ſteht Ihr Wagen!“

„Madame haben mich aus Vorſicht geſchickt!“ rief der treue Johann uns aus tiefer Schnee- und Regennacht zu.

„Die Frau iſt doch klüger, als wir Beide zuſammen!“ ſagte der Freund, ſchob mich in den Wagen, ſprang hinterdrein und ſchrie luſtig: „Fahr' zu, Johann!“ — Wir waren gerettet. —

X.

Von den Buffo's.

Oh rabbia esser buffone.
Rigoletto.

Die Naturforſcher mögen noch darüber uneinig ſein, ob das Werk der Schöpfung in der Natur fortgeſetzt wird, und in dem Bereiche der unteren Creaturen unaufhörlich neue Abarten entſtehen; daß die Produktionskraft der bürgerlichen Geſellſchaft aber noch nicht erloſchen iſt, davon überzeugt uns bei allen lebhaften Anregungen von Außen die Entſtehung neuer menſchlicher Figuren und ſeltſamer ſocialer Spielarten.

Viele Jahre hindurch haben wir in der Geſellſchaft der Spreeſtadt gelebt und uns liebevoll mit ihr beſchäftigt, aber noch niemals vorher iſt uns ein ähnliches Beiſpiel von ſo

großer Fruchtbarkeit an ihr vorgekommen. Wir verdanken die Umbildung zahlreicher Charaktere in Berlin und die damit verbundene Entstehung einer neuen Menschenklasse von eigenthümlichen Anschauungen und besonderem Geschmack, der Anwesenheit und der Einwirkung italienischer Sänger an den Ufern der Spree. Unstreitig zeigen sich auch bei uns ähnliche Phänomene, wie am Arno und Tiber, wo durch den Aufenthalt der Fremden aus allen Ländern die Volkssitten erhebliche Veränderungen erleiden, und sich nach und nach dem Geschmack der Eindringlinge unterwerfen.

Wenn es aber in dem vielgeplagten Italien nur die untersten verbetteltsten Volksklassen sind, die sich an die Ferien der Touristen heften und von ihren Almosen zehren, ihnen die niedrigsten Dienste erweisen und sich demüthig in ihre Launen fügen, erleiden bei uns grade wohlhabende und verhältnißmäßig unabhängige Personen eine ähnliche sittliche Umwandlung, werfen sich den italienischen musikalischen Einwanderern zu Füßen, und bringen beträchtliche Opfer zu ihrem Besten und Vergnügen.

Da wir versuchen wollen, einige Charakterzüge derselben festzuhalten und uns zunächst obliag, der neuen Species von Berlinern einen Namen zu verleihen, so haben wir sie schlechtweg „die Buffo's“ genannt, obwohl wir recht gut wissen, daß es in ihren Gemüthern auch nicht an tragischen Elementen fehlt und sie zum Theil weit davon entfernt sind, die moderne Opernsache nur als ein Spiel anzusehen.

Zunächst haben wir das jugendliche Lebensalter, das fremden Einflüssen am leichtesten zu erliegen pflegt, im Auge zu behalten, und erst dann zu sehen, inwiefern auch die

reiferen Jahre und das Greiſenalter noch umgewandelt zu werden pflegen.

An einem ſchönen, oder auch nur leidlichen Tage können wir uns um die Zeit, wo alle fleißigen Menſchen bereits die Hälfte ihres täglichen Brotes verdient haben und die redlich erworbene Mittagsmahlzeit genießen, nicht unter die Linden begeben, ohne alsbald vor irgend einem feinen Cigarrengeſchäft, einem Laden für Leckereien, Bilderchen, Herrenaufputz oder koſtbare Geſchmeide, den gutſituirten jungen Menſchen ohne Beſchäftigung zu finden. Mit ſeinen Alters- und Berufsgenoſſen bildet er ein hübſches Häuflein, das aus der Hauptſtadt und den Provinzen friſchen Zuwachs erhält, je nachdem zu Hauſe die über Pfandbriefen und Actien ſitzenden alten Harpyen abſterben, und der junge Menſch, vom Vormundſchaftsgerichte freigeſprochen, auf dem Markt des Lebens erſcheinen und ſeine baare Münze an den Mann oder die Frau bringen darf. Der junge Menſch ſpricht ein niedliches Franzöſiſch, ſchlägt ein wenig Clavier, iſt in der Literatur der Parfüms und Cigarren beleſen, ſingt auf der Straße mit lauter Stimme pikante Opernmelodien und iſt doch — unſäglich unglücklich. Ohne Hoffnung und ohne Sorgen lechzt er nach Aufregung, wenigſtens nach noch nicht Dageweſenem. Wenn er ſich nicht auf Reiſen befindet und grenzenlos langweilt, wartet er auf dem Berliner Pflaſter einen Gegenſtand ab, für den er ſich begeiſtern darf. Nach Paris, wo alle ſeine Wünſche leichter in Erfüllung gehen würden, wagt er ſich nicht mehr, da er bei ſeinem erſten Aufenthalt in dieſer Weltſtadt von dem mitgenommenen Reiſegelde binnen acht Tagen befreit wurde,

und ſeine nach deutſchem Maaßſtabe reichlichen Jahreseinnahmen die Koſten ſeines Lebens und Wirkens in Paris nicht decken würden. Er ſchweift alſo in der Reſidenz umher, nähert ſich Balletänzerinnen, ſchwärmt zuweilen für ein Gemälde, ſpeiſt in vielbeſuchten Hotels, um neue Bekanntſchaften zu machen, hält ſich Abends im Circus auf, wenn ſchöne Reiterinnen vorhanden ſind, und wird zur Abwechſelung von Roßtauſchern beim Ankauf eines Reitpferdes betrogen. Alle dieſe Vergnügungen füllen jedoch die Leere ſeines Herzens nicht aus, und ein kleines Hazardſpiel muß in den ſpäteren Abendſtunden als Ableiter der Unzufriedenheit und böſen Laune dienen. Da kommt zur Rettung des jungen Menſchen erſt eine, dann die andere italieniſche Oper nach Berlin, und eine ſonore innere Stimme ſagt ihm, daß der Zweck ſeines Daſeins, wenigſtens im laufenden Winter vollſtändig erfüllt werden könne. Der junge Menſch wird Buffo bei einer der Geſellſchaften.

Man kann Buffo ſein, ohne jemals den Fuß auf die Bretter geſetzt zu haben. Wenn man vor dem Anfange der Oper auf dem Corridor einen jungen Menſchen in eleganteſter Toilette, wohlfriſirt und mit tadelloſen weißen Handſchuhen ſtyliſirt erblickt, der einen alten kunſtſamen Muſikkenner in eine Ecke getrieben hat, und ihn durch einen Beweis für die Vortrefflichkeit einer Sängerin einzuſchüchtern und für ihre Partei zu gewinnen ſucht, kann man mit Sicherheit annehmen, einen Buffo vor ſich zu haben.

Dort kommt der Capellmeiſter der Oper, die Ouverture wird gleich beginnen, aber an ſeinem Arme hängt ein junger entzückter Menſch und hält ihn feſt; der arme Muſikus kann

den Furien nicht los werden, denn er soll ihm sagen, welche Einlagen heute in der Clavierscene des Barbier's von Sevilla vorkommen werden. Endlich schüttelt der Capellmeister den Jüngling ab, und schlüpft wie ein Obrwurm durch die niedrige schmale Thür, die in das Orchester führt. Auch dieser Neugierige ist ein Buffo. Er singt ein wenig und legt eine Sammlung aller vorgetragenen brillanten Tenorarien an. Während er an uns vorüberhuschelt und die Atmosphäre des Corridors, gleich dem verrufenen gelbgefleckten Feinde des Hühnergeschlechts, mit einem starken Dufte erfüllt, erscheint ein anderer junger Mensch, vollständig ballmäßig angethan. Wie dem mehrbändigen dicken schweinsledernen Werke eines gelehrten Pedanten, den kalten nächtlichen Schweiß, den Bücherstaub, den Tabaksqualm, sieht man seinem koketten Einbande die Studien vor dem Stehspiegel, die Anstrengungen des Schneiders und Kammerdieners, die kleinen poetischen Zuthaten des Gebieters an. Er trägt ein prachtvolles Blumenbouquet mit derselben Sorgfalt, wie ein rohes Ei, vor sich her, und nähert sich der auf die Bühne führenden Thür. Sie ist mit einer Wache von zwei unfreundlichen Männern besetzt, die für gewöhnlich mit barscher Stimme jeden vor dieser Pforte des irdischen Paradieses abweisen. Kaum nähert sich aber unser Buffo, denn er ist es, so verziehen sich ihre Fratzen zu einem, auf den wiederholten Empfang von Adtzeichenstücken, dienenden Grinsen, die Thür öffnet sich vor ihm, und er verschwindet mit unnachahmlicher Grazie in dem Dunkel des Ganges. Er bringt das Bouquet des Abends, das Bouquet für die angebetete Primadonna. Sie erscheint damit, bringt

es flüchtig an die Naſe und wirft es dann auf den Tiſch, wo es ſpäter mit den andern Bouquets rückſichtslos zuſammengeworfen wird, und vielleicht in die Hände der armen Choriſtinnen fällt, die ſich lieber den dafür gezahlten Preis zu Welle für Winterſtrümpfe wünſchen; aber der Buffo läßt ſich nicht nehmen, das Bouquet perſönlich zu überbringen. Er darf es nicht einmal der Künſtlerin eigenhändig überreichen, nur die Zofe öffnet ein wenig die Thür der Garderobe, das Bouquet wird durch den Spalt raſch hineingeſchoben, und doch iſt der Buffo ſchon ſelig, wenn er nur ein Lispeln und Lachen hören, nur den Streifen eines roſenfarbenen Gewandes mit ſchwarzen Spitzen ſehen kann.

Die Ouverture hebt an, wir eilen raſch in den Zuſchauerraum und nehmen unſern Platz ein. In allen Rängen des Hauſes ſitzen die jungen Buffo's und muſtern mit kritiſchem Blicke die Zuſchauerſchaaren. Sie drücken die ſchwarzen Gläſer auf die Naſenrücken, oder in die Augenwinkel, ſie drehen die Operngucker in die richtige Stellung der Gläſer, dort im erſten Range zeigt ſich eine bedenkliche Lücke, der franzöſiſche Geſandte iſt heute nicht da. Weiß Jemand, wo der franzöſiſche Geſandte den Abend zubringt? Sollte er gar bei den „andern Italienern“ ſein? Die Buffo's grüßen mit unglaublicher Grazie, die der gewandte junge Menſch leicht erwirbt, wenn er ſich viel in der Oeffentlichkeit bewegt, aber um ihre Speiſewerkzeuge ſpielt ein Lächeln der ſanften Wehmuth: das Haus iſt noch nicht voll! Es iſt für die Buffo's eine Ehrenſache, daß alle Plätze beſetzt ſind, daß ihr Impreſario keinen Schaden leidet. Wie die Italiener in der Heimath von den Fremden, ſo wollen

sie in der Fremde von den Einheimischen leben und reich werden. Plötzlich lächeln alle anwesenden Buffo's; der französische Gesandte kommt: er ist nicht bei den andern Italienern!

Die Vorstellung beginnt, der Chor singt wie gewöhnlich seine Weise mit dem Anstande von Soldaten, die sich auf dem Marsche ein wenig zerstreuen wollen, Sgr. Schultze, der Italiener, der kurz vorher zur Schärfung seiner Stimme eine selbst erkaufte Knoblauchswurst nebst Schrippe verzehrt hat, trägt ein kurzes Recitativ vor, der Heldentenor tritt auf und stößt nach einiger Zeit mit äußerster Emphase das hohe C aus. Wüthender Beifall, der Tenor lächelt siegestrunken, alle Buffo's werden auf ihren Sitzen unruhig, und werfen fragende Blicke auf ihre Umgebung, ob diese die außerordentliche Thatsache in ihrem vollen Ernste würdigt. „Das hohe Ut! und mit der Brust!" ruft ein Buffo aus, und streicht martialisch seinen Knebelbart zum Zeichen, daß Jeder, der etwa den Heldentenor des schnöden Falsett's bezüchtigen sollte, es mit ihm, den mordlustigen Buffo, zu thun habe. Der feine Buffo im ersten Range, ein junger Mann im glücklichsten Besitze von anderthalb Dutzend italienischer Vocabeln, sagt sogar statt Ut — „Do"! Nachdem die Aufregung sich etwas gelegt hat, gelingt es dem Tenor, seine Arie wirklich zu Ende zu singen.

Die Decoration wird gewechselt, das nervös ergriffene Auditorium benutzt die dadurch entstehende kleine Pause im Völkerleben, um tief aufzuathmen und die Handschuhe aufzuknöpfen. Der entscheidende Augenblick steht bevor, alle Buffo's, insofern sie mit einander bekannt sind, machen

telegraphiſche Zeichen des Einverſtändniſſes, die erſten Accorde der Arie werden im Orcheſter angeſchlagen — die beliebte Primadonna wird erwartet. Jetzt webt der dunkelgrüne Vorhang der Seitenthür, ſie kommt, ſie iſt da, ſie ſchwebt quer über die Bühne, und lächelt nach rechts, nach links, nach oben, nach unten, ſie lächelt wie unſere Sonne über gute und böſe Menſchen, über bezahlte Entréen und Freibillets. Dann vergewiſſert ſie ſich durch einen letzten rollenden Kennerblick, daß der Saal bis zum Berſten gefüllt ſei und beginnt. Alle gewöhnlichen Zuſchauer lauſchen entzückt, denn die Donna ſingt wirklich bezaubernd, aber die Buffo's entwickeln ein Gebehrdenſpiel, als wollten ſich ihre feſten Glieder in lauter Triller auflöſen. Einer von ihnen macht plötzlich, als die Dame eine durch zwei Octaven laufende glänzende Paſſage geendet hat, vor reiner Begeiſterung eine ſo heftige Bewegung, daß eine in der Nähe ſitzende alte Dame vor Schreck zuſammenfährt und einen Ausbruch von Feuer vermuthet. Hinter jeder auffallenden Geſangfigur erſchallt raſendes Beifallsklatſchen, einige proletariſche Buffo's, die eine Ausnahme von der Regel bilden, und gar nichts von Muſik verſtehen, verderben durch ihren thieriſchen Lärm ſogar alle erfreulichen zarten Stellen. Sie haben keine Ohren für die muſikaliſche Interpunction und wiſſen nie, wann der Beifall zu rechter Zeit erſchallen darf, aber ſie brüllen wenigſtens nicht mehr da capo, ſondern nach franzöſiſcher Manier: bis! Einer ſtößt in ſeiner bachantiſchen Begeiſterung dieſen Laut der Wiederholung ſogar vor Anfang eines Stückes aus. Nach dem Schluß erfolgt der Bouquetplatzregen oder Wolkenbruch. Er wird von einigen

Buffo's im zweiten Range geleitet, doch laſſen dieſe aus Vorſicht und Furcht vor Entdeckung ſtets nur ihre weißen Handſchuhe ſichtbar werden.

Eine gar ſeltſame Spielart iſt der alte, der graue oder kahlköpfige Buffo. In der Proſa des Lebens, in der unkünſtleriſchen Wirklichkeit, betreibt er gemeinhin ein nahrhaftes induſtrielles Geſchäft, er gebietet über kattunfabricirende weiße Sklaven, läßt Herrenkleider, Lampen und Stahlreifen zu Crinolinen anfertigen, oder lebt dem Austauſch der Werthpapiere in jenen Hallen, wo nur derjenige, welcher hinausgeworfen wird, alle Hoffnung fahren läßt. Mit Fug und Recht kann man ihn einen grimmen Philiſter nennen. Nur den Realitäten geht er nach; mit Idealen hat er ſich niemals abgegeben. Die ſchönſten Stunden des Tages bringt er in einem dunklen Hinterzimmer an einem rieſigen Mahagoni-Stehpulte zu; durch das große, aber aus Melancholie trübe gewordene Hinterzimmer iſt ihm die Ausſicht auf einen kleinen Hof und ein in den Erdboden gegrabenes, zum Auffangen des Regenwaſſers beſtimmtes Faß vergönnt. Dieſes iſt, gleich ſeinem Arnheim'ſchen Geldſchrank, faſt immer verſchloſſen. Er glaubt auch auf das von den Dächern rinnende Naß gegründete Anſprüche vor ſeinen Nebenmenſchen zu haben. Zuweilen kommt ein durſtiger Sperling, guckt mit einem Auge durch das kleine Loch des Faſſes und fliegt unwillig und ungetränkt wieder fort, zuweilen buſcht eine verkommende Kellerratte über den Hof, zwei- oder dreimal im Jahre werden auch unter den Augen des Herrn Weinflaſchen geſpült; dieſer düſtere Hof, ſeine Bücher, Scripturen und die eiſerne Geldhöhle bilden

seine Welt. Von den eleganten Vergnügungen der Residenz hat er niemals viel gehalten; Abends spielt er nur ein hohes Whist. Da hört er an einem Tage, wie seine jungen Leute unter den grünen Lampenschirmen von der italienischen Oper flüstern, Abends hat ein Partner einen Stellvertreter geschickt, weil heute das Abonnementsbillet auf ihn gefallen ist, und Norma gegeben wird; er läßt sich niemals auf ungewöhnliche Fragen ein, aber er erkundigt sich diesmal, was es mit den Italienern auf sich habe. Man erklärt ihm den Thatbestand, und er beschließt der Merkwürdigkeit wegen einmal das Victoriatheater oder das Opernhaus zu besuchen.

Unter gemüthlich plaudernden Herren und Damen erscheint plötzlich ein mürrischer erdfarbener Geselle, mit einer schweren silbernen Brille auf der Nase, die er mit dicken wasledernen Handschuhen polirt, um den Zettel des Tagestelegraphen zu lesen. Die Oper beginnt gleich darauf und erregt die Aufmerksamkeit des Erdfarbenen. Seit den Zeiten der Sonntag ist er nicht wieder in der Oper gewesen, aber auch damals lockte ihn nicht der Kunstgenuß des Theaters, sondern das hoffnungsvolle Verhältniß mit einer Schönen, deren Vater bei der beabsichtigten Verbindung mit ihm ein Veto eingelegt hatte, weil unser Geselle ihm zu wenig Vermögen besaß. Jene glücklichen Stunden erscheinen wieder vor seiner verschossenen Phantasie, er sieht rings um sich heiter angeregte Menschen, anfangs zürnt er über ihren Frohsinn, dann fühlt er sich angesteckt, applaudirt mit ihnen und beschließt wieder zu kommen. Nach vierzehn Tagen müssen

wir den würdigen, ſtrengen Geſchäftsmann leider zu den Buffo's zählen. Er verſäumt keine Vorſtellung mehr, aber er betreibt das Vergnügen doch mit einer, ihn von allen andern Zuſchauern unterſcheidenden Amtsmiene. Wenn er Beifall klaſcht, ſo geſchieht es mit dem gymnaſtiſchen Kraftaufwande eines Holzhauers, der vor Kälte die Arme heftig über einander ſchlägt, wenn er lächelt, ſo geſchieht es weniger aus Vergnügen über den lieblichen Geſang, als aus tiefer innerer Genugthuung, ſein Geld für das Billet nicht umſonſt ausgegeben zu haben; ſelten verläßt ihn ſeine gewöhnliche Haltung, da ein baar bezahltes Vergnügen auch mit geſchäftlichem Anſtande genoſſen werden muß. Nur wenn er ſeine Leute unentgeltlich herunter gemacht hat, erlaubt er ſich nachträglich ein Lächeln ſtiller Befriedigung. Seine Nachbarſchaft fürchtet den Schall ſeines Beifallklatſchens; es iſt ein unangenehmes Geräuſch, wie von zuſammengeſchlagenen Hornplatten herrührend, und verletzt die Nerven. Erreicht aber ſein Enthuſiasmus den höchſten Grad, ſo bietet er den ringsum ſitzenden Herren in ſeltener Freigebigkeit Priſen aus ſeiner alten goldenen Doſe an. Sie ſtammt aus der Sammlung eines verſtorbenen Virtuoſen, und wurde einſt von ihm für den bloßen Goldwerth zum Einſchmelzen erſtanden.

Einen ungleich angenehmeren Eindruck auf ſeine Nebenmenſchen macht der alte Buffo, dem die gütige Gottheit Familie, beſonders ſingende Töchter geſchenkt hat. Da er ſelber den Geſang ungemein liebt und kein größeres Vergnügen kennt, als nach der Beendigung der Tagesgeſchäfte von ſeinen jungen Damen ſich etwas vorſingen zu laſſen, er

auch vor allen Dingen auf gute Schule hält, und mit der älteſten Tochter einmal vier Wochen in Paris geweſen iſt, um ſie den Unterricht Garcia's genießen zu laſſen, gehört er zu den Stammgäſten der italieniſchen Oper, und zwar auf Grund der zarten Schwärmerei ſeiner lieben Kinder, und der Nähe ſeiner Wohnung am Opernhauſe, zu den Anhängern Mierelli's; unſer Mann iſt fanatiſcher Trebellianer. Verläumderiſche Creaturen behaupten zwar, um nach ihrer gewöhnlichen Weiſe alle wahre Größe zu verkleinern, daß er neben der großartigen Stimme dieſer jungen Bulbul, auch ihre klaſſiſch modellirten Beine und ariſtokratiſch feinen Hände bewundere; etwas Poſitives iſt dem trefflichen Greiſe in dieſer Hinſicht noch nicht bewieſen worden. In Gegenwart ſeiner Frau und Töchter hat er ſich wenigſtens darüber noch niemals ausgeſprochen; er repetirt dann nur eine ungewöhnlich tief hinabgehende Paſſage und kauft am Tage darauf bei Schleſinger unter den Linden die betreffende Arie für das älteſte Fräulein. Außerdem treibt er einen ſtillen Phantaſiecultus und betet die genannte junge Sängerin aus weiteſter Ferne an. So oft ſie mitſingt, legt er den ſchwarzen Frack mit dem Bande vierter Klaſſe an, und kauft im Zwiſchenakte Bonbontüten, um Symptome einer feſtlichen Stimmung zu verrathen. Daneben hat er im Stillen aber vielen Kummer von Mitgliedern der Partei aus der Münzſtraße zu ertragen. „Ich muß mir das Puppenſpiel hier doch auch einmal einüben!“ ſagte neulich ſein Hauswirth, als er ihn auf dem Corridor traf, „mir thut der Thaler leid, den ich dafür ausgegeben habe!“

Der Buffo mit Familie iſt ſchon vermöge ſeines täglichen

Umganges mit weiblichen Wesen ein feiner Herr, und antwortet dem Hauswirth nur mit einem vornehmen Lächeln; jeder feinfühlende Liebhaber irgend welcher italienischen Oper begreift jedoch, wie tief er sich verletzt fühlen muß.

Fast ebenso widerwärtig wie „ein gebildeter Hauswirth", wenn er sich zu musikalischen Parteidemonstrationen herbeiläßt, ist der geizige Buffo, der unaufhörlich „von seinen Kosten" spricht. In den Zwischenakten durchstreift er das ganze Haus, um Bekannte aufzusuchen und ihnen lobende Urtheile abzuquälen. Die Ausgaben für die hohen Eintrittsgelder verursachen ihm unzweifelhaft Gewissensbisse, doch sucht er sich auf eine ganz eigenthümliche Weise dafür schadlos zu halten. Die ersten Sänger der Gesellschaft, für welche sich dieser Buffo entschieden hat, sind nicht allein die Ausgezeichnetsten der Welt, die er jemals gehört; er entdeckt auch unter den Mitgliedern zweiten und dritten Ranges bildungsfähige, vielversprechende Talente. Es ist da namentlich ein Bassist, den er zu einer eminenten Größe zu stempeln sucht, und auf dem Flur aller Welt als eine Seltenheit von Stimme und durchdachtem Spiel anempfiehlt. Angesichts solcher Bemühungen und unverkennbaren Verdienste um die Kunst, beruhigt sich sein Gemüth. Freilich hat er sich eine beträchtliche Verschwendung zu Schulden kommen lassen, doch hat er auch damit das selige Gefühl erkauft, der Menschheit einen unvergeßlichen Dienst zu leisten, wie die Entdeckung eines Sängers doch wohl genannt werden darf. Leider bricht an jedem Abende von Zeit zu Zeit die Reue durch. Eben hat dieser eigenthümliche Buffo noch mit Riesenkräften geklatscht, da tritt er an einen Bekannten in der nächsten

Sitzreihe und ſagt mit einem tiefen Seufzer: „Nicht wahr, ſehr ſchön! ſehr ſchön! aber wiſſen Sie, was mich die italieniſche Oper im vorigen Jahre gekoſtet hat? reden wir gar nicht davon, was ſie mich in dieſem Jahre koſten wird!“ Der Bekannte will gar nicht davon reden, gar nichts davon hören, aber der geizige Buffo fährt mit bitterem ſelbſtanklagendem Tone fort: „Beſuchen Sie mich einmal in den Morgenſtunden, und ich will Ihnen zeigen, was ſie mich gekoſtet hat; ich habe es Abend für Abend aufgeſchrieben!“ Auch jetzt noch ſchweigt der verſteckte Bekannte; er will ja auch gar nicht ſehen, gar nicht leſen, was die Oper dem Buffo gekoſtet. Der innerlich gepeinigte Mann beruhigt ſich nicht. Da er wohl bemerkt, daß der Bekannte in den Morgenſtunden ſolcher Erbärmlichkeiten wegen keine Beſuche macht, ruft er ſo laut, daß die ganze Nachbarſchaft es hören muß: „Dann will ich Ihnen ſagen, was ich für die Italiener ausgegeben habe: vier und vierzig Thaler im vorigen Winter; in dieſem Jahre kommt ſie mich wenigſtens auf ſiebenzig zu ſtehen, denn ich ſitze in einer Proſceniumsloge auf einem Platze für anderthalb Thaler!“

Ein anderer armer Buffo hat auf einen angenehm gelegenen Parquetplatz abonnirt, verkauft ihn aber ſtets heimlich an bemittelte Gönner mit Einbruch der Dunkelheit, und begnügt ſich mit rhetoriſcher Schwärmerei. Keiner kennt die Eigenſchaften jedes Mitgliedes genauer, als er, keiner beſucht angeblich die Vorſtellungen regelmäßiger, und doch beobachtet er alle dieſe Geſtirne, dem Aſtronomen gleich, immer nur von Weitem.

Eine nicht ſehr zahlreiche, aber deſto einflußreichere Klaſſe

dürfen wir wohl die Hülfsbuffo's nennen. Sie weihen ihre Dienste entweder den Impresarien und einzelnen Mitgliedern, oder in Pausch und Bogen der ganzen Gesellschaft und selbst den Hotelwirthen, bei denen jene ihr Winterquartier aufgeschlagen hat. Man begegnet im Laufe des Tages nicht selten einem mittelalterlichen, eilig und verstört aussehenden Menschen, der unter dem Pelze einen schwarzen Frack und einen Klavierauszug trägt, den er aus einer Musikalienhandlung gegen Pfand geliehen hat. Er blickt wild nach einer Droschke umher, und ist unfehlbar Hülfsbuffo bei einer ersten Sängerin. Der arme Junge läuft den Winter über seine traurige Seele wie eine Sohle ab, demolirt seine Kasse, und wird im Frühjahr ökonomischer Rücksichten wegen die Residenz räumen müssen. Manche Hülfsbuffo's verrichten die Dienste von Lohndienern und Hausknechten, begleiten die Künstler in die Wohnungen einflußreicher Personen, nehmen die Mäntel von ihren Schultern und hängen sie an die Nägel des Corridors, besorgen Einladungen, tragen die Freibillets aus, sitzen, wenn Diners stattfinden, unten bei Tisch und rufen Hoch! abermals Hoch! Besitzt ein Buffo Talent zu Bösartigkeiten, so sprengt er, wie Basilio, häßliche Gerüchte über Kritiker aus, welche hervorragende Mitglieder der feindlichen Partei schriftlich gelobt haben und stellt sie als bestechliche Subjekte dar. Die Hülfsbuffo's widmen sich ihren Idealen nicht aus Gewinnsucht. Gewöhnlich gehören sie zu den bemittelten Leuten und wissen die Unkosten ihrer Begeisterung aus der eigenen Tasche zu decken, denn Italien zog zu allen Zeiten nur ungern den Geldbeutel, d. h. zu Ausgaben.

Noch giebt es teufliſche Buffo's, deren Gemüther nicht von Luſt und Jubel, nein, nur von der Verkümmerung der Freude anderer Menſchen zufriedengeſtellt werden. Sie ſenden ihre Hausknechte auf die Gallerie und befehlen ihnen, ſobald einer gern gehörten Sängerin lauter Beifall geſpendet wird, teufliſche Ziſchlaute auszuſtoßen, und „Ruhe“ zu gebieten. Sie ſelbſt ſitzen unbefangen unter den übrigen harmloſen Zuſchauern und leiten ihre ausgeſandten Banditen durch geheime Zeichen des Einverſtändniſſes. Auf den Corridoren ſtoßen ſie nicht ſelten ganz unerwartet das heiſere Hohnlachen melodramatiſcher Schurken und entwichter Galeerenſklaven aus. Man ſieht ſie häufig an weniger beleuchteten Orten ſtehen und in mißvergnügte Theatergänger eifrig hineinreden. So wird Propaganda gemacht.

XI.

Das Arbeitsbad.

Vermuthlich beſchäftigen ſich in dieſem Augenblicke, wo die erſten warmen Sonnenſtrahlen vom blauen Himmel herablächeln, viele Menſchenfreunde in Thälern und auf Höhen, in Wäldern und Schluchten, bereits wieder mit der gewöhnlichen Frühjahrsſorge, für die leidende Menſchheit neue Bäder anzulegen. Man analyſirt bisher unbeſcholtene Quellen, man ſieht ſich nach einem Vorrath von Fichten-

nadeln um, man durchbohrt den Erdboden, und ganze Bataillone von poetiſch mediciniſchen Secretairen ſitzen wahrſcheinlich ſchon an ihren Pulten, und grübeln über die anlockenden Redensarten für die Anzeigen, welche in vier oder ſechs Wochen die Zeitungspreſſe von Europa überſchwemmen ſollen.

Wir haben ſeit geraumer Zeit dieſen liebenswürdigen Beſtrebungen wohlwollender Wald- und Bergmenſchen, von den gutmüthigen Thüringern an, bis zu den Flibuſtiern von Nauheim und Homburg ungetheilte Aufmerkſamkeit geſchenkt, und uns nur über die traurige Einſeitigkeit dieſer Balneomanen betrübt. Solche Kühnheiten, wie die jenes Franzoſen, der ſeine Patienten einſt mit einer Bowle heißen Waſſers kurirte, oder jenes genialen Landmannes, der durch alte trockene Semmeln alle vorhandenen Krankheitsſtoffe auffangen ließ, kommen in den letzten höchſt proſaiſchen Jahren gar nicht mehr vor; man iſt noch nicht einmal auf die naheliegende Idee verfallen, den reichlich vorhandenen Rebenſaft des jüngſten Weintrienniums als Heilmittel zu benutzen, irgendwo am Rheine, im Schatten von Buchen, Platanen und Kaſtanien, für entkräftete und herabgekommene Zeitgenoſſen, ein „Weinbad“ anzulegen, und mit allem Comfort zu umgeben, welcher dem angenehmen Medicament irgend entſpricht; es handelt ſich immer wieder nur um das alte Einerlei von kalten und warmen Quellen, von Waſſertrinken und Baden. Eben deshalb ſcheint es uns ſehr zeitgemäß und verdienſtlich, eine ältere Idee wieder aufzunehmen, die wir vor mehreren Jahren von Wildbad in Württemberg aus veröffentlicht, durch eine größere Reiſe verhindert aber

weder weiter ausgeführt, noch auch wieder aufgenommen haben.

Als wir in trüben Tagen zuweilen Abends dem Gedanken nachhingen, daß die jetzige Concentration der Arbeit auf jedem Gebiete nothwendiger Weise entscheidend auf den Charakter der heutigen Krankheiten einwirken, und ihnen besonders ausgeprägte Physiognomien verleihen müsse, gingen wir unserer Gewohnheit nach auf die älteren wissenschaftlichen Quellen über den Gegenstand zurück, weil erfahrungsmäßig Schriftsteller und Denker, welche sich zuerst eines Stoffes bemächtigen, mit ausgezeichneter Frische und Ursprünglichkeit zu Werke zu gehen pflegen. So kamen wir auf das alte Buch des italienischen Arztes Ramazzini, der zu Padua ein Werk: „de morbis artificum" hat erscheinen lassen, worin er die feinsten Beobachtungen über die Leiden mittheilt, welche sich in den bestimmten Ständen der Künstler, Literaten und Handwerker, durch den nachtheiligen Einfluß ihrer Berufsthätigkeit zu entwickeln pflegen. Da die meisten neueren Gelehrten die Forschungen dieses ausgezeichneten Kopfes nur bereichert, nicht aber berichtigt haben, so möchte auch wohl noch heute der alte Grundsatz gelten, daß eine Verpflanzung in den, seiner gewöhnlichen Lebensweise diametral entgegengesetzten Zustand, für das physisch und psychisch erkrankte Individuum die erste und gedeihlichste diätetische Maaßregel sei. So würde der unterleibskranke Schneider gewiß wieder hergestellt werden, wenn er die eleganten Kleider, die er für unbeschäftigte Tangenichtse anfertigt, selber anziehen, und auf der Promenade täglich zur Schau tragen könnte, der elende Bleiarbeiter, wenn er sein

trauriges Material in eine Flinte laden und in frischer Landluft auf der Jagd verfeuern dürfte, der arme vermagerte homo literatus, wenn man ihm erlaubte, seine Gedanken in die Ferien zu schicken und das gedankenlose Leben eines reichen Bierbrauers, bei regelmäßigem Rostbeaf und einem ausreichenden Verzehr von Austern zu führen.

Lassen wir dergleichen unausführbare Wünsche aber auf sich beruhen. Vermögen wir nicht, den unglücklichen Arbeitern in Quecksilberbergwerken und Phosphorfabriken zu helfen, so giebt es doch noch eine große und schätzenswerthe Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, für welche durch die Einrichtung einer solchen Anstalt, wie wir sie mit der Ueberschrift dieses Aufsatzes bezeichnet haben, sicher Rettung geschafft werden kann.

Das neuere Zeitalter hat unstreitig den Geist des Menschen mehr, als seine Körperkraft in Anspruch genommen, und Letztere auf eine traurige Weise vernachlässigt. Von allen Seiten drängt ein in fortgesetzter Ausbildung begriffenes Maschinenwesen sich hilfsbereit heran, und erspart dem Arbeiter durch schlaue Mechanismen mehr als zwei Drittel der Kraft und Zeit, deren er nach dem alten Verfahren bedurfte. Wir wollen gar nicht mehr an jene ungeheuren und sinnreichen Maschinen erinnern, welche nachgrade an der Veränderung der Verfassungen großer Völker, an der Umbildung ihrer Sitten und Anschauungen, an der Erweiterung ihrer politischen Grenzen mitarbeiten; wir reden nur von den kleinen Maschinen, denen von ihren sinnreichen Erfindern die Aufgabe ertheilt ist, die Arbeit des häuslichen Lebens zu erleichtern und zu beschleunigen. Ueberall tritt

die Maſchine als „dritter Arm der Menſchheit“ auf, im Ackerbau und im Küchenweſen, in der Bekleidungskunſt und in den Vorkehrungen zur Reinlichkeit, noch indem wir ſchreiben, kann ſelbſt ſchon irgend ein ſcharfſinniger Amerikaner, der unſere Berliner Univerſität beſucht, tief erſchüttert durch den Anblick unſerer vaterländiſchen Bureaukratie und Vielſchreiberei, eine der Nähmaſchine analoge Schreibemaſchine erfunden haben, auf welcher ein, für den Vormittag feſtgeſchriebener Kanzleiſecretair das leiſtet, wozu eine ganze Kanzlei wenigſtens vierzehn Tage brauchen würde. Ringsum werden Thätigkeiten losgeſprochen und Gelegenheiten zum Nachdenken dargeboten. Sehen wir doch ſogar im Gerichts- und Schulweſen den Steck nebſt der Ruthe zur Dispoſition geſtellt, dem Richter- und Lehrerſtande die willkommenſte, und ſich am häufigſten darbietende Gelegenheit zur körperlichen Bewegung geraubt, und ſelbſt den Sträfling kühl beſchaulichen Betrachtungen ſtatt den Empfindungen des Brennens überlaſſen. Sein Gehirn, nicht ſein Sitzfleiſch, wird durch die Philoſophie dieſes verkehrten Zeitalters angegriffen.

Durch den Einfluß der Maſchinen aller Art, zu denen wir auch die Parteiprogramme, die Adreſſen u. dgl. m. rechnen, iſt es mit der Menſchheit dahin gekommen, daß man ſie im Ganzen nur noch in zwei große Klaſſen theilen kann, deren erſte ihr Leben lang von der Sorge verzehrt wird, wie ſie des Leibes Nahrung und Nothdurft, ohne gegen Andere ein Verbrechen zu begehen, herbeiſchaffen ſoll, deren zweite aber ſich von der noch peinlicheren Sorge verfolgt ſieht, alles genoſſene Gute und Ueberreichliche auf naturge-

mäßem Wege durch die ſterblichen Canäle wieder los zu werden, ohne doch zugleich Anderen irgend etwas Liebes und Angenehmes zu erweiſen.

Abzehrung und Ablagerung, das ſind die mörderiſchen Prozeſſe der Gegenwart, und wenn wir zu ſchwach ſind, gegen den erſtgenannten aufzutreten, dürfen wir doch gerechter Weiſe zum Beſten des Zweiten nicht ſchweigen, wenn wir ein Heilmittel gefunden zu haben glauben.

Arbeitsbad nennen wir jedes neu zu begründende Inſtitut, welches in Geſtalt angenehmer Unterhaltung Perſonen, die ſchwer unter dem Mangel körperlicher Bewegung und einem Ueberfluß von Fett leiden, regelmäßige Arbeit als Kurzwang auferlegt. Zunächſt wird es durchaus nothwendig ſein, wenn der Verwaltungsrath der Actiengeſellſchaft, die ſich vorausſichtlich bei der Anlage eines Arbeitsbades betheiligen wird, einen ſchwediſchen Heilgymnaſten an die Spitze des Inſtitutes ſtellen wollte. Wenn die feine und reiche Geſellſchaft ſich zu einem ſolchen Bade hingezogen fühlen ſoll, muß für die ſauberſte Diagnoſe und die ſorgfältigſte Beſtimmung jener Sorte von Arbeit geſorgt werden, welche gerade für die geſchwächten Muskeln des Leidenden nach den Erfahrungen der beliebten Schule zuträglich erachtet wird. Die Heilkunde ſieht ſich zu ſchärferen Unterſcheidungen genöthigt, als die öffentliche Gerichtsbarkeit. Es reicht vollkommen hin, einen Gentleman, der durch unſägliche geiſtige Anſtrengungen bei der Anfertigung und Unterbringung gefälſchter Wechſel ſeine Körperkräfte geſchwächt hat, in ein Zuchthaus zu ſchicken, und mit Wollekrämpeln, Raſpeln von Fernambuckholz und Drehen des Rades in der

Tretmühle neu zu kräftigen; aber es hieße, mit äußerster Kurzsichtigkeit handeln, wollte man den glücklicheren Mann, der durch ein dem Geiez nicht zugängliches, obgleich nicht ganz unverfängliches Wechselspiel gleichfalls seine Gesundheit herunter, und bis zu lästigen Anschwellungen gebracht hat, nach demselben derben und volksthümlichen Recepte behandeln!

Gleich nach der Ankunft in dem Badeorte hat der heilgymnastische Director den Kranken oder Arbeitsscheuen, wie man ihn nun eben nennen will, genau zu untersuchen und zu verhören. Man entkleidet ihn, und bestimmt seine Schwere auf einer sehr genauen Waage, dann entläßt man ihn und weist ihm seine Wohnung an. Erst am nächsten Morgen darf ihm der Kurplan mitgetheilt werden. Es ist gut, daß er am ersten Nachmittage sich mit den älteren Kranken bekannt macht, und von ihnen einige günstige Kurresultate erfährt. In das Staatsinstitut des Zuchthauses wird der Leidende stets wider seinen Willen gebracht; im Arbeitsbade geht Alles aus freien Entschlüssen, aus starker Selbstbestimmung hervor. Der Arbeitsscheue begiebt sich nach dem Mittagsmahle zu seinen Leidensgefährten, er hört die Geschichte ihrer Vergangenheit, und theilt ihnen die seinige mit, er erbaut sich an ihren Hoffnungen auf eine gedeihlichere Zukunft, und bemerkt mit Wohlgefallen an Einigen den günstigen Einfluß der kurgemäßen Behandlung. Mit Einbruch der Nacht begiebt er sich zu Bett, und denkt vor dem Einschlafen über die gemachten Beobachtungen nach, die ihn einigermaßen mit seinem, für das Arbeitsbad sehr eingenommenen Berliner Hausarzte versöhnen.

Am Morgen lernt der in das Arbeitsbad geſchickte Berliner die Kurmethode genauer kennen. Kaum graut der Tag, als er unter ſeinem Fenſter jene einfachen Hornſignale hört, welche den Bewohnern kleinerer Städte anzukündigen pflegen, daß es Zeit ſei, aufzuſtehen und ihr Vieh herauszulaſſen. Die erwähnten Hornſignale werden aber auf eine ſo eigenthümliche Weiſe, bald virtuos und kunſtgerecht, bald dilettantiſch und ſtümperhaft vorgetragen, daß unſer Kranker ſich gedrungen fühlt, aus dem Bette zu ſpringen und nach dem wunderlichen Muſiker auszuſchauen. In dem unſicheren Lichte eines von Nebelſtreifen getrübten Gebirgsmorgens bemerkt er jedoch nicht eine Perſon, ſondern zwei Männer in Schafpelzen, welche abwechſelnd in ein Hirtenhorn ſtoßen.

„Guten Morgen, lieber College,“ ruft der Kleinere der beiden Bläſer nach dem Fenſter herauf.

„Guten Morgen — aber, wenn ich bitten darf — mit wem habe ich die Ehre?“ antwortet unſer höflicher Kranker.

„Sie kennen mich wohl nicht, Herr College? Ich bin der Juſtizrath S., Ihr Nachbar in der Gr. Friedrichsſtraße.“

„Mein Gott, was machen Sie denn um dieſe Zeit dort unten?“

„Wie Sie mich hier ſehen, College, ſtehe ich als Kuhhirte vor Ihnen, oder eigentlich als Diäturius des Kuhhirtenſtandes, und hier habe ich die Ehre, Ihnen meinen Vorgeſetzten, Herrn Andreas, Hirten im Dorfe, vorzuſtellen.“

„Warum denn nur Kuhhirte?“

„Ja ſehen Sie, der Doctor behauptet, daß meine Ver-

ſchleimung davon herrührt, daß ich in Berlin bis ein Uhr Nachts regelmäßig bei der Weinflaſche geſeſſen habe, und erſt um neun Uhr Morgens aufgeſtanden bin. Er hat mich deshalb zum Vicehirten im Bade ernannt. Um halb vier Uhr wird aufgeſtanden und eine warme Mehlſuppe gegeſſen, dann blaſen wir das Vieh zuſammen und ziehen auf die Bergwieſen, um acht Uhr wird ein Stück Landbrod gegeſſen und aus einem hölzernen Kruge Milch getrunken. Um ein Uhr darf ich wieder in das Bad herabkommen, mich waſchen, Toilette machen und als civiliſirter Menſch bei Tiſche erſcheinen."

Unſer Freund erſtarrt faſt vor Schrecken, fragt aber doch: „Wie bringen Sie nur da oben die Zeit hin, Herr Juſtizrath, ein Rechtsgelehrter von Ihrem Geiſte muß nach meiner Meinung doch vor Langerweile ſchier um's Leben kommen?"

„Dafür giebt es Mittel," ruft der leidenſchaftlich für die Arbeitskur eingenommene Juſtizrath, und zieht ein großes grobes Strickzeug hervor, an dem ein wollener Strumpf baumelt.

„Stricken? ein Rechtsgelehrter ſtricken?" fragt der Berliner.

„Das beſte Mittel, die Gedanken von unnützen Ausflügen abzuhalten und den Geiſt einigermaaßen zu beſchäftigen. Sehen Sie, dieſe ruhige Handarbeit unter der Bewachung des Verſtandes, dieſe Anfertigung von Maſche auf Maſche, iſt eine ſinnreiche Allegorie des organiſchen Prozeſſes in der Natur. Ebenſo ſtrickt auch der Weltgeiſt das Lebende im Makrokosmus zuſammen. Es iſt immer der alte Strumpf,

aber es wird täglich eine Reihe Maſchen neuangeſtrickt. Läßt der Tod eine Maſche fallen, ſo hat es nichts zu ſagen, ſchon wird der Faden zu einer neuen umgeſchwungen!“

„Wie tiefſinnig! kommen Sie denn draußen auf der Waldhöhe zu ſolchen Gedanken?“

„Ich komme nicht nur dort oben zu allerlei ſeltſamen Gedanken; ich komme auch zu einem geſunden Schlafe. Wenn Abends um halb acht Uhr zur Suppe geläutet wird, fallen mir vor Müdigkeit ſchon die Augen zu. Mir wird mit jedem Tage wohler!“

Nach dieſen Worten ſtößt der Juſtizrath noch einmal in das Horn und folgt einer braun und weißgefleckten Kuh, die vertraulich ihren gutmüthigen Kopf an ſeiner Schulter gerieben hat.

Der Kranke taumelt in ſein Bett zurück, und ſchaudert vor dem Amte, das ihm wahrſcheinlich aufgebürdet werden wird.

Es wird bald darauf ſtark an die Thüre geklopft.

„Wer da?“ ruft der Kranke.

„Ich wollte mir Ihre Stiefel oder Schuhe zum Putzen ausbitten!“ antwortet eine etwas gedämpfte Stimme. Der Kranke öffnet, und ein ſtattlicher, ſehr beleibter Herr tritt ein. Er hat ſichtlich ſorgfältige Toilette gemacht, nur trägt er keinen Rock. Die Aermel des feinen leinenen Hemdes ſind weit in die Höhe geſtreift, und laſſen zwei runde, von blühendem Fett glänzende Arme ſehen. In der Haltung und den Gebehrden entwickelte der beleibte Herr Würde und Vornehmheit, die im Verein mit den Nachſuchungen unter den Stühlen, die er behufs Erfüllung ſeiner Pflicht anſtellt,

einen hochkomischen Eindruck auf den überraschten Zuschauer machen.

Unser Berliner fühlt sich durch den Anstand des Herrn so niedergedrückt, daß er rasch aufspringt, ihm den eben aufgehobenen staubigen Stiefel aus der Hand nimmt und ängstlich ausruft: „Ich kann nimmermehr zugeben, mein Herr, daß Sie sich zu diesem Geschäfte hergeben — nimmermehr!“

„Erlauben Sie mir, Ihnen den kleinen Dienst zu erweisen!“ antwortet der Herr mit dem feinsten Anstande eines Hofmannes, „unser verehrter Aeskulap hat mir aus heilgymnastischen Gründen die Pflicht auferlegt, den Bewohnern dieses Stockwerkes die Stiefel zu putzen. Er beabsichtigt, durch die dabei nothwendigen lebhaften Bewegungen der Arme, einen günstigen Einfluß auf meine Athmungswerkzeuge hervorzubringen.“

„Sie beschämen mich auf das Tiefste,“ stammelt der Kranke.

„Sie wissen nicht, Verehrter, wie bald Sie wahrscheinlich Wiedervergeltung üben werden. Alle Leibesbewegungen sind hier mit gemeinnützigen Zwecken verbunden. In einer halben Stunde, erlaube ich mir zu bemerken, da Sie mit der Hausordnung noch nicht bekannt scheinen, wird mein Freund, Graf Beisenstein, bei Ihnen erscheinen, um Ihre Kleider auszuklopfen.“

„Wie kann der Arzt aber nur wagen, ich vernehmen Herren dergleichen hausknechtische Handleistungen aufzubürden?“ flüstert demüthig unser Mann.

„Wenn Sie die hiesige Lebensweise näher kennen gelernt

haben, werden Sie die Genialität des Vorſtehers der intereſſanten Anſtalt begreifen. Sie befinden ſich hier in einem kleinen Reiche der Gleichheit. Die Vorurtheile des Ranges und Standes, der Gelehrſamkeit und der Geiſtesgaben, bleiben draußen. Hier ſind wir Brüder und Freunde. Jeder arbeitet mit Freuden für den Andern, weil er nach der Berechnung einer höheren ärztlichen Einſicht dadurch der eigenen Geſundtheit nützt. Denken Sie ein wenig nach, und Sie werden in unſerem Zuſammenwirken den Verſuch der Neubildung einer Geſellſchaft finden, wie ſie ſein ſollte. Wir befinden uns auf der Rückkehr an den Buſen der Natur.“

Nach dieſen liebenswürdigen Worten zieht der Herr ein Stück Kreide aus der Taſche, ſchreibt die Nummer des Zimmers auf die Sohlen der Stiefel und Reiſeſchuhe, macht ei..e Verbeugung und entfernt ſich. Kaum hat er die Thür geſchloſſen, als der Kranke einen lebhaften Wortwechſel im Nebenzimmer hört.

„Sie müſſen aufſtehen, Herr!“ ruft eine rauhe Stimme, „der Doctor hat mir auf das Strengſte befohlen, Sie aus dem Bette zu treiben.“

„Nein, es iſt doch gar zu hart, ſchon um vier Uhr Morgens, zu einem ſolchen Geſchäfte aufgeſchreckt zu werden!“ antwortet eine klägliche Stimme.

„Nun, worüber beklagen Sie ſich denn?“

„Da ſchickt man mich mit dem Schaafmeiſter hinaus, und weil er ſeinen Spitz abſichtlich zu Hauſe läßt, muß ich trotz meines dicken Bauches den ſtörrigen Schaafen nachlaufen und ſie zuſammentreiben. Das iſt zu arg, das halte ich nicht aus!“

„Dann hätten Sie nicht am ersten Tage den Revers unterschreiben müssen: sich bei fünfhundert Thalern Strafe allen ärztlichen Bestimmungen fügen zu wollen. Also nur aus dem Bette und in den Wald hinaus! in drei Stunden ist für Sie ja die Sache abgethan."

Nach wenigen Minuten hört man die beiden Personen an der Thür vorübergehen, durch welche gleich darauf Graf Besenstein tritt, und sich die Kleidung des Neuangekommenen zur Reinigung ausbittet. Der Graf hat sich, nach seinem Benehmen zu schließen, noch nicht so geberdam wie sein aristokratischer College den Gebräuchen des Hauses gefügt. Er wünscht weder „guten Morgen," noch würdigt er den bürgerlichen Berliner eines Blickes. Die Handhabung des Rebrstecks hat noch zu kurze Zeit gedauert, und die „Innervation" durch die heilgymnastische Methode findet in einer zu ungenügenden Weise statt, um den Stolz des Herrenhauses in Graf Besenstein gebeugt zu haben.

Verwirrt von allen diesen staunenswerthen Umwandlungen der gesellschaftlichen Verhältnisse macht der Kranke rasch seine Toilette und lauscht auf die Glocke, bei deren Klang, wie man ihm schon gestern angekündigt, er sich in den unteren Speisesaal zu begeben hat.

Sobald die Thurmuhr der Anstalt sechs Uhr geschlagen, ertönt endlich die Glocke, und aus allen Gemächern der langen Gänge hört man Fußtritte erschallen, lustige Stimmen und Thüren zuschlagen. Etwas ängstlich macht sich auch unser Kranker auf den Weg. Er hat die feinste Garderobe angelegt und hofft, dem medicischen Ruf seiner Vaterstadt keine Schande zu machen. Aber wie erstaunt

er, als er beim Eintritt in den Speiſeſaal eine Schaar von — Bauerknechten um die langen Tafeln ſitzen ſieht. Von allen dieſen Bukolikern trägt nur er allein elegante Morgentoilette. Der Arzt der Anſtalt, ein hochgewachſener Mann in einem derben Rocke, mit einem Knotenſtock in der Hand, hat nicht ſo bald ſeine ſichtliche Beſtürzung bemerkt, als er ihn hinter einen kleinen Verſchlag zieht und niederſitzen heißt. „Wundern Sie ſich nicht über das Ausſehen der Herren. Sie ſtehen im Begriff, an ihre ländlichen Arbeiten zu gehen, ſind ſchon im Coſtüm, und eſſen nur ihre Mehlſuppe. Entſchuldigen Sie mich für wenige Minuten. Bald bin ich wieder bei Ihnen, dann werde ich auch Ihren Kurplan beſtimmen.“

„Sie haben noch zehn Minuten Zeit, meine Herren!“ ruft der Arzt jetzt den Tiſchgenoſſen zu. „Eſſen Sie und plaudern Sie nicht. Sie werden ohnehin ihre Kräfte brauchen. Beim Mittageſſen, wenn wir Alle mit unſeren Aufgaben fertig ſind, können Sie ſchwatzen, ſo viel Sie wollen.“

Drei Herren ſtehen auf, wiſchen den Mund, knöpfen die grauleinenen Jacken zu und greifen nach ihren Aexten. „Für Sie ſteht im Schatten der alten Buchen, hart an der Schonung, ein Viertelhaufen Fichtenholz zum Sägen und Kleinhauen. Wenn Sie ſich rühren, können Sie bis Mittag damit fertig ſein; es ſind keine Aeſte darunter. Aber ich muß denn doch bitten, daß etwas beſſer und ſorgfältiger geſpalten wird, als neulich. Wir verfehlen ſonſt den Kurzweck gänzlich. Der Herr Banquier haben ſich auf eine unverantwortliche Weiſe geſchent. Wenn mit der Art ſo

vorsichtig umgegangen wird, muß ich den Herren bitten, nicht mir die Fortdauer der Steckungen im Pfortaderſyſtem zur Laſt legen zu wollen.“ Ungemein beſchämt entfernt ſich der beſonders angeredete Herr mit ſeinen Collegen, und der Arzt wendet ſich zu einer nahestehenden Gruppe, die ſich durch wahre Armſündergeſichter auszeichnet.

„Meine Herren Profeſſoren, ich habe geglaubt, durch feine Anſpielungen meinen Zweck zu erreichen, aber ich habe mich ſchmerzlich getäuſcht. Ihr Umgraben der bezeichneten beiden Morgen Land für Spargelcultur iſt reine Spielerei. Wenn Sie Ihre Spaten nicht kräftiger brauchen; zwingen Sie mich arob zu werden. Wir ſind hier nicht verſammelt, und haben den Revers nicht unterſchrieben — es iſt eine Schande, daß ich täglich darauf zurückkommen muß — um mitten in der Arbeit ſtehen zu bleiben, und von Schweiß triefend, über wiſſenſchaftliche Stoffe zu debattiren —“

„Der College vom zoologiſchen Muſeum fand eine merkwürdige Schnecke, helix ...“ bemerkt ſchüchtern ein kleiner dicker Gelehrter.

„Ich weiß Alles, die alte Urſel, die Ihnen immer das zweite Frühſtück bringt, hat mir Alles geſagt. Hoffentlich beſſern Sie ſich, ſonſt werde ich mich genöthigt ſehen, Sie zu trennen!“

Die Herren nehmen den verdienten Verweis geduldig genug hin und entfernen ſich mit ihren Spaten. Jetzt nähern ſich zwei große Gentlemen dem Arzte. Man könnte ſie für Cavaliere halten, wenn in den Geſichtern Beider nicht etwas ſüßlich Salbungsvolles läge, etwas von der gefälligſten Methode, mit vornehmen und reichen Leuten

manierlich umzugehen. Sie treten an den Arzt, offenbar in der Abſicht, ihm eine Bitte vorzutragen. Dieſer aber ſchüttelt ernſt und unwillig den Kopf. „Ich weiß, was Sie wollen, meine Herren, aber ich kann Ihre Wünſche nicht erfüllen, Sie kennen mich in dieſem Punkte, Herr Geh. Medicinalrath und Herr Hof-Prediger. Abſichtlich habe ich Ihnen Beiden die Tretmühle verordnet. Murren Sie über meine Härte, aber drehen Sie mit den Füßen das Rad; im nächſten Winter werden Sie mir für meine Strenge danken. Ich weiß es voraus. Sie wollen einen Ruhetag zur Correſpondenz haben. Bitten Sie nicht; Sie erhalten ihn nun und nimmermehr. Der Herr Hof-Prediger iſt ſchon fünf Pfund leichter geworden und ſchläft vortrefflich; die Kur darf alſo nicht unterbrochen werden. Das Mehl der Anſtalt müſſen wir ausſchließlich auf der Tretmühle mahlen; wir haben ſonſt bei Tiſch kein Brod. Alſo Faſſung und Ruhe, meine Herren; in acht Tagen darf ich Ihre Kur erleichtern.“

Die Tretmüller entfernten ſich niedergeſchlagen, und der Arzt wendet ſich noch an zwei kleine runde Leute, die begierig den Reſt ihrer Suppe auslöffeln. „Mit Ihnen bin ich ausnehmend zufrieden, meine Herren,“ ſagt huldvoll der Doctor, „Sie ſind die beiden beſten Brettſchneider, die ich bis jetzt in meiner Anſtalt gehabt habe. Fahren Sie noch vierzehn Tage ſo fort, und ich kann nicht allein mit den von Ihnen geſägten Brettern einen neuen Schweineſtall bauen laſſen, ſondern ſtehe Ihnen auch für die gänzliche Erlöſung von Ihrer Hypochondrie.“

Nach und nach haben ſich alle Arbeitsbadegäſte entfernt

und der Arzt kehrt zu unſerem Kranken zurück. Er findet ihn verlegen lächelnd. „Nun, mein Herr, Sie haben jetzt einen Einblick in die Kurmethode der Anſtalt genoſſen, — was meinen Sie?“

„Wenn Sie nicht ſchlecht von mir denken, Herr Doctor, ſo muß ich Ihnen ganz ehrlich ſagen — ich möchte lieber fort.“

„Was ſchreckt Sie denn von der Kur zurück?“

„Nicht allein die Arbeit, ſondern auch die Lebensweiſe. Ich bin nicht im Stande, ſolche grobleinene Jacken zu tragen, ſolche Mehlſuppen zu eſſen, Stiefel zu putzen, Vieh zu hüten und Holz zu hauen.“

„Sie befinden ſich im Irrthum, mein Lieber. Laſſen Sie ſich durch dieſe Mehlſuppe nicht irre machen. Sie iſt beſſer als die ſogenannte Sprudelſuppe in den meiſten Bädern, und mit der kräftigſten Fleiſchbrühe zubereitet. Ich muß Sie bitten, unſer Mittageſſen abzuwarten. Wenn alle dieſe Herren, welche Sie geſehen haben, mit ihrer Arbeit fertig ſind, kehren Sie zurück, machen die feinſte Toilette, ſetzen ſich zu Tiſch und diniren comme il faut. Champagner und leichte feine Rothweine verbiete ich Niemandem, und von ſpärlicher Lebensweiſe, von einer eigentlichen Krankendiät iſt nur ausnahmsweiſe bei uns die Rede. Wir bezwingen alle Uebel durch Arbeit. Nach Tiſch wird promenirt, Billard geſpielt und Kegel geſchoben. Kartenſpiele, überhaupt aber alle Beluſtigungen, bei denen man anhaltend ſitzt, ſind ſtrenge verboten. Auch Zeitungslectüre leide ich nicht. Sie ſehen alſo, daß wir hier keine Barbaren ſind; ich weiß ſehr wohl, mit was für Leuten ich zu thun habe;

wir leben hier, trotz aller meiner Strenge, die Sie vielleicht eingeſchüchtert hat, in einer ganz idealen Welt. Nun geſtehen Sie mir offenherzig, wollen Sie noch von uns fort?“

Der Kranke erröthet und meint, er habe ſich anfänglich die Sache etwas ſchlimmer gedacht und wolle einen Verſuch wagen.

Dann muß ich Sie bitten, ſogleich Ihren Koffer zu packen. Wir machen hier keine Verſuche. Sie unterſchreiben entweder den bewußten Revers, oder verlaſſen uns auf der Stelle. Die Anſtalt darf nicht durch Unſchlüſſigkeit von irgend welcher Seite her, demoraliſirt werden.“

„Nun gut, ſo bleibe ich, geben Sie den Revers zur Unterſchrift her. Ich habe in Kiſſingen und Marienbad vergeblich Hülfe geſucht; ich vertraue mich Ihrer Behandlung an!“ ruft der Berliner mit einer verzweiflungsvollen Entſchloſſenheit.

„Brav, brav, mein Lieber,“ ſagt der Arzt und reicht ihm die Feder, „ich bin kein Tyrann. Ziehen Sie Ihren feinen Rock aus. Gehen Sie vorläufig nur nach dem Walde und packen Sie ein wenig Holz. Das Weitere wird ſich finden.“

XII.

Lebende Bilder.

Von allen Tageszeiten verurſacht der Abend dem ſogenannten gebildeten Menſchen die ſchwerſte Sorge. Der Abend iſt der grauſame Tyrann unter den Tageszeiten, gegen den es einen unaufhörlichen erbitterten Kampf gilt, in dem der ſchwache Menſch in den meiſten Fällen leider den Kürzeren zieht und als Beute der furchtbaren natürlichen Verbündeten des Abendes: der Langenweile, zum Opfer fällt. Aus einer leicht begreiflichen Verzweiflung haben daher alle erfinderiſchen Köpfe Mittel und Wege erſonnen, die den Geiſt ſchwächende Gewalt der Stunden von ſechs bis zwölf Uhr, auf irgend eine Weiſe zu brechen, und dem angeblich durch die Arbeit des Tages abgeſchwächten denkenden Theile im Menſchen mancherlei Kurzweil zu verſchaffen. Die Noth hat, wie in der wirklichen Kriegskunſt, die Erfindungsgabe angeſpornt, und die Gegenwart beſitzt faſt ebenſo viele Mittel den Stunden zu tödten, als die Wiſſenſchaft von Eiſen, Pulver und Blei, um lebendige Menſchen aus der Welt zu ſchaffen.

Unter dieſen Mitteln: Abends die Zeit todtzuſchlagen, hat uns von jeher die Liebhaberei, lebende Bilder zu ſtellen, einen beſonderen Schauder eingeflößt, und wir können nicht länger dem Verlangen widerſtehen, an dieſer wunderlichen Sucht, unter dem nichtigen Vorwande, ſeinen Nebenmenſchen die Zeit vertreiben zu wollen, dieſelben auf die

Folter zu ſpannen, und unter unerhörten Qualen bis gegen Mitternacht hinzuhalten, endlich unſer Müthchen zu kühlen.

Vor einiger Zeit erhielt ich von Frau von Blauberg, meiner alten Gönnerin, eine feierliche Einladung, bei ihr am nächſtfolgenden Sonntage zu erſcheinen, da ihre liebenswürdige jüngere Familie mit dem Plane umginge, an dieſem Abende eine Reihe lebender Bilder zu ſtellen, und es, nach dem wörtlichen Ausdrucke des Einladungsſchreibens, zur weſentlichen Zierde des maleriſchen Abendes gereichen werde, wenn auch literariſche Perſönlichkeiten ihn mit ihrer Gegenwart beehrten. Ich habe im Laufe meines armen Lebens von todten und lebenden Bildern viel gelitten, und dachte zuerſt an eine ſofortige Ablehnung, allein der Wunſch, mir wieder einmal alle Schrecken dieſes mediſchen Vergnügungsverfahrens zu vergegenwärtigen, und dann zum Beſten der leidenden Menſchheit ſie getreulich aufzuzeichnen, ließ mich einen anderen Entſchluß faſſen und zuſagen.

Am beſtimmten Abende fand ich mich alſo um halb acht Uhr Abends bei Frau von Blauberg ein, und ward in die zur Aufnahme der Gäſte beſtimmten Salons geführt. Es gewährte mir eine gewiſſe Erfriſchung, die ſtereotype Langeweile, welche für gewöhnlich an den Geſellſchaften der Frau von Blauberg haftete, heute nicht anzutreffen. Wenn ſonſt in der Haltung der Gäſte, welche ſich um den Theetiſch ſetzten, eine gewiſſe akademiſch-lederne Manier lag, zeigte ſich heute eine offenbare ſociale Anarchie. Der Theetiſch ſtand nicht rechts im großen Salon, er war in ein kleines gemüthliches Nebenzimmer verwieſen. Der neue Bechſtein'ſche Flügel, der für gewöhnlich gleich einem acht und vierzig

Pfünder mitten im Salon aufgefahren ſtand und die Gäſte mit einem ähnlichen Schrecken erfüllte, wie die verurtheilten Seapovs das Geſchütz, welches dazu beſtimmt war, ihre eidbrüchigen Gebeine in alle Weltgegenden zu zerſtreuen, war bei Seite gefahren, und gebehrdete ſich ſo unſchuldig, wie ein Schlafſopha, ein Büffet oder ein Ausziehtiſch. Der Notenſchrank mit tauſend und einem Liede war ganz fortgeräumt, und die obere Seite des Saleus, d. h. die Fenſtergegend, zu welcher man aus einem geräumigen Nebenzimmer gelangte, war von einer ſtattlichen, mit einem dunkelrothen Vorhange verhüllten Bühne eingenommen. Mehrere Reihen von Stühlen waren zum Empfange der Zuſchauer bereit.

Wer an dem ſonſt ſo gemeſſenen Tone des Hauſes früher Wohlgefallen empfunden hatte, mußte mit Befremden alle dieſe Zurüſtungen wahrnehmen. Ich dagegen fühlte mich anfangs weſentlich erleichtert. Frau von Blauberg ſelber war, eine für die Etikette des adligen Hauſes ganz unerhörte Anomalie, am Horizonte des Abends noch gar nicht aufgegangen. Niemand konnte ſagen, welche Hinderniſſe ſich dem Erſcheinen der Dame vom Hauſe entgegengeſtellt hatten, ob ſie vielleicht gar ſelber in einem Bilde den Schwärmern für lebende Exemplare byzantiniſcher Kunſt erſcheinen werde; genug, ihr liebenswürdiger Bruder, Herr von Hanſen, ein Mann von anzüglichen Redensarten und boshaften Anſpielungen, machte an ihrer Stelle die Honneurs und ſtand in dem Rayon des Theetiſches.

Herr von Hanſen war in dem Hauſe ſeiner Schweſter ein ſehr gefürchteter Cavalier. Frau von Blauberg, ihr Sohn, der ſchöne Arthur, ein Referendarius, die beiden

Töchter, Eveline und Rosaura, alle zitterten vor dem Unholde. Nichts war ihm heilig, er verhöhnte Nichten und Neffen, selbst gegen die fette Warze auf der Nase seiner Schwester übte er nicht die geringste Schonung. Man begreift leicht, was die Gäste von ihm zu erwarten hatten. So trat ich mit einem Mitgliede des Abgeordnetenhauses ein, dessen Gut in der Nähe der Besitzungen des Herrn von Hansen lag, mit dem er aber fortwährend allerlei kleinliche Streitigkeiten unterhielt.

„Welches Glück für uns, daß Sie uns mit Ihrer Gegenwart beehren," redete Herr von Hansen den geschmeichelten Landboten an, „wie erfreut wird meine Schwester sein, und nun erst die jungen Mädchen!"

Der alte Landbote verzog sein Gesicht, das so kurzweilig aussah, wie ein früherer Jahrgang des Pfennigmagazines, zu einigem Lächeln, als Herr von Hansen heimtückisch hinzusetzte: „Die Kinder können ja für lebende Bilder gar kein besseres Muster, als Ew. Hochwohlgeboren im Hause haben. Wenn unser Bilderpersonal sich heute, durchweg so unbeweglich verhält, wie Ew. Hochwohlgeboren im Hause der Abgeordneten, dürfen wir Alle auf den Abend stolz sein." Die Bemerkung war böse, aber der Landbote nahm sie weiter nicht übel, er litt seit vielen Jahren an constitutionellem Siechthum, und erwies keiner Creatur, weder mündlich, noch thätlich, etwas Gutes oder Schlimmes. Er gehörte zu den verlorenen Menschen des Centrums.

Inzwischen waren auch andere Berühmtheiten angelangt. Nicht allein das Parlament hatte in der Person eines entschiedenen Freundes der Armeevorlage einen großen Mann

zu den lebenden Bildern gesandt, sondern auch die Heilkunst einen berufenen Nervenarzt, und die bildenden und zeichnenden Künste mehrere verdiente Mitglieder der Akademie. Hinter dem Vorhange waren der Wahrscheinlichkeit nach schon mehrere Raphaele mit den nothwendigen Anordnungen für Aufstellung und Beleuchtung beschäftigt, denn trotz des Geschwirres, welches mit der Einnahme auch des sanftesten Thee's verbunden zu sein pflegt, vernahm man von der Bühne her feierliche und gewichtige Stimmen, hörte zuweilen Coulissenstücke umfallen, Menschen stolpern und sah seltsame Streiflichter durch die Poren des nicht mehr neuen Vorhanges blitzen. Er war von einem freundlichen Manne gemiethet, der sich dabei wohlbefinden, für schweres Geld an Dilettanten verschiedenartige Theaterrequisiten zu verbergen.

Nun füllten sich auch die Stühle mit „weiblichen geputzten Wesen," da man unmöglich „Schönheiten" sagen kann. Die jungen Damen waren sämmtlich zu den lebenden Bildern herangezogen worden, und die weibliche Zuschauerschaft mußte nothgedrungen aus dem übrig bleibenden Chore von thebanischen Tanten und Müttern gebildet werden. Als ob aber jene künstlerischen Intentionen, die hinter dem Vorhange walteten, auch auf diese antiken Weibsen einen besonderen geistigen Einfluß magisch und aus der Ferne ausgeübt hätten — sie erschienen mir, meinen schwachen Costümkenntnissen nach, nicht der Mode des Tages gemäß gekleidet, sondern ein wenig phantastisch decorirt. Die Bühnenwelt und das Mährchen ragte in diese Garderobe hinein. Man glaubte sich auf einem unreifen Maskenballe zu befinden, so andeutungsschwer und ahnungsvoll waren

manche Federhütchen, Drappirungen und Schärpen, Stickereien und Spitzen. Es konnte eine Mode der Zukunft oder Vergangenheit ſein; unbedingt war es nicht die beliebte Mode der Gegenwart. Die Unterhaltung dieſes Chores tragiſcher Jungfrauen und edler Mütter mit den Vertretern des männlichen Geſchlechtes hatte einen ſcharf künſtleriſchen Beigeſchmack. Man ſprach von den altitalieniſchen Malerſchulen, von der Nothwendigkeit, etwas zur Hebung des heutigen Geſchmackes zu thun. Herr von Hanſen war aber einem Herrn zu Leibe gerückt, der anſcheinend einen Diplomaten vorſtellen, und gewaltſam den milden Ausdruck eines philoſophiſchen Kunſtkenners auf ſeinem Geſichte herausarbeiten wollte, jedoch nicht damit zu Stande kam. Er ſah neben den Akademikern aus, wie eine Uhr von Tomback unter goldenen Cylinderuhren. „Sie haben ſich ja jetzt auch eine Gallerie angelegt!“ ſagte der ſchlimme Mann zu dem falſchen Kenner, „habe viel von Ihren Correggio's gehört, ſehr viel Gutes!“ — „Bitte um Entſchuldigung,“ antwortete der Herr, „bis zu Correggio's habe ich es noch nicht gebracht, ich ſammle nur Werke neuerer Meiſter!“ —

„Thut nichts, auch ſehr gut, müſſen aber doch irgend etwas älteres Italieniſches kaufen. Glauben Sie mir, Sie können dergleichen in dieſen ſchlechten Zeiten ſehr billig erwerben. Für fünf und zwanzig Thaler können Sie ſchon Ihren Leonardo da Vinci haben. Man macht das Alles jetzt ganz vortrefflich in Berlin. Zu einem Gallerie'chen gehört gar nicht ſo viel, als Sie glauben. Wer nicht von Silber oder wenigſtens von Porzellan eſſen kann, ſpeiſt von Geſundheitsgeſchirr. Es ſchmeckt auch mit Blechlöffeln ganz

gut. Alles kommt darauf an, daß man nur eine Gemäldesammlung beſitzt. Dann laden Sie den berühmten Dr. Max Schaßler ein, in dem noch die künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Vielſeitigkeit der alten Italiener, wie in keinem unſerer Zeitgenoſſen, beiſammen iſt, und laſſen Ihre Gallerie feierlich in die Berliner Gemäldeverzeichniſſe aufnehmen. Wenn Sie die Kunſt fördern wollen, können Sie ihm eine ſeiner Landſchaften abkaufen; der Mann verdient es, er gehört zu unſeren beſten Coloriſten!"

Der unbekannte Herr wußte gar nicht, wie ihm geſchah, er hörte dieſe Rathſchläge verlegen an, und verneigte ſich nur ängſtlich und vor neuen Tücken zitternd. Endlich trennte Frau von Blauberg das Paar. Sie kam aus einer Reihe von Nebenzimmern und zeigte ihrem Bruder an, daß ſie jetzt wieder die Regierung der Geſellſchaft ergreifen könne, und daß die Vorſtellung alsbald beginnen werde. Zugleich erſchollen die Klänge eines vierhändigen Tonſtückes auf dem Flügel des Salons. Sie gehörten zu einer Symphonie von Haydn, und ſtellten muſikaliſche Reminiscenzen von zwei Familientanten vor. Die Geſellſchaft hörte mit der Geduld gebeugter Menſchen von Bildung in tiefem Schweigen den erſten Satz an, aber der rothe Vorhang rollte nicht in die Höhe, die Tanten ſpielten die Menuett und das Trio, ſie ſpielten das lange Andante, und endlich ſelbſt das Finale, ehe das erſte lebende Bild ſich zeigte und die beiden Lenoren vorführte. Zwar lag ſtrenge genommen keine künſtleriſche Nothwendigkeit, kein äſthetiſches Bedürfniß vor, grade dieſes Gemälde durch ein lebendes Bild zu vergegenwärtigen, der Grund war nur ein allgemein poetiſcher. Jede Familie von

Adel, wenn ſie mehr auf Erbſchaften, als auf Realitäten und liegende Gründe zählen kann, beſitzt wenigſtens zwei Lenoren, welche den ſchmerzlichen Contraſt weiblicher Temperamente und Schickſale darſtellen; daher die Wahl des erſten lebenden Bildes an unſerem Feſtabende, daher Eveline und Roſaura als die beiden Lenoren. Die Vocalbegleitung beſorgte ein junger Tenor, mit dem „Lob der Thränen“. Da er aber im Aſſeſſorexamen ſchwebte, ſchnürte die fortwährende Todesangſt ſeine ſchwächliche Stimme ſo arg zuſammen, daß man an ein bruſtkrankes Heimchen erinnert wurde. Natürlich mußte das Bild zweimal gezeigt werden, und die ganze Geſellſchaft brach demnächſt in eine Encyklopädie von allen möglichen und erdenklichen Ausdrücken des Lobes aus. Zwei jungen Militairperſonen gelang hierin das Aeußerſte. Sie trieben es ſo weit, daß ſelbſt der Landbote zum erſten Male ſeit ſeinem Eintritt in den Salon den Mund öffnete, dann jedoch wieder den Oberkiefer müde mit dem Unterkiefer zuſammenklappen ließ, und nicht die geringſte ſonſtige Spur von Luſt verrieth, irgend ein Amendement zu ſtellen. Da wir geraume Zeit nur bei einigem linden Theewaſſer beiſammen geſeſſen und durch einen ſtarken Conſum von heilloſ ſchönen Redensarten die Kehlen trocken geſchwatzt hatten, ſo wäre eine leichte Verproviantirung ganz zeitgemäß geweſen; die Tanten zogen es jedoch vor, ſich wieder an den Flügel zu begeben und die Ouvertüre zur weißen Dame vorzutragen. Da die Mitwirkenden bei den lebenden Bildern jetzt wohl ſämmtlich angekleidet waren, folgten die einzelnen Nummern mit etwas mehr Schnelligkeit auf einander, jedoch noch immer nicht ſo raſch, als es

bei dem ſpärlichen Maaße des irdiſchen Lebens nach dem Gutachten der Philoſophen rathſam geweſen wäre. Zum Erſatz mußte jedes Bild doppelt gezeigt werden, und die Tanten beeiferten ſich, in Concurrenz mit den Miniſtrelen hinter der Scene, die langen Kunſtpauſen durch inſtrumentale Muſik und Geſang auszufüllen. Wer erſt um fünf Uhr dinirt hatte, durfte vollkommen mit den getroffenen Einrichtungen zufrieden ſein: er hatte Zeit zu plaudern, zu ſchlafen, zu träumen, auf Töne zu lauſchen, und ſich der entſchwundenen Tage ſeiner Kindheit zu erinnern, wer aber ſchon um zwei Uhr von Tiſche aufgeſtanden war: der fühlte die heiligſten Rechte der Menſchheit in ſeiner Perſon verletzt, und dies war meine troſtloſe Lage. Bisweilen, wenn die Tanten die Eroica von Beethoven, die Jupitersymphonie von Mozart, oder irgend eine andere große Compoſition ſpielten, da ſie es auf die ganze Literatur dieſer Gattung abgeſehen zu haben ſchienen, überfiel mich eine ſterbliche Schwäche. Ich betrachtete den Räuber, der von ſeinem treuen Weibe bewacht, im Schatten eines Felsblockes ſchlief, mit furchtbarem Widerwillen, obgleich er von Arthur, dem ſchönen Referendarius, dargeſtellt wurde; ich wollte das hübſche Milchmädchen, das mit ihrem Eimer nach der Stadt wandelte, um einen Trunk bitten; ja ich war nahe daran, den Tod in dem See zu ſuchen, an welchem der Fiſcherknabe, ein in Mannestracht verkleidetes reizendes Mädchen, ſaß und angelte, nur die Erinnerung an mehrere berühmte Stellen des klaſſiſchen Alterthums bewahrte mich vor der frevelnden Antaſtung meines hungrigen Leibes. Ich dachte an Cicero, der das Leben des Menſchen mit dem Wandel einer Schild-

wache vergleicht, die ihren Posten nicht eher verlassen dürfe, als bis sie vom Befehlshaber abgelöst werde, und beschloß weiter zu leben. Mein einziger Trost war, daß der schneidende Zwiespalt; Ideal und Wirklichkeit, selbst von anderen, dem Hause sehr nahestehenden Personen bemerkt wurde. Ob der Landbote, der nach den zuverlässigen Beobachtungen nochmals den Mund geöffnet haben soll, seine Jungfernrede außerhalb des Parlaments halten, und sich eine Schnitte Butterbrod ausbitten wollte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben; gewiß ist jedoch, daß Herr von Hansen sich seiner Schwester näherte und ihr das zweideutige Compliment machte, heute in ihrem Hause, an einem Abende, von nur zwei geliebten nahen Anverwandten einen ganzen Cyclus der Symphonieseiréen aufgeführt zu haben, daß er zu seinem Bedauern zur Linderung eines so großartigen Genusses nur etwas „Mäder“ oder „Arnim“ vermisse! Aus der Entfernung bemerkte man auf den Gesichtszügen der alten Dame eine Veränderung ins Hochtragische, man sah sie bedeutungsvolle Winke ertheilen, und endlich zwei bejahrte Männer sich aus den Nebengemächern nähern, die sichtlich das unbeschränkte Vertrauen ihrer Herrin, der Frau von Blauberg, besaßen, und demgemäß die von ihnen getragene, wenig zweckmäßige Milchspeise so vorsichtig umherboten, daß ihnen laut Stille und Entfernung anbefohlen wurde, weil eben der Vorhang vor dem „Ritter und der Zigeunerin“ in die Höhe ging.

Bis zu diesem Momente war die Vorstellung der lebenden Bilder herangereift, als sich unter den zuschauenden Damen des Chores das Gerücht erhob, es sei im Neben-

zimmer eine Mutter aus dem Volke angelangt, die baten lebe, ihre Kinder in Berlin an alle diejenigen gebildeten Gesellschaften zu vermiethen, welche sich damit belustigten, als lebendes Bild: „im Walde schlafende Kinder, bewacht von Schutzengeln“ darzustellen. Jene Mutter aus dem Volke besaß drei Kinder, zwei Mädchen und einen kleinen Knaben, blond und mit blauen Augen, die von der fortwährenden Beschäftigung, ausgestreckt unter Gebüschen zu liegen, ein elegisches und schmachtendes Ansehen zur Schau trugen. Eine Anzahl Damen erhob sich, um in tiefster Rührung die armen, zu vermiethenden Kleinen in Augenschein zu nehmen, und Herr von Hansen schloß sich in Begleitung meiner Wenigkeit ihnen an. Eben war die Mutter aus dem Volke in einer Droschke mit den drei Kleinen angelangt. Sie hatten bereits in einer entfernteren Stadtgegend im Walde geschlafen, und sahen sich mit dem regen Appetit gesunder Kinder nach eßbaren Stoffen um. Herr von Hansen hatte ihre natürliche Begier kaum entdeckt, als er einen der ältlichen Männer herbeirief, ihm die Schüssel mit der Milchspeise entwand, und ihren Inhalt unter die drei Kinder vertheilte. Jetzt fiel den umstehenden Damen ein, daß diese Gastfreundschaft eigentlich zu ihren Obliegenheiten gehört hätte. Unterdessen wurden die kleinen Akteure in die bereitliegenden Gewänder gesteckt, die neugierigen Damen hinausgeschickt, und noch irgend eine Symphonie oder Ouvertüre, als Einleitung dieses Schlußbildes angestimmt. Wider alle Erwartungen zeigte sich ein plötzliches Hinderniß. Der im Mittelpunkte der Gruppe zum romantischen Schlummer bestimmte kleine Knabe wurde plötzlich von einem fol-

ſamen Widerwillen ergriffen, ſeine Pflicht zu thun. Er weigerte ſich auf das Beſtimmteſte, ſeine Glieder auszuſtrecken, ja er forderte Butterbrod, belegt mit Schinken, und erhob, als ſeine Mutter ihn mit energiſchen Püffen zu ſeiner poetiſchen Rolle zwingen wollte, ein lautes Jammergeſchrei nach den Manen ſeines verewigten Vaters. Es that mir unglaublich wohl, daß Herr von Hanſen, ungeachtet ſeiner Bosheit, doch ein wahrer Kinderfreund, ſogleich darauf beſtand, daß der arme Junge von vier Jahren, älter war er ja nicht, losgelaſſen und von ſeiner Rolle freigeſprochen wurde. Der geiſtreiche Mann ging ſogar weiter. Er fragte die Frau, wie viel Geld ſie für die Vermiethung ihrer Kinder zum Behufe lebender Bilder erhalte, und machte, als er den billigen Preis vernommen, den Vorſchlag, den alten Landboten aus dem Centrum an Stelle des Kleinen, auf Grund ſeiner Diäten von drei Thalern, eintreten zu laſſen, zumal der Landbote ein eben ſo unſchuldiges Weſen wie der Knabe, und an tiefe Stille und Schlaf durch ſeinen Beruf hinlänglich gewöhnt ſei. Ich bedauere ſchließlich, nicht angeben zu können, ob der Landbote wirklich von Schutzengeln im Walde bewacht wurde, denn ich fühlte nach dieſer rührenden Scene zu dringend die Nothwendigkeit, mich zu entfernen, ehe die letzten öffentlichen Beköſtigungsanſtalten Berlins verdunkelt und geſchloſſen wurden!

XIII.

Bei unſerem Gönner.

In jeder großen Stadt giebt es unter geſelligen Leuten liebenswürdige Perſonen, die aus einer angeborenen Neigung weit lieber als Gäſte in andere Häuſer gehen, als ſelbſt Gäſte an ihrem Heerde ſehen. Wer über die mannigfachen Seltſamkeiten der menſchlichen Beſchaffenheit nachgedacht hat, wird ſich darüber nicht wundern; es giebt eben Idioſynkraſien, gegen welche oft ſogar der ſtärkſte Wille nichts vermag. An dieſem moraliſchen oder intellectuellen Gebrechen leidet unſer Gönner, der Profeſſor R. Das ganze Jahr hindurch begiebt er ſich an der Seite ſeiner viel jüngeren und liebenswürdigeren Gemahlin in die Berliner Geſellſchaft. Ohne Begier, ſie wieder zu ſich einzuladen, entzieht er ſich nur dem theuren Weibe zu Liebe ſeinen gelehrten Arbeiten, opfert einen beträchtlichen Theil der künftigen literariſchen Unſterblichkeit, verzehrt Abends, ja ſpät Nachts, eine Menge ſchwer verdaulicher, und nicht ſelten koſtbarer eigenthümlicher Speiſen, und ſchwächt im aufopfernden Eifer für das geſellige Vergnügen anderer Menſchen, ſeine außerordentlichen Geiſteskräfte durch reichlichen Genuß feiner Weine. Kläglicher Vermögensverhältniſſe treiben den Profeſſor R. nicht aus ſeiner Wohnung in die traurige Fremde; er iſt nicht ohne Capital, bekleidet einen anſehnlichen Poſten und kann jährlich eine beſtimmte Summe zurücklegen, obgleich er allerdings gleichzeitig ſeine Frau bekleiden muß,

die ſchwerſte Aufgabe für einen älteren, zumal unter dem Pantoffel ſtehenden Herrn. Prof. R. haßt jegliche Verſchwendung, im Geſpräch entwickelt er mit vielem Scharfſinn eine Theorie geiſtiger Genüſſe, daher vielleicht ſeine Abneigung, der Dauerhaftigkeit des häuslichen Kochheerdes empfindlichen Abbruch zu thun.

Neulich traf ich meinen ehemaligen Studiengenoſſen Dr. L. Schon aus einiger Entfernung winkte er mir mit ſeinen großen Händen zu, die durch Trauerhandſchuhe nur wenig verkleinert und verſchönert wurden, und ſagte dann: „Am Mittwoch ſehen wir uns bei Prof. R. Er giebt ſeine jährliche Geſellſchaft!“

„Sie irren ſich wohl?“ fragte ich erſtaunt, „zwar weiß ich, daß er jährlich einmal ſich ſeiner ſocialen Verpflichtungen gegen die Geſellſchaft in Form einer Aſſociation mit kalter Küche entledigt, allein jetzt — in dieſer Zeit — während der Landestrauer?“

„Eben wegen der Landestrauer giebt der Profeſſor ſeine Geſellſchaft,“ ſagte der Doctor, mit dem Oel ſeiner Worte meine ſittliche Aufwallung und die Empörung des patriotiſchen Zartgefühles in mir beſänftigend, „während des Stillſtandes im Geſellſchaftsleben hofft er alle ſeine Freunde bei ſich zu ſehen, und jede Ablehnung ſeiner Einladung von vorn herein abzuſchneiden.“

„Unſer Gönner iſt ein ſcharf berechnender Mann!“

„Gewiß!“ rief der Doctor, „er verſteht es, der nichts ahnenden Menſchheit einen Hinterhalt zu legen. Niemand kann ſich für den nächſten Mittwoch mit Theater, Ball u. dgl. m. entſchuldigen; der Profeſſor fängt alle ſeine Bekannte,

wie die Mäuse in einem Topf ab, und hat wieder für ein Jahr einen freien gesellschaftlichen Passirschein."

„Wird er denn aber nicht durch seine Soirée mit dem Anstandsgefühl seiner Bekannten in Conflict gerathen? Man wird auf Grund der Landestrauer absagen; er verfehlt nach meiner Meinung seinen Zweck."

Der Doctor schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Sie sollten doch unsere Freunde besser kennen. Das gegenwärtige stille Leben langweilt sie bitterlich, sie werden erstens in die Gesellschaft des Professors gehen, und zweitens nachträglich darüber scandalisiren — übrigens wird es eine ernste Soirée sein. Ich darf nicht aus der Schule schwatzen, aber so viel ich von meiner Frau erfahren habe — Sie wissen, die Weiber stecken immer unter einer Decke — dürfen wir uns auf Ueberraschungen gefaßt machen. Am Mittwoch sehen wir uns also wieder!"

Der Wagen des Doctors fuhr vor, ich begab mich nach Hause, und fand bereits die Einladung in einem schwarz geränderten Couvert. Sogar der Ton des Blattes war ernst, fast düster. Der Professor lud seine Freunde mit tragischem Pathos ein. Er sprach von seinem moralischen Bedürfnisse, in einer Zeit der durch den Tod decimirten älteren Genossenschaften seine Lieben noch einmal um sich zu sehen — kein Sterblicher wisse, was morgen geschehen könne. Der Mensch sei nur die Photographie des Spiegelbildes eines Schattens des Rauches.

Unter dem Eindruck dieses furchtbaren Gedankens verhielt ich mich bis zu dem entscheidenden Mittwoch ruhig, und vertiefte mich in meine Berufsarbeiten. Als der Zeiger

die achte Stunde verkündete, befahl ich, eine Droſchkenſchleife herbeizuholen, und hieß den Kutſcher: zu Debel nach der Leipziger Straße fahren. Mein Gönner wohnt in der Nähe des genannten Wohlthäters, und da ich wußte, daß Letzterer an jedem Mittwoch im Beſitz friſcher Holſteiner Auſtern zu ſein pflegt, ich aber wohl annehmen durfte, der Profeſſor ſtehe mit dem Vaterlande der bezeichneten Meerungethüme in keiner geſchäftlichen Verbindung, wollte ich mich wenigſtens verſehen, und für die Verproviantirung meines leiblichen Gaëta während der bevorſtehenden Feſtſtunden ſorgen. Ich erreichte meinen Zweck vollkommen, und begab mich in der angenehmſten Stimmung, aber nur zu Fuß, in die Wohnung des ſeltenen Gaſtgebers.

Unſer Gönner wohnt in einer eleganten Gegend, doch gebietet er in ſeinem Hausweſen nicht über weitläufige Räumlichkeiten. Wenn man ihm einen flüchtigen Artigkeitsbeſuch am hellen Tage abſtattet, und man ſieht ſich von der Dame des Hauſes in den Salen genöthigt, ſo macht der beſchränkte Kubikinhalt deſſelben den Eindruck, als halte ſich das Ehepaar nur für gewiſſe Stunden darin auf, und beſitze eigentlich in anderen, glücklicheren und ausgedehnteren Sphären ſeine Heimath. Dem Profeſſor ſoll mit dieſer unſchuldigen und poetiſchen Bemerkung nichts Unartiges nachgeſagt werden, viele Berliner ſchränken ſich auf ähnliche Weiſe ein, und fühlen ſich ſo glücklich, wie das auf ein [illegible] Kirſchkern geſchriebene Vaterunſer der Kunſtkammer; ſie hüten ſich indeſſen vor allen Geſellſchaften. Wer aber in einer ſolchen Behauſung Leute bei ſich ſehen will, muß gleich zum Aeußerſten ſchreiten, und ſich zur Quartierqualerei ent-

ſchließen. Nur unter unſeren Mitbürgern iſt jenes glänzende Talent zu Hauſe: eine enge Wohnung von dem Umfange eines Mäuſefallen-Complexus in ein Feſtlokal umzuwandeln. Die Sibylle dieſes Verfahrens, die Frau Profeſſorin, hatte offenbar das Unmögliche in der Ausdehnung des Quartiers geleiſtet. Die drei neben einander liegenden Stübchen entwickelten — ich vermag es zu beeidigen — eine wirkliche Perſpektive! Sämmtliche Möbel waren gleichfalls in ſich ſelbſt zuſammengekrochen, und hatten den lebenden Creaturen liebevoll Platz gemacht. Phantaſievolle Naturen konnten wähnen, irgendwo würden demnächſt Verhänge in die Höhe ſchweben, und vor den erſtaunten Blicken ſich noch andere, königliche Salons mit Schwärmen glänzender Gäſte öffnen.

Der Anblick der Frau Profeſſorin mußte eine ſo fruchtbare Einbildungskraft noch mehr erhitzen. Für den Feſtabend hatte ſie die Trauer abgelegt und wurde maleriſch von einem roſenfarbenen Flortgewande umweht. Ein künftiger Mitarbeiter der neuen philoſophiſchen Zeitſchrift „der Gedanke“, den ich — natürlich den künftigen Mitarbeiter — in der Ecke ſtehend, und in Betrachtung eines Gummibaumes verſunken traf, verglich ſie mit einem, von Zephyren getragenen Roſenduft. Unſer Gönner blickte mit ehelicher Genugthuung auf ſein Weib, aber wenn gleich ſie an Titania erinnerte, entwickelte er doch geringere Aehnlichkeit mit Oberon, als mit Zettel nach ſeiner Verwandlung. Das Paar empfing die anlangenden Gäſte nicht gemeinſchaftlich, unſer Gönner verſammelte in dem mittleren Zimmer, das wir den „Saal der Giganten“ nennen wollen — es ſtand eine in dieſes Genre einſchlagende Gipspuppe auf dem

Ofen — die gelehrte Welt des Abends, und zwar auf einer weiten Fläche zwiſchen dem Ofen und dem Sopha. Die ſchöne Frau Profeſſorin aber empfing überall, unausgeſetzt und unermüdlich „Gäſte“, und das Quartier nahm ſie Alle auf, denn unſere Mitbürger wiſſen ſich, wenn es durchaus nicht anders geht, zuletzt wie die Schachfiguren in der Schachtel, oder die Sardinen in ihrer Blechbüchſe, räumlich zu behelfen.

Anfangs hatte ich mich über das, in den Rieſenhallen herrſchende Klima unglücklich gefühlt, allein jetzt merkte ich die Abſicht und war nicht mehr verſtimmt. Die ungemein feine Berechnung der Wirthe ging dahin, ihre Gäſte als Heizmaterial zu verwerthen, und der hochgelehrte Herr hatte das Verhältniß zwiſchen der Kälte der Mauern, nebſt dem durch die Fenſterfugen einſtrömenden Boreas, und der thieriſchen Wärme ſeiner Freunde ſo richtig abgeſchätzt, daß ſich bald nach elf Uhr eine wirklich angenehme Temperatur verbreitete. Und ſeltſamer Weiſe war noch nichts geſchehen, um auch nur das Blut der Anweſenden künſtlich zu erwärmen. Etwa eine Stunde nach meiner Ankunft hatte ich aus zahlreichen Gruppen, die in allen Ecken von geiſtreichen Geſprächen gefeſſelt, unverſtanden, meinen Freund, den Doctor mit den großen Pranken herausgefunden. An ſeinem rechten Arme hing das Weib ſeiner Wahl, und ſchien ihn nicht loslaſſen zu wollen. Die ſonſt immer muntere junge Frau ſah mich mit einem unbeſchreiblichen Blick an. Die Leiden der Seele werden durch das Auge verrathen, weshalb nicht die Leiden des Magens? Das arme Weib krankte an der Toricelliſchen Leere.

„Mein Kind, ich habe es Dir vorher gesagt, als Du mit mir nicht Abendbrot zu Hause essen wolltest," flüsterte der Doctor ihr zu, „hier weht ein straffer ästhetischer Wind, Du bist nicht in Deiner fetten Vaterstadt Hamburg, und noch weniger in Deinem musterhaft ordentlichen Haushalte." In diesem Augenblicke erschallte aus dem Allerheiligsten der Wohnung ein leiser Klagegesang, um die Stimmung der Gesellschaft mit der des Vaterlandes in Einklang zu versetzen. Einige junge Herren, denen der Professor Freitische und Stipendien verschafft haben mochte, waren zu einem Quartett zusammengetreten und führten eine Motette aus. Daß die Sänger nicht jene jungen Leute in kurzen schwarzen Carbonari's waren, welche wohlhabenden Berlinern gegen eine baare Vergütigung im Abonnement geistliche Ständchen bringen, glaube ich verbürgen zu können.

Wir drei hatten uns in das erste Zimmerchen, des Professors Studirstube, zurückgezogen, und ein junger Mediciner sich zu uns gesellt. Trotz des Klagegesanges war der gesellige Ton in den anderen Zimmern niedlich, sehr niedlich. Die Frau Professorin ließ sich aus paradiesischen Höhen zu den armen umherschweifenden Sterblichen herab, und prüfte durch zärtliche Fragen ihren Zustand. Wer hätte gewagt, einer so zierlichen Frau die nackte Wahrheit zu sagen? Sollte der philosophische Schriftsteller vielleicht so keck sein? er stand jetzt neben einem Cactus, und hob ein wenig den Huf des rechten Vorderfußes auf, als hoffte er, gleich den Maulthieren der südamerikanischen Steppe, aus dem stachlichten Gewächse ein erfrischendes Getränk zu erzielen. Inzwischen folgte ein Klagegesang dem andern, und doch war Mitternacht schon

nahe. Wir hatten alle Vier einträchtiglich auf einigen Quadratfuß Platz genommen, wo ſonſt der Papierkorb unſeres Gönners ſtand, und unterhielten uns gar fröhlich. Nur des Doctors arme Frau, wie geſagt, eine geborne Hamburgerin, mit einem vortrefflichen Gebiß, ſchien unſäglich zu leiden; wir Herren hatten als vorſichtige, an Ueberlegung gewöhnte Männer, ſämmtlich vorher gegeſſen, ſelbſt der Mediciner, und fühlten uns wohl. Unſere Dame aber ſaß neben mir hart an der Thür, und blickte ganz verzagt in das Gewühl und die Flucht der drei Gemächer hinab, während deſſen hielten die unheimlichen Klagegeſänge an, und ſchwollen zuweilen ſogar zu ſchauerlichen Weblauten, der junge Mediciner aber ließ ſich — da die Frau Doctorin nicht zuhörte — die Geſchichte eines glücklich operirten, eingeklemmten Bruches von dem Gemahl erzählen.

„Haben Sie nur noch einige Minuten Geduld, gnädige Frau," verſuchte ich die arme Dame zu tröſten, „ſelbſt die Bußpſalmen in der Sixtiniſchen Capelle zu Rom erreichen endlich ihr Ende, und nach jeder Faſtenzeit muß doch einmal Oſtern anbrechen; zuletzt werden die Sänger die Kraft verlieren, dann wird man doch hoffentlich zu Tiſche gehen."

„Aber wo, wo?" rief die Unglückliche, „ich kenne das ganze Quartier, wo ſoll denn gedeckt werden, wo? ich frage Sie, wo?"

Kaum hatte meine Nachbarin das letzte „Wo" mit verzweiflungsvoller Emphaſe ausgeſtoßen, als ſich in der dämmernden Ferne des letzten Zimmers etwas Ungeheures zutrug. Ein Gerüſt, wie das Schaffot in Graf Oerindur's Viſion bei Müllner, baute ſich langſam aus dem Nebel auf, aber

man bebing es nicht mit ſchwarzem Tuch, ſondern mit weißen Tafelzeug, nicht das Beil des Henkers blinkte darauf, ſondern Meſſer und Gabeln; das Buffet ward errichtet und man ſchritt zur Vollſtreckung der Speiſeexecution. Gleich darauf ſchloſſen ſich die kaum zertheilten Menſchenhaufen wieder, und das Geräuſch des angerichteten Gemetzels unter den aufgetragenen kalten Speiſen klang wie die künſtlichen Gefechte hinter den Couliſſen, ehe der Held des Trauerſpiels von ſeinem beſſergearteten, aber unverſöhnlichen Gegner erlegt wird. Des Doctors junge Frau blickte ſehnſüchtig in das Getümmel. Mir that das Herz unſäglich weh.

„Sie erlauben, daß ich etwas für Sie herbeiſchaffe,“ ſagte ich mitleidig, „denn Ihnen wird es nicht möglich ſein, jenen Phalanx dort zu durchbrechen.“ Ein ſchmachtender Blick lohnte meinem Anerbieten, und ich begab mich in den Kampf. „Doch ach!“ ich hatte meine Kräfte weit überſchätzt. Eine Doppelreihe junger kräftiger Männer, darunter die Klageſänger, focht mit Todesverachtung in erſter Reihe, und reichte über die Schultern ihrer Mitkämpfer die eroberten Tellerchen den Damen, welche hinter ihnen einen ſchön gruppirten Chor bildeten. Bejahrtere Gäſte ſuchten bis jetzt vergeblich Beköſtigung zu erringen, doch gab ich die Hoffnung nicht auf, für die arme Freundin zu ſorgen. Gleich Arnold von Winkelried ſtürzte ich mich zwiſchen die ausgeſtreckten Meſſer und Gabeln, und erwiſchte wirklich ein ſcherzhaft kleines Gefäß, auf oder in dem ein Etwas wie Hühnerbraten lag. Allein eben wollte ich mit der Siegesbeute entſchlüpfen, als ein Baſſiſt nach dem Gefäß mit der Gabel einen Todesſtoß führte, das zarte Hühnergebein aufſpießte, und mich höh-

niſch angletzte. Selbſt am gerechten Widerſpruch wurde ich gehindert, ein neuer Haufen drängte heran und vertrieb mich vollſtändig. Beſchämt begab ich mich wieder in des Vorzimmer, und ſagte kleinlaut: „Ich bin der Sache nicht gewachſen, gnädige Frau, vielleicht iſt Ihr Herr Gemahl glücklicher.“

Mit einiger Ironie in den Mundwinkeln entfernte ſich ſchweigend Dr. L. und blieb etwa zehn Minuten lang fort, dann kam er zurück, trug aber nur ein halb gefülltes Glas Rothwein, deſſen Inhalt ihm zum Theil über die Hand und Manſchette rann. Auch er beklagte ſich bitterlich über das Gedränge, behauptete aber, zwar nicht Hühnerbraten, wie ich, doch beträchtliche Maſſen Schlack- und Leberwurſt in einiger Entfernung geſehen zu haben, weshalb noch nicht alle Hoffnung auf Sättigung aufzugeben ſein möchte. Mit nicht geringerer Mühe habe er das Glas Rothwein erhalten, denn es ſtehe an einem maleriſch gelegenen Verort von Tiſch, zur Rechten des Buffets, ein akademiſch ausſehender Subalternbeamter oder Lohndiener, und ſchenke Jedem, jedoch nur auf ſein ausdrückliches Verlangen, ein Glas Wein ein. Er, der Doctor, hoffe, der Trunk werde vorläufig ſeiner Gattin zur Stärkung gereichen. Augenſcheinlich war der junge Mediciner über unſere geringe Entſchloſſenheit höchſt entrüſtet. „Meine Herren,“ rief der Cursſt in ſchönem Zorne, „Sie ſind Gatten und Väter, aber ein Junggeſelle wird Sie Beide beſchämen. Ich werde Alles: Hühnerbraten, Schlack- und Leberwurſt, ſchaffen, und ſollte ich mich mit einer perſönlichen Petition an unſeren Gönner wenden müſſen!“ Er knöpfte entſchloſſen ſeinen Frack zu und verſchwand. Lange blieb er fort, endlich

näherte er ſich uns, ſichtlich vom Kampfe erſchöpft. Sein Auge war matt, er ſchob der jungen Frau einen Teller hin und ſagte: „Da, es war unmöglich, etwas Anderes zu erhalten, da, es iſt nichts, als — Sülze, Sülze und etwas Brod.“ Unſere Hamburgerin ſchien nicht ſonderlich zufrieden geſtellt, allein ſie ſchob etwas von der zitternden Speiſe zwiſchen ihre weißen Zähne; glich ſie doch einer ſinnvollen Illuſtration zu dem tiefſinnigen Dichterſpruche: „Friß Vogel, oder ſtirb!“

Noch war die Portion nicht ganz verzehrt, da ſchwebte das roſenfarbene Feenbild der Frau Profeſſorin heran, guckte ſchalkhaft durch die Thür und rief mit wahrer Silberſtimme: „Aber, mein Gott, Sie haben ja gar nichts, wie war das nur möglich, hat denn mein unglücklicher Mann ſich gar nicht um Sie bekümmert?“ Zugleich hüpfte die verehelichte Grazie von dannen, und erſchien gleich darauf mit einer Aſſiette, die, wie ein Tranſportſchiff, ſchwer mit — Sülze beladen war. Dem ihr folgenden Dienſtmädchen nahm ſie mehrere kleine Teller aus den Händen, und verproviantirte uns Alle eigenhändig und gewaltſam mit der duldſamen und dauerhaften Gallertſpeiſe. Dann flog die muntere Frau davon, ergriff dicht vor der Thür ihren Mann, den Profeſſor, und ſagte: „Raſch, Männchen, ſorge für unſere ſchüchternen Freunde, mache an meiner Stelle die Honneurs.“ Sie ſprach es, und zog den Profeſſor wieder in das Gemach, wo das Büffet prangte.

Während dieſes gaſtfreundſchaftlichen Intermezzo's hatten wir mit des Doctors junger Frau zu kämpfen. Schon die erſten Biſſen waren ihr ſichtlich zuwider geweſen. Als die

Huldin aber die Aſſiette brachte, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken. „Ich bin nicht nervenſchwach“, ſagte die junge Frau, „ich ſtamme aus einer geſunden Familie, aus einer baumſtarken Stadt, aber was zu viel iſt; iſt zu viel!“

„Sie hat Recht,“ ſagte der Mann langſam und nachdenklich, „man läßt ſich eine einzelne Made gefallen, aber vor dem ganzen Heerwurm wird man in Ohnmacht zu Boden ſtürzen. Es kann ſich auch mit einer Fülle von Sülze ſo verhalten! wir leben hier gleichſam in dem ſülzenen Zeitalter.“

„Ja, ja, Heinrich, ſo iſt es, ganz wie mit dem Heerwurm — ich habe von ihm im Pfennigsmagazin geleſen. Und welch' einen Beigeſchmack hat überdies die Sülze!“ rief die Doktorin, eine vortreffliche Hausfrau und Küchenvorſteherin. Der Satz war noch nicht vollendet, als der Profeſſor, unſer Gönner, wieder zu uns trat, und mit einer vor tiefem Gefühl bebenden Stimme laut ausrief: „Meine Frau ſagt mir, daß die Herrſchaften von der Bedienung vernachläſſigt würden, ich würde unglücklich ſein, wenn Jemand — hier — Strösicke, präſentiren Sie!“ Der junge Mediciner machte unſerem Gönner eine tiefe Verbeugung und ſagte ihm einige demuthsvolle Artigkeiten, Strösicke aber ſchritt graziös heran und präſentirte ein großes Theebrett. Es war mit einer Anzahl Schüſſeln bedeckt, und dieſe Schüſſeln enthielten ſämmtlich abermals — Sülze.

„Ich bedauere, daß die übrigen zahlreichen Speiſen aufgezehrt ſind,“ bemerkte der gütige Gelehrte, „Sie haben es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn Sie mit dieſer einfachen,

jedoch wohlſchmeckenden Schüſſel vorlieb nehmen müſſen, aber ich kann Ihnen die Speiſe empfehlen, da ich ſie wöchentlich wenigſtens einmal genieße, wenn wir Abends zu Hauſe ſpeiſen — wir ſpeiſen freilich nicht oft Abends zu Hauſe. Meine theure Julie pflegt die Sülze ſelbſt zu kochen!"

Der Profeſſor lächelte triumphirend, und blickte wohlwollend auf den künftigen Mitarbeiter des „Gedankens", der noch immer in der Nähe ſtand, jetzt aber aus Leibeskräften in der ſchlechten Kategorie der Sülze arbeitete. Der junge Mediciner machte nur mehrere verlegene Verbeugungen.

Des Doctors junge Frau hatte ſich längſt an ihres Mannes Bruſt geworfen und ihr Geſicht an der Klappe ſeines Fracks verſteckt. „Julie iſt die ärgſte Schmutzköchin!" hörte ich ſie flüſtern, „nur fort, nur fort, ich halte es hier keinen Augenblick länger aus!"

Der arme Doctor machte ſich auf, ſeinen Wagen vorfahren zu laſſen, und hieß mich bei ſeiner Frau bleiben und ihr heftiges Naturell zur Ordnung rufen.

„Wollen Sie ſich nicht verabſchieden?" fragte ich ſchüchtern.

„Fort, fort, mit einem polniſchen Abſchiede," rief die gekränkte Hausfrau.

„Warum haben Sie nicht gleich uns vorher geſpeiſt?" wagte ich einzuwenden, denn der rettende Gemahl kam zurück und hüllte ſich in den Mantel. „Sie hätten ſich vorher überlegen ſollen, wo Sie den Abend zubringen werden. Für die Zukunft vergeſſen Sie nicht, meine Gnädige, — wir waren heute bei unſerem Gönner!"

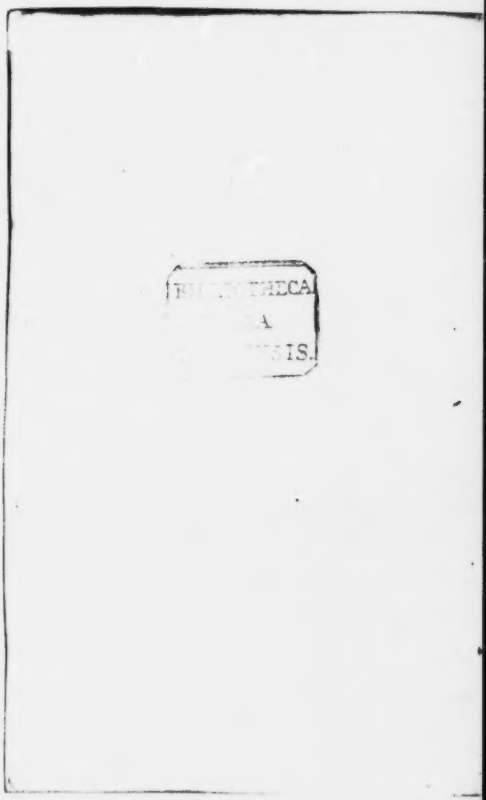
Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

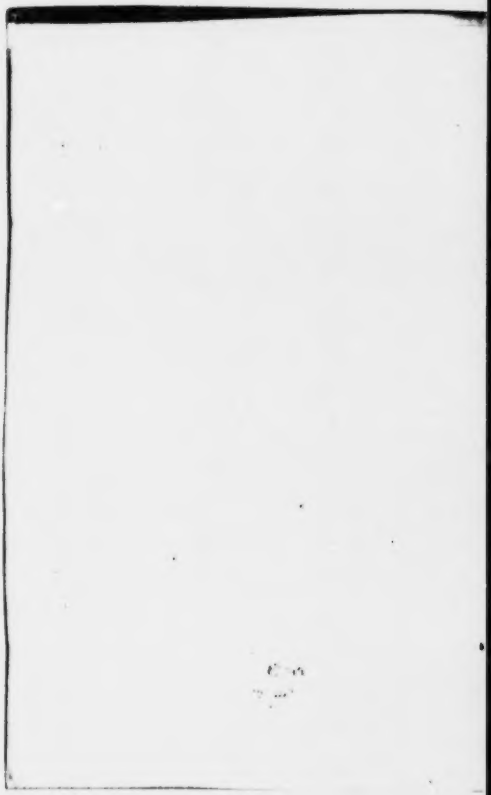
IV.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.


THECA
A
IS.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite.
I.	Keine Luft mehr	1
II.	Die letzten Tage einer Sommerwohnung	13
III.	Die Photographen	25
IV.	Der fahrende Redner	34
V.	Der Landrath	45
VI.	Auch ein Heerd der Revolution	53
VII.	Gerettet	62
VIII.	Die Saison und der junge Mann	74
IX.	Ein alter Krieger	86
X.	Aus dem Leben eines Klavierlehrers	106
	1. Aller Anfang iſt ſchwer	106
	2. Graf Schwarznaſe	116
	3. Die Gymnaſtaſten	128
	4. Die Prüfung in der Penſion	140
	5. Unter Pietiſten	160
	6. Er will zum Theater	171
	7. Muſik und Büreaukratie	184
	8. Noch einmal Liszt	196
	9. Er ſpielt Bratſche	208



I.

Keine Kluft mehr.

Mit großem Unrecht beschuldigen die Gegner der Regierung die Befehlshaber unserer Armee, bei Besetzung der Offiziersstellen den Adel zu bevorzugen. Es liegt in der Natur der Sache, daß wenn es sich um Gebietiger über weniges, oder vieles Volk handelt, diejenigen am meisten berücksichtigt werden, die entweder vermöge ihrer angestammten Muße eine hinlängliche Uebung im Waffengebrauch, oder durch ihre Stellung im Leben seit langer Zeit ein gehöriges Ansehen besitzen. Hat man doch selbst da, wo Offiziere nicht ernannt, sondern durch Abstimmungen erwählt wurden, die Bemerkung gemacht, daß der Bürgerstand seiner Aristokratie, der besitzenden Klasse, hinsichtlich der Oberbefehlshaberstellen ein besonderes Zutrauen schenkte. Zu Majoren in der ehemaligen Bürgerwehr ernannten die Bezirksgenossen grundsätzlich nur Civil-Strategen, die ein eigenes Haus mit hinlänglich großem Hofraum für die Versammlungen ihrer Leib-

compagnie, und ein Reitpferd beſaßen. Perſönliche Tapferkeit und militäriſche Kenntniſſe wurden dagegen den genannten Eigenſchaften unbedingt nachgeſetzt.

Dieſe ernſte Betrachtung beſchäftigte mich auf einem Vormittagsſpaziergange während der berühmten Debatten über den Militair-Etat. Mit dem Problem einer endlichen Ausfüllung der Kluft zwiſchen dem Krieger- und Bürgerſtande beſchäftigt, wandelte ich in mich gekehrt auf dem Trottoir einer unſerer, noch nicht von Omnibuslinien entweihten ſtilleren Straßen, als ich plötzlich am Arme ergriffen und an einem Knopfe meines Sommerpaletots feſtgehalten wurde. Ein beleibter Herr mit kurzgeſchorenen weißen Haaren und einem purpurſchimmernden Antlitze ſtand vor mir, und durchbohrte mich mit ſcharfem Auge.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ fragte der gutgenährte und ſichtlich noch beſſer getränkte Gentleman, und bugſirte mich mit Energie gegen die Häuſerfront, während der ihn begleitende Pudel durch Beriechen von mir Notiz nahm. Der kurzgeſchorene Herr war mir allerdings nicht unbekannt, ich befand mich jedoch in Betreff ſeiner augenblicklich in der traurigen Lage des Beſitzers eines Stiefelmagazins, wenn ein mit zahlreichen Ballen und Elſteraugen geſegnetes Pedal in ſeinem Laden erſcheint, das ſich in keine der vorräthigen Lederhülſen ſchicken will: er paßte nicht in mein Gedächtniß. Er erſchien conſervativ, aber aufgeregt, von bürgerlichem Anſtrich, aber mit Anflügen einer ariſtokratiſchen Patina, das oberſte Knopfloch ſeiner linken Rockklappe blickte ſehnſüchtig nach einem

Ordensbändchen umher; er zeigte die Miene eines ehrgeizigen Greises, der ſeine Laufbahn noch nicht für geſchloſſen hält. Meinen Paletotknopf in der Hand behaltend, zerrte er daran, wie Pädagogen an dem Haarbuſch eines zerſtreuten Schülers; wahrſcheinlich wollte er meinem Gedächtniß zu Hülfe kommen.

„Kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr?“ Jetzt ging mir plötzlich ein Licht auf; der würdige Greis war eine Bekanntſchaft aus dem Jahre 1848, und zwar ein militairiſcher Gönner. Zimmermeiſter S. ſtand an der Spitze unſeres Bürgerwehrbataillons, ich hatte unter ihm gedient, ja unter ihm gefochten, als wir am Dönhofsplatz den Maſſenangriff auf jene Knaben machten, die ſich ſtörende Eingriffe in den Aufbau der Marktbuden erlaubt. Der Braueigner Kurzhals war an jenem Tage auf dem Schlachtfelde zum Lieutenant ernannt worden, weil er den feindlichen Anführer, Schuhmachers Paul, durch eine Maulſchelle zu Boden geſtreckt und dann gefangen genommen hatte. „Ah, Herr Major!“ ſagte ich, und wählte zur Beſchwichtigung ſeines Unwillens über mein unehrerbietiges Gedächtniß jenen Titel, der dem Herzen des edlen Mannes von jeher theuer geweſen war, „wie könnte ich Sie jemals vergeſſen?!“

„Nennen Sie mich nicht mehr Major!“ ſagte der tapfere Anführer, aber er ſchien doch mit ſtiller Luſt den kriegeriſchen Laut einzuſaugen.

„Verzeihen Sie, ich weiß, was ich der Subordination ſchuldig bin!“

Mein Gentleman ſchlug die Augen nieder, ſein Geiſt

ſchien das Vorderfenſter der Gegenwart zu verlaſſen und einen Blick durch das Hinterfenſter in den Hof ſeiner Erinnerungen zu werfen, dann ließ er meinen Knopf los und ſagte: „Sie haben Recht, warum ſollten Sie auch nicht heute noch „Major“ zu mir ſagen? Zur Dispoſition geſtellt, oder penſionirt; genug ich war Major! Wie geht es Ihnen? wie leben Sie?“

Pflichtgemäß dankte ich dem verdienten Veteranen für die gütige Anfrage, und erkundigte mich theilnehmend nach ſeinen Lebensverhältniſſen.

„Habe mein Geſchäft aufgegeben, ſpekulire nur noch in Bauſtellen, geht mir ganz gut, aber Sie, — ja was ich ſagen wollte — ſchreiben Sie noch an Zeitungen?“ Ich konnte nicht läugnen, daß ich meine bisherigen Verſuche noch nicht ganz aufgegeben habe. Sein Geſicht verklärte ſich.

„Es iſt der glücklichſte aller Zufälle, daß ich Ihnen begegnet bin,“ rief mein Greis, und bemächtigte ſich abermals des erwähnten Knopfes, als fürchte er, ich könnte ihm entwiſchen, „ſeit langer Zeit habe ich Verlangen getragen, mit einem Manne der Preſſe zuſammenzutreffen.“ Es war mir bei dieſen Worten unmöglich, meine Zweifel zu verſchweigen, als könne die Befriedigung dieſes Verlangens ungewöhnliche Schwierigkeiten gehabt haben, da doch gegenwärtig ein erheblicher Theil der hieſigen Bevölkerung, wenn auch anonym oder pſeudonym, an der Tagespreſſe mitbetheiligt ſei, und ſelbſt hochgeſtellte Beamte und Anführer von beträchtlichen Truppentheilen es nicht verſchmähten, die journaliſtiſche Feder zu führen.

„Thut nichts," ſagte kopfſchüttelnd mein Major a. D. der Zimmermeiſter, „ich will keine politiſche, ich brauche eine ſocialiſtiſche Feder —"

„Eine ſociale Feder, wollen Sie vermuthlich ſagen," wandte ich ein, „hoffentlich werden Sie mir keine Unannehmlichkeiten mit der Behörde machen!"

„Um Gotteswillen nicht!" beruhigte mich der Major, „ich meine auch eigentlich nicht direkt eine Feder, ich meine einen Augen- und Ohrenzeugen, einen Gewährsmann von reiferen Jahren; ich beabſichtige nur, in der Preſſe Propaganda zu machen für meine Anſichten, vielleicht fällt doch ein Korn auf fruchtbaren Boden. Sie kennen das Gerede von einer Kluft zwiſchen Militair und Civil —"

„Pſt! Pſt! flüſterte ich ängſtlich, „ſprechen Sie nicht ſo laut von einem der wundeſten Punkte in unſerem Staatsleben; die Vorübergehenden könnten uns hören —"

„Alſo auch Sie ſind von dieſem Vorurtheil befangen? ich werde Sie eines Beſſeren belehren! ſo weit meine Kräfte reichen, wird dieſe Kluft ausgefüllt; ich arbeite unausgeſetzt daran! darf ich mir am nächſten Donnerſtag Abend ſieben Uhr in meiner Wohnung die Ehre ausbitten? eine Taſſe Thee, ein Butterbrot, ich rechne mit Beſtimmtheit auf Ihre Gegenwart. Sie ſollen ſich überzeugen, daß es noch Männer vom Civil und Militair giebt, die von ſolchem abſichtlichen Parteihader nichts wiſſen, Männer, die im Lande den Frieden aufrecht erhalten wollen! Schlagen Sie ein, Sie kommen!" Meine Neugierde war erregt und ich nahm ohne Weiteres ſeine Einladung an.

Der Donnerſtag war da. Ein Vorgefühl, die Ausfüllung der Kluft möge von gewiſſen Feierlichkeiten begleitet ſein, beſtimmte mich zur Anlegung einer weißen Cravatte; ich war mir in meinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt geweſen. Der Major wohnt in einer jener projectirten, bis jetzt noch aus Bauſtellen beſtehenden Straßen, ſein Haus liegt folglich mitten in der Prairie, aber es iſt höchſt ſplendid gebaut und eingerichtet. Die ländliche Umgebung verleiht ihm einen poetiſchen Reiz, und in dem, zwiſchen dem Straßenpflaſter wachſenden üppigen Graſe mögen in der Schonzeit Lampe, der Haſe und der Kiebitz ihr Unterkommen finden. Heute herrſchte in der ſtillen Gegend eine ſichtliche Aufregung. Miethswagen und Droſchken, ja zwei oder drei Equipagen, raſſelten aus den Mündungen der nahen, bewohnteren Straßen heran. Im Hausflur wurden die Gäſte von einer zweifelhaften ältlichen Manneegeſtalt empfangen. Sie trug einen langen blauen Oberrock, ſonſt aber nicht das geringſte Abzeichen, es war eine, den Scharfſinn der Archäologen herausfordernde Figur, wie man ſie auf Münzen und Vaſen des klaſſiſchen Zeitalters findet; ich ſchwankte zwiſchen einem verkleideten Nachtwächter, Kutſcher oder Mauerpolirer. Die energiſche Art, mit der mich der Unbekannte durch einen kühnen Griff von meinem Paletot befreite, machte aber einen penſionirten Wächter der öffentlichen Ordnung wahrſcheinlich. Im erſten Stockwerke tummelten ſich mehrere jener Jünglinge, welche der Sprachgebrauch des Volkes ſehr uneigentlich „Offizierburſche" nennt, da ſie doch niemals „Geſellen" und

„Meiſter“ des martialiſchen Handwerks werden können. Sie waren eifrig beſchäftigt, ihre Gebieter in der vollkommenen Herſtellung des Galaanzuges zu unterſtützen. Sichtlich ſtand im Hauſe des Majors etwas Großes bevor. Die ganze Zimmerflucht des erſten Stockes war geöffnet, ſogar jenes Gemach, welches Frau Blaubart dem verheiratheten Berliner ſonſt zu betreten verbietet: das Putzzimmer. Die Geſellſchaft war der Tendenz des Abends entſprechend, aus bürgerlichen und militairiſchen Elementen zuſammengeſetzt; der Wirth, mein Major, trug einen Uebergangsfrack von blauer Farbe mit vergoldeten Knöpfen, die in den Tuilerien übliche „kleine Uniform.“ Auf einem Obelisk hätte beſagter Frack als Symbol der „ausgefüllten Kluft“ prangen können. Die meiſten Anweſenden litten jedoch an einer, ſo zu ſagen: holden Befangenheit, an einer etwas aſthmatiſchen Stimmung. Die anweſenden Krieger, nicht etwa junge übermüthige Junker von der Garde, nein, alte Krieger von Provinzialadel, gedankenvolle Premierlieutenants von der Linie, zeigten noch die meiſte Lebhaftigkeit; der Senior unter ihnen — die Zeit hatte bereits, wie der rückſichtsloſe Commandant einer belagerten Stadt, das Glacis ſeines Hauptes rattenkahl raſirt — beſchäftigte ſich ſehr angelegentlich mit der Tochter meines Majors. Um allen vorwitzigen Nachforſchungen von Freundinnen vorzubeugen, will ich ſie wider den chriſtlichen, alſo auch militairiſchen Gebrauch „Norma“ nennen. Herr von Flamberg und Norma verriethen ein geheimes Einverſtändniß. Die übrigen alten Krieger tändelten mit ſo vieler Leichtigkeit, als der lange

Frieden ihrem Muskelsyſtem noch gelaſſen hatte, um die ſonſt anweſenden Schönen, Töchter ehrſamer Gewerksmänner des Baufachs, deren Mitglieder von vornherein der conſervativen Partei angehören. Wirklich hatten ſich auch die Damen meiſtens ſehr gut conſervirt; ſie glichen Büchern, die aus den Händen des Buchbinders kommend und ſogleich eingewickelt und verſchloſſen, nach zehn Jahren ausgepackt werden. Nur der Rand der Blätter pflegt dann etwas vergilbt zu ſein. Das einzige jugendliche Weſen war ein Vertreter jener Blüthe der Nation und des Heeres, welche im Kadettenhauſe erzogen wird, ein Neffe des Herrn von Flamberg. Die alten bürgerlichen Damen hatten ihn als Mignon mit Beſchlag belegt, und äußerten unverholen ihr Entzücken, den ſchmucken Knaben in ihrer Mitte größere Quantitäten Thee mit Arrak genießen zu ſehen. Bis hierher war die Oppoſition der Abgeordneten noch nicht vorgedrungen. Meine eigene Lage wäre ſehr unerquicklich geweſen, hätte ich unter den Herrn des Bürgerſtandes nicht einen Bekannten gefunden, den ehemaligen Adjutanten des Majors, einen Brauer. Er gedachte ſofort meiner, da ich auf einem unſerer Feldzüge, als der ſteife Fuchs des Majors, erſchreckt durch das Geſchrei einer Gänſeheerde, am Halleſchen Thor ihm mit dem Hinterfuß einen Schlag vor den Unterleib verſetzt, ihn in meinen Armen aufgefangen hatte. Wohlwollend nahm er den iſolirten Schriftſteller unter ſeinen Schutz.

„Was geht hier vor?“ fragte ich den Adjutanten, „unſer Wirth thut ſo geheimnißvoll —“ „Was hier

vorgeht?“ antwortete er, „das sehen Sie nicht? eine Verlobung geht vor; Norma heirathet Herrn von Flamberg!“

Nun war mir Alles deutlich; ich begriff, auf welche Weise die besagte Kluft ausgefüllt werden sollte. Mein Gesicht mochte indeß dem Adjutanten nicht sonderlich gefallen. „Haben Sie etwas dawider?“ fügte er hinzu, „unser Zimmermeister hat Geld und der Bräutigam braucht Geld. Der Zimmermeister will sein bürgerliches Geblüt veredeln und der Bräutigam seinem alten Adel auf die Strümpfe helfen; so wird beiden geholfen. Nie gab es eine passendere Partie!“

Da Norma bisher alle bürgerlichen Verbindungen beanstandet zu haben schien, gab es jetzt wirklich keine passendere Partie mehr für sie. Der Adjutant stellte mich demnächst seinen Damen vor, und ich bemerkte sehr bald, daß dieselben Alles zur Aufrechthaltung des Heeres zu thun entschlossen seien. So kam allmählig der entscheidende Augenblick des Abendessens heran.

Durch Zettel waren den Gästen ihre Plätze bei Tafel angewiesen worden; ich befand mich in der Nähe des Gastgebers und Brautvaters. Meine Stellung war die eines ersten Stenographen zum Vorsitzenden des Ministeriums, wenn eine wichtige Ansprache bevorsteht. Ich konnte Alles übersehen, das Brautpaar, mehrere Fachgenossen des Wirths, welche Papiere aus der Busentasche hervorzogen und unter dem Teller verbargen, sogar den Neffen aus dem Kadettenhause, der von dem Theegenuß erhitzt, mehrere Tassen Mock-Turtlesuppe darauf

setzte, und an dergleichen stimulirende Getränke in seiner Anstalt nicht gewöhnt, in einen heftigen Schweiß ausgebrochen war, gegen den er vergeblich mit einem Miniaturtaschentuch ankämpfte. Einer Beschreibung des luculischen Mahles will ich mich enthalten; der löbliche Zweck einer Verschwisterung zweier angeblich verfeindeten Kasten, mag den ungewöhnlichen Aufwand von Seiten des Bürgerstandes entschuldigen. Huldigte mein Major doch nur dem ersehnten Schwiegersohne!

Die verschiedenen Gänge waren jetzt so weit aufgezehrt und die Stimmung der Krieger und Bürger hinlänglich angeregt, um mit den zeitgemäßen Reden beginnen zu können; der Major erhob und räusperte sich. Das Schicksal und seine Erziehung haben ihm zwar nicht vergönnt, sein unverkennbares rednerisches Talent vor der Barre, auf der Kanzel, dem Katheder, oder der Tribüne auszubilden; dennoch würde selbst Cicero seine rhetorische Schule anerkannt haben. Als Jünger des Zimmergewerks hat der Major auf den Dächern der neuen Häuser, unter dem, mit Flittergeld und Bändern geschmückten Kranze, zu seinen Zeit- und Fachgenossen reden gelernt, sich durch die Höhe der Situation den Schwindel abgewöhnt, und die nöthige Kraft des Ausdrucks angeeignet; er spricht deshalb mit urwüchsiger Gewalt. „Schon seit geraumer Zeit," war der Sinn seiner Rede, „habe man von einer Kluft zwischen Militair und Civil geredet. Durch teuflische Auslegung mehrerer unschuldiger, oder doch verzeihlicher Vorgänge (hört! hört!) sei diese Kluft von Mitgliedern der böswilligen, regierungs-

feindlichen Presse immer mehr, ja so sehr erweitert worden, daß jetzt schon dem Vaterlande Gefahr drohe! (Oho auf der Linken.) Auch im alten Rom, habe sich mit Respect zu sagen einst eine Kluft aufgethan, (ah! ah!) aber ein alter Römer, dessen Namen ihm leider entfallen sei, habe sich sofort hineingestürzt und so die Kluft ausgefüllt. Er könne, wolle und dürfe sich nicht einen alten Römer nennen, (ja! ja!) aber dessen sich zu rühmen, möge ihm vergönnt sein, was er, obwohl nur ein Bürger, für Preußen auch im Felde gethan habe. Dies sei nicht minder ächter Römerbrauch! seine ehemaligen Kameraden würden ihn verstehen! (wohl! wohl!) Dennoch wolle er jener Kluft zwischen Rhein und Niemen nicht ihr Opfer entziehen, (hört! hört!) ein neuer Römer werfe er sein einziges Kind hinein! er verlobe seine Tochter mit dem Herrn von Flamberg, Premierlieutenant bei der Infanterie!" (Ungeheurer Jubel, Wechsel der Ringe, Gläsergeklirr, Umarmungen. Der Kadett läßt mit Hülfe seiner Nachbarin ein Knallbonbon explodiren. Offiziersbursche gucken durch die Thürspalte in den Saal).

Die Wirkung dieser Rede läßt sich schwer beschreiben. Selber tief ergriffen sinkt der Major mit einem vielsagenden Blicke auf mich in den Sessel zurück; von allen Seiten werden ihm Huldigungen dargebracht. Der große Erfolg macht jetzt auch jenen älteren Herren Muth, welche vor dem Beginn der Mahlzeit Manuscripte unter die Teller gelegt haben. Allmählich werden sie, nach wiederholten heftigen Schlägen mit den Messerrücken an die Weingläser hervorgezogen und abgelesen. Die Kunst der

freien Rede ruht leider bei uns noch in der Wiege, doch fehlt es nicht an sinnigen Anspielungen. Alle Festredner versichern einstimmig, jeder nach seinen Kräften und nach seinem Familienbestande, zur Ausfüllung der Kluft beitragen zu wollen. So werde am wirksamsten den argen Einflüsterungen der Presse entgegengearbeitet. Die Liebe müsse vorangehen, die Freundschaft werde folgen; Theilung des Besitzes sei das schönste Mittel der Aussöhnung. Schütze das Schwert die Geldtasche, so habe diese sich dankbar zu beweisen. Der feinste Schmuck einer Klinge bestehe in Vergoldungen. Nachdem die anwesenden Civilisten zur Verherrlichung ihrer tapferen Brüder so viel gethan, schien auch der Senior von Flamberg, es für nothwendig zu halten, ein Weniges zur Sache beizubringen. Er erhob sich und hielt eine Rede, die leider nicht seiner unmittelbaren Begeisterung entsprossen, sondern das Werk einer gewonnenen, vielleicht honorirten fremden Capacität war. Es war ein memorirter humoristischer Spruch. Der bedauernswerthe Dilettant der Redekunst erging sich in einer Geschichtsbeschreibung seiner Liebeswerbung, und entlehnte sämmtliche darin verstreuten Bilder der Belagerungskunst. Das zum Grunde liegende Manuscript war gewiß taktisch und strategisch sehr lehrreich; sein poetischer und gemüthlicher Werth konnte nur gering heißen. Da aber die Braut, ihre Mutter und drei Tanten bei einer geheimnißvollen Stelle, wo der Redner der Schanzkörbe gedachte, einmüthig in Thränen ausbrachen, und einen Anklageblick auf meinen Major warfen, auch auf der Stirn des Seniors einiger Angstschweiß

perlte, griff eine allgemeine Erschütterung um sich, während deren die Champagnerkühler mit frischer Munition versehen wurden. Diese Stimmung in die Kammer verpflanzt, und niemals wäre von einer Lücke in der Verfassung die Rede; ich beklagte, Sr. Exellenz, dem Kriegsminister, nicht den Anblick dieser versöhnlichen Scene verschaffen zu können. Mein Patriotismus war gesättigt; ich entfernte mich heimlich. Die Offiziersburschen im Vorzimmer und Flur theilten das Entzücken, den leidenschaftlichen Hang zur Vereinbarung. Ihrer drei waren mir bei der Toilette behülflich, ich mußte mich ihrer beinahe gewaltsam erwehren.

In der Verwirrung ihrer kindlich vereinbarungsfrohen Herzen hatten sie mich in einen Infanteriepaletot gesteckt.

II.

Die letzten Tage einer Sommerwohnung.

„Der Herbst unsrer Breitegrade hat sich vor den drei übrigen Jahreszeiten den Ruf der Zuverlässigkeit erworben. Je weniger sich seine beiden Vorgänger, der Frühling und Sommer, bewährt haben, desto bestimmter pflegt der Naturfreund auf sein freundliches Benehmen

zu rechnen. Wer daher nicht in der Verzweiflung der ersten bewölkten und kalten Septembertage das „Land," jenen Inbegriff von Sand, Kartoffelkraut, Gänsen, Schattenlosigkeit und Omnibus verlassen hat, klammert sich gewöhnlich noch bis zum 1. Oktober, jenem Tage, wo die Miethszahlung der Stadtwohnung vollstreckt werden muß, an seine Sommerwohnung, und leckt, gleich einem naschhaften Kinde, mit Begier die letzten Tropfen aus dem Gefäß seiner ländlichen Genüsse."

Diesen Satz, mit dem mein Universitätsfreund, der Gymnasiallehrer Dr. Nepos, seine vertrauliche Correspondenz beginnt, bin ich gezwungen, einer genaueren Bezeichnung der Situation wegen, ungekürzt voranzuschicken, die weitere Folge anlangend, sehe ich mich leider zu mehreren Censurstrichen genöthigt, da selbst ein gewiegter Schulmann, den man in seiner Eigenschaft als Vorstand einer geregelten Wirthschaft, Miether einer Sommerwohnung, Familienvater und Wahlmann, zum Aeußersten gereizt hat, nicht immer seine Ausdrücke sattsam abwägt, und zartere Gemüther durch ihre Fülle und Intensität beleidigt.

„Sie wissen, daß ich seit dem April auf der Potsdamer Chaussee eine Sommerwohnung inne habe," schreibt Dr. Nepos, „zu der ich mich weniger durch die landschaftlichen Reize der Gegend, als durch die angenehme Omnibusverbindung, die Lage meiner Anstalt und die Nähe des botanischen Gartens hingezogen gefühlt habe. Die Anmuth dieses Viertels, in dem wir noch in unserer Jugend die erfrischendsten Spaziergänge machen konnten, ist längst dahin, seitdem das steinerne Stadtungeheuer

mit jedem Tage ſeine Kiefern enger ſchließt, und bald das unglückliche Schöneberg ganz verſchlungen haben wird. Dennoch war es mir gelungen ein Local zu finden, das beſcheidenen Anſprüchen wohl genügen konnte. Die geringe Höhe des Hauſes von nur zwei Etagen war keine geringe Annehmlichkeit, da Niemand über uns wohnte, und unſer nächtlicher Schlaf nicht durch Violinübungen eines jungen Conſervatoriums-Schülers, wie vor einem Jahre, geſtört werden konnte. Für die Trockenheit des Hauſes garantirte die Anweſenheit der Wanze. Vieljährige Studien während des Candidatenſtandes haben die Ueberzeugung in mir befeſtigt, daß dieſes gefellige, und dem Menſchen ſo treulich anhangende Geſchöpf feuchte Wohnſtätten und Mauern meidet, und ſeine Colonien nur im trockenen Holz gründet. Stets dachte ich bei ihrem Anblick der ſchönen Verſe, die Shakeſpeare ſeinem Banquo zum Lobe der Sommerwohnung Macbeths in den Mund legt:

Kein Dach, kein Sims, kein Pfeiler, keiner Zahnung
Gelegenheit, wo dieſer Vogel nicht
Sein ſchwebend Bett gebaut und ſeine Wiege!
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo er am liebſten wohnt.

Gleich beruhigend wie die Anweſenheit dieſes kleinen Anſiedlers in Sopha's und Bettgeſtellen war die Abweſenheit des Wirthes. Rechtsſtreitigkeiten verwickelter Art erklärten ſeine Permanenz auf dem Berliner Stadtgerichte. Juriſtiſche Stilübungen, bald offenſiver, bald defenſiver Art, ſchützten in den Abendſtunden die

Einwohner vor seiner Gegenwart. Nur die Sonntagsfeier fesselt ihn an das Haus, denn er meidet mit seltner Beharrlichkeit den Besuch des Gottesdienstes. Ueber den Garten kann ich nur Beruhigendes melden. Nach drei Seiten hin wird der landschaftliche Prospect durch einen hohen grauen Zaun begrenzt, der einen großartig ruinenhaften Eindruck macht, aber doch nicht an Leblosigkeit leidet, da er gen Nordwesten an das freie Feld stößt und vorüberziehenden Landstreichern Gelegenheit bietet, mittelst kleiner Scherze durch seine zahlreichen Astlöcher die Gartenbewohner in Schrecken zu versetzen. Ein Dutzend Kugelakazien, einige Rosen- und Stachelbeergebüsche, mehrere Weinreben, etwas Kohl und Kartoffeln vertreten würdig das Pflanzenreich. Ein vor dem Garten gelegener Hof enthält außerdem ein räthselhaftes Loch, halb einem eingestürzten Keller, halb einer verlassenen Kohlengrube ähnlich, der nebenbei befindliche Düngerhaufen belustigt und ernährt eine kleine Hühnerschaar, deren Gackern eigentlich der einzige Naturlaut des Landlebens ist, an dem wir uns erfreuen dürfen.

In dem beschriebenen Arkadien haben wir nun den Sommer in jener stillen Fassung zugebracht, die dem Pädagogen und seiner Familie so wohl zu Gesichte steht. Der einzige Schlagschatten, der auf unser Glück fiel, bestand in der unaufhörlichen Besorgniß, das kleinste unserer Kinder, der hoffnungsvolle Gustav, könne in den erwähnten Kellerabgrund stürzen, da es in Ermangelung der nöthigen Bretter unmöglich war, denselben zuzudecken. Meine etwas nervenschwache Frau glaubte bei jeder

Wiederholung des Jammergeschrei's, welches Gustav nach seiner Gewohnheit im Laufe jedes Tages zehn- bis zwölfmal ausstößt, unseren Liebling in jener Tiefe suchen zu müssen, und hat streng genommen ihren Sommer auf dem Wege zwischen der uns gehörigen Gartenbank und dem fürchterlichen Schlunde zugebracht. Eine zum Auffangen des Regenwassers bestimmte Tonne flößte ihr glücklicherweise geringere Besorgniß ein, da dieselbe von Seiten des Wirthes vor dem Zuspruch der häuslichen Wasserfreunde durch einen Deckel und ein schweres Schloß geschützt war.

Im September verließen der Reihe nach unsere Gefährten den lieblichen Aufenthalt, acht Tage lang bewegten wir uns in einem Dickicht von Küchentischen, lackirten Eimern, Waschkörben, Stühlen und eisernen Töpfen, dann entfernte sich der letzte Möbelwagen, begleitet von einem Manne mit zwei Lampen in den Händen, und es trat tiefe Ruhe ein. Die glücklichste Zeit des Jahres begann. Im Freien sitzend, in einen warmen Oberrock gehüllt, die Füße durch eine wollene Decke geschützt, durfte ich, unbehelligt durch das frivole Geräusch des Tages, an die Correctur der 72 deutschen Aufsätze über dasselbe Thema gehen, die mir wöchentlich einmal als Ordinarius von Tertia obliegt. Noch vierzehn Tage glaubte ich gewinnen zu können. In den Sternen stand es anders geschrieben.

Als ich am Morgen des 15. September das Fenster öffnete und in den Garten hinabsah, bemerkte ich die auffallende Erscheinung des Wirthes. Er stand vor dem

Weinspalier, und blickte mit finsteren Mienen bald auf seine Trauben, bald zu unseren Fenstern empor. Zu seinen Füßen lag ein Netz, wie man es zum Schutz gegen die Spatzen auszuspannen pflegt. Kaum hatte der unheimliche Mann mich entdeckt, als er näher trat und wie ein Bär brummte: „Gestern Abend ist eine Menge Weintrauben abgerissen! ich muß sehr bitten, Herr Doctor, daß Sie das Ihren Kindern verbieten!“

Es war eine unerhörte Beleidigung, aber ich antwortete mit vollkommener Selbstbeherrschung: „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß meine armen Kinder das Verbrechen begangen haben?“

„Wohnt denn außer Ihnen so spät im Jahre noch Jemand im Hause?“ fragte der Tyrann, die Worte, „so spät im Jahre“ seltsam betonend.

„Meine Kinder sind zu klein, um an das Spalier zu reichen!“

„So ist es Ihr Dienstmädchen gewesen!“ Er sprach es und machte sich daran, das Netz an den Mauern und Hölzern zu befestigen. Betroffen über das auffallende Benehmen des Mannes, legte ich meine Bücher zurecht, und rüstete mich zum Schulbesuch, als von der Küchengegend her ein ungemein heftig vorgetragener Monolog erschallte. Zugleich wurde die Thür aufgerissen, obgleich es passender gewesen wäre, sie nur aufzumachen, und meine Frau erschien in einem Costüm, das nur durch die Aufregung des Moments entschuldigt werden mochte. „Lieber Nepos,“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich bitte Dich, beruhige doch die Friederike, sie hat gehört,

was dieſer Menſch, der Wirth, ſoeben geſagt hat, und ſchnaubt Rache. Sie ſitzt am Heerde, heult, weigert ſich, den Kaffee zu mahlen, und droht, nach der Stadt auf das Gericht zu gehen. Ich bitte Dich, komme ſelber hinaus, und beruhige die Perſon."

Gewiß hätte ich Folge geleiſtet, wenn ſich in demſelben Augenblicke nicht in der Kinderſtube ein ſympathiſcher Chor der Kleinen erhoben hätte. Die dämoniſche Klangfarbe von Friederikens Organ ſchien die Jugend aufgeregt zu haben. Ich ſah nach der Uhr; in zwei Minuten mußte es halb acht ſchlagen. Wenn ich nicht den Klaſſenanfang verſäumen wollte, durfte ich mich nicht länger aufhalten. Das Amt ging der Hauspflicht, der Staatsbürger dem Familienvater vor; ich raffte die Bücher zuſammen und ſtürzte zum Hauſe hinaus.

Als ich um ein Uhr Mittags wieder anlangte, fand ich die Ruhe leidlich wieder hergeſtellt, aber von einer gewitterartigen Schwüle begleitet. Meine Frau zeigte verweinte Augen, Friederike hatte eine Serviette um das Geſicht gebunden, ihr gewöhnliches Symbol eines noch ungeſchlichteten Conflictes mit irgend einer irdiſchen Macht; die Kinder ſaßen im Winkel auf Fußbänkchen beiſammen, und ſpielten ſchweigend mit den Steinen des Bankaſtens. Die Spuren einer furchtbaren Erſchütterung waren an ihnen bemerkbar.

„Weshalb ſind die Kinder bei dem herrlichen Sonnenſchein nicht im Garten, liebe Frau, es iſt ja die wärmſte Stunde des Tages?" —

„Ich wage nicht, sie allein hinuntergehen zu lassen, lieber Mann!“

„Was ist denn geschehen?“ —

„Als Du fortgegangen warst, kam der Wirth in unser Quartier und sagte, daß er sich genöthigt sehe, zur Abwehr von Angriffen auf seine Trauben — Selbstschüsse zu legen. Ich weiß nicht, was das ist, aber gewiß ist es etwas Schreckliches, denn er machte ein gar zu teuflisches Gesicht. Nur deshalb habe ich die Kinder oben behalten. Du kennst Gustavs Dreistigkeit — wie leicht könnte ihm ein Unglück passiren!“

„Hat der Wirth den Verstand verloren? Selbstschüsse?! gegen wen? das ist ja durchaus unerlaubt!“ rief ich entrüstet. —

„Hier geht schon längst etwas Besonderes vor,“ fuhr meine Frau mit gedämpfter Stimme fort, während die aufhorchende Jugend sie mit einem wimmernden Klagegesange begleitete. „Der Wirth hat etwas gegen uns; ich habe bisher geschwiegen — ich wollte Dich bei Deinem Schulärger nicht noch im Hause betrüben und beunruhigen, aber jetzt muß ich mit der Sprache heraus —“

„Was kann der Mensch gegen uns haben? bekam er nicht seine Miethe pränumerando für das Quartal auf die Minute, habe ich nicht sofort die beiden Fensterscheiben bezahlt, als Gustav sie mit dem Ball zerschlagen, habe ich nicht die Nelkenköpfe, den Reseda und die Kresse am Gartenzaun extra honorirt, als er sie für uns gepflanzt und dann anzügliche Bemerkungen machte?“

„Pränumerando! das ist eben das Unglück, lieber

Mann! glaube mir, wir wohnen ihm zu lange im Hause. Er hat es mit den anderen Miethern nicht beſſer gemacht. Wäreſt Du ein Mann, wie andere Männer, bekümmerteſt Du Dich etwas mehr um Deine Wirthſchaft, überließeſt Du nicht Deiner Frau alle häuslichen Unannehmlichkeiten — unterbrich mich nicht — ich will Dich nicht ärgern — dächteſt Du nicht allein an die Schulbücher und an Dein Herbarium, wäre Dir nicht der botaniſche Garten lieber, als Dein eigenes Haus; dieſer Menſch würde ſich hüten, ſo gegen mich aufzutreten!" Da es für Schulmänner erfahrungsmäßig ſehr gefährlich iſt, ſich vor Tiſch mit nüchternem Magen zu ärgern, hielt ich an mich, verſprach, die Kinder ſtrenge zu bewachen, und nahm ſie bis zur Tiſchzeit mit mir in den Garten. Aber es hätte keiner beſonderen väterlichen Ueberwachung bedurft; keines entfernte ſich von meiner Seite. Guſtav, ſonſt ein dreiſter Knabe reinſten Berliner Geblütes, der Stolz ſeines Großvaters, des Hausbeſitzers in der Roßſtraße, ſchien ſogar die Idee der Gefährlichkeit von angedrohten Selbſtſchüſſen ungeahnt weit auszudehnen. Verſtand ich meinen kleinen Sohn, ſo ſtellte er ſich den Selbſtſchuß als eine, im Leibe des Verfolgten ſelbſt heimlich angebrachte Höllenmaſchine vor, die in jedem Augenblicke losgehen und daran nur durch die äußerſte Ruhe verhindert werden konnte. Anders vermochte ich mir die Bläſſe, das klaſſiſche Schweigen und die Appetitloſigkeit, die Guſtav bis zu unſerem Abzuge aus der Sommerwohnung bewahrte, nicht zu erklären. Der Tag verlief ohne Störung, der Wirth war wieder unſichtbar gewor-

den, aber ein lautes Blaffen, das ſich draußen erhob, während wir Abends Thee tranken, brachte eine ſehr nachtheilige Wirkung auf die Nerven meiner Frau hervor. „Ich habe es Dir ſchon Mittags geſagt,“ rief ſie und blickte zum Fenſter hinaus, der Wirth will uns aus dem Hauſe los werden. Er hat Dir Deine lächerliche Schwäche für Ruhe und Stille abgemerkt. Erſt brachte er die armen Kinder zur Verzweiflung — ſieh' nur Guſtav an — dann beleidigte er das Dienſtmädchen — Friederike wird ihn verklagen — jetzt gilt es Dir! Er beabſichtigt, Dich zum Quartier hinaus in die Stadt bellen zu laſſen.“

Als wollte der vermaledeite Köter nicht den geringſten Zweifel an der peſſimiſtiſchen Auffaſſung meiner Frau übrig laſſen, erhob er gleichzeitig ein Geheul, aus dem Friederike, die eben das Theewaſſer erneuerte, das nahe Ableben eines Nachbarn, vielleicht gar eines Angehörigen unſerer Familie ſchloß. Er mußte ein gemeiner Bauernhund ſein; die Stimme war grob und ihr Anſatz ohne Eleganz. Man hörte, daß ſeinem Bellen noch nie durch herrſchaftlichen Befehl und Reitpeitſche Einhalt geboten war.

Was war zu thun? wir gingen zu Bette und der neue Hausbewohner ſetzte ſeine Vocalübungen die ganze Nacht hindurch fort, wozu er ſich durch die pünktliche Beantwortung derſelben ſeitens ſeiner Stammverwandten in mehreren benachbarten Höfen wohl angeregt fühlen durfte. Am Morgen ſah ich ihn. Er lag wunderlicher Weiſe innerhalb des Gartens vor einem Häuschen an

einer langen Kette und ſchien gleich Cerberus Jedem den Eintritt ſtreitig machen zu wollen. „Nun ſind wir vom Garten abgeſchnitten! wirſt Du denn nicht an den Wirth ſchreiben? daß Du zu ihm gehſt und mit ihm ſprichſt verlange ich von Dir gar nicht mehr!“ ſagte meine Frau und ſeufzte. Ich that ihr den Willen, ich ſchrieb. Ich ſchrieb Alles, was ſich in unſerer verfolgten Lage dem Papiere anvertrauen ließ; ich habe nur in meinem neulichen Oſtern-Programm über Cubikwurzeln nachdrücklichere Ausdrücke gebraucht. Als ich nach dem Gymnaſium ging, gab ich den Brief unten an der Thür des Wirthes ab.

Mittags bei meiner Heimkehr kamen mir die Kinder auf der Chauſſee entgegen; Guſtav, durch die Furcht vor Selbſtſchüſſen und dem Kettenhund doppelt geſchwächt, ließ ſich von zwei älteren Geſchwiſtern führen. Sobald ich in meinem Zimmer angelangt war und zum Fenſter hinausblickte, gewahrte ich gleich die neue Tücke. Hart neben dem verſchütteten oder verſunkenen Keller war ein tiefes Loch gegraben, daneben lag ein großer Haufe ungelöſchten Kalkes und ein Sandberg; der Hund ſpielte frei daneben. Heiter ſchaute der Wirth zum Fenſter in den Hofraum hinaus; er ſchien ſich des trefflichen Kinderpopanzes zu freuen.

„Habe ich jetzt Recht?“ ſagte meine Frau, „begreifſt Du nun, weshalb wir ſobald als möglich aus dem Hauſe ſollen? er beabſichtigt zu bauen, er will eine neue Etage aufſetzen und damit noch vor dem Winter fertig werden?“ „Schändlich! Schändlich!“ rief ich; alle anderen Worte

blieben mir in der Kehle ſtecken. Ohne Contract hatte ich dergleichen Machinationen des gaſtlichen Scharfſinns ganz außer Acht gelaſſen; wir ſollten ruhig, ohne ſonderliche Scenen gezwungen werden, vor Ablauf der uns noch zuſtehenden Sommerzeit in die Stadt zurückzukehren. Der Wirth ließ ſich nicht wieder ſehen; die Antwort auf meinen Brief blieb er mir ſchuldig.

Um fünf Uhr Nachmittags erſchien ein Wagen mit Balken. Sie wurden auf beiden Seiten neben der Hausthür abgeladen, und nun war mein armes ſtrophulöſes Geſindel (ein authentiſcher Ausdruck des Dr. Nepos!), auch von dem Vorraum abgeſperrt.

Um ſechs Uhr fuhr ich in die Stadt, um einen Möbelwagen für den nächſten Tag zu beſtellen.

Am andern Morgen erſchienen die Maurer und eine Anzahl junger Leute, welche zur Aufrichtung der Gerüſte Löcher in die Erde gruben. Ein frecher Bube entblödete ſich ſogar nicht, zu fragen: ob wir nicht bald abzögen?

Meine Kinder hatte ich ſchon zeitig zu ihren Großeltern geſchickt; mit Sonnenuntergang befanden wir uns Alle in der Stadt.

Der berühmte Bulwer hat, ſo ſchließt Dr. Nepos ſeine Aufzeichnungen, in dem vielgeleſenen Romane „Die letzten Tage von Pompeji" einen divinatoriſchen Blick in das Leben dieſer längſt untergegangenen Stadt gethan; wenn ich, weit entfernt dichteriſch unterhalten zu wollen, durch die wahrheitsgetreue Schilderung „der letzten Tage in meiner Sommerwohnung" meinen Mitbürgern eine

Warnung ertheilt, und sie an die Abfassung auch von Contracten bei Sommerquartieren erinnert habe, so ist der Zweck dieser Zeilen vollkommen erfüllt.

III.

Die Photographen.

Das Wohlgefallen an statistischen Berechnungen und Vergleichen ist als ein, nur mit geringen geistigen Anstrengungen verbundenes Vergnügen tief in der menschlichen Natur begründet. Nicht allein die Philosophen und Mystiker aller Zeiten haben dem Zahlenwesen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, auch das Volk geht bei seiner Abschätzung der intellektuellen Fähigkeiten am liebsten vom Zahlenbegriff aus, und drückt z. B. seine Bezeichnung des geringsten Grades von Capacität eines Individuums sehr sinnreich durch die Angabe aus: dasselbe könne nicht bis drei zählen. Wer sich einiger Selbstbeobachtung befleißigt, (des besten Verfahrens, alle menschlichen Schwächen gründlich kennen zu lernen), wird sich sehr bald auf dem Hange betreffen, sobald seine Denkkraft brach liegt, wenigstens noch im Zahlenwesen einigermaßen thätig zu sein. Wir zählen auf einem, alle unsere Kräfte beanspruchenden Marsche noch die Schritte, und

nach dem Rathe Jean Pauls wiederholen wir im Bette liegend die Zahlenreihe unter 10, um den ersehnten Schlaf durch die Monotonie dieser gedankenlosen Zeichen desto rascher herbeizulocken.

Der Schreiber dieser Zeilen pflegt auf seinen städtischen Spaziergängen nicht allein derselben unschuldigen Leidenschaft zu fröhnen, sondern auch mit ihr manche Nutzanwendung zu verbinden. Es verursacht ihm ein eigenthümliches Vergnügen, die Beschäftigungen und Gewerbe der Menschen zu zählen, und danach die Veränderung in den Sitten und Geschmackseinrichtungen der Bevölkerung abzuschätzen. Die nicht auf den natürlichen Bedürfnissen des Menschen, sondern auf seinen schwachen Seiten beruhenden Gewerbe pflegen am meisten dem Wachsthum, oder der Verminderung ausgesetzt zu sein. Jahre lang war es im höchsten Grade lehrreich, die Vermehrung der Branntweins- und Tabaksläden zu beobachten, die Zunahme der Droschken und Omnibus, der Dienstmänner und Polizisten zu berechnen, das beliebteste und fruchtbarste, oder „nahrhafteste“ Gewerbe unseres Jahrzehents jedoch scheint die Photographie zu sein.

Von jeher lebte in der menschlichen Brust das Verlangen, nicht nur dereinst im Jenseits, sondern auch im Diesseits, und zwar durch eine Abbildung der Außenseite fortzuleben. Wenn man es den Nachkommen zu überlassen pflegt, das Andenken an berühmte Persönlichkeiten in marmornen oder ehernen Standbildern zu bewahren, sucht doch Jeder bei Lebzeiten den alten Adam in Figura, je nach den Kräften seiner Kasse in Oel, Wasserfarben,

bunter oder ſchwarzer Kreide, Bleiſtift, im traurigſten Falle ſogar nur mit Storchſchnabel und Scheere, als bloße Silhouette, auf Leinwand oder Papier zu verewigen. Große Fürſten müßigen ſich die koſtbarſten Momente ihres Lebens ab, um allen berühmten Porträtmalern ihrer Zeit viele Stunden lang zu ſitzen, und der gemeine Soldat, wenn er nach vollendeter Dienſtzeit entlaſſen wird, bezahlt dem neben der Kaſerne wohnenden wilden Vandyk wenigſtens eine Kleinigkeit, um ſein Porträt über eine, bis auf das Geſicht fertige, buntgedruckte, und mit ſeiner Regimentsnummer verſehene Grenadiergruppe zu malen, und als unveräußerliches Andenken in die Heimath mitzunehmen. Allerdings giebt es Menſchen, die eine unüberwindliche Abneigung gegen die Vervielfältigung ihrer Geſtalt und Phyſiognomie haben; im Ganzen jedoch muß die Beſcheidenheit einer Weltanſicht, die mit dem einmaligen Vorhandenſein ihres Trägers vollkommen zufrieden iſt, überaus ſelten genannt werden. Die Erfindung der Photographie leiſtete dem allgemeinen Drange nach Vervielfältigung einen unerwarteten Vorſchub. Das Geſicht hing nicht mehr von dem Können und Belieben des Künſtlers ab: es wurde nur noch als ein chemiſcher Abklatſch zu Papier gebracht. Vor dem Tode und der Photographie wurden plötzlich alle Stände gleich. Seitdem konnte ſich Jeder daſſelbe Vergnügen machen, das der Narziß der alten Mythe nur in dem unſicheren Waſſerſpiegel genoß. Ein Stereotypbild, eine Chablone des Menſchen, der oft ſelber im Originale nur eine Chablone war, wurde angefertigt, und nach Belieben des Anſtifters

durch Mitwirkung der gütigen Sonne vermehrt. In der Porträtmalerei entstand eine Phase, wie in der Propaganda der Insectenwelt, wo Licht und Wärme für die Generation das Beste thun. Demgemäß vermehrten sich denn auch die Photographen. Anfangs gingen sie zwar mit einiger Schüchternheit ans Werk, und glaubten an die Nothwendigkeit einer gewissen künstlerischen Begabung für das neue Fach, allein sehr bald überzeugten sie sich, daß unter allen Handwerken die Photographie das leichteste sei, die aufmerksame Behörde beeilte sich, sie aus dem Künstlerstande zu entfernen und zur Gewerbesteuer heranzuziehen, und alle Stiefsöhne des Geschicks flüchteten in die Photographie, wie einst die Väter der heutigen Römer in das ihnen von Romulus eröffnete Asyl. Der gemaßregelte und vom Disciplinargerichtshofe entlassene Beamte, der von Schulden erdrückte und den Dienst quittirende Lieutenant, der Fallit, der verkannte Künstler, der mit der Dogmatik verunreinigte Theologe, sie gingen sämmtlich unter die Photographen, und gelangten rasch zu einem Wohlstande, zu dem, als zu einem unerreichbaren Ziel, die Porträtmalerei als Kunst noch immer sehnsüchtig emporblickt. Photographen haben stattliche Häuser gebaut und fahren wie große Banquiers in glänzenden Equipagen, Photographen kaufen Landhäuser vor den Thoren, und richteten an das Abgeordnetenhaus Petitionen zum Schutze — des geistigen Eigenthums. Vor sechs Jahren führte der sicherste Weg, um reich zu werden, durch die Pforten der Börse, heute durch die Ateliers der Lichtbildnerei. Es fehlt nur noch an einem

Vaſari, der die Kunſtgeſchichte der Herren Pſeudokünſtler ſchreibt. Die arme Malerei, die Kunſt des Raphael und Tizian, des Rubens und Rembrandt, muß auch heute noch ihre Ateliers in Hinterhäuſern und Gärten von ſtillen Straßen ſuchen; die Photographie, als die Phrone der bildenden Künſte, ſiedelt ſich nur in den beliebteſten Geſchäftsgegenden an. Sie trachtet nicht lediglich nach dem ruhigen Lichte der Nordſeite; der volle Sonnenſchein iſt ihr am willkommenſten. Wenn man durch unſere Hauptſtraßen flanirt, bemerkt man über den oberſten Stockwerken, in einer Höhe, welche als menſchliche Wohnung betrachtet, den Hauseigenthümer in bedenkliche Conflicte mit der ſtädtiſchen Baubehörde bringen würde, ſeltſame Glashäuſer von größerer oder geringerer Ausdehnung, welche gleich Ateliers durch Vorhänge an der Innenſeite der Fenſter verdunkelt werden können. Anfangs hält man ſie für Treibhäuſer, die ein im Raum beſchränkter Pflanzenſchwärmer an Stelle ſeines Holzvorrathes auf das Dach verlegt hat, aber die Rieſenbuchſtaben dicht unter der Dachrinne benehmen dem vorübergehenden Neulinge bald jeden Irrthum über die Beſtimmung der originellen Neubauten.

In dieſem Glasläſtchen hauſen die Zigeuner der bildenden Künſte. Wenn ſie ihr Geſchäft erſt beginnen und ſich noch keiner großen Errungenſchaften an Grund und Boden rühmen können, ſo daß ihnen im Erdgeſchoß nur ein Empfangszimmer für Gäſte zur Verfügung ſteht, ſiedeln ſie ſich auch wohl unter Glas an, und bringen oben, gleich dem Inſect, das der Naturforſcher der

Wissenschaft wegen unter einer Glocke ernährt, wenigstens die wärmeren Monate des Jahres zu. An sonnigen Abenden sieht man sie alsdann auf Tribünen und Altanen, die sie zwischen den Dachfirsten und ihren Salons gebildet haben, mit ihren Gespielen sitzen, und rauchend auf das Menschengewirr zu ihren Füßen hinabblicken. Ein Seitenstück zu Ludwig's berühmter Novelle: „Zwischen Himmel und Erde."

Es giebt unter den Photographen ernste Männer, welche ihre Apparate und Gehülfen ausschließlich zum Besten der Kunst anwenden, Gemälde berühmter Meister vervielfältigen und in Sammlungen oder Albums vereinigen; die Mehrzahl lebt jedoch von der Eitelkeit der Lebendigen. Zum großen Vortheil gereicht es Jedem, der das Gesicht einer berühmten Persönlichkeit, namentlich vom Theater, und zwar gleichviel ob weiblichen oder männlichen Geschlechtes, zuerst erwischt. Ein gewandter Photograph befindet sich daher stets auf dem Anstande, trägt die neuen Handschuhe zur Visite immer in der Tasche, und steht mit den großen Hotelbesitzern in engster Verbindung. Nach dem ersten Auftreten ist er früh Morgens alsbald zur Stelle, und weiß es durch geheime Künste binnen kurzer Zeit dahin zu bringen, daß ihm die Berühmtheit im Costüm der Rolle, in der sie zwanzig Mal herausgerufen worden, in seinem Atelier, und zwar in einer nach Befinden schwermüthigen, oder äußerst vergnügten Stellung sitzt.

Wird das photographirte Genie vom Theater dauernd

gewonnen, ſo weiß es der ſchlaue Geſchäftsmann zu einem ganzen „Genie-Album“ zu bringen. Das Masculinum oder Femininum ſiedelt mit allen ſeinen Garderobenſtücken in das Atelier über, und wird nach und nach mit den nöthigen mimiſchen Faxen und Mätzchen, in allen ſeinen Rollen abgebildet, demnächſt aber, als ob es ein heiliger Kirchenvater, die Handſchrift eines großen Klaſſikers, oder ein ſeltenes Denkmal mittelalterlicher Kunſt wäre, in feines Leder mit Henkeln von edlen Metallen und reichem Goldſchnitt gebunden. Mit den Kartenporträts wird ein einträglicher Handel getrieben. Die geſuchten Schönheiten werden in allerlei zierlichen Stellungen, nicht ſelten auch in Männertracht dargeſtellt, die mimiſchen Gentlemen nehmen geniale und nachdenkliche Mienen an, hüllen ſich in Harniſche, oder in ſonſt eine romaniſche Tracht, halten nachläſſig Goethe's Fauſt oder Taſſe in der Hand, oder blicken auf ein, neben ihnen liegendes philoſophiſches Werk. Uns ſind ſelbſt Gelehrte bekannt, die nicht zehn Minuten zu einer Audienz für einen armen Bittſteller, aber eine ganze Stunde für den Photographen, der ſie neben einem, in der Droſchke mitgebrachten Folianten abbildet, erübrigen können.

Im Atelier des Photographen befindet ſich eine Decoration, welche die Geſtalten der Kunden ganz der proſaiſchen Wirklichkeit entrückt, und in eine poetiſche, ja ſelbſt mährchenhafte Ferne verſetzt. Bald iſt darauf eine in Ruinen liegende Säulenhalle, eine tropiſche Waldlandſchaft, die Perſpective auf einen Bergſee, oder ein, tragiſche Schauer verhüllender, faltenreicher Vorhang

dargeſtellt. Dergleichen leiht nun den erforderlichen Hintergrund für Geheimräthe, Stabsoffiziere, Profeſſoren und Doktoren. Damit durch den Mangel an Drapperie in den heutigen knapp anliegenden Kleidungsſtücken nicht alle maleriſche Illuſion aufgehoben werde, erſteht der Lichtbildner auf dem Trödel einiges altfränkiſche Mobiliar, oder läßt, wenn ſonſt ſein Publikum ein derartiges vornehmeres iſt, einen Tiſch oder Stuhl in alterthümlicher Schnitzmanier anfertigen, deren Beine, um nicht von Kurzſichtigen mit denen der maleriſchen Objecte verwechſelt zu werden, gewöhnlich überaus künſtlich gedreht ſind.

Manche Photographen erwerben ſich durch die Sanftmuth ihrer Sitten einen einträglichen Ruf als Coryſten von kleinen Kindern. Gewöhnlich erhebt die zartere Jugend, ſobald ſie durch die Liebe ihrer Eltern in die traurige Lage verſetzt wird, vor dem bedenklichen optiſchen Inſtrumente ſich abſolut ruhig zu verhalten, ein Geſchrei des äußerſten Jammers, weil ſie mit dem ſchleichenden Lichtbildner und ſeinem Werkzeuge die Vorſtellung einer ungerechten und grauſamen Hinrichtung zu verbinden pflegt. Wer nun die empörte Brut durch irgend welche Mittel zu beſchwichtigen und auf den Sitz zu bannen verſteht, erwirbt bald ein Renommee, trotz dem kinderbändigenden Rattenfänger von Hameln. Gewöhnlich wiſſen die Kenner eine dramatiſche Spannung durch einen fingirten, angeblich in dem Apparate verborgenen Vogel hervorzubringen.

Ihren Manieren nach ſind die Photographen ſehr

artige und vorsichtige Leute. Der beständige Umgang mit distinguirten Personen der verschiedenartigsten Stände schleift rasch ihre Sitten ab; der mit künstlerischen Matadoren behaftete Daguerreotypist der ersten Epoche, welcher noch den Magier und Geisterbanner spielte, ist längst in das Fabelbuch geschrieben. Was ihre Haltung betrifft, so treten sie leise auf und sprechen gern mit halber Stimme. Die Vorsicht und Sauberkeit, ohne welche ihre chemischen Operationen sämmtlich fehlschlagen würden, drückt sich bei ihnen auch allmählig in Sprache und Gebehrden aus. Einige tragen eine sanfte Trauer zur Schau, als würden sie von dem schmerzlichen Gefühl eines verkannten Künstlerthums gedrückt, doch pflegt ihre Mahlzeit über diese Schwäche erhaben zu sein. Wieder Andere gefallen sich in kokettem Leichtsinn, bilden als empfehlende Visitenkarte des Geschäftes ihr Porträt auf der Figur einer dahinschwebenden Tänzerin ab, und werden ihres hervorragenden Humors wegen meistens von solchen geistreichen jungen Herren besucht und in Nahrung gesetzt, die sich unter einem aufgespannten Regenschirm, oder von der Kehrseite abconterfeien lassen, und dann glauben, in der neueren Geschichte Epoche gemacht zu haben.

Den Künstlern gegenüber nehmen die Photographen instinctmäßig den ehrerbietigen Ton der Barbiere und Heilgehülfen gegen die graduirten Aerzte an. Wo sie sich jedoch sicher wissen, spielen sie gelegentlich nicht ohne Effect ihren „Salvator Rosa", oder sonst einen Künstler von zerrissener aber interessanter Reputation. In letzter Zeit haben sie sogar angefangen, in ihren Empfang-

zimmern spielbare musikalische Instrumente, z. B. Guitarren und Pianino's auszulegen und aufzustellen, um schwärmerischen Damen, welche die lyrische Stimmung für die geeignetste im Moment der Porträtirung halten, auf eine sinnige Weise entgegenzukommen. Sie sind im Ganzen noch ein entwickelungsfähiges Geschlecht, und ihre Geschichte ist nichts weniger als abgeschlossen.

IV.

Der fahrende Redner.

Sobald die Alten unseres eigenthümlichen Zeitalters geschlossen sind, wird sich der talentvolle Romanschriftsteller der Gegenwart unzweifelhaft jener anziehenden Gestalt bemächtigen, deren Benennung die Ueberschrift dieser Skizze bildet. Die Wiege der politischen Redekunst stand neben dem Sterbebette des Patriarchalismus und datirt aus den Verwehen des Jahres 1848, aber in den besonderen Ursachen des zunehmenden Verkehrs lag es, wenn gleichzeitig der fahrende Redner ins Leben gerufen wurde.

Als der Held des großen Cervantes, begeistert von der Lectüre des Amadis und ähnlicher Romane, über welche der kritische Barbier später ein so grausames

Strafgericht ergehen ließ, sich zu seinen Abenteuern anschickte, lag das politische Leben der Völker noch in den Windeln. Wir wissen, daß der Ritter von der traurigen Gestalt sich nicht allein über alle damaligen brennenden Fragen, trotz seiner edlen Denkungsart, mit der größten Vorsicht äußerte, sondern daß es ihm auch besonders wohl that, in solchen Fällen sein Herz unter vier Augen auszuschütten. Die Haut der Menschheit war noch nicht durch die freie Presse gegerbt, und die Machthaber seiner Epoche waren von einer beinahe nervösen Empfindlichkeit. Wir wollen keineswegs behaupten, daß in unserem Jahrhundert die Quälerei der Wittwen und Jungfrauen, mit den Zeiten des Don Quixote verglichen, abgenommen hat, allein so viel ist gewiß, daß dergleichen Damen den muthwilligen Unholden noch zugänglicher gewesen sein müssen, als heute, und der Tummelplatz von Angreifern und Vertheidigern in dergleichen delikaten Angelegenheiten sich meistens auf der Landstraße, oder doch in Wirthshäusern befand. Es kann daher nur natürlich gefunden werden, wenn der Ritter von der traurigen Gestalt seinen mächtigen Schutz vornehmlich dergleichen hülfsbedürftigen Wesen angedeihen ließ, und nur gelegentlich und verblümter Weise auf dem Gebiete des Staates und der Kirche dilettantisirte. Anders im 19. Jahrhundert.

Zwar leiden auch wir noch keinen Mangel an „fahrenden Rittern" mindestens insofern sie nach Anhäufung einer, nicht weiter zu bewältigenden Schuldenmasse, über den Ocean nach Amerika fahren, falls sie nicht durch die Hand einer reichen Jungfrau oder Wittwe gerettet

werden, allein die Vervollkommnung der modernen Kriegskunst hat mit dem Helme und dem Harnisch auch die Ritterschaft selber mehr in den Hintergrund gedrängt. Der Ivanhoe der Gegenwart erscheint nicht mehr mit geschlossenem Visir in den Schranken eines Turniers, sondern höchstens anonym in den Spalten der Kreuzzeitung, und bekämpft Front de Boeuf in Form eines giftigen Correspondenzartikels. Das Eisen als Bedeckung der Stirn und Brust ist in die politische Presse übergegangen, aus dem fahrenden Ritter hat die launische Zeit den fahrenden Redner gemacht.

Es hat Cervantes nicht beliebt, die bewundernswürdige Leidenschaft seines Helden bis auf die Jugend desselben zurückzuführen, und aus bestimmten Anlagen und ersten Eindrücken zu entwickeln, wie es ein deutscher Romancier gewiß nicht unterlassen haben würde. Der Stand des fahrenden Redners liegt der Beobachtung des Genremalers näher, und läßt sich durch sorgfältige Nachforschungen nicht selten bis auf die Schuljahre der hervorragendsten Subjecte verfolgen. Ungleich dem trefflichen Ritter, der gewiß schon als Kind seine Freude an Geschriebenem und Gedrucktem hatte, finden wir den Redner, noch nicht trocken hinter den Ohren, schon auf öffentliche Uebungen in seinem dereinstigen Lebensberuf bedacht. Aus sicherer Entfernung und unter starker Deckung versucht er die ersten Kräfte an bejahrten Damen des heimischen Wochenmarktes, am Nachtwächter, vielleicht gar an dem Büttel des Ortes. Mit der Schule im Conflict, erlangt er doch bald in dem praktischen Leben eine gewisse

Stärke, und weiß der angebornen Thatkraft meiſterlich Luft zu machen. Auf der Univerſität nimmt er unter Duellanten eine hervorragende Stellung ein, und hat in Folge deſſen mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Endlich beſchwichtigt und in die bürgerliche Rangordnung eingereiht, wird er doch von einer fortwährenden ſeltſamen Unruhe verzehrt. Der erwählte Beruf, der ungeſtörte Nießbrauch ſeiner Jahresrente genügt ihm nicht; er lechzt nach einem größeren Wirkungskreiſe. Bei der zunehmenden Solidarität aller Intereſſen im deutſchen Vaterlande iſt derſelbe bald gefunden. Nicht allein die Chemie der neueſten Zeit, auch die politiſche Wiſſenſchaft, darf ſich außerordentlicher Entdeckungen rühmen. Der Schmerzensſchrei der Völker wäre auf dieſem Gebiete zunächſt zu nennen. Anfangs nur bei gewiſſen, notoriſch unglücklichen Nationen wahrgenommen, hat ſich nach genaueren Unterſuchungen mit dem bekannten Sthetoſkop herausgeſtellt, daß kein Ländchen ſo klein, kein Volksſtamm ſo gering iſt, es drückte ſie nicht irgendwo der Schuh, oder die Mütze, und ſie hätten keine Urſache zu einem Schmerzensſchrei, ſo gut wie jedes einzelne Individuum auf dem weiten Erdkreis. Hier iſt der empfindliche Platz, wo der fahrende Redner, wie der Blutegel an das nackte Bein des Wanderers durch den Sumpf, ſich feſtſaugt. Mit äußerſter Aufmerkſamkeit belauſcht er fortwährend alle öffentlichen Regungen, vom leiſeſten Seufzer bis zum lauteſten Schmerzensſchrei, und begiebt ſich ſofort mit Hülfe der Eiſenbahnen an den Ort, wo nach ſeinen Anſichten die Verlautbarung von Sympathien, die Beipflichtung zu

geäußerten Meinungen, die Ermunterung weichgeſchaffener Seelen, und die Eröffnung einer Collecte, von Nutzen ſein kann.

Nicht jeder wohlgeſinnte Mann konnte ſich in der Vorzeit als Ritter dem Schutze der Armen und Schwachen widmen; außer einer Reihe von Ahnen gehörten dazu noch beſondere phyſiſche Eigenſchaften. Wir wiſſen, daß die geharniſchten Helfer in der Noth nöthigen Falles unter freiem Himmel, auf einer Matratze von Gras, und zugedeckt von Thau und Rheumatismus, die Nacht zubringen, und deſſen ungeachtet, oft mit leerem Magen, ein Sonnett zum Lobe ihrer Damen mit Guitarrenbegleitung ſingen mußten, daß ſie mit herkuliſchem Kraftaufwande gegen Rieſen und ſchlechtgeartete Ritter, oft ſogar gegen Drachen und Zauberer kämpften und Siege davon trugen, daß ſie die unverdaulichſten Nahrungsmittel genoſſen, und von den ſchwerſten Wunden in kürzeſter Zeit geheilt wurden. Aehnlich verhält es ſich mit den fahrenden Rednern, nur daß, dem milderen Jahrhundert entſprechend, von ihnen andere, wenn auch nicht weniger hervorragende Eigenſchaften verlangt werden.

Einer eiſernen Geſundheit dürfen auch ſie zunächſt nicht entrathen. Zwar wird ihnen im Schooße der heutigen Cultur nirgends zugemuthet, zu bivouakiren, allein die gerühmte Gaſtlichkeit des deutſchen Volkes bringt andere Unbequemlichkeiten mit ſich, und ſtellt an den rettenden Helden noch ſchwierigere Anforderungen. Ohne einen Magen und eine Gurgel von Guttapercha iſt der fahrende Redner ohne Weiteres ein verlorener Mann. Außer den

entſcheidenden Anſprachen in den öffentlichen Verſammlungen, hat er nämlich noch eine Menge von Partei- und Fractionsberathungen mitzumachen, die von ſtarken geiſtigen Getränken benetzt, ſein Auffaugungsvermögen oft auf eine harte Probe ſtellen. Schon die Menge der verſchiedenartigen Biere, die auf den Rundfahrten eines Jahres nach und nach dem Magen aſſimilirt werden muß, iſt geeignet, jeden zarteren Organismus in einen Zuſtand von moraliſcher Abſpannung zu verſetzen. Saure Weine der nächtlichſten Schattenſeite, fuſeliger Punſch und Grog, Strychnin-Bier, gehen ſpurlos an dem fahrenden Redner vorüber; ſeit ſeiner Studentenzeit iſt ihm der ſaure Häring ein verſchollener Klang. Eine bairiſche Wurſt von heroiſcher Complexion, drei Stunden Schlaf im Poſtwagen, oder im ſchlimmſten Falle auf der Platte eines Billards, einer Table d'hote, ein Eimer kalten Brunnenwaſſers über den Kopf gegoſſen, und der Redner iſt nach einer durchſprochenen Nacht wieder fähig, eine neue geharniſchte Anſprache zu halten. Durch regelmäßige kalte Bäder oder Abreibungen abgehärtet, erkältet er ſich nicht ſo leicht, als die gewöhnlichen Menſchenkinder. Gemeinhin hat er einen Vater gehabt, der das achtzigſte Lebensjahr erreicht, und eine Mutter, die zwölf Kinder ſelber geſäugt.

Das Organ des fahrenden Redners iſt ein, in entſchiedenen Bierfaß übergeſchlagener Baryton, der in tief empfundenen Stellen noch zuweilen zum Vorſchein kommt und dann im höchſten Grade zu erſchüttern pflegt. In allen Kniffen und Pfiffen der Redekunſt, mit denen man auf die Menge wirkt, iſt unſer Held natürlich wohl er-

fahren. Dergleichen wird nicht im Studirzimmer eingeübt; traditionell lernt es Einer vom Andern auf der Tribüne.

Der gesammte Redeapparat ist einer wohleingerichteten Orgel nicht unähnlich, und wird von dem Besitzer auch demgemäß behandelt. Für die verschiedenen Grade des Ausdrucks ist ein vollständiges Register vorhanden, an dessen Knöpfen systematisch gezogen wird. Wenn der fahrende Redner je nach seinem Parteistandpunkte das mit Octroirungen genudelte Volk, oder die, von den Constitutionellen geknechtete Aristokratie, den nach vollständiger Ausbildung des Zunftwesens lechzenden Handwerkerstand, das verfolgte Vereinswesen, oder den, nur zu zweijähriger Dienstzeit verpflichteten, aber nach dreijähriger Ausbildung trachtenden Infanteristen schildern will, spielt er mit sanften, melancholischen Stimmen, braucht er Töne der sittlichen Entrüstung, des edlen Zornes, so zieht er scharfe grelle Register, zum Schlußeffekt bedient er sich, gleich dem Organisten beim letzten Verse des Finalliedes, bevor die Gemeinde die Kirche verläßt, mit Vorliebe des klingenden Spieles und der sich drehenden Sterne, auf denen unsere Kinder in den alten Kirchen reicher Handelsstädte eine so große Freude haben. In Momenten des tiefsten Schmerzes verschwindet seine Stimme beinahe ganz, dann braust sie wieder auf, wie die See, wenn der Nordwestwind zunimmt, doch weiß der fahrende Redner, falls die Zusammensetzung seines Publikums es erfordert, auch fein und sittig zu sprechen. Im Ganzen vertragen seine Reden nicht wohl den Druck, und die kaltblütige Kritik

des Leſers; dies iſt der einzige Punkt, in dem ſein Talent an das des großen Pitt erinnert.

Eine mächtige Anzahl Citate aus den Schriftſtellern des heidniſchen Alterthums und modernen Dichtern hält er weislich in Reſerve, theils um nachdrücklich durch Autoritäten zu überzeugen, theils um ſeiner Rede einen Duft von Poeſie zu verleihen. So verbeſſert der Sarmate gern den natürlichen Geruch ſeines Stammes durch einen künſtlichen Parfüm. Ein Sprichwort des Orients ſagt: wer riecht, der ſtinkt.

Gleich Don Quixote hält ſich der fahrende Redner auch ſeinen Sancho Panſa, einen Reiter auf fahlem Pferde. Ihn begleitet gern ein Preßhelfer, der bald Correſpondenzartikel über gehaltene, und Aufſehen erregende Reden, bald Leitartikel über die Gedanken ſeines Herrn und Meiſters ſchreibt. Er geht mit ihm durch Dick und Dünn, weil ſeine Carriere von der des Gebieters abhängt.

Das Ziel des Dichters iſt der Lorbeer, das des Politikers ein Platz am Miniſtertiſch. Dieſen Punkt behält der fahrende Redner früh und ſpät im Auge, mag er ſich in ſeinen öffentlichen Kundgebungen noch ſo weit davon entfernen, und das direkte Gegentheil behaupten. Wer ſich geduldet, erlebt noch die Mauſer des Vogels. Wie Sancho Panſa unbedingt ſeinem Ritter folgte, unſägliche Prügel erduldete, aber entſchädigt zu werden hoffte, wenn ſein Herr erſt Kaiſer geworden ſei; erwartet der Preßhelfer Alles von der künftigen Miniſterernennung des fahrenden Redners.

Ein Posten im Ueberwachungswesen der Presse pflegt ihm am erwünschtesten zu sein, doch geht es ihm damit zuweilen, wie dem unglücklichen Statthalter der Insel Barataria. Man lese die geheimen Memoiren der Redakteure von officiellen Journalen, und man wird Sancho Pansa, als er in die Lage gerieth, die ihm anvertraute Insel gegen eindringende Feinde zu vertheidigen, noch für beneidenswerth halten. Es giebt dankbare Ministergemüther, aber im Allgemeinen vergißt der Träger des Portefeuilles, was der fahrende Redner seinem Hanswurst versprochen. Anscheinend starr und unbeugsam, krümmt er sich im Geheimen vor einflußreichen Personen, wie ein Ohrwurm.

Gehört unser Held einer Partei an, die vermöge der herrschenden politischen Ansichten dem Ministerium nahe steht, hat er selber einige Aussicht, in den Besitz eines Portefeuilles zu gelangen, so tritt er gemeinhin mit großer Mäßigung auf. Zuweilen gebehrden sich dergleichen Exemplare als Bußprediger.

Eine eigenthümliche Species ist der Kammerreisende. Von dem betreffenden Comité den Wählern einer kleinen bornirten Stadt empfohlen, deren Ortsangehörige sich entweder fürchten, auf dem Berliner Pflaster zu erscheinen, oder in ihren kleinen Ackerwirthschaften aushalten müssen, geht er mit der fertigen, gut memorirten Rede in der Tasche ab, und kassirt das ihm versprochene Mandat ein. Auf diese Weise werden angehende strebsame Parlamentaristen von gutem Willen, aber geringen Fähigkeiten untergebracht. Einer und Parteihäupter brauchen

Nullen, um Zahlen von höherem Werth vorzustellen. Stoßen dergleichen Anfänger von fahrenden Rednern auf unerwartete Gegner, so werden sie nicht selten schmählich aus dem Sattel gehoben.

Eine seltsame Ausgeburt ist der fahrende Redner als Vergnügungsreisender. Meistens ein Süddeutscher, beim Schoppen groß gezogen, guter Schütze oder Turner, entbindet ihn eine ausreichende Rente von der Annahme eines Amtes, von regelmäßiger Beschäftigung, selbst von der Ausdauer an einem bestimmten Orte. Er besucht pikante Versammlungen, wie der gewöhnliche Tourist berühmte Aussichtspunkte, auf politische Bonmot's lauscht er, wie auf Echo's und Effekte mit dem Alphorn. Die Tribüne besteigt er mit gleichem Wohlgefallen wie den Rigi und den Schaafberg in Salzkammergut. Schwärmer für eine Idee variirt er Jahre lang ein paar abgenutzte Phrasen, und leiert den alten Salm immer wieder mit unerhörter Dreistigkeit herunter. Freizügler seines Zeichens, ist er stets unterweges nach Orten, wo es etwas zu reden, schießen, singen, turnen, essen und trinken giebt. Adressen, Erinnerungsmedaillen, Gedichte, eroberte Prämien, vereint er zu einer kleinen Sammlung in dem besten Zimmer seiner Wohnung, von der er freilich den größeren Theil des Jahres hindurch abwesend ist. Nicht immer von ausreichender wissenschaftlicher Bildung, kennzeichnet Naseweisheit seine Ansprachen, er erhält nicht selten die grausamsten Anspnzer, doch wird sein glücklicher Humor nur ausnahmsweise verstört; er ist schon zufrieden gleichviel ob getadelt oder gelobt, von den Blät-

tern namentlich angeführt zu werden. Mit den Behörden und Philistern der Heimath steht er, gleich allen Genie's, auf gespanntem Fuße.

Zuweilen gehen fahrende Redner aus unglücklichen Ehen hervor. Wir kennen eine Dulcinea von Toboso, welcher allein ihr Gatte seinen Ruf als großer Redner zu verdanken hat. Nachdem sie den Unglücklichen aus dem Hause in die Kneipe verbannt, verleidete sie ihm auch die wenigen nächtlichen Stunden dergestalt, daß der arme Mann sich der Reisepolitik ergab, und aus reiner Verzweiflung die Geschäfte einer bekannten Partei übernahm. In der rhetorischen Schule der Frau Gemahlin gebildet, wird namentlich seine Offensive von allen Seiten gelobt.

Besondere Kennzeichen des fahrenden Redners sind: eine hohe Stirn, auf der Majestät lagert, eine olympische Ruhe in seiner äußeren Haltung, die vornehmlich in den Wartesälen der Eisenbahnen zum Vorschein kommt, wohlgepflegte, zur Pantomimik geeignete Hände, eine leichte, undiplomatische Halsbinde, und eine künstlerisch zwanglose Toilette. Er ist Raucher und übt sich in seinen Mußestunden regelmäßig im Scheibenschießen mit der Pistole. Niemand kann vorher sagen, wozu dergleichen kleine Fertigkeiten im Leben einmal gebraucht werden können.

V.

Der Landrath.

Gleich Joſeph, in Mehul's gemüthlichem Liede: „Knabe noch an Jahren, vierzehn zählt' ich kaum," nahm mich mein Vater, ein königlicher Regierungsbeamter, in den Sommerferien zum erſten Male auf einer ſeiner Dienſtreiſen mit. Durch die fruchtbare reiche Niederung der Weichſeldeltas fuhren wir meilenweit zwiſchen ſtattlichen Bauernhäuſern, üppigen Wieſen, beſäet mit ſtattlichen Heerden, durchfurcht von ſachte fluthenden Canälen, vorbei an eleganten Villen und ſchlanken Kirchthürmen; endlich hielten wir vor einem zierlichen Landſitze, gegenüber einer neuerbauten Kirche, mein Vater machte ein ernſtes, achtungsvolles Geſicht, und ſagte: „Wir ſind an Ort und Stelle, mein Sohn, hier wohnt der Landrath!"

Damals wußte ich noch nicht, welche Bedeutung, welchen nachhaltigen Einfluß dieſe bureaukratiſch-bukoliſche Würde in meinem Vaterlande beſitze; die Zeitungen waren kaum mehr, als ärmliche politiſche Intelligenzblätter; über den Staat und ſeine Beamten wurde nur wenig geredet und noch weniger geſchrieben; Lippen und Federn waren mit gleicher Strenge bevormundet; wie ſollte der Knabe der patriarchaliſchen Vergangenheit eine Ahnung von dem Weſen des Landraths haben! Nichtsdeſtoweniger imponirte

mir der Titel und das Haus dieſes Mannes. Nicht aus gemeinem, ſondern aus feinſtem Spiegelglaſe beſtanden ſeine Fenſterſcheiben, die Wände waren mit Oelfarbe geſtrichen und die Stufen vor der Thür aus ſchwerem Eichenholz von Marmor. Der Knopf der Hausglocke beſtand aus polirtem Meſſing, und trug im Relief das Wappen des mächtigen Beamten; hohe Pappeln bildeten vor der Front der Villa eine ſtolze Allee, und auf der oberſten Treppenſtufe lag eine jener mächtigen Doggen, die nun, gleich dem Geſchlecht der Möpſe, dem Ausſterben nahe ſind, und nur in dem Bulldog eine karrikirte Spielart hinterlaſſen. Die Dogge erhob ſich wachſam, als wir uns der Pforte näherten, aber ſie verſchmähte es, ſich durch Bellen zu erniedrigen; ſie prüfte uns nur durch den Geruch und ihr durchbohrendes Augenpaar; dann war ſie zufriedengeſtellt. Sie ſah Acten unter dem Arme meines Vaters, und ſie roch Acten; ein Hund aus bureaukratiſchen Cirkeln weiß, was das zu bedeuten hat. Auch ſchien ſie freundlich wedeln zu wollen, doch ſah ſie ſich in dieſer Höflichkeitsbezeugung durch die relative Kürze ihres Schwanzes behindert. Wir warteten in einem reichgeſchmückten Zimmer, auf deſſen Schreibbureau eine Büſte des Königs prangte, und bald erſchien der Landrath, eine ſechs Fuß hohe Geſtalt in einem dunkelblau militairiſchen, bis an das Kinn zugeknöpften Rocke. Er gehörte zu den herablaſſenden Großen dieſer Erde, und ſprach ſchonend mit uns, doch erinnere ich mich, daß während der Tage, die mein Vater, amtlicher Geſchäfte wegen, in ſeinem Hauſe zubrachte, viele Bauern vor-

fuhren, in die Schreibstube geführt, und dort von der tiefen Stimme des Landraths furchtbar abgekanzelt wurden. Wenn ich im Garten spielte, konnte ich jedes Wort hören, und immer klang es, wie kräftiger Donner in einem gewitterreichen Jahre. Mit dreisten, oft impertinenten Gesichtern waren die Bauern angekommen; stets kleinlaut und demüthig fuhren sie davon. Weshalb dieser Bauernkrieg geführt wurde, hat meine Unmündigkeit nie erfahren. Es vergingen seitdem viele Jahre und merkwürdigerweise erst ein Viertel Jahrhundert später, auf der pariser Industrieausstellung, fiel mir der Landrath wieder ein, als ich den dreisaitigen Riesen-Contrabaß aus der Fabrik von Villaume erblickte. Bald darauf sollte ich mit der Gattung genauer bekannt werden.

Es kam jene denkwürdige Zeit, in welcher die Reaction des Ministeriums Manteuffel ganz in Saamen geschossen war. Die Erzväter des alten Testamentes wären mit dem herrschenden Patriarchalismus zufrieden gewesen, und der allmächtige Minister selber hielt sich einen Musterpatriarchen, den er in seinen Geldangelegenheiten und als politischen Busenfreund gebrauchte. Unter der Fuchtel der Concessionsentziehungen schrieb die ganze Presse ungesäuert, verlorene Söhne der Demokratie wurden General-Consuln; Leuten, die unschuldige Brunnengärten mit künstlichen Mineralwässern einrichten wollten, wurde wegen ihrer sonstigen liberalen Gesinnung die Erlaubniß dazu verweigert; auf dringenden Wunsch des Herrn v. Hinkeldey wurde das ganze Trottoir granulirt; man führte auf dem Wege des Zwangs-Abonnements

das ministerielle Organ in allen Kneipen und Kellern ein, die noch vor der „Polizeistunde“ zitterten, und Abends begab sich der Minister in die Bierstube von Schluder, um unter den dort verkehrenden Philistern Propaganda für sein System zu machen. Herr von Manteuffel war der eigentliche Erfinder der moralischen Eroberungen! In seiner Kammer — wir dürfen ihr wohl diesen freundlichen Namen geben — saßen aber siebzig und etliche Landräthe.

Von der Journalistentribüne aus konnte man ihre Häupter genau zählen. Sie bildeten die Prätorianer des großen Mannes; die Kaiser von Byzanz durften sich in ihren glücklichsten Jahren nicht sicherer auf ihre nordischen Leibwachen verlassen. Bei den Abstimmungen für wichtige Vorlagen ihres Gönners erhoben sich die siebzig Dolmetscher der Verfassung wie ein Mann; in Sachen der Opposition hätte man leichter die Sonne aus dem Mittelpunkte des Planetensystems, als diese Herren von ihren Bänken bringen können. Der Reaction galten sie für die geborenen Anwälte der ländlichen Bevölkerung, für die Grundpfeiler der Monarchie; aber als für kurze Zeit der liberale Sonnenschein durch die finsteren Wolken drang, und ihr Herr und Meister von dannen zog, verschwanden auch sie aus der Kammer und Zeitungsliteratur der Residenz und Provinzial-Hauptstädte. Nichts vergißt sich jedoch schwerer, als der Besitz der Macht. Man braucht nicht das Memorial von St. Helena aufzuschlagen, um die Wahrheit dieses Satzes zu gegreifen; die Geschichte der drei letzten Jahre lehrt uns, mit welchem Widerwillen

die Landräthe resignirten. In regelmäßigen Intervallen theilten freisinnige Zeitungen absonderliche Schriftstücke mit, die aus der Feder gewisser kühner Landräthe geflossen, dem vergänglichen System der Minister ein Bein zu stellen versuchten, und gegen die Graf Schwerin nur mit sichtlichem Zagen vorging. Es war das erste welke Laub der neuen Aera, das verhängnißvolle Anzeichen der kommenden Ereignisse. Seitdem regen sich die Landräthe von neuem; das Opfer liegt, die Raben steigen nieder. Der Cirkularerlaß des Herrn v. Jagow, Schwerin's Nachfolger, giebt sich schon der Hoffnung hin, es werde bei den Wahlen eine „ersprießliche Thätigkeit" der Herren auf dem flachen Lande ausgeübt werden!

Wie verhält sich nun der Landrath zu unserer jungen zahnlosen Constitution, und welcher Dinge dürfen wir uns von ihm versehen? Seines Zeichens ein kleiner Satrap, beherrscht er stets einen sogenannten Landkreis, dessen Haldmesser in seinem Bureau zusammenlaufen. Er bildet den Brennpunkt dieses Kreises, und ist nur der nächsten Regierungs-Behörde verantwortlich. Von altersher nimmt man den Landrath gern aus gutem Adel; um so besser, wenn auch seine Verwandten angesessen sind, und sich eines reichlichen Landbesitzes erfreuen. Er hat die Rechte und Cameralia studirt, als angenehmer Referendarius und Assessor eine großstädtische Vergangenheit hinter sich, und ist meistens Landwehroffizier. Es giebt allerdings einige Ausnahmen, allein im Ganzen liebt der Landrath den Absolutismus. Bei diesem System wird ihm mehr irdischer Genuß zu Theil, als im verfassungsmäßigen

Staatsleben. Ueber die Rechte und Pflichten des Bauers nährt er ganz veraltete Ansichten. Die Naseweisheit der heutigen Presse ist ihm ein Gräuel. „Ihr braucht nicht alles zu wissen!“ hörten wir in Manteuffels Blüthezeit einen landräthlichen Abgeordneten zu zwei Reportern sagen, die bei ihm nur demüthig einige nothwendige Erkundigungen für ihre provinziale Correspondenz einziehen wollten. Nach dem bureaukratischen Geschäftsgange kommen die „Kreiseingesessenen“ unvermeidlich und überall mit ihrem Landrathe in Berührung, kein Wunder also, wenn er, von dem Minister des Innern zur Wahlwirksamkeit autorisirt, den obstinaten Urwählern später das Leben gehörig sauer machen kann. Außerdem gehört er zu den literarischen Vertrauensmännern der Regierung. In jedem Kreise existirt ein journalistisches Organ, in welchem von einer inspirirten Feder die Erläuterungen zu den Anordnungen der Regierung gegeben werden.

Die großen Mittelpunkte des Verkehrs bekommen diese Zeitungen nie zu Gesichte; sie gedeihen nur fern von Wissenschaft und Literatur. Selten abonnirt eine Redaction auf dergleichen Quartblätter, es sei denn, sie erschienen unter den Auspicien eines besonders berühmten reactionären und schriftkundigen Landrathes; gewöhnlich senden nur bösartige Kreiseingesessene Ausschnitte nach der Hauptstadt, denen alsdann, bald durch die ernsten Blätter, bald durch den „Kladderadatsch“, die nöthige Verbreitung im Publicum zu Theil wird. Zu Redacteuren der Kreisblätter eignen sich gewöhnlich Literaten, deren Talente nicht zureichend waren, um ihnen in der kost-

spieligen Hauptstadt die nöthige Fleischkost und Heizung zu verschaffen. Zuweilen werden schwache Candidaten der Theologie, verkommene Schulmeister, die sich durch langjährigen Hauslehrerdienst Gönner in adeligen Familien erworben haben, als Redacteure in die Provinz empfohlen; doch kommt auch wohl vor, daß der intelligente Buchbinder des nächsten Marktfleckens, herangebildet durch seine Leihbibliothek, in ruhigen Zeiten den wöchentlichen Leitartikel schreibt. Sehr gerne wird gesehen, wenn der Redacteur eine poetische Gabe besitzt; es kommen alljährlich zu zahlreiche Geburts- und Schlachttage vor, die ein solches Blatt in metrischer Hinsicht schlechterdings nicht umgehen kann. Loyale Gesinnung bis zum Exceß, betrachtet das Kreisblatt als sein Monopol; die Fingerzeige zu der erforderlichen Polemik gegen die Umsturz-Partei, die Ungläubigen im christlichen Staate, oder auch nur „die Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln," ergehen aus dem Büreau des Landrathes. Der Einfluß dieser Organe auf die politische Stimmung der Kreiseingesessenen ist daher, bei der angestammten Ehrfurcht der Bauern vor dem gedruckten Wort, nicht zu unterschätzen, und wird nur in solchen Fällen paralysirt, wo es sich, wie gegenwärtig, um die empfindlichste Stelle der ländlichen Bevölkerung, um den Geldbeutel handelt.

Hat der Landrath einen Hinterhalt am Ministerium, so kann er noch anderweitig auf seine Mündel einwirken. Das wichtigste Studienwerk des Landbauers, Waidmanns, Fischers und Försters ist der Kalender; man war also

nicht ohne Scharfſinn auf den Gedanken verfallen, dieſes Laienbrevier des gewöhnlichen Mannes tendenziös politiſch auszuarbeiten und offiziell verbreiten zu laſſen. Unter Manteuffels Regimente wurden die Kalender mancher altbewährter Firmen dadurch verdrängt, daß die Landgensd'armen den loyal umgeſchriebenen Kalender verbreiteten, und allen einflußreichen Leuten angelegentlich, d. h. eindringlich empfahlen. Nach den jetzigen Hypotheſen über eine der Majorität nach „wohldenkende Bevölkerung", welche nur durch die Fortſchrittspartei corrumpirt ſein ſoll, können dergleichen patriotiſch-inſtructive Kalender noch in dieſem Sommer, wie der Vogel Phönix, von neuem aus der Aſche erſtehen.

Iſt der Landrath ein gewiegter Lebemann, ſo beſchränkt er ſich nicht auf die Erziehung der Bauern; er wirkt im raffinirt monarchiſchen Sinne auch auf den gebildeteren Theil ſeiner nächſten Umgebung ein. Als bemittelter Beamter macht er einigen Aufwand, ſieht die gutsherrliche Geſellſchaft der Umgegend in ſeinem Hauſe, und wird bei ihr geſehen. Mit dem Kreuzzeitungsadel der Nachbarſchaft hängt er auf das engſte zuſammen, und hat gewöhnlich eines ſeiner Edelfräulein heimgeführt. In der Hauptſtadt entbehrt er nicht der beſten Connexionen, die ihn ſelten zu Schaden kommen laſſen, ſelbſt wenn er in ſeinem Feuereifer, der Sache des königlichen Gebieters zu dienen, den Paragraphen der Verfaſſung ein wenig zu nahe tritt. Unter jedem feudalen Miniſterium treiben die Landräthe friſche Wurzeln; im Abgeordnetenhauſe kann an der vorhandenen Menge derſelben als Landboten,

wie an dem Nilmeſſer der Stand des Fluſſes, das Steigen der Reaction gemeſſen werden.

VI.

Auch ein Heerd der Revolution.

Die letzten Zeiten ſind ungewöhnlich reich an kühnen Definitionen politiſcher Begriffe geweſen. Wenn wir nicht zu ſchwarz ſehen, verfährt man dabei nach dem beſtimmten Prinzip, ſo viele bürgerliche und rein menſchliche Beſtrebungen und Einrichtungen, wie möglich, der geheimen Illoyalität und Sehnſucht nach Umſturz des Staates und Thrones zu bezüchtigen. In dieſem Verfahren liegt etwas von dem, was die Pſychiatrie mit dem Ausdruck „Wahnideen“ bezeichnet. Der ſogenannte „Stimmenhörer“ beklagt ſich früh und ſpät gegen den Arzt der Anſtalt über eine Menge ihm unbekannter und zudem unſichtbarer Kerle, die draußen vor dem Fenſter ſtehend, unter dem Bette oder Tiſche verborgen, ihn bald mit den gröbſten Schimpfworten überhäufen, bald ſogar mit dem Tode, oder doch mit empfindlichen körperlichen Züchtigungen bedrohen. Der in dem Uebergange der Geſichtsnerven in das Gehirn beirrte Unglückliche, ſieht in einem kleinen, einige hundert Schritte von ſeinem Kran-

kenzimmer entfernt gelegenen Gartenhause eine Gesellschaft von Verschwörern, die Tag und Nacht beisammen sitzen und seinen Untergang berathen. Der am Geruchssinne Erkrankte wähnt dagegen nicht allein von übelduftenden bösartigen Gasarten, sondern auch von solchen thierischen Geschöpfen beständig begleitet zu werden, welche vermöge ihrer Natur dergleichen Aromen organisch entwickeln und sich ihrer zum Angriff oder zur Vertheidigung, wie der Fuchs und Iltis, bedienen. Aehnlich hat es sich von jeher mit den Sehern, Hörern und Riechern der Revolution verhalten. Je unscheinbarer und unverfänglicher Personen und Objecte sich der Oeffentlichkeit darstellten, desto verdächtiger wurden sie versteckter Absichten und weitreichender Pläne, die sie unter dem Deckmantel der Unschuld im Stillen fortspinnen sollten. Die Stunde hat noch nicht geschlagen, wo gut unterrichtete Personen uns über die jüngsten rhetorischen und literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete die nöthigen Erläuterungen geben werden, daher mag uns vergönnt sein, in die Vergangenheit zurückzugreifen, und eines der flagrantesten Beispiele von politischer Hallucination näher zu betrachten.

Wohl Niemandem sind die Verfolgungen und Verbote unbekannt, welche vor Zeiten ein Ministerium, das mit besonderem Wohlgefallen auf den Namen einer „starken Regierung“ hörte, über die Fröbel'schen Kindergärten verhängte. Die offiziellen Blätter der damaligen Aera ließen es nicht an geharnischten Artikeln fehlen, welche an loyaler Kraft der Gesinnung und des

Ausdrucks mit den, vor den letzten Wahlen ins Land geſchleuderten Brandbriefen wetteiferten. Hatten die miniſteriellen Federn recht, ſo war der nach Fröbel's Syſtem organiſirte Kindergarten: eine Klippſchule des Convents, ein Brütofen für kleine rothe Geſpenſter, eine Hecke für Unglücksvögel der Monarchie Friedrichs des Großen. Er war um ſo mehr eine Wiege des Hochverraths, als meiſtens unverheirathete Damen ſich ſeiner Leitung widmeten, eine ſcharfſinnige Regierung mithin von ſolchen Intriguantinnen das Schlimmſte erwarten durfte.

In den letzten trüben Tagen des Juni gerieth der Verfaſſer dieſes Artikels in einer Stunde der Verſtimmung über den herrſchenden Verfaſſungswirrwarr auf den Gedanken, ſein der Vorſteherin eines dieſer, jetzt ſtillſchweigend geduldeten Kindergärten gegebenes Verſprechen zu erfüllen, und ihre Anſtalt zu beſuchen. Endlich einmal wollte er ſich überzeugen, wie die Sache beſchaffen ſei, von der ſich [illegible] Staatsmänner und Publiciſten hatten ins Bockshorn jagen laſſen. Mit Vorbedacht wählte er gerade nicht den Tag, an welchem den Intereſſenten und Angehörigen der Kleinen der Zutritt geſtattet iſt; er begab ſich, um das Inſtitut mitten in ſeinen Machinationen zu überraſchen, an einem gewöhnlichen Schultage in die Anſtalt. Es war halb elf Uhr Vormittags, als er durch einen ſauber gehaltenen Vorgarten das Haus betrat, in deſſen Parterregeſchoß die Kinder verſammelt ſein ſollten. Nur ſchüchtern näherte er ſich dem Heerde der Revolution. Die in dem Gemach herrſchende Stille hatte etwas Befremdendes. Sein Klopfen wurde von einer hellen Mäd-

chenstimme mit einem freundlichen „Herein!“ beantwortet. Drei Schritte und er stand in einer dieser Versammlungen, die einst unserem fürnehmsten Novembermann schlaflose Nächte verursacht hatten. In einem länglichen Salon, dessen breite Seite auf einen reizenden Garten, hinter dem sich der Thurm der conservativen Matthäikirchengemeinde erhebt, hinausging, saß etwa ein Dutzend Kindlein zwischen drei und sieben Jahren, untermischt mit einigen jungen Mädchen, welche den Mittelpunkt gewisser Gruppen zu bilden schienen, und Striche auf Schiefertafeln machten, die von den Kleinsten emsig nachgeahmt wurden. Obgleich noch immer eingeschüchtert durch die fürchterlichen Bilder, die meine Phantasie den reactionären Zeitungen verdankte, faßte ich doch den Muth und nahm, von der Vorsteherin eingeladen, ihr gegenüber auf einem Sessel Platz. Der Salon machte den angenehmsten Eindruck. Durch die hohen Fenster fiel das Licht auf allerlei Wandtafeln, angefüllt mit Mustern von ausgeschnittenen Figuren von vielen, aus farbigen Papierstreifen geflochtenen kleinen Vierecken, auf Nachbildungen von Gegenständen, die aus kleinen Stäbchen zusammengesetzt waren, und sinnreich gefaltete weiße Blätter. Ein Glasschrank mit niedlichen Kleinigkeiten, deren Mehrzahl von den Zöglingen des Kindergartens, wie ich später vernahm, selber angefertigt war, ein offenes Pianino, eine Servante und mehrere Rohrstühle vervollständigten das Mobiliar, das sonst nur aus zwei langen, sehr niedrigen Tischen bestand, an denen auf Bänken die kleinen Revolutionäre saßen. Waffen und hochverrätherische Abzeichen waren

nirgends zu bemerken, selbst die scheel angesehene alte Bannerfärbung des Vaterlandes war nicht vorhanden; die Jugend des Kindergartens war bei ihren Flechtübungen in buntem Papier selbst noch nicht auf die verdächtige Combination von Schwarz, Roth und Gold gekommen. Die vorhandenen kleinen Decken zeigten vielmehr nur die Farben Blau und Weiß, Schwarz und Gelb, Schwarz und Weiß, oder ähnliche Zusammenstellungen, also die unschuldigsten und am weitesten verbreiteten Nuancen des politischen Spectrums. Ich fühlte mich beruhigt, keine meiner zarten Empfindungen war verletzt. Noch weniger Verdächtiges lag in der Art, wie die kleine Versammlung hinsichtlich ihrer Sitze geordnet war. Nichts erinnerte an politische Vereine, Volksclubs und Parlamente, die Kleinen saßen gleich vergnügten Spatzen beisammen, wenn sie nach genossenem Bade ihre Gefieder in der Sonne trocknen. Etwas verlegen, da ich jener wider die Kindergärten kriegführenden Spielart von Journalisten gedachte, that ich einige Fragen über den Gang des Unterrichts, die Vorsteherin jedoch bat mich, noch einige Minuten zu warten, da jetzt die Zeit des Frühstücks herangekommen sei, und die Kleinen nicht warten dürften. Nur mit Widerstreben führe ich an, daß die Eleven des Kindergartens ihr frugales Mahl mit ungleich mehr Anstand aus dem Nebenzimmer herbeiholten, und verzehrten, als so manche Politiker und Mitglieder der bewaffneten Macht, wenn sie ermüdet von den Debatten, oder auch nur von Festlichkeiten, endlich an das ersehnte Buffet eilen und ihre Lebensgeister stärken.

Wider den guten Ton lehnte ſich in dieſem Kreiſe Niemand auf. Mit ihrem Weißbrote in der Hand ſprangen die Kinder in den Garten und begannen in einer Laube ein luſtiges, aber friedliches Spiel, deſſen Gelächter bis zu uns in den Salon drang. Schwerlich liegen die Bekenner des Ling'ſchen Syſtems nach vollbrachter Arbeit den erlaubten zwanzig Turnſpielen mit gleicher Heiterkeit ob. Ich ſetzte mich zu den Damen dicht an den Heerd der Revolution, d. h. an den Tiſch; wäre er nur höher geweſen! Eine Menge Bücher wurden aus den Schiebläden des Wandſchrankes herbeigeholt und mir die Art erklärt, wie Fröbel die unmündige Jugend in den Jahren, wo ſie einem geregelten Hausſtande am meiſten zur Laſt fällt, zu beſchäftigen, allmählich zu bilden und zum Denken vorzubereiten ſucht. Da war zunächſt ein Gitterwerk, welches nach einer Menge von beſtimmten Vorbildern mit Flechtwerk durchzogen werden ſollte; in einem anderen Buche ſtanden Zeichnungen, mit Stäbchen in Linienmanier nachzulegen, aus denen ſich dann „Lebensformen" oder „Schönheitsformen," z. B. Nachahmungen von Geräthen oder hübſchen Figuren zuſammenſtellen ließen; hier waren Vorbilder für das Spiel mit den Würfeln aus dem Baukaſten, dieſe Muſter ſollten mit Fäden nachgezogen, jene mit Nadelſtichen auspunktirt werden. Alles war ſo einfach und ſinnreich erfunden, daß man den von den Kindern angefertigten Arbeiten die ſtille Luſt der Mache anſah, die während der Beſchäftigung von dem Geiſte des väterlichen Erziehers in ihre junge Seele übergegangen war.

Nun ſchloß die Vorſteherin den Schrank auf und führte mich vor eine Sammlung von kleinen Bildwerken, welche die Kinder aus Thon modellirt hatten. Zunächſt läßt man ſie eine Kugel formen, daraus geſtaltet ſich dann gemach Alles, womit die Einbildungskraft der Kleinen beſchäftigt iſt. Wie unſchuldig waren dieſe Modelle, ein Körbchen mit Blumen und Blättern, eine Schüſſel, ein Vogelneſt, ein Leuchter, eine Puppe; nichts war vorhanden, wodurch ſich die polizeiliche Cenſur der Kunſt herausgefordert fühlen konnte. Im Ganzen waren alle vorliegenden Werke nur roh, und der Abbé Doménech hätte ſie unfehlbar nur einem ſanft geſitteten indianiſchen Stamme zugeſchrieben, allein man fühlte ſich durch dieſe ureinfache Sammlung, die Arbeit ſo zarter Händchen, gerührt, denn in Einzelheiten zeigte ſich hie und da ein Sinn für Anmuth der Formen. Auch eine Anzahl Arabesken, die durch Nadelſtiche auf der Kehrſeite eine Art Basrelief bildeten, fiel durch ihre Nettigkeit auf. In der Ecke ſtand ein kleiner Webeſtuhl einfachſter Form, an dem aber nicht gearbeitet zu werden ſchien. Um die Damen nicht zu erſchrecken, verbarg ich meinen finſtern Argwohn. War dieſes gewerbliche Geräth vielleicht ein politiſches Emblem, ſollte es an die innere Welt, den Ideengang jenes großen, aber leider ein wenig in Vergeſſenheit gerathenen Staatsmannes erinnern, der ſeiner Wiege bedeutungsvoll nachrühmte, ſie habe neben dem Webeſtuhl ſeines Vaters geſtanden?

Unterdeſſen hatten die Kinder ihr Frühſtück verzehrt, ihr Spiel im Garten beendet und kehrten in den

Salon zurück. Sie ſollten jetzt eine Probe ihrer Fertigkeit vor mir ablegen. Drei der Kleinſten, das Jüngſte mochte etwa vier Jahre zählen, erhielten jedes ein „Geviert“ Papier, welches Quadrat dann mehrfach genau zuſammengelegt wurde, bis es ein ſpitziges Dreieck bildete, woran mit einer Scheere zwei Ausſchnitte gemacht werden durften. Sobald nun das Geviert wieder entfaltet und auf der Tiſchplatte ausgebreitet wurde, zeigte ſich ein regelmäßiger Stern, den man, je nach der Zierlichkeit des Ausſchnittes, mit den Papierfragmenten umgeben, und auf mannigfache Weiſe ausſchmücken konnte. Für gewöhnlich werden die Kinder angeleitet, dieſe Muſter mit Kleiſter auf Platten zu kleben, um dadurch ihre Erfindungsgabe zu wecken. Ueberhaupt ſchienen mir ſämmtliche lehrreiche Spiele auf Anregung der Selbſtthätigkeit des Geiſtes gerichtet, zugleich aber auch ſo angeordnet, daß ſie ſchlechte Regungen in der kindlichen Seele gar nicht aufkommen laſſen.

Vorzüglich war dieſe Eigenthümlichkeit bei den geſellſchaftlichen Spielen zu bemerken, deren mehrere in meiner Gegenwart ausgeführt wurden. Bei Allen lag zunächſt die Rückſicht auf eine gute körperliche Haltung, verbunden mit einer richtigen Stellung der Füße zum Grunde. Während die Kleinen z. B. zum Clavier eine leichte Melodie ſangen, war der Refrain ſo eingerichtet, daß er jedesmal Veranlaſſung gab, eine leichte, aber gedeihliche gymnaſtiſche Uebung bald mit den Armen oder Beinen, bald mit dem Oberkörper und dem Kopfe auszuführen. Dieſe gemiſchten Uebungen ſchienen den

Alpinen großes Vergnügen zu machen, und zwei Neulinge männlichen Geſchlechts, die offenbar erſt vor Kurzem in den Kindergarten eingetreten, Anfangs etwas blöde dreinſchauten, nahmen nach zehn Minuten ſchon ernſtlich, wenn auch noch ungeſchickt genug Theil, ſchwangen ihre Aermchen, klatſchten in die Hände und ſtampften emſig mit den Beinen, deren Hacken im rechten Winkel geſchloſſen ſein mußten. Selbſt ein kleiner ſtiller Idiot fühlte ſich gefeſſelt, und ahmte ſorgfältig alle Bewegungen ſeiner Spielgefährten nach. Das arme Kind blickte aus dem Abgrund ſeiner Seelennacht empor; der Geiſt der Gemeinſchaft legte ſegnend die Hand auf ſein krankes Haupt. Von ſtrenger Ueberwachung der Kinder war keine Spur vorhanden; Alles entwickelte ſich ſpielend. Obgleich zwei ſehr loſe Buben ſich unter dem Trupp befanden, von denen der Aeltere nach Angabe der Vorſteherin eigentlich ſchon als zu klug und denkend dem Kindergarten entwachſen war, kam es doch nicht zu eigentlichen Ungezogenheiten. Eine ruhige Warnung, der Störenfried werde nicht mitſpielen können, genügte vollkommen. Die eigentliche parlamentariſche Ordnung war allerdings nicht vorhanden. Wenn ein Spiel, eine Uebung beendet war, überließ ſich die Geſellſchaft einem anarchiſchen Geplauder, aus dem ein tiefſinniger Bekenner der Regulative wohl die ſchlimmſten Conſequenzen für Fröbels Syſtem ziehen konnte. In ſeinen Augen mußte es außerdem ſchon für ein Verbrechen an der menſchlichen Natur und ihrem künftigen Verhältniſſe zum Staate gelten, den kindlichen Geiſt ſo frühe an Ordnung, Zahl und Schön-

heit zu gewöhnen, ihn grundsätzlich für frohe Geselligkeit und heitere Auffassung des Daseins zu erziehen.

Zwar nicht den Kern der politischen Verdächtigung, aber den prinzipiellen Abscheu der Dunkelmänner gegen diese liebenswürdige Methode der ersten Jugenderziehung hatte ich vollkommen begriffen. Da die künstlerischen und gymnastischen Gesammtübungen der Kleinen jetzt beendet waren und die freie Spielstunde begann, verabschiedete ich mich von den freundlichen Damen und verließ voller Zufriedenheit den unschuldigen Heerd der Revolution. Noch im Vorgarten hörte ich den Gesang der Würmchen:

Und wenn die Kinder artig sind,
Dann sind sie alle froh,
Und wenn sie dann recht lustig sind,
Dann machen alle so:

Ich packte meinen Bambus fester; ich wußte wohl, wie ich zum Andenken Fröbel's gemacht hätte, wenn einer seiner geistvollen Gegner zugegen gewesen wäre.

VII.

Gerettet.

In Zeiten großer politischer Bewegungen wird häufig von einer mehr und mehr um sich greifenden Verstimmung, von dem Mißbehagen gewisser Schichten des Bürger-

ſtandes, von der Störung des urſprünglich zärtlichen Verhältniſſes zwiſchen Volk und Regierung geredet, ohne daß man ſich herbeiließe, zu Nutz und Frommen beider Theile nähere Details anzuführen, und namentlich eines dieſer beſchädigten, oder auch nur tief gekränkten und beunruhigten Individuen zu charakteriſiren. Vielleicht regen die nächſtfolgenden pſychologiſchen Fragmente unſerer Staatsphiloſophen zu gründlicheren Forſchungen an, und wirken vortheilhaft auf die künftige Behandlung der Conſervativen ein.

Wer ſeiner Umgebung eine beharrliche Aufmerkſamkeit widmet, wird entdeckt haben, daß ſeit geraumer Zeit unſere Aerzte ſich nicht allein mit der Wiederherſtellung der leiblichen Wohlfahrt ihrer Patienten, ſondern faſt mehr noch mit der Seelſorge derſelben beſchäftigen. Statiſtiſche Angaben liegen uns nicht vor, wenn wir aber von unſeren perſönlichen Erfahrungen im täglichen Verkehr ausgehen, ſo will uns ſcheinen, als ob die pſychiſche Leiſtungsfähigkeit der Zeitgenoſſen ſich von Jahr zu Jahr vermindere, und mannigfache Unordnungen im Haushalt der Seele, welche die zeitweilige Iſolirung der davon Betroffenen nothwendig machen, häufiger denn ſonſt vorkommen, alſo auch die geſteigerte Beachtung gewiſſenhafter Doctoren nothwendig machen.

Man war früher ungleich behutſamer, gegen Jemanden den Vorwurf auszuſprechen, daß die Arbeit an dem Webeſtuhl ſeiner Gedanken nicht mehr mit der erforderlichen Regelmäßigkeit von ſtatten gehe; heute iſt man bei allen unliebſamen Vorkommniſſen ſofort bei der Hand,

dem Urheber einen pathologischen Grund unterzubreiten, und ihn eines Deficits im Gehirnetat zu bezüchtigen. So sorglos, wie von dem Husten und Schnupfen des Dritten sagt man von ihm: er sei übergeschnappt! Unverkennbar hat sich der Ideenkreis des menschlichen Lebens durch die naturwissenschaftlichen Entdeckungen und wichtigen Einrichtungen des letzten Vierteljahrhunderts, durch die Entwicklung der Selbstthätigkeit im politischen Elemente und die unaufhörlichen Schwankungen der Parteien-Waageschaale so erweitert, daß die geistige Verdauungskraft in vielen Fällen nicht mehr ausreicht, und die ärztliche Wissenschaft sich durch die seltsamsten Anschoppungen überrascht sieht.

Vor kaum vier Wochen fand ich meinen Hausarzt bei einem seiner Besuche ernsthafter denn sonst gestimmt. Als beliebter und vielbeschäftigter Praktikant gewöhnlich in großer Eile, nahm er ausnahmsweise unaufgefordert Platz, verschmähte nicht die dargebotene Cigarre, und blies die bläulichen Wolken so andächtig vor sich her, als hoffe er die Gunst des Aeskulap durch dieses Brandopfer zu gewinnen. Erwartungsvoll, was er nach Sammlung seiner Gedanken vorbringen werde, schwieg ich längere Zeit; endlich ergriff der Hausarzt das Wort und sagte: „Ein merkwürdiger Fall! ein sehr merkwürdiger Fall!“

„Wollen Sie sich nicht etwas deutlicher aussprechen?“ erlaubte ich mir leise hinzuzufügen.

„Sie kennen doch meinen Nachbar, den Particulier und Hausbesitzer Schraube?“

„Von Ansehen! So weit man ihn nach der Physiognomie beurtheilen kann, ein höchst harmloser Mann!“

„Ganz gewiß! nur zu harmlos — könnte man sagen.“

„Nun, was hat sich mit dem würdigen Mann zugetragen?“

„Psychische Störung! bedenkliche psychische Störung!“ murmelte der Doctor.

„Sie scherzen!“ rief ich verwundert.

„Mit solchen Dingen erlaube ich mir keinen Scherz! — Der Hausarzt machte ein sehr ernsthaftes Gesicht und sagte dann: „Psychische Störung aus politischen Gründen, ganz unverkennbar! Solche Patienten sind jetzt häufiger, als Sie glauben mögen. In den meisten Fällen gelingt es, die Kranken zu beruhigen, ihre Umgebung auf eine wohlthätige Weise zu täuschen, aber die Sache ist für einen gewissenhaften Hausarzt doch immer mißlich.“

„Wie hat sich denn diese Störung zunächst verrathen?“

„Schraube war von jeher einer der indifferentesten Menschen in politischen und socialen Dingen. An den Wahlen hatte er sich noch nie betheiligt, nicht für das Abgeordnetenhaus, nicht für die Stadtverordnetenversammlung, von Bezirksvereinen und Darlehnskassen wollte er niemals etwas wissen; seine Zeitung las er aus alter Gewohnheit mit einem Flurnachbarn zusammen. Von der

politischen Haltung des Blattes wurde Schraube gar nicht berührt. Die Organe zur Auffassung eines Parteiprogramms waren in ihm noch nicht entwickelt. · Von Kindesbeinen an mit glücklichem Gelderwerb beschäftigt, hatte er als Pflicht des Staatsbürgers betrachtet, sich möglichst ruhig zu verhalten, als die des Staates, ihn in Ruhe zu lassen."

„Hat er denn nicht durch die Nothwendigkeit mehr Steuern zu zahlen, in den letzten Jahrzehnten einige Anregung zum Nachdenken empfangen? ich sollte meinen, die Veranlagung zur Einkommensteuer und der lange Zuschlag müßten selbst einen wahren Faulpelz von Politiker ermuntern?" fragte ich den Doctor.

„So viel ich bemerkt habe: Nein! er suchte den Ausfall durch verdoppelte Thätigkeit zu decken und verhielt sich, um nicht durch verdächtige Lamentationen die Aufmerksamkeit der Einschätzungs-Commissien auf sich zu ziehen, nur um so ruhiger. Unter dem Ministerium Manteuffel schien er sich verhältnißmäßig wohl zu befinden. Wenn ich nicht irre, so fühlte sich sein Nervensystem durch eine „steife Polizei-Verwaltung" so angenehm berührt, wie das eines gewiegten Seemanns durch einen „steifen Grog."

„Dann muß der Eintritt der neuen Aera ihm doch Schmerzen verursacht haben?"

„Gegen mich hat er sich nicht darüber ausgesprochen, doch klagt seine Frau, daß er ungefähr um dieselbe Zeit das gewohnte Weißbier aufgegeben und als regelmäßiges

abendliches Getränke bayerisches Bier gewählt habe. Physische Unbequemlichkeiten hat ihm Letzteres weiter nicht verursacht, auch ließen sich keine geistigen Veränderungen an ihm wahrnehmen."

„Die kurze Dauer der neuen Aera hätte ihn ja auch, selbst bei größerer politischer Empfänglichkeit, wenig beunruhigen können," setzte ich tröstend hinzu.

„Nein, die neue Aera ist auch nicht die Ursache des Unheils," sagte der Doctor, „der Fall ist höchst wunderlich, erst mit dem Beginn der raschen Ministerwechsel zeigten sich beunruhigendere Symptome."

„Und worin bestanden diese?" fragte ich neugierig.

„Er steigerte alle kleinen Miether im Hinterhause," sagte der Arzt im Tone der höchsten Mißbilligung. „Bald darauf nahm mich bei einem meiner Besuche die Frau bei Seite und beklagte sich bitterlich über seine Wuth, in allen Fächern des Hauswesens Ersparnisse zu machen, dagegen aber den gleichfalls im Hinterhause wohnenden Nachtwächter mit einer unbegreiflichen Freigebigkeit zu behandeln."

„Wie hängt das mit der Ueberstürzung in dem Ministerwechsel zusammen?"

„Das getraue ich mir wohl zu erklären," sagte der Doctor, ein alter erfahrener Mann, „der Philister älteren Styles betrachtet jeden Minister als ein so unverrückbares Object, wie einen Wegweiser, Prellpfahl oder Grenzstein. Durch einen häufigen Wechsel mit den Trägern dieser Würde werden alle seine angeborenen Begriffe vom staatlichen Beharrungsvermögen erschüttert, er fängt an zu

fürchten: auch ihm könne es an den Hals gehen, und er ſucht ſich vorläufig gegen etwaige ſchlimme Eventualitäten im Finanzfache zu decken."

„Und worin beſtanden die beklagenswerthen Erſparniſſe?"

„Sie werden es mir kaum glauben!" ſprach der Doctor, „er verbietet Abends die Lampe anzuzünden, und zwingt die Frau, bei der dicht vor den Fenſtern der Parterrewohnung ſtehenden Gaslaterne zu leſen, oder Handarbeiten zu verrichten! Und das thut ein Mann, deſſen Jahreseinnahme 5000 Thaler überſteigt!"

„Weshalb widerſetzt ſich die unglückliche Frau denn nicht?" rief ich entrüſtet.

„Weil er ſich aller Wirthſchaftsſchlüſſel bemächtigt und ſelbſt die Lampen verſchloſſen hat? Den ganzen Tag über verläßt er nicht das Haus, von den Zechbrüdern im Wirthshauſe, von ſeiner vierjährigen Boſtonpartie, hat er ſich zurückgezogen, nur mit dem Glockenſchlage zehn Uhr rückt er an der Seite des Nachtwächters aus, überzeugt ſich perſönlich, daß alle Häuſer des Reviers feſtverſchloſſen werden und begiebt ſich alsdann leidlich beruhigt nach Hauſe zu Bette."

„Ein äußerſt wunderlicher Zuſtand!"

„Unſtreitig kommt es in ihm zum politiſchen Durchbruch," ſagte der Doctor, „die Frau muß ihm allerlei Zeitungen aus der Nachbarſchaft borgen, die er ohne Zuſammenhang der Tagesnummer und ganz außer der Reihe ohne Rückſicht auf den Parteiſtandpunkt lieſt."

„Haben Sie in Ihrer ruhigen Art denn nicht mit ihm ein politisches Gespräch anzuknüpfen versucht?“

„Gewiß, nur scheint mir die Gährung der geistigen Masse noch zu groß zu sein. Schraube arbeitet wie der Heurige auf dem Fasse! Bis jetzt verhalte ich mich noch zuwartend, aber der Moment des Umschlages muß sorgfältig beachtet werden. Es kann Wein geben; es kann auch Essig geben!“ antwortete der Doctor und schüttelte den Kopf.

„Vielleicht wird es möglich, ihn zur Klarheit zu führen und für die liberale Partei zu gewinnen — ein Mann mit einer jährlichen Rente von mehr als 5000 Thaler?!“ Der Doctor lächelte.

„Der erste schüchterne Versuch ist gemacht, aber ganz ohne Erfolg,“ sagte er. „Ich habe Schraube zu einem kleinen Beitrage für den Nationalfond aufgefordert!“

„Und was erwiderte er?“

„Nichts, aber er machte Geberden des heftigsten Abscheu's, doch vermochte ich nicht zu ermitteln, ob dieselben dem Nationalfond an sich, oder nur der Zumuthung galten, sich von einigem Gelde zu trennen!“

„Ich möchte Letzteres annehmen,“ erlaubte ich mir zu bemerken, „die Fundamente in Schraube's Charakter scheinen ungeachtet seiner mangelhaften politischen Ausbildung, vielleicht auch eben wegen derselben, ultraconservative zu sein. Für den Grundstein jedes Staates hält ein solcher die Integrität des Privatgeldbeutels.“

„Sie können Recht haben!“ bemerkte der Hausarzt nachdenklich, „er hat seine tägliche Mahlzeit eingeschränkt,

putzt ſeine Stiefeln eigenhändig, und läßt verblümte Andeutungen fallen, daß er den Wechſel ſeines Jungen, der in Bonn ſtudirt, auf die Hälfte herabzuſetzen gedenke.“

„Das darf nicht geſchehen!“ rief ich entſetzt, „der junge Menſch kann nicht wie ein baufälliges Laboratorium, wie ein unzuverläſſiger Staatsanwalt, behandelt werden. Studenten ſtellt man nicht zur Dispoſition!“

„Das ſoll auch nicht geſchehen!“ ſagte der Hausarzt, ſichtlich befriedigt durch meine Entrüſtung, „denn der Burſch' iſt tüchtig und fleißig!“

„Haben Sie denn noch nicht ärztliche Mittel angewandt?“ fragte ich neugierig.

„Aerztliche Mittel? in ſolchen Fällen!“ antwortete er etwas ſkeptiſch, „Alles kommt darauf an, dieſen kritiſchen Gährungsprozeß der Politik in der Seele Schraube's zum Austrage zu bringen. Er muß aus ſeiner Einſamkeit unter Menſchen gebracht werden, kräftige politiſche Geſpräche hören, er darf mir in ſeinen eigenen wirren Gedanken nicht verſauern.“

„Bemühen Sie ſich nur, ihn in liberale Geſellſchaft zu bringen!“

„Das kann nicht mein Hauptaugenmerk ſein.“

„Wie? das wäre für Sie, als eifriger Fortſchrittsmann gleichgültig?“

„Nicht als Fortſchrittsmann, aber als Arzt! der erſte Paragraph meiner Aufgabe lautet: nicht der Geſell-

ſchaft einen Parteimann zu gewinnen, ſondern der Familie den Gatten und Vater zu erhalten."

„Sie werden bei den Fractionsgenoſſen in Mißkredit gerathen!"

„Ich glaube kaum. Sie haben ſich von der Feſtigkeit meiner Grundſätze längſt überzeugt."

„Wie wollen Sie denn die Kur anſtellen?"

„Unter Geſinnungsgenoſſen muß er geführt werden. Ich meine nicht in eine Privatheilanſtalt für nervenſchwache Herren, nein, es wird doch irgendwo eine politiſche Verſammlung aufzutreiben ſein, der er ſich wahlverwandt fühlt, eine Verſammlung, die das klar ausſpricht, was in ihm unklar dämmert und durcheinander wogt. Die Prinzipien ſind das Wenigſte; dieſe peinliche Uebergangsepoche muß nur durchgekämpft werden. Was auch die Kritikaſter ſagen mögen; es iſt kein ſchlechter Troſt, Gefährten im Mißgeſchick zu haben. Wie man Schwermüthige durch regelmäßige körperliche Beſchäftigung im Freien erſt von dem Brennpunkte ihrer Betrachtungen ableitet, dann erheitert und endlich heilt, ſo beabſichtige ich dieſem trägen und ungeübten Geiſte eine gelinde politiſche Beſchäftigung angedeihen zu laſſen."

Die Cigarre war ausgebrannt, der würdige Mann ſtand auf, reichte mir die Hand und ſchied mit den Worten: „Sie werden mehr von mir hören!" Noch waren nicht vierzehn Tage verfloſſen, als er wieder erſchien. In ſeinen Mienen lag ſichtliche Zufriedenheit mit ſich ſelbſt.

„Mein Plan iſt gelungen!" ſagte er ſich nieder-

laſſend. „Schraube iſt beſorgt und aufgehoben. Ein günſtiger Zufall hat mir in die Hände gearbeitet; Schraube gehört einem für ihn ganz geeigneten Vereine an.“

Darf man nach dem Namen des Bundes fragen?“

„Er iſt Mitglied der patriotiſchen Vereinigung,“ antwortete der Doctor mit vollkommener Gemüthsruhe.

„Und dazu konnten Sie die Hand bieten?“

„Habe ich Ihnen nicht meine Gründe mitgetheilt? Ich ſteckte mich hinter den Nachtwächter, der nebſt einem im Hinterhauſe wohnenden Droſchkenkutſcher der Brüderſchaft angehört. Schraube ſchenkte den Ermahnungen des nächtlichen Beamten Gehör und ließ ſich von ihm in ein Bierlokal einführen, wo nur patriotiſch vereinigte Stammgäſte verkehren. Seit dieſem Abende verläßt er mit dem Glockenſchlage ſieben Uhr das Haus, kehrt um zehn Uhr heim, ſchläft ruhig, und nimmt wieder ſeine gewohnten Mahlzeiten zu ſich. Die Frau hat ſich von Neuem in den Beſitz der Schlüſſel geſetzt, von der Steigerung der kleinen Miether und von der Reduction des Bonner Wechſels iſt nicht mehr die Rede; der Leidende befindet ſich auf dem Wege einer raſchen Reconvalescenz?“

„Haben Sie den Patienten ſchon ſelber ins Verhör genommen?“

„Ganz gewiß,“ ſagte der Doctor, „er hat mir bereits alle Lehren der Schule geläufig genug vorgetragen. Der Herr Kriegsminiſter kann ſich bei mir bedanken: er hat durch mich ein anhängliches Haupt erobert. Noch fernere acht Tage, und Schraube unterſchreibt muthig

und ungelesen eine Adresse, noch acht Tage, und er schließt sich tapfer dem Gefolge ihrer Ueberbringer an."

„Was sagt denn die Frau Gemahlin dazu?"

„Die arme Frau ist überglücklich, den misanthropischen Topfgucker täglich wenigstens stundenweise aus dem Hause los zu sein, ihr Wirthschaftsgeld ohne Brummen zu erhalten, und nicht mehr auf die Gaslaterne vor dem Fenster angewiesen zu sein."

„Und ist denn wirklich Ihr Gewissen ganz ruhig dabei, einen immer doch hoffnungsvollen Mann für die liberale Partei verloren zu haben?"

„Wer sagt Ihnen denn aber, Kurzsichtiger, daß er ganz verloren ist? Erinnern Sie sich gefälligst meines Wortes „Uebergangsepoche!" Nach einer vieljährigen Periode der schlimmsten Indifferenz und geistigen Verkümmerung kann es keine bessere Vorschule geben, als diesen zahmen Verein. Ahnen Sie denn nicht meinen Plan? Ist er erst für die menschliche Gesellschaft gerettet, so nehme ich mich seiner persönlich an, und führe ihn in einen Verein, wo er mit der Milch der frommen constitutionellen Denkungsart getränkt wird. Das Weitere findet sich von selbst. Solche Ministerien bilden die hohe Schule der verfassungsmäßigen Denkungsart. Der Mensch wird sofort in menschlichen Format geboren, aber der Frosch muß eine Reihe von Verwandlungen durchmachen, ehe er seine vollkommene Ausbildung erlangt. Erhält uns der Himmel dieses Ministerium noch lange, so abonnirt Schraube allmählich auf die National-Zeitung und giebt monatlich Beiträge zum Nationalfond. Wollen Sie wetten?"

Der Doctor, als gewiegter Vereinsmann mußte seine wissenschaftlichen Erfahrungen im politischen Lager gemacht haben; ich weigerte mich und der Weltweise entfernte sich ironisch lächelnd mit den Worten: „Wer weiß, ob wir uns in ihm nicht noch einen Wahlmann für die neue Sitzungsperiode heranbilden? Wohl möglich, daß wir grade Männer mit fünftausend Thalern Rente brauchen können."

VIII.

Die Saison und der junge Mann.

Da die Menge und fabelhafte Schnelligkeit der Verkehrsmittel während der besseren Jahreszeiten genauer betrachtet die Gesellschaft eigentlich nicht zur Vollständigkeit gelangen lassen, scheint die sogenannte „Saison" der einzige Zeitabschnitt des Jahres zu sein, in welchem alle Rang- und Standesklassen, die verschiedenen Lebensalter und Berufsgattungen in der Residenz vollständig vertreten sind, und eine sociale Umschau ermöglicht wird.

Weit entfernt jedoch, eine über unsere Kräfte hinreichende Parade sämmtlicher Tapferen unserer Saison abzunehmen, begnügen wir uns, nur eine Species, an

deren Vorhandensein besonders den Müttern heirathsfähiger Töchter gelegen sein muß, herauszugreifen und ihre Stellung zur heutigen Saison zu ermitteln.

Schon bei der Formulirung der Aufgabe zeigt sich indessen eine große Schwierigkeit. Vom „jungen Manne als solchem" zu reden, kann nämlich von gründlichen Geistern als gewagt und hypothetisch gescholten werden. Laut polizeilichen Registern und Stammrollen ist der junge Mann in der Saison allerdings vorhanden. Gleich dem von Leverrier ermittelten Planeten sprechen auch die sorgfältigsten Berechnungen, alle auf die Gesetze der socialen Schwerkraft gestützten Combinationen für die Existenz des jungen Mannes in der Saison; seine augenblickliche Stätte, seine Bahnen am städtischen Sternenhimmel zu bestimmen, möchte aber mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden sein. Erleichtern wir uns demnach unsere Aufgabe insofern, als wir zunächst die Frage aufwerfen, wo der junge Mann in der Saison nicht ist? Vielleicht gelingt es uns, mittelst dieses Verfahrens allmälig zu ermitteln, wo wir ihn zu suchen haben und wirklich auffinden.

Diese Frage beschäftigt uns vornehmlich vom Standpunkte der eben bezeichneten Mütter aus; sie werden für derartige Ermittelungen sich uns verpflichtet fühlen, und vielleicht mit mehr philosophischer Fassung, als vorher die Freuden und Leiden der Saison ertragen.

Unverkennbar muß der junge Mann, als eines der wichtigsten Objekte in jenem Prozesse der Vereinbarung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes, den wir

„Verheirathung“ nennen, betrachtet werden. Fürſorglichen Frauen können wir es daher nicht verübeln, wenn ſie ihm unausgeſetzt ihre Aufmerkſamkeit zuwenden und ſeine Blicke auf ihre Töchter zu richten trachten. Vor zwanzig und einigen Jahren war der junge Mann um dieſe Zeit unſchwer aufzufinden und „zu Stande zu bringen.“ Die Saiſon war anders geartet, und wenn ſich auch damals ſchon in gewiſſen Ständen eine ſichtliche Abnahme der Heirathsluſt zeigte, war die Vorſicht des jungen Mannes doch noch nicht in eine vollſtändige Mädchenſcheu ausgeartet. Es gab damals noch einen Salon, d. h. die einmalige wöchentliche Vergeſellſchaftung gebildeter älterer und jüngerer Perſonen am Theetiſch. Bei dem Puppenſchlafe der inländiſchen Politik beſchäftigte man ſich mit Unterhaltung über Muſik, Dichtkunſt und Malerei. Letztere hatte von Düſſeldorf aus einen neuen Aufſchwung genommen, die Opern Meyerbeer's begannen ihre Runde durch Europa, Lortzing war aufgetaucht und galt für einen hoffnungsvollen Barden des Vaterlandes, Heinrich Heine ward göttliche Verehrung gezollt: zahlreiche Salontalente beherrſchten alle dieſe Gebiete. Es gab noch, obſchon Hegel längſt geſtorben war, Philoſophen in Berlin. Henrik Steffens verſchmähte es nicht, junge Scholaſtiker, wenn ſie ſein Collegium über Pſychologie belegt hatten, an ſeinem, für einen preußiſchen Profeſſor gar comfortabel eingerichteten Heerde in der Wilhelmsſtraße zuzulaſſen, und mit Thee und Oraketſprüchen zu bewirthen, um ſie, mit dem Glockenſchlage neun Uhr „zu Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Karl befohlen“, huldreichſt zu verab-

ſchieden. Der große Naturphiloſoph hatte einige Familienähnlichkeit mit Plato. Wie er, war er durch und durch ein anſtändiger Herr, er unterhielt nicht nur einen philoſophiſchen Salon, ſondern er bezahlte auch, wenn er von einem zahlreichen Gefolge begleitet, aus einer Geſellſchaft heimkehrend, Nachts über die Sechſerbrücke ſchritt, für den ganzen Chorus. An einer anderen Stelle war ein muſikaliſcher Salon unter dem Motto: „Mendelsſohn for ever!“ Nur von ihm wurde geſpielt und geſungen, man hatte ſich eine beſtimmte, von ihm approbirte, für Alle gültige Vortragsmanier angeeignet. Junge Pilger wallfahrteten mit „Liedern ohne Worte“ nach Leipzig, und kehrten „des ſüßen Meiſters trunken“, in den Salon zurück. Noch war jeder dritte Menſch einer längſt verloren gegangenen Kunſt mächtig; er verfertigte mit Leichtigkeit ein Sonnett über jeden beliebigen Gegenſtand. Stägemann mit ſeinen Oden iſt der jüngeren Generation nur durch Varnhagen von Enſe's anzügliche Bemerkungen bekannt, aber außer ihm vermochte ſo mancher Geheimerath ſchulgerecht den Pegaſus zu beſteigen. Die Belletriſtik und die feine Kunſt eines metriſchen Ueberſetzers rangirte in den Augen der Ariſtokratie noch nicht mit der Technik des Mannes, deſſen Beauftragte das ordentliche Betragen der zur Hundeſteuer Veranlagten überwachen. Man verſammelte ſich in Gemüthlichkeit, man plauderte, denn noch waren nicht neun Theater wie eiſerne Reife in die hieſige Geſellſchaft getrieben, Kapellmeiſter Möſer kultivirte noch allein die Kammermuſik, die Singakademie erfreute ſich eines anſcheinenden Monopols, die vierſtimmigen Männer trieben

noch mit einer gewiſſen Verſchämtheit ihr Handwerk, und zwar nur nach dem Scheiden des Tagelichtes, man porträtirte, ſilhouettirte und zeichnete Vormittags im Thiergarten Beduten, die Abends bewundert wurden. Und der junge Mann war überall. Noch unterſchied man nicht mit teufliſchem Scharfſinn zwiſchen dem minorennen Jünglinge und dem heirathsfähigen jungen Manne. Durch dünne Scheibchen von Schlackwurſt und Schweizerkäſe ließ der Allmächtige ſeine Sonne auf Studenten mit Stipendien und vom Miniſter protegirte Aſſeſſoren in den Salon ſcheinen. Der arme Schüler der Akademie der Künſte und des Gewerbe-Inſtitutes hatte Zutritt neben dem Geſandtſchaftsattaché, vorausgeſetzt, daß er ſich durch irgend ein Talent geltend machen konnte. Ja, der junge Mann war überall, und Schneider's „reiſenden Studenten" — jetzt würde er nur bei Wallner gegeben werden — ſah er vom Parterre des königlichen Schauſpielhauſes aus an, denn es gab darin Reihen von Bänken, man konnte alſo ſitzen, und Herr von Küſtner ſtellte bei Anforderungen von freien Entreen für die Preſſe noch im Jahre 1846 den tiefſinnigen Satz auf: der richtige Platz für Letztere ſei im Parterre. Der junge Mann war nicht allein auf das Innigſte mit dem Salon verwachſen; er beſchäftigte ſich auch mit den anderen Mitgliedern deſſelben. Als Troubadour fügte er ſich holdem Minnedienſt. Er beſaß eine Dame ſeines Herzens und beſang ſie in ſchwermüthigen Liedern. Oft verſprach er ſich mit ihr, und man wußte von den längſt ins Fabelbuch geſchriebenen „langen Brautſtänden" zu erzählen.

Eine Scala von Marktpreiſen für Frauenzimmer gab es nicht. Die Anſprüche des jungen Mannes waren beſcheiden. Er begnügte ſich mit einer mäßigen Ausſteuer und einem zahmen Zuſchuß von einigen hundert Thalern aus dem Beutel des Schwiegervaters, wenn dieſer ein bemittelter Mann war. Daß Aſſeſſoren arme Mädchen heiratheten, war keineswegs unerhört. Man kannte das Geheimniß, mit ſechshundert Thalern auszukommen und zuweilen doch noch Gäſte bei ſich zu ſehen.

Hat der Salon aufgehört, weil der junge Mann fortgeblieben iſt, oder iſt der junge Mann fortgeblieben, weil er keinen Salon mehr aufzutreiben vermag? das iſt die Frage, der Schmerzensſchrei jeder Mutter.

Eine nationalökonomiſche Richtung bemächtigte ſich des Zeitalters, und auch am Damenſchreibtiſch ſtellte man Berechnungen an, ob es billiger ſei, den conventionellen Forderungen der Geſellſchaft durch zwei bis drei, im Laufe der Saiſon zu veranſtaltende „Beköſtigungen en masse" zu genügen, oder das alte Verfahren, an einem beſtimmten Abend der Woche jeden Freund des Hauſes gaſtlich zu empfangen, beizubehalten? Die calculatoriſchen Unterſuchungen mögen nicht zu Gunſten der letztgenannten Form der Gaſtfreundſchaft ausgefallen ſein; das Todesurtheil des Salons war unterſchrieben. Wir erlauben uns nicht die geringſte Polemik gegen die neue Theorie, denn ihre Beweggründe ſind uns keineswegs verborgen. Man hatte inzwiſchen vom Baume der politiſchen Erkenntniß gegeſſen. Das talmudiſche Zeitalter des früher in Bezug auf Parteiweſen geſchlechtloſen Menſchen war vor-

über. Er wußte, was im Staat gut und böse war; ja, er kannte die Namen der Minister. Das „Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!“ ließ sich vorläufig im Salon, in der Saison, nicht mehr anstimmen. Am häuslichen Heerde wurde fortan über den Zulaß balletirt; mit der bisherigen Gemüthlichkeit war es für immer vorbei.

Das Umsichgreifen des bairischen Bieres hatte an der Solidität des jungen Mannes gleichfalls schon seit mehreren Jahren gerüttelt und die zarteren Farben in seinem Naturell verwischen. Achtsame Menschenkenner beobachteten schon den frühen Hämorrhoidalgreis in einzelnen Exemplaren. Er tränkte die Lyrik im Seidel und widmete sich im günstigsten Falle der historischen Tragödie, denn er unterschätzte nicht die Bedeutung der Tantieme für seinen täglichen Bedarf. Der Untergang jedes Salons war die Gründung einer neuen Bierstube.

So weit wären wir gelangt, der Salon hat den jungen Mann, der junge Mann den Salon verloren und das zarte Geschlecht alle Beide! die Gesellschaft ist aus den Fugen!

Nachdem der junge Mann in die Bierstube übergesiedelt, war der sociale Schwerpunkt durchaus verrückt. Anfangs sich selbst überlassen, organisirte er, um seine geselligen Bedürfnisse doch einigermaßen zu befriedigen, regelmäßige abendliche Zusammenkünfte. Unter seines Gleichen vermochte ihn nun die entstehende einseitige Unterhaltung nicht vor Verwilderung zu schützen. Einige Verbrüderungen erwarben sich rasch den Ehrentitel „Ge-

müthlose Gesellschaft." Vierstimmige Männer kamen jetzt beim Bier zusammen, mieden die Damen, und sangen nicht mehr „von Frühling und Mond" allein, sondern auch von „Freiheit und Vaterland." Von jetzt an rochen ihre Notenmappen durchdringend nach Taback, denn sie wurden in einem kleinen Schrank dicht neben den Pfeifen der Stammgäste aufbewahrt.

Immer tiefer sanken die Actien des untergehenden Salons. Der junge Mann zog den älteren nach; auch dieser gewöhnte sich an das Bierhaus. Erlebten wir doch, daß einheimische Staatsmänner beim Seidel Politik trieben. Die französische Decenz, die dergleichen auf parkettirtem Fußboden, auf persischem Teppich, im Duft von Violette besorgt, war uns längst abhanden gekommen. Noch in den letzten Zeiten berichteten Correspondenten von einem geistreichen Minister der allerneusten Aera, der einen ihm nahestehenden Untergebenen auf der Straße treffend, plötzlich von einem Gelüsten nach bairischem Bier ergriffen wurde. Der fürsorgliche Begleiter wies auf das rothe Seidel über der nächsten Thür. „Nein," sagte der durstige Staatsmann, gleich erschüttert von dem Einfluß des bitteren Getränkes auf die seciale Gestaltung des heutigen Daseins, wie von dem Bewußtsein der isolirten Lage des Ministeriums: „Nein! man würde mich erkennen, und — expulsiren!"

Wird der Friede im Lande hergestellt, so ist das Bierhaus das Forum der nächsten Zukunft. Verlieren wir jedoch unseren jungen Mann nicht aus den Augen. Konnte er unbedachtsam die Gesellschaft der Frauen flie-

hen, so mochten sie ihn doch nicht entbehren. Es fanden sich zahlreiche Vormünder, die an der Herstellung eines erneuerten Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern arbeiteten. Sie gründeten zahlreiche Delicatessenkeller, wo man einander kennen lernen konnte. Es schwebte darüber nicht der vestalische Geist der Vergangenheit, aber man lernte sich in diese Surrogate schicken. Ein Geist des wilden Salon's, der Kneipenpoesie, welcher sich auch von den Bühnen der zweiten Theater herab vernehmen ließ, kam auf. Der junge Mann lernte die „improvisirte Häuslichkeit" kennen; mit der wahren und ächten war er durchschnittlich für immer fertig. Er war ein Nomade geworden, und selbst in der jährlichen Saison, die doch die Menschheit einander näher führt, konnte man nicht mehr mit Bestimmtheit seine verschiedenen Standorte angeben. Einmal der häuslichen Interessen, des näheren Umgangs mit gesitteten Frauen entwöhnt, dachte er nicht mehr an die Ehe, so lange er noch den Stiefelknecht eigenhändig hinter dem Ofen hervor zu langen vermochte. Entschließt er sich zu einer Heirath, so sucht er damit ein vortheilhaftes Geldgeschäft zu verbinden. Auf eine Aussteuer an Anmuth, Geist und geselligen Tugenden pflegt er dagegen großmüthig zu verzichten.

In der feineren Gesellschaft ist der junge Mann, selbst wo und wann man seiner habhaft zu werden vermag, nicht gut angeschrieben. Zu den Belästigungen en masse wird er nur ausnahmsweise eingeladen. Da sie auf Gegenseitigkeit beruhen, und er nur als ein zu verpflegendes Individuum betrachtet werden kann, muß er

schon seltnere Gaben für die Unterhaltung eines größeren Kreises besitzen, wenn er seine Beine unter einen gut besetzten Tisch stecken will. Als der Sohn einer praktischen Epoche ist der junge Mann nicht mehr verweichlichender Künste und Fertigkeiten beflissen. Er spielt kein Instrument und singt nicht Solo; man weiß, welche Mühe unsere großen Gesangsinstitute haben, den Tenor und Baß ausreichend mit gründlicher gebildeten Choristen zu besetzen, während gute geschulte Mädchenstimmen im Ueberfluß vorhanden sind. Auf die Anfertigung gefühlvoller Lieder blickt er mit äußerster Verachtung herab; höchstens beschäftigt er sich mit scherzhaften Couplets, die er den Lieblingsmelodien gern gesehener Possen anpaßt. Fühlt er bei ungewöhnlichen Gelegenheiten ein poetisches Bedürfniß, so kommt ihm die jetzt schon fabrikmäßig getriebene Poesie entgegen. Dann ersteht er einen zweideutigen Neujahrswunsch, läßt ihn von dem Händler an eine junge Dame seiner Bekanntschaft adressiren, und steckt ihn unfrankirt in den nächsten Briefkasten. Die Philosophie wirft keine Gährungsstoffe in seinen realistischen Geist; dafür baut er im Stillen eine gewisse praktische Weltweisheit an. Da er nur die Nachtstunden, und diese auch nur, wenn ihn Maskeraden der Saison nicht verhindern, in seiner Wohnung zubringt, liegt er strenge genommen nur in Schlafstelle. Außer einer Kaffeemaschine nach dem System Fa Presto sieht man in seinem Quartier keine Luxusmöbel. Ein etwaiger Schwiegervater hätte den weitesten Spielraum selbst für die kühnsten Ausstattungsphantasien. Der junge Mann

mit einer kleinen Bibliothek ist heute schon eine Sehenswürdigkeit des Jahrhunderts, und fällt durch ein gelehrtes Gepräge auf. Dennoch ist unser herranreifender Zeitgenosse kein unwissender Geselle; ihm ist nur der ästhetische Stempel der Außenseite verloren gegangen. Er lebt dem Volke, der Nation; er studirt eine Heldenpartie, oder auch nur eine Intriguantenrolle der Zukunft ein. Mitglied mehrerer Vereine arbeitet er Reden aus, und versteht sie zu halten. An irgend einem Parteitreiben ist er ohne Frage betheiligt, doch sieht man ihn höchst selten auf Seiten der Reaction, und selbst dann sucht er seiner Stellung eine interessante Nüance zu geben. Auf kraftvolle Toaste versteht er sich gründlich und verträgt die heterogensten Jahrgänge und Weinsorten, ohne am andern Morgen in seinen Berufsarbeiten gestört zu werden. Diese sichere Technik hat er durch seine Privatstudien in einem Moselwein, dessen Schoppen nur mit drei und einem halben Silbergroschen bezahlt wird, erworben. In Versammlungen setzt ihn kein Gebräu in Verlegenheit; er ist innerlich gefeit, wie ihrer Zeit hörnen Siegfried und der Sohn des Peleus. So selten man ihn im Innern des Hauses antrifft, außerhalb desselben begegnet man ihm stets. Wüßte man nicht, daß ihn die ernsthaften Studien auf die Straße locken, daß er die Tagesgeschichte an ihrem Quell, in der frischen Strömung des Verkehrs zu studiren liebt, man könnte ihn leicht für einen heillosen Flaneur halten. Er ist es nicht. Nach seinen Amtsgeschäften, nach dem Schluß der Bureau's und Comtoirs muß er zwanzig und einige Blätter lesen.

Was die Publicistik mittheilt, weiß er, und seine Ausdrucksweise schmeckt nach der Stylistik der Leitartikel.

Er kleidet sich elegant und liebt die englische Mode. Da er sich in keinem Augenblicke davor sicher fühlt, zu hochgestellten Persönlichkeiten berufen und mit einem wichtigen Auftrage beehrt zu werden, ist er stets in einen schwarzen Frack gekleidet und trägt eine weiße Reserve-Halsbinde in der Tasche. Der junge Mann der Gegenwart ist, ungeachtet er den Frauendienst abgeschworen hat, besser gekleidet, als der romantische Jüngling der dreißiger Jahre. Vorhemdchen muß man heute schon in Museen suchen.

Im Allgemeinen nimmt er einen entschlossenen Anlauf, im ehelosen Stande zu sterben. Eine großartige Enttäuschung bringt ihn auf andere Gedanken. An einem Morgen bricht das System zusammen, in dessen Tendenzen er sich hineingelebt, sein Chef kündigt ihm, weil er eine Gehaltserhöhung gefordert, er sieht sich beim Avancement zurückgesetzt, die Vorläufer des chronischen Rheumatismus stellen sich ein; er kriecht demüthig zu Kreuze und sucht das stille Heiligthum der Familie wieder auf. Vielleicht begegnen wir ihm bei einer andern Gelegenheit als — Ehemann.

IX.

Ein alter Krieger.

Commerzienrath Bankheim und Frau Gemahlin waren beim Deſſert angelangt; Jean ſtand im Begriff, dem Gebieter eine ſilberne Schale voller Meraner Aepfel anzubieten. Ausnahmsweiſe befand ſich das Ehepaar heute allein; es war nur ein Tag der „kleinen Tafel“. Nicht einmal ein witziger Satellit des mächtigen Hauſes hatte Speiſe und Trank erhalten. In dem zierlichen Marmorkamin brannte ein luſtiges Feuer aus Cannelkohle, Jean wandelte lautlos mit Schüſſeln und Tellern auf und ab, dann verſchwand er auf die einfache Bemerkung der Commerzienräthin: „Jean, laſſen Sie uns allein!“

Der Moment geheimer häuslicher Unterhandlungen war herangekommen, vielleicht der Abſchluß einer Convention. Commerzienrath Bankheim blickte ſeiner Gattin zwar nicht mit Unruhe, aber doch mit dem Ausdruck einiger Erwartung in ſeinen Mienen, in das Geſicht. Tage, an denen das Ehepaar nur zu Zweien ſpeiſte, (Kinder waren in dieſem Hauſe überhaupt nicht vorhanden) ſchienen den diplomatiſchen Angelegenheiten gewidmet zu ſein. Die knöcherne, halbdurchſichtige Naſe des berühmten Geſchäftsmannes hob ſich ein wenig; um ihre

Spitzen ſpielte ein leichtes Alpenglühen. Man war ungewiß, ob es bei dem behaglichen Halbdunkel des Eßſaals von den lodernden Flammen des Kaminfeuers verurſacht wurde, oder der vor dem Commerzienrath ſtehenden Medocflaſche entſtammte, ob Reflex oder Phosphorescenz?

„Haſt Du heute den politiſchen Theil des Hauptblattes geleſen, lieber Mann?“ fragte die Frau vom Hauſe in einem auffallend gütigen Tone, der ihren gerade dreißig Jahre älteren Gemahl ſich auf das Schlimmſte vorbereiten ließ.

„Was meinſt Du, liebes Kind?“

„Nun ich meine die wiederholte Aufforderung des Generalfeldmarſchalls Wrangel: den Veteranen aus den Freiheitskriegen unentgeltlich Obdach zu geben. Der alte Herr drückt ſich ſehr ſchön aus, ſo ſtyliſtiſch rein; er hat mich wahrhaft entzückt!“

„Das iſt der wohlwollende Kriegsſtyl, mein Kind, dergleichen wird in den Bureaus des Generals geſchrieben. Die Ausdrucksweiſe muß immer dem Charakter der Sache entſprechen. Wenn man vom Bürger etwas haben will, bedient man ſich gern einer gemüthvollen Schreibart; in anderen Fällen iſt man weniger wähleriſch!“ bemerkte von einem höheren ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkte aus erläuternd der Commerzienrath.

„Gleichviel,“ ſagte die junge Dame, das menſchliche Antlitz, welches ſie aus einem kleinen Apfel kunſtvoll geſchnitzt hatte, dadurch dem Ebenbilde Gottes ähnlicher machend, daß ſie darin als Naſe eine große Mandel anbrachte, „Du weißt, ich liebe in meinem langweiligen

Leben zuweilen Aufregung. Der Feldmarschall mit seiner Bitte an die Bürgerschaft hat mich aufgeregt!"

„Aber, meine Theure, wie soll ich das verstehen? erkläre Dich deutlicher, wenn ich bitten darf!" flüsterte der Commerzienrath, der bei der Anspielung seiner Lebensgefährtin auf die Langweiligkeit ihres Daseins noch mehr von seiner anfänglichen Sicherheit verloren hatte.

„Was meinst Du? wenn auch wir uns bereit erklärten, einige Veteranen aufzunehmen?" antwortete die Commerzienräthin mit geringerer Bestimmtheit, als man nach der häuslichen Stellung dieser Semiramis erwarten konnte. Sie wußte sehr wohl, daß sie eine empfindliche Seite der Psyche des großen Industriellen berührte.

Der ausgezeichnete Mann, den neuere Vorgänge in Commissionssitzungen überaus vorsichtig gestimmt haben mochten, antwortete nicht gleich, vielmehr erwog er jedes fernere Wort weislich, und füllte die entstehende Kunstpause nur durch ein bedächtiges Wiegen oder Schütteln des Kopfes.

„Für Personen, deren Vermögungsverhältnisse es erlauben, ist es eine patriotische Pflicht, einen oder mehrere Veteranen aufzunehmen, lieber Mann, das wirst Du doch nicht leugnen wollen?" fuhr die Commerzienräthin fort.

Der Gemahl räusperte sich, dann sprach er: „Wir kommen hier auf ein Gebiet, meine Theure, das wir besser nicht berührten. Wie oft habe ich Dir schon auseinanderzusetzen versucht, daß durch die Politik unseres Ministeriums nicht allein alle realen Situationen, sondern

auch das ideale Departement des patriotiſchen Preußen in eine gar eigenthümliche Stellung gebracht ſind. Seit wir uns mitten in einer conſtitionellen Gährung befinden, ſeit dieſe in ein Stadium getreten iſt, das ich nicht mehr das der geiſtigen Gährung nennen möchte, muß der Einzelne, und um ſo mehr, wenn er eine hervorragende Stellung behauptet, reiflich überlegen, ehe er ſich zu einer Handlung entſchließt, die immerhin moraliſch und patriotiſch ausſieht!"

„Wenn Du doch belieben wollteſt, Dich etwas verſtändlicher auszudrücken!" ſagte die junge Dame mit einem ſehr deutlichen Anfluge von Ironie. In Romanen wohlbeleſen, haßte ſie jede, an Publiciſtik ſtreifende, nach Abſtraction duftende Ausdrucksweiſe.

„Meine Theure, verzeih! ich will ſagen, der Preuße der Gegenwart darf nicht allein moraliſches Subjekt und treuer Sohn des Vaterlandes ſein: er hat auch ſchweren Pflichten als Parteimann zu gehorſamen!" antwortete der weiſe Gatte und miſchte den Reſt Leoville in ſeinem Glaſe mit ein wenig Waſſer.

„Und deshalb zögerſt Du, Veteranen aufzunehmen?"

„Man hat das Jubiläum der Landwehr unter unſern Händen in etwas ganz anderes verwandelt. Von meinem Standpunkt aus darf ich in den alten Herren nicht allein verdiente Krieger, Inhaber der verſchiedenen Klaſſen des eiſernen Kreuzes und der Kriegsdenkmünze ſehen; für mich ſind ſie durch ihr jetziges Erſcheinen zugleich Bekenner einer politiſchen Lehre geworden, die ich nicht theile. Ich,

mein Kind, stehe unbedingt auf Seiten der Veteranen vom 3. Februar!"

„Also Du willst nicht?" schmollte die Gemahlin.

„Mit welchem Gesichte soll ich vor unseren Bezirksverein treten?" entgegnete der Commerzienrath.

„Dieser Bezirksverein ist das Unglück unserer Ehe!" grollte Madame, „ein von der Vorsehung gezeichneter Urwähler bist Du dort zum Wahlmann umgestempelt; sie werden Dich noch zum Abgeordneten machen!" Ein Ton der Verachtung klang aus ihren Worten. Der tiefe Zwiespalt des ungleichartigen Ehepaars war ausgesprochen. Der Commerzienrath war allmählig mit der Zeit vorgeschritten und aus vielfachen unter der Aegide des Herrn von Manteuffel gemachten Erfahrungen als entschiedener Liberaler hervorgegangen; Madame lebte noch in den Ansichten der Junkerpartei. Sie stammte aus einer nicht begüterten adeligen Familie. „In Deinen Adern rollt das Blut des dritten Standes!" fügte sie des äußersten Nachdrucks wegen hinzu. Zwar hatte sie sich noch nie deutlich darüber ausgesprochen, was Alles sie eigentlich unter „dem dritten Stande" verstehe, allein es mußte etwas durchaus Verwerfliches sein, denn sie hatte nicht nur ihren Gemahl zu bewegen gesucht, sich um die Uebersiedelung in den „zweiten Stand" und das dazu gehörige Wörtchen „von" zu bewerben; sie ergriff auch das silberne Messer und spaltete ingrimmig das unlängst geformte Mensa enhaupt, als wäre es das eines unter ihre kleinen Hände gerathenen Oppositionsredners.

Commerzienrath Bankheim schwieg; er hatte in

Häuslichkeit und Oeffentlichkeit schon jede Sylbe abwägen gelernt. Ihm lag Alles daran, seine junge Gemahlin nicht noch mehr zu reizen. Er wußte zu gut, daß jetzt der rhetorische Schlußcoup bevorstand, und ihm bei dem geringsten Zeichen der Entgegnung vorgeworfen werden könne, Madame habe sich durch die Verbindung mit ihm — erniedrigt. Als Philosoph überwand er sogar alle geheimen Regungen von Zorn, erhob sich, küßte seiner Gemahlin ehrerbietig die Hand, schellte nach Jean, der mit einer brennenden Wachskerze so blitzgeschwind erschien, daß der dringende Verdacht entstand, er habe gehorcht, und zog sich in sein Arbeitszimmer zurück.

Es gereicht uns zum großen Kummer, die gänzliche Erfolglosigkeit eines so würdigen Betragens berichten zu müssen. Dem Commerzienrath war nicht einmal eine moralische Einwirkung auf seine Gemahlin gelungen. Die Altersdifferenz von dreißig Jahren hatte seinen Händen längst das Scepter des Hausregiments entwunden. Die junge gnädige Frau begab sich zwar auch in der gehörigen Fassung in ihr Gemach, allein nur, um am Schreibtisch Platz zu nehmen, und eine schriftliche Meldung an den Oberbefehlshaber der Marken zu richten und sich einen Festveteranen auszubitten! „Wie reizend wäre es, wenn der Marschall mir einen würdigen alten General schickte — und wäre es auch nur ein Obrist, ein Major a. D.," flüsterte sie, den Brief mit farbigem Lack zierlich zusiegelnd, „Theobald würde sich stillschweigend fügen — ich kenne ihn, wir führten den alten Herrn in unserer Equipage unter den Linden spazieren — Theo-

bald läßt sich auch gern vor den Leuten sehen — wozu haben wir Geld? — und zudem — handle ich nicht zu seinem Besten? Ist es nicht eine Empfehlung für ihn, wenn er früher oder später um den Adel einkommt — ich setze es zuletzt doch durch — schon jetzt als patriotischer Gastwirth notirt zu werden? Und Marschall Wrangel ist ein galanter Herr! Er grüßt immer so freundlich. Wenn er an meiner Unterschrift sieht, was für eine Geborne ich bin, trifft er gewiß eine passende Auswahl!"

Jean wurde mit dem Schreiben nach dem Pariser Platz geschickt, und Madame begab sich in die Gemächer der weiblichen Domestiken, um die nöthigen Befehle in Betreff der gehörigen Einquartirung des Gastes zu ertheilen. Sie beschloß, ihn auf den linken Flügel des prächtigen Quartiers unterzubringen und zwar im pompejanischen Zimmer, dekorirt nach den Anweisungen des Prof. Zahn. Außer anderen Statuen stand auch die des Apoll von Belvedere darin. Die Anwesenheit zweier riesigen Gummibäume war dagegen etwas anachronistisch. Australien ließ sich schwer mit den Gewohnheiten des römischen Zeitalters vereinigen. Für den Comfort des erwarteten Gastes wurde reichlich gesorgt, es fehlte selbst nicht an einem Damenschreibtisch zur Anfertigung der Familiencorrespondenz. In dem benachbarten Kabinet, das sonst den höheren Whistpartieen, das Point zu einem Thaler, den eigentlichen „Kunstspielen," gewidmet war, sollte das Hausmädchen die Ruhestatt des Helden bereiten.

„Vornehmen Besuch, selbst Herren vom Hofe," mur-

weilte die Commerzienräthin, das Terrain überblickend, kann mein Gast ruhig im Salon empfangen. Bringt er einen Bedienten mit, ſo wird er in Jean's Zimmer ſchlafen.

Sichtlich zufrieden mit ihren Anordnungen, begab ſie ſich in ihre Gemächer, und befahl das ſchwierige Werk der Toilette zu beginnen. Nach halb ſieben Uhr fuhr der Wagen vor, um das Ehepaar in den Barbier von Sevilla zu bringen. Diſtinguirte Perſonen kommen paſſender Weiſe ſtets etwas zu ſpät. Der Commerzienrath war überglücklich, ſeit dem Tage, wo Eveline's Mutter die Hand ihrer Tochter herablaſſend in die ſeinige gelegt und den Fünfundvierziger „lieber Sohn" angeredet, hatte er ſich nicht wieder ſo wohl gefühlt, Fräulein Artot ſchien ihm heute beſonders lieblich zu ſingen, die Frau Gemahlin zerging faſt vor lauter Zuvorkommenheit.

Als das Ehepaar um zehn Uhr am Theetiſch ſaß, überlegte der Commerzienrath ſogar ernſtlich, ob er nicht, in Erwägung, daß Eveline die nach Tiſch ausgeſprochenen Beleidigungen wieder gut machen wolle, zu einigen Worten der Anerkennung verpflichtet ſei, doch unterließ er ſchließlich jede Demonſtration. Er kannte die Theure und ihre verrätheriſche Politik. Ein geheimer Argwohn ſchlich in ſeine Seele; er fürchtete andere, minder lautere Beweggründe. Sein ſtaatsmänniſches Talent hatte ihm das Richtige eingegeben.

Ein dumpfer Stoß erſchütterte plötzlich den Fußboden des Gemachs, alles zartere Glasgeſchirr und die ſilbernen Löffel auf den Taſſen klirrten; eine eiſerne Hand

hatte den Knopf der Klingel ſo gewaltſam angezogen und ſo raſch losgelaſſen, daß der Rückprall das ganze Stockwerk erſchütterte. Dann minutenlanges Schweigen, ſchwere Tritte, wie ſie noch nie auf dem Flurparquet erſchallt, endlich: Jean.

„Gnätige Frau! der Veteran iſt da!"

Die unterſte Hälfte der Kinnlade des Commerzienrathes ſank hinab: „Wie Eveline, Du hätteſt?"

„Lieber Mann — lieber Mann!" flötete die Theure, ihre Händchen faltend und ſein hartes Herz mit den zärtlichſten Blicken ſchmelzend, „ich bitte Dich — Du wirſt den liebenswürdigſten Wirth machen — ich bezweifle es nicht! bitte — bitte!" Jean war noch anweſend; ſeine Gegenwart verbot jede häusliche Scene. Der Commerzienrath erhob ſich, verbarg den aufloderndn Zorn hinter einer gravitätiſchen Haltung, knöpfte den Theaterfrack zu, und rüſtete ſich zum Empfange des Jubiläumsgaſtes. Jean ſchritt mit einem ſilbernen Leuchter voran, mit elfenartigem Tritte folgte die Commerzienräthin, ſo begab ſich die Prozeſſion durch die lange Zimmerflucht nach dem pompejaniſchen Gemach.

Die nach dem Corridor gehende Thür deſſelben war offen, nahe vor derſelben, aber im Innern des Raumes ſtand ein hochgewachſener alter Mann von etwa ſiebenzig Jahren. Sein volles Haar war ergraut, aber ſowohl die Augenbrauen, als auch der Schnurbart, erinnerten an jene dichten Moose, die nur auf alten ferngeſunden Eichen gedeihen. Nach ſeiner braunen Geſichtsfarbe und den verwitterten Zügen zu urtheilen, ſchien er ſich ſeit 1813

die geringſte Zeit ſeines Lebens unter Dach und Fach befunden zu haben. In der Rechten hielt er einen ſchwarzen zweizölligen Stab nebſt einer unterſetzten Tabakspfeife, deren plumper Kopf aus Birkenmaſerholz geſchnitzt war, in der Linken ein kleines, mageres und abgeſchabtes Fellеiſen. Sein langer dunkelblauer Rock mit blanken Meſſingknöpfen war bis an den Hals zugeknöpft; nicht ohne Verlegenheit betrachtete er den eleganten Raum. Der bäuriſche Held mochte ſeinen Huf noch niemals auf glänzend polirten Parquetboden geſetzt haben, denn ein „Huf“ war es, die Abſätze der ungeheuren Stiefel zeigten ſelbſt einen Beſchlag mit Hufeiſen. Die Köchin des reichen Hauſes mochte wenigſtens ſchon dieſe Entdeckung gemacht haben. Man ſah ſie mit einem Beſen und Scheuerlappen in der Hand, bereit, alle Spuren des Veteranen zu vertilgen, im Schatten des Corridors ſtehen. Die Commerzienräthin hatte ſich von vornherein im Hintertreffen gehalten; Jean's erſte Ankündigung war für ſie maßgebend geweſen. Der Feldmarſchall konnte ihr Billet nicht geleſen haben, hier war ja kein General, kein Obriſt, nicht einmal ein Major. Sie ſchob als gehorſame Gattin ihren geliebten Theobald vor, und betrachtete, durch dieſes Fort gedeckt, den Gaſt; der Commerzienrath rang nach geeigneten Worten. Der Gaſt hatte ſich inzwiſchen gefaßt, er zog eine Karte aus dem Aufſchlag des Rockes, reichte ſie dem Wirthe und ſagte: „Wachtmeiſter Sawatzki.“

Es war eine Viſitenkarte, wie ſie die Fouriere auszuſtellen pflegen; außerhalb der Geſellſchaft nennt man

ihresgleichen einfach „Quartierzettel.“ Der Commerzienrath hielt das Papier eine halbe Minute lang unschlüssig in der Hand und schien seine Lage mit der des Doctor Bartolo zu vergleichen, als dieser den unerwarteten Besuch des Schmiedes vom Regimente erhielt, dann sagte er tonlos zu dem Ankömmlinge: „Seien Sie mir willkommen! lieber Herr Wachtmeister! machen Sie es sich bequem, meine Frau wird für das Weitere sorgen.“

Noch einen vorwurfsvollen Blick auf seine ungebührlich selbstständige Gattin werfend, richtete sich der „Wirth wider Willen“ hoch auf und verließ das Zimmer. Die Commerzienräthin war genöthigt, den Gast selber anzureden, Jean erlaubte sich im Hintergrunde Entrüstung zu signalisiren, die Köchin trat näher, und machte ungescheut telegraphische Zeichen mit dem Besen.

„Wo sind Sie her? lieber Mann,“ fragte endlich stammelnd die Hausfrau.

„Aus der Gegend von Karthaus, liebe Madame,“ antwortete treuherzig der Alte und wollte das Felleisen auf den spiegelblank polirten Polisandertisch legen. Die Geistesgegenwart der Köchin kam diesem Verbrechen zuvor. Sie unterlief geschwind den Wachtmeister, riß ihm das Felleisen aus der Hand, rannte davon, und kam sogleich mit einem fichtenen Küchenstuhl wieder, auf welchen das corpus delicti mit bezüglichen Pantomimen gelegt wurde. „Danke, Jungfer!“ sagte der Alte, stampfte nach dem Fenster und setzte seinen Knittel in die Nische.

„Wollen Sie nicht lieber alle Ihre Sachen in das Schlafzimmer mitnehmen?“ sagte die Commerzienräthin,

„dieſer Salon iſt eigentlich nur zum Wohnzimmer beſtimmt. Alles, was die Toilette erfordert, werden Sie dort vorfinden.“

„Schön, liebe Madame“, antwortete der alte Krieger gutmüthig ſchmunzelnd und ſich wie in einem thibetaniſchen Götzentempel verlegen umſchauend, „aber zuerſt wollte ich um etwas Eſſen bitten, ich bin den ganzen Tag über auf der Eiſenbahn gefahren.“

Obgleich die Enttäuſchung der Dame unbeſchreiblich war, berührte dieſe ſchlichte Bitte doch ſofort ihr Herz, ſie warf zuerſt einen Blick auf Jean, der den Wachtmeiſter noch immer anſtarrte, und die mögliche Bedienung des Alten für eine gefährliche Beeinträchtigung ſeiner Stellung zu halten ſchien, dann auf die Köchin, die ſogleich davon eilte, um für den Veteranen zu ſorgen.

„Decken Sie den Tiſch, Jean!“ rief die Commerzienräthin.

„Dieſen?“ fragte Jean bedeutungsvoll. Sein Ehrgefühl war tief gekränkt, aber er verbarg die Wunde hinter einer erkünſtelten Theilnahme für das koſtbare Möbel.

„Sie können den Mahagonitiſch aus dem zweiten Corridor holen,“ antwortete ſeine Herrin, und wandte ſich dann mit den Worten an den Gaſt: „Nun ſchlafen Sie wohl, lieber Herr Wachtmeiſter, morgen werde ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen. Ich will hoffen, daß es Ihnen vorher gut ſchmecken wird.“

„Na ja, ich denke auch, Madamchen, geruhſame Nacht!“ ſagte der Alte und ſetzte ſich verſuchsweiſe in

den tiefen Lehnsessel, aber nur, um sogleich von den Sprungfedern wieder in die Höhe geschnellt zu werden. Die Commerzienräthin verließ das Zimmer, und ertheilte der aus der Speisekammer anlangenden Köchin den amtlichen Auftrag, für alle Bedürfnisse des Gastes zu sorgen. Jean trat mit dem Mahagonitisch ein, pflanzte ihn vor dem Lehnsessel auf, breitete ein Tischtuch darüber, und ließ alsdann mit der Toleranz eines vornehmen Bedienten die Köchin gewähren, die außer den ansehnlichen Fragmenten eines Rinderbratens nebst Zubehör, eine Flasche Wein auf den Tisch stellte, und dem Alten gegenüber Platz nahm. Der Wachtmeister hatte sich jedoch, nachdem er seine geringen Habseligkeiten untergebracht, nur mit sichtlichem Mißtrauen dem Lehnsessel genähert; er hielt ihn unverkennbar für ein verdächtiges, dem menschlichen Leibe gefährliches Geräth. Wenn die Unerfahrenheit des alten Landmannes ihn in den Augen Jean's tief herabsetzte, so gewann er eben dadurch die Gunst der Köchin. Nach dem feierlichen Abgange Jean's, der den silbernen Armleuchter nur ungern zurückzulassen schien, entspann sich zwischen dem Wachtmeister und biederen Küchendragener ein kameradschaftliches Gespräch, in dem sich beide ihre Lebensschicksale mittheilten, und die Köchin über die dürftige bäuerliche Existenz ihres Gastes zuletzt bitterliche Thränen vergeß. Der Veteran besaß eine sichere Stütze an der Beherrscherin des Heerdes im Hause des Commerzienrathes.

Da wir die einzelnen Umrisse und Züge des Genrebildes nur mit großer Mühe gesammelt haben, wird man

uns manche, weniger ausgeführte Partien gewiß nachſehen. Ueber das vertrauliche Geſpräch des begleiteten und diſtinguirten Ehepaars nach dem Empfange des Wachtmeiſters liegen leider keine Nachrichten vor. Wenn man dem guten Gehör Jean's Glauben ſchenken will, hätte der Hausherr bei ſeinem Verſuche, die verletzte Autorität herzuſtellen, und die theure Gattin wenigſtens zum Geſtändniß ihres Unrechts zu bewegen, eine gänzliche Niederlage erlitten, und vor dem Angriff einer Gardinenpredigt mit kombinirten Streitkräften das Feld geräumt.

Um die neunte Stunde des nächſten Tages finden wir das Ehepaar beim Kaffee beiſammen. Es ſcheint, wenn nicht ein ewiger Friede, ſo doch ein Waffenſtillſtand geſchloſſen zu ſein.

„Wir werden durch Jean anfragen laſſen müſſen," ſagt die gnädige Frau, die Klingelſchnur ziehend, „wie der Wachtmeiſter geſchlafen hat; der alte Mann könnte es übelnehmen, wenn wir uns nicht weiter um ihn bekümmerten!"

„Der alte Mann ſieht mir gar nicht darnach aus, als bekümmerte ſich zu Hauſe Jemand um ſeine Nachtruhe, liebes Kind! ſolche Leute ſchlafen immer gut, ſie verſtehen es nicht beſſer!" entgegnete der Commerzienrath, in der Ueberzeugung, etwas ungemein Tiefſinniges geſagt zu haben.

Jean trat ein. Sein Lächeln ſchwankte zwiſchen Jago und Mephiſto.

„Waren Sie ſchon in dem Zimmer des Wachtmeiſters?“ fragte die Räthin.

„Zu dienen, gnädige Frau, der Herr von Sawatzki ſind ſchon um ſechs Uhr aufgeſtanden,“ ſagte Jean mit jener heimtückiſchen Klangfarbe der Stimme, die bei Bedienten ſtets Verrätherei ahnen läßt.

„Nun? was weiter?“ herrſchte ihn der Rath an.

„Dann begaben ſich der Herr von Sawatzki in die Küche, um — um ſich zu waſchen!“

„Sich zu waſchen? in unſerer Küche? ſich zu waſchen?“ rief die entſetzte Räthin, „der alte Menſch hat ja neben ſeinem Bette eine vollſtändig eingerichtete Toilette, wie kommt er darauf?“

Jean zuckte ironiſch die Achſeln. Der alte Krieger hätte gefürchtet, das elegante Möbel, die blendendweißen Gefäße und Leinenſtücke ſchmutzig zu machen.

Die junge Dame drückte das Taſchentuch vor den Mund, ihre Gedanken mochten ſich verwirren, und das Waſchbecken des Greiſes mit dem Kaffeekeſſel in eine freilich unmotivirte Verbindung bringen.

„Fahren Sie fort, Jean!“ rief Herr Bankheim.

„Dann — Jette hatte eben für die Leute Kaffee gekocht und auch für Herrn von Sawatzki eine kleine Kanne abgegoſſen — fragte er, ob man ihm nicht lieber Buttermilch und Schwarzbrod oder Klöße geben wolle, er ſei nicht an Kaffee gewöhnt und müſſe etwas haben, das vorhielte.“

„Und Jette?“

„Jette lachte und fragte ihn, wo ſie Buttermilch

herbekommen ſolle, in Berlin ſei ſogar unverfälſchte Milch eine wahre Seltenheit. Herr von Sawatzki mußte ſich alſo mit Kaffee und Milchbrod begnügen."

„Hier richtete ſich der Commerzienrath auf: „Jean, die Sache ſcheint Ihnen unausſprechliches Vergnügen zu machen. Mäßigen Sie Ihren Vortrag! Der Wachtmeiſter iſt nicht von Adel, er iſt nach ſeiner Penſionirung wieder Bauer geworden, wie — ja, wie Ihr Vater, der Sie nach Berlin brachte, um in den reichen Häuſern der Hauptſtadt verdorben zu werden, wie Figura zeigt — — Johann! Hüten Sie ſich vor ferneren Standeserhöhungen und thun Sie Ihre Pflicht! Jean!"

Jean war in Ungnade entlaſſen, und entfernte ſich mit den wankenden Schritten eines Intriguanten, der zum Schaffot ſchreitet.

„Liebe Eveline", fuhr der Commerzienrath fort, „ich war zwar mit Deinem Arrangement, wie Du weißt, lediglich aus politiſchen Anſichten nicht einverſtanden, ich würde mich indeſſen einer Ehrloſigkeit ſchuldig machen, litte ich, daß der Burſche den alten Mann in meinem Hauſe zum Beſten hätte. Ich werde mich ſelber nach ſeinem Befinden erkundigen, oder vielmehr unterſuchen, inwiefern er ſich unter Verhältniſſen wohlbefindet, die ſeinem einfachen Stande ganz unangemeſſen ſind.

Damit entfernte ſich der treffliche Mann und begab ſich geraden Weges nach dem pompejaniſchen Zimmer.

Der Wachtmeiſter ſaß am Fenſter und nickte freundlich hinaus, machte aber zugleich Zeichen von Bedenklichkeit. Auf dem Trottoir der gegenüberliegenden Straßen-

ſeite ſtand ein Häuflein Männer mit zottigen Pudelmützen, nickte und winkte. Sie waren Reiſegefährten des Wachtmeiſters und von einem Prinzen in dem benachbarten Hotel garni einquartiert.

„Guten Morgen, mein lieber Wachtmeiſter,“ ſagte der Commerzienrath ſo freundlich als möglich, um ſeine geſtrige Kälte wieder gut zu machen, „wie befinden Sie ſich in meinem Hauſe? es hat Ihnen doch an nichts gefehlt?“

„Ach, wie ſollte das zugehen?“ antwortete der alte Mann, das Geſicht zu einem greinenden Lächeln verziehend, „es geht mir hier nur zu gut.“

„Was verſtehen Sie darunter, mein Lieber!“

„Ja ſehen Sie — ich — ich fürchte mich!“

„Und vor was denn?“ fragte lachend der Hauswirth, „ein ſo tapferer Mann und ſich fürchten?“

„Vor all den feinen Sachen, beſter Herr! mir iſt ſeit geſtern Abend zu Muthe wie — wie in Feindes Land!“

„Hat man Ihnen denn etwas gethan? ſollte ſich Jean gegen Sie Unarten erlaubt haben?“

„Ach nein, der junge Herr iſt zwar etwas kurz angebunden, aber ſonſt ein ganz manierlicher Mann — nein, das iſt es nicht — es iſt mir hier nur zu vornehm! das werde ich nicht aushalten können.“

„Thun Sie, als ob Sie zu Hauſe wären.“

„Mir iſt zu Muthe, wie vor vielen Jahren in Verſailles,“ ſagte ſchmunzelnd der Veteran, „wir waren in den inneren Höfen des Schloſſes einquartiert, und durften

oft halbe Tage lang nicht ausgehen. Da war uns jungen Leuten gar traurig ums Herz, zwischen den kahlen Mauern zu sitzen und in die Menge der ausgestorbenen Fenster zu starren! Endlich schlug ein Kamerad vor, mit Steinen nach den Scheiben zu werfen. Das war ein guter Gedanke! Wie es klirrte und klapperte, wie die hohen, breiten Gläser nach einander zerschmettert wurden, fühlten wir uns wieder ganz leicht — wir hatten unsere Pflicht gethan. — Sehen Sie, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so geht es mir auch hier — alle diese Sachen ängstigen mich so, daß ich sie zerschlagen möchte!"

„Nun, Sie sind doch vorläufig noch nicht in Feindesland, mein Lieber," sagte der Commerzienrath, dem die unschuldige Ideenverbindung des Alten nicht ganz klar geworden war.

„Um Gotteswillen, nein," brummte der Wachtmeister verlegen, „ich will damit nur sagen, es ist hier zu schön für mich, ich wage mich kaum auf einen Stuhl zu setzen, kaum ins Bett zu legen — wer traut sich auch hier eine Pfeife zu rauchen? Nehmen Sie mir das nicht übel; ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist."

Der Commerzienrath betrachtete die an einem Zweige des größten Gummibaumes hängende Pfeife: sie war offenbar nicht mit den gewähltesten Tabaksorten angeraucht, und hatte bereits dem geräumigen Salon ein verfängliches Aroma mitgetheilt. Es stammte von der Asche, welche der Alte wahrscheinlich schon gestern auf die Erde des Gummibaumes ausgeklopft hatte.

„Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten? meine Vor-

räthe ſtehen Ihnen immer zu Gebote!“ ſagte der Wirth haſtig, denn er zitterte bei dem Gedanken an der theuren Gattin Entrüſtung über die mögliche Profanation der eleganten Räume durch „Stink-Tabak.“

„Ach, ich danke Ihnen, ich verſtehe mit den Dingern nicht umzugehen!“

„Was kann ich denn zu Ihrem Vergnügen oder auch nur zu Ihrer Beruhigung thun? jeder Wirth will doch ſeine Gäſte zufrieden ſtellen,“ fragte der Commerzienrath.

„Quartieren Sie mich um, beſter Herr, geben Sie mir eine kleine einfache Stube, und wenn ich auf der Erde ſchlafen ſollte —“

„In dem Bankheimſchen Hauſe ſchläft Niemand auf der Erde,“ rief der Hauswirth ernſthaft und majeſtätiſch.

„Na, nehmen Sie es mir nicht übel, ich fürchte nur, ich werde alle dieſe ſchönen Sachen zu Schanden machen! thun Sie mir ſchon den Gefallen und quartieren Sie mich um!“

„Da die Domeſtikenzimmer ſämmtlich bewohnt ſind, wird ſich ein Raum, wie der von Ihnen verlangte, ſchwerlich in meinem Hauſe finden, mache ich Sie aber durch die Erfüllung Ihres Wunſches glücklich, ſo bleibt nichts anderes übrig, als Sie in dem benachbarten Hotel in Geſellſchaft Ihrer Kameraden, Reiſegefährten oder Landsleute unterzubringen.“

„Sie ſind mein Mann,“ ſchrie der Alte, ſprang auf, und legte ſeine gewaltigen Hände ſo heftig und vertrau-

lich auf die Achseln des Commerzienrathes, daß diesem beinahe die Knie unter dem Leibe einknickten. Einverstanden trennten sich die beiden seltenen Männer. Nachdem sie Alles erfahren, auch die Tabaksgefahr, dankte die junge Gattin ihrem Eheherrn mit Thränen in den Augen. Nach einer Stunde befand sich der Veteran im Hotel und Kreise der Kameraden; der Commerzienrath hatte befohlen, ihm täglich die Rechnung zu senden. Seine Gattin sollte vom Schicksal für ihr unpassendes Benehmen bestraft werden. Am Abende, unmittelbar nach dem Kroll'schen Festdiner, erschien der dankbare Veteran und ersuchte seine gütige Wirthin, das ihm übergebene Opernhausbillet anzunehmen; er fühle sich zu angegriffen, um nach dieser üppigen Mahlzeit noch mehrere Stunden munter zu bleiben. Voller Entzücken, von Brillanten strahlend, begab sich die junge Dame nach dem Opernhause; wir brauchen ihre abermalige Festenttäuschung nicht ausführlich zu beschreiben. Es waren die strengsten Befehle ertheilt, keine Damen in das Parquet zu lassen!

XI.

Aus dem Leben eines Klavierspielers.

1. Aller Anfang ist schwer.

„Aller Anfang ist schwer," sagt das Sprüchwort, aber keiner wohl schwerer, als der Anfang des Unterrichtsertheilens in der Musik und hier wieder des Unterrichts im Klavierspiel. Die Fertigkeit, das beliebte, mit Drath bezogene Möbel kunstgerecht zu schlagen, wird von den Eltern und Vormündern der heutigen Welt so hoch geschätzt, daß sie bei der Auswahl des Lehrers ihrer Kinder mit mehr Vorsicht zu Werke gehen, als bei der Anstellung eines Lehrers für den wissenschaftlichen Unterricht. Zur Ertheilung von Privatstunden und Nachhilfe bei den häuslichen Arbeiten pflegt man in den meisten Häusern mit einem Jüngling vorlieb zu nehmen, der selber noch mit der Eierschale der grammatikalischen Elemente auf dem Kopfe umherläuft; für die Lehrstunden im Klavierspiel sucht man, wenn nicht gleich einen Meister, so doch einen routinirten Musiker zu gewinnen.

Der junge Schulmeister muß sich mit einem Lohne begnügen, der eben nur hinreicht, um monatlich die Sohlen zu erneuern, welche er auf seinen Gewaltmärschen in der winterlichen Jahreszeit durch die halbe Stadt abnutzt,

wenn er nicht wie jener Predigtamts-Candidat den Scharfſinn beſitzt, zur Schonung der Sohlen, an jedem Morgen dieſelben mit einem friſchen Kartenblatt zu überkleben; der Klavierlehrer erhält dagegen ein monatliches Honorar, das ſich ſchon in Thalerſcheinen ausdrücken läßt. Der Philologe vermiethet ſich für ganze Wochen und lange Abende, der Muſiker für einzelne Tage in der Woche und beſtimmte Stunden. Der Philologe wird gleich beim Antritt ſeines Amtes zum häuslichen Inventar gerechnet und ſofort auf den Verpflegungsetat der Kindlein geſetzt, an deren Vesper- und Abendbrod man ihn mildherzig theilnehmen läßt, der Muſiker wird dagegen als ein zur Viſite erſcheinender Gaſt und als ein Gentleman betrachtet. Aber eben deshalb iſt es für einen ſtrebſamen Jüngling, der nicht das trockene Brod des guten Zumpt und kleinen Buttmann, ſondern das reichlichere der Kunſt Cramers und Clementi's eſſen will, unendlich ſchwer, ſich ohne Gönnerſchaften und genügende Empfehlungen in guten Häuſern als angehender Lehrer vorzuſtellen, ſelbſt wenn er ſich durch eine mehr als genügende Fertigkeit legitimiren kann.

In dieſer Lage befand ſich vor einer Reihe von Jahren der Schreiber dieſer Zeilen, als er nach Ablauf ſeiner Stipendien in die gewiß ſelbſtſtändige, aber doch das unerfahrene Gemüth höchſt überraſchende Lage gerieth, für ſich ſelber ſorgen zu müſſen. Obgleich er ſich im Kreiſe ſeiner Bekannten ſattſam als Pianiſt bekannt gemacht hatte, und zur Aufmunterung aller, die Treppen des Hauſes beſteigenden Paſſanten, ſein Piano heftig genug

ertönen ließ: Meldungen von Schülern wollten nicht einlaufen. So viele Klaviere in der Nachbarschaft gen Himmel tönten, so viele Mägdlein mit fahlen lackirten Mappen sich auch auf der Straße zeigten — es war so eben durch den längst verstorbenen Fröhlich die geniale Erfindung des unentgeldlichen Notenleihinstitutes gemacht worden — von dem unglücklichen Klavieraspiranten wollte Niemand etwas wissen.

In dieser mißlichen Situation saß der Schreiber einst in einem Kaffeehause, und verfolgte die Partie zweier berühmten Schachspieler, die in den spätern Nachmittagstunden stets eine Schaar Neugieriger um ihren Tisch zu versammeln pflegten, als sich ein Schachamateur neben ihn setzte, mit dem er schon wiederholt über musikalische Gegenstände gesprochen hatte. Dem Manne mochte das bekümmerte Gesicht seines jungen Nachbarn auffallen, er betrachtete ihn erst längere Zeit von der Seite, dann kleidete er seine Anfrage nach dem Grunde der Betrübniß freundlich in einen Scherz. Der unbekannte Schachamateur hatte nicht das Ansehen eines Mannes, der von seinen Renten lebt, flößte mithin von vornherein Zutrauen ein. Der Klavieraspirant hatte keinen Grund, ein Geheimniß aus seiner Lage zu machen, und schenkte dem Fragsteller reinen Wein ein.

„Sehr natürlich, daß es Ihnen nicht gelingen will, Stunden zu erhalten," sagte der Mann, „Sie sind zu jung, um sofort Zutrauen einzuflößen?"

„Dann müßte ich also vorläufig die Hoffnung, als Lehrer aufzutreten, ganz aufgeben?"

„Das will ich nicht gesagt haben, aber sie müssen sich hinter andere Leute stecken!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Für einen so jungen Mann wäre es am rathsamsten, sich zunächst als lockendes Aushängeschild den Namen als Schüler eines berühmten Lehrers zu verschaffen.“

Ich versicherte der Wahrheit gemäß, daß ich den Unterricht der besten Meister genossen habe, aber der gute Mann ließ mich kaum ausreden.

„Seien Sie meinetwegen ein Schüler Hummels oder Kalkbrenners; für Ihre Einführung als Lehrer wäre es für Sie nützlicher, Sie könnten einen hiesigen renommirten Pianisten als Ihren Meister nennen, oder ließen sich wenigstens durch ihn in seinem Kreise empfehlen.“

Bei diesen Worten mochte ich den Sprecher etwas ungläubig angesehen haben, denn er setzte sehr ernsthaft hinzu: „Sie werden mir glauben, daß ich die Verhältnisse kenne, wenn ich Ihnen sage, daß ich Königlicher Kammermusikus bin, und selber genügende Erfahrungen im Ertheilen von Unterricht gemacht habe!“

„Dann würde für mich ja schon vollkommen genügen,“ bemerkte ich etwas schüchtern, „wenn Sie sich von meinen Fähigkeiten überzeugen, und mich hierauf als geneigter Gönner empfehlen möchten!“

Der Mann schüttelte den Kopf und lächelte. „Ein Kammermusikus,“ sagte er mit einigem Hohne, den ich in der sanften Seele gar nicht gesucht hätte, „ist nicht

ſo geſtellt, um Stunden, die ſich ihm ſelber anbieten, einem Anderen zuzuwenden — es ſei denn, man trüge ſie ihm unter ſeinem gewöhnlichen Honorarſatze an.“ In den letzten Worten ſprach ſich ein verzeihliches Selbſtgefühl aus. „Meine Empfehlung würde Ihnen auch weniger nützen, als Sie glauben; ich bin nicht Klavierſpieler von Fach, ich ſpiele Bratſche, und gebe nur nebenbei Klavierunterricht.“

Ich war damals noch zu ſehr Neuling, um zu wiſſen, daß ein wenig Klavierunterricht das Steckenpferd aller Ripieniſten in der Königlichen Kapelle iſt, und daß ſie damit ihren Bedarf an Cigarren, bayriſchem Bier und ähnlichen erlaubten Genüſſen zu decken pflegen.

„Alles was ich für Sie thun kann,“ fuhr der wohlwollende Bratſchiſt fort, als er meine ſichtliche Niedergeſchlagenheit bemerkte, „beſteht darin, daß ich Ihnen ein paar Zeilen an einen unſer berühmteſten Pianiſten gebe. Gehen Sie ſelber zu ihm, und ſehen Sie, wie Sie mit ihm fertig werden. Ich ertheile Ihnen aber den freundſchaftlichen Rath: ſein Sie ſo höflich und demüthig, als möglich. Mit vornehmen Herren iſt bedenklich Kirſchen zu eſſen. Behandeln Sie ihn, wie ein rohes Ei, wie den Schädel eines neugebornen Kindes, wie . . . .“ Der Bratſchiſt unterbrach hier ſeine lehrreiche Rede: ihm fehlte das paſſende, ſeiner Abſicht noch mehr entſprechende dritte Bild. Ueber ſeine Phyſiognomie lief ein unheimlicher Schatten: „Ich ſpiele im Winter zuweilen Quartett's mit ihm — Sie haben mit einem wunderlichen Prinzen zu thun.“

Am nächſten Nachmittage händigte mir der gutmüthige Bratſchiſt den verſprochenen Zettel ein, und ertheilte mir den freundſchaftlichen Rath, dem berühmten Pianiſten in den Nachmittagsſtunden, nach vollendeter Sieſta, wo er am wenigſten von Nervenſchwäche geplagt werde, und am zugänglichſten ſei, meinen Beſuch abzuſtatten. Sorgſam befolgte ich die Anweiſung meines Gönners aus der Königlichen Kapelle, und zog erſt um vier Uhr die Klingel an der Wohnung des Pianiſten. Ein Herr in den beſten Jahren des männlichen Alters öffnete, und betrachtete mich vom Scheitel bis zur Zehe. Zwar trug er keine Livree, auch ſonſt kein zarteres Abzeichen der Dienſtbarkeit, etwa eine ſchwarz und citronengelb geſtreifte Weſte, oder ſervile Gamaſchen, dennoch lag etwas in ſeinem Mienenſpiele, das auf den ſittlichen Einfluß eines höheren Gebieters deutete. Der Herr war zugleich der Diener, der Secretair und Vertraute des großen Pianiſten. Wie ich ſpäter erfuhr, leiſtete er ihm jede nothwendige wirthſchaftliche Hülfe, reinigte die Kleider, und kochte den Kaffee, putzte die Fenſter, und warf unter Umſtänden unverſchämte junge Klavierſpieler die Treppe hinunter, trug Briefe auf die Poſt, denn damals verſahen die Materialwaarenhändler den Dienſt der Stadtpoſt, und die elegantere Correſpondenz an ſeine Damen vertraute man nicht gern ihrem, nach holländiſchen Häringen duftenden Briefſchalter; nur für das Putzen der Stiefeln und das Holztragen war der Balgentreter der benachbarten Kirche gewonnen. Meine Perſönlichkeit fand Gnade vor den Augen des geſtrengen Mannes, er nahm mit

wohlwollendem Lächeln das Billet des Bratſchiſten, um es ſeinem Gebieter zu übergeben, verſchloß jedoch weislich vorher die Thür — es hingen einige Röcke des Pianiſten im Vorzimmer — dann kehrte er zurück; ich war angenommen worden.

Der berühmte Pianiſt und Lehrer lag, erſchöpft von den Anſtrengungen des Tages, und leider noch nicht wieder hergeſtellt durch den einſtündigen Nachmittagſchlaf, ausgeſtreckt auf dem Sopha, und gab mir herablaſſend ein Zeichen mich niederzulaſſen. Ehrerbietig nahm ich auf einem kleinen Seſſel ohne Lehne an der andern Seite des runden Tiſches Platz. Daß mir ſchon, wie den Herzeginnen von Geblüt am franzöſiſchen Hofe des vorigen Jahrhunderts, „das Tabouret" geſtattet wurde, durfte ich wohl immerhin als ein gutes Zeichen anſehen. Mit der Linken hielt er graciös das Billet des Bratſchiſten, die Rechte ruhte auf einer ſtummen Klaviatur, die durch Adolf Henſelt bei ſeinem erſten Auftreten in Berlin unter den Muſikern bekannt geworden war, und machte Fingerübungen. Die langen Mähnen galten damals noch nicht für das Abzeichen eines Pianiſten erſten Ranges; die Meiſter des Inſtruments hatten nicht den Ehrgeiz für geniale Naturen gehalten zu werden, und demgemäß auszuſehen. In der Mitte der dreißiger Jahre liebten dieſe Künſtler vielmehr für die natürlichen Söhne kleiner deutſcher, oder auch italieniſcher Fürſten und Diplomaten gehalten zu werden, beobachteten in ihrer Tracht ein artiges hofmänniſches Weſen, und ahmten die Manieren von Kammerherren und wirklichen geheimen

Cabinetssekretairen nach. Rechnet man dazu, daß gern der tiefe Schmerz eines liebenden Sohnes, der durch die grauſamen Geſetze der vornehmen Welt von den Umarmungen ſeines Herrn Vaters ferngehalten wird, in der Phyſiognomie ausgedrückt wurde, ſo wird man begreifen, daß ohne den ſpäteren excentriſchen Anſtrich doch etwas Rührendes und Poetiſches in den damaligen Berühmtheiten der Taſten liegen konnte. Etwas derartiges war auch in den Mienen des neuen Gönners ſichtbar, obgleich ſeine nächſten Bekannten nichts Beſtimmtes über ſeine Vergangenheit anzugeben vermochten. Ueber dem Sopha hing jedoch in einem monumental ſchwarzen Rahmen das Bildniß einer ältlichen Dame von überaus ſchmachtender Haltung. „Sie wünſchen Klavierſtunden zu geben und verlangen meine Empfehlung?“ fragte der Pianiſt, legte das Billet auf den Tiſch und hielt ſeine goldene Lorgnette vor die Augen. Wie ich mich ſpäter überzeugte, ſah er zwar ſo ſcharf wie ein Luchs, und las in einer Entfernung von viertehalb Fuß enge geſchriebene Partituren, aber mit den Augengläſern ließ ſich ein durch vollendete Eleganz imponirendes Gebehrdenſpiel entwickeln! Ich unterſtützte mein Anliegen durch alle, mir zur Verfügung ſtehenden Gründe, und bat um ſeine Protection, vielleicht auch, wenn er es für nöthig halten ſollte, um einige Lectionen. Um meinen Zweck zu erreichen, war ich zu den äußerſten pecuniären Opfern entſchloſſen.

Der große Mann ertheilte ſeine Antwort nicht ſogleich. Zuerſt dehnte er ſeine Linke an dem untern Taſtenrande der ſtummen Klaviatur in einer Decimenſpan-

nung gewaltſam aus, dann ſtand er auf, und gab mir einen Wink, ihm zu dem offenen Flügel zu folgen.

„Ich muß Sie zuerſt hören, ehe ich mich darüber entſcheiden kann!“ flüſterte er nicht ohne einige diplomatiſche Wichtigkeit, „dort liegt Clementi's Gradus ad Parnassum — ich hoffe doch, das Ihnen das Werk bekannt iſt? —“

Nachdem ich verſichert, daß mir die einzelnen Studien des ernſten Klavierwerkes bis in's geringſte Detail geläufig ſeien, fuhr er fort: „dann ſpielen Sie mir zwei oder drei vor; zuletzt möchte ich zur Probe ihres Vortrages ein Adagio von Beethoven hören.

Nicht ohne Herzklopfen ſetzte ich mich an den Kiſing'ſchen Flügel und ſpielte die ausgewählten Stücke; der Pianiſt war im Ganzen zufrieden, nur in gewiſſen Einzelheiten vermißte er die Feinheit der Ausführung, im Vortrage Beethoven's verlangte er mehr „Duft.“ Die athletiſche Seite des Klavierſpieles war in jener Zeit noch nicht entwickelt, man wußte nichts von abſchreckenden Contraſten in der Auffaſſung, und ſah vor Allen auf eine ſchöne Geſammtwirkung.

„Sie brauchen meinen Unterricht nicht mehr,“ ſagte der uneigennützige, bei aller ſeiner Komik liebenswürdige und wohlwollende Mann, es wird genügen, wenn Sie mich zuweilen beſuchen und mir aufmerkſam zuhören, ſo oft ich ſtudire (dieſes iſt das vorſchriftsmäßige Wort für die Uebungen großer Pianiſten), auch können Sie zugegen ſein, wenn ich weiter vorgeſchrittene Schüler unterrichte. Für Ihr eigenes Spiel iſt unausgeſetztes

Studium das Wichtigſte. Suchen Sie ſtets ſich auf dem Niveau der fortſchreitenden Literatur zu halten, wenn es möglich iſt. Es ſteht uns eine große Revolution bevor, und Sie ſind noch jung genug, um ſich den Neuerungen zu bequemen.“ Bei dieſen Worten ſah er gedankenvoll und ſchwermüthig gen Himmel, und ſchlug einen langen Triller mit dem vierten und fünften Finger auf der ſtummen Klaviatur, die er ſelbſt nicht am Flügel vom Schooße gelaſſen hatte: dann ſagte er: „Darf ich Sie bitten, zu klingeln?“ Ich klingelte, mag aber dabei etwas verwundert ausgeſehen haben. Der Diener oder Vertraute erſchien. „Heinrich, ein Glas Waſſer!“ — Heinrich credenzte ihm daſſelbe. „Ich habe Sie gebeten, zu klingeln, und Heinrich, mir ein Glas Waſſer einzuſchenken und zu reichen, weil ich alle ungehörigen, d. h. nicht in der Richtung des Anſchlages liegenden Anſtrengungen der Musculatur beider Arme grundſätzlich vermeide!“

Welche tiefſinnige Vorſicht! welcher außerordentliche Scharfſinn!

„Aber Sie ſagten mir ja wohl, daß Ihnen ganz beſonders viel an Klavierſtunden liege? augenblicklich habe ich nur wenige Anfragen zu befriedigen, doch ſollen Sie nicht ganz umſonſt gekommen ſein, nur müſſen Sie ſich in die Verhältniſſe ſchicken. Anfangs bleibt nichts Anderes übrig, als Anfänger zu unterrichten; das Loos jedes beginnenden Klavierlehrers!“ Ich verbeugte mich dankbar. Er ergriff ſein Portefeuille und zog eine dem Anſchein nach ſchon lange auf Erledigung wartende Karte aus der Seitentaſche. „Hier iſt die Adreſſe des Grafen

Schwarznaſe in der Behrenſtraße. Er hat ſich wegen eines Lehrers für die kleine Comteſſe an mich gewandt. Sie kommen in ein hochadliges Haus und werden Ihre Erfahrungen machen: laſſen Sie ſich warnen!“ Er nickte, die Audienz war zu Ende, und ich beſchloß, am nächſten Morgen den Grafen aufzuſuchen.

---

2. Graf Schwarznaſe.

Die Wohnung des Grafen lag in der ſchönſten Gegend der Behrenſtraße auf ihrer Sonnenſeite und erſtreckte ſich queer durch das ganze erſte Stockwerk. Dennoch wohnte der hochgeborne Mann nur zur Miethe; die Revenuen unſerer Ariſtokratie reichen nicht oft ſo weit, um einen, dem Geſchlecht gehörigen Palaſt in der Reſidenz als beſtändiges Abſteigequartier zu unterhalten. Im Erdgeſchoß der gräflichen Wohnung wohnte ſogar ein Handwerksmann, ein Schneider, der damalige Beſitzer des Hauſes. Wenn die fortwährende Anweſenheit dieſes Mannes einen Schatten auf das alte Wappenſchild derer von Schwarznaſe warf, ſo iſt doch zur Rechtfertigung der Duldſamkeit des edlen Grafen anzuführen, daß die eigentliche Schneiderwerkſtatt ſich nicht in der Behrenſtraße, ſondern in dem weniger ariſtokratiſchen Revier der benachbarten Mauerſtraße befand, und in den Salons des Schneidermeiſters — er arbeitete nur für

Individuen aus den gewähltesten Kreisen — lediglich die diplomatischen Vorverhandlungen des wichtigen Bekleidungsactes: Maßnehmen, Probenwahl, Vorlage der Modenjournale der neuesten Londoner und Pariser Muster, höchstens finanzielle Besprechungen, vorgenommen wurden.

Wenn mithin der Eintritt eines Fremden in die mit einer gemeinen Miethssteuer belegten Hallen des Geschlechts Schwarznase nicht von einem Burgwart, Thürmer oder Schloßzwerge überwacht, und den Bewohnern des Innern durch das im Mittelalter übliche Hornsignal angezeigt wurde, wenn unten in der Schneideretage nicht einmal ein regelrechter, maulwurfsartig in der Erde wohnender Portier vorhanden war, und nur Schneiderlehrlinge aus guten bürgerlichen Familien, angenehm gebildete Knaben, den Dienst an der Pforte wechselnd verrichteten, hielt sich hinter der Glasthür, welche die gräfliche Wohnung von dem Flur und der Treppe abgrenzte, doch ein wachsamer Lynceus auf, um die Terminologie des zweiten Theiles von Faust zu benutzen.

Bei einiger Erfahrung läßt sich im Allgemeinen der Lebensstyl eines alten oder auch neuen Geschlechts unschwer aus dem Betragen der Bedienten an der Pforte errathen. Man erkennt aus der Instrumentation der Ouverture, wie der Componist das Holz und Blech in der Oper selber behandelt.

Kaum hatte besagter Lynceus auf mein Läuten die Thür geöffnet, als er mich auch schon mit dem äußersten Mißtrauen betrachtete. Viele Jahre später wußte ich erst,

wo ſolche finſtern, argwöhniſchen und furchtſamen Geſichter unterzubringen ſind. Wenn viele falſche Noten im Publikum courſiren und ihre feineren Unterſchiede von den ächten Exemplaren noch nicht genügend feſtgeſtellt ſind, pflegen die Beamten der Bank jeden Ankömmling und ſeine Kaſſenſcheine mit ähnlichen acherontiſchen Mienen zu betrachten. Gäbe es Probierſteine für das Innere des Menſchen, Lynceus hätte mich ohne Weiteres wie einen Handſchuh umgekehrt, und mit meinem armen Herzen einen ſcharfen Strich auf ſeinem Steine gezogen, in Ermangelung deſſelben begnügte er ſich mit einem höchſt unanſtändigen Kreuzverhör, daß ſich nur ein unerfahrener junger Menſch gefallen laſſen kann, und ging alsdann, um mich bei ſeinem Gebieter anzumelden. Die Karte des Pianiſten, meines hohen Beſchützers, hatte er mitgenommen. Das Document muß einen günſtigen Eindruck hervorgebracht haben, denn gleich darauf kehrte Lynceus zurück, öffnete den erſten Salon, und hieß mich ein wenig warten. Das dreifenſtrige Gemach war einfach, aber ſehr geſchmackvoll meublirt, in der Mitte ſtand ein älterer, feiner Holzarbeit nach franzöſiſcher Flügel; die Wände waren mit Oelgemälden der holländiſchen Schule, Landſchaften, Bauernſcenen, Porträts und Stillleben bedeckt. Die vorhandenen Bilder waren offenbar nur eine kleinere Abtheilung der reichen Galerie des Grafen. Wie Marquis Poſa im Vorzimmer der ſpaniſchen Majeſtät, hatte ich nichts Beſſeres zu thun, als mich in die Betrachtung der ſchönen Kunſtwerke zu vertiefen. Der Genuß ſollte nicht lange dauern, der Graf trat zwar nicht, wie Don

Philipp II. zu mir, dem Malteſer ein, Lyncens erſchien jedoch von Neuem, gebot mir, ihm in das nächſte Gemach zu folgen, wo ich den Grafen finden werde. Der ſorgſame Wächter warf ſcheidend einen Blick auf mich, der gewiſſermaßen zu ſagen ſchien: „Ich bin wirklich neugierig, Kleiner, wie Du die ſcharfe Frage (Folter) aushalten wirſt?“

Auch dieſes Gemach war an allen Wänden mit koſtbaren Gemälden in reichvergoldeten Rahmen ſo dicht gefüllt, daß ſich kaum die Farbe der Tapete erkennen ließ. Das alterthümliche Mobiliar bedeckten reiche Schnitzereien, nur ein Cylinderbureau und ein bequemer Lehnſeſſel, in welchem der Graf vor demſelben ſaß, bildeten eine moderne Ausnahme. Der Graf ſelber jedoch war im ehrwürdigſten Sinne der Vergangenheit gekleidet. Wenn Menſchen von gewöhnlicher Denkungsart in den Morgenſtunden einen langen Oberrock oder einen Warſchauer anlegen, und ihr Haupt mit einer leichten Sammtmütze bedecken, trug Graf Schwarznaſe einen kleinen blauen Mantel und eine blonde lockige Perrücke, deren jugendlicher und etwas phantaſtiſcher Anſtrich von ſeinem alten, beinahe bösartigen Geſichte unheimlich abſtach. Er ſchien kurz vor meinem Eintritt allerlei Geheimnißvolles, das meinem Auge entzogen werden ſollte, in die Tiefe des Pultes geſchoben zu haben, denn die linke Hand war noch damit beſchäftigt; in der Rechten hielt er die Karte meines Gönners und betrachtete mich ſorgſam, ohne die Lippen zu öffnen. Er ließ mir Zeit, ſein Bild für immer meinem Gedächtniſſe einzuprägen.

In tiefen Einöden des Gebirges giebt es auf der Schattenſeite mancher Felswände dunkle geglättete Stellen, die nie trocken werden, ſondern Tag und Nacht einen kalten Schweiß ausdünſten, als bedeckten ſie etwas Ungeheuerliches, mit ewiger Todesqual Ringendes. Einem ſolchen dunklen Felsknauf glich die Büſte des alten Mannes, die jugendliche Perrücke ſchüttete darüber ihre verwilderten Locken, wie üppiges Farrenkraut ſeine zottigen Blätter. Das Haargebilde war ſo wirre, daß der Träger es ſelbſt angefertigt, oder ein phantaſtiſcher Wind es aus dem Kehrichthaufen eines Friſeurs am nächſten Eckſtein zuſammengeblaſen zu haben ſchien. Der Mantel ſah einem „Carbonari" ähnlich, aber er datirte unſtreitig in der Zeitrechnung der Mode weiter zurück; er konnte möglicherweiſe noch aus den niederländiſchen Freiheitskämpfen ſtammen, und von einem, in Dienſten der Spanier ſtehenden Ahnen des ſparſamen Grafen getragen worden ſein. Da der Unterleib und die Füße des vornehmen Mannes von einer unbeſtimmt gefärbten Decke verhüllt und nicht geeignet für das Auge der Welt waren, behandelte er ſich ſelbſt, wie einen auf der Drehſcheibe ſtehenden Torſo, machte langſam eine Wendung, und gab mir ein Zeichen, Platz zu nehmen. Dabei beobachtete er die Vorſicht, ſein altes Geſicht im Schatten zu halten, während der volle Tagesſchein meine Züge beleuchtete und ſeiner phyſiognomiſchen Unterſuchung preisgab.

„Herr N. ſchickt Sie?" fragte der Graf mit einer auffallend ſüßlichen Stimme.

Ich verneigte mich bejahend.

„Haben Sie ſchon Unterricht gegeben?"

Der Wahrheit gemäß geſtand ich, daß ich nur mit einigen jungen Anfängern Verſuche angeſtellt habe, aber wie er von meinem Gönner erfahren werde, auch der Aufgabe gewachſen ſei, geübtere Schüler unterrichten zu können.

„Mir recht!" ſagte der Graf leiſer, und hüllte ſich dichter in das ſpaniſche Mäntelchen, als friere ihn, „meine Tochter Mechtildis iſt nur Anfängerin, aber ich möchte ihr gleich eine gute Schule angedeihen laſſen. In Muſik und Malerei — er warf einen wohlgefälligen Blick auf die herrlichen Gemälde — kommt Alles auf die erſte Schule an."

Jetzt war die Reihe an mir, mich artig zu verneigen.

„Sie ſind mir gut empfohlen," fuhr mein neuer Wohlthäter fort, „ich möchte Ihnen den Unterricht meiner Tochter anvertrauen. Wenn Ihre Honorarforderungen nicht meine Kräfte überſteigen — muß ich hinzuſetzen!"

Bei den letzten Worten verzog er ſein bisher ganz unbewegliches Geſicht auf eine ſo groteske Weiſe, daß ich einen ſtummen Hausarmen aus meinen erſten Kinderjahren wiederzuſehen glaubte, der an jedem Sonnabend bei uns ſeine Mahlzeit erhielt, und dieſe ſofort grinſend in ſeinen alten Filzhut ſchüttete. Ich ließ eingeſchüchtert in den Tiefen meiner Seele ſofort fünf Silbergroſchen von der beabſichtigten Forderung herunter und ſagte verſchämt:

„Wie ich hoffe, Herr Graf, wird ein halber Thaler für die Lection nicht zu viel sein!“

Meine ganze Mannheit hatte ich zu diesen Worten aufgeboten, aber wie erniedrigt fühlte ich mich, als der hochgeborne Herr es nicht unter seiner Würde hielt, mit mir, dem niedrig geborenen, jungen Knechte zu markten, und mit süßer, aber doch sehr fester Stimme gleich zu antworten: „Acht Groschen (10 Sgr.) werden wohl auch genug sein!“ zugleich richtete er über meine arme Person hinweg einen anklagenden Blick gegen die Zimmerdecke, als wolle er die in dieser Gegend thronende Vorsehung zum Zeugen anrufen, welcher frechen Forderungen ein Sprößling des Bürgerstandes gegen ein adliges Familienoberhaupt sich vermesse.

Da Graf Schwarznase aber nicht nur ein Finanzkünstler, sondern auch ein Psychologe von Rang war, übersah er gleichzeitig die durch seine ökonomische Entgegnung in meinem Innern angerichtete Wüstenei, und ließ sich zu Trostgründen herbei, wie sie etwa ein Gefangenwärter gegen einen armen Sünder ausspricht, an dessen traurigem Schicksal gar nichts mehr geändert werden kann.

„Verdienen Sie in meinem Hause Ihre Sporen, junger Mann!“ rief der Abkömmling der Schwarznases jetzt schon mit kühnerem Ton, „meine Empfehlung soll Ihnen nicht vorenthalten bleiben. Wenn Sie in meinem Hause gefallen, wird es Ihnen in Zukunft nicht an vortheilhaften Lectionen fehlen, entschließen Sie sich; wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Er verrieth mit demſelben Athemzuge, in dem er meine Belegenheit ausbeutete, ſeine Standesgenoſſen, aber ich hatte keine Wahl. Noch ein Moment kam hinzu, mich nachgiebig zu machen. Während der letzten Worte des Grafen hatte ſich unhörbar die Thür des Zimmers, durch welches ich eingetreten geöffnet, und eine ältliche Dame in ſchwarzſeidenem Gewande in der Thürſpalte, mannigfache Zeichen, die ich zu meinen Gunſten, d. h. des von mir geforderten Honorars auslegen zu dürfen glaubte, in pantomimiſcher Weiſe gemacht. Die edle Dame glaubte wahrſcheinlich nur ihrem ſparſamen Gemahle, denn ſie war wirklich die Gräfin, ſichtbar zu ſein; leider bemerkte auch ich ihr Bild in einem neben dem Schreibbureau hängenden Raſirſpiegel. Die mimiſchen Winke hatten über das Gemüth des Mantelträgers nichts vermocht.

Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

ſagt Arkas in Goethe's Iphigenie, aber bei bloßen „Winken der Frauen" bleibt „ein edler Mann" vollkommen ungerührt. Das Bewußtſein, nur eine freigebiger „geſinnte" Natur in meinem Wirkungskreiſe zu wiſſen, ſtimmte mich ſogleich heiter und ließ mich das Angebot des Grafen annehmen.

„Wenn ich der Empfehlung des Herrn Grafen gewiß ſein kann, ſo will ich gern zufrieden ſein," antwortete ich noch etwas kleinlaut.

„Sie können ganz ruhig ſein. Man giebt etwas auf meinen Geſchmack in den Künſten; mein Fürwort kann

Ihnen nur Nutzen bringen. Jetzt laſſen Sie uns von der Comteſſe ſprechen.“ Er klingelte. Lynceus erſchien und muſterte mich, verwundert über mein langes Bleiben. „Die Gräfin!“ rief der Oeconom, „ich ließe ſie für einen Augenblick herüberbitten.“ Sie erſchien ſofort, wie von einem gut geölten Mechanismus hervorgeſchnellt. Ich hatte mich nicht geirrt; die winkende Dame im Raſirſpiegel und die Gräfin waren identiſch.

„Herr *„* wird unſerer Mechtildis wöchentlich drei Mal Klavierunterricht ertheilen, meine Liebe,“ ſagte der Graf, „es wäre aber rathſam, wenn Ihr, Du, oder Miß Home, die engliſche Gouvernante, anfangs in den Klavierſtunden zugegen wäret. Mechtildis hat ihre kleinen Eigenthümlichkeiten.“

Die Gräfin nickte wieder mit dem Kopfe. In ihrem bleichen Geſicht lag ein unſäglich wehmüthiger Ausdruck; ſie galt ſichtlich nicht für ſtimmberechtigt in dem Hauſe, deſſen Namen ſie trug, und doch war ſie von Geburt eine Fürſtin, welche durch Familienverhältniſſe dem ungeheuren Vermögen der älteren Linie Schwarznaſe geopfert worden war.

„Mechtildis iſt acht Jahre alt. Ich hatte Anfangs die Idee, ſie für die Malerei auszubilden — in unſeren Verhältniſſen bedarf man einer geiſtigen Ausfüllung der Mußeſtunden — aber ſie beſitzt kein Talent für den Griffel und Pinſel. Ihr lebhaftes Temperament ſcheint zur Muſik zu drängen. Wenn Sie nichts dawider haben, wollen wir morgen Mittags um 11 Uhr mit den Lectionen beginnen: Dienſtag, Donnerſtags und Sonnabends—

pünktlich um 11 Uhr, ich bin ein alter Soldat und halte in meinem Hauſe gern Alles am Schnürchen. Sie werden ſich ſelber wohl dabei fühlen. Wollen Sie jetzt nicht mein Inſtrument probiren, ich habe es in der Auction, bei der Abreiſe des franzöſiſchen Geſandten gekauft. Sie werden ſich über die Billigkeit wundern.“ Mein Beſchützer hatte die beſten Wochentage, die beſten Stunden des Tages ausgeſucht; er war ein erfahrener Mann und verfügte unumſchränkt über mich. Stillſchweigend gehorchte ich und präludirte auf dem koſtbaren „Pleyel“, einem Concertflügel, den die Hände der Pariſer Meiſter nicht für die ſteifen Pfötchen der kleinen Mechtildis mit unvergleichlicher Sorgfalt ausgearbeitet hatten. Die Unterredung war demnächſt beendet. Lynceus trat ein und flüſterte dem Grafen etwas in das Ohr. „Ich bin um 12 Uhr zu Sr. Hoheit dem Erbprinzen befohlen,“ ſagte er zu ſeiner Gemahlin, machte einen Verſuch mit dem Leporello-Mäntelchen einen Faltenwurf hervorzubringen, und entfernte ſich in ſein Gemach.

Am nächſten Tage begannen die Lectionen.

Sie fanden mit einiger Feierlichkeit ſtatt. Die ehemalige Fürſtin, jetzige Gräfin Schwarznaſe, nahm mit einer Handarbeit am Fenſter Platz, und warf wechſelnd Blicke auf das Pflaſter der Behrenſtraße und den Lehrer ihres Kindes. Die engliſche Gouvernante, Miß Home, nachdem ſie Comteſſe Mechtildis, niemals ohne ernſtliches Widerſtreben derſelben, an den Flügel geführt, nahm eine zuwartende Flankenſtellung zur Rechten des Inſtrumentes ein. Das gewöhnliche häusliche Leben der Damen kann

nur ſpärlichen Unterhaltungsſtoff geboten haben, denn die Zuhörerrolle während des Unterrichts gewährte ihnen unſtreitig eine anmuthige Zerſtreuung. Minder erfreulich waren die Lectionen für den Lehrer. Gleich nach Verlauf der erſten Viertelſtunde machte ich die angenehme Entdeckung, daß mir nichts Anderes übrig bleiben werde, als jenes Verfahren einzuſchlagen, welches von den Thierbändigern mit dem Namen „Abrichtung" bezeichnet wird.

„Die Kleine hat das Temperament ihres Herrn Papas," bemerkte gelegentlich Miß Home als Milderungsgrund, ein Satz, der mir viel zu denken gab. Mechtildis, ein blaſſes, überaus ſchwächliches Kind mit einem leichten Feuermal am linken Ohre, glich einer jungen Tigerkatze, die in den erſten Jahren als Spielzeug ihrer geſammten Umgebung an Bord des Transportſchiffes aufgewachſen, allmälig eine Ahnung ihrer dereinſtigen Kräfte und die Ueberzeugung erlangt hat, ſchon jetzt werde Niemand wagen, ihr ernſtlich Trotz zu bieten. Das lebhafte Temperament der kleinen Comteſſe drängte weniger, wie ihr Herr Vater vermuthete, zur Muſik, als zum Kratzen. Da ich es, ungeachtet der ernſtlichſten Vorſtellungen niemals hatte durchſetzen können, daß die, aller Sauberkeit des Anſchlages widerſtrebenden, chineſiſch zugeſpitzten, ariſtokratiſch langen Nägel der Kleinen gekürzt wurden, mußte ich mich ſorgfältig hüten, ihr bei der nothwendigen Unterweiſung in der Handſtellung zu nahe zu kommen. Mit einer unglaublichen Gewandheit wußte ſie, wenn ich mit einer ihrer Hände beſchäftigt war, bald die Rechte, bald die Linke ſo raſch, und ſcheinbar nur

zufällig zu nähern, daß ich durch die Berührung mit den ſcharfen Krallen einen blutigen Riß, oder doch einen ſchmerzlichen Stoß erhielt. Das Verfahren mochte das Reſultat eines reiflichen Studiums und an der Gouvernante eingeübt ſein. Arge Fehlgriffe auf der Taſtatur wurden, wenn ſie mehrfach, und endlich mit einigem Unwillen im Tone corrigirt waren, mit ſtillem Wohlgefallen ſo oft als möglich wiederholt. Da ich allen Widerſetzlichkeiten nur gütig und mit ſanfter Zuſprache begegnen durfte, kam ich im Laufe eines halben Jahres — ſo lange dauerte dieſe Geduldprobe — im Unterricht nicht weiter, als Kreuzberg in der Schulung einer jungen Hyäne. Die ſtets anweſende Gräfin betrachtete den Lehrer und ihr Kind ſtets nur mit einem Ausdruck des tiefſten Mitleids; Miß Home hatte dagegen den höchſten Standpunkt eines pädagogiſchen Peſſimismus erreicht. Sie erzog mit der ſtillen Luſt eines weiblichen Jago in Mechtildis ein rächendes Werkzeug für das mißhandelte Gouvernantenthum. Als Autorität züchtigte ſie zwar den Sträfling zuweilen gelinde mit Worten, allein man durchſchaute ſtets ihre Ueberzeugung der Fruchtloſigkeit jeder Strafe, und die Hoffnung, der ariſtokratiſchen Menſchheit werde einſt durch Mechtildis vergolten werden.

Ein ungewöhnlicher Vorfall machte dem Unterricht ein unerwartetes Ende. Mechtildis, wiederholt ermahnt, den Leitton Fis in G-dur nicht ſtets in F umzuwandeln, ſprang plötzlich auf, packte ingrimmig einen neben dem Flügel ſtehenden maſſiven Mahagonitiſch und biß ſo wüthend in das harte Holz, daß die Spuren der Zähn-

chen in der Politur zu bemerken waren. Gräfin Schwarznaſe fiel augenblicklich in Ohnmacht, die Gouvernante ſchleppte mit triumphirendem Lächeln Mechtildis in ein Hinterzimmer, das mit ſchlechterem Hausrath meublirt war; am Nachmittag erhielt ich meiner Härte wegen einen Abſagebrief. Mechtildis wurde in eine vornehme Penſion gethan. Den Grafen Schwarznaſe habe ich während des Unterrichts nicht wieder geſehen; er war vollkommen zufriedengeſtellt, das Honorar genügend heruntergedrückt zu haben. Seiner Empfehlung ſollte ich nie eine Lection verdanken.

---

3. Die Gymnaſiaſten.

Bald nach der jungen, leider nur allzu leidenſchaftlichen Ariſtokratin erhielt ich zwei Schüler aus der höheren Bourgeoiſie, deren Andenken ich heute noch mit ſtiller Dankbarkeit bewahre. Das Schickſal hat mir nicht wieder dergleichen Sprößlinge eines friſch grünenden Humors beſchieden, wenn ſchon zu ihrer Zeit ſie dem geplagten Lehrer heilloſen Aerger verurſachten. Nicht allein den Rebenſaft vergeiſtigt die Zeit, auch aus trüben Erinnerungen fällt die Galle, gleich der Hefe zu Boden, und es bleibt zuletzt nur ein lichtes fröhliches Bild im Gedächtniß zurück.

Meine beiden Schüler waren die Söhne eines Mannes, der durch glückliche kaufmänniſche Speculationen in jüngeren Jahren ein beträchtliches Vermögen zuſammengeſpart, und dann erſt, verhältnißmäßig ſehr ſpät, geheirathet hatte. Als ich ſeine Bekanntſchaft machte, ſchienen ihm keine anderen Geſchäfte mehr obzuliegen, als die der Verwaltung ſeiner irdiſchen Güter. Er beſaß einige anſehnliche Häuſer, die von Satrapen oder Vicewirthen überwacht wurden; eine große auswärtige Fabrik, an deren Ertrag er immer noch einen erheblichen Antheil hatte, zahlte ihm Tribut. Da er zuweilen bei Anwandlungen menſchlicher Schwäche von politiſchen Ereigniſſen mit einem eigenthümlichen Ingrimme ſprach, der in nichts an den erhabenen Zorn großer hiſtoriſch geſinnter, und mit dem Wohl der ganzen Menſchheit beſchäftigter Charaktere erinnerte, vermuthe ich, daß außerdem in ſeinem Geldſchranke Staatspapiere und ähnliche Actenſtücke vorhanden waren, deren Werth leider von dem Betragen der Fürſten und ihrer vertrauten Diener abhängig und daher höchſt veränderlich zu ſein pflegt.

Ein ſo reicher Beſitz hatte jedoch ſeinen Eigenthümer nicht übermüthig gemacht. Da er ſich erſt in reiferen Jahren den Genuß deſſen erlaubt, war ihm ſehr bald die Unzugänglichkeit der blos materiellen Vergnügungen und die Nothwendigkeit klar geworden, wenn er ſich wirklich ſeiner Renten erfreuen wollte, die früheren Verſäumniſſe in ſeiner Bildung nachzuholen. Bei der Zugänglichkeit der Muſik hatte er ſich auf dieſe Kunſt geworfen, und betrachtete ſie in verzeihlicher Einſeitigkeit als die Mutter-

bruſt, aus der ein in der Jugend äſthetiſch verwahrloſter Menſch noch im Mannesalter Bildung, gemüthliche Anregung und Begeiſterung ſaugen könne. Er war Mitglied mehrerer Geſangvereine, die er mit großer Gewiſſenhaftigkeit beſuchte, und ſtrich die Bratſche in einem Quartett von künſtleriſchen Geſinnungsgenoſſen, welche ſich im Winter wöchentlich einmal in ſeinem Hauſe verſammelten.

Da dieſem Treiben natürlich der Stempel der Unvollkommenheit aufgedrückt war, und der reiche Hausherr zuweilen an Anfällen jener Schwermuth litt, welche großen Talenten ſo viel Anziehendes verleiht, weil ſie für ihre geheime Sehnſucht: Größeres und Nachhaltigeres zu leiſten, Zeugniß ablegt, that er Alles, um die Fehler der eigenen, nur im Dienſte des Materialismus verbrauchten Jugend, bei der Erziehung ſeiner beiden Söhne zu vermeiden, und dieſelben ſchon frühzeitig in die Kunſt einzuführen. Gleich den meiſten Standesgenoſſen ſuchte er ſeine geiſtige Nahrung in Zeitungen, und hielt viel von ihren Rathſchlägen. Zu jener Zeit wurde die Preſſe noch nicht als ein, die Gemüther irreleitendes und die Geiſter verwirrendes Inſtrument im Staate angeſehen, und die Behörde ſelber liebte ſie beinahe ſo zärtlich, wie der Gärtner das von ihm auferzogenen und inoculirte Bäumchen, ſtellte auch zahlreiche Centoren an, welche alle üppigen Reiſer zu beſchneiden und für gleichmäßiges Wachsthum zu ſorgen hatten. Dem Hausherrn war in den muſikaliſchen Beſprechungen Rellſtab's, der damals auf der Höhe ſeiner kritiſchen

Macht ſtand, die Bemerkung aufgefallen, daß der Componiſt von Opern und Symphonien gar wohl die techniſche Fertigkeit auf einem anderen Inſtrumente, nicht aber auf dem Pianoforte, dieſem Abbilde des Orcheſters, entbehren könne. In dem demüthigenden Gefühl, welche unbedeutende Stellung er ſelber in der Kunſt als Choriſt und Inhaber einer, nur für Haydn, Pleyel und Gyrowetz qualificirten Bratſche einnehme, hatte er daher beſchloſſen, Fritz und Theodor, ſo hießen die beiden Sprößlinge, wenn nicht zu Virtuoſen, ſo doch zu tüchtigen Klavierſpielern heranzubilden. Wenn ich den guten Mann nicht falſch beurtheilte, ſo ſchwebten außerdem noch mancherlei hochfahrende Pläne in ſeiner Einbildungskraft, als werde den Epigonen durch die Klavierkunſt überhaupt der Weg zu den höchſten Ehren bei Hofe, im Staat und in der Kirche eröffnet und geebnet.

Das Amt, Fritz und Theodor in den Anfangsgründen einer ſo wichtigen und einflußreichen Fertigkeit etwas weiterzuführen, war mir anvertraut worden, nachdem ſich der Unterricht der Geſellſchafterin ihrer Frau Mutter, einer leidlich jungen Dame, als fruchtlos für die Zukunft erwieſen hatte.

„Am zweckmäßigſten würde es ſein," ich habe die eigenen Worte des gütigen Vaters und Hausherrn nicht vergeſſen, „wenn die Knaben viermal wöchentlich Lectionen erhielten. Montags, Dienſtags, Donnerſtags und Freitags von 4 bis 5 Uhr Nachmittags iſt wohl die paſſendſte Zeit. Das Gymnaſium iſt ganz in unſerer Nähe, und die Knaben können nach wenigen Minuten am Klavier

ſitzen. Es reicht hin, wenn Jeder täglich eine halbe Stunde Unterricht erhält. Bei der Menge der Schularbeiten werden ſie auf dieſe Weiſe zu einer regelmäßigen Uebung gezwungen. An den beiden freien Nachmittagen der Woche werde ich dafür ſorgen, daß jeder eine halbe Stunde hindurch übt.

Der Plan war gewiß vortrefflich, allein ſeiner Ausführung ſetzten ſich unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Obgleich das Gymnaſium in Wahrheit nur wenig mehr als zwei- bis dreihundert Schritte von dem Schauplatz unſerer künſtleriſchen Beſtrebungen entfernt war, brauchten doch meine beiden Eleven eine unbegreiflich lange Zeit, um dieſe kurze Strecke zurückzulegen. Anfangs fand ich mich in größter Pünktlichkeit mit dem Glockenſchlage vier Uhr ein, und wartete geduldig, bis die jungen Talente erſchienen. Da ich aber auf dieſe Weiſe nicht ſelten eine ganze Stunde Zeit verlor, wenn ich den Anfang der Lection von dem Moment ihrer Ankunft berechnete, zog ich es vor, ihnen entgegen zu gehen, ſie in der Umgegend des Gymnaſiums in Empfang zu nehmen und ſicher nach Hauſe zu führen.

Reichte die Liebenswürdigkeit meiner Perſon nicht hin, oder waren Fritz und Theodor von der Anſicht jenes antiken Königs durchdrungen, daß die regelmäßige Ausübung der Muſik, den thatkräftigen Menſchen, wie die Lectüre des „Geiſtes der Geſetze“ von Montesquieu, den Politiker, nach der Behauptung des Mannes von Olmütz, entnerve; ſie ſchenkten allen möglichen Dingen, nur nicht dem Beginn der Lehrſtunden, volle Aufmerkſamkeit. Laien

im Lehrfache werden es wahrſcheinlich für eine leichte Sache halten, zwei jungen Knaben auf dem Wege von ihrer Wohnung nach der Schule entgegen zu gehen, und ſich ihrer Perſon zu bemächtigen; dergleichen Laien verdienen zu einem Jahre Klavierunterricht verurtheilt zu werden.

Das Friedrich-Werderſche Gymnaſium — Fritz und Theodor beſuchten die Quarta und Quinta dieſer beliebten Anſtalt — hatte für meine Zwecke eine ſehr ungünſtige Lage. Obwohl ſein Eingang für die Schüler ſich in der Ecke neben der Münze befindet, führt doch noch eine Hinterthür über den Flur direct in die Jäger- und Kurſtraße, die freilich nur den Miethern des Hauſes zur Verfügung ſteht, aber ſehr wohl von muthwilligen Buben benutzt werden kann. Sobald die jungen Talente daher bemerkten, daß ſie regelmäßig unter dem Thorwege des Gymnaſiums von mir erwartet wurden, bedienten ſie ſich dieſes Ausganges, und es blieb mir ſehr bald nichts Anderes übrig, als eine Stellung auf dem gegenüber befindlichen Trotteir einzunehmen, von der aus ich beide Pforten beobachten konnte. Bei meiner angeborenen Kurzſichtigkeit war mein Wartepoſten nicht viel glücklicher gewählt, wie der des Cyklopen Polyphem, als er nach der heimtückiſchen Blendung zwar ſeine Heerde, aber nicht Odyſſeus nebſt den Gefährten ins Freie entlaſſen wollte. Dreimal in der Woche pflegten mir die Buben zu entwiſchen. Da ſich in der Nähe des Gymnaſiums eine Menge von kurzen Straßen, Gaſſen und Winkeln befindet, war es ſchwer die Flüchtlinge, wenn ſie nicht gleich

ergriffen worden waren, ſpäter in der Umgegend aufzufinden. Talentvolle Berliner Knaben leſen nicht ohne Nutzen naturwiſſenſchaftliche Bücher, und ſtellen bei improviſirten Beluſtigungen unter freiem Himmel nach Art der Gemſen Wachtpoſten aus, die beim Herannahen eines Lehrers oder Calefactors durch ſchrilles Pfeifen ein Zeichen geben, worauf ſich die ganze Heerde pfeilgeſchwind nach entgegengeſetzter Richtung entfernt. Obgleich ich ſehr bald durch fortgeſetzte Uebung mir die Erfahrung und körperliche Gewandtheit eines Gemsjägers aneignete; entging mir doch oft genug die erſehnte Beute. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als nach dem Vorbilde dieſer ſcharfſinnigen Männer, wenn ſie, um Gemsheerden zu beſchleichen, die Freundſchaft von Bewohnern der höchſten Sennhütten und Ziegenhirten ſuchen, mit benachbarten Portiers und Hausknechten Bekanntſchaft zu machen. So wurden mir oft durch dieſe Officianten, da ſie ſich außerordentlich für meine hohe Jagd intereſſirten, die Sammelplätze der hoffnungsvollen Gymnaſiaſten verrathen, und ich in den Stand geſetzt, mich meiner Schüler zu bemächtigen.

Während der ganzen Unterrichtsepoche in dem reichen Hauſe erfreute ich mich vor dem Beginn der täglichen Lection mithin einer halben Stunde körperlicher Bewegung, für welche ich den beiden Talenten dankbar verpflichtet bleibe. Niemals habe ich mich gleich wohl gefühlt, niemals beſſer geſchlafen, d. h. Nachts in meinem Bette, nicht während der Clavierſtunden, denn wir ſetzten uns immer in der höchſten Aufregung an das Inſtrument.

Unglücklicher Weiſe litt der Unterricht in demſelben Grade, als unſer phyſiſches Befinden gewann, und ich überließ mich häufig den traurigſten Betrachtungen, wie die Sache zu ändern ſei. Sehr bald überzeugte ich mich, daß Alles beim Alten bleiben mußte. Der Herr Papa ſchenkte mir unbedingtes Vertrauen, fand ſich nur ſelten in den Unterrichtsſtunden ein, und war mit den Fortſchritten der Buben wunderbarer Weiſe ſo zufrieden, daß ich ihn nicht betrüben, und mich ſelber nicht durch Denunciationen im Hauſe verhaßt machen wollte. Da ich regelmäßig etwa eine halbe Stunde zum Opfer brachte, hatte das vergnügliche Geſchäft ſeinen ungeſtörten Fortgang.

Meine Kleinen liebten und verehrten mich meiner Toleranz wegen ganz ungemein. Da ich ihnen nothgedrungen eine halbe Stunde Spielzeit ſchenkte, gewöhnten ſie ſich allmählig ſo ſehr daran, daß ſie, in den ſeltenen Fällen, wo ich nicht ausgegangen war, ſie zu ſuchen, aus eigenem Antriebe nach Hauſe zurückkehrten und ſich beim Inſtrument einfanden. Nur zuweilen mußte der Unterricht ganz ausfallen, wenn ein ungewöhnliches Vergnügen ſie in eine etwas entferntere Stadtgegend gelockt hatte. Eine auffallend verführeriſche Kraft pflegten leere Torfwagen auszuüben. Die kleinen Buben beſetzten die hintere und vordere Seite, und die größeren bemühten ſich alsdann, dieſe Feſtung theils zu erſtürmen, theils die Vertheidiger an den Beinen herunter zu ziehen. Der erbitterte Kampf dauerte ſo lange, bis der Fuhrmann den Wagen abholte, mit geſchwungener Peitſche intervenirte,

und die Belagerten allerdings durch Verſeuchung des Belagerungscorps entſetzte, aber ihnen ſelber, wenn ſie nicht blitzgeſchwind den feſten Platz räumten, doppelt gefährlich wurde.

Wenn dergleichen kriegeriſche Uebungen den Körper ſtärkten, ſo litten doch die Kleidungsſtücke und die Reinlichkeit der Hände darunter. Wiederholt ſah ich mich genöthigt, meine beiden Virtuoſen nach ihrer Heimkehr zunächſt an den Waſchtrog zu führen, und dort ſo weit von Torfreſten zu reinigen, daß die elfenbeinernen Taſten nicht darunter litten. Jeder Muſiker, der ſeine hehre Kunſt in Ehren hält, wird mir die Empfindungen nachfühlen, mit denen ich in der Bruſt neben dieſen kleinen Barbaren am Flügel ſaß und mein trauriges Amt übte. Aber noch heute beruhigt mich wenigſtens, daß ich die Namen unſerer großen Meiſter niemals gemißbraucht habe. Auch das kleinſte, nichtsſagendſte Uebungsſtück, wenn es ein klaſſiſches Wappen führte, galt mir für heilig und durfte nicht durch die Fangwerkzeuge der Jungen entweiht werden. Ihre Talente wurden nur mit der Plantagenarbeit der muſikaliſchen Mohren genährt.

Um die Wahrheit nicht zu verkürzen, muß ich eingeſtehen, daß Angeſichts der friedlichen Klaviatur zuweilen Gewaltthätigkeiten verübt wurden. Fritz und Theodor fielen nicht nur, ſo oft ſie zum vierhändigen Spiel aufgefordert wurden, über einander her, ſondern ich ſah mich auch häufig genug genöthigt, Hand an beide Virtuoſen zu legen. Es war ihnen nämlich durchaus unmöglich, der Verſuchung zu widerſtehen, wenn ich ihnen eine

Paſſage vorſpielte, mir einen ſorgfältig vorbereiteten Papierzopf hinten unter dem Rockkragen zu befeſtigen. Gewöhnlich fühlte ich das Attentat ſchon, während es noch verübt wurde, ließ den Uebelthäter jedoch ſein Verbrechen durch heimtückiſche Freudenbezeugungen während ſeines wieder begonnenen Spieles ſchärfen, und knuffte ihn dann in Ermangelung aller mildernden Gründe weidlich ab. Die Humaniſten traten erſt mehrere Jahre ſpäter gegen die Prügelſtrafe auf. Beide ausgezeichnete Knaben waren aber ungemein erfinderiſch, ſich an mir, trotz ihrer ſonſtigen Anhänglichkeit zu rächen. Sie marterten mich nicht nur durch ihr beharrliches Falſchgreifen auf eine teufliſche Weiſe, ſondern verſtanden auch, wenn ich ſie den Tact laut zählen ließ, dies auf eine ſo declamatoriſche Weiſe zu thun, daß die Frau vom Hauſe es mehrere Zimmer weit hörte, und durch den Diener Erkundigungen einziehen ließ, ob etwa Rekruten der Parademarſch eingeübt werde, und ob Unterofficiere da ſeien? Mama beſaß einigen Humor. Allmonatlich, jedoch nur während der Wintermonate, erwies man mir die Ehre, mich an dem ſchon erwähnten Hausquartett theilnehmen zu laſſen. Die drei Dilettanten, denn der erſte Geiger war ein königlicher Kammermuſikus, den nur die guten Rheinweine der Bratſche mit dem Geſiedel der Trias verſöhnten, mußten Stümper erſten Ranges genannt werden. Mein Antheil beſchränkte ſich daher im Ganzen auch nur auf Sonaten guter Meiſter, die ich mit dem Kammermuſikus gemeinſchaftlich auf dem Piano und der Violine vortrug; wirkten zweite Geige, Bratſche und Cello mit, ſo mußten

wir uns mit Wanhal und Gyrowetz begnügen, denn größere Schwierigkeiten, als sie die jetzt längst vergessenen Werke dieser Componisten bieten, überwältigten die Herren nicht.

Fritz und Theodor waren eigentlich verpflichtet, da nach der Ansicht ihres Herrn Vaters der jugendliche Geschmack durch nichts rascher und sicherer gebildet wird, als durch „gute Kammermusik“, in der Eigenschaft von Zuhörern anwesend zu sein, da sie indessen durch unehrerbietiges Betragen das kunstreiche Ensemble der älteren Virtuosen störten, und in die zartesten Stellen der Adagio's nicht selten eine fünfte, ja sechste Stimme mischten, die sie auf papierbedeckten Kämmen hervorzubringen wußten, wurde ich als ihr Lehrer fast jedesmal veranlaßt, sie hinauszuführen, und ihnen ernstliche Vorstellungen über ihr ungeziemendes Benehmen zu machen. Da Fritz aber das Exil regelmäßig dazu benutzte, den kleinen und schmächtigen Theodor gewaltsam in den, im Nebenzimmer stehenden Cellokasten zu packen, und ich den Erstickungstod des Kleinen fürchtete, befürwortete ich gewöhnlich eine allgemeine Amnestie, da ohnehin das ordentliche Spiel der Quartettisten nur wenig besser klang, als die willkürlichen Zuthaten meiner Schüler.

Leider fiel mir nicht ein, wie sehr ich in der Achtung der Herren durch die humoristischen Gewohnheiten der Kleinen verlor, die sie nicht ihrem herausfordernd erbärmlichen Spiel, sondern nur meiner schlechten musikalischen Erziehung beimaßen. Die zweite Violine wollte sogar bemerkt haben, daß ich in einem rührenden Andante

von Haydn, gerade als Fritz mit ſanfter Kammesſtimme den Geſang des Cello's begleitete, und bei ſeinem richtigen Gehör wohl auch verbeſſerte, Zeichen der Billigung gegeben haben ſollte. Beim Heimwege warnte mich der Kammermuſikus. Ich hatte immer den Einfluß meiner geheimen Gegner, der zweiten Violine und des Cello's unterſchätzt, und überdies den Kammermuſikus für aufrichtig gehalten. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß ſein Weib ihm vor zwei Monaten einen kleinen Acceſſiſten geboren habe, und er eine Amme bezahlen müſſe. Ultimo verlor ich meine beiden Schüler und der Kammermuſikus erhielt meine Stelle. Er war ehrlich genug, die Ueberbringung des Abſagebriefes ſelber zu übernehmen, und ſeine kleine Intrigue durch Geldnoth zu entſchuldigen. In dem väterlichen Document war meine Jugend, und der davon herrührende Mangel an Autorität vorgeſchützt. Da mich die Lage des Kammermuſikus rührte, ſo weihte ich ihn in mein eigenthümliches Verfahren ein, ſeine künftigen Schüler zuſammen zu treiben, allein er lächelte dazu nur ein wenig höhniſch.

Auf ſeinen Antrag, wahrſcheinlich aber in Folge einer Menge von plötzlich entdeckten häuslichen Verbrechen, ſollten am nächſten Tage Fritz und Theodor in eine berühmte Knabenpenſion abgeliefert werden, wo die Zöglinge nicht einen Augenblick ohne Aufſicht blieben, und nach Exceſſen entweder durch Entziehung der nächſten Mahlzeit, oder durch regelrechte Streiche mit einem ſpaniſchen Röhrchen gezüchtigt wurden.

Der Kammermuſikus gab ſeine Lectionen Mittwochs

und Sonnabends in den ſicheren Stunden von 2 bis 4 Uhr, wo man kein Mitglied der Kapelle zu Hauſe antrifft. Als praktiſcher Mann hatte er von vornherein allen Fluchtverſuchen vorgebeugt.

---

4. Die Prüfung in der Penſion.

Ueber die innere Einrichtung der orientaliſchen Haushalte, inſofern ſie das Leben der Frauen betreffen, liegen keine Aufzeichnungen von männlicher Hand vor; der Wißbegierige iſt lediglich auf die Mittheilungen vornehmer Damen angewieſen, denen mächtige Verbindungen am Hofe des Padiſchah oder, wie Verläumder behaupten wollen, perſönliche Gefälligkeiten gegen die Haremsbeſitzer, die ſpröden Pforten geöffnet haben.

Auch in unſeren nordiſchen Regionen und inmitten einer Geſellſchaft, die den Frauen eine ſo ausgezeichnete und freie Stellung gewährt, giebt es noch immer ſeltſame Genoſſenſchaften, welche ſich zwar nicht abſolut gegen das ſtarke Geſchlecht abſperren, aber doch gewiſſe Bedingungen aufrecht erhalten, unter denen allein männlichen Staatsangehörigen der Zutritt zu ihnen geſtattet wird.

Wir ſprechen von den Mädchenpenſionen höchſten Ranges.

Die Vorſteherinnen dieſer ausgezeichneten Inſtitute befinden ſich zwar nicht in der glücklichen Lage der

orientaliſchen Hausväter, welche den Schutz und die Bedienung ihrer weiblichen Anverwandten und Pflegebefohlenen jenen harmloſen Weſen anvertrauen dürfen, die ſich in anderen ſüdeuropäiſchen Ländern ſo große Verdienſte um die italieniſche Kirchenmuſik und Oper erworben haben; dennoch ſuchen und wiſſen ſie ſich bei ihrer großen Verantwortlichkeit für den Charakter und die Zukunft ihrer Pfleglinge ſo weit ſicher zu ſtellen, als eben die Geſtaltung unſerer Lebensverhältniſſe es geſtattet.

Die der Ehre des Unterrichts in ihren Häuſern fähigen Lehrer aller Disciplinen müſſen entweder durch den Eheſtand gewiſſe Bürgſchaften für ſittliches Verhalten bieten und über das der weiblichen Jugend gefährliche Alter hinaus, oder von der Mutter Natur ſo ſtiefmütterlich bedacht ſein, daß eine Penſionsvorſteherin ſie ohne Beſorgniſſe mit den Schülerinnen allein laſſen darf.

Schon ſeit vielen Jahren hat ſich das Leben und der Ton in der Mehrzahl vornehmer und reicher Familien ſo verändert, daß ſich nach keiner Richtung hin die Bedingungen vorfinden, unter denen eine heranwachſende Tochter, unbeirrt von den Zerſtreuungen und Verführungen der Welt, den für ihre Zukunft nothwendigen Vorrath von Kenntniſſen ſammeln und die erforderliche Fertigkeit in Handarbeiten und Muſik erwerben kann. Bei dieſen traurigen Umſtänden bleibt nichts Anderes übrig, da es in unſeren proteſtantiſchen Landſtrichen, nicht wie in Frankreich und Italien, Klöſter giebt, welche ſich auch mit weiblicher Erziehung beſchäftigen, als die Töchter ſolcher Familien der Obhut einer jener Oberprieſterinnen

anzuvertrauen, die in Residenzen an ihrem Heerde Sprößlinge der Aristokratie, sei es des Junkerthumes oder des Besitzes, für die feine Gesellschaft und den entsprechenden Ehestand heranbilden. Obgleich die von ihnen geleiteten Institute nicht selten in den belebtesten Stadttheilen liegen, um die nothwendige Verbindung mit der Welt leichter herstellen zu können, pflegen sie der Nachbarschaft doch vollkommen unbekannt zu sein, und ihre Geheimnisse selbst nicht den Eltern, die ihnen ihre Kinder anvertrauen, ganz zu erschließen.

Der Zufall wollte es, daß mir, ungeachtet ich noch keine, der zu einem Lehramt an so exclusivem Orte erforderlichen Eigenschaften besaß, der Eintritt in eine dieser Anstalten gestattet wurde, und es gelang mir, mehrere Jahre hindurch, unbeschadet des im Hause herrschenden Zartgefühls, meine Schülerin zu dem künstlerischen Ziele zu führen, welches das Ideal einer vollständigen Pensionserziehung gemeinhin zu sein pflegt.

Meine Stellung in dem, von der aristokratischen Damenwelt hochgefeierten Hause war unstreitig eine durchaus ungehörige, allein der Vater meiner Schülerin, eines Mägdleins von elf Jahren, ein steinreicher Fabrikherr, dem ich von meinem Klaviergönner angelegentlich empfohlen worden war, hatte von Anfang an darauf bestanden, daß sein Kind mir und keinem Andern zum Unterricht übergeben werden solle.

Die Ueberreichung des Legitimationsschreibens, oder meiner musikalischen und sittlichen Creditive werde ich niemals vergessen. Nur von den Despoten der großen

aſiatiſchen Reiche, von ſchwerbeleidigten Kaiſern des deutſchen Mittelalters wurden Abgeordnete belagerter Städte oder Burgen ebenſo ſtreng und feierlich empfangen, wie ich von der Vorſteherin des Inſtituts.

Alt genug, um zu wiſſen, daß die Vorgänge im phyſiſchen Haushalte des Individuums den allergrößten Einfluß auf ſeine Stimmung ausüben, oder daß Herz und Gehirn unbedingt von der Arbeitskraft und dem Vorrathe des Magens abhängen, hatte ich mich zwiſchen 11 und 12 Uhr Vormittags zur Audienz eingefunden. Die Gebieterin des Hauſes wurde, da ich die richtige Stunde getroffen, ſogar noch bei ihrem warmen Frühſtück überraſcht. Sicherlich hätte ſie meinen Beſuch während dieſer wichtigen Verrichtung nicht angenommen, wenn ihr der Zweck meines Kommens bekannt geweſen wäre. Nur als ein muthmaßlicher Bittſteller ſchien ich ihr von der bejahrten Zofe, einer Zunftgenoſſin der Schickſalsſchweſtern Macbeths, angemeldet worden zu ſein. Die Dame — ich brauche wohl nicht ausdrücklich hinzuzuſetzen, daß ſie dem Stande der Jungfrauen angehörte — ſaß allein an einem kleinen, tadellos ſauber gedeckten Tiſche, ziemlich in der Mitte des Zimmers, wie Marchand, der Kammerdiener Napoleons, auch von ſeinem Gebieter erzählt, und war mit einem Hühnchen, ja, ich möchte ſogar ſagen, mit einem Huhne, beſchäftigt. Da ihr bei meinem Eintritt in Betreff der oſteologiſchen Präparation des gebratenen Geſchöpfes nicht mehr viel zu thun übrig blieb, ſie ſogar eine anatomiſch muſtergültige Arbeit geliefert zu haben ſchien, nahm ſie die Creditive aus meinen Händen, und

begann das Schreiben mit dem Ausdruck der tiefen und vornehmen Gemüthsruhe eines Menſchen zu leſen, der täglich eine Menge Bettelbriefe empfängt.

Nach wenigen Secunden jedoch erhob ſie den impoſanten alten Kopf, der theils an Niobe, theils an Meduſa erinnerte, und warf einen durchbohrenden Blick auf meine Perſon. Wäre mein Muth nicht ſchon in der Schule des praktiſchen Lebens erſtarkt geweſen, ich hätte vor dieſem Blick in Staub zerfallen müſſen. Friedrich der Rothbart kann die Edlen Mailands, als ſie mit einem Strick um den Hals an ſeinem Thore vorüberſchlichen, nicht verächtlicher angeblickt haben, doch trug die Dame glücklicherweiſe keinen ausgeſprochen rothen Bart, ſondern nur einen, die Oberlippe bedeckenden graublonden Flaum, der freilich ſchon dicht genug war.

„Es iſt eigentlich in meinem Hauſe nicht Sitte, daß die jungen Damen von unverheiratheten Lehrern unterrichtet werden. Augenblicklich kann ich Ihnen noch keinen Beſcheid ertheilen; ich muß erſt an Herrn P. ſchreiben.“

Sowohl die geſtrenge Herrin, als auch ihre Zofe, die als Wachtpoſten, vielleicht in Erwägung eines möglichen Raubanfalles von meiner Seite, im Zimmer geblieben war, betrachteten mich hierauf mit einer unverkennbaren Neugier, die wohl, wie ich in meiner Unerfahrenheit mir einbildete, der unverheiratheten Mannsperſon, einer ſo großen Seltenheit in ihrem Hauſe, galt. Dann ward ich entlaſſen und, wie die Neophyten in Operntempeln, von der Zofe bis an die Außenpforte begleitet.

Nachdem ich einige Tage gewartet, und die Hoffnung des Zulasses ſchon aufgegeben hatte, erhielt ich plötzlich ein lakoniſches Billet der Dame mit der Bemerkung, daß ich mich am nächſten Tage um acht Uhr Morgens, (ich darf wohl hinzuſetzen: an den Stufen ihres Thrones), einzufinden habe. Dem Vater meiner kleinen Schülerin war es alſo gelungen, ſeinen Willen durchzuſetzen.

Als ich mit dem Glockenſchlage erſchien, traf ich die Gebieterin der Anſtalt ſchon in einem großen Gemach, welches das Sprechzimmer der Anſtalt ſein mochte. Denn obwohl es durch kein Drathgitter in zwei Theile getheilt war, konnte Alles, was darin vorging, doch ſehr wohl durch eine große Glasthüre beobachtet werden, deren andere Seite durch dichte weiße Gardinen verhüllt war. In dieſem Gemach ſtanden außer einem umfangreichen Kleidergeſtell, nichts als einige Stühle und ein tafelförmiges Pianoforte. Ich befand mich in dem Raume, wo im Winter die Anfangsgründe der Tanzkunſt gelehrt werden, die verrufenſten Stümper der Anſtalt auf dem ihr eigenthümlich gehörigen Hackebrett üben müſſen, und mir beſchieden war, Unterricht zu ertheilen. Die Vorſteherin kündigte mir, dem Exoterier, an, daß die einzige Zeit, während welcher ein unverheiratheter Lehrer ihr Haus betreten dürfe, dieſe Morgenſtunde ſei, und daß ich mich darnach zu richten habe. Emilie, meine künftige Schülerin, werde mich an den beiden beſtimmten Tagen ſchon am Klavier erwarten. Offenbar war dies eine Andeutung für mich, von jedem weiteren Vordringen im Hauſe von vornherein abzuſtehen.

Zum gerechten Kummer der würdigen Oberprieſterin, aber zu meinem großen Vergnügen, wurde dieſer ſcharfſinnige Calcül gleich im erſten Augenblicke von einer unerwarteten Thatſache durchkreuzt. Ich will nicht ſo weit gehen, die alte Zofe gleich des Bruches der Amtsverſchwiegenheit zu bezichtigen, allein da in Penſionen ſo gut wie in Miniſterien die Wände Ohren haben, mußte das Gerücht der Ankunft eines unverheiratheten jungen Mannes ſich bereits in dem Inſtitute verbreitet haben, denn als ich mich dem in der Nähe der Glasthüre ſtehenden Klapperkaſten näherte, wurde eine der Gardinen zurückgezogen, und es zeigten ſich in der ſo entſtandenen Oeffnung drei reizende Märchenköpfe, die mich mit vieler Unbefangenheit betrachteten. Da aber unter ſo jugendlichen Weſen ſelbſt Verletzungen der Disciplin nicht ohne eine unwiderſtehliche Anwandlung von Gelächter begangen werden, verriethen ſich die Unglücklichen durch ihr Gekicher ſofort der Meduſa, und ich muß vermuthen, daß ſie, wenn ich die im Nebenzimmer demnächſt erſchallende Contra-Alt-Paſſage der Vorſteherin richtig auslege, einen ſtrengen Verweis erhalten haben.

Die Lectionen bei meiner Kleinen begannen und hatten bei dem Talent des Kindes ihren guten Fortgang; von den größeren Zöglingen der Anſtalt bekam ich Monate hindurch Niemand zu Geſicht. Nur zuweilen vernahm ich, gleich dem mit Sünden beladenen Weltkinde, das im Vorhofe des Nonnenkloſters warten muß, aus den weit entfernten hinteren Gemächern, wenn auch nicht den Klang der Glocken und der Orgel, ſo doch das Klappern der

Kaffeetaſſen und Löffel, oder ein ſilberhelles Gelächter. Zuweilen traf ich auch wohl um 8 Uhr mit irgend einem ernſten und angegrauten Scholarchen zuſammen, der zu Privatſtunden berufen war, mit großer Hochachtung von einer der Gouvernanten empfangen, und an mir vorbei in das Allerheiligſte geführt wurde. In das Innere des veſtaliſchen Tempels gönnte man mir keinen Blick.

Das ältere Damenperſonal, die eigentliche Vorſteherſchaft des Inſtituts, ſchien von mir, wie die Brahmanen Indiens von der Berührung eines Mitgliedes der unteren Kaſte, Entweihung zu fürchten.

Es mußte ein eigenthümliches Ereigniß eintreten, um endlich dieſen Bann zu brechen, mich in die Geheimniſſe der ariſtokratiſchen Erziehungsanſtalt einzuweihen und die ſtolze Meduſa davon zu überzeugen, daß ich weit entfernt ſei, den Frieden ihres Jungfrauenzwingers zu ſtören. Die Zeit rückte heran, wo die Berliner Geiſtlichkeit pflichtſchuldigſt von der pädagogiſchen Behandlung der Zöglinge in höheren Töchterſchulen Notiz nehmen mußte; d. h. das Examen ſtand bevor. Gewöhnlich pflegen nachſichtige Penſionsvorſteherinnen bald darauf eine muſikaliſche Prüfung folgen zu laſſen. Dieſe beſitzt zwar eine künſtleriſche Tendenz, dient aber nebenbei zur geſelligen Erholung und gegenſeitigen Aufmunterung der Schülerinnen. Der Vater meiner Emilie, der als Reſpektsperſon in erſter Reihe eingeladen war, und als viel verſprechender Penſionskunde (ihm wuchſen noch drei Töchter heran), eine große Achtung genoß, hatte den Wunſch ausgeſprochen, auch den Lehrer ſeines Kindes unter den

Zuhörern zu finden, und man durfte nun nicht länger beanſtanden, mich gleichfalls einzuladen.

Der nächſte Sonntagabend war zur Abhaltung der Prüfung anberaumt. Außer einigen in der Reſidenz wohnenden Eltern oder Vormündern der Penſionärinnen, und dieſe befanden ſich in der Minorität, da die Mehrzahl der Töchter der reichen Landariſtokratie angehörte, waren noch einige im Hauſe Unterricht ertheilende Profeſſoren mit ihren Frauen, und zwei oder drei diſtinguirte Klavier- und Geſanglehrer geladen, deren Schülerinnen Stücke vortragen ſollten. Auch ein Zeitungsreferent, aus deſſen Artikeln Medusa ihre kritiſche Weisheit ſchöpfte, wurde erwartet, erſchien, aber erſt ſpät im Moment der aufgetragenen kalten Küche, angeblich weil eine gaſtirende Sängerin ihn ſo lange im Opernhauſe gefeſſelt hatte.

Da ich mich gerade im richtigen Momente, kurz vor dem Beginn der Prüfung einfand, alſo ſchon zu ſpät, um möglicher Weiſe mit den Backfiſchen eine, für ihre Seelenruhe gefährliche Unterhaltung anzuknüpfen, ſah ich mich von der Vorſteherin mit einem mäßigen Wohlwollen aufgenommen. Zu Ehren des Tages lächelte ſie ſogar ein wenig. Als vorſichtiger junger Mann, der in dem Lehrfach vorwärtskommen und in dem angeſehenen Hauſe feſten Fuß faſſen wollte, mied ich weislich jedes Geſpräch mit den weiblichen Mitgliedern der Geſellſchaft, und hielt mich an das Herrenperſonal.

Der herrſchende Ton kam mir ſeltſamer und gekünſtelter vor, als ich ihn bis dahin irgendwo beobachtet zu haben glaubte. Obgleich ich nicht daran zweifelte, daß

ſämmtliche Mitglieder der Geſellſchaft lebendig ſeien, ſchien es mir faſt, als befände ich mich in einem Wachsfiguren-Cabinet. Im Hintergrunde des Salons, in deſſen Mitte der Flügel aufgepflanzt war, hatte ſich um den Theetiſch eine Gruppe von älteren Damen angeſammelt, die von dem untergeordneten Perſonal des Hauſes als unnahbar betrachtet wurde. Selbſt die mit dem Herumreichen des Thee's beauftragten weiblichen Dienſtboten wagten ſich nicht an dieſe gefeierten Ariſtokratinnen, ſondern überreichten das Theebrett einer kleinen, äußerſt ſcheinheilig ausſehenden Gouvernante, welche ſich demüthig dem Liebeswerk unterzog, ihre Gönnerinnen zu bedienen. Dieſe Damen waren ſämmtlich Mütter und Tanten von Penſionärinnen, jede zum Hauſe gehörige Seele beeiferte ſich mithin unverkennbar, ihnen daſſelbe von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen. Zwei auf dem Sopha thronende Greiſinnen mit großartig ſchönen Spitzenhauben wurden nahezu wie die Gottheiten in heidniſchen Tempeln von ihren Leibprieſtern behandelt. Sogar die Vorſteherin krümmte ſich vor ihnen, und ſie hatte ihre guten Gründe dazu, denn beide Matronen waren die Ahnfrauen alter reicher, mit herzöglichen und fürſtlichen Familien verwandter Geſchlechter, und galten für berühmte feudale Autoritäten in Allem, was die Erziehung adelicher Töchter anlangte. Ein myſtiſcher Hauch von Verſchoſſenheit und Alterthümlichkeit, welcher der Garderobe aller dieſer, um den Theetiſch verſammelten Damen anhaftete, bewies, daß ſich keine Mutter oder Tante aus dem reichen Bürgerſtande darunter befand. Der einzige, nicht adeliche Gön-

ner der Anſtalt war der Vater der kleinen Emilie, mein reicher Fabrikherr. Aber wenngleich der Adel ſich nicht der Majorität erfreute, beherrſchte ſein alter hiſtoriſcher Geiſt doch die ganze Verſammlung. Wie in einem Wachsfiguren-Cabinet wagte Niemand laut zu ſprechen, die Mägdlein in ihren weißen Feſtkleidern duckten ſich, wie Vöglein bei einem am Himmel ſtehenden Gewitter, ängſtlich abſeiten, und der abhängige Lehrerſtand verſteh moraliſch in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle.

Der muſikaliſche Feſt- und Prüfungsabend begann gleich nach dem Verzehr des Thees und der anderweitigen, dazu gehörigen Ingredienzien, mit der Vorführung der kleinen Elementarſchülerinnen. Man beobachtete das Verfahren der Kunſtreiter, welche gleichfalls ihre Vorſtellungen mit den Leiſtungen der Tironen zu beginnen, und ihre Zuſchauer dadurch auf die außerordentlichen Kunſtſtücke der Meiſter vorzubereiten lieben.

Die kleinen Mädchen wurden gleich Lämmlein auf einer Schafſchau vorgeführt, klapperten demnächſt angſtvoll ein Weniges von Diabelli, Czerny oder einem andern dieſer geiſtvollen Meiſter, welche ihre Federn der Klavierjugend gewidmet haben, und betraten zuletzt den Damenkreis, um gelobt, umarmt und geküßt zu werden. Alle Kleinen ſchienen ſich in wahre Wunderkinder verwandelt zu haben. Den erſten Preis errang jedoch meine talentvolle Schülerin. Eingedenk der Hofſitte, daß ein liebliches Muſikſtück in Galaconcerten von den hohen Herrſchaften um ſo wohlwollender aufgenommen wird, je kürzere Zeit es ſpielt, hatte ich ihr das etwa fünf

Minuten dauernde Rondo einer Sonate von Mozart einſtudirt, das ſie ſo fertig und ſauber im Anſchlag vortrug, daß der Beifall der vornehmen Kennerinnen nicht ganz unverdient war. Gewiegte Sportsmen betrachten keinen noblen Vierfüßler mit mehr Antheil, als ein zweijähriges Rennpferd, das zum erſtenmale einen Preis gewonnen hat. Dieſe Beobachtungen kann man auf jeder Rennbahn anſtellen. Auch ſeinem Reiter wird ungewöhnliche Aufmerkſamkeit geſchenkt. Nachdem die Kleine von den alten Damen ſattſam betaſtet, geſtreichelt und in die Backen gekniffen worden war, erkundigte ſich die ehrwürdigſte der beiden Sopha-Matronen nach ihrem Lehrer.

Die Vorſteherin der Anſtalt ließ mich durch ihren weiblichen Flügel-Adjutanten, die kleine Gouvernante, herbeiholen, ich wurde den hohen Gönnerinnen vorgeſtellt, und von ihnen zunächſt mit ſolcher Genauigkeit und ſo weit geöffnetem Munde in Augenſchein genommen, daß ich nicht allein alle Zahnlücken, ſondern auch den Zapfen im Hintergrunde der Rachenhöhle zu erkennen vermochte. Da ich es nicht an der nöthigen Ehrfurcht, die ich durch ſittige Geberden auszudrücken beſtrebt war, fehlen ließ, ertheilten mir die Damen viele Lobſprüche, und verſicherten mich ihrer Protektion, wodurch ich in der Verſammlung ſofort fünfundzwanzig Grade über Null ſtieg. Die Vorſteherin ließ ſich ſogar herbei, einige ermunternde Worte an mich zu richten und einen leiſen Wink hinzuzufügen, wie ſehr ich ihr in ihrem Hauſe zur Dankbarkeit verpflichtet ſei, fortan könne es mir nicht an Lectionen in den erſten Häuſern fehlen. So gütig ich mich von den

aristokratischen und pädagogischen Mitgliedern dieses Areopagus behandelt sah, so zärtlich der erfreute Vater meiner Schülerin mir die Hand drückte, so wegwerfend und verächtlich betrachteten mich doch die anwesenden älteren Klavier- und Gesanglehrer. Es war die erste Erfahrung, die ich auf dem unheimlichen Gebiet der sogenannten „Collegialität" machte. Ein neuer Concurrent im Geschäfte war erschienen.

Die Prüfung nahm inzwischen ihren Fortgang in der bisherigen Weise. In allmähliger Steigerung erschienen die fertigen Klavierspielerinnen und Sängerinnen, und die offiziellen Lobsprüche wurden, wie schon bemerkt, stets nach dem Werthe der Leistungen ertheilt, es sei denn, daß die Abstammungen oder der Einfluß einer der Schülerinnen einen größeren Beifallslorus beanspruchte. In diesem Falle wurde eine größere Pause gemacht, die älteren Damen verließen den gefeiten Kreis, und stiegen in die Klavier-Arena herab, wo sie um die distinguirte Spielerin einen Kreis bildeten, sich mit ihr unterhielten, und höchst angelegentlich nach ihren Eltern erkundigten.

Alles war sichtlich nach einer gewissen Etiquette geregelt, wenn schon keine Ober-Ceremonienmeisterin zum Vorschein kam, und die Versammlung nur nach ihren angeborenen und anerzogenen Eigenthümlichkeiten operirte.

Die ganze Situation war mir so neu, daß ich nicht ohne Spannung von einer Fensternische aus die eigenthümliche Aufführung betrachtete; da näherte sich mir mit leisem Tritt ein ältlicher Herr, der sich bisher vorsichtig in der Nähe der Thür aufgehalten hatte. Es war ihr-

reich und ſchön, die Art zu beobachten, wie er ſich meiner Perſon zu verſichern trachtete. Ich mußte an die großen und kleinen Katzen denken, die ihre Opfer erſt längere Zeit aus dem Hinterhalte fixiren, ehe ſie ſachte heranſchleichen, um dann zuletzt den mörderiſchen Sprung zu wagen. Der katzenartige Herr war mir ſeiner Stellung im Hauſe nach wohl bekannt, und galt für die größte Autorität im Lehrfache, die ich für mein Theil nie anzureden gewagt hätte. Man muß wiſſen, daß kaum die mächtigſten Fürſten ſo viel auf ihr äußeres Anſehen und den Reſpect ihrer Untergebenen halten, wie geſuchte und vornehme Schulmeiſter in Privatinſtituten. Der Herr unterrichtete in der Geſchichte und Literatur, verband in ſeiner Tracht ſtets den ſchwarzen Frack mit einem weißen Halstuche, und war für ſein pädagogiſch diplomatiſches Fach inſofern von der Natur auserkoren, als ſie ſeine Augen ſo ſchief und verzwickt in ihre Höhlen geſetzt hatte, daß es niemals gelang, ſeinen Blick vollſtändig aufzufangen, und man ihn fortwährend auf die entfernteſten oder ganz ſeitab gelegenen Gegenſtände gerichtet glaubte, während er unentdeckt in nächſter Nähe die gründlichſten, ſo zu ſagen: mikroſkopiſchen Unterſuchungen anſtellte, denn die Natur hatte ihn für die unrichtige Stellung ſeiner Sehorgane durch eine außerordentliche Schärfe derſelben entſchädigt. Um die Opfer ſeiner pſychologiſchen Analyſe noch mehr in Sicherheit zu wiegen, ließ er niemals eine kleine, elegant gearbeitete goldene Doſe aus den Händen, die er dergeſtalt theatraliſch ſpannend zu bewegen wußte, daß jeder Zuſchauer athemlos den Me-

ment, in dem endlich die Prise genommen wurde, erwartete, ohne daß es jedoch jemals dazu gekommen wäre. Böswillige wollten sogar wissen, es sei kein Tabak in der Dose, sondern nur Pfeffermünzküchlein. Der Herr Professor, so wurde der verdienstvolle Schulmann schlechtweg in der Pension genannt, war unterdessen herangekommen und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein.

„Sie ertheilen gar guten Unterricht, Herr Candidat," flüsterte er zärtlich und bewegte die Dose, „sind Sie sehr beschäftigt?"

Der Wahrheit gemäß bekannte ich, daß meine Lectionen noch immer nicht so zahlreich seien, als ich wohl wünschte. Der Ton, mit dem ich diese Worte ausgesprochen habe, muß gemüthlich schwach und elegisch gewesen sein; der Professor mag der Menschheit ganzen Jammer: die Sehnsucht nach Geld, vielleicht — es geht ja nichts über den Scharfsinn des Philologen und den Instinkt des Pädagogen — meine geheime Unzufriedenheit mit der Höhe der Honorarzahlung im Hause heraus gehört haben; genug, er wurde plötzlich auffallend zutraulich und mittheilsam.

„Bei Ihrer Sorgfalt kann es Ihnen doch nicht an Empfehlungen mangeln, junger Mann," fuhr er fort und streichelte gemüthlich meine Achsel, „nach meiner Meinung sind Sie, trotz Ihrer Jugend, ganz der Lehrer für eine Pensionsanstalt. Gewissenhaft und gründlich! das ist die Hauptsache."

„Zu gütig, Herr Professor!" sagte ich mit einer Verbeugung.

„Sind Sie in dieſem Hauſe gehörig beſchäftigt?“

„Man hat mir nur eine der kleineren Schülerinnen anvertraut.“

„Ich würde ſie Ihnen ſämmtlich anvertrauen!“

„Aber ich bin unverheirathet, und ich höre von allen Seiten —“

„Bah, Vorurtheil, ich kenne das — o dieſe alten Damen! in meinem Hauſe ſoll eine andere Ordnung herrſchen, wenn es mir gelingt, unter dem Vorſtande meiner Frau, unſere Penſion und Lehranſtalt für Töchter gebildeter Eltern zu vergrößern. — Sie ſind mein Mann, kein Anderer! Wozu wollen Sie Ihre Kräfte zerſplittern, Ihre koſtbaren Kräfte auf den Wegen durch die Straßen der Stadt vergeuden? Alles iſt vorbereitet, vom nächſten erſten April an erhalte ich beträchtlichen Zuwachs: mit einer Anzahl Eltern vom Lande habe ich bereits abgeſchloſſen; Sie empfangen bei mir ein beſtimmtes Jahrgehalt und unterrichten alle meine Penſionärinnen in der Muſik. Nur keine Knauſerei! keine gewiſſenloſe Ausbeutung von Menſchenkräften!“ Der Profeſſor machte eine leidenſchaftliche Bewegung mit der Doſe, und ſah dann nach der Uhr, als erwarte er, endlich rückte die Stunde heran, wo der Schöpfer der Menſchen und Dinge allen Uebelthätern und Tyrannen das Handwerk für immer legen werde.

Er ſollte in der Enthüllung ſeiner Pläne nicht fortfahren, denn mit großem Geräuſch, das ſich der ganzen Verſammlung mittheilte, wurde eine kalte Speiſe umhergereicht, welche auf den Schüſſeln dergeſtalt zitterte und

bebte, als wollte sie sich den Angriffen mit dem Löffel entziehen. Der Professor überwältigte die renitente Pensionserfrischung jedoch mit einer solchen Sicherheit des Handgriffes, daß man sofort erkannte, wie vertraut er von Hause her mit solcher billigen Grieskost sei.

„Ein ungemein nahrhaftes und leicht verdauliches Gericht!“ waren die einzigen Worte die ich noch halblaut von ihm vernahm, denn seine Stimme erstickte unter der Wucht der großen Bissen, die er in rasender Eile verschlang. Seinen einladenden Gebehrden, mich gleichfalls zu bedienen, leistete ich jedoch keine Folge, das junge hoffnungsvolle Berlin war eben mit dem bayrischen Biere bekannt geworden, und bereits daran gewöhnt, um diese Abendstunde sich mit dem Seidel zu beschäftigen. Berechnend, wie lange die Festivität noch dauern würde, trat ich einige Schritte zurück, da kam mir aus der benachbarten Fensternische ein noch ziemlich junger Mann entgegen.

„Werden Sie sich mit dem Hallunken einlassen?“ fragte er kurz angebunden und mit finsterem Gesicht. Ich war außer Stande zu antworten. Das unehrerbietige Wort in dem feinen Mägdlein-Salon, unter verheiratheten Leuten, die alle das höchste Vertrauen der Vorsteherin genossen, beraubte mich der Sprache.

„Wundern Sie sich nicht, ich weiß, was ich sage,“ fuhr der junge Mann fort, „er hat es mit mir nicht besser gemacht. Den Eltern der Schülerinnen berechnet er einen Thaler für die Stunde, und dem Lehrer bezahlt er 20 Sgr. dafür.“

„Schauderhaft, höchſt ſchauderhaft," ſtöhnte ich, von tiefſter Ehrfucht vor der Unverletzbarkeit des Thalers erfüllt.

„In Penſionsſachen ſcheinen Sie noch nicht trocken hinter den Ohren zu ſein, nehmen Sie ſich in Acht; es geht überall auf ähnliche Weiſe zu!" Der Redner war ſo aufgeregt, daß ich auf ein außererdentliches, vielleicht ſpirituöſes Reizmittel geſchloſſen hätte, wenn nicht der gänzliche Mangel derſelben im Salon dieſem Gedanken entgegengetreten wäre. Wie ich einige Tage ſpäter erfuhr, hatten ſich die Richterinnen über ſeine Schülerin, eine äußerſt talentloſe Perſon, ſo ungünſtig ausgeſprochen, daß die Vorſteherin ihm anzügliche Dinge geſagt, und er ſeiner Kündigung nach Ablauf des Markencyklus voraus-ſah. Er lechzte nach Rache, und beſtte ſeine Giftkörner auf fruchtbarem Boden auszuſtreuen.

„Keine gewiſſenloſe Ausdeutung von Menſchenkräften!" ſagt das Schickſale," ſetzte der mißachtete Pianiſt ſeine Anklage fort, „ſind Väter keine Menſchen? müſſen ſie nicht für die Uebungen ihrer Töchter Klaviermiethe bezahlen? für einen alten Flügel, der ſchon ſeit zehn Jahren zum eiſernen Inventarium gehört! Glauben Sie etwa, der Profeſſor behalte nicht das Bett und das ſilberne Beſteck, welches die Penſionärinnen bei ihrer Ankunft mitbringen müſſen, wenn ſie ſein Haus wieder verlaſſen?"

„Es wird ſeinem zärtlichen Herzen um ein Andenken zu thun ſein!" bemerkte ich leiſe, beſtrebt Alles zum Beſten zu kehren.

„Silbernes Beſteck? mag ſein; aber braucht er auch

die Betten zum Andenken? lächerlich! mein Lieber, Sie kennen noch nicht die hiesige Hauspolitik. Die jungen Mädchen, und stammen sie selbst aus den besten Familien, haben jede ihre Woche, in der sie am Morgen ihr Zimmer reinigen, Mittags den Tisch decken, abräumen und aufwarten müssen. Oekonomie, sagen Sie? Knauserei sage ich! Nichts weiter! Kost, Lohn und Weihnachten für ein paar Hausmädchen wird dadurch erspart. Wie nennen Sie das, wenn jedes Parquetlogenbillet im Schauspiele vierteljährlich mit einem Thaler in Rechnung gestellt wird?"

Der Verläumder hätte das Sündenregister wahrscheinlich noch vermehrt, wenn wir nicht durch einen Gesang, das letzte Musikstück vor Tisch, in der Unterhaltung gestört worden wären. Man hatte damit auf den Theaterreferenten gewartet, denn die Sängerin sollte nach der Angabe ihres Gesanglehrers Beruf für die Bühne besitzen, und der erfahrene Gesangskenner war deshalb von der Vorsteherin ausersehen, ein entscheidendes Gutachten darüber abzugeben. Der große Mann war bei der damaligen Seltenheit des Vorkommens von musikalischen Referenten in den Damenkreis aufgenommen, und ich erkannte sogleich in ihm den alten Gesellen, welchem einst die berühmte Milder, als er sie eines Maskenballs wegen befragt, den Rath ertheilt hatte: „Binden Sie ein reines Chemisett um, und kein Mensch erkennt Sie!"

Der Gesanglehrer sang mit seiner Schülerin ein italienisches Duo, dessen textlicher Inhalt nicht wider das, in einer Pension herrschende Sittengesetz verstieß. Er

war der blutige Tyrann; ſie das Opfer. Ich ſchloß es aus ihrem wiederholten Rufe „pietà!“ Auch ſtieß der Cavalier wiederholt das Wort: „maledetta!“ aus. In der Penſion entſtand eine große Senſation, und die Gemüther der Dienſtboten ſchienen durch den ungewöhnlichen Vorgang ſo erſchüttert, daß im Nebenzimmer einige flache Teller vom Tiſche geworfen wurden, worauf eine der Zuhörenden, ohnehin ſchon ſattſam erſchüttert, in Nervenzufälle verfiel. Sie wurde mit Riechſalz bedient, das in mehreren Originalflaſchen vorhanden war, und erhielt raſch genug ihr Bewußtſein zurück. Mir iſt unbekannt, welche Entſcheidung der Theaterrhadamantus fällte, mir ſchien die Stimme des jungen Mädchens zwar groß, aber von einer unbeſchreiblichen Geiſt- und Seelenloſigkeit. In der Theaterwelt iſt niemals von ihr die Rede geweſen.

Jetzt ſchlug die Stunde, wo alle Anweſenden für ihre Anſtrengungen belohnt und geſtärkt werden ſollten, allein ich beſchloß für mein Theil, in der Vorausſetzung, dadurch noch in höherem Grade das Wohlwollen aller meiner neuen Gönnerinnen zu erwerben, den Rückzug anzutreten, und auf Speiſe und Trank zu verzichten.

Wie richtig mein Calcül geweſen war, erhellte ſchon am anderen Tage, wo ich von einer Frau von Pfaffenthal brieflich aufgefordert wurde, ihre beiden Töchter zu unterrichten. Die Penſionsvorſteherin hatte mich einen beſcheidenen jungen Menſchen genannt!

5. Unter Pietiſten.

Je ſchwächer die Geſchöpfe ſind, deſto mehr Feinde und Verfolger pflegen ihre Exiſtenz zu bedrohen; dieſer traurige Satz beſtätigt ſich nicht allein im Haushalt der Natur, ſondern auch in dem der menſchlichen Geſellſchaft. Bei der erfreulichen Zunahme der naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe wird jeder die nöthigen vierfüßigen oder gefiederten Belege aus dem Bilderbuch der Kinderſtube ſelber beibringen können; wir ſprechen nur von den wehrloſen zweibeinigen ungefiederten Geſchöpfen, die durch Geburt und Verhältniſſe zu einem lebenslänglichen paſſiven Widerſtande verurtheilt ſind, und in ſteter Gefahr ſchweben, hienieden aufgefreſſen zu werden. Wir brauchen nicht an große Weltbegebenheiten, an politiſche Intriguen und Opfer, an neueſte Parteimachinationen und planvoll berechnete Schriftſtücke zu erinnern, um die Wahrheit des lateiniſchen Spruches zu erhärten „homo homini lupus“ (Menſchen behandeln einander wie Wölfe); auch in den engſten Lagen und beſchränkteſten Verhältniſſen des Lebens finden ſich die entſprechenden Analogien. Im nächſten Büreau oder Comptoir, im Laden des Materialiſten an der Ecke, oder unter den wilden Lohndienern vor den Kirchenthüren, welche ſich unter einander um Taufzeugen und Hochzeitsgäſte raufen, läßt ſich mit leichter Mühe Isegrimm und ſeine Beute beobachten, wenn auch Studien an Höfen und in vornehmen Kreiſen dem heutigen Geſchmack mehr entſprechen mögen. Ein altadeliger Herr,

mit dem ich zuweilen, wie es wohl zwiſchen Perſonen vorkommt, die unter einander gar keine realen Anknüpfungspunkte beſitzen, ſondern nur bei zufälligen Begegnungen geiſtige Seifenblaſen ſteigen laſſen, eine humoriſtiſche Unterhaltung führte, war mit einer Hofcharge beglückt worden. Als ich pflichtſchuldigſt meine Gratulation angebracht hatte, erlaubte ich mir, meine trüben Zweifel auszuſprechen, daß unſere unſchuldigen Beziehungen länger fortdauern könnten. Ich ſchloß meine feierliche Anſprache mit der Bitte, mir offen ſagen zu wollen, was mein heiterer Gönner ſeiner neuen Situation und offiziellen Weltanſchauung gemäß thun werde, falls ich in irgend einer Bitte abſchlägig beſchieden und in Ungnade gefallen, die Stufen des Palaſtes hinabflöge und unterweges gegen ihn pralle. Se. Hochgeboren beſannen ſich ein wenig, zupften am Halskragen, lächelten und ſagten: „Eine offene Frage iſt einer offenen Antwort werth. Ich würde Ihnen ohne Bedenken noch einen Fußtritt verſetzen, damit ſie mitten auf die Straße fliegen, und dann im Gefühl, als loyaler Mann meine Pflicht erfüllt zu haben, die Stufen ruhig hinanſteigen.“

Von dieſem ehrlichen Geſtändniß wohlthuend berührt, drückte ich ihm zum letztenmale die Hand und ſchied. Das Schickſal hat mir die Begegnung mit ihm auf der erwähnten Treppe erſpart; wir haben uns nicht wieder geſehen und geſprochen. Lange vorher hatte ich ſchon gleich ſchlimme Erfahrungen gemacht. Daß ein verwundeter Wolf von Seinesgleichen auf der Stelle aufgefreſſen wird, war mir längſt aus Jagdgeſchichten bekannt, daß

ein Fuchs ſeinen in demſelben Gehege hauſenden ſchwächeren Commilitonen ohne vorhergängige Bleſſur nur ſeines leiblichen Vortheils wegen überfällt und verzehrt, war mir in meiner eigenen Praxis begegnet.

Der Thaler für die Lection, welcher die Einbildungskraft jedes angehenden Klavierlehrers und Lehrers erhitzt, aber für die Mehrzahl leider ſo unerreichbar, wie der Stein der Weiſen bleibt, war endlich errungen; in einer reichen, aus der Provinz nach Berlin eingewanderten Familie, erhielt ich zum erſtenmale dieſen hohen Lohn für die Stunde. Im Börſengeſchäfte, im Spiel, wird oft das Tauſendfache im Laufe einer Minute gewonnen, aber wohl niemals mit einer ähnlichen Genugthuung begrüßt. Nur der Gefangene, deſſen aus Bohnen, Erbſen und Kartoffelpürée beſtehender Küchenzettel um Oſtern, Pfingſten und Weinachten durch einige Biſſen Fleiſch unterbrochen wird, kann eine Ahnung von den Gefühlen eines jungen Mannes haben, dem als höchſter Entgelt für jede am Altar Apollos geopferte Stunde ſeines Lebens bisher nur zwei Dritthaler gezahlt wurden, und der endlich jene Münze erhält, von welcher alle Regenten Deutſchlands auf dem Revers bezeugen, daß ihrer dreißig auf ein Pfund feinen Silbers gehen. Der junge Mann begreift jetzt was der Tragiker meint, wenn er ſagt: „das Leben ſteigt im Preiſe!“ Er faßt des Engländers Sprüchwort: „time is money“ in ſeiner Tiefe, und wenn die Zahl ſeiner Thalerſtunden mit zunehmenden Jahren wächſt, kommt er vielleicht dahin, mit jenem ſpeculativen Berliner

Baſilio zu ſagen: „Ich fange jede Stunde lieber etwas ſpäter an, um ſie deſto früher zu ſchließen!“

Es war mir nicht beſchieden, mich der Früchte meiner Thätigkeit in vollkommener Gemüthsruhe zu erfreuen. Noch hatte ich nicht jenen hohen Standpunkt der Objektivität eines Lehrers in der guten Geſellſchaft erreicht, der in dem Bewußtſein, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, nicht den geringſten Kummer empfindet, wenn alle Bemühungen fruchtlos ausfallen und die Schüler nichts lernen; ich machte mir bei ſolchen Gelegenheiten Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe, als hätte durch verdoppelte Anſtrengungen dem Uebel vorgebeugt werden können. Es mag die ſogenannte „falſche Gewiſſenspein“ geweſen ſein, an der manche unverbeſſerliche Hypochonder leiden ſollen, aber ich vermochte nicht, mich ihrer zu entſchlagen, und ward Jahre lang meines Lebens nicht froh.

Mir waren in dem reichen Hauſe zwei junge Talente anvertraut; die älteſte Tochter und ein etwas jüngerer Bruder in dem Alter des Joſeph in Mehuls beliebter Romanze. Das Fräulein hatte ſoeben die Penſion quittirt, und ſuchte ſich, wenn ein ſo unedler Vergleich erlaubt iſt, wie ein Matroſe, dem nach Umſchiffung der Erde im heimiſchen Hafen ſein Sold ausbezahlt worden, für die langen Entbehrungen ſchadlos zu halten. Nebenbei rächte ſie ſich für die ſtrenge Disciplin und die von den pädagogiſchen alten Fräulein erlittenen Mißhandlungen, an uns, dem dienenden Perſonal, den Lehrern im Zeichnen, in der Muſik und in der engliſchen Sprache. Auf Grund einer Migräne, deren Anfälle ihr jeder Zeit

zu Gebote ſtanden, konnten die Lehrſtunden in jedem Augenblick ausgeſetzt, oder doch unterbrochen werden. Es gab ferner Kriſen von tendenziöſer Schlafſucht im Leben des Fräuleins, wo ſie gleich der Sonne an einem Decembertage, gar nicht aufging, ſondern nach der Ausſage der Dienſtboten, die meiſtens mit den vielgequälten Lehrern ſympathiſiren, in einer Art Erſtarrung im Bette liegen blieb. Dergleichen Kriſen ſtellten ſich gemeinhin nach Bällen ein, und dauerten, wenn nicht mildernde Umſtände, d. h. Einladungen zu Geſellſchaften, Opern und Balletvorſtellungen vorkamen, nicht ſelten mehrere Tage. Abgeſagt wurden die Lectionen niemals. Der Lehrer war verpflichtet, wöchentlich zweimal zur anberaumten Stunde zu erſcheinen, wurde die Lection aus irgend welchen Gründen nicht gegeben, ſo erhielt er von dem damit beauftragten Diener die Marke an der Thür, und händigte nach Ablauf jedes Monats dieſelben gegen das fällige Honorar aus. Nach der Frucht des Unterrichts, nach dem Vergnügen und den Fortſchritten der Schüler, wurde weder ich, noch einer meiner Unglücksgefährten gefragt. Geiſt, Gemüth und Geld ſchienen gleichen Werth in dieſem Hauſe zu beſitzen; Letzteres zahlte man mit der Gleichgültigkeit eines Fuhrmannes, der an der Chauſſee-Hebeſtelle die fälligen Gebühren erlegt. Lehrer mochten hier wirklich nur für Chauſſee-Einnehmer gelten, welche die Jugend auf ihrer Lebensreiſe nicht umgehen kann. Nicht ganz ſo tief ſtand der Knabe. Das Leben unter Altersgenoſſen im Gymnaſium, und die Berührung mit Kindern aus verſchiedenen Ständen, hatte ihn friſcher

und empfänglicher erhalten. Bei einem überaus geringen Fonds von Verſtand beſaß er ein gutes Herz. Vor allen übrigen Privatlehrern war er mir zugethan, und verſicherte mich nicht ſelten ſeines Beileids, wenn man mich, wie er glaubte, ungebührlich und unangemeſſen behandelt hatte. Von ſämmtlichen jüngeren und älteren Leuten, welche mit den zahlreichen Kindern des reichen Hauſes beſchäftigt waren, ſchien ſich nur eine Perſon unbedingt wohl zu fühlen. Die Theologen des Anfanges der vierziger Jahre fanden noch keine Gelegenheit, ſich mit Politik zu beſchäftigen, ſonſt würde der Candidat Herr Dr. Laurentius ſchon damals eine der üppigſten literariſchen Blüthen am grauen Stamm der Reaction geweſen ſein. Meinem Gedächtniß ſind die näheren Umſtände vollkommen entſchwunden, unter denen er als Lehrer angeſtellt war: ich erinnere mich nur, daß er ſehr bald den Charakter eines Rathgebers und Hausfreundes annahm, und mit Erfolg feſthielt.

Sein Reich ſchien nicht von dieſer Welt. Stets mit einem ſchwarzen Frack angethan, mit einem weißen Halstuche geſchmückt, das den käſebleichen Teint und Samariter-Ausdruck ſeines Geſichts noch mehr hervorhob, glaubte man ihn beſtändig auf dem Heimwege von irgend einem mächtigen Gönner und Beſchützer der Kirche, oder von einer wichtigen Conferenz in geiſtlichen Angelegenheiten zu erblicken. In höheren, über die Eitelkeit der irdiſchen Dinge hinausragenden Ideenkreiſen zu Hauſe, warf er auf uns ſchnöde Weltkinder und Sünder gleichſam nur einen befremdeten Blick.

Da er ſich regelmäßig Nachmittags vier Uhr einzufinden liebte, um die Stunde, wo heißer und kräftiger Kaffee die Empfänglichkeit älterer Damen zu ſteigern, und ſie geneigter zu machen pflegt, ſalbungsvolle Reden anzuhören, oder ſelber zu halten, kam ich wöchentlich mindeſtens zweimal mit ihm zuſammen. Neben dem Salon, an deſſen Flügel der Gymnaſiaſt ſeine Klavierſtunde erhielt, befand ſich das Empfangszimmer der Damen, der Frau vom Hauſe und ihrer Tochter Laura, meiner Schülerin. Wenngleich Dr. Laurentius mit Ausnahme der Familienmitglieder Niemanden ſonderlich wohlwollend anblickte, hatte ich doch ſehr bald entdeckt, daß ich am wenigſten zu ſeinen Lieblingen gehöre. Traute er mir verwegene Abſichten auf die Hand des ſteinreichen Fräuleins zu, oder witterte er meine Abneigung gegen ſeinen Pietismus: der fromme Jüngling that Alles, ſich mir unangenehm zu machen.

Die Mutter meiner Schülerin war Wittwe, und neben einem ausgeſprochenen Hange zu weltlichen Vergnügungen, doch auch zur Frömmelei geneigt. An die Erwerbung des ungeheueren Vermögens ihres Seligen knüpften ſich mehrere Sagen, welche den Beſitz und Genuß deſſelben trüben und die Erbin nachdenklich ſtimmen mochten. Die würdige Dame ſchien ihre eigenen Gedanken zu fliehen. Geſellſchaft, Kartenſpiel und Theater zerſtreuten ſie am Abende; ein angenehmer Redner, der in der häuslichen Einſamkeit die Grillen verſcheuchte, war natürlich nach der Sieſta ſehr willkommen. Wenn die Thüren des Salons offenſtanden, konnte ich die Worte

des theologiſchen Rathgebers deutlich verſtehen. Er beſaß ausgezeichnete redneriſche Gaben, und hörte ſich ſelber, wie alle routinirten Redner, mit ſtiller Luſt ſprechen. Dr. Laurentius hütete ſich weislich, die Zerſtreuungen ſeiner Gönnerinnen, der Frau vom Hauſe und des Fräuleins, zu verurtheilen, aber er betonte nachdrücklich das Glück eines ſtillen Familienlebens und einer, von ihren Kinder rnd Enkeln verehrten Mutter und Großmutter. Von Beſſerung des verderbten Menſchenherzens ſprach er oft, nach dem handlichen Spruche: „Fiat experimentum in corpore vili," wählte er jedoch die zur Erläuterung nothwendigen Exemplare nicht unter den Hausmitgliedern, ſondern unter dem menſchlichen Import. Niemand war dem frommen Weſen bequemer zur Hand, als der Clavierlehrer. Die loſen und ſchnöden Tonſtücke, die er ſeine Schüler ſpielen ließ, waren deutliche Symptome des Leichtſinns und der Herzenshärtigkeit. Nach Dr. Laurentius war das Pianoforte ſchon vermöge des Taſtenmechanismus ein der Orgel nahe verwandtes Inſtrument, das durch unkirchliche Muſikſtücke entweiht wurde. Da er als vorſichtiger Mann ſeinen Abſcheu vor mir in die Maske einer chriſtlichen Protection hüllte, ließ er ſich niemals zu Vorwürfen hinreißen. Nur durch liebevolle Rathſchläge wußte er mir das arme Leben ſauer genug zu machen, und den ſo lange erſehnten Thaler für die Stunde gründlich zu verleiden. In Folge ſeiner Ohrenbläſerei beſtand Madame zuletzt wirklich darauf, daß der unglückliche Knabe die nützlichen Klavierſtudien von Czerny und Conſorten aufgeben, und ſich mit

einem, für seine steifen Tastwerkzeuge unspielbaren Choralbuche abquälen mußte.

Wenn ich dem Fräulein eine Lection ertheilte, war der Theologe fast immer zugegen. Der Einfluß des Dr. Laurentius war im Hause zuletzt soweit gediehen, daß die nervöse Laura keine Stunde nahm, wenn der junge Seelsorger nicht in Gesellschaft der Frau Mama im Nebenzimmer anwesend sein konnte. Wir spielten Sonaten von Clementi, an deren ascetischem Tongehalt der gewissenhafte Theologe keinen Anstoß nahm. J. S. Bach's wohl temperirtes Clavier wurde mir oft und warm empfohlen, allein die Oberflächlichkeit des Fräuleins machte eine derartige musikalische Lectüre unmöglich. Der Calcül des Dr. Laurentius war durchaus richtig. Bei diesem System wurde den Schülern nicht allein die Musik, sondern zunächst ihr Lehrer verleidet. Denn da ich mich, in dem verzeihlichen Bestreben, mir die einträglichen Lehrstunden zu erhalten, den musikalisch-machiavellistischen Anordnungen fügte, und mit verdoppeltem Eifer so gründlich als möglich zu Werke ging, betrachteten mich Laura und ihr Bruder, der Gymnasiast, als ihren Plagegeist, und suchten den Lehrstunden auf alle erdenkliche Weise zu entgehen.

Inzwischen waren mir schon mehrere anderweitige Veränderungen aufgefallen. Der Zeichenlehrer, ein mir bekannter junger Künstler von lustigem, aber durchaus anständigem Wesen, war durch einen glattgescheitelten kleinen Overbeck ersetzt worden. Den ehrlichen, aber kurzangebundenen englischen Sprachmeister vertrat eine alte

Dame, die ſich niemals von ihrem ſchwarzen Strohhute mit ſeegrünen Bandſchleifen trennte, und wie ein verkleideter Mordbrenner ausſah; nur ich war noch nicht ausgemerzt. So höflich ich mich betrug, ſo nachgiebig und duldſam ich mich gegen alle Capricen und Marotten der jungen Dame verhielt; beide muſikaliſche Zöglinge wurden von Woche zu Woche ſchweigſamer. Meine Tage im Hauſe waren gezählt; an einem Freitage fand ich ein neues Miniſterium vor. Man hatte den alten Diener, ein Erbſtück des verſtorbenen Herrn, entlaſſen, und einen, von Dr. Laurentius empfohlenen „Bruder“ mit ſeinem Poſten belehnt. Auch ich ſchien dieſem frommen Hausbeamten von dem geiſtlichen jungen Herrn empfohlen zu ſein. Mit der Miene des Petrus, wenn er eine unverſchämte verdammte Seele von der Pforte des Paradieſes zurückweiſt, verkündete mir der Bruder, daß heute keine Klavierſtunde ſtattfinden könne, da ſein Fräulein in Begleitung der Frau Mama und des Herrn „Candidaten“ — er enthielt ſich abſichtlich des frivolen akademiſchen Doctor-Titels — nach der Wilhelmsſtraße gefahren ſei, um die Rede eines neu angelangten Miſſionärs zu hören. Dagegen galt kein Widerſpruch. Ich war ſchon daran gewöhnt, die Werke des Teufels, d. h. die Muſikſtunden, der Erziehung des Ewigen im Menſchen nachgeſetzt zu ſehen, aber der entlaſſene alte Diener hatte mich in ſolchen Fällen gleich durch die Aushändigung der Marke getröſtet. Er wußte, daß ich eine halbe Stunde Zeit und eine Droſchke brauchte, um tief aus dem Innern der Stadt in ihre Sommerwohnung im Thiergarten zu gelan-

gen, und eben ſo viel Zeit zur Rückkehr bedurfte. Dem Bruder fehlte entweder jegliche Wiſſenſchaft in dieſem, jedem auf Zeitersparniß angewieſenen Lehrer ſo wichtigen Punkte, oder er hatte anderweitige Inſtructionen erhalten. Er war unverkennbar der richtige Miniſter, um die neuen Maßregeln der auswärtigen Politik des Dr. Laurentius auszuführen. Während der Bruder mit mir ſprach, hatte er demonſtrativ genug beide Hände in die hinteren Taſchen des ſandfarbigen Fracks geſteckt, ſeine Stimme klang ſchneidend, ſeine hellgrauen Augen ruhten mit heuchleriſchem Mitleid auf mir. Die Möglichkeit offen laſſend, daß man vergeſſen haben könne, mich zu entſchädigen, oder unter dem neuen Hausminiſter auch einen neuen Geſchäfts- und Inſtanzengang beabſichtige, ſchied ich gefaßt. Am nächſten Dienſtage wurde ich nicht beſſer behandelt: ein tendenziöſes Verfahren ließ ſich nicht länger verkennen. Der angehende Gottesgelehrte hatte die Damen diesmal nicht zu einem Miſſionär, ſondern zu einem nachmittägigen Kindergottesdienſte in einer vorſtädtiſchen Beſſerungsanſtalt mitgenommen. Mit unſäglichem Wohlgefallen an dem Wandel des Gerechten zeigte der dienende Bruder mir dieſe neueſte Thatſache an; die Marke verabreichte er jedoch abermals nicht. Schweigend ging er von dannen, indeſſen dämmerte in mir eine Ahnung auf, der tugendſame Jüngling könne in ſeinem Eifer für die Beſſerung ſeiner Nebenmenſchen beſchloſſen haben, mich durch beharrliche Entziehung kleiner fälliger Geldbeiträge auf die Eitelkeit meiner Beſtrebungen auf-

merkſam zu machen, und auf dieſem Wege von dem laſterhaften Klavier-Lebenswandel abzubringen.

Am Mittwoch ſchrieb ich an die Dame des Hauſes einen artigen Brief, worin ich meine beiden vergeblichen Gänge anzeigte, und darum bat, mir ſchriftlich melden zu wollen, wann ich mich zum Unterricht wieder einzufinden habe.

Acht Tage lang blieb ich ohne Antwort. Kein Bote, kein Brief! Am neunten Tage erſchien der dienende Bruder in einer neuen Livrée. Neben dem Schreiben lag eine Verlobungskarte mit Laura's und Dr. Laurentius' Namen. Der Heilige hatte ſeinen Zweck erreicht; er ließ mich mit ſanftem Hohne im Namen ſeiner verehrten Schwiegermutter über ſechs Thaler für die erſten drei Wochen des Monats quittiren. Die beiden Marken für die Miſſionspredigt und den Kindergottesdienſt iſt der edle Mann als jetziger Erbe des Vermögens bis auf den heutigen Tag mir ſchuldig geblieben. Ich habe ihm die fromme Täuſchung längſt verziehen.

6. Er will zum Theater.

Es war um die Stunde, wo der unabhängige Menſch ſich ſo bequem als möglich in die Ecke ſeines Lehnſtuhles drückt, die Füße auf den Faullenzer legt, ein ſeidenes

Taſchentuch über das Geſicht deckt und ſo nach vollendeter Mahlzeit ſchließlich noch den Genuß der beſten Speiſe an des Lebens Tiſch vorbereitet, während Alles, was ſich der Schulmeiſterei ergeben hat, im Gefühl eines vollen Magens und einer dumpfen Verzweiflung, den Rock über Erſterem feſt zugeknöpft, ein Packet Schulbücher oder Noten unter den Arm nimmt, und die ſonnige Straße entlang ſich in die pädagogiſche Plantage begiebt. Es iſt leicht zu errathen, daß es in fünf Minuten zwei Uhr Nachmittags zu ſchlagen drohte. Ich ſtand im Begriff, mich zu einem Fräulein zu begeben, das ſeit vier Wochen mit einem Provinzial-Staatsanwalt verlobt, alle früher ſimulirten Sympathien für Mozart und Beethoven Angeſichts des Eheſtandhafens aufgegeben hatte, und die Klavierſtunde nur noch zu einem leichten Nachmittagsſchläfchen benutzte. Mit der freien Ausſicht, die hoffnungsvolle junge Hausfrau durch lautes Zählen eine Stunde lang munter erhalten zu müſſen, wollte ich eben mein Zimmer verlaſſen, als raſch und mit feſter Hand an die Thür gepocht wurde.

„Herein!“ Ein elegantes Sommercoſtüm und darin ein junger Menſch ſtand vor mir.

„Darf ich Ihre Zeit einige Minuten in Anſpruch nehmen?“ fragte der Gaſt.

„Wenn Sie mich nicht für angezogen halten wollen, möchte ich Sie bitten, mich zu begleiten, und unterwegs Ihre Wünſche auszuſprechen. Ich werde am dritten Orte erwartet,“ gab ich zur Antwort.

„Sehr gern,“ rief der junge Menſch — ich ſage

abſichtlich nicht „der junge Mann," denn er beſaß keine der Eigenſchaften eines ſolchen — und hüpfte über den Flur und die Straße auf das Trottoir. Er war von kleiner Figur und unterſetzter Bauart, die bei einem Menſchenkenner unheimliche Ahnungen eines künftigen Bauches erwecken konnte, zugleich außerordentlich wohl gepflegt, genährt, friſirt, parfümirt und gekleidet. Man gerieth auf den Verdacht, der junge Menſch werde in einem Maroquin-Etui, und zwar innerhalb einer vor Roſt ſchützenden Fütterung aufbewahrt, und täglich nur für kurze Zeit in Freiheit geſetzt. Dieſer Verdacht wurde durch ſeine Gangart unterſtützt. Er ſchien ſich ſeiner kurzen, aber geraden und hübſchen Beinchen nur zu bedienen, um auf ihrem beweglichen Piedeſtal eine Reihe von maleriſchen Stellungen auszuführen. Sein Blick war etwas unſicher und in ſich gekehrt, wie der eines Menſchen, welcher ſich weniger mit der Außenwelt, als mit Hirngeſpinſten beſchäftigt, und überwiegend in der Phantaſie lebt.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte ich den ſchmucken Jüngling, als wir vor der Hausthür angelangt waren.

„Ich ſuche einen gewandten Klavierſpieler, der mich an einigen Tagen der Woche zum Geſange begleitet, und wollte Sie erſuchen, mir dieſen Dienſt zu erweiſen." Zugleich nannte er eine wohlhabende Familie, von der meine Perſon ihm empfohlen ſein ſollte.

„Sie ſind alſo ein kunſtſinniger Dilettant?"

„Nein, ich bin Künſtler! ich bilde mich für die

Bühne aus; ich ſtudire Partien!“ flüſterte der Jüngling mit der gebührenden Beſcheidenheit eines Weſens, das noch nicht den Theaterrubiken überſchritten hat.

Gewiß ſingen Sie Tenor?“

„So iſt es! Tenor, und zwar ſehr hohen, ſehr hohen Tenor!“ rief mein Begleiter und ſtieß das bewußte C mit der Bruſt, aber etwas naſalem Anklange, ſo laut aus, daß ein, an der ſchattigen Mauer lungernder Eckenſteher nicht umhin konnte, zu bemerken: „Wenn Sie morgen wieder vorbeikommen, kriegen Sie einen Mehlwurm!“

Der hohe Tenoriſt warf einen Blick der wüthendſten Verachtung auf den numerirten Geſangsfreund und fuhr fort: „Ich bedarf eines Klavierſpielers, der mir nachgiebt, denn ich bin leider nicht ſehr muſikaliſch. Unglückliche Jugendverhältniſſe, unglaubliche Hinderniſſe, hartnäckiger Widerſtand der Eltern; aber ich ſinge mit Gefühl! man muß nur verſtehen, mir zu folgen!“

Er ſah ſich etwas ängſtlich nach dem ſatyriſchen Eckenſteher um, da wir aber eben den ſchmalen, und vormals nicht ganz reinlichen Durchgang von dem Hausvogteiplatz nach der Taubenſtraße betraten, ſtimmte er mit der nöthigen Zuverſicht die beliebte Arie des Nadori aus der Jeſſonda an, und gab mir eine genügende Probe ſeines Vortrages.

„Womit kann ich Ihnen alſo dienen?“ fragte ich, da wir nach Beendigung des Thema's dieſe ſtille Gegend verließen und uns dem Gensd'armenmarkt näherten.

„Ich wollte Sie bitten, mich dreimal wöchentlich in

den Abendſtunden zu beſuchen, und mir die Partieen, die ich bei meinem Geſanglehrer einſtudirt habe, am Klavier zu begleiten. Ich gedenke im nächſten Herbſt im Königſtädtiſchen Theater aufzutreten. Ganz gewiß kann ich es aber noch nicht angeben. Möglicherweiſe läßt ſich der Graf Redern erweichen, und ich gaſtire auf Engagement im Opernhauſe; wir haben auch unſere Connexionen. Ich lade Sie nicht Vormittags zu mir ein, Sie wiſſen, vor Tiſch ſind die Weiheſtunden der Kunſt, des Studiums, der Empfindung, auch nicht gleich Nachmittags, wann der innere Menſch mit der Verdauung beſchäftigt iſt: wir wollen um Sonnenuntergang muſiciren. Dann iſt meine Lieblingszeit; ich ſinge mit Gefühl!" Der junge Menſch ſagte das Alles ſo haſtig und mit einer ſolchen närriſchen Art, daß ich mir viel Vergnügen von unſeren Geſangsſtudien verſprach, und mich um ſo eher bereit erklärte, da die Honorarbedingungen vortheilhaft genug waren. Mein neuer Jünger gab mir ſeine Adreſſe, wir beſtimmten die erſte Zuſammenkunft und trennten uns dann vor dem Hauſe der künftigen Staatsanwaltin.

An dem feſtgeſetzten Abende fand ich mich in der Wohnung des Tenoriſten ein. Sie lag in einem, nach der oberflächlichen Meinung der Menſchen: zahlungsfähigen Stadtviertel, beſtand in zwei eleganten Zimmern eines erſten Stockwerkes, und wurde von einer grämlichen Alten überwacht, welche die Ankömmlinge durch ein vergittertes Guckloch erſt in Augenſchein nahm, ehe ſie die Thür öffnete. Dieſer Umſtand gefiel mir nicht. Derartige Obſervatorien, zumal wenn Sie auf der Innenſeite noch

mit einem geräuſchloſen Schieber verſehen ſind, deuten im gewöhnlichen Laufe der Dinge auf Wechſelverfolgungen. Ich dachte nicht weiter darüber nach. Mir war genug, daß mein junger Client den Wechſel der Stimme glücklich überſtanden hatte. Nach einigem Zögern ließ mich die Alte grinſend ein, und der Tenoriſt kam mir in einer künſtleriſch vorbereiteten Haltung und Toilette entgegen. Er trug einen phantaſtiſchen Schlafrock, der die Mitte hielt zwiſchen einem alltäglichen Warſchauer und den Gewändern, wie ſie die Könige des alten Aſſyriens auf den herausgegrabenen Ruinen tragen; ſein Hals war frei und von einem blendend weißen Hemdekragen umgeben, das Haupt bedeckte ein Barret von ſchwarzem Sammt, doch vermißte ich ſchmerzlich die erforderliche Feder daran. In dem zweiten Zimmer ſtand ein vortrefflicher Flügel.

Nach den üblichen Begrüßungen und Artigkeiten machten wir uns ſofort an die Arbeit.

Mein Schüler Adolph (ſeinen Familiennamen will ich aus zarten Rückſichten verſchweigen) war einer der hoffnungsloſeſten Sänger, die mir bis dahin begegnet waren. Klang ſeine hohe Tenorſtimme an ſich noch erträglich, ſo fehlten ihm alle ſonſtigen Gaben, ohne welche auch das trefflichſte Organ werthlos bleibt. Das Gefühl für Tact und Periodenbau ſchien ihm gänzlich zu mangeln, der Burſche ſteckte voller verſchrobener Accente, fortwährend miſchte ſich ſein Geruchsorgan unberufen in den Geſang, und wenn er einen hohen Ton gefaßt hatte, ſo ſchwelgte er, ohne Berückſichtigung des Sinnes der

Stelle, in dem vermeintlichen Wohllaut desselben mit der Energie eines Canarienvogels, der durch Spectakel auf der Straße zur Concurrenz herausgefordert wird. Und dieser Narr wollte sich für das Theater vorbereiten. Das Aeußerste, zu dem er es bringen konnte, war nach meiner Meinung eine Mitwirkung im Chore, wo er als Complice eines heidnischen Oberpriesters oder Kriegsherrn, beherrscht von einigen zwanzig anderen Stimmen, sich keine vocalen Ausschreitungen erlauben durfte. Wir sangen mehrere Solo- und Ensemblestücke aus italienischen Opern, und fortwährend schwebte mir eine ernste Warnung auf der Zunge, allein da ich bereits aus Erfahrung wußte, daß Menschen sich leichter religiöse Ueberzeugungen, als künstlerische Schrullen ausreden lassen, schwieg ich weislich, und vertraute auf die heilende Gewalt der Zeit, des Publikums und der Kritik.

Wir setzten unsere Studien regelmäßig fort, und zuweilen, wenn es die Uebung schwieriger mehrstimmiger Sätze galt, gesellte sich ein alter Violinist zu uns, der die Sopranstimme spielte, während ich den unversöhnlichen Vater, oder einen verkannten Onkel im Baß brummte, und dabei den Fuß auf die Hühneraugen Adolphs setzte. Ich hatte nämlich bemerkt, daß diese parasitischen Gebilde seines Organismus am empfänglichsten für die Gesetze des Rhythmus waren. Alle vierzehn Tage einmal erschien der große Meister, dem die Ausbildung Adolphs anvertraut war. Dann entledigte der Tenorist sich des Schlafrocks, doch nicht des Barretts, er legte einen leichten Sammetrock an, steckte einen Briefstreicher statt des

Dolches in den Gürtel, und die wichtigſten Scenen der Hauptpartien wurden mit vollſtändiger Action probirt. Sein Edgardo wird nie aus meinem Gedächtniß ſchwinden. Der Maeſtro unterſtützte wie billig ſeinen Schüler in eigener Perſon. Bald war er Lucia, ließ ſich voller Verzweiflung den Verlobungsring vom Finger ſtreifen, und ſank ohnmächtig in die Knie, bald gehörte er zu den Schloßrittern, und fing den durchbohrten Edgardo in ſeinen Armen auf. Nicht ſelten ſang er mit halber Stimme mit, aber die ſtärkſte Seite des Maeſtro war eigentlich das ſtumme Spiel, wenn ſchon der ergreifende Eindruck durch ſchadhafte Vorderzähne und eine, durch ſtarken Tabaksgebrauch mißhandelte Naſe etwas geſchwächt wurde. Er verſtand Alles nachzuahmen, das brechende Auge Lucia's, die kummervolle Miene des greiſen Bidedent, den eiferſüchtigen Zorn Buclaffo's und die bekümmerte Ergebenheit des hilfreichen Ritters im Finale. Der Maeſtro glaubte an die Talente Adolph's eben ſo gut, wie an ſeine unbeſtreitbare Fähigkeit, aus jedem Sänger einen Rubini oder Lablache zu erziehen. Es lag etwas grauenhaft Komiſches in dem Gebehrdenſpiele und Geſange dieſer beiden verblendeten Menſchen. Eines war jedoch klar, jede Einmiſchung würde von den Narren übel vermerkt worden ſein.

Um jedoch auf den Boden der proſaiſchen Thatſachen hinabzuſteigen, muß ich bekennen, daß ich von Adolph das verabredete Honorar nicht empfing. Es verfloſſen mehr als drei Monate, ohne daß er mich für Aufwand von Zeit und Mühe anders, als durch das Silber ſeiner

Stimme entſchädigte. Der junge Mann war der Wirklichkeit ſchon ſo ſehr entfremdet, und lebte ſo vollſtändig in Viſionen hoher Gagen und Gaſthonorare, daß er, als ich mir endlich eine ſchüchterne Anſpielung erlaubte, ganz unbefangen mich auf den künftigen Ertrag ſeiner Rollen verwies. Nicht wenig erſchreckt durch die heilloſe Naivetät, begab ich mich am nächſten Tage zu dem Maeſtro, und klagte ihm mein Leid, allein wie ward mir, als der alte Mann die Partie ſeines Schülers nahm, mich mit pathetiſch zuverſichtlichen Worten auf den Winter vertröſtete, und ſich ſelber mir zum Muſter aufſtellte. Auch er gab Adolph die Lectionen unentgeltlich, nur hatte dieſer einen Contract unterſchrieben, laut deſſen gewiſſe Procente aller künftigen Einnahmen Adolphs in die Taſche des Maeſtro floſſen. Es war ein Uebereinkommen, wie Künſtler es in ſchärferer Form mit Theateragenten zu ſchließen pflegen, wenn dieſe für ihre Verhandlungen mit den Directionen einen Procentſatz von allen Gaſtſpielen und Gehältern abziehen. Ich mußte mich fügen, aber ich gab bei meinen geringen Fähigkeiten: mich in lächerlichen Illuſionen zu wiegen, die ganze Summe halb und halb verloren, und hoffte nur noch auf Befriedigung von Seiten der Familie Adolphs. Sichtlich ſtammte er aus einem wohlhabenden Hauſe. Kleine Angewohnheiten luxuriöſer Art deuteten auf Wohlleben von Kindesbeinen an und Uebung in leichtſinnigen Ausgaben. Auf ganz unerwartete Weiſe ſollte mir geholfen werden.

Die Theaterzeit war über unſeren theatraliſchen Studien vorgerückt, und wenn auch der Intendant der

dreißiger Jahre, Graf Redern, den guten Adolph nicht für die königliche Oper zu gewinnen trachtete, ſo hatte der Maeſtro, ein in Praxi gewiegter Mann, ſeinen Schüler doch im Königſtädtiſchen Theater anzubringen gewußt, wo die geſangsfrohen Berliner die Freuden der italieniſchen Opern kennen lernten, und es nicht ſo genau nahmen, wenn in zweiten und dritten Partien ein ehrlicher Deutſcher mit unterlief. Die Vorſtellungen hatten begonnen, das Publikum war mit dem männlichen Perſonal nicht ſonderlich zufrieden, und die beiden Schwärmer ſahen mit Stolz dem Tage entgegen, wo der neue Tenor die ſchmerzliche Lücke ausfüllen, und vom Alexanderplatz aus ſeinen Siegesflug durch Europa beginnen werde. Nichtsdeſtoweniger glaubte ich an Adolph Spuren von Verlegenheit zu bemerken. Fühlte er ſich in ſeiner Kunſt ſicher, ſo ſchien ihn etwas im Privatleben zu drücken. Zum erſtenmale ließ er mir eine Geſangübung durch die Alte vom Obſervatorium abſagen. Am nächſten Morgen erſchien in meiner Wohnung ein alter Herr von ſehr gemeſſenem, faſt melancholiſchem Weſen.

„Sind Sie auch Einer von denen, die meinen Jungen an der Naſe herumziehen?“ fragte der Alte, als er auf dem Sopha Platz genommen und ſeinen Rohrſtock zwanglos queer über den Tiſch neben mein Kaffeegeſchirr gelegt hatte. Der Redner war Adolphs Vater, und endlich nach Berlin gekommen, die muſikaliſchen und anderweitigen Verhältniſſe ſeines Sprößlings zu ordnen.

„Mein Herr!“ rief ich entrüſtet, „Sie bedienen ſich ganz ungebührlicher Ausdrücke. Erlauben Sie, daß ich

Ihnen den Sachverhalt der Wahrheit gemäß darſtelle!“ Der Alte, als er meine Entſchloſſenheit bemerkte, willigte mit dem Kopfe nickend ein, und ich ſtattete einen Bericht alles bisher Geſchehenen, ſowie meiner Anſichten über das Talent und die geringen Kunſthoffnungen Adolphs ab, ſchließlich ging ich auf die Budgetfrage ein, und bemerkte, daß „Kaſſa“ bis Date noch nicht geweſen ſei! Die offene Art meiner Auseinanderſetzung befriedigte den Alten ſichtlich, nur die Stretta des Finales verdüſterte ſein dunkelroth gefärbtes Geſicht noch mehr. Er ſchlug heftig auf die Taſche, von wo es metallen zurückſchallte, und knurrte: „Wie viel iſt er Ihnen ſchuldig?“

„Ich nannte die Summe, und legte das genau ſpecificirte Verzeichniß aller Muſikabende bei. „Da ſchlage doch gleich das Donnerwetter drein,“ ſagte der alte Herr, und überflog die Liſte, in ſeinem Auge ein „Sündenregiſter.“ Er zog dann eine dicke, mit abgegriffenen Documenten angefüllte Brieftaſche, legte den Betrag in Kaſſenanweiſungen auf den Tiſch, hieß mich darüber quittiren, ſchloß die Brieftaſche wieder mit der Bedachtſamkeit eines Schließers im Criminalgefängniſſe, ſteckte ſie in den Rock und beide Beine lang vor ſich; hierauf ſprach er: „Ich halte Sie für einen verſtändigen Mann, mein lieber Herr; mit dem andern Eſel iſt nichts anzufangen.“ („Bitte! Bitte!“ fügte ich in Parentheſe hinzu.)

„Ich ſehe ſchon, wie die Sache ſteht, das Geld iſt ausgegeben, ich werde mit dem Schlingel nicht fertig; mag er ſich die Finger in der Komödie verbrennen. Aber

mein ehrlicher Name soll nicht lächerlich gemacht werden, wenn er auftritt, kann er einen andern annehmen!"

„Wollen Sie mich denn aber nicht mit Ihrem Vertrauen beehren?" bemerkte ich freundlich, „ich habe Ihren Sohn mit solcher Discretion behandelt, daß ich wohl einige Aufschlüsse von Ihrer Seite erwarten kann. Sie können mir nicht vorwerfen, Adolph, oder gar Sie selber, durch Vorspiegelungen getäuscht und ausgebeutet zu haben. Trifft mich ein Vorwurf, so ist es höchstens der des Schweigens. Bei persönlicher Bekanntschaft hätte ich längst an Sie geschrieben!"

„Sehr gern, mein Lieber," antwortete der Alte, „ich habe eine Porterbrauerei in S. und den Jungen eigentlich für mein Geschäft erzogen, aber man macht heute einmal seine Berechnungen. Die Mutter — Gott habe sie selig! — hat dem Adolph die Raupen in den Kopf gesetzt! Erst Singstunden, dann Theezirkel, dann Bekanntschaft mit Komödianten, Sie können sich wohl denken, wie Alles gekommen ist. Ich mußte nachgeben, und den Jungen nach Berlin gehen lassen: er hat mich Geld genug gekostet, und ich will nicht untersuchen, wo es geblieben ist. Schulden habe ich bezahlt! Na! (Hier schlug er zur Abwechselung auf die Brieftasche.) — Zum Glück kann ich es aushalten!"

„Und Sie wollen Ihren Sohn nicht wenigstens auftreten sehen?"

Der Alte starrte mich an und machte eine Pantomime des Entsetzens.

„Schreiben Sie mir, wie die Sache ausgefallen ist,

ich trage kein Brett vor dem Kopf, und habe nichts dawider, wenn der Junge ſich ſein Brot auf den Brettern verdient; aber er muß auch was ſein! Geht es ihm ſchlecht, ſo hole ich ihn an den Haaren in's Geſchäft zurück. So wahr, wie ein Gott im Himmel lebt! Das thue ich! Alſo ſchreiben Sie mir; gleich am andern Morgen!"

Der Alte ging und drückte freundlich meine Hand, als ich ihm zu ſchreiben verſprach. Drei Tage ſpäter trat Adolph auf. Der muſikaliſche Vorſtand der Oper hatte aus gerechtem Mißtrauen ihm nur eine, wenig umfängliche Partie in einer, meinem Gedächtniß leider entſchwundenen Oper ertheilt, aber ſchon nach dem erſten Arioſo wurde Adolph — ausgelacht. Von den Lampen und dem Hohn geblendet, verlor der arme Burſch den Muth und alle Kraft der Stimme. Es gelang ihm nur noch zu zirpen. Im zweiten Acte fragte mitten in ſeinem Terzett mit zwei kräftigen Baſſiſten ein wißbegieriger Mann von der Galerie ſogar: „warum ſingt denn der Kleine nicht?" Nach dem dritten Act wurde ihm jedes fernere Auftreten von dem Regiſſeur gekündigt. Der Arme war auf dem Platze geblieben.

Als ich am andern Morgen Adolph meinen Beileidsbeſuch abſtattete, lag er auf dem Sopha; vor ihm ſtand die Alte, eine Taſſe Baldrianthee in der Hand. Adolph hatte ſeinen erſten „anonymen Brief" empfangen. Er war in Verſen abgefaßt und der unbekannte Dichter ſang ungefähr: „Wenn vor einem Hauſe eine Eule ſingt, ſo muß nach dem Volksglauben der Kranke darin ſterben.

Wenn du aber, o Adolph, ſingſt, dann muß die Eule ſelber ſterben!"

Adolph verſchwand ſpurlos aus Berlin. Erſt fünfzehn Jahre ſpäter erkannte ich ihn im Locale eines hieſigen Reſtaurants wieder. Er hatte ſich einen ordentlichen Bauch und eine röthliche Naſe angeſchafft, ſeine Stimme war, durch beharrlich fortgeſetzten Genuß von Porter geklärt. Wenn bei dem Mangel an Sängern eine Bühne auf ihn reflectiren ſollte, ſo wird ſeine Adreſſe unſchwer zu erfahren ſein. Er ſcheint noch nicht ganz von allen Illuſionen geheilt.

---

7. Muſik und Bureaukratie.

„Ew. Wohlgeboren würden mich verpflichten, wenn Sie an einem der nächſten Tage in den Nachmittagsſtunden zwiſchen vier und ſechs Uhr in meiner Wohnung, Lindenſtraße Nr. 112, nahe beim Kammergericht vorſprechen wollten. Gegenſtand der Berathung: Unterricht meiner beiden Knaben. Alter der Scholaren 13 und 15 Jahre. Ew. Wohlgeboren ſind mir durch Frau Medicinalräthin Krauſemünze empfohlen.

Hochachtungsvoll

Zacharias, Geh. Juſtizrath.

Dieſes Handſchreiben hatte ein, in Fußwanderungen geübter Subalternbeamter perſönlich bis an meinen Flügel gebracht, und jegliche Vermittelung der Wirthin und Aufwärterin abgelehnt. Das Geſicht dieſes alten Stadtpilgrims war tief gefurcht; man erkannte leicht, daß er ſeine Anſichten über die Menſchheit im Wege der „Vorladung" gebildet. Am liebſten hätte er mich den Empfang des Billets beſcheinigen laſſen. Ohne entſprechende nähere Anweiſung betrachtete er meine Perſon einige Secunden lang ſchweigend, als hege er gegründete Zweifel, daß ich wirklich kommen werde, dann ſchüttelte er höchſt unbefriedigt das graue Haupt und ging. Der rechtserfahrene Bote befand ſich jedoch im Irrthum; ich war entſchloſſen, ſeinen Gebieter zu beſuchen. Die Sommerſaiſon ſtand auf ihrer Höhe und ich verfügte über ausreichende Zeit, da die weibliche muſikaliſche Welt ſich noch in den Bädern befand, und ich auf einigen Abfall zum Herbſte vorbereitet ſein mußte. Ueberdies war ich ihm durch die Medicinalräthin Krauſemünze empfohlen, dieſe Kennerin galt aber in vocalen und inſtrumentalen Sphären für eine Autorität, die man nicht ungeſtraft mißachten durfte.

Um nicht zu eilig zu erſcheinen — Aerzte und Lehrer in Künſten thun wohl, ſtets eine Ueberladung mit Berufsgeſchäften durchblicken zu laſſen, — begab ich mich am dritten Tage nach Empfang des Handſchreibens zu meinem neuen Kunden, und ward von einem alten gnomenartigen Diener ſogleich vorgelaſſen. Der Geheimerath empfing mich mit großer Freundlichkeit, inſoweit er

wenigſtens ſein trübſeliges Weſen zu einer ſolchen erheitern konnte, und bald waren wir über die Lehrſtunden und die Honorarbedingungen einig. Mein Mäcenas war ein ſehr muſikaliſch-theoretiſcher Herr, und rühmte ſich der Freundſchaft des Geh. Raths v. Winterfeld, des Verfaſſers von „Johann Gabrieli“. Nachdem die pädagogiſchen Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, begann er alsbald ein Geſpräch über „Matheſon“, und machte viel ſchätzbare Bemerkungen über dieſen humoriſtiſchen Schriftſteller und Muſiker. Da meine beiden künftigen Schüler in einer griechiſchen Nachhülfeſtunde beſchäftigt waren, konnte ich mich ungehindert der Beobachtung des Geheimrathes widmen. Man geſtatte mir, mit ſeiner Wohnung, und zwar ſchon unten an der Thür des geräumigen zweiſtöckigen Hauſes zu beginnen. Der Flur und die breite Treppe beanſpruchten ſo viel Raum, daß ein ſpeculativer Wirth des Tages unfehlbar einen Neubau unternommen und an derſelben Stelle gewaltſam eine kleine Wohnung für ſtille kinderloſe Leute errichtet hätte. Außer dem Wirthe wohnten nur zwei Parteien im Hauſe, und ſämmtliche Gemächer hatten jenes ſaalartige Format, ohne welches ſich die Baumeiſter des mittelalterlichen Italiens kein menſchliches Wohlbefinden zu denken vermochten. Das Haus zeigte einen Anſtrich von klaſſiſcher Architektur und trieb keinen Luxus mit Fenſtern. Sobald man eintrat, überraſchte eine ſeltene Stille und Kühle. Ein befremdlicher zarter Geruch ſtimmte den Eintretenden, wenn auch nicht feierlich, ſo doch bedächtig, wenn man will: beſchaulich. Es war kein Geruch, wie in Klöſtern,

wo man ſich des abgeſtorbenen Weihrauchduftes und der Gedanken an ausgeblaſene Wachskerzen nirgend erwehren kann, es roch nicht, wie in Gefängniſſen oder Gerichtshöfen, als ob verborgene Chemiker fortwährende Verſuche mit der Verdichtung mißliebiger Gasarten anſtellten, nicht wie in großen Heilanſtalten, wo ſelbſt die beſtändig erneuerte Luft wehmüthig nach Reconvalenz duftet, und doch herrſchte gleichfalls ein Gattungsgeruch im Hauſe. Als dem Kinde eines preußiſchen Beamten war er mir nicht fremd, ich kannte und liebte ihn, denn ich war darin aufgewachſen, wie ein Gärtnersbube im Hauche der Roſen und Lilien. Das eigenthümliche Aroma ſtammte von — Papier, von vielem beſchriebenen und unterſiegelten Papier, der Zahn der Zeit nagte unabläſſig an hoch aufgeſpeicherten Angſtwerken der Rechtskunde und der Regierungsmaſchine, und der leiſeſte Lufthauch vertheilte ſie in der Atmoſphäre des alten Hauſes. Nach papierener Vergangenheit roch es, und wenn die Sonne durch das bunte Flurfenſter ſchien, ſah man in Myriaden erleuchteter Stäubchen eine phantaſtiſch ſchwebende Welt, die Embryonen eines künftigen ſchöneren Actenreiches voll ſeliger Geiſter von Regiſtratoren, Calculatoren, Geh. Secretairen und Kanzeleiräthen. Die drei Inſaſſen des Hauſes gehörten ſämmtlich verſchiedenen Miniſterien an, und lebten unter Bergabhängen von Papier. Allen Creaturen und Gerätbſchaften war der blaſſe Geiſt des Papiers über den Kopf gewachſen. Das aus einer ſehr engen Brunnenröhre fließende Waſſer plätſcherte nicht, ſondern „blätterte“, und die Blumen in dem kleinen

Garten blühten mit einiger Befangenheit, und ſchienen ihre Reize erſt ordentlich öffnen zu wollen, wenn der Chef es erlaubt hatte. Noch ein Schritt, und der Frühling erſchloß ſich in dieſen Paradieſe gleichwie zwiſchen dem Löſchpapier eines Herbariums.

Von den drei Einwohnern habe ich nur den Geh. Juſtizrath Zacharias kennen gelernt. Die beiden anderen hohen Beamten lebten für ſich, und kamen nicht mit einander in Berührung. Auch in den Garten ſtiegen ſie niemals hinab, er lag unter den Fenſtern ihrer Arbeitszimmer, aber ſie ehrten ihn als „ſittliche Schranke", als ein unerklärliches Element in ihrem Daſein.

Bei meinem erſten Beſuche fand ich Gönner Zacharias in einem hohen, ſtattlich meublirten, aber doch etwas ernüchternd auf das Gemüth wirkenden Gemache, vor einem Schreibtiſch, der eigentlich den Namen einer miniſteriellen Feſtung erſten Ranges verdiente, und mit einer Menge von Außenwerken umgeben war, d. h. von gefüllten Actenſtändern. In allen Fächern und eben auf dem Walle, d. h. auf der höchſten Platte des Schreibtiſches, lagen Acten neben einer ernſt gebundenen Geſetzſammlung. Ueberall herrſchte muſterhafte Ordnung, nur ein Hof von Tintenklecken um das Tintenfaß mit ſeiner faſt ſechszölligen Mündung befleckte das grüne Tuch des Pultes. Der Befehlshaber des Pultes war ein ſtrenger Commandant, Siegellack, Oblaten, Gänſekiele, Bleifedern und Rothſtifte hatte er mit der Regelmäßigkeit eines Arſenales aufgeſchichtet. Die breiteſte Wand des Gemaches war mit einer, aus vielen älteren und wenigen

neueren Werken beſtehenden Bibliothek bedeckt, in der es nicht an Folianten fehlte. Er ſelbſt ſaß vor, oder eigentlich in ſeinem Schreibtiſch, denn er wurde von allen Seiten von Actenforts und Ravelin's von Documenten umgeben, auf einem kleinen Stuhl mit einer kurzen, nicht die geringſte Bemerklichkeit geſtattenden Rücklehne. Anfangs entging dieſes Geräth bei ſeiner unſcheinbaren Geſtalt ganz meiner Aufmerkſamkeit, und ich betrachtete nur mit Vergnügen die hohe, an den Schläfen halbdurchſichtige Stirn, die gleich einer engliſchen Nähnadel ſpitzige Naſe, die eingefallenen Wangen und Lippen, das ſchwach gebrochene Auge und die ſchauderhaft verwelkten mageren Hände meines Gönners, allein als er ſich erhob, an die Bibliothek trat, um mir ein ſeltenes alten Partiturenwerk, deſſen Copie er mit Schicklichkeit und Liſt in Rom erworben hatte, zu zeigen, nahm mich jener merkwürdige Stuhl vollſtändig in Beſchlag.

Durch ein Polſter, oder auch nur einen ledernen Ueberzug, war er nicht ausgezeichnet; der Sitz beſtand lediglich aus einem gerundeten Eichenbrette, aber dieſe, nur acht bis zehn Zoll im Durchmeſſer haltende Platte war ein Unicum in ihrer Art. Ein Sonnenſtrahl, der von einem offen ſtehenden Fenſter der hinter dem Garten gelegenen Häuſer grell zurückprallte, fiel auf die Eichenſcheibe und ließ ſie mit metalliſcher Gewalt erglänzen. Zunächſt hielt ich ſie wirklich für einen, mit vollendeter Kunſt geſchliffenen Hohlſpiegel, wie ich ihn aus dem Experimental-Collegium des Prof. Magnus in Bezug auf ſtrahlende Wärme kannte, als ich aber überlegte, daß der

Geh. Juſtizrath in Erwägung, welch' ein bedenklich guter Wärmeleiter Metall ſei, ſchwerlich auf einem ſolchen Stoffe Platz nehmen, noch weniger aber eine ausgehöhlte Rundung als Stützpunkt des Nachdenkens und der Arbeit wählen werde, und nun ſchießlich die Stuhlplatte berührte, überzeugte ich mich, daß ſie wirklich nur aus glattem Holze beſtand. Nichtsdeſtoweniger durfte ſie ein Wunderwerk heißen. Wir haben in den Märchen unſerer Vorfahren von magiſchen Spiegeln gehört, die von räthſelhaften Miſchungen bei ſeltenen Conſtellationen gegoſſen und unter Zauberſprüchen geſchliffen, die fernen Schickſale der Menſchen entſchleiern ſollen; in ähnlicher Weiſe offenbarte dieſes Kunſtprodukt eine ganze Vergangenheit von Fleiß und Ausdauer meines neuen Gönners. Wenn ſonſt die ſchöne Patina einer Bronzeſtatue für ihr hohes Alter ſpricht, verkündete eine, nur durch hartnäckigſtes Gefäß dem härteſten der vaterländiſchen Hölzer abgerungene köſtliche Politur, bureaukratiſche Thaten, nicht geringer, als die des Herkules.

Der Glanz der Platte feſſelte mein Auge wahrhaft dämoniſch, ich war ganz geblendet. Ich dachte nicht an die Einſeitigkeit dieſes Gebildes, daß niemals reizende Burgfräulein und Edelfräulein darin ihre roſigen Wangen geſpiegelt, daß es noch nie das Lächeln menſchlicher Züge, nie ein, in Thränen ſchwimmendes Auge abgebildet; ich dachte gar nichts. Eine ſtarre Bewunderung der Macht der Reibung urſprünglich nur nachgiebiger Stoffe lähmte meine Geiſteskräfte. Der Tropfen höhlt den Stein!

heißt es, aber auch die angeborene knorrige Rauheit des Eichenholzes weicht dem ſanften Buckskin.

Der Geh. Juſtizrath kam mit dem eingebundenen Hefte zurück. Er bemerkte meine Ueberraſchung, gerieth aber nicht auf die richtigen Beweggründe derſelben. „Auf Eichenholz zu ſitzen, iſt außerordentlich geſund," ſagte er wie immer halblaut und langſam, „gegen gewiſſe Uebel empfiehlt man den täglichen Genuß von jungem Moſelwein, aber ich ziehe eine Arbeitspoſition auf Eichenholz vor. An eine wiſſenſchaftliche Definition möchte ich mich nicht wagen, inwiefern der Gerbſtoff im Holze ſich durch den bloßen Contact dem Organismus mittheilt, aber die Wirkung iſt erfahrungsmäßig ſegensreich."

Wir betrachteten die Partitur längere Zeit, und den Geh. Juſtizrath erfreute mein lebhafter Antheil an ſeinen bibliographiſchen Schätzen; ſeine bleichen Wangen röthe-ten ſich, aber der Klang der Stimme nahm nicht zu. Jede Sylbe ſchien, noch ehe ſie ganz aus der Kehle gekommen war, wie ein friſcher Federzug, gleich mit einem Löſchblatt gedämpft zu werden.

Am nächſten Tage lernte ich meine beiden Schüler kennen, zwei kluge wohlerzogene Knaben, ihr Vater in verjüngtem Maßſtabe. Jahre lang habe ich ſie unterrichtet und nicht die geringſte Unannehmlichkeit von ihnen erfahren, ſtets gehorchten ſie meinen Anordnungen, nie ließ ihr Fleiß nach; dennoch lag etwas Fremdartiges in beiden. Die Menſchenkunde hat noch weite Gebiete vor ſich liegen, die ihren Gelehrten nicht bekannter ſind, als das Innere von Afrika. Eine Zeit lang war ich geneigt,

die Knaben ſowohl, als auch ihren Herrn Vater, nach Analogie der Ichthyophagen für „Papyrophagen“ zu halten, und die kühle Gemeſſenheit ihres Weſens auf die Saftloſigkeit ihrer täglichen Nahrung zu ſchieben. Dauern doch auch viele Insecten bei ähnlichen Subſiſtenzmittel aus. Seitdem ich ſie einſt bei Tiſch überraſcht, gab ich meinen Irrthum auf: alle drei waren trotz ihrer Magerkeit unverhältnißmäßig ſtarke Eſſer. Dann ſtellte ich, weil nie von einer Frau Juſtizräthin Mutter die Rede war, die Hypotheſe auf, die Knaben ſtammten von einer Meluſine, die den Fiſchſchwanz ihrer geſpenſtiſchen Species wenigſtens den Geiſtern und Gemüthern der Knaben angeerbt habe. Dem widerſprach die ſonſtige Proſa des Hauſes. Hätte ich den Geh. Juſtizrath im Verdacht alchemiſtiſcher Beſtrebungen gehalten, die Organiſation der Knaben wäre mir erklärlicher geweſen. Ihr Weſen widerſprach nicht dem beliebten Verfahren der kalten Deſtillation. In das Innere des Aelteſten waren einige wärmere Sonnenſtrahlen gefallen, aber der Jüngere konnte eine Verwandtſchaft mit der Klaſſe der Amphibien nicht verleugnen. Ich war überzeugt, daß er ſich nur bei Tage und nothgedrungen, auf dem Lande aufhalte, Abends aber regelmäßig in das Waſſer zurückkehre, um dort zu ſchlafen.

Von dergleichen phantaſtiſchen und der Naturwiſſenſchaft widerſprechenden Annahmen kehrte ich nach reiflichem Studium des Papa's zurück. Wie es wilde Reiterſtämme giebt, die im Fluge durch weite Steppen jagend, im Nothfall die Anwendung des Feuers verſchmähen und

ihr Fleiſch nur unter dem Sattel mürbe reiten, ſo giebt es mitten in Europa, als eine Quinteſſenz der Civiliſation, zahme Schreiberſtämme, die auf Eichenſchemeln reitend, nicht die Beute der Jagd, ſondern einen Theil ihres Selbſt, aber nicht dem Beſten des einzelnen Subjektes, ſondern des Staats opfern. Die ſchweigende Reſignation bringt allmälich die Säfte des Leibes ins Stocken, die Wurzeln verkümmern, nur das Gehirn arbeitet raſtlos weiter. Dieſe Gebrechen des Standes vererben ſich von Generation zu Generation, und drücken endlich, wie die Reiſenden uns von China erzählen, einem ganzen Volke ihr furchtbares Gepräge auf. Mit dieſer ethnographiſchen Erklärung konnte ich leidlich zufrieden ſein. Die meiſten Erſcheinungen des Hauſes ſchienen damit in vollkommenem Einklange: ich befand mich unter Nachkommen des über ganz Deutſchland verbreiteten Schreiberſtammes.

In jener anticonſtitutionellen Epoche betrachtete der junge Staatsbürger die Unterſchiede zwiſchen den Angehörigen deſſelben und ſeinen eigenen Stammverwandten noch nicht mit Argwohn und Abneigung. Die Bezeichnung „Bureaukrat“ war im Allgemeinen nicht gebräuchlich. Die Schwere eines Druckes wird erſt empfunden, wenn man dagegen anzukämpfen beginnt. Vor einem Vierteljahrhundert ſchienen die Schreiberhäuptlinge und Khan's ſanfter geartet, als heute. Man verkehrte mit ihnen ohne Furcht, ahnte man doch kaum ihre Krallen.

Mehrere Jahre hindurch beſuchte ich wöchentlich zweimal dieſen ſtillen Tempel des Actencultus. Der

Geh. Juſtizrath ſorgte außerdem auch privatim für die muſikaliſche Erziehung ſeiner beiden Söhne, aber die geſammte Ausbildung wandte ſich, dem angebornen Hange der Trias gemäß, mehr nach der wiſſenſchaftlichen, als nach der künſtleriſchen Seite der Muſik. Das eigentliche Klavierſpiel trat vor geſchichtlichen Abriſſen und Generalbaß-Uebungen, auf denen der Papa beſtand, halb und halb in den Hintergrund zurück. Bei ſeiner Liberalität im Verleihen der Bücher ſetzte mich die ſchöne Bibliothek des Geheimenrathes in den Stand, meine eigenen Kenntniſſe in dem Fache zu vermehren. Ob die Knaben an dieſem pädagogiſchen Syſtem Vergnügen empfanden, habe ich nicht ermitteln können. Sie widerſprachen nie, jeder Aufgabe unterzogen ſie ſich mit Fleiß und Aufmerkſamkeit, aber es lag überhaupt nicht in ihrem Weſen, Symptome von Beiſtimmung und Frohſinn kundzugeben. Papiernen Blumen gleich, dufteten ſie nicht. Nach dem trivialen Treiben der eleganten Familien fühlte ich mich in dieſem Hauſe ſtets wie in das räthſelhafte „Zwiſchenreich“ verſetzt. Jakob Böhme erhielt die Anregung zu ſeiner myſtiſchen Philoſophie durch den Glanz eines polirten Zinngefäßes; vielleicht wäre auch aus mir ein Ableger des philosophus teutonicus geworden, hätte mir das Schickſal vergönnt, mein ſterbliches Auge häufiger in den verführeriſchen Schimmer des polirten Eichenſchemels zu verſenken. In den Sternen ſtand Anderes geſchrieben. Genauer betrachtet mag die Schwäche meiner Anlage die Schuld tragen. Viele Jahre ſpäter beſaß auch ich einen ähnlichen, durch paſſive Politur geglätteten Arbeitsſtuhl;

ich habe ihn zu keiner Zeit mit dem heiteren, faſt antiken Gleichmuthe des Geh. Juſtizrathes beſchauen können. Mein Schreibergeblüt muß nicht edel genug geweſen ſein.

Der Tod des Jüngſten und der gleichzeitige Abgang des Aelteſten vom Gymnaſium zur Univerſität, machte den Lehrſtunden ein Ende. Schon vierzehn Tage hindurch war der Patient nicht am Klavier erſchienen, in der dritten Woche theilte mir der Aelteſte mit: wir ſeien genöthigt, heute die Lection auszuſetzen, da ſein Bruder am Morgen, fünfzehn Minuten nach acht Uhr, geſtorben ſei. Es war die erſte Stunde, die in viertehalb Jahren ausfiel. Die Ruhe, mit welcher der junge Menſch mir die Trauerbotſchaft mittheilte, verurſachte mir tiefen Schmerz. Er ging voran, mir noch einmal den Todten zu zeigen; gleich darauf trat auch der Vater und der Hausarzt, der Geh. Medicinalrath Krauſemünze an das Sterbebette. Jetzt zeigte ſich das ſtoiſche Schreibertemperament in ſeiner vollen Glorie. Die Geſichter aller Anweſenden blieben unverändert; ſelbſt die Mienen des Verſtorbenen zeigten nicht jenen Ausdruck ſiegesbewußten Lächelns über die rechtzeitige Flucht aus dieſem bedenklichen Daſein, den die weichen Züge junger Todter ſo oft annehmen. Er ſah nur gleichgültig aus. Er hatte ſein Leben ſo gelaſſen, wie den Zumpt und Buttmann — zugeklappt. Die Akten waren geſchloſſen und reif für das Archiv. Vater und Bruder mögen in den ſtillen Tiefen des Gemüths Kummer empfunden haben; vor ihrem Innern lag ein unlösbares Schloß und wehrte jeder Theilnahme. Die Aktenforts um die Schreibefeſtung

wurden höher, der Geh. Juſtizrath verſchwand ganz in ihren Schatten; endlich trennten wir uns. Der junge Studioſus erhielt den Unterricht des Contrapunktiſten Prof. Dehn, und beſuchte mich zuweilen, wenn auch nur ſelten.

Er ſtudirte Jura und Cameralia. Im Jahre 1848 begegnete ich ihm wieder. Wir Wahlmänner ſaßen im Saale der jetzigen Muſenhalle in der Leipzigerſtraße, einem damaligen Affentheater und hörten die Candidaten. Ein General hatte ſo eben geſprochen, unmittelbar auf ihn folgte der junge Zacharias. Er bewarb ſich im Intereſſe des rechten Centrums gleichfalls um einen Sitz in der Nationalverſammlung, mußte alſo durchfallen.

---

8. Noch einmal Liszt.

Liszt! Von den lebenden Sterblichen iſt mit Ausnahme Garibaldi's wohl keiner mit einer gleichen Fülle von Huldigungen ſeitens der Zeitgenoſſen überhäuft worden. Der ehemalige Kapellmeiſter von Weimar, der tapfere Vorfechter Richard Wagners, der Bewerber um die Hand der Fürſtin Wittgenſtein und die Gunſt der einflußreichen hohen Geiſtlichkeit in Rom, der Componiſt mehrerer ſymphoniſchen Dichtungen iſt, ſeine unermüdliche Thätigkeit und künſtleriſche Beharrlichkeit in allen Ehren gehalten, nur noch der Schatten jenes Klavierheros, der einſt

die Grundfesten der Berliner Gesellschaft erschütterte, und mehrere Wochen hindurch an den Ufern der Spree eine Art künstlerischer Tyrannis ausübte.

Tausende werden sich der Zeit jenes Deliriums noch lebhaft erinnern können, ihrer eigenen Theilnahme nicht ohne eine Anwandlung von stiller Scham gedenken; sie sollen durch ein in musikalischen Kreisen spielendes Genrebild über die verzeihlichen Schwächen jener letzten Krise des Enthusiasmus vollständig getröstet werden.

Liszt war also da!

Der durch die heutige politische Metamorphose der Welt abgeschwächte Virtuose neuester Zeit steigt gleich jedem gewöhnlichen Menschen (homo communis) in einem Hotel ab, wird sofort in den dritten Stock hinaufgeführt, erhält ein Zimmer mit der Aussicht auf einen benachbarten Taubenschlag, oberhalb eines Wäschebodens, schreibt seinen Namen in das Fremdenbuch, genießt, von Niemand geachtet, ein mäßiges Abendbrot, überzeugt sich am nächsten Vormittage durch flüchtige Besprechungen mit mehreren Musikalienhändlern, daß ein auch nur die Kosten nothdürftig deckendes Concert so schwer herstellbar sei, wie eine durch Elektromagnetismus zu bewegende Locomotive, und reist mit dem Abendzuge wieder in Gegenden von milderem Musikklima.

Ueber die Ankunft des Klaviertitanen liegen uns keine näheren Nachrichten vor, auch sind wir nicht im Stande, aus persönlichen Erfahrungen zu berichten, genug er war da, und die Stadt sprach von ihm, nur von ihm. Der musikalischen Welt konnte er als magischer Mittelpunkt

ihrer Kriſtalliſation gelten; um ihn ſchoſſen plötzlich alle Strahlen zuſammen. Nicht vierundzwanzig Stunden verweilte er in der Reſidenz, und ſchon hatte ſich um ihn ein regelrechter Hof gebildet. Gaſtfrei im höchſten Grade, ließ er den Champagner in Strömen fließen, alte Todfeinde verſöhnten ſich in ſeinem Salon, Stummen löſte er die Zunge, alle concertlüſternen Seelen ernannten ihn zum Lord Protector, und den Glücklichſten gelang es, ihn zur Mitwirkung zu bewegen, was heute durch häufige Wiederholung alle Anziehungskraft verloren hat, das alleinige Spiel eines Virtuoſen in ſeinem Concerte war noch nicht dageweſen; dieſe Thatſachen kennt Jedermann. Was jedoch in Privatzirkeln geſchah, zu welchen Narrheiten die Anweſenheit des genialen und liebenswürdigen jungen Mannes die Functionäre der muſikaliſchen Soiréen verleitete, das dürfte weniger bekannt und noch immer ein wirkſames Hausmittel gegen düſtere Gemüthszuſtände ſein.

Wenn es für jeden Menſchen von Bildung das nothwendigſte Erforderniß war, Liszt wenigſtens in einem ſeiner Concerte gehört zu haben, betrachteten es die Anſtifter von regelmäßigen muſikaliſchen Abenden als eine Lebensfrage, den Künſtler einmal in ihrem Hauſe zu ſehen. Ein derartiger Salon ſtand in Gefahr, ſeinen mühſam erworbenen Ruf zu verlieren und als Local für alle Klavierjunker turnierunfähig zu werden, wenn Liszt ihn nicht mit ſeinem Beſuche beehrte. Höher als der muſikaliſche Genuß, den ſie ſich bei dem langen Aufenthalte

des Virtuosen unschwer für zwei Thaler verschaffen konnten, stand diesen Aristokraten das Bewußtsein, im richtigen Momente, scheinbar gleichgültig, aber in der That doch niederschmetternd und den armseligen Soiréerivalen in Staub zermalmend, sagen zu können: „Wissen Sie, meine Liebe! (mein Lieber!) am Donnerstag war Liszt bei uns' nur kleine Reunion! er hat den Erlkönig gespielt!" Alsdann begab sich der Rivale nach Hause, streckte sich auf dem Sopha aus, befahl kalte Umschläge um die Stirn, und genoß ein Brausepulver.

Als die städtische Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte, fand ich Abends, müde und innerlich ausgetrocknet von Lectionen bei talentlosen Anfängern heimgekehrt, eine Einladung zur Frau Medicinalräthin Krausemünze auf meinem Tische. Sie forderte mich auf, noch an demselben Abende um 8 Uhr in ihrem Salon zu erscheinen: es mußte etwas Ungeheures geschehen sein. Gewöhnlich versammelten sich ihre Instrumental- und Vocalclienten alle vierzehn Tage am Sonnabend; diesmal lag unfehlbar eine Extrasoirée unter erschwerenden Umständen vor. So spät waren wir noch niemals zu ihr geladen worden. Das Billet selbst war mit hastigen Zügen geschrieben; Friedrich der Große und Napoleon hatten sich zur Unterzeichnung ihrer Cabinetsbefehle mehr Zeit gegönnt, als die Frau Medicinalräthin. Ueber Hals und Kopf fuhr ich in den Bratenrock, denn es war keine Minute Zeit zu verlieren, und rannte nach der Charlottenstraße.

Das erste Stockwerk war mit einem strafbaren Auf-

wande von Oel und Wachs erleuchtet. Ein kalter Schauer lief über meinen Rücken; in dem einfenstrigen Empfangzimmer des Medicinalrathes, in den Augen der jungen und losen Musikanten, einem unzugänglichen Heiligthume, schimmerten die Lichter eines Kronleuchters! die Doppelthür der Wohnung war mit jener philosophisch resignirten Gastlichkeit geöffnet, der wir sonst nur bei großen Leichenbegängnissen mit vier Pferden begegnen. Die kleinlichen Gesetze des Lebens pflegen ja in solchen ernsten Augenblicken aufgehoben und jede theilnehmende Seele, der man nie ein Couvert am Tische gegönnt, doch zur Bahre geladen zu sein.

Himmel!" rief ich halblaut bei Seite, „der Medicinalrath wird doch nicht unerwartet Todes verblichen sein!"; zur rechten Zeit leuchtete mir das Ungereimte dieser Vermuthung ein, denn nachdem ich das Empfangzimmer durchschritten, erschien mir der Chef des Hauses selber, rechts vom vergoldeten Trümeau, umgeben von Satrapen und Satelliten, und grüßte huldreich mit einer milden Handbewegung. Uns ordinäre Musikanten hatte er seit Menschengedenken noch nicht persönlich und eigenhändig empfangen, denn zu den höheren officiösen Gastereien wurden wir überhaupt nicht geladen. Um nachdrücklicher zu imponiren, war er mit drei oder vier kleinen Ordenskreuzen, nicht nur mit den Bändchen derselben geschmückt.

Was war geschehen? was stand bevor?

Den Medicinalrath, eine für mich unnahbare Größe, durfte ich nicht fragen; nach der Etikette hatte ich nur

zu antworten, wenn er das Wort an mich richtete; aber seine Gemahlin konnte als zugänglicher betrachtet werden. Heute mußte ich auch darauf verzichten, ihr meine Huldigungen darzubringen. Gleich der Obervestalin in Spontini's Oper stand sie inmitten einer Gruppe von festlich geschmückten jungen Frauen und Fräulein. Der Mann, sonst ein begehrter Artikel, war augenscheinlich bei ihnen im Preise gesunken. Die jungen Leute, darunter die verwegensten Bratenbarden, standen heute dicht aneinander gedrängt, wie Hammel im Accisepferch, und wagten nur leise zu flüstern.

Was war geschehen? was stand bevor?

Meine bisherigen Ahnungen wurden Gewißheit, als ich einen blassen und verbrecherisch mageren Herrn, einen seiner Festoden wegen berüchtigten Gelegenheitsdichter, zu seinem Nachbar sagen hörte: „Er kommt! er hat unserer Freundin sein Wort gegeben! Sie werden den Götterjüngling von Angesicht zu Angesicht kennen lernen!" Der Nachbar sagte zwar nicht, wie die brahmanischen Büßer: Om; aber er starrte gleich ihnen auf die Nasenspitze und versank in stumme Anbetung. „Gestern habe ich bei ihm gefrühstückt! ein entzückender Mensch! die Anspruchslosigkeit, die Herzensgüte selber!" fuhr der Festodische fort. Hätte er täglich bei ihm frühstücken können; ihm wäre wohler gewesen.

„Austern!" klang es einige Momente später hohl in dem Dichter; „Austern" lallte das Echo.

Unter den in der Nähe stehenden Barden zeigte sich eine „Wallung", um nicht gleich den starken Ausdruck

„Aufregung“ zu gebrauchen. Ihr Häuptling (seine Untergebenen nannten ihn „das Heidelberger Faß“), vertheilte gedruckte Blättchen unter sie, und der Dichter trat näher, um ihnen in der dritten Strophe eine gewisse Stelle zu bezeichnen, wo ein nachdrückliches Sforzato erforderlich sei. Gleich darauf rauschte die Medicinalräthin heran.

„Wäre es nicht besser,“ sprach sie lieblich lächelnd, aber gegen einen nervösen Schwächezustand ankämpfend zum Häuptling, wenn der Chor sich in das Nebenzimmer zurückzöge und den Hymnus in einiger Entfernung anstimmte?“

„Die Frau Räthin hat Recht,“ rief der Dichter, und begann sofort, nur um die Jünglinge von Berlin zu ermuntern, ihren Choragen nach dem Nebenzimmer zu drängen. „Der Gesang muß wie aus einer anderen, reineren Welt erschallen! erst in der dritten und letzten Strophe steigen die Engel herab, und begrüßen den Genius hienieden als Bruder! Gehen Sie auf meine Intentionen ein, meine Herren, gehen Sie in das Nebenzimmer!“

Der Chor wäre zwar, gleich seinen antiken Vorbildern bei Sophokles und Euripides, am liebsten von Anfang bis zu Ende zugegen gewesen, allein er mußte gehorchen, nahm der Vorschrift gemäß eine verdeckte Stellung ein, las die einer bekannten Melodie angepaßten Verse aufmerksam durch, und räusperte sich.

Die Pendule auf dem Kamin schlug neun Uhr; der Medicinalrath stand noch immer zur Rechten des Trümeaus

Posten, und beschäftigte die Honoratioren der Gesellschaft. Im Hintergrunde des Salons sah man die Zurüstungen zu einem Theeopfer, aber Niemand traute sich, die feierliche Handlung zu beginnen. Meiner Vermuthung nach fürchtete die Wirthin den Geist des erwarteten Künstlers dadurch zu beleidigen.

Es schlug ein Viertel, es schlug halb zehn Uhr — kein Lizt! —

Der Medicinalrath und sein künstlerisches Weib rückten den Fenstern näher, und zuckten jedesmal erwartungsvoll zusammen, wenn ein Wagen so nahe am Hause vorüberfuhr, daß man sein Anhalten vermuthen konnte. Die Gesellschaft hatte sich ausgesprochen, und bedurfte irgend eines Impulses physischer und psychischer Natur.

„Wir dürfen doch jetzt nicht mit dem Thee beginnen? er kann in jedem Augenblick erscheinen: der ganze Effekt würde gestört werden!" flüsterte die Räthin, da der Gemahl sich ihr näherte, und die leiblichen Bedürfnisse der Gäste in Erinnerung brachte.

Eine allgemeine Unruhe bemächtigte sich der Anwesenden. „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige, aber nicht der Virtuosen!" wagte ein junger Assessor, sonst der Aristophanes des Hauses, etwas bitter zu bemerken.

„Lizt hat die Stunde nicht angegeben, muß ich zu seiner Entschuldigung anführen; er versprach nur zu kommen! Sie wissen, auf welche Weise er in Anspruch genommen ist. Ein König kann sich gegen seine Verehrer

absperren; ein Virtuose verfügt über keine Sekunde des Tages!" sagte begütigend der Medicinalrath.

Jetzt rasselte wild ein Wagen heran und hielt vor dem Hause. „Er ist es!" rief ein studirender Jüngling, den der Hausherr als Thurmwart an das erste Fenster gestellt.

Der Moment war ergreifend. So rasch, als die Umstände es zuließen, gruppirte sich die Gesellschaft. Der Medicinalrath nahm das Centrum zur Rechten des Trümeaus ein, seine Gemahlin, unsere Gönnerin, ergriff den auf weiße Seide mit Goldbuchstaben gedruckten Hymnus, und wurde vom Chor der Priesterinnen malerisch umgeben, der Chor der Jünglinge von Berlin begann im Nebenzimmer seinen Gesang, wir Comparsen oder Statisten starrten dem Gefeierten entgegen.

Ein behender junger Mann steckte einen kleinen kohlschwarzen Kopf in den Trümeausaal und schien unentschlossen, an wen er sich wenden solle.

„Kranzemünze! Das ist nicht Liszt!" flüsterte ein alter Herr dem Medicinalrath ins Ohr.

„Das ist nicht das blonde Gewächs auf dem Haupte des Simsons der Klaviere. Hebe dich weg, feiler Sklave!" sagte schon lauter der Fabrikant der Festeden. Der kleine Schwarzkopf war wirklich nur einer der Secretaire des Künstlers, den dieser vorausgeschickt, um die Gesellschaft über seine verspätete Ankunft zu beruhigen, vielleicht auch, wenn ich den geplagten Virtuosen richtig beurtheile, um den ersten ungestümen Anprall der Gesellschaft zu pariren. Die Bewohner gefährlich gelegener Gebirgsdörfer

errichten gegen die Lavinen sogenannte Eckenbrecher, zwei in spitzen Winkeln zusammentreffende Steinmauern, an denen der Schneestrom zerschellt und auf zwei Seiten ohnmächtig bergab rollt.

Die Enttäuschung war allgemein, der Chor der Jünglinge wurde mit Mühe beschwichtigt, das bedruckte Seidenband bis auf Weiteres beseitigt, der Secretair jedoch umringt, und seiner freudigen Nachricht halber, daß der Gebieter ihm auf dem Fuße folge, auf Händen getragen. Der Lärm war so laut geworden, daß man über dem Unisono der Gesellschaft den Eintritt eines schmächtigen jungen Mannes von vorn übergebeugter Haltung, blonden langen Haaren und Armen, den ein Bedienter im Empfangszimmer aus einem prächtigen Zobelpelz geschält, gar nicht bemerkte. Nur dem scharfen Auge der Gönnerin war er nicht entgangen.

„Mein Gott, Liszt!!" rief sie mit brechender Stimme und gebrochenem Auge, dann sank sie in die Arme zweier stämmiger Altissinnen, die einen wöchentlichen Freitisch im Hause genossen, und solcher, außer aller Berechnung liegenden Schicksalswendungen gewärtig, sich stets in ihrer Nähe aufhielten. Große sympathische Bewegung in der Versammlung; nur der am schwersten Gravirte, der Medicinalrath, behauptete seine Fassung. Auch der Töne Meister schien in der Behandlung solcher Unglücksfälle nicht durchaus unerfahren. Er näherte sich rasch, ergriff die Rechte der von glühenden Gefühlen überwältigten Dame, gebot wie Don Ottavio bei Mozart „Stärkung und Labung" zu bringen, und ermunterte sie auffallend rasch.

Jetzt war Liszt da, aber zugleich allen, für seinen Empfang berechneten Effektmitteln die Spitze abgebrochen. Und doch ersparte man dem Vielgeplagten nicht den Hymnus. Man zwang ihn, zwischen zwei Damen und sonstigen jüngeren Piériden niederzusitzen und den Sang anzuhören; dann überreichte die kunstsinnige Wirthin das Seidenband. Es war um einen frischen Lorbeerkranz geschlungen.

Während dieses Dankopfers hatte ich einige Beileidsbezeugungen an den Secretair, einen mittheilsamen freundlichen Mann, gerichtet. Seit Einbruch der Dunkelheit war sein Prinzipal in fünf distinguirten Familien mit Gegenbesuchen beschäftigt gewesen. Den Erlkönig hatte man ihm an vier Orten abgenöthigt. Die Bürde des Klavierruhms wog schwer; bei diesem Gedanken wurden mir meine Lectionen etwas leichter. Sollte dem Virtuosen hier der Erlkönig erspart bleiben? im Musiksalon stand schon der Concertflügel, pathetisch aufgestellt wie in Festungen jene schweren Belagerungsgeschütze, an denen die Rekruten geübt werden.

Der Gefeierte ertrug alle ihm zugefügte Unbill mit einer seltenen Standhaftigkeit; er entwickelte etwas von einem Prinzen, der eine nicht an seinen Stand reichende Gesellschaft mit seiner Gegenwart beehrt, ließ sich aufstrebende Instrumentalisten und Sänger, Berufsleute und Dilettanten vorstellen, sagte Jedem etwas Sinniges und Ermunterndes, scherzte ritterlich mit den Damen, und ertrug die Greise mit einer, für seine Jahre seltenen philosophischen Ergebenheit. Den Thee mied er, weil er ihm

wahrscheinlich schon fünfmal angeboten war. Die Gesellschaft wurde durch seine Liebenswürdigkeit in einen wahren Rausch versetzt. Mehr als zwanzig heimlich mitgebrachte Albumblätter wurden von den Damen hervorgeholt, und auf jedes schrieb er ohne Murren seinen Namen. Ich fürchtete im Stillen, eine der Delilen werde im Stillen eine Scheere aus der Tasche ziehen und über die Löwenmähne herfallen, ein Signal für die lauernden Philister, deren Neid sich nachgerade zu regen begann. Der Musengott schützte den Theuren; er behielt seine Locken und seine Titanenkraft, er spielte sogar! Nach den bisherigen Concertprogrammen und den Einnahmen bei den hohen Entreen, spielte der uneigennützige Mensch mäßig veranschlagt für 375 Thaler.

Gar zu gern hätte die Medicinalräthin das vierte Hundert voll gemacht und dem Armen noch den chromatischen Galopp abgepreßt. Es ließ sich nicht machen; dem Virtuosen stand zum Schluß seines Tagewerkes noch ein Souper bevor. Man sah sich genöthigt, ihn zu entlassen.

Als er ging, folgte ihm die ganze Gesellschaft einmüthig, das medicinalräthliche Paar bekleidete ihn eigenhändig mit dem Zobelpelz. Man sah ihr den tiefen Schmerz an, die sangeskundigen Jünglinge von Berlin nicht bäuchlings auf den Boden strecken und dem Meister so einen musikalischen Teppich bis an den Wagen unterbreiten zu können.

Der Ruf ihres Salons war für das nächste Menschenalter gesichert.

9. Er spielt Bratsche.

„Sie müssen mir heut Abend einen Gefallen thun, wenn Sie Zeit haben!“ sagte der Kammermusikus B., indem er nach Art aller Leute, die gewohnt sind, bei Proben in ungeheizten Räumen anwesend zu sein, mit dem Hut auf dem Kopfe in mein Zimmer trat.

„Mit vielem Vergnügen,“ antwortete ich, in das muntere Gesicht des liebenswürdigen Gesellen blickend, „was giebt es denn?“

„Beim Obristen wird heute wieder Quartett gespielt, und ich habe ihm versprechen müssen, Sie mitzubringen. Sie dürfen heute nicht fehlen!“

„Was beabsichtigt denn der alte Herr mit mir?“

„Er hat für seinen Neffen, den Rittergutsbesitzer, einen Flügel gekauft und will sich überzeugen, wie er mit Streichinstrumenten zusammen klingt, ehe er ihn in die Provinz schickt. Sie sollen daher mit uns das G-moll Quartett von Mozart zur Probe spielen. Um sieben Uhr wird angetreten! Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht eine Minute zu spät kommen. Sie wissen, der Alte versteht in dieser Hinsicht keinen Spaß.“ Nachdem der Kammermusikus seine Aufforderung in beinahe drohendem Tone vollendet und den Hut der Sicherheit wegen noch etwas fester auf den Scheitel getrieben, als er ohnehin schon saß, nahm er einen der in einem Cigarrenetui befindlichen Glimmstengel, steckte ihn in

Brand, sagte: „Es geschieht nur des kalten Wetters wegen," und entfernte sich, uneingedenk der Gefahr, auf der Straße von dem nächsten Gensdarmen sistirt, um seinen Namen gefragt, in der fettigen Brieftasche vermerkt, vor den Polizeirichter geladen und um einen Thaler gestraft zu werden.

In der Natur des Kammermusikus lagen ursprünglich geringe Elemente der Opposition, aber die Aussicht auf den frohen Abend verlieh seinen Lebenskräften eine ungewöhnliche Spannung. Er mochte das Bedürfniß fühlen, das Geschick auf die einzige Weise, die dem Preußen der dreißiger Jahre offen stand, herauszufordern. In der Opernprobe der Vestalin hätte er wahrscheinlich ein wenig falsch gegriffen, um Spontini zu einer anzüglichen Bemerkung zu reizen, und sich dann durch einen guten Witz an dem Tyrannen zu rächen, jetzt begnügte er sich, das Rauchverbot zu übertreten.

Was versetzte den Kammermusikus aber in eine so merkwürdige, streng genommen mit den sonstigen Pflichten eines vereidigten Beamten der königlichen Kapelle nicht zu vereinbarende Aufregung? Besaß der erwähnte Obrist eine so ungewöhnliche Anziehungskraft? Winkten dem Kammermusikus seltene Vortheile? Hoffte er Beförderung im Amte von der Fürsprache dieses Gönners? Nichts von Alledem. Der Obrist war ein alter pensionirter Militair aus den Freiheitskriegen, und nicht mehr in der Lage, jüngeren Schützlingen förderlich zu sein, aber der Obrist konnte zugleich in der Anfertigung kräftigen Punsches ein Arkanist heißen, und dem Kammer-

musikus war eine Vorliebe für dieses winterliche Getränk als einziges väterliches Erbtheil angeboren. Ein Quartettabend beim Obristen ging nie ohne Anfertigung einer inhaltschweren Bowle vorüber; daher die herausfordernde Wallung der talentvollen zweiten Violine.

Am Abend machte ich mich mit meiner Notenmappe zeitig auf den Weg, denn unser Wirth wohnte in einer entfernten Stadtgegend. Nicht daß ihn Sparsamkeitsrücksichten dazu bewogen hätten, vielmehr gebot er außer seiner Pension über ein hübsches Vermögen; er konnte sich nur nicht von der Kaserne trennen. Doch waren weniger die jüngeren Kameraden in sein Herz geschrieben, als jene edlen Geschöpfe, deren Existenz mit dem Begriff des Cavallerieofficiers unzertrennlich zusammenhängt. Hatte das linke Bein des Obristen in einem Treffen kurz vor dem Einrücken in Paris gleich eine so empfindliche Beschädigung erlitten, daß er nicht mehr auf den Rücken eines Streithengstes zu gelangen vermochte, so konnte er sich doch nicht von den Nachkommen seines ehemaligen Lebensgefährten trennen. Die Wohnung des Obristen lag hart an der Stadtmauer, und gewährte aus den Vorderfenstern eine Aussicht auf eine ungepflasterte Allee, in der bei schönem Wetter von Officieren, Bereitern und erfahrenen Stallknechten Rosse zugeritten wurden, aus den Fenstern des nach hinten gelegenen Schlafzimmers aber den offenen Prospekt auf den weiten Hof einer Kürassierkaserne. Kein Pferdekenner und Liebhaber der Reitkunst konnte eine passendere Wohnung wählen. Nach beiden Richtungen derselben wurden umfassende Fachstu-

dien ermöglicht. Während sich dem Obristen im Hofe der Caserne das streng wissenschaftliche Gebiet der militairischen Reitkunst erschloß, und er Morgens bei einer Pfeife Varinas alle jene Uebungen beobachtete, die dem schnöden Civilisten monoton und geistlos erscheinen, die aber eine Fülle von kriegerischem Tiefsinn in sich verbergen, und nach dem Urtheil der uniformirten Fachgelehrten erst im Laufe von vier Jahren ordentlich erlernt werden können, fand er über die Stadtmauer hinweg einen weiten Spielraum für Beobachtungen der Reitkunst als einer schönwissenschaftlichen Disciplin. In der Allee beschäftigten sich nicht nur ästhetische Chevaliers mit der Erziehung feinerer Rosse, Jokey's mit der Bildung angehender Renner für die Junisaison bei Tempelhof, Kunstreiter mit den phantastischen Gangarten ihrer poetischen Thiere; am Sonntage erschienen auch die equestrischen Dilettanti, um fern von der spottsüchtigen Oeffentlichkeit, das in der Reitbahn Erlernte unter Gottes freiem Himmel einzustudiren, und im Falle der möglichen Entsattelung sich der Hülfe kundiger Reiter und der Wiederbringung der entflohenen Thiere zu erfreuen. Die Südseite der Wohnung gewährte daher dem Obristen ausreichende Zerstreuung, auf der Nordseite lag das Feld für gedankliche Arbeit, historische Erinnerungen an seine Jugendzeit, und Vergleiche zwischen Sonst und Jetzt.

Als ich drittehalb Minuten vor sieben Uhr die Hausthür dieser Wohnung öffnete, und über den todtenstillen Flur ging, war es zwar schon zu dunkel, um die eben angegebenen landschaftlichen Reize ihrer Lage zu

würdigen, denn wir befanden uns im November, allein ich kannte seit langer Zeit den poetischen Hang des Obristen, dem nur seine Musikliebhaberei gleichkam.

Noch hatte ich nicht die Hand an den Thürgriff des Quartiers gelegt, als auch schon einige Gestalten hinter mir die Treppe heraufstolperten; der Kammermusikus an der Spitze der anderweitigen Complicen des Quartetts rückte heran. In dem Augenblicke, wo uns geöffnet wurde, schlug eine Pendüle im Zimmer des Obristen laut und feierlich sieben Uhr. Zufrieden schmunzelnd trat der alte Herr uns entgegen; wir hatten den strengen Forderungen militairischer Pünktlichkeit vollkommen Genüge geleistet. Nachdem unsere Garderobestücke an mehrere in der Wand befestigte Hörnchen von Rehböcken gehängt worden waren, betraten wir, geführt von dem Obristen, das südliche dreifenstrige Zimmer; Thomas „der Bursche" folgte uns. Doch nein, der Ausdruck „Bursche" ist übel gewählt, Thomas mag einst als „Bursche" in die Dienste des Obristen getreten sein, jetzt war er längst dieser wenig schmeichelhaften Stellung entwachsen; es wäre unstreitig passender, ihn „Knappe," „Haushofmeister" oder „Burgwart" zu nennen. Der Obrist, sonst ein kurzangebundener Herr, behandelte ihn selber mit großer Rücksicht.

„Thomas, die Lichter!" sagte er mehr freundschaftlich auffordernd, als befehlend, um seinen Gehülfen anzuzeigen, daß die Erleuchtung der Pulte jetzt beginnen könne, und Thomas entzündete die Flammen der Kerzen mit der feierlichen Langsamkeit eines Oberpriesters. Wie fein

Herr, trug er eine Pikesche aus grünem Tuch mit reichem Schnurwerk, einen älteren ausrangirten Jahrgang, der bis an den Rand der Vernichtung gebürstet, zwar das Gewebe sämmtlicher Fäden, aber nicht ein reglementwidriges Stäubchen aufwies. Haar und Schnurrbart glichen dem Schnitte nach der Coiffüre des Obristen, nur war die Farbe beider einem Gemisch von Pfeffer und Salz ähnlich; das Haupt des Obristen dagegen schimmerte schon gleich gediegenem Silber. Thomas war ein Mann „in den besten Jahren," wie ältere unverheirathete Damen von sechzigjährigen Junggesellen zu sagen pflegen.

„Thomas, den Imbiß!" sagte der Obrist, als die Lichter brannten, „die Herren werden bei dem naßkalten Wetter auf den weiten Weg eine Herzstärkung nöthig haben. Es musicirt sich schlecht bei leerem Magen." Nur mit einiger Scheu wage ich den Charakter der mit einem leichten Imbiß verbundenen Herzstärkung anzugeben. Der militairische Charakter des Obristen allein entschuldigt um sieben Uhr Abends ein Getränk, das nichts mit Thee und ähnlichen Infusionen gemein hat. Wir älteren Musikanten waren mit den ehrwürdigen Gebräuchen des Hauses vertraut; ein ganz junger Mensch, der das Violoncell streichen sollte, ein Protegé des Kammermusikus, bebte dagegen zurück, als Thomas sich ihm mit einer jener seltsamen Flaschen näherte, die oben und unten dick und viereckig, durch ihre Schmalheit in der Mitte an die Taille eines russischen Gardeofficiers erinnerte.

„Frisch herunter!" rief der Obrist, „meine Hausstropfen haben noch Niemandem geschadet — eigenes Fa-

brikat — junger Mann — frisch herunter!“ Thomas blieb dicht vor dem Violoncelliſten ſtehen, als das Glas gefüllt war, um wie ein junger Arzt die erſten Symptome des Vergiftungsprozeſſes am Kaninchen zu beobachten, der Obriſt reichte ihm den Becher, und der Jüngling mußte das Deſtillat von Citronenſchalen und Kalmus nothgedrungen verſchlucken. Leider ſchadeten ſpäter die „Haustropfen“ der Reinheit ſeines Spieles, doch nahm der Obriſt daran keinen Anſtoß; die Gebräuche des Hauſes waren aufrecht erhalten.

Mit geſtärkten Herzen gingen wir ans Werk, der neugekaufte Flügel wurde aufgeklappt, und das Quartett von Mozart, Dank der kräftigen Anregung der Haustropfen, mehr heruntergeraſpelt, als kunſtgerecht geſpielt. Unſer Wirth ſchien weder unſere Flüchtigkeiten, noch die Fehlgriffe des Celliſten zu beachten; er war innerlich ganz mit dem wohlthuenden Klange des Flügels beſchäftigt. Vielleicht ſchwebten auch vor ſeiner Phantaſie die ſchönen Augen der Frau ſeines Neffen, für die der Flügel beſtimmt war. Bei beſonders gefühlvollen Stellen ſtieß er einen Seufzer aus und brummte: „Wie wird ſich Nettchen über das ſchöne Inſtrument freuen!“ Im letzten lebhaften Satze klirrte er ſo lebhaft mit den Sporen, daß der uralte Jagdhund verwundert unter dem Sopha hervorkam, und durch Schnuppern an der Hand ſeines Herrn zu ermitteln ſuchte, was ſich begeben habe. Nachdem wir geendet, ſagte der Obriſt voller Zufriedenheit: „Thomas, Du kannſt morgen das Geld zu Kiſting tragen; ich behalte das Inſtrument. Der Ton verbindet

ſich ſehr gut mit der Violine. Mein Neffe ſpielt Violine, meine Herren, wir waren von jeher eine muſikaliſche Familie. Wenn der Rittmeiſter nach Berlin kommt, concertirt er ſtets im Orcheſterverein der Officiere."

Der Obriſt betonte dieſes Factum mit Emphaſe, die Wahrheit beſtand aber nur darin, daß der junge Militair in beſagtem Verein mit vieler Harmloſigkeit am Pulte der zweiten Violine mitwirkte. Die Concertideen des alten Herrn bewegten ſich in den engſten Grenzen; er verwechſelte ſichtlich die Begriffe: muſiciren und concertiren.

Das Quartett von Mozart war nur ein Intermezzo geweſen, die eigentliche Soirée für Streichinſtrumente ſollte erſt jetzt beginnen. „Thomas, die Pfeifen!" ſagte der Obriſt mit der gerührten Stimme eines Greiſes, der einer zärtlichen Familienſcene entgegenſieht, und Thomas brachte eine Anzahl Weichſelröhre und Meerſchaumköpfe, kunſtgerecht mit abgelagertem wurmſtichigem Varinas geſtopft. Den jungen Celliſten ausgenommen, zündeten alle Muſiker dieſe Apparate an, ich als unbeſchäftigter Zuhörer ſetzte mich in den Lehnſtuhl des Kriegers an den Ofen, der Rauch aus vier Pfeifen ſtieg, ein lieblicher Geruch für den Muſengott gen Himmel, der Obriſt nahm noch einmal, nur um ſeinem pſychiſchen Menſchen die nöthige Spannkraft zu verleihen, Zuflucht zu den ſelbſtdeſtillirten Haustropfen, dann ſank er vor dem Pulte auf den Stuhl, und Thomas ſchaffte mit ernſter Miene einen abgeſchabten, aber mit ſpiegelblank geputztem Meſſing beſchlagenen Kaſten herbei. Er enthielt die Bratſche

des Gebieters. Mit der Zärtlichkeit eines besorgten Vaters langte der Alte die, obenein mit einem seidenen Taschentuch umwickelte Viola hervor, fuhr mit dem Daumen ein paarmal über die Saiten, und reichte alsdann mit verschämtem Lächeln die Theure dem Kammermusikus. Der Dirigent und erste Geiger der Soiréen sollte das Kleinod — stimmen. Hatte das Gehör des Obristen durch den Kanonendonner, oder durch Rheumatismen gelitten, war es an die tiefe Stimmung des Orchesters seiner Jugendjahre gewöhnt, genug, er konnte mit der Abwickelung dieses schwierigen Prozesses nicht recht zu Stande kommen, und entschied sich für Stellvertretung. Weitere Zeichen von Schwäche waren bei dem alten Krieger den ganzen Abend über nicht zu bemerken. Unterdessen hatte Thomas die Stimmen eines leichten Quartetts von Haydn aufgelegt. Man begann. Ein Musikkenner, wäre einem solchen der Zutritt gestattet gewesen, hätte sich sehr bald überzeugen können, daß die rauchenden Spieler durch die Tabackspfeifen in ihren künstlerischen Bestrebungen nicht gehindert wurden. Das Zeitmaß des ersten Satzes wurde des musikalischen Veteranen halber ungemein langsam genommen; eine talentvolle Schnecke am Bratschenpulte wäre nicht zurückgeblieben.

Das Gesicht des Obristen strahlte vor Freude, wenn gleich die leibliche und geistige Anstrengung seine Stirn mit dichten Schweißtropfen, groß wie Zahlperlen bedeckte. Drastische Fehlgriffe kümmerten ihn wenig; ihm lag nur daran, im Takt zu bleiben. „Immer in Reihe und Glied!“ war der Grundsatz des Helden, „über die Leichen

der Gefallenen zum Siege!“ Thomas theilte das Entzücken seines Gebieters. Im Nebenzimmer mit der Zerlegung einer gebratenen kalten Gans beschäftigt, der Erstlingssendung des Ritterguts, legte er mehrmals Tranchirmesser und Gabel hin, trat in die Thür, faltete die Hände und schüttelte sachte den Kopf, als wolle er andeuten, es fehle ihm an den nöthigen mimischen Zeichen, um das Erstaunen über die Virtuosität des Obristen genügend auszudrücken. Dann zog er sich zurück, ergriff ein anderes Messer, und einen großen Käse, in den er die Klinge mit der Wuth eines Kannibalen begrub. Dachte er sich unter diesem ländlichen Nahrungsmittel den Leib eines Verräthers der Kunst seines Herrn?

Im Ganzen wurden nur zwei Quartetts, und zwar beide von Haydn gespielt. Nach meiner Vermuthung hatte der Obrist bis jetzt nicht mehr eingeübt. Die Bratschenstimme war nämlich an den Ecken mehr als die der drei übrigen Instrumente abgegriffen; im raschen Finale sogar im Ingrimm eingerissen. Nur nach hartnäckigem Kampfe mit den Schwierigkeiten der klassischen Aufgabe war ihm ihre Bewältigung gelungen.

Als wahrheitliebender Geschichtsschreiber darf ich jedoch nicht verschweigen, daß die letzte Hälfte des zweiten Quartetts unter der Unaufmerksamkeit des Kammermusikus litt. Bald eilte, bald pudelte er: die Witterung des heißen Punsches, dessen Anfertigung Thomas sich mit großem Bedacht widmete, zerstreute den durstigen Künstler. Sein trockener Gaumen war überdies durch die bitteren Haustropfen gereizt. Die Anordnung der kalten

Schüsseln zum Souper hatte Thomas meiner Beobachtung nicht vorenthalten; sobald es an die Mischung der Ingredienzien zum Punsche ging, zog er sich in eine Ecke an den Schenktisch des Nebenzimmers zurück. Das Recept war ein Geheimniß der Familie des Obristen, und angeblich seinem Großvater von einem Koch Friedrichs des Großen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt worden. Die Nachkommen betrachteten es als einen Verrath an dem Andenken des Königs, das Recept weiter zu verbreiten. Die einzige Concession, die sie den Wünschen der Zeitgenossen machten, bestand darin, daß sie den Punsch nach allen Regeln der Mischkunst so oft als möglich anfertigten, ihre Freunde damit tränkten, und selbst einen beträchtlichen Theil desselben genossen.

So geschah es auch an unserem Novemberabende. Zur Genugthuung des Kammermusikus hatte Thomas die „Quintettbowle" gewählt, ein riesiges Gefäß, das eigentlich in Betracht des jungen Cellisten über unseren Durst hinausreichte. Es gab noch eine kleinere „Quartettbowle," die angeblich nur viertehalb Quart enthalten sollte, doch war die Wahl des inhaltreicheren Gefäßes richtig gewesen; es blieb zuletzt nichts übrig. Die Unterhaltung fiel nach Beseitigung der Instrumente dem Obristen anheim, und nahm daher eine theils kriegerische, theils hippologische Wendung. Er erzählte Geschichten aus seinen Feldzügen und pikante Pferdeanekdoten; das Quartett hielt sich an den Punsch, ein fürchterlich starkes Getränk. Wurde die gastfreie Bratsche durch den Genuß nur mäßig angeregt, so war die Wirkung auf die drei

übrigen Streichinstrumente dafür desto nachdrücklicher. Der junge Cellist lallte nur noch, der Kammermusikus und die zweite Violine forderten eine zweite Bowle, aber — voller Franzosenblut. Mit Rücksicht auf die frühen Lektionen des nächsten Tages hatte ich dem Nektar nur bescheiden zugesprochen, und war im Stande, den Verhältnissen Rechnung zu tragen.

Wie kommen die drei Herren nach Hause, ohne mit den nächtlichen Behörden in Conflict zu gerathen? so lautete die Frage, die ich verstohlen an den Obristen richtete. Der weise Häuptling hatte die heranrückende Katastrophe vorausgesehen. Thomas war im Stillen verschwunden, und etwa fünfzehn Minuten draußen gewesen; jetzt erschien er mit zufriedener Miene und flüsterte dem Obristen einige Worte ins Ohr. Der würdige Herr gab auf meine halblaute Frage keine Antwort, er sah mich nur lächelnd an, und machte ein beruhigendes Zeichen mit der Rechten. Draußen rasselte ein Wagen und hielt vor dem Hause.

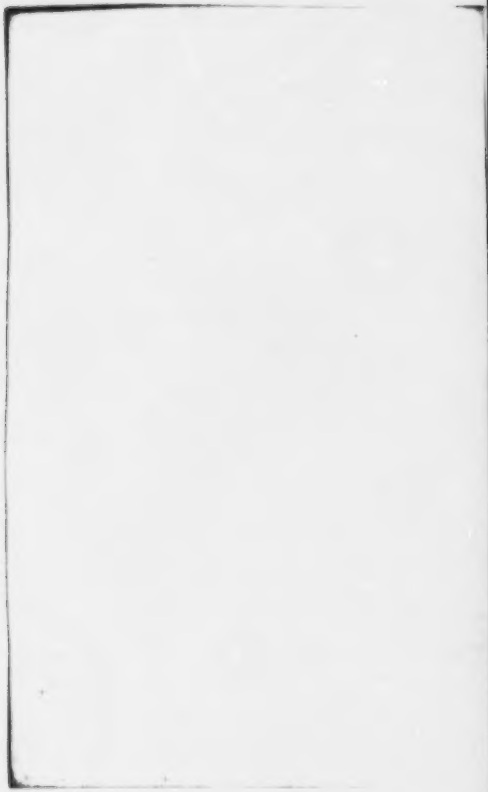
„Meine Herren," sagte der Obrist, „die Sitzung ist aufgehoben, ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie nach Hause zu schicken, da ihre Gesundheit bei dem naßkalten Wetter unter der langen Promenade leiden könnte. Thomas hat einen Wagen geholt."

Die Sitzung war also aufgehoben, aber es mußte außerdem auch ein Herr aufgehoben werden: der junge Cellist! Der Kutscher kam herauf und trug mit Thomas gemeinsam die sterblichen Ueberreste des Künstlers in den Wagen; die beiden Violinen unterstützten sich gegenseitig

und gelangten unbeschädigt auf die Straße. Sie wurden in den Wagen geschafft und der mit solchen Frachtstücken sichtlich vertraute Kutscher fuhr rasch davon. Ich hatte mich nicht entschließen können, in den Wagen zu steigen; ich ging zu Fuß nach Hause. Zwar habe ich Jahre lang in schwermüthigen Momenten Gewissensbisse gespürt, die musikalischen Gefährten ihrem Schicksal überlassen zu haben; der Gedanke an eine über uns Allen waltende Vorsehung beruhigte mich jedoch zur rechten Zeit. Ich erinnerte mich an das Wort des Capitain Marryat, daß Betrunkene von ihr einer besonders zärtlichen Fürsorge gewidmet werden. Zu den Soiréen des Obristen wurde ich meiner uncollegialischen Enthaltsamkeit wegen nicht wieder eingeladen.

Berliner Federzeichnungen.

Fünfter Band.



Berliner Federzeichnungen.

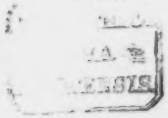
Von

E. Kossak.

Fünfter Band.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.



Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Der Weihnachts-Abend.

Es gehört seit einer Reihe von Jahren zu den Festmomenten meines Weihnachts-Abends, daß ich, nachdem die Beschenkung vorüber ist, in mein stilles Schreibzimmer gehe, das Fenster öffne und rechts und links die nun beschwichtigte Straße hinabblicke. Der laute Verkehr der letzten Stunden hat vollkommen aufgehört, die Fuhrleute der Fabriken gönnen sich endlich Ruhe, das gewöhnliche Geschäft der Abendzeit erleidet ausnahmsweise eine Unterbrechung, selbst der Laternenmann ist früher fertig geworden und die Straße liegt still da, wie das große Schiff einer gothischen Kirche, deren Dach eingestürzt ist und den freundlichen ewigen Sternen den Einblick gestattet. Der wunderbare Frieden dieses glücklichen Abends hat etwas ungemein Erquickendes für das Gemüth. Die Gaslichter der Straße leuchten nicht dem eiligen Laufe unruhig thätiger Menschen, nur aus nahen und fernen Fenstern blinkt der Schimmer des Weihnachtsbaumes, an dem von Zeit zu Zeit Schatten vorüberhuschen. In solchen Augenblicken vergleicht die Einbildungskraft die errungene Ruhe der eigenen Seele mit den wehmüthigen und komischen Gegensätzen, wie sie in dem mannigfach gestalteten Familienleben einer großen Stadt zum Vorschein kommen, und sammelt in der Erinnerung die Beobachtungen, die wohl Jeder an den trau-

rigen Abenden gemacht hat, die er, fern von den Seinigen, noch ohne eigenen Heerd, einsam zubringen mußte. Lassen wir einige dieser Scenen als ein lustiges chinesisches Schattenspiel auf das Papier fallen, und zeichnen wir den Weihnachts-Abend, wie er sich in den verschiedenen Stockwerken eines Berliner Hauses zu bilden pflegte.

In der ersten Etage wohnte ein reiches Ehepaar, dessen Leben nichts als ein fortwährender erbitterter Verzweiflungskampf gegen die Langeweile war. Die armen Leute hatten auf nichts zu hoffen und für nichts zu sorgen; ihr Dasein floß ruhig und breit dahin, wie ein Strom, der durch eine fruchtbare Niederung zieht. Im Sommer quälten sie sich in drei bis vier Bädern ab, im Winter räsonnirten sie über das geringe Interesse der Theater-Vorstellungen und Gesellschaften, und die unvermeidlichen Uebergänge von Frühling und Herbst füllten sie mit Einrichtungen und Veränderung der Wohnung, des Mobiliars und der Toilette aus. In der Todesangst ihrer Geistes- und Gemüthsleere hatte er sich einen Schnurrbart stehen lassen, sie war Mitglied eines Suppenvereins für Wöchnerinnen geworden. Nur der Weihnachts-Abend brachte diesen Beklagenswerthen eine erfrischende Anregung; sie bestand in der krampfhaften Anstrengung, einander durch kostspielige Geschenke ein heiteres Lächeln abzugewinnen.

In dem Salon, wo eine Anzahl Bilder von älteren Kunst-Ausstellungen in Gefangenschaft an den kostbar tapezirten Wänden hängt und nie mehr von Kenner-Augen, nicht einmal mehr von denen des Dr. Max Schaßler, wenn er Berlins Privat-Galerien durchpilgert, beobachtet wird, steht ein großer ovaler Tisch unter dem brennenden Kronleuchter. Ueber die reiche Decke ist ein feines weißes Tuch gehängt, und die Weihnachts-Ge-

schenke sind theils auf dieser Fläche ausgebreitet, theils liegen sie auf den umherstehenden, mit Sammet überzogenen Lehnstühlen. Das Ehepaar sitzt an diesem Tische und zwar so, daß es durch die offene Flügelthür in das hellerleuchtete große Nebenzimmer blicken kann, wo die Dienstboten des Hauses um ihre aufgebauten Geschenke beschäftigt sind und sich, mit halblauter Stimme und scheuen Blicken auf die Herrschaft, unterhalten.

„Was hast Du für den dunkelbraunen Sammetpelz mit Nerz gegeben, lieber Mann?“ fragt die Dame und fährt nachlässig mit der Hand über den köstlichen, schwere Falten werfenden Stoff.

„Dreihundert achtzig Thaler“, antwortet der Hausherr und streift die Asche seiner Cigarre an dem Querstäbchen einer silbernen Schale ab.

„Das ist nicht zu theuer“, sagt die Dame und nimmt ein Etui von dem Tische, in welchem Brillanten funkeln, während sie ihr mattes Auge darauf funkeln läßt und „sehr schön — sehr schön“ murmelt.

„Wenn nur die Cigarren, welche Du mir gewöhnlich trotz meiner Bitten um Weihnachten zu schenken pflegst, besser wären. Es ist eine wahre Manie von Dir, mir immer Cigarren aufzubauen, die man frühestens erst in drei Jahren rauchen kann!“ sagt der Hausherr und gähnt.

„Was soll man Euch Männern schenken? Verwahre die Cigarren, wenn sie augenblicklich zu frisch sind. Mein Gott, was diese Kinder über uns heute für einen unleidlichen Scandal machen, es ist nicht zum Aushalten!“

„Es ist Weihnachten, da will ich mir den Lärm noch gefallen lassen, aber das Toben nimmt seit einigen Wochen in einer Weise zu, daß ich mich beim Wirth beschweren werde. Man wird älter, und ich empfinde täglich die Wohlthat mehr, keine Kinder zu haben. Sie sind kein Segen für ruheliebende Leute.“

Die Dame antwortet nicht, aber sie wirft einen flüchtigen Blick nach dem seitwärts stehenden kleinen Schreibtische, über dem das Miniaturbildchen eines zarten Kinderkopfes hängt, und seufzt leise. Das vorüberwehende Leben dieses armen Wesens war der einzige Strahl eines wahren Glückes, welches dem Ehepaare geschenkt worden war. Das Schicksal nahm die mißachtete Gabe schnell zurück, und von dem verstorbenen einzigen Kinde ist kaum Etwas in den Herzen der Eltern zurückgeblieben. Die Züge jenes Bildes lassen sie fast gleichgültig, und nur an diesem Abende bebt ein leiser Klang aus der Tiefe der Menschheit in dem Gemüth der Mutter. Das geht vorüber, ihre Blicke wenden sich wieder auf den Tisch mit den Geschenken und das Bild hängt wieder unbeachtet da, nur für ausgezeichnet und werthvoll gehalten durch die hohe Kunst seines Meisters, der es einst durch die wiederbelebende Kraft des Genius nach dem Antlitz der Leiche geschaffen hat.

„Womit werden wir denn den Abend schließen?" fragt der Gemahl, „es ist gleich halb acht Uhr, und ich würde vorschlagen, wir ließen anspannen und führen in den Mäder'schen Saal, um Abendbrod zu speisen. Man kann hier doch nicht so allein sitzen bleiben."

„Johann hat gebeten, heute nach Hause gehen zu dürfen", sagt die Hausfrau und blickt in das Nebenzimmer, aus dem sich die Dienstboten bereits alle entfernt haben, „ich habe es ihm erlaubt."

„Du hättest mich auch vorher fragen können; der Mensch mit seinen ewigen Familien- und Tauf-Geschichten wird mir unausstehlich. Je nachsichtiger man gegen Kutscher ist, desto mehr nehmen sie sich heraus; sie gleichen darin vollständig den Pferden. Das hat man davon, daß man solchen Leuten für gewöhnlich den ganzen Tag zu ihrer eigenen Disposition läßt — da wird uns

nichts Anderes übrig bleiben, als eine Droschke holen zu lassen.“

„Ehe ich Abends in der ersten besten Droschke fahre, bleibe ich lieber zu Hause. Ich habe keine Lust, mir beim Ein- und Aussteigen durch diese engen Wagenthüren die Garderobe zu ruiniren“, murrt Madame.

„So mag Friedrich in das Hinterhaus gehen und Johann holen; ich bleibe nicht zu Hause. Wer wird denn an einem solchen Abende zwischen seinen vier Pfählen sitzen bleiben und sich auf die Nasenspitze sehen? Ich will mich etwas zerstreuen und wenn möglich unter vielen Leuten sein.“

Der reiche Mann schellt nach Friedrich und sendet nach dem unglücklichen Familienvater Johann, der am Fuße einer kleinen Weihnachts-Pyramide aufgegriffen und aus den Armen zweier kleinen Johann's gerissen wird, um anzuspannen, zu Räder zu fahren, bis Mitternacht auf dem Kutschbock zu wachen und theils seine armen Rappen, theils sein eigenes Schicksal zu beklagen.

Lassen wir die Thür dieser stattlichen Salons zufallen und steigen wir rasch die Treppe hinauf in das zweite Stockwerk des Hauses.

In den Flächenraum, welchen unten das reiche Paar bewohnt, haben sich hier zwei Familien von Beamten getheilt, deren einer wir unseren Besuch abstatten. Auch hier nimmt die Mitte des Zimmers ein großer Tisch ein, allein die theuren Geschenke fehlen und mit ihnen die Langeweile, die Unzufriedenheit und Blasirtheit. Der hohe Tannenbaum ist mit gelben dicken Wachsstockenden besteckt und der Hausherr geht, in einen alten Bureaurock gekleidet, aufmerksam um das Wunder von Licht, Borsterfer Aepfeln, vergoldeten Wallnüssen und gehängten Armensündern von Pfefferkuchenmännern und überwacht es mit der Lichtscheere als Feuerwehr. Die Mutter sitzt da, wo

der Glanz am lebhaftesten ist und läßt den jüngsten Sohn des Hauses, einen kräftigen Mann von 13 bis 14 Monaten, den Festabend genießen. Er sitzt auf ihrem Schooß und bearbeitet einen Apfel, der nur ein wenig kleiner als sein Kopf ist, bald mit den Zähnen, bald bearbeitet er in sichtlicher großer Aufregung zur Abwechselung den Tisch mit dem Apfel, wovon dieser bereits außerordentlich mürbe geworden ist. Zuweilen gelingt es ihm, eines seiner Geschwister bei den Haaren zu erwischen und kräftig zu zausen; doch stört das daraus entstehende Jammergeschrei nicht die herrliche Stimmung des Abends.

An den vier Seiten des Tisches haben sich die Kinder angesiedelt. Das älteste Töchterchen gibt sich unter weiser Anleitung der Frau Großmutter mit Erziehungsversuchen der Puppe ab, die zum Schlusse des Jahres 1857 ein neues Wachsgesicht und eine moderne Garderobe erhalten hat, bei welcher die Crineline nicht fehlt. Der nächstfolgende Sohn hält zu mehrerer Sicherheit das geschenkte Weihnachtsbuch fest unter dem linken Arm, trägt einen Säbel um den Leib gegürtet und baut, tief in die Anschauung seiner Herrlichkeiten versunken, ein kleines Bergwerk auf, das offenbar nicht bei Blumenthal oder Söhlke, unseren ersten Spielzeughändlern, gekauft ist. Da sieht sich der Vater, der eben mit dem Lichtputzen fertig geworden, sehr ernsthaft um und fragt mit besorgter Miene: „Wo ist Paul? Ist Paul hinausgegangen?“ Das mit diesem Namen bezeichnete Wesen ist nämlich bis jetzt noch des Hausherrn vorletztes Kind. „Jette, sehen Sie einmal nach, ob Paul in der Schlafstube ist.“

Das Dienstmädchen verläßt rasch seinen Teller an dem Familientische, wo sie sich mit einem wollenen Kleide und einigen blanken Thalern unterhalten hat, und sucht die Fährte des vermißten Sprößlings. Nach zwei Minuten kehrt sie zurück und betheuert, daß Paul weder in

der Schlafstube, noch in der des Herrn, oder der »alten Madame« zu finden sei.

»Dummes Zeug«, ruft der Vater, „der Junge kann sich doch nicht unsichtbar gemacht haben. — Aha — der große Pfefferkuchen auf seinem Teller fehlt — ich habe es immer gesagt, Frauchen, wenn der Junge auch einen so großen Pfefferkuchen bekommt, wie die beiden älteren, erleben wir am heiligen Abend nichts Gutes! Paul! Paul! du kommst gleich hervor!«

Bei diesen unwiderstehlichen Commandoworten lassen sich hinter der herabhängenden Gardine der Fensternische mysteriöse Laute vernehmen, und der Vermißte, ein kleiner dicker Knabe von etwa vier Jahren, tritt mit einer etwas beiergten und doch sichtlich befriedigten Miene vor die Seinigen, die sämmtlich ihre Blicke auf ihm ruhen lassen.

„Junge, wo hast du deinen großen Pfefferkuchen gelassen?“ fragt die ängstliche Mutter. Eigentlich erscheint diese Interpellation sehr unnöthig, denn der gelbbraune Ritt, welcher die Lippen des Kleinen anmuthig umgibt und selbst seiner dicken Stumpfnase etwas höchst Pikantes verleiht, verkündet das stattgefundene Ereigniß deutlich genug. Außerdem ist der ältere Bruder Gustav hinter den Fensterverhang getreten und bringt ein winziges Fragment von Pfefferkuchen als Corpus delicti hervor.

»Nein“, sagt der erzürnte Vater, „woher mag dieses unglückliche Kind das Talent zum Fressen haben?«

»Er hat zum Kaffee zwei Stücke Kuchen gegessen!“ ruft die Mutter mit einer unglücklichen Miene aus.

»Nun, nun, kleine Kinder sind immer so, lieber Sohn“, bezütigt die alte Großmutter den Schwiegersohn, »es wird ihm nicht so viel schaden.«

»Er bekommt kein Abendbrot und wird gleich zu Bette gebracht, der Weihnachtsteller aber wird weggeschlossen!“ gebietet der Vater, und Jette, als die häusliche Executiv-

behörde, ergreift den Pfefferkuchen-Vertilger und schleppt ihn von dannen, indem sie ihre vollständige Beipflichtung zu der amtlichen Verordnung durch die Worte kundgibt: „Sein Leib ist so dick, wie eine Regimentspauke.“

Naturhistorisch und pädagogisch gleich merkwürdig ist aber das Betragen des Schuldigen. In vollkommener Ruhe läßt er Alles über sich ergehen und scheint sich in die Ansicht Hegels ergeben zu haben, daß die Strafe das Recht des Verbrechers sei.

Jetzt klingelt es hinten an der Küchenglocke leise und schüchtern.

„Wer mag so spät noch da sein? Die Jette hat sich doch keinen Bräutigam angeschafft?“

„Mama, es ist die arme Frau aus dem Hofe mit ihrem Kinde“, sagt das Töchterchen, welches unterdessen hinausgelaufen ist und die Küchenthür geöffnet hat.

„Ach, Papa, darf ich die kleine Pyramide anzünden?“ fragt Gustav, den es sichtlich erfreut, etwas zum Besten der Wittwe beizutragen, die hier neben den bescheidenen Weihnachtsgaben der einfachen Familie auch ihren Antheil erhält. „Ja, mein Kind, nur verbrenne Dir nicht die Finger!“ genehmigt der Vater und nickt der armen Frau freundlich zu, die, ihr kleines Kind auf dem Arme, demüthig in der Thür stehen bleibt. Sie hat ihren Mann durch den unglücklichen Zusammenbruch eines hohen Baugerüstes verloren und erhält sich und ihr Kleines kümmerlich durch Handarbeit.

Die gute Hausfrau übergibt ihr Kind der Großmutter und führt die Verlassene an einen kleinen, sauber gedeckten Tisch, wo die ihr bestimmten Gaben, bestehend in einigen unentbehrlichen winterlichen Kleidungsstücken, Eßwaaren zum Feste und etwas Geld, aufgebaut sind. Die arme Frau trocknet sich die Augen, küßt der Hausfrau die Hand und bemerkt nicht, daß der auf dem Arm

der nahestehenden Großmutter befindliche jüngste Beamtensohn danach trachtet, ihrem Kinde freundschaftlich in die Haare zu fahren. Rechtzeitig werden seine unchristlichen Absichten durch die Zwischenkunft des Hausherrn vereitelt, der näher tritt und der Frau sagt, daß es ihm gelungen sei, ihr eine kleine monatliche Beihülfe aus einer Unterstützungskasse zu verschaffen.

Versuchen wir nicht die zufriedene Stimmung des kleinen Kreises auszudrücken; dergleichen läßt sich wie Musik nicht durch die Kunst des Wortes beschreiben. Wenn darin eine Dissonanz laut wird, so rührt sie nur von Paul her, welcher über die Verletzung seiner Rechte an das Abendbrot in's Klare gekommen sein mag und bei dem Klappern der Teller, Messer und Gabeln von seinem Straflager aus ein Bittgesuch an die den Tisch deckende Jette richtet.

„Darf er noch einmal aufstehen, lieber Mann?“ fragt die weichherzige Mutter.

„Meinetwegen“, sagt der Vater, „aber Ihr verderbt den Jungen in Grund und Boden. Gebe der Himmel, daß der Herr Minister recht bald die Verbesserung der Gehälter bei den Kammern durchsetzt, sonst frißt Dein Paulchen uns Alle noch arm!“

So endete denn der Weihnachts-Abend mit dem herzerhebenden Acte einer Begnadigung.

Aus der Kriſis.

Der zweite Act der Stummen ging zu Ende, das Orcheſter tändelte wehmuthsvoll mit den Anklängen der reizenden Barcarole hinter dem in ſeinem papiernen Boote nach Neapel ſchiffenden Theodor Formes. Pietro und Fenella warfen ihm die vorgeſchriebenen Kußhände nach, der Vorhang rollte ſchnell herab, der Kapellmeiſter legte das weiße Stäbchen auf das Pult und floh mit der Schnelligkeit eines Mannes, deſſen eigenes Werk die eben dirigirte Oper nicht iſt, die Kammermuſiker erhoben ſich und begannen den üblichen Tauſchhandel mit Priſen, als mich eine ganz unglaubliche Sehnſucht nach einem Schoppen guten Rothweins überfiel. Dergleichen Anfälle ſind im Leben eines Kritikers nicht ſelten, obgleich ſie ſich nicht wohl wiſſenſchaftlich erklären laſſen, und keine andere Annahme übrig bleibt, als ihre Entſtehung auf der Seite des nach einer neueren pſychologiſchen Theorie ſo überaus wichtigen und verhängnißvollen Nachtpoles der menſchlichen Seele zu ſuchen. Nachdem ich eine Zeit lang beharrlich dieſem unkünſtleriſchen Drange widerſtanden hatte, fühlte ich endlich, daß ich meine Charakterſtärke weit überſchätzt hatte, und ſo beſchloß ich, um mir den tiefen Kummer zu erſparen, mich doch zuletzt von der leidigen Begier beſiegt zu ſehen, freiwillig den ſittlichen Kampf zu enden und entfernte mich, ehe Neapel der Schauplatz ſo

überaus betrübender bürgerlicher Zwistigkeiten wird. Ich konnte um so ruhiger das Haus verlassen, da ich nicht von einer kritischen Pflicht zu seinem Besuche angeregt worden war, sondern einfach von der traurigen Nothwendigkeit, einen der monatlichen zehn reservirten Plätze abzusitzen.

Der Abend war lieblich kühl, das städtische Gas brannte ungewöhnlich hell, und die Melodie des Schlummerliedes durch die Zähne brummend, schlenderte ich langsam zu einem der vielen nahegelegenen großen Restaurants. Es war noch zu frühe, als daß dergleichen Locale gefüllt sein konnten, allein die seltsame antheilsvolle Aufmerksamkeit, mit der mich der Portier durch sein erleuchtetes Guckfenster in Augenschein nahm, mußte mir auffallend erscheinen. Ich trat ein. Die drei nebeneinander liegenden Salons waren angenehm erwärmt, alle Tische mit dem feinsten Leinen gedeckt, von den geschmackvollen Kronleuchtern strahlten zahlreiche Gasflammen auf die kostbaren Spiegel und Krystallgläser herab, die gepolsterten und mit Sammet überzogenen Sessel und Sophas luden freundlich zur Ruhe ein, aber es war außer mir Niemand vorhanden, ihrer zu pflegen; das gewöhnlich so besuchte Local schien wie ausgestorben.

Nach einigem Warten erschien ein schwarzbefrackter, weißbehalsbinderter Kellner, der in den hinteren Gemächern des Locales offenbar mit der Abwickelung wichtiger Privat-Angelegenheiten beschäftigt gewesen sein mußte, denn er war in Folge der Störung in einer sehr schlechten Laune und schob mir, wie alle deutschen Kellner zum Unterschiede von den französischen und englischen Garçons thun, zuerst die Weinkarte schweigend hin. Gleich enthaltsam in der Redekunst deutete ich mit dem Finger auf die Sorte und erhielt nach einer befremdend langen Pause das kleine grüne Gefäß meiner bisherigen Sehnsucht.

Dann verschwand der Kellner wieder auf eine unbegreifliche Weise und überließ mich meinen Betrachtungen und die Räumlichkeiten meiner zuverlässigen Bewachung. Ungehindert wanderte ich eine Zeit lang auf und ab in den Gemächern, dann setzte ich mich in eine rothplüsch'ne Sopha-Ecke, ergriff die Kreuzzeitung und las sie von Anfang bis zu Ende mit philosophischer Genauigkeit durch. Es muß etwa gegen das Ende des französischen Artikels gewesen sein, als ein Mensch, der wie der Oberkellner aussah, eilig durch die Zimmerreihe schritt, mir eine kurze Verbeugung machte, einen Zahnstocher holte und dann, wie von der Erde verschlungen, gleichfalls verschwand. Da es jetzt schon mehr als neun Uhr sein mußte, sah ich mich nach einer Klingel um und brachte mit Hülfe eines neusilbernen Messerbänkchens, das ich an mein Weinglas schlug, ein hinlängliches Geräusch hervor, um den Kellner heraufzubeschwören.

„Was haben Sie frisch in der Küche?"

Er reichte mir als Antwort mit einer graziösen Handbewegung die in Maroquin gebundene Speisekarte.

„Lassen Sie die Karte und sagen Sie mir, was es gibt!"

„Alles — was Sie belieben!" sagte der um die Ehre seines Hauses besorgte Beamte. Die Wahrheit der Küche war aus ihm nicht herauszubekommen, und ich mußte mich zu dem kühnen Hazardspiel entschließen, den Einsatz auf irgend einen jener tönenden französischen Titel zu wagen, unter denen sich das Riemenzeug unserer Schlächter und der Kirchhof des Fischmarkts zu verbergen pflegt. Wieder verging eine Viertelstunde und Niemand, weder ein Gast noch ein Kellner, erschien.

Geduldig holte ich die Nationalzeitung und versuchte den Hunger durch die Lectüre der freimüthigen Gesinnungen dieses Blattes zu beschwichtigen. Noch hatte ich

den deutſchen Artikel nicht ganz überwunden, als der Kellner mir das beſtellte Gericht brachte. Seiner Beſchaffenheit nach zu urtheilen, mochte es aus der Speiſekammer einer beſcheideneren Gaſtwirthſchaft ſtammen und dem Boten des Etabliſſements vielleicht nur durch freundliche Bereitwilligkeit eines benachbarten Wirthes überlaſſen ſein; in der Küche des Locales konnte es nicht zubereitet worden ſein, dazu fehlten ihm alle Eigenſchaften jener blendend eleganten Gaſtroſophie, welche dieſen Ort auszuzeichnen pflegten. Mich in philoſophiſche Betrachtungen vertiefend, wie es komme, daß ein ſonſt ſo beſuchter Reſtaurant — ich hatte ſeit beinahe zwei Monaten nicht hier geſpeiſt — dergeſtalt verödet ſei, verzehrte ich mein Mahl und ſah nach der Uhr. Das Schauſpiel mußte längſt, die Oper ſeit einer Viertelſtunde geſchloſſen ſein, aber die gewöhnlichen redſeligen und angeregten Beſucher, die ſonſt bei Gläſerklang noch bis gegen Mitternacht den gehabten Kunſtgenuß durchzuhecheln pflegen, blieben gänzlich aus.

Die Situation, ſo lange gleichgültig und langweilig, erhielt jetzt eine unterhaltende, ja culturhiſtoriſch höhere Bedeutung. Welche Vorgänge wirkten darauf hin, daß eines der beſten, berühmteſten Inſtitute für Erheiterung des Geiſtes und Befriedigung des Magens plötzlich wie ein ungeſunder Landſtrich von aller Welt gemieden wurde? Welche tückiſchen Veränderungen in der Mode waren vorgekommen, welche Launen hatten die Löwen und Löwinnen von Berlin überfallen? Alles das konnte mir als Journaliſten nicht gleichgültig ſein, ich fühlte die Nothwendigkeit noch zu bleiben und ließ mir die Fortſetzung und den Schluß des in der erſten Nummer erſchienenen Schoppens verabreichen. Sie wurden mir vor dem Oberkellner gebracht, der ſeine Verwunderung über einen Herrn, der ſich als Einſiedler in den Sälen eines Reſtaurants ein-

nistete, nicht verbergen konnte. Um mir jedoch ein sanftes Zeichen zu geben, daß es die höchste Zeit sei, den Qualen des Etablissements ein Ende zu machen, stieg er seiner engen Staatshosen wegen mit großer Mühe und Behutsamkeit auf einen Stuhl und schrob sämmtliche Gasflammen so weit herunter, daß ich mich in einer ungemein poetischen „Götterdämmerung" befand.

„Warum verdunkeln Sie die Zimmer?" fragte ich, ein wenig von dieser Ungastlichkeit beleidigt, den Dilettanten im Erleuchtungsfache.

„Die Cylinder und Gaskugeln würden platzen", erwiderte er mit Gewandtheit, „wir merken auf der Stelle an dem Wachsen der Flammen, wenn der Gashahn in den beiden Theatern zugeschraubt worden ist."

Gern hätte ich den Wunsch geäußert, daß diese Thatsache sich lieber durch das Wachsen des Besuchs und Verkehrs bemerkbar machen möchte, allein in der Besorgniß, etwas Mißfälliges zu sagen, beherrschte ich meine Zunge und bat nur, wie der sterbende Goethe, um „mehr Licht", wenigstens um so viel, damit ich lesen könne. Zwei Gasflammen, zu deren Planetensystem von Möbeln das Sopha, auf dem ich saß, gehörte, wurden in die Höhe geschroben, und ich wagte es jetzt, um die Volkszeitung zu bitten.

„Wir halten sie nicht, mein Herr!"

„So reichen Sie mir die Zeit und den Kladderadatsch!" rief ich, entschlossen, meinen Platz zu behaupten. Der Oberkellner gab sie mir, erhielt gleich das Honorar für seine Bemühungen und die gelieferten Objecte der Naturalverpflegung und zog sich beobachtend in einige Entfernung zurück. Seine Ansichten von Menschen und Dingen schienen in den letzten Wochen so verändert und schwarzgefärbt worden zu sein, daß er an Diebstahl, Raub, Kellnermord, vielleicht an ein Unterminiren und absicht-

liches in die Luft Sprengen des Lokals glauben mochte. Gleichviel ob er an die Berufung von Verstärkungen dachte, um mich aus seinem Delhi zu drängen; bei reiflicher Ueberlegung kam es mir selber seltsam und fast unerlaubt vor, Abends in eine Restauration zu treten, etwas zu verzehren, ein paar Stunden zu verweilen und einigen dienenden, aber vielleicht zu ganz anderen Zwecken anwesenden Herren durch meine Gegenwart Unannehmlichkeiten zu verursachen. Ja, ich ging in meinen humanen Speculationen so weit, die kühne Hypothese aufzustellen, ich sei, wie einst der zerstreute Oliver Goldsmith, in ein Privathaus gerathen, in dem man eine große Gesellschaft zu geben beabsichtige, und diese könne in jedem Moment eintreten und an den für sie gedeckten Tischen Platz nehmen.

„Louis — Louis! seien Sie doch so gut, meinen Hut und Paletot mitzubringen!" Dieser nicht sonderlich zum Bleiben einladende Ruf des Oberkellners auf den Gang hinaus beruhigte mich inzwischen und verstärkte gewissermaßen meine metallische Widerstandskraft. Dagegen fehlte es auch nicht an beunruhigenden Erscheinungen, welche einen ängstlicheren Mann wohl hätten in Schrecken versetzen können. Im dritten Salon erschienen zwei weiße tellerförmige Mützen und Schürzen und guckten boshaft verstohlen um die Thürpfosten nach mir, dem frechen Eindringling in die fromme Muße beschaulicher Fakirs der Küche und des Kellers. Waren diese die erwarteten Verstärkungen, sollte es dem Rena Sahib jetzt an den Leib gehen?

Die gehaltvollen Gedanken der „Zeit" und der Inhalt des dritten Scheppens gaben mir meine Fassung wieder. Ich hörte mit Gemüthsruhe den Wächter pfeifen, ja ich glaubte in einem entfernten Kabinet am Gange das Klingen von Gläsern zu hören und empfand eine

wahre Genugthuung, nicht die „einzig lebende Bruſt“ des Abends geweſen zu ſein. Das vernommene Geräuſch erwies ſich jedoch bei ſeiner Wiederholung nur als das Klirren von Glasſcheiben, welche im nahen Hofe unter den Anſtrengungen eines Katers, den Gegenſtand ſeiner Wahl näher kennen zu lernen und reiflicher zu prüfen, zerbrochen ſein konnten.

Mir leuchtete nun ein, daß die geſelligen Unterhaltungen des Feſtabends erſchöpft ſeien, und ich beſchloß, mich als der Gegenſtand der lebhaften Sorge mehrerer, den lieben Ihrigen und der nächtlichen Ruhe durch meine Schuld entfremdeten Mitbrüder endlich zu entfernen. Das übliche Trinkgeld ward bezahlt, die nächtliche Promenade-Cigarre angezündet, und ich hatte noch den Drücker der letzten Thür in der Hand, als hinter mir ſchon tiefe finſtere Nacht in den Salons hereinbrach. Auf dem Hausflur ſtand aber der Portier mit einer Stalllaterne in der Hand. In einen weder ganz neuen noch ganz ſaubern Pelz gehüllt, ging er vor mir her und ſchloß die Thür auf. Es war mir nicht möglich, länger meine langverkniffene ſociale Bewunderung zu unterdrücken. Nachdem ich ihm den üblichen Ehrenſold für den geleiſteten Dienſt verabreicht, fragte ich, ſchon in Sicherheit ſtehend: „Wie kommt es, daß es bei Euch ſo leer iſt?“ Der Mann erhob die Laterne, beleuchtete mich von Kopf bis zu Fuß, machte dann langſam die Hausthür zu und ſagte mit bedächtiger Stimme: „Na, bei die Pleiten!“ Die Thür fiel zu. „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“

Ein Börsenball.

Unter den Glücksrittern, welche im vorigen Jahre die hohe Fluth an der Börse benutzt und sich zur rechten Zeit auf das sichere Festland des baaren Geldes zurückgezogen hatten, befindet sich auch ein talentvoller Gentleman, den wir, um mißliebigen und ärgerlichen Deutungen auf bestimmte Individuen zu entgehen, mit einem der Namen bezeichnen wollen, welche jedem Berliner von Schicksalswegen zufallen können. Er heiße mithin Schultze und habe unter dieser weitverbreiteten Firma nicht die geringsten Einwendungen gegen die Begebenheiten in seinem Hause und die darin auftretenden Persönlichkeiten zu erheben.

Der diesjährige Balltyphus war an dem Familienleben unseres Helden nicht vorübergezogen, ohne seine ansteckende Kraft auszuüben. Madame Schultze hatte es sogar durchgesetzt, den ersten der Subscriptions-Bälle zu besuchen und es war ein Stachel in ihrer Seele zurückgeblieben. Sie wurde von dem Verlangen verzehrt, auch in dem eigenen Hause ein glänzendes Fest zu veranstalten und in dem Kreise ihrer Freunde und Bekannten von sich reden zu machen. Wichtige politische und gesellschaftliche Unterhandlungen bleiben, gleich den Besprechungen im Kriegsrath vor großen Schlachten, meistens mit dem dichten Schleier des Geheimnisses bedeckt; wir

sind daher auch nicht im Stande, über die Intriguen und Frauenkünste Auskunft zu geben, welche die Dame angewandt hat, um das zähe Actiengemüth des nur für die Genüsse des Agio's empfänglichen Gemahls für das Arrangement eines Balles umzustimmen. Genug, an einem Morgen in voriger Woche fanden wir im Briefkasten eine lithographirte Anzeige, daß Herr und Frau Schultze die Ehre hätten, ihre Freunde an einem der ersten Märztage bei sich zu versammeln, daß man um 7½ Uhr freundschaftlichst eingeladen sei und in Thee und Abendbrot die Bewirthung bestehen werde. Auf die mystische Signatur: U. A. w. g. wurde daher der pflichtschuldige Bescheid ertheilt und sofort beschlossen, diese seltene Einladung anzunehmen. Das Schultze'sche Haus steht nämlich in den betreffenden Kreisen im Geruch jener streng geregelten Finanzwirthschaft, die sich zuweilen bis auf das nationalökonomische Gebiet der Schäbigkeit verirrt, und einem heiteren Beobachter von Menschen und Sitten pflegen ja gerade Festlichkeiten, welche auf solche Principien gegründet worden sind, den meisten Stoff ergötzlicher Unterhaltung zu bieten. Ein natürlicher Instinct, von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß, der mich aber noch nie im Stich gelassen hat, wenn es darauf ankam, etwas Lächerliches zu ahnen, flüsterte mir allerlei wunderliche Dinge zu, und ich begab mich am festgesetzten Tage eine halbe Stunde nach der bestimmten Zeit in die Schultze'sche Wohnung.

Als ich aus dem Wagen stieg, bemerkte ich, daß alle Salons auf das Glänzendste beleuchtet seien und das Fest einen beträchtlichen Umfang anzunehmen drohe.

Der Markthelfer des Herrn Schultze riß mit Behemenz die Wagenthür auf und ließ mir kaum Zeit, dem Kutscher zuzurufen, daß er mich um halb 1 Uhr abholen solle. Markthelfer Johann hörte diesen Auftrag nicht

ohne Verwunderung und bemerkte etwas verächtlich: „O, die anderen Wagen sind alle erst um halb 4 Uhr bestellt.“ Ich ließ es indessen bei meinem ersten Befehl bewenden und folgte dem sinnigen Johann, der mich bis zur Flurtreppe führte, wo zwei Stearinlichter mit wildem Flackern der Zugluft Trotz zu bieten suchten. Zugleich fiel mir auf, daß der vertraute Diener seines Herrn die graue leinene Tändelschürze, die ihn durch's Geschäftsleben begleitete, auch an diesem Fest-Abende nicht abgelegt hatte, und ich war kurze Zeit hindurch ungewiß, ob er dieses nützliche Wirthschaftsstück trage, um von den Gästen nicht beschmutzt zu werden, oder um ihre Garderobe vor seiner Berührung zu schützen. Am Eingange der Wohnung wurde ich von einem schustermäßig aussehenden Veteranen empfangen, welcher die Garderobe unter seiner Obhut hatte und bei dem Lichte einer Argant'schen Lampe, mit der düsteren Miene eines Adepten, grübelnd umherging und sich die Gestalten der Kleider und Mäntel einzuprägen schien. Sein unentschlossenes, beinahe schaudererregendes Aussehen flößte mir einige Besorgniß in Betreff der Garderobe-Einrichtungen ein, und ich fragte vorsichtig: „Sie halten doch gute Ordnung, mein Lieber?“

„Hier geht nichts verloren, mein Herr, wenn Sie sich nur Ihre Nummer gehörig merken!“ antwortete der Kleider-Alchymist.

„Haben Sie denn keine auf Pappe gedruckte Nummern?“

„Wie heißt Pappe — Pappe kann verloren gehen, wenn die Herrschaften betrunken sind, aber behalten, das ist die Sache, die Nummer behalten; da weiß man, was man hat.“

„Wie merken Sie sich denn aber die Sachen, wenn Sie keine Nummern anheften?“

„Spaß, mein Herr, reiner Spaß — da müßten wir

nicht in der Packkammer auf der Hamburger Bahn angestellt sein!«

Das ließ sich hören und ich wollte eben meinen Lord Raglan ausziehen, als ich bemerkte, wie der Kerl, statt mir Hülfe zu leisten, mit der Linken eben in den Rockkragen, mit der Rechten nach einem großen Stück Kreide griff und auf meinem Rücken zu arbeiten begann, als sollte ich mit dem heute abgehenden Güterzuge im Packwagen Nr. 103 verschickt werden, zugleich sagte er ohne sonderliche Verwunderung oder Gemüthsbewegung: »Sie haben Nr. 34, merken Sie sich die Nummer gut, das rathe ich Ihnen, sonst kann ich Nachts für nichts stehen.« Ich war über dieses Verfahren so erstaunt, daß ich betroffen schwieg, als der treue Kleiderwächter die Hand nach meinem Hute ausstreckte, um ihn gleichfalls mit dem nothwendigen Kreidezeichen zu versehen. Schnell zog ich ihn zurück und sagte: „Ich nehme meinen Hut mit.“ Da bemerkte der würdige Alte mit edler Einfalt: „Na, hören Sie, sicher ist sicher, wenn Sie die Sorte sehen sollten, die ich hier draußen habe, da würde Ihnen doch für Ihren Hut bange werden, gehen Sie lieber Nummero Sicher und lassen Sie ihn mir hier; es wird Ihnen doch nicht auf ein Viergroschenstück ankommen!“

Darauf kam es mir allerdings nicht an, allein da in allen Gesellschafts-Affairen mein strengster und erster Grundsatz ist, über das Wohl meines Hutes zu wachen, drückte ich meinen Pariser Zehnfranken-Deckel à Ressort rasch zusammen und betrat die Salons, wobei der Alte mich begleitete und hinter mir die Thür ein wenig offen ließ, wahrscheinlich, um den Effect eines Herrn zu beobachten, der den Hut nicht draußen ließ, vielleicht auch, um zu erfahren, ob mir das kostbare Stück nicht gleich geraubt würde. Im ersten Zimmer stand Herr Schultze, vornehm vom Allan einer mörderisch gesteiften Halsbinde

in das gemeine Leben blickend, und statt mit einem Orden, mit einer rothen Blume geziert, die er den Cotillons-Ueberraschungen entlehnt hatte; er war von einem Generalstabe alter, nach Whist oder Boston lechzender Männer umgeben, die sich vor den jungen Herren und Damen fürchteten und entsetzlich schmutzige Handschuhe trugen. Nachdem Herr Schultze die Aufregung der ersten Freude, mich in seinen Salons zu erblicken, niedergekämpft hatte, wies er mich, seinen Posten behauptend, in ein zweites Zimmer, wo Madame Schultze, überragt von einem vielgeprüften Paradiesvogel auf einem dunkelrothen Sammet-Turban, die edle Sitte zarter Weiblichkeit übte. Auch sie war von einer alten, ehrwürdigen Amazonen-Garde umgeben, die indessen erst in späteren Jahren diesen kriegerischen und keuschen Grad angenommen zu haben schien, denn das im Nebenzimmer stattfindende Gewimmel von jungen Damen und Herren, die der Aehnlichkeit nach nur Söhne und Töchter vorstellen konnten, machte es sehr unwahrscheinlich, daß diese Greisinnen von jeher dem männlichen Geschlechte Haß und Rache zugeschworen haben sollten.

Zu jung, um an dieser Sphäre länger zu saugen, wie der Erdgeist im Faust bemerkt, zu alt, um mich unter die Tänzer zu mischen, schwankte ich längere Zeit in einer mißlichen Justemilieu-Stellung umher und wehrte mich gegen das fliegende Corps der Lohnbedienten und ihre erbitterten Angriffe mit Thee, dessen Farbe so bleich war, als die Aussichten des himmlischen Reiches, seines Vaterlandes, in die Zukunft. Schon war ich in eine Ecke zwischen eine Bücherspinde und den Ofen manövrirt und gab die Hoffnung auf, dem Thee zu entwischen, als der Anfang der Musik mich rettete und das Geräusch scharrender Füße im Saale die Aufmerksamkeit der Lohnbedienten von mir ablenkte. An dem oberen Ende des

langen Saales war ein tafelförmiges Piano aufgestellt, auf welchem ein gemietheter Clavierschläger trommelte, während neben ihm ein langer, welker Mann saß und an einer Violine Wiederbelebungs-Versuche anzustellen suchte. Die Musik dieser beiden Männer klang nicht wie eine fröhliche Aufforderung zum Tanze, sondern wie die melodramatische Begleitung zu dem Salomonischen: „Alles ist eitel!" Nach diesem Walzer schien nur die Verzweiflung an den Rand eines tiefen Mühlgrabens tanzen zu können. Als mildernder Umstand ließ sich freilich anführen, daß die Männer bereits seit Januar dem Schlaf entsagt zu haben schienen und denselben nur als eine seltene Näscherei betrachteten.

Nach einigen Tacten voll grausamer Töne hatten sich die Paare geordnet, und der Tanz begann und setzte sich fort mit jener Ausdauer und Beharrlichkeit, welche leider im Leben bei den meisten ernsthafteren Geschäften der Menschen vermißt wird. Der weite Kreis der Tänzer war aus den heteregensten Bestandtheilen der Gesellschaft zusammengesetzt, und ich sah im Geiste schon vorahnend das Geklatsch des folgenden Tages über der Versammlung schweben. Der große, aber nicht sonderlich feinfühlende Schultze und sein wackeres Weib hatten wie Kraut und Rüben Alles zusammengebeten, was sie von alten und jungen Leuten im Laufe ihres Lebens kennen gelernt hatten. Da war der Medicinalrath und Arzt des Hauses mit seiner majorennen Tochter, der Rechtsanwalt der Firma nebst zwei Schwestern aus dem Verfall des Mittelalters, der Hauswirth mit seiner etwas tauben Frau und einer Camelientochter, ein Geheimerrath als eine Art Verwandter, wie der Haifisch ein Verwandter des Hechtes ist, und dann der Revier-Commissarius mit seiner starken Familie, der aus ganz unbekannten Gründen eingeladen war. Die verwitterten Freunde des Geschäftes von Schultze u.

Comp., die erwähnten schmutzigen Handschuhe und Whistspieler, bildeten eine starke und bösartige Fraction in einem Nebenzimmer und bekümmerten sich nur um die Damen im Kartenspiele, aber nicht im Geringsten um die zahlreichen Pflänzlinge, die sie aus ihren Familienkreisen für die Tanzkunst geliefert hatten. Wer waren die jungen Herren, deren Herr Schultze für seinen Ball habhaft geworden war? Zum Theil schienen sie aus großen und offenen Geschäften entlehnt zu sein, zum Theil der jüngeren Rechtsgelehrtheit und anderen harmloseren Wissenschaften anzugehören; mehrere gehörten offenbar zu den schönen Künstlern. Denn da es in Berlin seit der letzten Gemälde-Ausstellung Sitte geworden ist, die Maler Hildebrandt und Richter in reichere christliche und jüdische Gesellschaften einzuladen, ließ sich voraussetzen, daß auch Vater Schultze einige Vertreter des Pinsels und Griffels bitten würde, und hätte er sie direct aus einem Atelier verschreiben müssen. Ein Drittel der erwähnten jungen Leute täuschte aber die gehegten Erwartungen ihrer Wirthe auf das Empfindlichste. Berufen, um dem Tanze auf Tod und Leben zu fröhnen, und namentlich, außer der überreifen Madame Schultze, noch einige ähnliche Exemplare aus dem Anfange dieses Jahrhunderts auf die Diele zu schleppen, entschlugen sie sich, sobald sie bemerkt hatten, daß alle jüngeren Damen ihre Tänzer gefunden, aller Gedanken an Auszeichnung durch Uebungen in der zierlichen Kunst und verweilten, in der anständigen Haltung von Torso's oder Hermen, in der Gegend der Musik, wo sie der Tanzenden wegen für Herrn Schultze nur schwer erreichbar waren.

Es ließ sich nicht leugnen, daß Herr Schultze große und anerkennenswerthe, nur leider nicht von Erfolg gekrönte Anstrengungen machte, die renitenten Truppen in das Gefecht zu führen. Ich will nicht untersuchen, ob

ihn zu diesen Großthaten das Verlangen, seinen männlichen Gästen Vergnügen zu machen, oder ein altheidnischer religiöser Wahn, sie den bejahrten Schönen zum Opfer zu bringen, anreizte; gewiß ist nur, daß die feigen Tänzer ärger wie Faust im zweiten Theile schauderten, wenn sie Herrn Schultze die »Mütter« erwähnen hörten. Endlich gelang es ihm, einen kleinen Jüngling, der seinen Frack mit der naiven Eleganz eines Confirmanden trug, anzuwerben und auf Madame Schultze hinzusteuern, doch ach! in diesem Augenblicke schwieg die Musik, die Tanzenden zerstreuten sich in bunte Gruppen.

Eine Erfrischungspause war eingetreten.

Von allen Seiten drängten sich die Lohnbedienten heran, eine Schaar junger, mit weißen Halsbinden geschmückter Männer, welche auf großen Präsentirtellern einen dem Anschein und Geschmack nach aus sauren Gurken angefertigten Ananas-Cardinal trugen und ausboten. Schon bei ihren früheren kriegerischen Uebungen hatte ich bemerkt, daß sie in ihrem Fache Rekruten ähnlicher, als geübten Soldaten seien, und meine Besorgnisse für den Glanz des Schultze'schen Abends nicht unterdrücken können. Einen Lohnbedienten empfahl es gewiß nur wenig, wenn er eine einzelne Tasse von der Commode nahm und dieselbe bei dem Versuche, sie auf das Theebrett zu setzen, jämmerlich auf die Erde warf und zerschlug. Man kann zu seiner Entschuldigung freilich sagen, daß er den Mann mit der Violine zu aufmerksam betrachtet und bewundert hatte, weil dieser schlief und doch sein Instrument spielte, allein wer hieß ihn, sich in Dinge zu mischen, die nur den Hausherrn angingen! Die junge tanzlustige Welt fiel über den Cardinal mit dem Durste des Candidaten Jobs her, aber die aufregende Wirkung war nur gering, und was die älteren bei Whist und Boston sitzenden Herren Hausfreunde be-

trifft, so zweifelte ich keinen Augenblick lang, daß ihnen ein einfacher Schnaps lieber gewesen wäre.

Nach dieser Episode begann der Tanz mit seltener Lebhaftigkeit von Neuem, und da Herr Schultze sowohl als auch einige ältere Herren inzwischen ihre Maßregeln getroffen hatten, gelang es nunmehr, Tänzer anzuwerben und den antiken Bodensatz der Gesellschaft auf das Parket zu bringen. Während der Pausen versuchte ich, da mich nachgerade die Langeweile wie ein gewappneter Mann anfiel, mit einem Herrn eine Unterhaltung anzufangen; allein der Zufall wollte es, daß drei Herren, die ich nacheinander anredete, sich jedesmal als Lohnbediente auswiesen. Diese jungen Männer, bis jetzt noch Novizen in der Ausübung ihrer strengen Pflichten, hatten sehr wohl bemerkt, daß die Autorität des Herrn Schultze nicht weit her sei und Feste überhaupt nicht oft vorkämen; sie waren daher aus den Nebenzimmern und der Küche herbeigeeilt, hatten ihre Aufwarte-Geschäfte bei Seite geschoben und belustigten sich auf dem Balle als Zuschauer. In ihrem glücklichen Lebensalter sahen sie übrigens den bürolosen jungen Rechtsgelehrten, schönen Künstlern und Handlungsbeflissenen so ähnlich, daß sie sich getrost unter die Tanzenden hätten mischen und eine Dame auffordern können. Dieser in vornehmen Häusern freilich unerhörte Umstand verschönerte in meinen Augen das Fest und stattete es mit den herrlichen Eigenschaften der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit aus. Im Kartenzimmer, wohin ich mich auf eine halbe Stunde begeben hatte, herrschte ein düsterer, mißmüthiger Geist. Die dort befindlichen Spieler mochten daran gewöhnt sein, diese Stunde bei einem Glase Bier und einer Pfeife Tabak gemüthlich in ihren Tabagien zu sitzen und sich in geistreichen Bemerkungen über den Lauf der Welt zu ergehen; solche Naturen mußte der scharfe und strenge

Geist des Schultze'schen Balles vollkommen niederdrücken. Die mörderischen steifen weißen Halsbinden, die gebrannten Haarfrisuren, die engen Wände der von Kraftmehl starrenden weißen Westen, zwischen denen die Unglücklichen wie in Zellen-Gefängnissen eingesperrt saßen, die ungewöhnten Bratenröcke und endlich die unnatürlich engen Glanzstiefeln ängstigten diese Herren-Gesellschaft mehr, als es die Gegenwart irgend eines vornehmen Herrn vermocht hätte. Es war sehr lieblich anzusehen, wenn der Wirth an seine auf der Ballfolter liegenden Gäste herantrat und sie bald fragte, wie sie sich amüsirten, bald angenehme Rathschläge im Kartenspiel ertheilte und die Lohnbedienten anreizte, den Cardinal von sauren Gurken umherzureichen, ihm selber stand der Schweiß in den hellen Tropfen der Todesangst an der Stirn, und wenn man die Tiefen seiner Physiognomie näher ergründete, entdeckte man wohl, daß dieser Ball der erste und letzte seines Lebens sein werde.

Unterdessen war im Tanzzimmer nach Beendigung der Polka eine Generalpause eingetreten, welche theils mit Nußtorte, theils durch den Baßgesang eines Herrn ausgefüllt wurde, der bis jetzt, wie alle großen Sänger, auf den Tanz verzichtet hatte. Der unbekannte Bassist, dessen aufgeworfene Lippen, verbrannte Gesichtsfarbe und kriegerische Augen mich vermuthen ließen, daß er bei dem Musikchor eines Reiter-Regiments vielleicht die erste Posaune blase, trug keineswegs angenehme und erheiternde Tonstücke vor, sondern sang nur schauerliche Arien aus dem Freischütz, Fidelio und unterbrochenen Opferfest. Die Gesellschaft nahm indessen an seinem Repertoir keinen Anstoß, sondern überschüttete seine Kraftanstrengung und athletischen Stimmübungen mit einem Beifallssturm, in den das ferne Kartenzimmer mit einstimmte.

Der Gesang, welcher fast die ganze Gesellschaft um

das Piano verſammelt hatte, wurde von den Lohnbedienten benutzt, die wichtige Frage des Abendeſſens in Ordnung zu bringen. Das Schultze'ſche Ehepaar huldigte nicht der Theorie der warmen Koſt, es hatte in dem ſeinem Balle vorausgehenden Familienrathe beſchloſſen, den Punkt der Ballkoſt im Wege der ſogenannten »Büffets« zu erledigen. Die Lohnbedienten trugen alſo eine Anzahl kleiner Tiſche in die Nebenzimmer, welche ungefähr wie die Toiletten-Apparate aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausſahen, jedoch ſtatt mit Seife, wohlriechenden Wäſſern, Schminke, Bürſten und Kämmen, mit nützlichen Magen-Utenſilien bedeckt waren.

Sobald daher der Baſſiſt ſeinen letzten Odem ausgehaucht hatte, betrat Herr Schultze mit allem erſinnlichen Anſtande den Saal und forderte die Anweſenden auf, eine leichte kalte Collation einzunehmen, während ſich ſeine Gemahlin in das Nebenzimmer begab und die dort befindliche ältere Fraction gleichfalls anregte, die Hände zum lecker bereiteten Mahle zu erheben. Ich wünſchte wohl, der Leſer dieſer wahrhaften Beſchreibung vermöchte ſeine Phantaſie krankhaft genug zu erhitzen, um ſich eine gehörige Vorſtellung von dem Angriff der jungen Herren auf die hingeſtellten Eß-Apparate zu machen. Während ſonſt die Sitte der Büffets es mit ſich bringt, daß die Herren ſich zum Hofdienſt anſchicken und den Damen die Dienſte erweiſen, von denen die Chroniken des Mittelalters voll ſind, mißachteten die anweſenden Tänzer vollſtändig dieſen ehrwürdigen und zierlichen Gebrauch und geberdeten ſich wie Baſchkiren und Kirgiſen, welche nach einem langen Ritt endlich über die Koſt des Nachtquartiers gerathen. Bald ſollte ich über die Folgen dieſer ſchrecklichen und unerhörten Angriffe Näheres erfahren. Hinter einer Epheuwand ſitzend und an einer harten, dünngeſchmierten und noch dünner mit geräucherter

Zunge belegten Semmel nagend, wurde ich unfreiwilliger Zeuge einer vertraulichen Besprechung, zu welcher sich das geängstigte Schultze'sche Ehepaar in die Gegend dieses Dickichts zurückgezogen hatte.

„Schultze", sagte die Hausfrau, ihren Turban verzweifelnd auf dem Kopfe schwenkend, „Schultze, wir reichen nicht mit den kalten Fleischwaaren!"

„Wie sollen wir auch reichen", antwortete Schultze mit einer vor sittlicher Entrüstung bebenden Stimme, „wenn sie den kalten Braten und die Wurst von den Butterbröten essen und diese mit der Butterseite unten an die Tischplatte kleben!"

„Lieber Mann, es ist wohl nicht möglich?" jammerte die unglückliche Ballmutter, welche die Schärfe der Sitten unserer gegenwärtigen Generation noch nicht kannte, „das ist ja eine wahre Sünde, das liebe Brot so zu mißhandeln!"

„Der rothe Bildhauer mit dem zerzausten Bart ist der Hauptanstifter — der Mensch sollte das Brot lieber mitnehmen, damit er in der Woche etwas zu essen hätte!" sagte der Ehegatte und schlug mit dem Fuße vor Zorn gegen die mich verbergende Epheuwand.

Das bedauernswerthe gastliche Paar that mir sehr leid; ich beschloß, keinen Bissen mehr anzurühren und den Rest meines Soupers dem kleinen Affenpinscher Bello zu verabreichen, der sich eingeschlichen hatte und etwas von den Büffets zu erbeuten suchte. In der edlen Stimmung eines Asceten, der, für seine Person auf die Freuden der Welt verzichtend, seine Thätigkeit nur dem Wohle seiner Nebenmenschen widmet, warf ich mich in die essende Menge und rettete so viel als möglich, um es den Damen zu bringen. Meine Anstrengungen fruchteten jedoch nur wenig: „die Theilung war längst vorbei!" Nur mit Forschungen unter Ruinen beschäftigte ich mich eine Viertel-

ſtunde lang, bis die Klänge des Cotillons zum erneuten Tanze riefen.

Schon ſtand ich im Begriff, mich im Civilverfahren des polniſchen Abſchieds zu entfernen, als die Schaar der Lohnbedienten abermals meinen Antheil feſſelte. Sie eilten durch die Hinterthür des Boudoirs herbei, um die Reſte des Abendeſſens zu entfernen, und kauten dabei mit beiden Backen. Offenbar hatten ſie inzwiſchen ein beſſeres Souper über Seite gebracht und verzehrt, als uns zu Theil geworden war. Auch zeigten die Jüngſten ſichtbare Symptome von dem Einfluß im Uebermaaß genoſſenen Rebenſaftes.

Während die Knall-Bonbons krachten, die Bouquets überbracht und einige Verſitzende der beſagten Kartenfracten „gehelt" wurden, entfernte ich mich und ſuchte die Garderobe auf. Der Veteran empfing mich im freundlichen Stadium der Angetrunkenheit. „Na, Nr. 84, Sie ſind der Erſte, ſchon nach Hauſe, hübſch ſolide, nicht wahr?" — „34, lieber Mann", ſagte ich; er aber ließ ſich nicht überzeugen, lächelte ſicher und vornehm und wollte mir ein ganz kleines Knabenmäntelchen umhängen, das ein Tänzer von ſeinem kleinen Bruder geborgt zu haben ſchien. Ich bemächtigte mich endlich meines Oberrocks, beſchenkte den Mann für ſeine Signatur-Erfindung reichlich und warf mich in meinen Wagen, im Geiſte die Einzelnheiten des koſtbaren Balles meinem Gedächtniſſe feſt einprägend und zu einem Artikel ordnend.

Eine Vorlesung.

Man wird sich erinnern, daß es in Berlin viele Sorten von Vorlesungen gibt, wenn wir von denen im Universitäts-Gebäude gar nicht einmal sprechen wollen. Es lesen alte wurmstichige Herren Aufsätze vor, die halb nach Schularbeiten, halb nach Pfennigsmagazinen schmecken, Herren mit Schnurrbärten lesen zwischen zwei Lichtern und einem Glase Zuckerwasser waschlederne Gedichte oder steifleinene, antike Trauerspiele vor, zierliche Frauenzimmer thun ein Gleiches mit ihren eigenen dichterischen Tapisserieарbeiten, welke Schulmeister lesen über das Licht, die Electricität, Göthe, Kartoffelkrankheit, Mysticismus und Leuchtthürme, junge Schauspieler lesen langweilige Gedichte in Matinéen vor; es gibt einen krankhaften Hang zu öffentlichen Vorlesungen, eine Declamations-Manie, welche sich aller Lebensalter bemächtigen kann. Von dieser Vorlesungskrankheit gedenken wir nicht zu schreiben. Diesmal beschäftigen uns nur die heimlichen Privatvorlesungen mit vertheilten Rollen, die schauerlichen Surrogate für Theater-Abende.

In Berlin existiren Familien, in welchen der unglückliche Hang zu Vorlesungen mit vertheilten Rollen erblich zu sein pflegt. Diese Familien sind fast immer sehr begütert, leiden aber an jener Ader von Originalität, für welche die leichtsinnige Welt schlechtweg das frevle Wort

„verdreht“ aus der Drechslerwerkſtatt zu entlehnen liebt. Sie geben keine Bälle und rauſchende Geſellſchaften; das Aeußerſte, zu dem ſich der Geiſt der Geſelligkeit in ihren Hallen erhebt, iſt eine muſikaliſche Abendunterhaltung mit Trio's, geſpielt von einer Tochter und zwei Kammer-Muſikern, und einer einſamen Whiſtpartie von drei Anachoreten in einem abgeſchieden gelegenen Zimmer, wo der Hausherr für gewöhnlich ſeinen kyſopompiſchen Studien obliegt. Solche Familien ſind düſter, verheirathen ſchwer ihre Töchter und haben einen natürlichen Abſcheu vor allen jungen unverheiratheten Leuten.

„Lieber Freund! Wenn Sie am Sonntag Abend nichts Beſſeres vorhaben, ſo beehren Sie uns pünktlich um ſechs Uhr zu Thee und Abendbrot. Vergeſſen Sie auch Ihren Leſſing nicht. Wir werden den Band brauchen, in welchem Nathan der Weiſe ſteht. Unſer alter Dichter kommt auch!“

So lautete ein Billet, das ich von dem Oberhaupte einer jener Familien kurz vor Weihnachten erhielt. Ich muß aufrichtig bekennen, daß mir in dem Augenblicke, als ich eine zuſagende Antwort auf dieſe Einladung abſchickte, die Schrecken der Vorleſungen mit vertheilten Rollen durch eine längere Unterbrechung ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden waren und ich, in meinen Gedanken mit anderen Dingen beſchäftigt, den Sinn jener Zeilen weiter nicht beachtete. Ich beendete am feſtgeſetzten Tage meine Geſchäfte zeitiger als gewöhnlich, ſteckte den geforderten Band des Leſſing in die Taſche und fand mich zur beſtimmten Zeit ein. Kaum hatte ſich aber hinter mir die Thür der Wohnung geſchloſſen und ich die erſten Schritte durch das Vorzimmer des prachtvollen, aber düſteren Quartiers gethan, als ich von den ſchauerlichſten Ahnungen überfallen wurde. Wenn ich in eine Geſellſchaft der Gegenwart durch mehrere Zimmer mit maſſiven Ma-

hogenischränken, alten Oelgemälden von Familienportraits, vergilbten Fußteppichen und schweren silbernen Leuchtern geführt werde, so wittere ich abscheuliche Gesichter von podagristischen Onkeln, schlecht vorgetragene Tenor-Arien von Gluck und Mozart, l'Hombre-Particen mit tauben Greisen und eine Großmutter mit ächten Spitzen für einige tausend Thaler. Die Empfindungen der Menschen gehen von ihnen auf die Atmosphäre ihres Wohnorts über und theilen sich den Personen mit, welche zufällig in diesen Dunstkreis gerathen. In Gefängnissen wird man von der eingerosteten Luft, in Büreau's von der staubigen Papierknechtschaft, in Krankenhäusern vom Dunst der Armuth und des Elends, in reichen antiquarischen Häusern von dem Mederqualm der gräßlichen Langenweile ihrer Bewohner angesteckt.

Der Hausherr empfing mich mit gemessener Freundlichkeit, als er Lessing in meiner Hand entdeckte, und führte mich in das Gesellschaftszimmer, das matt erleuchtet und grauenhaft in der Mitte einer Anzahl dunkler und nur mittelmäßig geheizter Zimmer lag, deren Thüren alle offen standen, denn Niemand glaubt, was für eine Quantität von häuslichem Schauder und absterbender Ofenwärme solche Familien ertragen können. An helle moderne Beleuchtung, oder an den milden Schimmer der Studirlampe gewöhnt, ängstigten mich diese düstern Streiflichter auf den Goldrahmen der dunkeln Nebenzimmer, die aus dem Dunkel hervorgrinzten und nach den Köpfen schnappten, diese hochbeinigen Astrallampen mit Mondschein-Glaskugeln, das kühle, gewichtige Silber des Theegeschirrs, das es doch noch nicht zu einem Samowar oder einer Berzeliuslampe gebracht hatte, sondern mit lauwarmem Wasser aus der fernen Küche gespeist wurde. Ich fand die Gesellschaft sehr einsilbig. Der Wirth und seine Tochter erkünstelten einige verfehlte Arabesken von

Höflichkeit, eine ſtumme Gnädige ſaß auf dem Ehrenplatze des Sopha's und ſtickte an einer vorweltlichen Filet-Arbeit, ein junger Regierungsrath mit ſeiner hübſchen Frau hatte ſich bereits in das Unvermeidliche ergeben und ſah aus, als wäre er vor länger als zweihundert Jahren für das Erbbegräbniß ſeiner Familie in Stein ausgehauen worden, zwei ältere junge Herren, die zuweilen mit den flachen Händen leiſe ihre zartbedeckten Glatzen touchirten und den Wirth Gönner nannten, ſaßen im zweiten Treffen am Tiſche, und ein ſehr ſchönes großes Mädchen von jenen acht und zwanzig ſtehenden Jahren, die wir Alle kennen, das aber vor den zimperlichen Alterthümlichkeiten und phänomenalen Rückſichtsſcrupeln und Nörgeleien der »Familie«, trotz Schönheit und Reichthum, um alle Heirathspartieen gekommen war, ſaß am Tiſch und ließ ihre wundervollen nackten Arme und eine juneniſche Büſte, wie Frau Venus durch die Abenddämmerung am Hörſelberge, leuchten. Wie ſie in einem kirſchrothen Sammetgewande ſo prangte und gelangweilt die auf dem Tiſche liegenden Leſſinge durchblätterte, wie ſie dann mit einem bittern Lächeln die Geſellſchaft überflog und ein böſer tiefer Zug um ihren feinen Mund ſichtbar wurde, konnte man ſich wohl heimlich an den Nacken faſſen und etwas von kaltem Eiſen ſpüren, ſo viel arger Menſchenhaß lag in ihrem Blick aufgeſpeichert. Nun kam der alte Dichter und ſie lächelte fröhlicher, denn der alte Dichter hatte zuweilen ihre Schönheit in zierlichen Verſen beſungen. Zwar war dieſelbe Huldigung auch ſchon ihrer Mutter zu Theil geworden, allein gereimte Liebesworte klingen immer ſüß, und zudem mochten nur dieſe Sonette und Madrigale als die einzig erlaubten Ausſtrahlungen des officiöſen Familiengenius in ihre Hände gekommen ſein. Was ſonſt von Poeſie heimlich herbeigeflattert war, ſchien von den wohlabgerichteten An-

ſtandswächtern aufgefangen und an die oberſte Behörde abgeliefert worden zu ſein. Der alte Dichter galt, wenn auch nicht draußen in der Welt, ſo doch in der „Familie“, für eine unumſtößliche Autorität in poetiſchen Civil- und Criminalſachen. Er gehörte zu der mythologiſchen Schule und bediente ſich, unbekümmert um die Fortſchritte der Zeit, aller Götter und Göttinnen der Heidenwelt zu Bildern und Anſpielungen. Das zweite Knopfloch ſeines Fracks war mit mehreren Bändchen geziert, die er von kleinen deutſchen Herren für allerlei frühere Gefälligkeiten, proſaiſcher und poetiſcher Art, erhalten hatte, und auf ſeinem Geſichte lag die Ruhe des olympiſchen Jupiter. Nachdem er uns oberflächlich gemuſtert und noch oberflächlicher gegrüßt — die älteren jungen Herren verbeugten ſich ſo tief, daß ſie ihre Glatzen an dem Vließ des Fußteppichs in Unordnung brachten — begann er einen lebhaften Monolog, in dem er Einzelne von uns mit einer ſolchen pathetiſchen Allgemeinheit anredete, wie die tragiſchen Helden auf dem Theater das Schickſal, die Natur, den Himmel, die Hölle, oder ſonſt Sachen, von denen Niemand etwas Beſtimmtes und Angenehmes weiß, die auch ihrerſeits niemals Antwort auf die allerdringlichſten Fragen ertheilen. Man ſah dem alten Dichter an, wie wohl ihm in dem unheimlichen Quartier, unter den vergoldeten Bilderrahmen, bei der myſteriöſen Beleuchtung und dem lauichen Theewaſſer war; er glich einem koloſſalen Fiſch, der, in der kühlen Meertiefe ſtehend, vor ſich hin behaglich in das Dunkel glotzt. Endlich entſchloß ſich der berühmte Mann, aus ſeinen Theorien in das practiſche Leben niederzuſteigen und von den Plänen des Abends Notiz zu nehmen.

„Wir wollten ja wohl Leſſings Nathan den Weiſen mit vertheilten Rollen leſen?“ begann er mit wohlwollendem Blicke auf uns Schächer.

„Ja, lieber Geheimerath", antwortete der Wirth, „hier sind sechs Exemplare des Werkes, es kommt nur darauf an, daß Sie die Rollen vertheilen."

Eine altmodische Pendüle schlug bei diesen Worten mit heiserem Metallton sieben Uhr und erinnerte mich an die Länge des Schauspiels unseres herrlichen Lessing.

„Ich werde den Nathan lesen", fuhr der Geheimerath fort, „Sie, unser liebenswürdiger Wirth, übernehmen den Saladin und der Herr Regierungsrath hat wohl die Güte, den Tempelherrn durchzuführen. Die Damen", setzte er mit galantem Niederschlag der Augen hinzu, „werden wahrscheinlich schon die weiblichen Rollen unter sich vertheilt haben, so daß ich mir in dieser Hinsicht keine Vorschläge erlaube."

Wirklich bemerkte ich, wie nach dieser freundlichen Aufforderung noch zwei Frauenzimmer aus dem Schatten einer riesigen Marmorvase, die vor einem hohen Fenster stand, mit Lessingen in den Händen hervorkamen und sich dem Lichtkreis auf dem Tische näherten, um ihren Antheil an dem hohen Genuß der Vorlesung zu erhalten. Die Spukhaftigkeit der Scenerie wurde nebenbei noch durch den alten Bedienten des Hauses vermehrt, der mitten im Dunkel des nächsten Bilderzimmers, lautlos wie der Geist des abgeschiedenen Dänemark, dastand und auf irgend eine beschwörende Anrede zu warten schien.

Nach kurzen Vorbereitungen begann nun die Vorlesung, in der mir die bescheidene Rolle des Klosterbruders zugefallen war, deren geringer Umfang mir gestattete, mich zu der stattlichen Schönen zu setzen, mit ihr aus einem Buche zu lesen und meine Glossen über diese merkwürdige Unterhaltung in der Mitte eines sonst so lebenslustigen und vergnügungssüchtigen Jahrhunderts zu sammeln.

Wir begannen die Verarbeitung Nathans ungefähr

zehn Minuten nach sieben Uhr und setzten dieses Geschäft mit ungeschwächten Fonds und ausreichenden Mitteln so lange fort, daß mir zuletzt vor Hunger, Durst, Abspannung der Nerven und dem Anhören abgetakelter Stimmen und zahlloser fehlerhafter Accente ganz schwarz vor den Augen wurde.

Der alte Dichter ging dem Nathan mit einem hochnothpeinlichen Verfahren zu Leibe und ließ ihm auch nicht einen leisen Laut im Leibe. Er trug ihn vor, wie ein ordinärer Coulissenreißer den Karl Moor, den Abällino oder den Otto von Wittelsbach declamirt, und hatte seinen Vorbildern auf der Bühne ihre Künste so genau abgemerkt, daß mir der Verdacht aufstieg, der alte Dichter bringe seine meisten Abende in den Theatern vor den Thoren zu. Wenn er den armen alten Juden eine Zeit lang durch Dick und Dünn gezerrt hatte, bremste er den Courierzug seiner Declamation und fuhr eine Weile fein säuberlich, wie über einen gefährlichen hohen Damm, und die Zuhörenden und Mitlesenden hielten den Athem an, weil sie ahnten, daß diese Ruhe nur von kurzer Dauer sein und eine gefährliche Explosion gleich folgen werde.

Die älteren jungen Herren waren im höchsten Grade entzückt über eine solche Kunst des Vortrags. Sie hoben alle fünf Minuten die Hände unter dem Tisch gen Himmel und hielten den alten Dichter für größer, als sämmtliche Schauspieler des Hoftheaters, inclusive der fremden berühmten Gäste. Ueberhaupt war an ihnen zu bemerken, daß sie das heutige Vergnügen über alle möglichen Kunstgenüsse des Alterthums und der neueren Zeit stellten und von Dankgefühl gegen den Wirth tief durchdrungen waren. In der alten und berühmten Zuckerfabrik, in welcher sie etwas verwalteten, bekleideten oder vertraten, das zuverlässige Leute erforderte, ereignete sich die Woche über nie etwas ähnliches Poetisches, und wenn sie wirklich alle

halbe Jahre einmal das Theater beſuchten, ſo ſtanden ſie den Acteuren zu fern, als daß ihr Vergnügen vollſtändig geweſen wäre. Hier ſaß Nathan leibhaftig vor ihnen und ſchnupfte ſogar aus der Tulaboſe des älteſten der beiden älteren jungen Herren, ſah auch häufig Beide mit großem, ſtarrem Auge an und ſchüttete ihnen Leſſing's Weisheit herablaſſend über die Köpfe.

Unſer lieber Wirth ſtammelte ein wenig und vermochte deshalb nicht den edlen Sultan Saladin mit der Würde zu bekleiden, welche den Fürſten des Orients ſo wohl ſteht, doch ſtörte eine ſo kleine Untugend das Enſemble nicht weſentlich, denn dieſes Stammeln gewährte doch gewiſſe Abſchnitte, wenngleich ſie auch nicht immer zu dem Sinne der Dichtung paßten, und erſetzte die vorgeſchriebenen Interpunktionszeichen. Der junge Regierungsrath und Tempelherr las, als ob er von einem wüthenden Nationalhaß gegen die Interpunktionszeichen durchdrungen ſei. Den Vorwurf, daß er ſeine Rolle zu declamatoriſch halte, konnte man ihm daher nicht machen, aber wohl den, daß er die Verſe Leſſing's behandle, wie ein Waiſenhausvater die ihm anvertrauten Zöglinge. Er beköſtigte ſie mit Sinn und Ton ſo ſchlecht, daß ſie offenbar ganz von Kräften kamen und das Mitleiden jedes guten Menſchen erregten. Der alte Dichter wurde durch dieſen Uebelſtand nur wenig geſtört, denn jeder ſchlechtere und kraftloſere Vorleſer mußte ſeinen Ruhm nothgedrungen erhöhen. Daß wir aber an Kraft und Ausdauer mit ihm nicht wetteifern konnten, zeigte ſich deutlich bei der berühmten Erzählung von den drei Ringen. Auf dieſe Stelle mußte unſer Nathan eigends gewartet haben. Er griff mit eiſenfeſter Hand in ſein ſauber gefaltetes Jabot und rüttelte ſich ſelber vorher mit Macht zurecht, dann vertiefte er ſich in die Erzählung und durchſchritt ſie ſo langſam, wie ein kühner Jäger einen gefährlichen Moraſt. Man

hörte ordentlich aus dem Tone seiner Rede heraus, wie leid es ihm that, daß der Vater sich nur auf drei Ringe beschränkt und nicht noch ein umfassenderes Bild von Duldung gegeben hatte. Wäre es nach unserem Manne gegangen, alle Religionen mit ihren Sekten und Priestern hätten Verzeihung für ihre Existenz erhalten und einen Ring dazu, ja der alte Dichter sah den Regierungsrath und mich zuweilen so mitleidig und duldsam an, als wollte er sagen: „Euch Beide kenne ich, Ihr betet den Fetisch und Medicinsack des großen Häuptlings vom Salzsee an, aber fürchtet nichts, von mir werdet Ihr dem Consistorium nicht verrathen, ich bin Nathan der Weise und handle mit Toleranz en gros und en detail, auch mache ich Commissionsgeschäfte und leihe Geld ohne Zinsen an hülfsbedürftige junge Leute aus.“

Wie gesagt, hatte ich an dem Glacis des dunkelrothen Sammetkleides der stattlichen Schönen eine Zuflucht gesucht und war so nahe an sie gerückt, als der Verband, mit ihr die Dichtung in einem Exemplar zu verfolgen, irgend gestattete. Ich bekenne aber auch mit gleicher Offenheit, wie J. J. Rousseau in seinen Confessions in ähnlichen Fällen, daß ihre warme aromatische Atmosphäre, im Contrast mit den abscheulichen Gespenstern von verstorbenem Büchenholz, welche um den Ofen spukten, mit den gesellschaftlichen Ausdünstungen der alten Damen und älteren jungen Herren und dem Anflug von Altenmoder, der dem jungen Regierungsrathe anhaftete, mir unglaublich wohlthat. So sitzt der Pilger an einem lieblichen Sommertage unter den Schatten des Weinlaubes von Meran und blickt mit behaglichem Schauder auf die hohen Dolomiten des Fassathales und die wilden Ufer der Passer. Sie hatte ihre weiße Rechte auf die dunkle Tischdecke gelegt und ließ mich die unvergleichlichen Grübchen darin bewundern, womit ich mich unausgesetzt beschäftigte,

ohne daran zu denken, den kostbaren Diamant zu taxiren, der am Ringfinger glänzte und den würdigen Patriarchen von Jerusalem mehr anzog, als der Jude, den er dem Texte nach verbrennen sollte. In den Anblick dieser so schönen und zarten Hand versunken, an die sich noch nie ein Mann hatte wagen dürfen, ließ ich meinen Gedanken freien Lauf und ahmte jenem romantischen Gefangenen nach, der in seinem Kerker einen Strohhalm aus dem Lager zieht und auf den Sprossen der Phantasie mit ihm hinausklettert bis in das grüne Blachfeld, das wogende Korn, die Getreidebündel der Erndte und die Hornmusik der lustigen Jagd. Ich setzte die Hand im Traume in Bewegung, ich ließ sie sich heben, durch die Lüfte schwingen und schließlich mit lautem Schalle auf die linke Backe des alten Dichters niederfallen.

Wie wohl verdient wäre diese Ohrfeige gewesen, welcher gebührende Lohn für seine durchbohrenden Blicke auf ein Paar armer Wesen, wie die Schöne und meine Wenigkeit, die wir in schweigenden und geheimnißvollen Sympathieen bei einander saßen, und nicht über Nathan, sondern über die, so ihn kreuzigten, mit Schmerzen nachdachten.

Auf dem Sopha saß noch ein gehässiger Wurm weiblichen Geschlechts, dem unser stummes Schutz- und Trutzbündniß eine Dornhecke im Auge war. Die alte Gnädige, welche, wie sich später auswies, von der Natur mit Taubheit gesegnet war, strickte, ihre Blicke auf mich heftend, ihre Filetgewebe mit einer Wuth, als sollte es noch heute vollendet, in das Blut des Nessus getaucht und mir statt meines Hemdes angezogen werden.

Ihre Wuth verhinderte nicht, daß es elf Uhr schlug und endlich der fünfte Act begann. Laien hätten glauben können, der alte Dichter, der seit sieben Uhr mit Hochdruck seiner Respirations-Organe gelesen und sich nicht

einmal die Lippen naß gemacht hatte, werde jetzt in Schwäche verfallen und leiser lesen; allein der bewundernswerthe Mann entfaltete erst jetzt seine wahre Größe. Als besonnener rhetorischer Feldherr führte er eine aufgesparte mächtige Reserve in's Feuer und gab sich so unerhörte Airs von Toleranz und Wohlwollen gegen die Menschheit, daß schwache Naturen schon aus Furcht vor ihm zu seiner milden Weltansicht schwören mußten.

Während dieses fünften Actes gab selbst die Schöne einige Lebenszeichen von sich. Man vernahm nämlich in der mäßigen Entfernung von zwei bis drei Salons das leise Geräusch von schwerem Metall, das zarte Klingen von feinen Gläsern und den schmerzlich-irdischen Laut von soliden Porzellantellern, und als endlich die schnöde verwickelten Familienverhältnisse Saladins ohne Vormundschaftsgericht kurz vor zwölf Uhr vom Dichter geordnet worden waren, machte sich sogar der Opferduft eines Rehziemers und anderer geziemenden Tröstungen eines rechtschaffen gehandhabten Küchencultus geltend. Diesen Naturstimmen vermochte die arme Tochter des Reichthums und der Langenweile nicht zu widerstehen; sie schlug meinen alten zerlesenen Lessing mit einer so feurigen Energie zu, daß der zahnlosen Dajah ein steifes Lesezeichen an die Nase flog, der Patriarch aber seine Lorgnette unter den Tisch fallen ließ, und sagte mit dem befehlenden Tone einer Prinzessin: „Führen Sie mich zu Tische!"

Gleich darauf erklangen die letzten Verse und in feierlich angemessenem Zuge begaben wir uns in den Speise-Salon und begannen in der ersten Frühstunde des Montags zu speisen.

Kaum hatte aber das Souper angefangen, als der alte Dichter, der ein Monopol auf das Wort zu besitzen schien, von Neuem seine unterschlächtige Redemühle arbeiten

ließ und eine Abhandlung über Leſſing und Nathan den Weiſen vorzutragen anhub. Zur Ehre der leidenden Menſchheit kann ich jedoch hinzufügen, daß die Geſellſchaft nur dem äußern Anſchein nach Notiz von ihm nahm, in Wahrheit aber die ewigen Rechte der Natur die Oberhand erhielten und ſelbſt die älteren jungen Herren und die beiden Frauenzimmer, welche hinter der rieſigen Marmorvaſe hervorgekommen waren, wie Ziethen's Huſaren einhieben und die Kehlen in dem berühmten Domdechant des Familienkellers bareten.

Als wir uns nach ein Uhr von Tiſche erhoben, rief der Wirth: „Meine Damen und Herren, heute über vierzehn Tage werden wir uns wieder die Ehre ausbitten. Wir leſen Emilia Galotti."

„Dann müſſen Sie, mein Fräulein, die Gräfin Orſina leſen!" ſagte ich zu der Schönen und hüllte einen großen Nerzkragen um ihre Schultern. Sie aber ließ aus ihren tiefen Augen einen grellen Blick über mich vermeſſenen Menſchen hin leuchten, ſchüttelte den Kopf, lächelte ironiſch und ging, wie Judith, nachdem ſie den Holofernes erſchlagen, von dannen.

Vierzehn Tage waren noch nicht verfloſſen, als ich einen Abſagebrief ſchrieb, ich hatte genug an dem alten Dichter: er las den Marinelli.

Vornehmes Landleben.

Die ſchönen Tage, welche uns jetzt nach ſo langen Wind- und Wetterleiden zu Theil werden, erinnern mich an einen Landaufenthalt früherer Jahre, der im Verlaufe des Frühlings und Sommers gleich einem chroniſchen Uebel wiederkehrte und von allen bürgerlichen Theilnehmern um ſo lebhafter gefürchtet wurde, als er ſich nicht wohl vermeiden ließ.

Poeten und Philoſophen, Maler und Landwirthe, Liebende und Menſchenfeinde ſuchen Einſamkeit, ungeſtörtes Glück, hohe Getreidepreiſe, landſchaftliche Motive, tiefe Gedanken und gereimte Verſe am Buſen der Natur; erzählen wir nun auch, wie ſich die Ariſtokratie und ihre ergebenen Clienten im Schooße des Landlebens verhalten.

Graf W. war ein Herr von altem Adel und feinen Sitten, zwei glänzenden Eigenſchaften, die ſich nicht immer in einer Perſon vereinigt finden. Ein langer Aufenthalt im Auslande und der in fremden Städten ſich unausbleiblich bildende Umgang mit Leuten aus allen Ständen hatte ſeinen angeſtammten Geburtsſtolz etwas gedämpft und ihn zu den gemäßigten Anſichten bekehrt, daß bürgerliche Subjecte nicht unbedingt und prinzipiell des Umgangs mit dem hohen Adel unwürdig ſeien, ſondern daß es für Letzteren angenehm und nützlich werden könne, wenn er zuweilen die excluſive Geſellſchaft, wie feines,

ſich leicht abnutzendes Gold, mit jenem feſten, aber unedlen Metall vereinte.

Ein ſehr talentvoller Componiſt, ein ſeitdem von der Bühne zurückgetretener berühmter Tenoriſt und meine Perſon bildeten das Triumvirat, welches außer einigen weniger beachteten Quartettſpielern regelmäßig zu den größeren Geſellſchaften des Grafen gezogen wurde. Ich muß, um Manches begreiflich zu machen, vorausſchicken, daß der Graf bis Date noch nicht die Gräfin gefunden, vielleicht auch gar nicht geſucht hatte, welche ſeinem großen Majorate einen Erben zu ſchenken bereit war, ja daß es den Anſchein hatte, der Graf ſei im Stillen entſchloſſen, den Stammſitz an einen jüngeren, mit einer ſtarken Familie von kleinen Junkern geſegneten Bruder übergehen zu laſſen. Als ein vornehmes Inſtrument von diplomatiſchem Timbre ſprach er ſich allerdings nie über ſeine eigentlichen Beweggründe aus, allein wenn ich ſeine tabakfarbige Stirn verſtohlen prüfte und entdeckte, mit welcher Vorſicht er dieſes große Albumblatt, das er als Erinnerung an einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris mitgebracht hatte, zu verbergen ſuchte, glaubte ich über die Motive ſeiner reſignirten Denkungsart nicht im Zweifel zu ſein.

Der Graf hatte in Frankreich und Italien ſeinen angeborenen Sinn für Muſik ausgebildet und jenſeits der Alpen den Melodienreichthum, jenſeits des Rheins, am Ufer der Seine, die zarte und feine Behandlung der Vocal- und Inſtrumentalmuſik, welche man faſt nur noch in den Virtuoſenkreiſen und Theaterorcheſtern von Paris in ähnlicher Vollendung hört, lieben gelernt. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte er in ſeinem Hauſe während des Winters muſikaliſche Soiréen veranſtaltet, tüchtige Künſtler eingeladen und klaſſiſche Quartette, ſo gut man ſie eben haben kann, fpielen laſſen. Merkwürdigerweiſe erfreute ſich die Inſtrumentalmuſik einer unverkennbaren Bevor-

zugung. Im Geſange ſchien der Graf nur ſchöne Männerſtimmen in ſeinem Hauſe gern zu hören, obgleich man ihm nicht vorwerfen konnte, daß er treffliche Sängerinnen im Theater und Concerte vermied. In ſeinem Hauſe erblickte man jedoch niemals eine dieſer Philomelen der Couliſſen, wie denn auch der Graf abſichtlich vermied, in den allwinterlichen Enthuſiasmus der guten Geſellſchaft über dieſe oder jene Saiſon-Berühmtheit einzuſtimmen. Er hatte ſeine Erfahrungen gemacht und kaufte den Juwelieren zu ihrem Leidweſen weder Armbänder noch Ohrgehänge ab.

Wenn die erwähnten Zirkel ihre angenehme Seite hatten, ſo entwickelte der Graf dafür in der guten Jahreszeit auf dem Lande einen Geſellſchafts- und Naturluxus, an den ich noch heute, nachdem längſt unſer Kreis durch Leben oder Tod auseinandergeſprengt worden iſt, nicht ohne Herzbeklemmung denken kann.

Einige Meilen, etwa anderthalb Stations-Diſtancen nach dem Maßſtabe eines Courierzugs, von Berlin, beſaß der Graf einen herrlichen Landſitz, mit allen Zuthaten, welche ein Rittergut für einen vornehmen Cavalier unentbehrlich, für einen reichen ungeübten Bürgerlichen höchſt läſtig machen. Da gab es eine weitläufige Fiſcherei, anſehnlichen Waldbeſtand, Jagd jeder Art und eine durchaus adlige Nachbarſchaft, unter der ſich noch keine „Börſengrafen“ feſtgeſetzt hatten. Dorthin pflegte der Graf uns genannte Drei im Laufe des Sommers mehrmals einzuladen und einige Tage mit ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit feſtzuhalten. Er wußte, daß wir die Natur liebten und glaubte uns ihren Genuß durch ſeine Einladung zu verſchaffen; allein wir kamen alle darin überein, daß der Graf abſonderliche Vorſtellungen von Natur und Naturgenuß habe, die eben ſo ſehr von den gemeinen bürgerlichen Begriffen, wie die ſonſtigen Anſichten

eines hohen Adels von Welt und Menschen abwichen. Beschreiben wir aber zur Erheiterung aller Naturfreunde, welche einsam durch Feld und Wald zu schweifen und auf den Gesang der Vögel zu lauschen lieben, wie wir die Natur auf Schloß Ellingen zu genießen verpflichtet waren.

Sobald ein großer Brief von amtlichem Format mit adligem, in feinstem Siegellack abgedruckten Wappen ankam, wußten wir, daß es mit unserer persönlichen Freiheit vor der Hand aus sei und daß der Graf uns etwas „Landleben“ zugedacht habe. Wir trafen alsbald unsere Maßregeln. Der Componist sagte seine Lectionen ab und schlug seine Partituren zu, der Tenorist suchte bei dem Intendanten — damals überlisteten die Künstler noch nicht ihre Chefs so oft wie heute — um einen kleinen Urlaub nach, der meistens gern gewährt und mit Unterdrückung von winterlichen Heiserkeiten vergelten wurde, und ich schrieb einen Tag und eine Nacht hindurch praenumerando. Da die erwähnten Einladungen meistens am Freitag frühe eintrafen, fanden wir uns am Sonnabend bei guter Zeit auf dem Eisenbahnhofe ein und begaben uns gemeinschaftlich nach der Station, von welcher eine prächtige, überwiegend aus der Tasche des Grafen bezahlte Chaussee nach Schloß Ellingen führte.

Schon auf dem Perron pflegten uns jedesmal bedeutungsvolle Anzeichen zu begegnen. Gräfliche Diener in dunklen bürgerlichen Kleidern grüßten uns als Freunde ihres Gebieters ehrerbietig und doch vertraulicher, wie den Lieutenant vom „Remment Garde du Corps“, der in erster Klasse mitfuhr, uns aber unterwegs, und überhaupt weiterhin, nach der Rückkehr in's gemeine Dasein, niemals kannte. Körbe und Packete, Kisten mit Flaschen und große Kuchenschachteln wurden der Sorgfalt der Conducteure anempfohlen oder eigenhändig auf dem Schooße

festgehalten, eine Art gräflicher Reisemeister zählte die Stücke, notirte sie auf einer Liste, sah gedankenvoll und besorgt aus, und verschwand endlich mit vier Kisten feiner Cigarren und einer reparirten Zündnadelbüchse in einem Wagen zweiter Klasse. Waren wir nach anderthalb Stunden an Ort und Stelle, so entwickelte sich regelmäßig auf der Station ein großer Postdienst. Die Eisenbahnbeamten öffneten wenigstens ein Dutzend Wagenthüren und zogen zum mindesten drei oder vier Dutzend Koffer und Frachtstücke aus dem Gepäckwagen, eine Menge gutsherrlicher Equipagen und Bauernwagen schob sich auf dem Hofe durcheinander, und zahlreiche schnurrbärtige Herren erkannten sich jetzt erst auf dem Perron und drückten einander die Hände. Hatte sich nach zwei Minuten Aufenthalt — bei der Kürze des Lebens hält sich ja kein gemüthlicher Courierzug länger auf — der Train entfernt, so wurden wir in die Equipagen geladen und mit einer ganzen Caravane nach Edlingen geschafft, wo ein lächelnder, alter Hausbofmeister vor den Stufen der Auffahrt mit einer unnachahmlichen Feinheit die H.aneurs vertheilte. Für Jeden hatte er einen Blick und eine Galanterie, aber welche Nüancen vermochte er zu entfalten, welcher Abwechselung, welcher genialen Schattirungen war er fähig! Rasselten wir Drei in unserem gewöhnlichen gelben Cabriolet, mit dem ausrangirten Rennpferde Tiberius (Mutter Pamina, Vater Tippoo Sahib), heran, so fehlte nur, daß der alte Herr sagte: „Nun, wie leben wir Künstler und Componisten, wie geht es uns Leuten von der Feder?“ Er verstand diese vertrauliche Anrede durchaus deutlich in Blicken auszudrücken.

Es dauerte stets ziemlich lange, ehe alle Gäste untergebracht waren. Nicht als ob das Arrangement mangelhaft gewesen wäre, oder Einzelne gegen ihre Zimmer Einwendungen gemacht hätten, sondern nur, weil die mit-

gelommene Dienerschaft fortwährend eine unglaubliche Verwirrung anrichtete und die Dispositionen des Hausvormeisters durchkreuzte. Wir wurden immer in zwei großen Zimmern eines Gartensalons einquartiert, der, seitwärts hart hinter dem Schlosse gelegen, einen reizenden Aufenthalt gewährt hätte, wenn uns freier Aus- und Eingang gestattet gewesen wäre. Das Gebäude hatte verrückter Weise nach dem Garten zu nur eine verschlossene Thür und die Bewohner desselben mußten für gewöhnlich in das Schloß zurück und nach einem Marsche über sämmtliche Corridore sich einen Ausweg in's Freie suchen.

Von jeher hatte ich eine schwermüthige Neigung für den Sonnabend auf dem Lande in der Seele getragen. Wer je ein unglücklicher deutscher Schuljunge — Fluch der Pedanterie! — gewesen ist, wird die bittersüße Seligkeit dieser Abendstunden auch noch im Mannesalter kennen, wenn die Jahre endlich die Erinnerungen an unbarmherzige, nicht genügend motivirte Maulschellen, ausgerupfte Haare und zerrissene Hefte mit einem Dufte der Ferne umgeben haben und nur noch die Ahnung einer goldenen, doch so armen Freiheit übrig bleibt, der Gedanke der Kirchenglocke der Frühe, der sonstigen Erlöserin von lateinischer Grammatik und Geometrie, und das geheime Bewußtsein, daß alles Leben solch einen letzten Wochentag hat, und im Stillen seufzend auf die Erlösung von dem Sclavendienst des Organismus und auf eine Frühluft nach lindem Schlafe hofft. Solche Sonnabendsstimmung habe ich in der ärmsten Hütte, unter halbwilden Bergbirten genossen, auf Schloß Ellingen wurde sie nie geweckt. Vor unseren Fenstern dehnte sich ein von Gebüschen beschatteter, gegen Norden von Treibhäusern und einem weiten Park begrenzter Blumengarten aus, den ein Rudel Pfauen bevölkerte. Das gräßliche Geschrei dieser bunten Unholde unterdrückte selbst noch das letzte

Abendgeläut der nahe gelegenen Kirche. Aber es gab noch andere, prosaischere Störungen. Ein Haufe Gärtner und Bauernbursche staffirte den Garten mit Harken und Spaten für den kommenden Sonntag aus. Hier wurde noch begossen, dort beschnitten, hier Laub aufgebunden, dort eine Bank abgestäubt, hier ein Wasserkarren hereingeholt, dort ein Hund hinausgesuchtelt. Aus dem nahe gelegenen Billardzimmer erschallte das Gelächter junger Gardeoffiziere, aus dem Musiksalon im gegenüberliegenden Schloßflügel drang das klägliche Geheul Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Landraths v. F. Se. Gnaden übten an der Tenor-Arie des George Brown aus dem zweiten Acte der weißen Dame, womit Sie unseren Tenoristen am nächsten Abend zu überraschen gedachten. Man wird begreifen, daß uns drei Männern im feurigen Ofen nicht behaglich sein konnte. Um auf unseren liebenswürdigen Wirth, den Grafen, zurückzukommen, so hielt sich derselbe in seiner Gemälde-Gallerie auf und empfing die Gäste, welche ihn zu sprechen verlangten. Man konnte auf Schloß Ellingen, aber auch im Hôtel Ellingen leben; beides war gleich unerquicklich. Wer nicht früher dem Hausherrn seine Cour machen wollte, brachte pflichtschuldigst seine Reverenz vor der Abendtafel an, zu der mit der Universal-Schloßglocke geläutet wurde. Ich habe mir niemals ausreden können, daß ihr Klang den Vater und Großvater des Grafen zu Grabe begleitet habe. Wenn sie auch meistens nur bewegt wurde, um zu Tisch und Spaziergängen einzuladen, vermochte ich ihren schauerlich ehrbaren Ton nie zu hören, ohne daß das gräfliche Erb-Begräbniß vor meinem inneren Auge erschien.

Auf Sonnabend folgte natürlich Sonntag, aber keine vergnüglichere Stimmung. Es hätte sich „nicht geschickt“, mit Pantoffeln früh Morgens im Garten spazieren zu gehen, und unsere blankgewichsten Stiefeln — wenn sie

überhaupt vor zehn Uhr in diese glänzende Lage versetzt wurden — mußten wir für die kommenden Ereignisse aufsparen. Wir saßen also am Fenster, rauchten Cigarren, tranken Kaffee und machten nach und nach eine großartige Toilette. Der Graf war, seiner anscheinenden Vernachlässigung der Künstlerinnen ungeachtet, ein sehr eleganter Herr, und der Anblick einer tadellosen weißen Cravatte und eines gutsitzenden Fracks versetzte ihn in eine eben so angenehme Laune, als gewöhnliche Menschen ein blühendes, schönes Gesicht, eine frisch gepflückte Blume oder ein heiteres Lied. Mußte man ihm nicht zu Dank leben und die Hof-Etikette auf Schloß Ellingen mitmachen? Am schwersten fiel dieser Zwang unserem Componisten, der, vielleicht ohne es selber zu wissen, ein wenig den Beethoven copirte, salopp einherging und behauptete, nur „Schufte" trügen täglich weiße Halsbinden. Dennoch legte auch er das höfische Halsband an, knöpfte aber murrend den Frack zu, um es wenigstens möglichst zu verbergen. Ueber allem diesem Schniegeln und Bügeln war es etwa halb zwölf geworden und die Glocke lud mit großartigem Schwunge zum Dejeuner ein.

Wer die vielleicht aus dreißig Herren bestehende Gesellschaft ohne Kenntniß aller sonstigen Beziehungen gesehen hätte, würde geglaubt haben, sie warte auf einen regierenden Fürsten, sie wartete jedoch nur auf Bouillon in Tassen. Ehrwürdige Diener in Livreen aus dem vorigen Regime des Herrn Vaters — der Graf hielt viel darauf — reichten dieses Fluidum von zweifelhaftem Nahrungswerth umher und ließen ein höchst unbequem im Stehen servirtes Gabelfrühstück darauf folgen. Nicht sobald hatten wir dieses eiligst verzehrt und unsere zarte Leibwäsche nach Möglichkeit dabei geschont, als auch der Graf einen Spaziergang vorschlug. Diese Promenade stand regelmäßig auf dem Programm jedes Sonntags,

allein sie wurde stets auf eine andere, aber immer sehr geistreiche Weise eingeleitet. Bald sollten uns die neuen südamerikanischen Schlingpflanzen im Treibhause gezeigt werden, bald die jungen Cochinchina-Hühner, heute blühte eine Aloe und zwei Monate darauf war ein neuer Aussichtsberg neben den Spargelbeeten aufgeschüttet worden. Wir setzten uns also in Bewegung und zogen in feierlichem Parademarsch, in kleinen Gruppen von drei bis vier Landvergnüglingen, den Grafen an der Spitze, in höchster Gala nach den Sehenswürdigkeiten. Selten langten wir auf geradem Wege dorthin, denn der Graf, in dem oft durch einen anwesenden alten Landwirth der schlichte ökonomische Sinn geweckt wurde, machte leicht einen kleinen Abstecher und zwang uns, ihm durch Staub und — ländlichen Dünger zu folgen. Aber auch ohne dergleichen Parenthesen waren diese Promenaden höchst langweilig und mühselig. Der Graf fing gern allerlei „unterrichtende" Gespräche an und ließ sich mit großer Liebenswürdigkeit belehren, namentlich wenn er wußte, daß Jemand sich mündlich gern vernehmen ließ; da er aber bei den meisten Bürgerlichen diese Untugend voraussetzte, wurden wir oft gezwungen, ihm, eingekeilt in unsere Kleiderfolter, im Schweiße unseres Angesichts schwierige Dinge auseinanderzusetzen, die sich am besten bei einer Flasche Rheinwein, ohne Rock und Halstuch, besprechen lassen. Die Garde, gewöhnt an den schlimmsten tagelangen Menuetzwang, benahm sich vortrefflich. Sie entwickelte Witze ihres Styles und animirte den Grafen, der nie gedient hatte, aber für die Söhne des „Remmen'o" die zärtliche Vorliebe eines älteren reichen Onkels hatte.

Waren unsere Stiefeln mit Staub bedeckt und die Glacéhandschuhe durchfeuchtet, hatten die steifen Filzhüte einen rothen Ring auf unsere heißen Stirnen gedrückt, und klebten die schwarzen Röcke auf unseren Rücken, so

machte der Graf, der als trockener Herr wenig von der Transpiration litt, der Promenade ein Ende. Wir zogen uns nach Belieben in unsere Zimmer zurück, oder begaben uns in den Empfang-Salon, wo der Graf auf seine zum Diner eingeladenen Nachbarn nebst ihren Damen wartete und eine gebührende Anzahl der anwesenden Besucher sich als höfliche Satelliten um ihn aufstellte und Conversation machte.

Ungefähr eine Stunde vor der Tischzeit stellten sich die Gutsnachbarn mit ihren Damen ein. Sofort veränderte sich die Wolkenbildung an dem aristokratischen Himmel von Schloß Ellingen. Graf W. war ein außerordentlich gesuchter Mann, den jeder Vater gern zum Schwiegersohn, jede tugendhafte Tochter noch lieber zum Ehegemahl erwählt hätte. Da indessen der Graf zu jenen Männern zählte, welche ihrerseits nicht gern mit Wahlen zu thun haben, was er seitdem auch durch eine vollständige Zurückgezogenheit vom politischen Gebiete bewiesen hat, mußte man sich entschließen, ihm den Hof zu machen. Der zu Tisch eintreffende Damenflor war ausgezeichnet und die Hauptursache, weshalb meine Freunde: der Componist und Tenorist, sich immer wieder von Neuem entschlossen, trotz aller Ceremonien und gesellschaftlichen Peinlichkeiten, auf Schloß Ellingen zu erscheinen. Beiden that es unendlich wohl, unter diesem Schwarm von gleichberechtigten und eben deshalb unbedeutenden jungen Leuten von Adel, als Männer, die sich durch Talente liebenswürdig machten, von den Damen ausgezeichnet zu werden. Mein Charakter als literarischer Stummer drückte mich in das unscheinbare Fach eines gelassenen neidlosen Beobachters hinab.

Natürlich war Graf W. der Brennpunkt, in welchem sich alle Strahlen weiblicher Liebenswürdigkeit concentrirten; da aber in psychischen Prozessen die mathema-

tischen Gesetze nicht so haarscharf beobachtet werden, wie in physischen, kamen einige seitwärts abirrende Strahlen auch meinen Freunden zu Gute. Um drei Uhr wurde die ganze Gesellschaft durch eine außerordentliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Haushofmeister stand, aufgefordert, dem Grafen in den Eßsaal zu folgen. Wenn es eine Kunst ist, die von Jahr zu Jahr mehr verloren geht, in großer Gesellschaft einem Diner vorzusitzen, die Stimmung der Gäste mit Feinheit anzuregen und zu regeln, so gehörte der Herr Graf zu den seltensten Geistern seines Jahrhunderts. Unter der Maske unbekümmerter Gleichgültigkeit hatte er die Augen überall. Mit kaum merklichem Blick spornte er einen saumseligen Lakaien an, durch einen freundlichen Wink machte er einen älteren Nachbar auf eine besonders treffliche Sorte von Kabinetswein aufmerksam, und keiner seiner Gäste, selbst am untersten Ende der Tafel, entging seiner gastfreien Aufmerksamkeit. Dieses Festmahl dauerte nie längere, aber auch nie kürzere Zeit, als zwei Stunden, und unmittelbar darauf wurde der Kaffee unter einem chinesischen Zeltdache im Garten eingenommen.

Die bis dahin regierende Zwangsherrschaft, der Despotismus der aristokratischen Sitte, ließ jetzt etwas nach, und ich darf unter tief empfundenen Schmerzen nicht verschweigen, daß mehrere jüngere, zuweilen leider auch ältere, Ritter und Knappen sich von den Reizen der Damen und des Kaffeetisches abzweigten und die Geschichte ihrer Siege im Berliner Balletcorps mit lauter Stimme und lebhaften Geberden glaubwürdig zu machen suchten.

Der Graf leitete inzwischen mit dem edelsten Anstande die Kaffee-Unterhaltung. Er besaß in hohem Grade die Virtuosität vornehmer und vielfach beobachteter Personen, seine Langeweile zu verbergen und den Schein des Vergnügens anzunehmen. Diese Bravour-Variationen über

das alte Thema von der verzweifelten Einöde des gesellschaftlichen Lebens trug er mit vollendeter Meisterschaft vor und strafte durch Witz und Scherz seine müden Augen und abgespannten Gesichtszüge Lügen. Der Herr Pastor, ein regelmäßiger Tischgenoß an solchen Sonntagen, unterstützte den Grafen redlich in dem anstrengenden Geschäfte, seine Nachbarn zu unterhalten. Dieser ehrwürdige Diener des Wortes Gottes hatte eine berühmte Vergangenheit als Hauslehrer in großen adligen Häusern. Er verstand im Kirchthurmrennen auf eine seinem heiligen Amte sehr wenig angemessene, unerschreckene Art mitzureiten, schoß die Schwalbe im Fluge nicht unsicherer als der Professor Ehrenberg, spielte vortrefflich Whist und L'Hombre, kannte viele Jagd- und Fischkünste, imponirte dem Adel und den Bauern, und besaß einen Ehrgeiz, der ihn nach einigen Jahren in die preußischen Kammern trieb. Ein offener Kopf und vortrefflich in weltlichen Büchern belesen, von schlagfertigem Witze, dabei gedeckt durch die Würde seines Standes und den ernsten Schnitt seiner Tracht, fesselte er ungemein die Damen, welche bekanntlich von keinem Individuum sicherer gewonnen und beherrscht werden, als von einem frivol zugestutzten Priester. Für die Wirthschaft auf Schloß Ellingen war er eine vollkommen unentbehrliche Persönlichkeit. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer der Lungen ließ er, von der Suppe an bis auf den letzten Bissen des Soupers, die Unterhaltung nicht aufhören. Wenn Alle schwiegen, war er noch bei Stimme und Geist. Wenn Niemand mehr aß und trank, hatte er noch Durst und Appetit. Er gehörte zu jenen kostbaren Pasteren, wie sie nur von dem reichlichen Leben in großen Pfarreien auf reichen Rittersitzen erzeugt und erzogen werden. Vom modernen Pietismus war er noch unberührt geblieben; er war Rationalist bis zum Durchprügeln seiner Beichtkinder mit dem dicken Pfefferrohr

seiner Hauspfeife. Man konnte nicht mit ihm zuſammen ſein, ohne dem Himmel zu danken, daß durch ſeine Gnade ein ſolcher Mann zur Unterſtützung der armen ungläubigen Menſchheit auf die Kanzel gekommen ſei. Man mußte ihn lieb haben, auch wenn man regelmäßig im Whiſt ſein Geld an ihn verlor, und wenn Mittags die Pfirſich-Bowle gut gerathen war, ſang er Abends mit einer prachtvollen Baßſtimme geiſtliche Muſikſtücke aus Oratorien ſo brillant, daß Laien ſie für die wirkſamſten Opern-Arien halten mußten. Nebenbei war er ſeinem Kirchenpatron unbedingt ergeben und glich durchaus nicht den widerſpenſtigen Caplanen vornehmer Granden, von denen uns Cervantes, Rabelais u. A. ſo manches ſeltſame Stück erzählt haben. Reſpectirte man die Würde der Kirche in ſeiner Perſon, ſo war er von Kopf bis Fuß: Toleranz-Edict.

Dieſen proteſtantiſchen Heiligen konnte ich nie in der Mitte der Damen ſeine nach noblen Paſſionen ſchmeckenden Kaffeereden vortragen hören, ohne mir zu ſagen, daß aus ſolchem Stoffe im Mittelalter die ritterlichen Päpſte und Biſchöfe gemacht wurden. Hier reichte er nur zu einem Koſtgänger vornehmer Herren aus und beugte ſich demüthig unter die Ruthe des Conſiſtoriums.

Was von junger Garde und ſonſtigen Jagdliebhabern anweſend war, zog ſich aus Abneigung gegen die von unſerem Paſtor geleitete Unterhaltung vor das Schloß zurück und verband ſich mit den Hunden des Grafen, koſtbaren engliſchen Windſpielen, um die Freuden der Jagd wenigſtens ſo weit zu genießen, als man ohne auffallende Störung der Etikette und des Sonntags wagen durfte. Mit Cigarren im Munde ſaßen die Herren auf Stühlen und warteten, bis irgend ein gedankenleſer oder dreiſter Dorfhund das hochgräfliche Gebiet verletzte und an der Auffahrt vorbeilief. Sobald der Eindringling die

Hälfte des Weges zurückgelegt hatte und, von einem dunkeln Instinct geleitet, nun stehen blieb, plötzlich den Schwanz einkniff und sein graues zottiges Haupt nach allen Gegenden richtete, um sich durch genaue Witterung von dem Sitze des im Geheimen drohenden Uebels zu überzeugen, wurden die gräflichen Herren Windspiele losgelassen und auf den Fremdling mit erbarmungslosem Jagdruf gehetzt. Mit einem lauten ahnungsvollen Jammerlaut gab der Unbesonnene Fersengeld und wandte sich der so thöricht verlassenen Heimath zu, aber noch ehe er die gastliche Pforte seines niedern Hauses erreicht hatte und über den schützenden Strauchzaun geklettert war, fühlte er sich von seinen grausamen Stammverwandten hart angepackt, vieler Wolle in seinem Vließe beraubt und auf den Tod geschüttelt, wenn nicht ebenein furchtbar niedergerannt und grober Weise angebissen. Dieses Freudenfest für den Verein gegen Thierquälerei wurde von den Unternehmern mit einem lauten und ermunternden Hussah begleitet und nicht eher beendet, als bis eine Menge Hunde abgestraft war und es sich unter ihnen im ganzen Dorfe umhergesprochen hatte, daß heute auf dem Schlosse der Hundeteufel los sei. Ueber diesen löblichen, ächt ländlichen Unterhaltungen pflegte die Dunkelheit hereinzubrechen und die Gesellschaft sich in wahrer Todesangst vor der Abendluft in die Gemächer zurückzuziehen.

Waren bisher meine Freunde ziemlich unbeachtet geblieben und nur von den Damen oder höchstens einem Musensohne von Gardelieutenant mit freundlichen Complimenten bedacht worden, so vergrößerten sie sich jetzt in dem hellerleuchteten Musiksaale zu Heroen ersten Ranges. Der Erard'sche Flügel wurde in die Mitte des halbmondförmigen Raumes gerollt und der Componist leitete das Concert durch eine freie Phantasie über Themata ein, welche ihm von den Damen oder dem Grafen auf-

gegeben worden waren, dann ließ unſer Tenoriſt ſeine ſtattliche Opernſtimme erſchallen, wurde lebhaft applaudirt, und die Künſtlerleiſtungen waren beendet, aber nicht die muſikaliſche Abend-Unterhaltung. Geſang und Spiel der beiden Fachgenoſſen waren nur die Stimme der Lockvögel für den hochadligen Dilettantismus geweſen. Ermuntert durch den ſchönen Erfolg, kamen die muſikaliſchen Talente jetzt, wie Motten bei Lampenſchein, hervor und ſetzten uns bürgerliche Menſchen in ein gerechtes Erſtaunen. Ich habe ſchon erzählt, daß der Herr Landrath am Sonnabend vorher durch ein heftiges Uebungsgeſchrei, verbunden mit den Reclamen ſeiner Jammerflöte, angezeigt hatte, daß er ſich heute höchlich auszeichnen werde. Der aufmerkſame Graf eilte deshalb unverzüglich zu ihm und flehte ihn an, den Schönen nicht den ſublimen Vortrag der Arie des George Brown zu entziehen, mit welcher er geſtern das Gebiet von Ellingen entzückt hatte. Der Graf log nicht, denn ſelbſt der kleinſte Hund hatte mitgeſungen. Der Landrath widerſtand nur ſchwach, um des Anſtands halber, gleich einer Wittwe, der eine vortheilhafte Heirath angetragen wird; dann ſang er mit Macht und dramatiſchem Ausdruck, ein wahrer Rozer des Barnim'ſchen Kreiſes. Nach ihm muſicirte der Pfarrer, dann die Comteſſe B., eine Schülerin von Teſchner; dann ſang der Herr Paſtor mit dem Tenoriſten das beliebte, aber unvermeidliche Duett zwiſchen Dandau und Nadori aus der Jeſſonda, und endlich hatte ſich ein förmlicher Chor gebildet und tobte, als erhielte jeder ein Spielhonorar von acht Thalern.

Für einen Freund der Natur war dieſe traurige Fortſetzung des ſtädtiſchen Treibens ſehr ſchwer zu ertragen. Am liebſten zog ich mich in eine Fenſterniſche zurück und blickte auf die vom Vollmond erleuchteten Gartenbeete und die ſchwankenden Gipfel des Parkes hinaus. Endlich

machte der Thee und die überhandnehmende Heiserkeit den Kunstübungen ein Ende; die Nachbarn verlangten nach ihren Equipagen, unzählige Abschieds-Complimente und schmachtende Blicke wurden gewechselt, die älteren Herren zogen sich zu einem hohen Whist zurück, der jüngere Adel erinnerte sich voll Pietät des preußischen Nationalhelden durch ein seinem Andenken gewidmetes und mit seinem Namen getauftes Glücksspiel, und wir zogen uns ermüdet in unsere Gemächer zurück und suchten noch lange vergebens den Schlaf nach der Uebermüdung durch ein so angestrengtes, empfindungsleeres Schlaraffenleben.

Mimenbilder.

1. Die großen Meister.

Sobald man auf den zahlreichen Volksstamm, der gegenwärtig unter dem Namen der Mimen in allen Ländern Europa's das Publicum unterhält und die Presse beschäftigt, ein aufmerksames Auge wirft, treten aus dem Gewirre von allerlei Persönlichkeiten zunächst dem fein Skizzenbuch öffnenden Journalisten „die großen Meister" entgegen, die Patriarchen der mimischen Kunst. Versuchen wir die wesentlichsten Merkmale dieser nicht zu häufigen höheren Spielart der gewöhnlichen Mimen auf das Papier zu werfen.

Wenn unter der „Kunst" der heutigen Schauspieler im Allgemeinen ein mehr oder weniger sinnloses Herbabbeln von auswendig oder meistentheils nicht auswendig gelernten Worten der dramatischen Dichter, vereint mit möglichst stattlichem Aufputz und pittoresk beschmiertem Gesichte, verstanden werden kann, so bestreben sich die großen Meister, in richtiger Erkenntniß dieser verzweifelten Uebelstände, für ihre Personen Ausnahmen von der Regel zu bilden. Mit der Medizin und Schauspielkunst, zwei Disciplinen, die mehr mit einander gemeinsam haben, als viele Doctoren glauben mögen, verhält es sich, auch hinsichtlich ihrer Theorie und Praxis, durchaus in gleicher Weise. Die Krankheit, welche in den

theoretiſchen Lehrbüchern beſchrieben, ſehr ordentlich und regelmäßig ausſieht, wird in der Wirklichkeit des Krankenbettes oft ſo liederlich und unordentlich, daß ſie kaum wiedererkannt werden kann. So ſieht auch die Theorie der mimiſchen Beſchäftigung ſchwarz auf weiß höchſt ſolid, wiſſenſchaftlich und logiſch geordnet aus, da doch Jedermann weiß, welche liederliche Vagabondin die Praxis zu ſein pflegt. Es unterſcheidet nun die großen Meiſter von ihren Fachgenoſſen, daß ſie den Lehrſätzen der Theorie nicht unbedingt voller Verachtung den Rücken zukehren, ſondern ihr Spiel nach denſelben möglichſt bilden und ſich beſtreben, ihre Perſönlichkeiten auf dem Theater den Gedanken der Dichter anzupaſſen, ſtatt umgekehrt nach beliebter Manier die koſtbare Maſſe in die plumpen Ziegelformen der ungebildeten Perſönlichkeit zu preſſen.

Man würde aber irren, wollte man dieſe an ſich löblichen Beſtrebungen einem geläuterten Kunſtſinne, einer Begeiſterung für die Geſetze der Aeſthetik zuſchreiben; die großen Meiſter ſind vielmehr vor Allen practiſche Leute und ſchätzen ſämmtliche Mittel und Wege nur nach den durch dieſelben zu erreichenden Zwecken und Zielen ab. Der große Meiſter, von Jugend auf ein anſchlägiger, ſchnell begreifender Kopf, ſieht, daß man ſich über den bildungsloſen Ausweg des Faches nur durch die Aneignung aller der geiſtigen Elemente erheben kann, welche als die Grundeſſenz der menſchlichen Entwicklung überall am höchſten geſchätzt werden. Er weiß ferner, daß bei der herrſchenden heutigen Hauſſe in der Bezahlung der Schauſpielkunſt ein in ſcharfen Umriſſen in den Vordergrund tretender Künſtler auf die beſten Geldgeſchäfte in ſeinem Lebenslaufe rechnen kann, und er arbeitet ſich mithin zu einem gebildeten Mann empor. So betreibt er ſeinen Beruf mit ſorgfältiger Beobachtung und entgegenkommender Berückſichtigung aller zeitweilig geltenden An-

sichten von dem Schönen und Characteristischen, doch vernachlässigt er insofern niemals die Gebräuche der gedankenlosen Praxis seiner niedriger gestellten Collegen, daß er nicht so viel volksthümlichen Dünger hinzumischte, um auch den Beifall des großen Haufens üppig blühen zu lassen. Als ein Weiser der Gegenwart hat er frühzeitig eingesehen, daß der höchste Ruhm so wenig brauchbar sei, als das chemisch reine Gold, und daß man beide mit einer gehörigen Quantität unedler Metalle verschmelzen müsse, um sie wirksam in Cours zu setzen.

Die großen Meister sind außerordentlich ehrgeizig, fast noch mehr, als es ihr Stand naturgemäß mit sich bringt. Zwar streben sie gleichfalls mit dem löblichsten Eifer nach den Auszeichnungen, welche die lebenden Menschen am liebsten gerade den Leuten zuwenden, welche das Große und Gute nur bildlich, nicht aber in Wirklichkeit darstellen; allein sie halten sich für wichtig genug, um auf die höheren Ehren des ernsthaften Staatswesens kecken Anspruch zu machen. Es gibt große Meister, deren Leben über eine mühselige Jagd nach Orden verstreicht. Bald schwenzeln sie um mächtige Höfe, suchen sich den einflußreichsten Häuptern auf alle mögliche Weise gefällig zu machen, und fahren schließlich mit geheimer Entrüstung von dannen, wenn sie statt des erwarteten Kreuzes nur eine kostbare, natürlich den Werth ihrer unschätzbaren Leistungen nicht erreichende Dose erhalten haben. Bald drängen sie sich in die Grenzen kleinerer Fürstenthümer, suchen bei allen möglichen festlichen Gelegenheiten aufzutreten und ruhen nicht eher, als bis sich die geplagten regierenden Herren durch stufenweise Ertheilung aller in ihren Marken geltenden Medaillen und unteren Orden mit den großen Meistern abgefunden haben. Manche dieser wenig umfangreichen deutschen Länder könnten in ihren Annalen wahrhaft denkwürdige Belagerungen, merk-

würdiger als die von Numantia und Saragossa, Antwerpen und Sebastopol, namhaft machen.

Zuweilen genügen manchen großen Meistern aber nicht einmal mehr Orden, sie werden von dem geheimen Wahnsinn verzehrt, Titel zu erlangen, welche weit über den Stand der Schauspieler hinausreichen, und begreifen schlechterdings nicht, weshalb ein Fürst sie nicht etwa zu „wirklichen geheimen Bühnenräthen, Generälen der tragischen Theaterinfanterie" oder „Ministern der auswärtig gastirenden Kunstangelegenheiten" macht.

Der große Meister verwendet ein tiefes Studium auf denjenigen Theil der Presse, welcher seine persönlichen Bestrebungen fördern kann. Zwar hält er sein Geld zu fest, um, wie es in manchen Weltstädten längst üblich geworden, seinen Journalruhm an einem Vormittage pränumerando zu bezahlen, allein er kennt das schwache menschliche Gemüth aus seinen reichen Erfahrungen genau genug, um zu wissen, daß man in Deutschlands anspruchsvoller Armseligkeit mit honigfüßen Schmeicheleien, pathetischen Besuchen und Hautbillets weiter kommt, als mit Gulden- und Frankenzetteln. Für gewöhnlich steht ein großer Meister wenigstens mit einigen einflußreichen Kritikern über das Theater in einem laufenden Briefwechsel. Er gewinnt sie, wenn er eine Klugheit ersten Ranges besitzt, durch Artigkeiten über ihre schriftstellerischen Arbeiten, die immer zu seiner stehenden Lieblingslectüre gehören, er spricht nur selten und wenig von sich selbst, als einem, noch steter Führung bedürftigen Anfänger, bittet nie um Lob, wohl aber um häufigen belehrenden Tadel, und ladet die Herren, wenn er mit ihnen in einer Stadt lebt, jedesmal zur Berathung ein, wenn er an die Schöpfung einer neuen wichtigen Rolle geht. Wer die empfänglichen und reizbaren Seiten eines Schriftstellergemüthes genau kennt, wird den ungemeinen Erfolg dieses geschickten Verfahrens, die voll-

ständige Blendung des unglücklichen Opfers gegen alle Unarten des Meisters, berechnen können. Von Geschenken vertheilt er nur fast werthlose Kleinigkeiten, aber er weiß ihnen durch raffinirt feine Begleitschreiben einen imaginären Gehalt zu geben, und den Empfänger über das Gefühl jeder vermeintlichen Bestechung zu erheben. Mit minder anständigen Leuten der Presse geht der große Meister auch minder rücksichtsvoll um; diese bezahlt er mit kaufmännischer Pünktlichkeit, will dafür aber auch gleich pünktlich und reell mit Lob bedient sein. So unterhält er viele Jahre lang in kleineren Blättern ein nie verhallendes Beifallsgeschrei, ohne dessen Wohllaut er nicht einzuschlafen, nicht aufzuwachen, nicht mit Behagen zu verdauen vermag; es bildet das Kirchengeläut der Religion seiner Selbstvergötterung.

In allen erheblichen Städten leben dem großen Meister außerdem bestimmte Fanatiker, die er auf seinen Gastreisen mit höchster Sorgfalt pflegt und im Athem erhält. Journale zu lesen, hängt von dem guten Willen des Publicums ab; die mündlichen Trompetenstöße der viel in Gesellschaften verkehrenden Herolde sind nicht abzuwehren und es ist nicht minder richtig, daß im Leben auch von dem Guten, wie von dem Schlimmen, „immer etwas hängen bleibt.“ So wird es begreiflich wenn man zu Zeiten große Meister Arm in Arm mit einigen Leuten sieht, die einen notorischen Ruf als sociale Pickelhäringe und Marktschreier genießen. Sie bilden unabreißbare Anschlagzettel und Reklamen für die klugen Rechenmeister.

Die Wohlthätigkeit üben diese Herren je nach ihren persönlichen Absichten. Einige halten sie für ein gutes Mittel, sich im Wohlwollen der immer gutmüthigen Menge anzufrischen und in den Blättern als humane uneigennützige Künstler genannt zu werden; Andere stellen ihren eigenen Vortheil in die erste Reihe und deuten ihre Zeit

bis auf die einzelnen Secunden aus. Jene entschließen sich rasch, meilenweit über Land zu fahren und in einem Benefiz für abgebrannte Kunstgenossen mitzuwirken, diese sagen im Gegentheil: „Ich kann doch unmöglich eine meiner glänzenden Einnahmen für diesen Mann opfern!“ greifen in die Tasche und geben einen Thaler zur Collecte.

Die Behandlung der großen Meister durch Vorgesetzte und Collegen ist eine Kunst, die niemals ergründet werden wird. Als gewiß kann angenommen werden, daß zwei Häupter ähnlichen Calibers niemals neben einander zu bestehen vermögen, aber selbst ein Individuum dieses Ranges ist selten auf die Länge zu fesseln und vollkommen zufrieden zu stellen. Der große Meister betrachtet sich natürlich als den Mittelpunkt einer besondern Welt, oder vielmehr als eine ganze Welt für sich, welche nach ihren eigenen Gesetzen lebt und jede freche Verletzung derselben sofort unausbleiblich rächt. In den feinen, höchst wunderbaren Organismus derselben kann aber überaus leicht eine unheilvolle Verstimmung gebracht werden. Heute reicht ein unbesonnen ausgesprochenes Wort, morgen ein Blick hin, den Meister in Wuth zu versetzen. Am sichersten und nachhaltigsten wird er gegen seine Umgebung gereizt, wenn ihm ein auswärtiges reicheres Theater glänzendere Anerbietungen stellt. Dann vergißt der Meister sich selbst, die Pflichten der Dankbarkeit gegen Brodherrn und Publicum, ja die Paragraphen des Contracts. Er ruht nicht eher, als bis er die vermeintliche Verbesserung endlich durchgesetzt und einen neuen Wirkungskreis erlangt hat.

Er läßt sich auf seinen deutschen Kreuz- und Querfahrten gern fetiren, verabreicht aber nach dem glänzendsten Diner oder Souper zu seinen Ehren nur das bescheidene Trinkgeld von zwei und einen halben Silbergroschen an den ihn mit dem Leuchter begleitenden Bedienten. Eine ähnliche rührende Kenntniß des Geldwerthes

beſitzt er in Allem, was Staatspapier, Haus- und Landbeſitz heißt. Er ſpeculirt meiſtens mit Geſchicklichkeit und Glück, kauft mit Vortheil liegende Gründe, und weiß ihren Boden nach den Entdeckungen der neueſten Agriculturchemie zu verbeſſern. Erreicht er dergeſtalt endlich ein höheres Lebensalter, ſo legt er alle ſeine bisherigen genialen Mucken als überflüſſig ab, und wird ein beleibter geſetzter Philiſter, hinter dem Niemand mehr eine Spur des ehemaligen großen Meiſters zu entdecken vermag.

---

2. Die kleinen Meiſter.

In der gelehrten Anſtalt Schulpforte iſt es Sitte, daß die Schüler aller Klaſſen jährlich auf einen Zettel ſchreiben, was ſie werden wollen. Ein kleiner Berliner, ein Kind aus dem Orte ſelber wäre ſchwerlich auf die Idee gekommen, ſchrieb auf ſeinen Zettel: „Schauſpieler.“ Der geſtrenge Herr Ordinarius, einer von den philologiſchen Männern, die auf den nüchternen Magen und vor Schlafengehen eine Doſis Partikeln einnehmen müſſen, wenn ſie ſich wohl befinden ſollen, nahm das Papier in die Hand, öffnete es, rief den verwegenen Spreeathener vor das Katheder und ſagte: „Mein Sohn, wenn Du bei Deiner Meinung bleibſt, ſo würde ich Dir rathen, unſere Anſtalt auf der Stelle zu verlaſſen. Hier werden nur Schüler für die Gelehrſamkeit ausgebildet und die Bretter, welche nächſtdem Eure Welt bedeuten ſollen, ſind nur die Bänke der Univerſität.“

Daraus erhellt, daß die Schulbildung höherer Art mit den Schauſpielern nichts zu ſchaffen haben will, und

daß dieſe ihrerſeits ſich im guten Rechte befinden, wenn ſie ſich durch eine unverholen ausgeſprochene Verachtung an dieſer ſtolzen Disciplin rächen. Es gehört zu den weitverbreiteten Vorurtheilen und gedankenlos nachgeſprochenen Redensarten, daß die heutigen Schauſpieler ſich nur noch aus dem Stande der Commis und ähnlicher Beamten der Elle und des Faſſes recrutiren. Niemals gab es in dieſem Kreiſe mehr Söhne aus guten und wohlhabenden Familien, aber niemals war ebendeshalb der geiſtige Zuſtand dieſer Leute beklagenswerther. Wenn ein Junge aus einem anſtändigen Hauſe einiges Talent zur Declamation, gerade gutgeformte Beine, und einen damit richtig correſpondirenden Rücken ſein eigen nennt, wenn ihm die Natur ein hübſches Geſicht und einen dichten Haarwuchs geſchenkt hat, ſo müßte es mit unrechten Dingen zugehen, wenn er, bei einiger angeborenen Faulheit, nicht bald ſeine Haare über einem heißen Pfeifenſtiel träufeln und hinter den Couliſſen des Theaters ſeiner Vaterſtadt Bekanntſchaften anknüpfen ſollte. Hat er „Wahrheit und Dichtung“ geleſen, ſo hält er dies für unumgänglich nothwendig, und rechtfertigt ſich durch das Beiſpiel Goethe's, der frühzeitig Frankfurter Bühnenliaiſons unterhielt, ein großer Dichter und nebenbei Kammerpräſident in Weimar wurde. Wird der talentvolle Knabe von dem Vater entdeckt, ſo giebt es eine Reihe von Scenen, eine heuchleriſche Flucht aus dem elterlichen Hauſe, ein Austreten des mütterlichen Thränenbachs, und endlich die väterliche Conceſſion nebſt einer jährlichen Zubuße zu dem demüthigen Gehalte der erſten Jahre.

So entſtehen die „kleinen Meiſter,“ denn „Meiſter“ ſind ſie Alle, vielleicht nur weil ſie niemals und in nichts „Schüler“ geweſen ſind.

Ehe es Theateragenten gab, war es für einen Schauſpieler, ſelbſt bei ausgeſprochenem Talente, ſehr ſchwer,

zu einer erträglichen Stellung zu gelangen. Aus der Geſchichte der älteren Künſtler bei Hoftheatern wiſſen wir, welchen ſorgfältigen und ſtrengen Prüfungen ihrer ſachverſtändigen Directoren ſie ſich unterwerfen, mit wie geringer Einnahme ſie viele Jahre lang zufrieden ſein, welche Ausdauer ſie entwickeln mußten, um endlich die Achtung des Publicums und ihrer Vorgeſetzten zu erlangen. Das gehört in jene Zeit, wo noch Studenten, denen irgend ein Duell oder ein muthwilliger Jugendſtreich in den Weg gekommen war, die Theologie oder das Jus quittirten und auf die Bretter gingen. Das organiſirte Geſchäftswesen der Mitte unſeres Jahrhunderts, die Manie, Alles in der Welt durch Bureaukratiſirung zu zwingen, hat dem ſchweren Dienſte der Strebenden ein Ende gemacht. Der Theateragent verſteht es vortrefflich, die Wohlhabenden unter den Candidaten ſeines reichmöblirten Vorzimmers, raſch, wenn auch nur für eine beſchränkte Anzahl von Jahren, zu gut dotirten kleinen Meiſtern bei geachteten Bühnen zu machen. In dieſem Zweige wird durch Opfer noch etwas erreicht. Man hat uns einen jungen vermögenden Mann genannt, der von einer unüberwindlichen Leidenſchaft für die Bühne getrieben, trotz ſeiner ausgeſprochenen Talentloſigkeit, an einer Reihe von großen Theatern engagirt war, und ſtets den Schauplatz ſeiner Thätigkeit wechſelte, ſobald ihn das Publicum nicht mehr ſehen und die Direction nicht mehr beſchäftigen mochte. Endlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er war hinter die Treibhauskultur ſeiner Perſönlichkeit gekommen, machte Kaſſe mit dem vorhandenen Baarbeſtande, zählte ſeine Pfandbriefe, und fand, daß die Summe noch hinreichte, um ein Möbelmagazin zu etabliren, in welchem er jetzt ein gutes Geſchäft machen ſoll, falls die Decemberkriſis nicht auch ihm den Hals gebrochen hat. In den letzten zehn Jahren haben wir, als ähn-

liche Exemplare dieſes Genre's, ein Häuflein mittelmäßig begabter Söhne von Aerzten, Kaufleuten und Regierungsbeamten kennen gelernt, welche nach und nach die Runde über die Bretter aller deutſchen Mittelſtädte machten, und durch ſcharfſinnige Operationen in den heißen Sommermonaten zuweilen auch auf irgend eine Hofbühne erſten Ranges, als Probegäſte, gebracht wurden. Gemeinhin ſetzten die bezeichneten Jünglinge ihr Treiben bis zum Tode der ſchwachen Väter fort. Fällt das Erbtheil in ihre Hände, ſo vergeuden ſie es entweder raſch und gehen ſo zu Grunde, oder ſie ſchlagen reuig an ihre Bruſt, benten noch einmal die Vorliebe der Frauenzimmer für zweierlei Tuch und Bühnenhelden aus, und heirathen hübſche Töchter von wohlhabenden Wittwen. Doch vermögen ſie nicht der Sehnſucht zu widerſtehen, viel mit Menſchen zu verkehren, ſich äußerlich ſtattlich darzuſtellen und Aufmerkſamkeit zu erregen. Sie etabliren ſich deshalb leidenſchaftlich gern als Gaſtwirthe, oder beginnen Kunſtreiſen als Weinteuriſten, bei welcher Beſchäftigung ſie den Champagnerhäuſern den Vorzug geben.

In ſeiner theatraliſchen Laufbahn leidet der kleine Meiſter mehr als irgend ein anderes Kunſtindividuum an jener, noch ſehr mangelhaft von der Medicin unterſuchten Mauke oder Staupe der Schauſpieler, dem ſogenannten Verkanntſein. Höchſt ſelten iſt ein kleiner Meiſter gänzlich frei davon. Das Uebel beginnt mit der fixen Idee, daß die ihm ertheilten geringeren Rollen ſeinen höheren Fähigkeiten weit nachſtehen, und daß ihm die glänzenderen Parthien ſeiner Nebenbuhler von Rechtswegen zukommen. In dieſem Zuſtande beginnt er in Kaffeehäuſern unzufriedene Redensarten fallen zu laſſen, ſchimpft auf den Director und ſucht ſich Freunde, dem Nebenbuhler Feinde im Publicum zu machen. Sein Bühnenſpiel betreibt er während deſſen mit einem ausge-

zeichneten Eifer und Nachdruck. Giebt es z. B., was häufig kleinen Meistern passirt, Vertraute in Tragödien und bürgerlichen Dramen, so entwickelt er bei der Recitation des Hauptheldeu ein so großartiges stummes Spiel, daß die Zuschauer nur auf ihn sehen und vor allzugroßer Heiterkeit gar nicht auf den eigentlichen Schauspieler achten. In derselben Weise betont er geringfügige Bestellungen mit mörderischem Ton, macht beim Auftreten im Gefolge eines vornehmen Herrn unmenschlich lange Schritte und hochpathetische Geberden, präparirt sich einen seltsam affectirten Dialect und sucht seine Maske so auffallend als möglich auszumalen und anzukleiden. Findet er in diesem Stadium keine Beachtung, so befleißigt er sich, gelegentlich auf Liebhabertheatern Hauptrollen zu spielen, oder bemüht sich um Gastrollen in kleineren Städten, in deren begeistert überschäumenden Kreisblättern sein „Narciß" oder „Karl Moor" bis in den siebenten Himmel erhoben wird. Durch diese künstliche Selbsterhitzung wächst das Verkanntsein auf eine unerhörte Weise, er stürzt sich in Schulden, um Banditen der Claque zu miethen und lobende Recensionen über sich schreiben zu lassen. Diese Artikel sendet er unter Kreuzband an sich selbst in das Wirthshaus, wo er mit seinen Spießgesellen den Tag todtschlägt. Nachdem er sie Jedem, der irgend still halten will, vorgelesen hat, verfällt er endlich in das Delirium des Verkanntseins, insultirt den ersten Liebhaber oder Heldenspieler auf der Probe, muß Abbitte thun, erleidet einen Gageabzug und flieht endlich an eine Bühne, die bereit ist, seine Verdienste mehr anzuerkennen und besser zu bezahlen. Ihm folgt als Fluch der bösen That ein bürgerlicher Steckbrief in einem Agentenblatt, das den ganzen Cartellverband vor seinem Engagement warnt.

Gelingt es dem kleinen Meister, sei es durch einiges Talent, sei es durch eine angenehme Persönlichkeit, die

heut zu Tage hauptſächlich in ſtarken Waden geſucht wird, ein Engagement an einem Hoftheater oder an der Bühne einer Stadt von 80—100,000 Einwohnern zu erlangen, ſo beſtrebt er ſich der ſofortigen Photographie ſeines liebreizenden Antlitzes. Wenn der große Meiſter es nie unter „Kupferſtich“ oder „Lithographie“ thut, zieht der kleine Meiſter dieſen billigeren und handlicheren Weg der Vervielfältigung vor. Alsbald hängt man ſeinen Leichnam in kleine Käſtchen unter Glas an die Straßenecken. Dort ſteht er, die Rechte in die Seite geſtemmt und die linke Schulter drohend emporgehoben; ſein Blick iſt wild und verzweifelt gen Himmel gerichtet, ſein Haar gebrannt. Wird er den Vorübergehenden nach und nach alltäglich, ſo erſcheint er bald darauf im Coſtüm einer Lieblingsrolle und zwar mehr als Kniestück bis an die Knöchel, damit die weißen prallen Strümpfe Niemandem verloren gehen.

Er weiß, daß er den Damen gefährlich iſt, aber er verſteht es, ſie durch Töne melancholiſcher Beklemmnis zu beſänftigen und zu tröſten. Oft leidet er an künſtleriſcher Zerſtreuung, häufiger an Wechſeln, die ihm zuletzt Unbequemlichkeiten verurſachen. Es kommt vor, daß mehrere kleine Meiſter ſich zuſammenthun und ein hübſches Sümmchen in einer Menge ſolcher fliegenden Blätter auf einander ziehen. Keiner ihrer Verehrer begreift, wie es möglich war, einen ſolchen Berg Thaler durchzubringen, und alle Hypotheſen erweiſen ſich als nicht ſtichhaltig, obgleich man dieſen oder jenen kleinen Meiſter ſtets in der Weinſtube findet, welche man gelegentlich in langen Zwiſchenräumen betritt. Seine Haltung iſt immer lobenswerth, da er mit dem Hinterkopf auf dem Fenſterbrette, mit den Abſätzen in der Mitte der Stube ruht; den ausgeſtreckten Körper ſtützt ein ſchräg ſtehender Stuhl.

Iſt der kleine Meiſter endlich alt geworden, ſo ver-

liert er die Dispoſition dazu, ſich verkannt zu fühlen, thut den weltlichen Ehrgeiz ab und arbeitet im Schweiße ſeines Antlitzes um Gage und um Spielhonorar. Jetzt gilt ihm jede Rolle gleich; um auf Letzteres Anſpruch machen zu können, wäre er ſelbſt bereit, Stühle zu ſetzen und Briefe zu überbringen. Zuletzt ſtirbt er ſogar für die Reizmittel einer ſcharfen Kritik ab; er ſchläft gleich dem Gemarterten auf der Folterbank moraliſch ein. Für die »Perſeverantia« reif geworden, lebt er endlich nur noch in Traumbildern der Vergangenheit, bildet ſich ein, einſt groß und berühmt geweſen zu ſein, ertheilt angehenden Kunſtjüngern Unterricht und redet mit unverholener Verachtung der Gegenwart von »ſeiner Zeit.« Endlich verſchwindet er ganz am Kunſthimmel und geht dafür im Sommer an Kegelbahnen und bei friſchem Faßbier auf.

3. Die Liebhaberin.

Von jeher haben die Franzoſen und die Frauenzimmer in dem Rufe geſtanden, eine angeborene Gabe für die Schauſpielkunſt zu entwickeln. Wäre dieſer vielfach nachgeſprochene und nachgedruckte Satz wahr, ſo müßte unter den obwaltenden Regierungsverhältniſſen Cayenne weniger Pfeffercoloniſten und Mazas eine geringere Anzahl von lauten Raiſonneuren, die deutſche Bühne aber ungleich mehr gute Schauſpielerinnen beſitzen. In Hinſicht auf das ſchöne Geſchlecht möchte nur wahr ſein, daß es ſich mit Leichtigkeit raſch äußerliche angenehme Manieren aneignet, was das eigentliche Weſen der Kunſt betrifft; aber wie alle andern Individuen, von der Gunſt und Laune

der mit ihren geistigen Geschenken unendlich sparsamen Natur abhängig ist.

Es muß befremdend erscheinen, wie wenige wirkliche Künstlerinnen Deutschland unter seinen Frauen und Mädchen producirt, wenn wir in Schulen und Pensionaten für Töchter, so wie in der häuslichen Erziehung die systematischen Vorkehrungen beobachten, welche getroffen werden, und unter dem Scheine und Vorwande der Aneignung von Bildung die Verstellungskunst auszubilden. Der freie Ton im heutigen Familienleben und die prüde Manier im öffentlichen Umgange der beiden Geschlechter, die Speculation auf Gewinn in den Erziehungs-Anstalten, im Gegensatz zu der gleichzeitig vorgehaltenen Maske der christlichen Gesinnung und Beredtsamkeit, die Wissenschaftstünche und darunter die nackte Unwissenheit der Mehrzahl der Zöglinge, endlich die offenbare Anleitung durch eingeübte Schauspiele und Declamationen im Costüm, sollten nach unserer Berechnung nicht allein eine Menge frühreifer Lebenskünstlerinnen, sondern auch ein erfreulicheres Contingent von Bühnenkünstlerinnen stellen. Nichts destoweniger erzielt man nur ein Resultat in Betreff der ersten Klasse; den Forderungen der Bühne pflegen die meisten Damen nur so weit zu entsprechen, als sie das Leben zu beherrschen und sich dienstbar zu machen gelernt und geübt haben.

Aus dieser Andeutung erhellt, weshalb die Zahl der Liebhaberinnen, wenn auch nicht des ersten Ranges, gegenwärtig so beträchtlich ist. Es kommt oft vor, daß junge Männer von ihrem ersten Auftreten an komische Alte, böswillige Intriguanten, biedere Greise und ehrwürdige Priester spielen; das junge Mädchen gelangt ausschließlich durch das mit Rosen, wenn auch nur in den seltensten Fällen mit Myrthen geschmückte Thor der jugendlichen Liebhaberinnen zu den runzlichen und grau-

haarigen, lächerlichen und pathetischen Partieen der Kunst. Ihr Motto ist zu lieben und geliebt zu werden, doch muß man hinzufügen, daß außer dem starken Geschlechte noch manche andere Dinge in die zarten Herzen geschlossen werden, und daß die Bezeichnung „Liebhaberin“ durchaus nicht im verfänglichen Sinne gedeutet werden muß. Man kann neben schnurr- und backenbärtigen Cavalieren auch Armbänder, Ringe, Shawls und seidene Kleider lieb haben.

Die zukünftige Mimin zeichnet sich in den hoffnungsvollen Jahren, welche auf die Einsegnung folgen, durch eine sittliche Anhänglichkeit an diejenigen Werke in der Leihbibliothek ihres Stadtviertels aus, welche die algebraische Gleichung mit den beiden Unbekannten von Mann und Weib in den einfachsten und verständlichsten Formen darstellen. Sie ist dem Leihbibliothekar als ein kühnes Mädchen bekannt und die gewünschten Bücher werden ihr stets heimlich aufbewahrt und ohne verrätherische Zeugen übergeben. Schon frühzeitig steht ihr das Talent der bildlichen Rede zu Gebot und im affectirten Verdrehen der Augen ist sie geborene Meisterin. Sie ist ihrer Declamationen gefühlvoller Gedichte von entsagenden und sich in den Rhein stürzenden Jungfrauen wegen beliebt, und wird gern zu Polterabendsaufführungen gezogen, da sie auch einige Leichtigkeit in der Anfertigung gereimter Verse besitzt. Der Bücherverleiher, als hochgebildeter und in allen Zweigen der Literatur belesener Mann, ist zugleich Mitvorstand eines Liebhaber-Theaters, das er mit einem, seine schlesische Butter stark durch Salz verfälschenden Borkosthändler und einigen kunstsinnigen Particuliers gemeinschaftlich leitet. Er betrachtet das talentvolle Mädchen, sieht ihren graden Wuchs, ihre rollenden Augen und die redefertige Zunge; er sagt: „Mein Fräulein, ich habe schon oft darüber nachgedacht, aber bis jetzt Bedenken getragen, Ihnen meine Ansicht mitzutheilen,

Ihr Talent ist ausgesprochen, Sie sollten Schauspielerin werden."

„Meinen Sie? Mama und Papa haben es auch schon gesagt. Ach, wenn nur das erste Auftreten nicht so schwer wäre. Herr v. Hülsen ist noch der Einzige, der die Anfänger nicht von seiner Thür weist, allein er soll leider jetzt zu besetzt sein."

„Nur nicht den Muth verlieren, mein Fräulein! Die Zeiten werden kommen, wo man Sie sucht, wo man Ihnen für jeden Abend die Hälfte der Brutto-Einnahme anbieten wird. Vor der Hand müssen Sie klein anfangen, wie wär es, wenn Sie sich entschlössen, in unserer „Harmonia" aufzutreten. Ein hübsches Theater, schönes Publicum, nach der Vorstellung warmes Abendessen und alle vierzehn Tage Tanz, wobei das Orchester spielt."

„Ach, Herr Posemahky, wie könnte ich bei Ihnen spielen; Sie geben ja nur Lustspiele!"

„Bitte, mein Fräulein, Sie befinden sich vollständig im Irrthum. Wir haben schon die Karlsschüler, Menschenhaß und Reue, Fiammina von Küstner und Clavigo von Goethe gegeben. Es kommt nur auf Sie an, was Sie spielen wollen."

„Meinen Sie? Na ich will einmal mit Papa und Mama reden, vielleicht wird zum nächsten Winter etwas daraus, denn jetzt nehme ich noch Singestunden und das laute Sprechen könnte mir dabei Scharen thun."

Die Mimin entfernt sich voller Seligkeit und erzählt ihrer Mutter, einer Frau, der die Erfolge der Marie Seebach schon längst ein Dorn im Auge waren, das Gespräch mit dem Leihbibliothekar. Die Alte hat kaum gehört, daß in der „Harmonia" der Goethe'sche Clavigo gespielt wird, als sie auch schon, ohne ein Wort zu antworten, in ihre Lederstiefeln stürzt und in die Leihbiblio-

thek rennt. Der tiefgebildete Posemazky grüßt huldvoll mit zwei Fingern.

„Glauben Sie, daß es mit meiner Mina etwas werden wird, daß das Mädchen Genie hat?“ ruft die Alte athemlos.

„Warum nicht, Madame — ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!“ Bei diesen tiefsinnigen und neuen Worten, welche die Alte vollständig überwältigen, nimmt der Kenner eine gewichtige Prise und durchbohrt Madame mit den Augen.

„Gott, wäre es möglich? mein Kind könnte herausgerufen werden, könnte einmal öffentlich sagen: Ihre Zufriedenheit mit meinen schwachen Leistungen wird mich zu unaufhörlichen Anstrengungen begeistern! — das wäre ein unerhörtes Glück. Wie wäre es, wenn wir ihr von morgen an bei einer großen Künstlerin Stunden im Komödienspielen geben ließen — ich denke die Crelingern oder die Frieb-Blumauern, das zieht, wenn es heißt, sie ist von einer von den Beiden ausgebildet worden.“

„Das würde ich an ihrer Stelle auch thun, Madame. Ihre Mittel erlauben Ihnen ja eine Ausgabe für die edelsten Interessen der Menschheit, für die Kunst; ich würde wegen des Tragischen die Crelinger vorziehen. Fräulein Mina ist ganz geschaffen, sie den Berlinern einmal zu ersetzen. Gott, wenn ich daran denke, wie diese Frau die Maria Stuart gespielt hat, das ging bis an die Puppen!“

Am anderen Tage treten Mutter und Tochter den wichtigen Gang an, aber zu ihrem Leidwesen sind die genannten Damen so mit Lectionen überhäuft, daß sie keinen weiblichen Studenten der Mimik mehr annehmen können. Es bleibt ihnen nichts übrig, als sich zu geringeren Schauspieldocenten zu begeben. So wird Mina, die noch nicht weiß, daß in Berlin auch alte Herren an

der Ausbildung weiblicher Talente arbeiten, zu einer Klippschulmeisterin der Gliederverrenkung und Sprachverhunzung gebracht. Hier fühlt sie sich unglaublich wohl, da alle verrückten Anweisungen der Lehrerin ihrer eigenen Ziererei auf halbem Wege entgegenkommen.

In der kurzen Zeit von vier Monaten hat die Instructions-Mimin ihrer Schülerin eine Anzahl von großen und wichtigen Rollen einstudirt, und dem Leihbibliothekar wird die Anzeige gemacht, daß Mina bereit sei, auf den Brettern der „Harmonia" als Marie Beaumarchais die ersten schüchternen Schritte zu wagen. Das Theater ist ganz voll. Das Parquet ist bis hinten an die Thür mit Frauenzimmern vollgestopft, die ihre Taschen mit zusammengeklappten Butterbröden, Pfefferkuchen, Bonbons und Chocoladentafeln verproviantirt haben. Es giebt ein Publikum, das im Theater nur einen Genuß hat, wenn es in jedem Zwischenakte seine Kiefern beschäftigen kann. Der Theatervorstand sitzt ernst und erwartungsvoll, eng gedrängt in einer Prosceniumslege, und sieht wie die Bewohner einer Bärengrube aus, die auf ihr tägliches Commisbrot warten. Der Butterchemiker trägt eine blaue Brille und eine hohe weiße Halsbinde. An seinen Augen hängt Alles, denn er genießt an diesem Orte die Reputation eines Rötscher. Wir beschreiben nicht die Lächerlichkeiten der Vorstellung in einem Winkeltheater und sind verpflichtet, im Leben der begabten Mina weiter zu eilen; wir sagen deshalb nur, daß Marie Beaumarchais von ihr so burlesk schwindsüchtig herunter gespielt wird, daß die Frauenzimmer im Parquet in der Zerstreuung des wilden Schmerzes sich die Thränen mit Kleidern und Mänteln abtrocknen und der Butterhändler sogar das Signal zum Herausrufen ertheilt. Von diesem entscheidenden Abende an ist Mina „groß," doch nicht so groß, nicht so abstract erhaben über die leisen Regungen des

weiblichen Herzens, um nicht an dem Darsteller des Clavigo, einem Jüngling, der sein Jahr bei den Gardemusketieren abdient und wegen Unordnungen häufig an Arrest leidet, Wohlgefallen zu finden. Da Mina's Mutter von den künstlerischen Gaben dieses männlichen Talents gering denkt und bestimmt weiß, daß er von seinem Vater zum Nachfolger in einem angestammten Eisenwaarengeschäfte bestimmt ist, widersetzt sie sich der Herzenswahl ihrer Tochter und will nicht einsehen, daß die Liebe das Senfpflaster der Kunst des Mimen sei, wie Mina ihr oft betheuert. Der Freiwillige Clavigo, dem kein rathender Carlos zur Seite steht, sieht sich daher zu Rendezvous auf der Straße und in öffentlichen Gärten genöthigt, und Mina macht auf diese Weise ihre ersten Vorstudien zu der künftigen Julia. Man wolle uns aber nicht zürnen, oder gar für das Betragen des Paares verantwortlich machen, wenn wir der Wahrheit gemäß melden, daß Mina's Mutter am Anfange des nächsten Jahres genöthigt ist, nicht etwa Melpomene oder Thalia, sondern eine jener älteren Musen, um Hülfe anzurufen, welche von dem Medicinalcollegium einer besonderen Unterweisung und Approbation bedürfen.

Mit diesem Ereigniß tritt ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte der Liebhaberin ein; sie verläßt, nachdem Alles in angemessener Weise geordnet worden, das Vaterland und eilt mit Hülfe eines Courierzuges innerhalb zwölf bis achtzehn Stunden in die Fremde. Wohlgesinnte Freunde in der Theaterpresse haben ihr den Weg gebahnt. Sie erscheint in dem Orte ihres neuen Engagements als ein noch unentwickeltes, aber viel verheißendes Talent. Unter diesem Aushängezettel nehmen kleine deutsche Residenzstädte überhaupt gern Künstler in ihre Theatergesellschaften auf, vorausgesetzt, daß sie sich eines leidlichen Aussehens erfreuen. Man ist dort unge-

mein eifersüchtig auf den Einfluß der großen tonangebenden Orte, und ihre Macht, den Ruf einer künstlerischen Größe zu begründen, deshalb läßt man sich keine Gelegenheit entgehen, wenn irgend möglich ein Talent zu entdecken und zu einer deutschen Berühmtheit umzuschaffen. Die schöne Mina hat kaum vierzehn Tage in ihrem neuen Wirkungskreise „gestrebt," als sie auch von dem kritischen Machthaber des Ortes „entdeckt" wird. Ihre Emilia Galotti giebt ihm Gelegenheit zu einer höchst geistreichen und gelehrten Abhandlung in den zwei Quartblättern, welche täglich die glücklichen Bewohner der kleinen Residenz von dem Laufe der Welt und ihres eigenen kleinen Seitenkanales unterrichten. Mina wird darin als eine Künstlerin von bedeutenden Intentionen dargestellt, als eine „urwüchsige Natur" und die hoffnungsvolle Stütze der künftigen deutschen Tragödie. Nachdem dieses journalistische Meisterwerk erschienen ist, muß unvermeidlich eine Parteibildung im Orte erfolgen. In der „Mördergrube," einem vielbesuchten Bierlocal, versammeln sich die Anhänger der älteren, seit Jahren engagirten Liebhaberin; im „Paradiesvogel," einem Saale nebst kleinem Hofe, in dem es außer Bier und schwarzem Rettig auch ansäuerlichen Landwein giebt, kommen Mina's jüngere Anhänger, an ihrer Spitze jener Nachfolger des großen Lessing zusammen. Der hochbegabte Geist hat ein Trauerspiel irgendwo aus der deutschen Geschichte, von einem Kaiser und seinem mißvergnügten Prinzen geschrieben, und besteht darauf, daß Mina: die Geliebte des Letzteren, ein nach beträchtlichem Jambenconsum gewaltsam um's Leben gebrachtes Frauenzimmer, spielen solle. Die ältere Liebhaberin setzt Himmel und Hölle in Bewegung, den Theaterdirector zu bewegen, ihr die Rolle zu ertheilen, allein dieser gute Mann weiß, daß die Macht der Presse um so größer wird, je enger der Wirkungskreis und Spiel-

raum ihrer Thätigkeit gesteckt ist, und besteht darauf, daß Mina die Rolle behalte. Trotz einer unerhörten Kabale am Abende der Aufführung hat das Trauerspiel einen glänzenden Erfolg und die ältere Liebhaberin ertheilt am anderen Morgen einem reichen Weinhändler, der sie schon lange umworben, aus Aerger ihr Jawort. Jetzt geht durch alle Blätter jener kleinen Fürstenthümer, daß „unsere Arabella fortan der Kunst entsagt und sich Hymens Banden unterworfen habe," und daß die geniale Mina die Erbschaft ihres Ruhmes antreten werde. Ihr Glück ist gemacht, sie setzt sich mit einem Theateragenten in Verbindung, der wöchentlich eine ausführliche Correspondenz über ihre bewundernswürdigen Leistungen abdruckt, sie wagt es, mehrmals in benachbarten Residenzen, deren vier oder fünf auf etwa dreißig Quadratmeilen deutschen Ackerlandes vertheilt liegen, Gastrollen zu geben, und erhält annehmbare Engagementsanträge von wichtigeren Hof- und Stadttheatern. Anfangs ist sie ihrer Sache nicht ganz gewiß, allein die Dreistigkeit gehört zu den Pflanzen, die in unserem Zeitalter am üppigsten wuchern, und zudem fängt die Zudringlichkeit der männlichen Einwohnerschaft des Ortes an, ihr höchst lästig zu werden. Es giebt dort nur wenig Wohlhabenheit und die verkommenden Galanterien der begeisterten Jugend beschränken sich darauf, daß die Jünglinge entweder das Schönste auf den Fluren suchen und damit ihre Liebe schmücken, oder Postpapier mit Sonetten verunreinigen; eine solide Verehrung, wie sie sich in reichen Städten durch Brillanten, Shawls, Ballfestlichkeiten und ähnliche, nicht billige Kleinigkeiten ausspricht, wird unserer Mina nicht zu Theil. Dazu kommt, daß der Dichter jenes vortrefflichen Trauerspieles von einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft zu Mina ergriffen ist und mit staunenswerther Hartnäckigkeit um ihre Hand wirbt. Mina ist in der winzigen Residenz

klug geworden; die praktischen Teufeleien der Menschen theilen sich ihnen leichter und schneller mit, wenn sie auf anderthalb Plätze und ein halbes Dutzend Straßen beschränkt sind. Sie sagt sich, daß die Hoffnung dieses Mannes nur darin bestehe, von ihr für den etwas ansehnlichen Rest seines Lebens erwärmt, beköstigt und getränkt zu werden, sie verhehlt sich nicht, daß sein einziger Werth: seine Feder, für sie sofort verloren gehen werde, und entschließt sich endlich, ihm zu gestehen, daß sie ihn zwar achten, aber nicht lieben könne. Wie man längst weiß, sind die Männer niemals mit der alleinigen Achtung der Damen zufrieden; der Dichter verfällt in eine mehrstündige Raserei, zerschlägt eine Scheibe, die jedoch schon eingeknickt war, erregt dadurch einen mehrstündigen Auflauf in seiner Stadtgegend, und beschließt, zwar nicht sich selber, aber dafür die falsche Mina umzubringen und zwar durch das schleichende Gift der Presse. Die holde Liebhaberin hat aber die weisesten Maßregeln getroffen. Am Anfange einer Saison begiebt sie sich auf ein kurzes Gastspiel nach einer großen und reichen Stadt, und sendet nach acht Tagen der heimischen Direction die Anzeige, daß sie niemals wiederkommen werde, sondern ein passendes Engagement angenommen habe, weil sie nicht dulden könne, daß ihr unbescholtener Ruf durch männliche Zügellosigkeiten fernerhin bedroht werde.

Die nothwendige Folge ist, daß Mina von dem Cartellverbande zum Schutze der Aufrechthaltung aller Contracte in den Bann gethan und dieses Urtheil in dem Theaterhorizont von Michaelson veröffentlicht wird. Zum Heile der leichtfüßigen Mimen sind diese Bannstrahlen nur Theaterblitze von Kolophonium. Bühnen, die nicht zum Cartellverbande gehören, nehmen keinen Anstand, Flüchtlinge wieder zu engagiren, und die Ausreißerin Mina wird von der neuen Direction mit offenen Armen

empfangen. Mit vielem Erfolge spielt sie die Walze aller ihrer Rollen ab, und schwingt sich, als ein ansehnliches und dabei freundliches Frauenzimmer zum Lieblinge des Publicums empor. Kaum zwei Monate nach ihrem ersten Debüt ist sie nicht allein photographirt, sondern auch lithographirt, und hängt an einer Menge Straßenecken in Glaskästen. Für alle eleganten Rollen im Gesellschaftskostüm erhält sie bald von diesem, bald von jenem Individuum aus dem Schwarme ihrer Verehrer die zierlichsten Bouquets, und es fehlt ihr nicht an jenen älteren freigebigen Herren, denen es keineswegs darauf ankommt, auch Neujahrs-Rechnungen von Modisten und Oberschneiderinnen zu bezahlen. Mina gehört zu den gesuchtesten Artikeln des Ortes. Ungeachtet einigen Kastenstelzes entschließen sich die vornehmen Familien doch, sie einzuladen, und die schnöde Langeweile ihrer Gesellschaftsabende durch Mina's Liebenswürdigkeit aufzuheitern. Sie giebt Declamatorien zum Besten der Perseverantia, der Schillerstiftung, der Rettungsanstalt für abgebrannte Soufleure und des Institutes zur Aufhülfe von verarmten Flötenbläsern, sie trägt in Virtuosen-Concerten im größten Putz melancholisch herzbrechende Gedichte vor, und giebt einem jungen Künstler Erlaubniß, ihr Oelbild auf die Kunstausstellung zu bringen. Doch selbst der hellste Tag ist nicht ohne Schatten, und Mina muß erleben, daß sich in den Morgenstunden nach einer Vorstellung der Thekla aus Wallenstein jener bewußte ehemalige Freiwillige und Arrestleidende bei ihr melden läßt. Er hat inzwischen das väterliche Geschäft übernommen, befindet sich zu höheren Meßzwecken im Orte, und scheint nicht abgeneigt, der berühmten Künstlerin seine Hand anzubieten. Wer wagt, den Schrecken der schönen Seele zu schildern, als der Jüngling ihrer ersten Wahl vor ihr erschien; hatte sie doch fast seinen Namen über den Zerstreuungen

ihres Standes vergessen! Nach verschiedenen, nicht von Erfolg gekrönten Versuchen, ein gleichgültiges Gespräch anzubahnen, entschloß sie sich rasch, das Hausmittel anzuwenden, welches den Schönen vom Theater jeder Zeit zu Gebote steht, und in Ohnmacht zu fallen. Der unerfahrene Freiwillige wurde von der Zofe entfernt, um nie wieder vorgelassen zu werden. Von diesem Augenblicke an geht mit Mina eine bemerkenswerthe Veränderung vor. Das Auftauchen des Freiwilligen, als sie ihn am wenigsten erwartete, hat seltsame Vibrationen ihrer Nerven erzeugt, die sich auch in ihrem Spiele bemerkbar machen. Die Kritik nennt es das Gipfeln ihrer tragischen Kunst und überschlägt sich fortan in stylistischen Tiraden von Abgründen, zwischen Veilchen blühen, von Schlünden, an denen die berittene Amazone toresmuthig hinfliegt, vom reinen blauen Aether des Himmels und der schwarzen Nacht der Hölle ꝛc. Nun schwebt Mina an der höchsten Spitze der Mode. Mehrere hoffnungsvolle Söhne aus guten d. h. reichen Familien verlieben sich in sie, und stehen Abends unaufhörlich im Hintergrunde auffallend gelegener Logen mit Doppelperspectiven vor den Köpfen. Einer dieser lieben Knaben trägt zu Mina Alles, worauf jemals ihr Blick mit Wohlgefallen geruht hat, sogar den Schooßhund seiner Mutter, der freilich am anderen Tage durch den alten Bedienten wieder abgeholt wird. Der eingefleischte Theaterfreund des Ortes und Sammler aller Zettel stirbt und vermacht ihr ein Legat von 10,000 Thalern, jener Vermächtnisse nicht zu erwähnen, welche diverse Chevaliers noch bei Lebzeiten Mina hinterlassen haben; die Schöne darf sich für eine gemachte Person halten. Zu ihrem Mißgeschick weiß sie nicht in der richtigen Stunde in die schlicht-bürgerliche Zufriedenheit mit den derberen Gütern des Besitzes überzusiedeln; sie hat sich zu mächtig an die flüchtige Poesie ihres Daseins

geklammert und muß doch lernen, daß Anmuth und Schönheit schneller wie Märzschnee dahin schmelzen. An einem Abende wird irgend ein kleines Mädchen mit rothen Wangen und hellen Augen lebhafter als sie applaudirt, und von jetzt an hat sie das Gleichgewicht ihrer künstlerischen Bestrebungen verloren. Sie nimmt einen bitteren und gereizten Ton an, der Trompetenklang der alten Mamsellen kommt zum Vorschein und zuletzt erscheint der unverschämte Theaterbote gar mit der Rolle einer — älteren Heldenmutter in ihrem Boudoir. Das ist zu viel für Mina, denn sie hatte geglaubt, von der Dichtkunst als »ewige Liebhaberin« aufbewahrt zu werden. Sie weint zwei Stunden, schminkt sich dann weiß und roth, schreibt der Direction einen feuerspeienden Brief und erinnert sich, daß der Baron Eitelbauch aus dem alten Geschlechte derer von Isegrimm um ihre Hand angehalten habe. Ein feierlicher Abgang von der Bühne wird arrangirt, Mina will sich in Thränen auflösen, ihre Collegen umringen sie nach dem Fallen des Vorhanges mit lauten Glückwünschen und heimlichen Flüchen, ein Beauftragter übergiebt einen silbernen Lorbeerkranz mit den Titeln aller Rollen auf den einzelnen Blättern, und unten am Theater hält Baron Eitelbauch in einer vierspännigen Extrapost-Chaise, um der Kunst für immer ihr kostbares Juwel, und zwar vorläufig nach Italien, zu entführen.

Auf dem Stadtgericht.

I.

Schon mancher Fremdling hat das riesige Gebäude an der Ecke der Judenstraße und Königsstraße für den Palast eines Potentaten gehalten, bis ihn die Physiognomien der aus- und eingehenden Gestalten eines Besseren belehrten und überzeugten, daß diese große Steinmasse der Tempel sei, in welchem der Göttin Themis alle ihre städtischen Opfer dargebracht werden. Wenn man die Königsstraße verläßt und sich den Eingängen des merkwürdigen Gebäudes nähert, dem wohl Jeder, er mag sich geberden, wie er will, einmal einen Besuch abgestattet hat, macht sich alsbald eine auffallende Veränderung in dem Aeußeren der Persönlichkeiten bemerkbar. Die Geschäftsläufer, die plaudernden Neugierigen, die Postbeamten, Kassenboten, Diener, vor der Thür stehenden Handelsleute, verschwinden plötzlich, und eine besondere Kategorie von Menschen erscheint, die aus allen Ständen der Gesellschaft zusammengesetzt, sich doch durch einen bemerkenswerthen auffallenden Zug in den Gesichtszügen auszeichnet. Wie die Medicin ihre besondere interessante Maske besitzt, die sie als den charakteristischen symbolischen Ausdruck ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen, nach dem großen Klassiker der Heilkunst, das hippokratische Gesicht nennt, so gräbt auch die Jurisprudenz

ihre eigenthümlichen Schriftzüge in das Antlitz der Menschen, welche mit ihr in Berührung kommen. Wir möchten die physiognomische Mischung von Besorgniß, Verlegenheit und Widerwillen das Stadtgerichtsgesicht nennen. Zwar sind, je nach den Nüancen der verschiedenen Charaktere die mimischen Grade desselben sehr mannigfaltig, bald nur schwach angedeutet, bald deutlich und auffallend ausgeprägt, allein der aufmerksamen Beobachtung entgeht kein Individuum, welches das Haus betritt, um seine Knie vor der Göttin der stättischen Gerechtigkeit zu beugen. Das Stadtgerichtsgesicht verleiht jener Strecke der Judenstraße eine eigenthümliche düstere Atmosphäre. Selbst beim heitersten Himmel ruhen auf ihr seltsame moralische Nebel und man steigt nach der Rückkehr aus dieser Region der praktischen Wissenschaft, wie aus einem feuchtkalten Berggewölk, in das behagliche warme Leben zurück. Nur die Stammgäste des Gerichtes, eine Anzahl entschieden schäbig gekleideter Männer, die Jahr aus Jahr ein mit den Gesetzen auf einem gespannten Fuße leben und wenig Bedenklichkeiten im Felde der Eidesleistung hegen, treten gleich den Gebirgsbewohnern frei und kühn auf. Sie kennen alle Klippen und Abgründe des Ortes, ja es schreckt sie selbst nicht des Dichters Ruf:

Und aus einer Bergesspalte
Tritt der Greis, der Staatsanwalte.

Das Stadtgerichtsgesicht erscheint bei ihnen wie versteinert, aber nach dem Vorbilde der Sculpturwerke ebendeshalb unverwüstlich ruhig, tragisch imposant und einladend zur Aufbewahrung in einem Museum für antike Sträflinge.

Kaum sind wir in den weiten Flur getreten, als wir uns auch schon durch ein anhaltendes halblautes Geräusch befremdet fühlen. Es erinnert an die Arbeitslaute in

einem Bienenkorbe, wenn die ganze fleißige Gesellschaft mit der Anfertigung der Zellen, dem Streifen des Wachses von den schwarzgelben Höschen, dem Füttern der Brut, der Auffpeicherung des Honigs beschäftigt ist, und die große Treppe läßt sich nicht unpassend mit dem Aus- und Eingangsbrette vor jedem Bienenkorbe vergleichen. Damit hört jedoch die Aehnlichkeit auf, denn der Honig, der hier bereitet wird, ist nach den Mienen derjenigen, welche eben aus dem Stocke kommen, nicht der süßeste, und das Wachs nicht das feinste und weißeste. Der herrschende Localduft ist gleichfalls nicht aromatisch; er schwebt mit schönem Effect zwischen dem Parfüm der Infanteriekaserne und einem feinen Registraturgeruch mit etwas Moder versetzt. Wer kann sagen, ob dieser fatale Geruch von den Menschen oder von den Steinen herrührt! Wenn es wahr ist, was die Naturforscher behaupten, daß einige Thiere, wenn sie in Angst versetzt werden, sich des Aroma's gewisser Organe, theils zur Vertheidigung, theils zur rein psychologischen Schilderung ihrer traurigen Gemüthsbewegungen bedienen, so ersuchen wir diese Herren Gelehrten, dem menschlichen Geschlechte in dieser Hinsicht mehr Beachtung zu schenken und wissenschaftlich festzustellen, inwiefern dergleichen Phänomene auch bei ihm vorkommen.

Scheinbar ohne Zweck, nur beschäftigt mit allerlei Plaudereien, wogt in den drei besten Vormittagsstunden eine Anzahl Leute die genannte Treppe auf und ab, oder studirt die öffentlichen Bekanntmachungen an den aushängenden schwarzen Brettern. Wir steigen in das erste Stockwerk, freuen uns der verbesserten Luft und über das lebhafte Gewimmel auf dem hohen Corridor, dann begeben wir uns noch eine Treppe höher hinauf und besuchen die Hallen, wo die Bagatellprozesse und Frevel der Berliner vor einem Tribunal voller Ernst und Würde

verhandelt, ausgeglichen und bestraft werden. Man hat zu verschiedenen Zeiten dergleichen Händel auf die Bühne gebracht, allein bei dem Freskostyl der Theaterdichter arten diese Darstellungen nur zu leicht in grobe Caricaturen aus; die Wirklichkeit ist ungleich feiner und unterhaltender, wenn auch nicht für den gewöhnlichen Zuschauer. In dem erwähnten zweiten Stockwerke befindet sich ein Zimmer, hinter dessen Barre eine Anzahl junger Männer unter Vorsitz eines stattlichen Herrn am grünen Tische arbeitet und Actenstücke ordnet. Sie sehen sämmtlich sehr intelligent aus und trotzdem die richterliche Gravität nicht durch das geringste Zeichen von Heiterkeit verletzt wird, verräth uns doch ein unbeschreibliches Etwas, daß hier das Studium des wirklichen Lebens auch mit einem „verständnißinnigen" Humor genossen zu werden pflegt und die bunten Erscheinungen des Tages nicht vor stumpferen Geistern verloren gehen.

Ein jugendlicher Referendarius verständigt sich jetzt mit dem stattlichen Herrn und auf einen gewährenden Wink desselben liest er die Liste der vorgeladenen Parteien herunter, die inzwischen von dem Gerichtsdiener hereingerufen sind und in allen Registern der menschlichen Stimme mit »Hier« antworten, oder auch ganz schweigen, wenn sie es vorgezogen haben, zu Hause zu bleiben, um nach Umständen Zeit zu gewinnen oder sich in contumaciam verschmettern zu lassen. Bald ist der gesammte Raum vor der Barre mit gewöhnlich aussehenden Leuten angefüllt. Einige starren das Richterpersonal unverwandten Auges an, Andere sitzen gedankenvoll auf der braunen Bank an der Wand, noch Andere stehen im Vordergrunde und zeigen eine seltsame Leere im Blick, als ob sie noch einmal alle Gründe für und wider durch den Geist wälzten und eine wahre Quintessenz von juristischem Elixir destillirten.

Noch prüfen wir die Mienen der Kläger und Angeklagten, als die jungen Richter sich mit Actenstücken in den Händen der Barre vor den Parteien nähern, und die Verhandlungen beginnen. An die feierliche Ruhe und den gemessenen Geschäftsgang des Criminalprozesses mit seinen Geschwornen, der lauschenden Zuschauertribüne, dem gespannten Angeklagten, den verschlossenen Richtern gewöhnt, fühlen wir uns seltsam überrascht durch die Lebhaftigkeit, welche sich im Bagatellprozeß kundgiebt. Gerade hier, wo es sich nur um die Welt unter fünfzig Thalern handelt, werden so erbitterte Schnautzengefechte zwischen den Parteien geführt, als ob Ehre und Leben auf dem Spiele ständen. Hier herrscht anscheinend eine etwas größere Redefreiheit, als vor anderen Tribunalen, und die meisten machen den erfreulichsten Gebrauch von derselben.

Gleich in der ersten Reihe ist ein Hauswirth von der besten Sorte jener berüchtigten Tyrannen kleiner Miether in einem Kampf mit einer alten Jungfer begriffen. Sie hat ihm beim Auszuge für einen Rest schuldiger Miethe einen Tisch und ein Sopha als Pfand zurückgelassen, diesen Rest aber erst einige Monate später getilgt, als sie sich schriftlich verpflichtet. Der Hauswirth verweigert jetzt die Herausgabe der Sachen, wenn sie nicht noch eine „Miethsentschädigung" von mehreren Thalern für den verlängerten Aufenthalt des Sophas und Tisches in seinem Quartier erlegt. Die alte Jungfer hat ihn wegen einer solchen unverschämten Forderung verklagt und ist bereit, durch Zeugen zu erhärten, daß er, der Hauswirth, die eigenen Möbel der genannten Gattung längst verkauft und die gange Zeit hindurch nicht allein an ihrem Tische gespeist und auf ihrem jungfräulichen Sopha geschlafen habe, sondern sich auch für immer in den Besitz dieser Kostbarkeiten setzen wolle.

Neben ihnen steht ein altes gutes Mütterchen mit Thränen im Auge, die sie mit einem leinenen Läppchen von Taschentuch abwischt, und angstvoll auf den grünen Tisch blickt. Sie wohnt vor dem Thore und ist einem hiesigen Einwohner eine nicht unerhebliche Summe für Viehfutter schuldig, die er nur zum Theil eingeklagt hat. Die arme Alte betheuert mit ergreifenden Worten, daß sie bei den schlechten Zeiten nicht einmal zahlen könne, aber das Anerbieten mache, monatlich mit 10 Sgr. ihre Schuld in Terminalzahlungen abzutragen. Mit Achselzucken wird ihr nachgewiesen, daß dann weder sie, noch der Kläger, die gänzliche Tilgung erleben würden; aber man giebt ihr mitleidiger Weise den Rath, sich an den Rechtsanwalt des Klägers zu wenden, und diesen um seine Vermittelung bei dem Gläubiger anzuflehen. Wir folgen ihr mit schmerzlichem Bedauern über das elende Schicksal einer armen Wittwe und sinnen schon über eine Collecte nach, da macht man uns rechtzeitig auf die Höhe der Schuld aufmerksam und wie unmöglich es sei, daß Jemand so viel Viehfutter beziehen könne, ohne einen höchst beträchtlichen Viehstand zu besitzen. Die schwache weinerliche Alte ist als wohlhabende, aber gegen alle Gläubiger höchst renitente Frau bekannt. Vor Gericht gefordert, zieht sie ihr schlechtestes Kleid an, setzt den ältesten Hut auf, hängt einen abgetragenen Mantel um, und wimmert bei jedem Worte, das man sie zu sprechen nöthigt; in ihrer Wohnung prügelt sie das Gesinde und besitzt einen wohlbegründeten Ruf als Drache.

Hart neben dieser edlen Mutter dreht es sich um wenig mehr als einen Thaler. Der weise Salomo hinter der Barre hat hier zwischen zwei jüngeren anständig gekleideten Herren zu entscheiden. Der Kleinere derselben lebt vom Export der Flaschenbiere, die er auf Begehren den Consumenten in ihre Wohnungen sendet; der Größere

iſt ein Biertrinker, der die Schwachheit hat, nicht gerne das genoſſene Gute zu bezahlen. Der Kleinere hat ihn, da ungeachtet wiederholter dringender Mahnungen der Thaler hartnäckig ausblieb, endlich verklagt; der Größere ſpielt den vollkommen Unſchuldigen, will von nichts wiſſen und behauptet nur, niemals eine Rechnung erhalten zu haben. Der Richter belehrt ihn, daß ſein Rechtlichkeitsgefühl und nicht die Rechnung ihm ſagen müſſe, daß es ſeine Pflicht ſei, zu bezahlen. Dem Größeren ſchlägt das Gewiſſen und er erklärt, er werde den Thaler bezahlen, aber nicht die Koſten; dem Kleineren wird anheim geſtellt, ob er ſie tragen oder den Prozeß weiter fortſetzen wolle. Er nimmt den ihm von dem Größeren gebotenen Thaler, zieht ein Biergroſchenſtück aus der Taſche und will es dem Richter reichen. Dieſer fertigt den Kleineren mit den Worten ab: „Hier oben werden keine Koſten bezahlt!“ und dieſer folgt heiter dem Größeren, um noch einen Abſtecher nach der Salarienkaſſe zu machen, denn er ſcheint ſchon die Gelegenheit zu kennen. Eine ſchöne Scene, pikant durch die Sophiſtik des biertrinkenden Größeren und die Argloſigkeit des bierverſendenden Kleineren. Der zunehmende Wortwechſel an der anderen Seite der Barre erſchwert dem ungeübten Ohre das Verſtändniß; benutzen wir alſo anderweitig die Zeit und gucken dem Richter über die Achſel in das Actenbündel.

Es enthält einen für Berliner Sitten ſehr bezeichnenden Handel. X. hat mit der ſeparirten Frau Y. ein Ehebündniß geſchloſſen und zur Feier dieſer Feſtlichkeit das Lokal des Gaſtwirthes Z. in der großen Naſſauer Straße auserſehen. Z. hatte den Abendtiſch für mehr als vierzig Perſonen, das Couvert zu 20 Sgr. berechnet, zu liefern, von dem durch den Ehemann gelieferten Wein war ihm ein Pfropfengeld zugeſichert; außerdem war der nach der Mahlzeit, dem Trunk und Tanz, nothwendige

Kaffee zu einem bestimmten Preise angesetzt. Gastwirth Z. war seinen Verpflichtungen nachgekommen, allein der leichtsinnige X. hatte weder Essen noch Kaffee, noch das Pfropfengeld bezahlt, das bei 21 Flaschen Champagner und 15 Flaschen Rothwein einen nicht unerheblichen Posten in der eingereichten Rechnung ausmachte. Außerdem lag noch eine andere Klage des gastfreien, aber unglücklichen Patriarchen Z. dem Schöppenstuhle der Richter vor. Jener verwegene X. hatte auch zur Feier des Polterabends mit der sep. Y. die Hilfe des Z. in Anspruch genommen. Das Tischgeschirr und die Gläser waren von Z. geliehen und in die Wohnung des X. gebracht, dazu auch ein Hase, „auf böhmische Manier" in der Küche des Gastwirthes angefertigt worden. Die Acten drückten sich darüber nicht deutlich aus, ob dieser Lampe ein sogenannter „Schweinehase", oder gar ein „falscher Hase" gewesen sei; genug, die Rechnung betrug beinahe vier Thaler und harrte gleichfalls auf die quittungssüchtige Hand des Z. Um die Richtigkeit seiner Angaben zu erhärten, hatte Z. eine Anzahl entfernter Verwandter des Ehemanns, Feldmesser X., Barbiergehilfe X. und Schankwirth X. vorgeschlagen, lauter Vertilger des pfropfenunentgeldlichen Champagners. Wahrscheinlich lag noch eine dritte Klage des in seinen gerechten Erwartungen getäuschten Lieferanten des Schaumweines unter den bezeichneten Aktenstücken, allein es war nicht der Tag zur Ausfechtung dieses denkwürdigen Rechtshandels und wir mußten unsere Neugierde für heute beschwichtigen. Der Lärm hatte während der Lectüre zugenommen, aber die frische, nur durch mehrere Zahnlücken etwas pfeifend gewordene Stimme der Wittwe Schnabberlein gegen Leyser und Comp. drang durch die Bagatell-Debatten. Es handelte sich um ein Stück schwarzes Wollenzeug, das Leyser und Comp. an die Schnabberlein um Weihnachten

verkauft hatten und das ihnen mit Protest zurückgeschickt worden war. Kein Demagog in einem blutigen Convent hat je die Blitze des Himmels und das Beil des Henkers wüthender auf die Häupter der Neronen herabbeschworen, als die Schnabberlein auf die kahle Stirn der Firma Leyser und Comp. Selbst die Richter fahren aus ihrer Selbstbeherrschung auf und nur die Firma verhält sich diesem Hurikan von Redensarten gegenüber so ruhig, wie ein glänzendes Eisgebirge im Polarmeere.

II.

Zu den unangenehmsten Einladungen für Personen, denen ihre Vormittagsstunden ein Capital der Arbeit und Productien von Gedanken sind, gehören die Citationen des Stadtgerichts. Wir fragen alle unsere Leser, ob sie nicht die Erfahrung gemacht haben, daß diese stets auf einen Tag anberaumt zu werden pflegen, der bereits für ein ungleich wichtigeres Geschäft bestimmt war? Dazu kommt, daß sämmtliche Stadtgerichte sich nur in den kostbarsten Stunden des Vormittags sprechen lassen. Die Offenbarungen des Rechtes finden nur um 10 oder 11 Uhr statt, also genau in der Mitte der besten Arbeitszeit. Es lohnt nicht, vorher eine weitschichtigere Sache anzufangen, und nachher bleibt vom Vormittage gleichfalls so wenig übrig, daß man es auch nicht der Mühe für werth hält, sich an den Schreibtisch zu setzen. Ein vielbeschäftigter Schriftsteller hat daher vor dergleichen Einladungen zu einem juridischen kalten Frühstück, auf deren Nichtannahme die Kosten des Termins gesetzt sind, einen außerordentlichen Respekt.

Vor ungefähr einem Jahre empfing ich aus den dicken und mit breiten Nägeln versehenen Händen eines unserer officiellen Blaurücke die wichtige Anzeige, daß ich mit dem unbesoldeten Amte eines Vormundes belehnt sei, und mich, natürlich an dem unbequemsten und arbeitsvollsten Tage der Woche, auf das Stadtgericht zu verfügen habe, um in Eid und Pflicht genommen zu werden. Mein erst Gefühl war nicht Preis und Dank, sondern ein kalter Schauer, dessen Symptome in einer erheblichen Gänsehaut bestanden. Man muß die Geschichte der Feldzüge vieler Berliner Vormünder kennen, wenn man mein Entsetzen gehörig würdigen will. Die Vormundschaft gehörte augenscheinlich zu der dornenvollsten Sorte. Mein Mündel, ein junger Sohn in der Blüthe des Säuglingsalters war die Frucht eines unerlaubten Verhältnisses, wie aus der Bezeichnung seiner Mutter als einer „Unverehelichten" in der Vorladung deutlich hervorging. Mit einem Seufzer fügte ich mich in mein Verhängniß, arbeitete die halbe Nacht vor dem Gerichtstage, um den verlorenen Vormittag zu ersetzen, und stand mit dem Glockenschlage zehn Uhr vor dem Stadtgerichte.

Der Eingang zu den Hallen des Vormundschaftsgerichts findet durch ein besonderes Thor statt, und zeichnet sich, wenn es erlaubt ist, dieses Wort zu brauchen, durch ein weit »aristokratischeres« Ansehen aus. Selbiges beruht nicht auf der Lokalität, die, wenn irgend möglich, noch kahler als der Haupteingang ist, sondern auf dem aus- und eingehenden besseren Publikum, und auch in den Gerichtszimmern findet ein vertraulicheres Verhältniß statt. Die Idee der Schuld tritt hier weniger deutlich zu Tage und die Abwesenheit der den Richter von den Parteien trennenden Barre verleiht den Räumen einen geselligeren Charakter. Selbst die Physiognomien der Rechtsgelehrten sind nicht so streng amtlich aufgesteift,

und es herrſcht im Ganzen ein herablaſſender, faſt wohlwollender Ton im Verkehre. So wurde ich denn ſehr angenehm überraſcht, daß ich nur eine gute halbe Stunde zu warten brauchte, ehe ein junger, ganz angenehmer und wohlfriſirter Rechtskundiger mich an ſeine Seite einlud und die feierliche Handlung meiner Verpflichtung zum Vormunde, nach erfolgter ernſter Ermahnung, durch einen Handſchlag an Eidesſtatt vollzog. Auf meinen Beſcheid, daß ich mit den Obliegenheiten meiner neuen Würde vollkommen vertraut ſei, erhielt ich ein gedrucktes Formular, nach deſſen ſieben oder acht Kategorien ich beim Anfange jedes Jahres einen Rapport über das Befinden meines Mündels abzuſtatten hatte und wurde darauf in Gnaden entlaſſen, ohne daß man mir jedoch auf meine Frage, wo ſich der hoffnungsvolle Gegenſtand meiner künftigen Fürſorge befinde, eine genügende Auskunft ertheilen konnte. Die Mutter meines Mündels ſchien eine Spielart des Känguruhs zu ſein, keinen beſtimmten Wohnſitz inne zu haben und ihr Junges in einer angeborenen Taſche zu beherbergen und mit ſich umherzuſchleppen. Von einem Gefühl unſäglicher Dankbarkeit gegen den Bezirksverſteher meiner Straße, dem ich offenbar dieſe angenehme Bekanntſchaft zu verdanken hatte, erfüllt, verließ ich die Rechtshalle und kehrte nach Hauſe zurück.

Nach einigen Tagen ſtellte ich die erſten Verſuche zur Auffindung des Mündels an. Es war nicht ſchwer herauszubekommen, daß es in dem Hinterhauſe eines in der Nähe gelegenen Etabliſſements, drei Stock hoch über der Meeresfläche, zum erſten Male die Wände beſchrieen hatte, aber dann ſtockte jede fernere Unterſuchung. Der Wirth, bei dem ich dieſe Erkundigung einzog, konnte mir keine weitere Auskunft geben, doch ging aus dem erheuchelt liebevollen Ausdruck ſeines hartgeſottenen Antlitzes und ſeiner weichen, tief gefühlvollen Redeweiſe hervor, daß er

offenbar die Wöchnerin und das Kind hinausgeworfen hatte und deshalb nicht von Reue, sondern von Freude und Genugthuung über diese edle That erfüllt war. Er ließ sich nur herbei, mich an eine alte Frau in einer Seitenstraße zu weisen, die mir vielleicht Näheres mittheilen könne, dann schlug er mir die Thüre vor der Nase zu, und schrie nach seinem Kutscher, um anspannen zu lassen. Die Wohnung der alten Frau war leicht aufzufinden, denn sie befand sich in einem engen Hofe zu ebener Erde, wie ein Pferdestall, mit dem sie eine entfernte Aehnlichkeit, aber nicht eine gleiche Comfortabilität besaß. Die ehrwürdige Dame war augenblicklich nicht anwesend, allein ihre Wohnung war offen, aus welchem Grunde ich auf ein argloses und großartiges Gemüth schloß. Freilich muß ich hinzusetzen, daß die vorhandenen Utensilien des ersten offenen Raumes nicht geeignet waren, die Talente der Berliner Diebe in Versuchung zu führen. Außer einem elend geheizten Ofen bestanden sie nur in einem daneben stehenden plumpen Tische, auf dem, zum Theil jämmerlich weinend, ein Häuflein kleiner Kinder lag. Da ich sicher davor war, falls die Frau vom Hause plötzlich heimkehrte, in den Verdacht der Veruntreuung eines dieser lebendigen Gegenstände zu gerathen, verweilte ich und nahm die vorräthigen Ebenbilder Gottes in Augenschein. Sie waren ärmlich gekleidet, oder in formlose Zeugstücke eingewickelt, und sahen schlecht genug ernährt aus. Neben den ungestümen Schreiern lagen zwei höchst kleine Geschöpfchen und schliefen im tiefen Frieden des Paradieses. Es blieb mir keine Zeit, über dies niederschlagende Beispiel aus der Geschichte der civilisirten Menschheit und dem humanen neunzehnten Jahrhundert Betrachtungen anzustellen, denn auf dem Hofe ließen sich die Holzpantoffeln der Wartefrau vernehmen und sofort trat sie mit der freundlichsten Miene in die Kammer.

Sie trug in der rechten Hand einen Topf bläulicher Milch und unter dem rechten Arme ein wohlverkorktes Fläſchchen, deſſen Inhalt ich, nach der Farbe der Naſe der guten alten Dame, für ihre Milch zu halten geneigt war, doch ſchien ſie mir nach der geäußerten Wirkung zu urtheilen, weniger mit Waſſer vermiſcht zu ſein, als der Nectar für die künftigen Staatsbürger. Anfangs ſchien die würdige Frau mich für einen vornehmen Herrn zu halten, der von Gewiſſensbiſſen ergriffen, gekommen war, ſeinen natürlichen Sohn abzuholen und anzuerkennen. Da ich den Rock zugeknöpft ließ, und keinen Stern zeigte, ging ſie dazu über, in mir einen Arzt zu vermuthen, der ihre Ueberwachung der Kinder beobachten wolle: als ich aber dann offen mein Geſuch vorbrachte und Erkundigungen einzog, gab ſie mir kaum Antwort und überließ ſich einem Strome von Verwünſchungen gegen die Unverehelichte, welche ſie um eine Monatsgage für den Pflegling geprellt und deshalb dieſen mit Proteſt zurückerhalten hatte. Von Natur dem ſchönen Geſchlechte gegenüber nicht muthvoll und unternehmend, auch nicht ganz ohne Beſorgniß, die zartfühlende Pflegerin neugeborener illegitimer Erdenſöhne könne in der Aufregung des Momentes einen der lauteſten Schreier ergreifen und mir damit einen uns Beiden verderblichen Streich verſetzen, erinnerte ich mich des großen Vorbildes für Schriftſteller und Soldaten, des geiſtreichen Xenophon, und trat, wie er, einen geordneten Rückzug über den Hof an. Meine Bemühungen waren geſcheitert und es blieb mir nur noch übrig, mich an das Einwohner-Meldeamt zu wenden, wo jedem Wißbegierigen gegen eine Vergütigung von zwei und einem halben Silbergroſchen das eine Ende des langen unzerreißbaren Seiles in die Hand gegeben wird, an dem jeder moderne Menſch hienieden flattert. Ein unvorher-

gesehenes Ereigniß sollte diesen letzten Schritt unnöthig machen.

Wenige Tage darauf wurde mir zu einer für Besuche ganz ungeeigneten Abendstunde ein Paar angemeldet, das sich nicht namhaft machen wollte. Seine Haltung wurde mir als verdächtig und drohend geschildert, so daß ich ein Mißverständniß vermuthete, bis mir eine richtige Ahnung aufstieg. Ich befahl das Paar vorzulassen. Ein junger Kerl von dem verwegensten Schnitt des Gesichtes, und ein gutmüthiger aussehendes Weib traten ein. Nach einigem Hin- und Herfragen entdeckte es sich, daß ich die Schwester und ihren Mann, den Schwager der Unverehelichten vor mir hatte. Mit dem Ungestüm und der wilden Tölpelhaftigkeit gemeiner Leute gaben sie an, daß mein Mündel, der natürliche Sohn, gegenwärtig unter ihrer Obhut stehe, aber der Mutter nicht ausgeliefert werden solle, und daß sie sich an meine Wenigkeit, als den Vormund des Kindes wendeten, um diese Maaßregel gut zu heißen.

„Was haben Sie für einen Grund, Ihrer Schwester das Kind vorzuenthalten?“ fragte ich entrüstet über diese Frechheit.

„Sie ist mir anderthalb Thaler schuldig und weigert sich, sie zurückzubezahlen,“ antwortete die Frau, während ihr weit jüngerer Gemahl, als Rechtsbeistand, sich bemühte, zur Erhöhung seines persönlichen Eindruckes, zwei zerdrückte Vatermörder aus der tiefen Verwahrlosung des Halstuches wieder in das freundliche Leben zu führen.

„Und Sie unterfischen sich, das Kind mit Beschlag zu belegen?“ fuhr ich fort.

„Nein, sehen Sie, lieber Herr, die Sache verhält sich anders. Herr D. (sie nannte einen als sehr wohlthätig bekannten alten Fabrikbesitzer), bei dem meine Schwester gearbeitet hat, giebt aus gutem Herzen monatlich vier

Thaler für das Kind, und deshalb wollte ich es behalten, um mich von dem Gelde bezahlt zu machen."

„Und das Kind darben zu laſſen?" ſetzte ich unwillig fragend hinzu.

„Nein, nein, ach! wenn Sie meine Schweſter kennen würden, Sie ließen mir gewiß das Kind. So lange ſie ſelber das Geld bekommen hat, iſt das Kind bei Haltefrauen geweſen und ſie hat doch keinen Heller dafür bezahlt. Ich habe mich ſo an den Kleinen gewöhnt, daß ich mich von ihm nicht trennen mag. Ich liebe ihn mehr als ſeine eigene Mutter."

Obgleich mir dieſe, auf eine Forderung von anderthalb Thaler und weibliche Herzlichkeit gegründete, mit einer Beſchlagnahme des natürlichen Sohnes verbundene, pſeudomütterliche Liebe etwas unlauter dünkte, ſprach doch ein Zug von Wohlwollen für die Frau, und ich trug ihr auf, mir am nächſten Tage mein intereſſantes Mündel zur Anſicht zu überbringen, um nach dem Ausfall der Inſpection den endgültigen Beſcheid zu erhalten. Den männlichen Rechtsbeiſtand erſuchte ich zugleich, ſeine koſtbare Zeit nicht mit ferneren Beſuchen meiner Wohnung zu vergeuden, ſondern ſeine ungewöhnlichen Fähigkeiten nach wie vor der Ramme zu widmen, die angeblich einen weſentlichen Theil ſeiner Berufsthätigkeit im Sommer bildete. Kaum hatte ſich das Paar entfernt, als die Klingel abermals heftig gezogen wurde, und die unnatürliche Mutter des natürlichen Sohnes Gehör verlangte. Ein junges Weſen, das noch ſelber eines Vormundes bedurfte, drang in das Zimmer, und erregte meine vollkommene Bewunderung durch die Philippika, die ſie gegen ihre Schweſter, deren Mann, die Menſchheit, und noch einige andere ungenannte Perſonen, zu denen ich mich unſchwer rechnen durfte, ſofort ausſtieß. Um der Redeübung ein Ende zu machen, erkundigte ich mich, ob ſie

eines Vormundes entbehre, da ihre ungemein entwickelte Beredtsamkeit auf den Mangel eines solchen zu schließen berechtige. Sie gestand nun mit einiger Beschämung ein, daß jener wohlthätige Fabrikbesitzer D. ihr Vormund sei, und die Unterstützung nur zahle, wenn das Kind von ihrer Schwester verpflegt werde. Damit hatte sie sich ihr eigenes Urtheil gesprochen und ich befand mich in einer weniger peinlichen Lage, als der talentvolle Verfasser des hohen Liedes: der König Salomo. Mein Entschluß, wem das Kind zuzusprechen sei, stand fest, ohne daß ich meine Trabanten zum Schwerte greifen zu lassen brauchte.

Am anderen Nachmittage brachte die Tante den natürlichen Sohn, ein freundliches kleines Kind, das sich in dem geheimen Bewußtsein, seine Lebenstage seien sehr genau gezählt, seines kümmerlich gefütterten Daseins außererdentlich zu erfreuen schien. Wie viele reiche kinderlose Ehepaare würden über den Besitz dieses keinen Wesens glücklich sein, während es hier nur ein Gegenstand der Geldspeculation und Beschlagnahme war! So mußte ich mir mit Wehmuth sagen, als der Knabe zutraulich meinen Finger packte und mir lächelnd in's Auge blickte. Ich empfahl der Tante eine gute Behandlung des Kindes, trug ihr auf, mich zu benachrichtigen, wenn es erkranken sollte und machte im Stillen allerlei Pläne zur Verbesserung des Schicksals meines mir vom Gericht übergebenen Schutzbefohlenen.

Den geheimen Gedanken wurde nach einem Monat durch eine abermalige Vorladung ein gewaltsames Ende bereitet; das Stadtgericht geizte wieder nach der Ehre meines Besuches, wenn ich nicht irre, schon um halb zehn Uhr. Sehr pünktlich stellte ich mich ein, wurde aber, ungeachtet ich meine Vorladung abgegeben, weiter nicht beachtet, sondern hatte vollauf Gelegenheit, eine Menge von merkwürdigen Differenzen zu beobachten, welche durch

die Verwilderung des heutigen Familienlebens entstehen. Nachdem es fast halb elf Uhr geworden war, näherte sich mir mein Gönner, der schon erwähnte elegante junge Jurist, fragte nach meiner Sache, sah in die Acten, dann nach der Uhr, zuckte die Achseln und meinte sehr kaltblütig: „Sie wird wohl nicht kommen!"

„Von wem ist die Rede, wenn ich fragen darf?" bemerkte ich in dem reinen Bewußtsein eines Mannes, der kein Frauenzimmer zu einem Stelldichein aufgefordert hat.

„Von der unverehelichten ***," antwortete der junge Herr, „sie hat den Vater des Kindes, einen Maurergesellen, wegen Unterstützung verklagt, aber ich glaube fast, die Vorladung wird nicht in ihre Hände gekommen sein. Der Bote versichert freilich, sie ihr insinuirt zu haben. Aber Verwechselungen sind nicht unmöglich und wir selber haben erst durch das Einwohner-Meldeamt die Wohnung der Klägerin erfahren."

Mir schwoll der Kamm. Wieder war mir ein kostbarer Vormittag auf völlig nutzlose Weise verloren gegangen und ich erklärte, daß ich in Betracht, daß dieser Verlust bei meinen Verhältnissen als Journalist einer Geldstrafe gleich zu achten sei, noch eine Stunde warten werde, um den verdrießlichen Handel, bei dem ich obenein nicht die Nothwendigkeit meiner Gegenwart zu begreifen vermochte, zu Ende zu bringen. Aber ich harrte vergebens, weder die Frau Mutter, noch der Herr Vater meines Mündels erschienen vor Gericht. Beide nahmen die Sache leichter, als der unglückliche gewissenhafte Vormund. Endlich brach ich auf, die Herren vom Gericht versprachen auf das bereitwilligste, mich wieder in Kenntniß zu setzen, und nicht in der rosigsten Laune verließ ich das geweihte Local. Ich befand mich in einer seltsamen Vormundschaftsstimmung, die in dem krankhaften Gelüste

bestand, irgend eine vorübergehende Person durch ein paar Ohrfeigen zu überraschen.

Wieder verging ein Monat, und da weder Mutter noch Tante erschienen, machte ich mich auf und fuhr nach der mir angegebenen Wohnung der Letzteren in der Vorstadt. Nachdem ich den über die weite Tour entrüsteten Droschkenkutscher durch eine kleine Zugabe zum Trinkgeld besänftigt hatte, betrat ich den engen Hausflur, dessen Aehnlichkeit mit einem Aufenthaltsorte für die Thiere des göttlichen Sauhirten unverkennbar war. Ein freundlicher alter Herr mit einer blauen Brille empfing mich, nachdem er rasch und kräftig zwischen meinen Beinen durch, einen fremden Hund durch einen Fußtritt auf die Straße befördert hatte. Ich fragte nach der Frau und dem Kinde.

„Da muß ich sehr bedauern, nicht dienen zu können. Sie ist seit vierzehn Tagen fort," antwortete der Herr.

„Und warum?" — „Der Mann ist von der Polizei eingeführt, und da —" ich wußte genug, wenigstens so viel, daß diese Vormundschaft ein Nagel zu meinem Sarge sein werde. Wenige Tage darauf verlangten um die Zeit der gewöhnlichen Sprechstunde eine alte Frau und eine junge Person mich zu sprechen. Letztere war die Mutter des natürlichen Sohnes, Erstere eine unbekannte Verwandte des berühmten Pandarus; und was wollten die Weiber? Die edle Mutter hielt mich für einen Arzt und forderte auf Grund meiner Vormundschaft ein unentgeltliches Recept gegen — den Husten. Ich belehrte sie, daß mir der Charakter eines „Medicinrectors" fehle, verordnete ihr Brustthee, gab ihr etwas Geld dazu und erkundigte mich nach ihrem Sohne, meinem Mündel. Mit dem heitersten Gesichte sagte die elende Person: „O, der ist vorgestern endlich gestorben," und ging.

So endeten die Memoiren meiner ersten Vormundschaft.

Berliner Hauslehrer.

Der Unterschied zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung zeigt sich auf eine ausdrucksvolle Weise in dem Stande der jungen Mitglieder des Lehrfaches, welche sich auf dem flachen Lande oder innerhalb der Stadtmauern mit der Ueberwachung der heranwachsenden Jugend beschäftigen. Ursprünglich war nur die erste Klasse von Präceptoren oder Gouverneuren vorhanden. Der Mangel an Unterrichtsanstalten zwang alle gebildeten und wohlhabenden Familien von Gutsbesitzern, die ihr Getreide, die gewonnene Wolle, Kartoffeln und Milch in die Städte schickten, ihren Erziehungsbedarf an Gelehrsamkeit eben daher zu beziehen, und so gab es seit grauen Vorzeiten Schaaren von jungen Leuten, die nach beendigten Universitätsstudien in das Lehrbataillon der angehenden Pädagogen traten und einige Jahre hindurch die Kinder der Rittergutsbesitzer, Landräthe und Amtleute mit der süßen Milch der Schulwissenschaften nährten. Diese ehrsame Kaste des Lehrstandes liegt außerhalb unseres Gesichtskreises. Wir lassen sie Vormittags von neun bis zwölf, und Nachmittags von zwei bis fünf Uhr über dem Cornelius Nepos und dem kleinen Jacobs sitzen, dazwischen das verstimmte Klavier hämmern, Abends vor dem Hause den Pony satteln, oder in den Hundstagen mit ihren Eleven ein Bad in der Pferdeschwemme am Teich

hinter dem »Schlosse« nehmen, Sonntags die Wirthschaftsmamsell zum Walzer engagiren, oder mit dem Dorfpastor eine Partie Schach ziehen, alte Universitätsröcke auftragen und im Verlaufe mehrerer Jahre ein Sümmchen von einigen hundert Thalern für die bevorstehenden Leiden und Entbehrungen der theologischen oder philologischen Candidatur und Examina bei Seite legen: wir begeben uns in die Stadt und betrachten die heutigen Hauslehrer der guten Gesellschaft.

Die geschäftlichen Ansprüche, welche gegenwärtig an die Mehrzahl der Familienväter gemacht werden, so wie die modernen Lebensgewohnheiten, gestatten den Inhabern mehrerer hoffnungsvoller Söhne selten, sich der Erziehung derselben specieller zu widmen. Ein Jurist, der zweimal im Tage Sprechstunden offen halten, den Vormittag auf den Gerichten umhertraben, Abends über seinen Akten sitzen und dazwischen allerlei Documente verfassen muß; ein Arzt, dessen Wagen den Tag über durch die Stadt rollt, der selbst sein Mittagessen verstohlener Weise einnehmen muß, während im Nebenzimmer schon ein Dutzend Patienten ungeduldig murmelt; ein Rath, den der Minister täglich dreimal rufen läßt und unverrichteter Sache nach Hause schickt, ist nicht im Stande, seine talentvollen Knaben zu überwachen. Der Aelteste hat eine halbjährliche schändliche Censur nach Hause gebracht, der Zweite besitzt guten Willen, ist aber im Griechischen schwach und ein Freund von lückenhaftem Schulbesuch, der Dritte endlich entwickelt eine große Vorliebe für Zuckerwerk, Tauschhandel mit kurzen Waaren und unterhaltende Plaudereien in den Schulstunden, täglich wird eine Jacke zerrissen, ein Buch verloren, ein Loch in den Kopf geschlagen, was bleibt einem armen geplagten Vater, dem das Publikum und die Herren Vorgesetzten auf dem Halse liegen, noch

übrig, als seinen Buben gleichfalls einen Vorgesetzten zu geben und einen Hauslehrer zu suchen.

Die Wahl ist schwer. Weder in Hayn's, noch in Möser's Intelligenz- und Verordnungsblättern findet man Selbstempfehlungen von jungen Männern »für Alles« in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht. Der Berliner Hauslehrer ist gemeinhin ein verschämter Armer, der längst seine Arrosse bei vielen einflußreichen Schulmännern und Theologen abgegeben hat und von diesen unter der Hand, wie die perfekten Köchinnen, mündlich empfohlen wird. Oft wäre es ihm selbst pecuniär unmöglich, falls er sich in öffentlichen Blättern als Hauslehrer eine Stelle suchen wollte, die Insertionskosten zu bezahlen. Wenn ein junger Mann sich zur Annahme eines solchen Postens entschließt, muß er total abgebrannt sein und alle sonstigen Hülfsmittel erschöpft haben. Durch die Universitätsjahre ist der Freiheitsdrang so lebhaft erwacht, daß nur die bitterste Nothwendigkeit ihn zur Resignation auf die persönliche Unabhängigkeit zu zwingen vermag. Der einflußreiche Mann empfiehlt also einen auf seiner Liste stehenden Candidaten zum Hauslehrer, entläßt ihn mit einem Schwall gutgemeinter ernster Ermahnungen, und ist froh, einen Hausläufer und regelmäßigen Störer seiner Nachmittagsruhe weniger zu zählen.

Nun stellt sich der neue Wächter der verwilderten Jugend dem Hausvater vor, und vernimmt die Bedingungen, die Rechte und Pflichten seines Lehramtes. Er erhält die sogenannte freie Station, ein Jahrgehalt von hundert bis hundertfünfzig Thalern und das Versprechen eines Weihnachtsgeschenkes. Dafür überwacht er die Anfertigung der Schularbeiten, bessert die Lücken des jugendlichen Wissens aus, gewöhnt seinen Zöglingen ihre Unarten ab, begleitet sie auf allen ihren Spaziergängen und nimmt sie stets in seine Obhut, wenn Vater und Mutter

ſich nicht von ihrem Gemüthe angeregt fühlen, ſie um ſich zu ſehen. Seinen Aufenthalt erhält er in dem großen gemeinſchaftlichen Zimmer angewieſen, das in dem reichlichen Hausweſen den drei Zöglingen eingeräumt war. So iſt er ein Familienglied geworden, ſpeiſt an dem Tiſche der Eltern, wird in ihre Unterhaltung gezogen, zu allen größeren Geſellſchaften geladen und plötzlich aus ſeinem bisherigen dürftigen Zuſtand gehoben. Anfangs geht Alles gut. Beide Parteien ſind mit einander zufrieden, die Zöglinge werden nach zwölf und vier Uhr nicht mehr ſo häufig im Gymnaſium zurückbehalten, ſie werden wieder regelmäßige Theilnehmer des elterlichen Mittagsmahles, die Halskragen und vorderen Schreibefinger erweiſen ſich weniger mit Tinte befleckt, die Schulbücher kommen nicht mehr abhanden und ſelbſt die Cenſuren fangen an, ſich ein wenig zu beſſern. Der Herr Papa und die Frau Mama geben dem Wohlthäter ihrer Jugend die nothwendige Erkenntlichkeit um Weihnachten durch eine Anzahl ſeiner Oberhemden zu verſtehen, da ſein in das Hausweſen geführter Wäſchebeſtand eine ſolche Ergänzung ſehr nothwendig erſcheinen ließ. Der Hauslehrer legt ſeine angeſtammten Vorhemden von Shirting bei Seite und beginnt ſich allmählig als Gentleman zu fühlen. Wenn er bisher ſeinen provinziellen Haarbuſch bei einem jener wilden Schnitter in Seitenſtraßen, für den mäßigen Preis von zwei und einem halben Silbergroſchen hat ſtutzen laſſen, wenn er oft ſogar in Ermangelung dieſer mäßigen Summe, mit der geliehenen Scheere ſeines früheren Wirthes, des Schneiders, ſelbſt Hand an das wilde Geleck gelegt hat, ſo begiebt er ſich jetzt zu Lohſe, und läßt quer über ſeinen Schädel jenen pomadiſirten Meridian ziehen, von dem aus die Zierbengel ihre Schönheit, wie die Geographen die Verhältniſſe des Erdballes, von Ferro aus berechnen. Nach dieſer ſtreng

mathematiſch eleganten Eintheilung ſeines Hirnglobus wird es ihm ſchwer, den Glacéehandſchuhen zu widerſtehen. Er unterſtützt ferner ihre äſthetiſch wohlthuende Wirkung durch einen ſchöngebildeten Frack, den er bei dem Tailleur des Hausherrn anfertigen und auf eine Rechnung der Zukunft ſchreiben läßt. Dieſe Maßregeln, ſo löblich ſie für die Außenſeite eines Antinous der Pädagogik ſein mögen, thun ihm in den Augen ſeiner drei Zöglinge manchen Schaden. Das Berliner Kind, gleichviel ob es ein Knabe oder ein Mädchen iſt, widerſteht ſchwer allen ſich etwa darbietenden Gelegenheiten zur Satyre. Der Zweite, im Griechiſchen ſo ſchwache Eleve hat nicht ſo bald den Attaché-Schentel ſeines Hauslehrers entdeckt, als er ſeine ſämmtlichen gelehrten Sprachſtudien für unbeſtimmte Zeit ausſetzt und dafür einen dilettantiſchen Verſuch in der Kunſt des Coiffeurs wagt. Auf Koſten ſeiner Schularbeiten gelingt es ihm, zuerſt den beiden Brüdern, dann ſich ſelber, eine ähnliche kunſtvolle Friſur zu arrangiren und damit die Familie an einem freundlichen Sonntage zu überraſchen. Der eingeladene reiche Großenkel, ein Greis, dem theils ſeine Pfandbriefe und Hypotheken, theils eine angeborne dumme Grobheit das Recht geben, ſich in alles zu miſchen, findet die Friſurangelegenheit durchaus nicht nach ſeinem Geſchmack und zieht den Hauslehrer nebſt ſeinen Schülern nicht in der feinſten Manier auf. Bei Tiſch giebt es Verſtimmung und im Studierzimmer ſpäter die erſte Maulſchelle für den ſchwachen Griechen, dem das Eingeſtändniß ſeines abſichtlichen Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung abgedrungen wird. Zwar führt der Grieche beim Vater Klage, allein er wird von dem verſtändigen Manne abgewieſen und der Frieden iſt augenblicklich wieder hergeſtellt.

Die Veränderung erſtreckt ſich nicht allein bis auf die äußere Rinde des Hauslehrers; auch in ſeinem

Innern gestaltet sich vieles um. Das bisher geführte mühselige Leben mit seinen Morgenportionen von Cichorien-Kaffee, groben, schlechtbezahlten Stiefelputzern, trüben Lampen, Milchreis und Schlackwurst-Diners, gestundeten Honoraren, naß gebürsteten alten Filzhüten, lauwarmen Oefen, täglich mit einem schützenden Kartenblatt beklebten Stiefelsohlen und bis an das Kinn zugeknöpften Röcken, hielt den Geist unseres Pädagogen kräftig nieder, und machte ihn nur für die keuschen Reize des abstracten Lebens in den Ideen empfänglich; von jetzt an fühlt er sich mehr von der Wirklichkeit angezogen. In dem Hause seines jetzigen Wirkungskreises wird sehr gut, man könnte sagen „zu gut" gekocht. Scharfe Beobachter des Lebens werden längst das Problem aufgestellt haben, ob mehr Charakterfestigkeit dazu gehört, eine gute oder eine schlechte Kost zu ertragen. Wir wollen uns nicht auf eine Untersuchung einlassen, welche das Format des ganzen Bandes gefährden könnte, sondern nur sagen, daß die drohendsten Gefahren einer zu wohlschmeckenden reichlichen Kost für das jugendliche Alter zunächst in dem beginnenden Hange zu einem Nachmittagsschläfchen liegen. Es bleibt uns nichts übrig, als zu melden, daß der Hauslehrer fast täglich von dem Hausmädchen, das den Kaffee in das gelehrte Museum zu bringen hat, ausgestreckt auf dem Sopha und mit der Ausübung jener Vocalmusik beschäftigt gefunden wird, welche noch kein komischer Opern-componist zu einem unterhaltenden Scherze benutzt hat. Er verschläft nicht allein die auf seinem Quittungsbogen verzeichneten Collegia, sondern setzt auch eine Masse höchst unpädagogischen Fettes an, und entwickelt um 4 Uhr, wenn das Gymnasial-Triumvirat aus der Schule kommt, eine Laune, die etwas nach Hysterie schmeckt. Da aber auf Alles in der Welt eine Reaction erfolgt, so tritt sie auch bei unserem jungen Gelehrten ein. Die Vermehrung

und Verbeſſerung ſeiner Lebensſäfte macht ihm das abendliche Sitzen bei der unglücklichen Klaſſenbrut verhaßt. Wenn er ſie nach den bitterſten Qualen um 9 Uhr endlich in die Betten praktizirt hat, begiebt er ſich von dannen und erfriſcht ſeine Gebeine durch Tänze, zu deren Schauplatz er aus akademiſcher Gewiſſenhaftigkeit die Muſenhalle in der Leipziger Straße, oder auch das Coleſſeum oder Orpheum wählt. Es beruhigt ihn, ſelbſt bei ſeinen Vergnügungen den Fuß auf klaſſiſchen Boden zu ſetzen.

Die erwähnten Privatſtudien fördern nicht das Einverſtändniß mit den Zöglingen. Die Cenſuren nehmen, dem wechſelnden Monde gleich, wieder ab, der Freund des Zuckerwerkes wird wegen eines Deficits für Windbeutel von dem benachbarten Conditer bei der Frau Mama verklagt; der ſchwache Grieche begiebt ſich ſogar für mehrere Tage ganz hinter die Schule und wird nur durch einen glücklichen, aber ganz zufälligen Fund des Ordinarius wieder entdeckt, der dem Herrn Vater ſchriftliche Anzeige von den rein praktiſchen Fahrten des zweiten Söhnchens macht; der Aelteſte allein ſchlägt nicht aus der Art, aber nach den Köpfen aller ſeiner Mitſchüler, und zwar am liebſten mit hart eingebundenen Lexicis. Die unausbleibliche Folge ſo vieler Unordnungen ſtellt ſich in einer häuslichen Revolution dar, welche von dem Zimmer der Dame vom Hauſe aus gegen den Hauslehrer angezettelt wird. Vorgefordert, erklärt der auf weltliche Abwege gerathene Philologe, daß Madame niemals einen Menſchen finden werde, der ſich ihren Kindern ganz zu widmen im Stande ſei. Zwar wird ihm mit Unwillen vorgehalten, daß man ihm nur zumuthe, ſeine Abendſtunden der Pflege dieſer Hoffnung des chriſtlichen Staates zu opfern, allein er antwortet, daß er ſich zu gut halte, um ſo entartete Gewächſe als Gärtner zu pflegen. Nach ſolchen Redensarten iſt es nicht zu verwundern, wenn unter Verſitz des

Onkels ein Familienrath berufen und über ihn zu Gericht gesessen wird. Angestellte Untersuchungen ergeben, daß der Herr Hauslehrer im Buche des Leibschneiders Sr. Hausherrlichkeit mit mehr als sechzig Thalern verzeichnet steht und daß sein gegenwärtiger Collegienbesuch einem vollständigen Desaveu der Universität gleicht.

Man berathschlagt noch, was mit dem Abtrünnigen mitten im Quartal zu beginnen sei, als ein unerwarteter Zwischenfall die geängstigte Familie aller Sorgen enthebt. Eines Morgens finden die Zöglinge ihren gelehrten Vorstand, der sehr spät in der Nacht nach Hause gekommen ist, in einem viele Besorgnisse erregenden Zustande im Bette liegen. Er zeigt nicht die geringste Lust aufzustehen, und sie, obgleich es ein Sonntag ist, zur Kirche zu führen. Die Farbe seiner Physiognomie ist im hohen Grade geistlich, aber nicht die Ehrfurcht des zarten Knabenalters erweckend. Die Knaben, nicht zum Schulbesuch gezwungen, bleiben voller Verwunderung im Zimmer und beobachten den räthselhaften Zustand ihres Lehrers. Bald verlangt er mit schwacher Stimme Sodawasser, bald fragt er demüthig und verworren, ob es nicht möglich sei, mit Hülfe der Köchin einen sauren Hering von dem nächsten Materialwaarenhändler und Käsebändiger herbeizuschaffen. Der älteste und jüngste der Knaben verfallen auf den kindischen Gedanken, er könne sich vergiftet haben, allein der mittelste, der schwache Grieche, aber ein für die Realität der Welt stark begabtes Kind, belehrt sie, das genommene Gift möge, dem durchdringenden Geruch nach zu urtheilen, wohl Kroll'scher Fastnachtspunsch, und das Leiden des Hauslehrers der sogenannte Katzenjammer sein. Die Definition befriedigt seine Brüder und sie begeben sich in das Arbeitszimmer des Herrn Papa, um die pflichtschuldige Anzeige zu machen: „Papa, der Herr Doctor liegt im Bette und hat den Katzenjammer!"

„Ihr dummen Jungen," ruft der Chef des Hauses ergrimmt, „was wißt ihr von Katzenjammer? Bleibt einmal hier; ich will selber nachsehen."

Kaum hat er aber die Leidensstätte des unglücklichen Gouverneurs betreten, als seine geübten Geruchsorgane sofort die Richtigkeit der kindlichen Diagnose erkennen, und er den Patienten gleich mit entrüsteter Stimme anherrscht: „Herr Doctor, Sie wissen, daß ich mir von Ihnen bisher viel gefallen lassen habe, allein das ist zu viel, ich bin es der Ehre meines Hauses schuldig, Sie sofort aus Ihrer Stelle zu entlassen!"

„In Gottes Namen, ja in Gottes Namen, wenn es sein muß, ich will gehen, Herr Sanitätsrath; wir haben nie zusammengepaßt. Sie haben immer von mir zu viel verlangt. Ich bin auch nur ein Mensch —"

„Ja, und zwar ein betrunkener Mensch! wie können Sie es wagen, meinen Kindern ein solches Beispiel zu geben?"

„Ach, Beispiel hin, Beispiel her — Emil hat neulich bei dem letzten Souper im Nebenzimmer heimlich fünf Gläser Champagner getrunken — er kann mehr vertragen als ich, Herr Sanitätsrath, es kommt Alles nur auf das Vertragen an."

„Gut, gut, Herr Doctor, ich will mit Ihnen nicht weiter streiten. Schlafen Sie aus und nehmen Sie morgen Ihr Gehalt bis zu Ende des laufenden Monates entgegen; ich habe es satt, Versuche mit Berliner Hauslehrern anzustellen. Es sollte sich doch noch ein solider junger Mensch finden lassen und wenn ich bis an das Ende der Welt schreiben müßte!"

„Brauchen sich nicht so weit zu bemühen, Herr Sanitätsrath, ich kann Ihnen meinen Freund empfehlen — wird Ihnen nie ähnlichen Verdruß machen — kann weit mehr, wie ich, vertragen!"

„Herr, wollen Sie mich zum Beſten haben?“

„Nein, nein, nicht zum Beſten haben, durchaus nicht, aber das Studium aufgeben; ich tauge nicht dazu! Ich will Soldat werden, ja Soldat; das iſt mein Fach.“

Der ergrimmte Sanitätsrath verläßt, die Thür zuſchlagend, das Zimmer, ſteigt in den Wagen und klagt ſeinen Patienten das Hauslehrerleiden; aber wohin er kommt, bringt man ihm ähnliche Lamentationen entgegen, bis er zu ſchweigen beſchließt, den Delinquenten ausbezahlt und entläßt, die Jungen aber am nächſten Erſten in eine Penſion zu thun beſchließt.

Verändern wir jetzt das Licht in unſerer Laterna magica und laſſen wir die entgegengeſetzte Scene: eine Winterlandſchaft aus dem Leben eines gemarterten Hauslehrers, an der Wand erſcheinen.

Faſt zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ich einen Univerſitätsgenoſſen nicht mehr geſehen habe, der damals von dem jungen ſtudirenden Volke eben ſo ſehr geliebt, wie belacht wurde. Wenn er noch lebt, ſo kann ich ihn mir nur in einer dürftigen Landpfarre mit zweihundert Thalern Jahrgehalt und einem von dem guten Willen ſeiner Beichtkinder abhängigen Deputat von Gänſen, Schinken, Weizen, Hafer und Kartoffeln denken. Ich ſehe ihn im Geiſte ſeiner ſchwachen Augen wegen mit einer Windbrille bewaffnet, in einem mit zwei Ackergäulen beſpannten Korbwagen über Land fahren, und an Ort und Stelle angelangt, tiefe Verbeugungen vor dem Patron und der Frau Gemahlin machen, das jüngſte Kind abtaufen und einen endloſen gelehrten Toaſt mit Citaten aus den Kirchenvätern halten. Zu jener Zeit war unſer Univerſitätsfreund noch Candidat der Theologie und gehörte zu jener unglücklichen Klaſſe von Leuten, von welchen ein Menſchenkenner einmal behauptet hat, daß ſie im dreißigſten Jahre nach nichts ausſehen, im vierzigſten

nichts ſind und vorſtellen, und im fünfzigſten nichts haben werden, alſo zu der mißrathenſten Sippſchaft der irdiſchen Schickſalsbrüder. Nur nach einer Richtung hin hatte er ſich einen Troſt erarbeitet, der ihn wahrſcheinlich niemals im Stiche gelaſſen haben wird: er wußte viel und verſtand nachzudenken. Die weltliche Anlage, dergleichen Schätze eines unſichtbaren Reiches flüſſig und rentabel zu machen, hatte ihm die Natur verſagt. Er war bei einer mageren rieſenlangen Geſtalt und einem hohlängigen Geſicht von dem unbehülflichſten Weſen, und wurde, trotz einer grenzenloſen Gutmüthigkeit und Beſcheidenheit, den meiſten Menſchen, mit denen er in irgend eine Verbindung trat, ſchnell lächerlich; Grund genug für dieſes alberne und ſchmachvolle Complimentir-Syſtem der Geſellſchaft, ſich ſo bald als möglich von ihm los zu machen.

Da alle ſeine Angehörigen ſchon vor dem Anfange ſeiner Studienjahre geſtorben waren, ſah er ſich darauf angewieſen, nachdem auch die dürftigen Stipendien, auf welche Theologen meiſtens beſchränkt bleiben, aufgehört hatten, ſich ſelbſt zu unterhalten. Was blieb ihm übrig, als Stunden zu geben oder Hauslehrer zu werden. Die Schwächlichkeit ſeines Körperbaues hinderte ihn an weiten und anſtrengenden Wanderungen durch die Stadt; er zog alſo vor, ſich an verſchiedenen Stellen, die hinſichtlich der Perſönlichkeiten nicht allzu wähleriſch waren, als „Erziehungsknecht“ zu vermiethen. Armer Freund! trotz deiner trefflichen Geiſtes- und Herzensanlagen gelang es dir nirgends, nicht etwa ein ſonderliches Glück zu machen, ſondern ſelbſt einfach deine Stelle zu behaupten. Bei Stadtraths wurdeſt du entlaſſen, weil deine rieſengroßen, mit Ueberbeinen geſegneten Hände bei Tiſche das Meſſer ſtets ſo plump und kurz faßten, daß du einen Theil der Klinge zwiſchen die Finger bekamſt. Bei Apothekers ſchickte man dich fort, weil du dich nicht von deinen echt

alttheologisch blau und weiß gewürfelten Taschentüchern trennen wolltest, und im Hause des reichen Parfümeriefabrikanten zog dir sogar deine Abneigung gegen moderne Haaröle und deine treue Anhänglichkeit an die kleinen Borgebirge, welche brennende Talglichter zu Gunsten einer naturwüchsigen Haarcultur zu bilden pflegen, mit Recht den unauslöschlichen Haß der zierlichen Frau vom Hause zu. Der lange Candidat war bald mit einem wahren Interdict von allen besseren, nach Hauslehrern trachtenden Familien belegt worden. Nahe am Rande des Hungertodes — er hatte seit sechs Wochen nur von Brod und Milch und den Unterstützungen seiner gutmüthigen jungen Landsleute gelebt — gelang es ihm endlich, ein Unterkommen an einem Orte zu finden, wo seine Persönlichkeit keinen Anstoß erregte.

Er wurde Hauslehrer bei einem Israeliten in einer jener Straßen, von denen sich die Bekenner der ältesten unter allen noch unverfälscht bestehenden Religionen vor zwanzig Jahren weit schwerer, als heute zu trennen pflegten. Sein Prinzipal gehörte, wir dürfen es nicht verschweigen, keineswegs zu den distinguirten und gebildeten Familien seines Stammes. Schwerlich hätte er zu den Zwecken der Beer's und Mendelsohn's auch nur einen verschimmelten Pfennig herausgerückt. Das mit den Buchstaben, Noten und Zahlen-Arabesken der Wissenschaften und Künste bedruckte Papier war für seinen Wendekreis nur insofern vorhanden, als es zum Druck von Thalerscheinen und Wechseln angewandt wurde, oder schon aus dem Verkehr des Tages geschieden war, und den betriebsamen Menschen nicht mehr vor die Augen kam. Die Zeit galt ihm für so kostbar, daß er sie am wenigsten bei der Erziehung seiner Kinder, dem wohlfeilsten Artikel in seinem Haushalte, verschwendete. Er bediente sich deshalb eines eigenen Commis für die Nach-

hülfe im Schulunterricht und die Ueberwachung der beiden älteſten Knaben; ſo wurde unſer armer Freund, der lange Candidat, Hauslehrer bei dem Manne des alten Teſtamentes. Ihm ſelber verurſachte die Uebernahme dieſer Stelle keine Gewiſſensſkrupel, da einmal der Prinzipal gewünſcht hatte, daß bei ſeiner eigenen Strenggläubigkeit alle religiöſen Dinge auf ſich beruhen möchten, andererſeits der Candidat nach damaligem unvermeidlichem Gebrauche durch die Schule der Epigonen Hegel's gelaufen war, mithin vom Abſoluten durchräuchert, gegen die Anſteckungspunkte aller irdiſchen Bekenntniſſe abgeſtumpft war.

Der akademiſche Freund war nach dem Verbilde der ſogenannten „Halbpenſionäre“ auch nur ein „Halbhauslehrer“, d. h. er wohnte bei der Familie, erhielt aber mit Ausnahme des Frühſtücks, ſtatt der üblichen Naturalverpflegung, neben ſeinem Gehalte eine Geldentſchädigung. Daß ſie, ungeachtet der durchaus mäßigen Anſprüche des chriſtlichen Kirchengelehrten, nur ſehr gering ſein mußte, ging daraus hervor, daß er in einem benachbarten Etabliſſement ſpeiſte, wo der Wirth, um das Entlaufen der Meſſer und Gabeln zu verhindern, ſie zu leichtem Eiſen verurtheilt und dauernd an ſeinen Tiſch gefeſſelt hatte. Der Candidat rühmte jedoch ſtets als eine hervorragende Eigenſchaft dieſes Befeſtigungs-Inſtitutes, daß vor dem eigentlich Allerheiligſten der Abfütterung ſich ein Vorhang von dunkelgrüner Leinwand befinde, daß mithin von der Straßenſeite Niemand in die Lage kommen könne, über die verſammelten Gäſte und die aufgetragenen Speiſen ein voreiliges und oberflächliches Urtheil zu fällen. Auch lobte er, daß der Wirth, ein Mann von ſeltenem Tiefblick, keine Vorkehrungen zum Aufhängen der Hüte getroffen habe. Er ſah darin nur die Handlungsweiſe eines friedlichen Naturells, das von vornherein die un-

angenehmen Händel eines unvorsichtigen Tausches verhindern will.

Der Aufenthaltsort des langen Mannes und seiner beiden sehr kleinen Zöglinge war ein nicht sonderlich breites einfenstriges Zimmer. Es war mit einem Schlafsopha und einem tafelförmigen Fortepiano, einem mit Wachstuch bezogenen Tische vor dem Fenster, einem Waschtisch mit einer Kommode, nebst mehreren Stühlen gefüllt. Die beiden erstgenannten Möbel standen einander gegenüber und bildeten, wenn das Fortepiano gespielt wurde, einen schwierigen Engpaß. So einfach das Hausgeräth in diesem Studiergemach dem verwöhnten Sohne der heutigen Eleganz scheinen mag, verbarg es doch manche wunderbar überraschende Bequemlichkeiten. Das Sopha war die nächtliche Ruhestätte des Candidaten; aber wenn man die untere Schieblade auszog, wurde das Bette des ältesten Knaben Hirsch, und wenn man die Kommode zu derselben Aeußerung nöthigte, das winzigere Lager des kleineren Abraham sichtbar. Auf dem Wachstuchtische am Fenster wurde Kaffee getrunken, Unterricht ertheilt, in der Kirchengeschichte studirt, Algebra getrieben, manche Landkarte gezeichnet und regelmäßig zu Nacht gespeist, da die Knaben nur Mittags sich der Gesellschaft ihrer Eltern erfreuten. Was die Aussicht auf die Straße betrifft, so war sie nicht gerade romantisch durch eigenthümliche Architektur, aber doch anderweitig pittoresk zu nennen. Viele Rabbi's mit Bärten gingen vorüber und hätten den Bekehrungseifer des Candidaten reizen können, wenn er solcher Aufwallungen noch fähig gewesen wäre, außerdem kamen und gingen allerlei Männer mit Hasenfellen und älteren menschlichen Bekleidungsstücken. Nur Milchwagen und Aepfelkarren, zuweilen ein Möbelfuhrwerk, beladen mit morschen, auf Plunderauctionen erstandenen Effecten, brachten Abwechselung in den einförmigen

Prospect. Lebhafter ging es im Innern des Gemaches zu. Hirsch und Abraham besaßen nur gewisse, nicht ganz über den Zweifel der Moralisten erhabene Eigenschaften des Geistes; um die Urbarmachung ihres Gemüthes hatte sich noch keine Seele gekümmert, und unser guter Candidat war schlechterdings nicht einsichtiger Pädagog genug, um diese kleinen Eingeborenen des Geldmarktes zu erweichen und für die höheren Anforderungen der Menschheit langsam heranzubilden.

Das hoffnungslose Elend der sich in ihnen bildenden Weltauffassung leuchtete ihm zwar ein, allein die entgegenstehenden Einflüsse waren zu mächtig und seine eigene Unbehülflichkeit zu klar ausgesprochen, als daß er mehr denn einen passiven Widerstand hätte versuchen sollen. Hirsch und Abraham wurden von ihrem weisen Vater für die harte Praxis des Weltlaufes gebildet, und er bediente sich zu diesem Endzwecke jener einfachen und großartigen Mittel, welche die Natur in Wildnissen, die Menschen in ihren Kerkern, noch immer anwenden, jene, um die allzu starke Vermehrung der organischen Wesen zu hindern, diese, um die Willenskraft biegsam und unterwürfig zu machen. Er ließ Hirsch und Abraham hungern, denn er sagte sich als ein starker und erfahrener Denker, daß dieser Zustand der erste und angemessenste des Menschen sei, und daß aus ihm nothwendig alle möglichen Fähigkeiten und Fertigkeiten für das künftige Fortkommen seiner Knaben sich von selbst ergeben müßten. Und wie ließ er sie hungern? nicht etwa wöchentlich einmal vier und zwanzig Stunden, wie die Bestien in unserem zoologischen Garten, deren Magen durch diese Ferien gereinigt werden soll; nein, Hirsch und Abraham waren dauernd auf ein solches Minimum von Lebensmitteln gesetzt, daß sie sich fortwährend in einem gereizten Zustande befanden, und alle ihre Geisteskräfte anstrengten,

um den Bestand ihrer Nahrung zu vermehren. So richtig war die humanistische Rechnung ihres Herrn Vaters, daß sie auf alle mögliche Weise in den Schulklassen, sei es durch Tausch, Verkauf, Dienstleistungen oder Arbeiten, größere oder kleinere Kupfermünzen zu erwerben suchten, und diese zum Ankauf von wohlfeilen Waaren des Verkehrs anwandten. Mit diesem Hange und der schrecklichen machiavellistischen Maßregel, auf welcher er beruhte, hatte der lange Candidat einen hoffnungslosen Kampf zu bestehen, in welchem wir ihn aus unserer Armuth nach Kräften unterstützten. So oft wir mit ihm spazieren gingen, legten wir zusammen, um die armen Jungen abzufüttern. Besuchten wir den Candidaten, so brachten wir ihnen etwas Eßbares mit, und oft theilte der darbende Hauslehrer seine wenigen Bissen mit den wildblickenden kleinen Orientalen. Die starre Anhänglichkeit des Oberhauptes der Familie an die alten Satzungen, und die vor der Thür des Hauses in Ermangelung wichtigerer Geschäfte auf- und abspazierende Priesterschaft führte zuweilen freilich traurige Conflicte mit unserer Wohlthätigkeit herbei. Ich gestehe mit Reue, daß wir sie selbst absichtlich herbeizuführen suchten, indem wir Hirsch und Abraham am liebsten mit den wohlschmeckenden Präparaten des Thieres, welches zwar die Klauen spaltet, aber nicht wiederkäut, zu erfrischen und zu stärken suchten. Die Knaben für ihr Theil hingen nicht zu peinlich an den Vorschriften des ehrwürdigen Führers durch die Wüste, allein ihr Heißhunger wurde nur allzuoft von einem „Rebbe" (Rabbi) entdeckt, und dann mußte der unglückliche Theologe den Uebermuth seiner Commilitonen büßen. Die Theorie der Entziehung beschattete sein Dasein ohnehin mit den trübsten Wolken. Man wird diese Ungewitter nach ihrer Furchtbarkeit beurtheilen können, wenn wir eines derselben schildern. In den Zwielichtstunden eines Sabbaths hatten

Hirſch und Abraham, nicht befriedigt durch das Mittagsmahl, dem Anblick friſcher Pfannenkuchen in einem Conditorladen der Wallſtraße nicht widerſtehen können. Sie waren eingetreten, Hirſch hatte für wenige erſparte Dreier einen Handel abgeſchloſſen, und der gewandte Abraham inzwiſchen heimlich ſo viele Pfannenkuchen bei Seite geſchafft, als ſeine Kappe faſſen konnte. Dieſe Eskamotage war dem Auge des Conditors nicht entgangen, er forderte Bezahlung und als ihm dieſe nicht allein verweigert, ſondern auch ein ſchleuniger Fluchtverſuch der Fouragenre gemacht wurde, verfolgte er ſie ſchleunigen Fußes. Die Pfannenkuchendiebe erreichten die über die Spree nach der Grünſtraße führende Brücke, und Abraham, ein in den erſten Elementen erfahrener Kleiner, warf ſofort das corpus delicti in den Fluß. Obgleich nun Beide, als ſie gleich darauf ergriffen und vor den Richter geführt wurden, nach dem bewährten Grundſatz: „quod fecisti, nega“ zu operiren fortfuhren, ſahen ſie ſich doch, ſowohl durch das Fett an ihren Fingern, als auch durch das Pflaumenmus an ihren Lippen — ſie hatten, ſchen flüchtig, die geraubte Speiſe zu verzehren geſucht — überführt, und der Polizeibeamte geleitete Beide zu ihrem Vater und drang darauf, daß ſie von ihm vor ſeinen Augen abgepeitſcht werden ſollten. In Betracht der ernſten Stimme des Geſetzes leiſtete der Hausherr ihm Gehorſam, jedoch nicht ohne eine gleichzeitige wüthende Standrede gegen nachläſſige Erziehung durch Hauslehrer und pflichtvergeſſene Candidaten der Theologie insbeſondere, deren ein ſehr Unglücklicher den Sträflingen bei der Execution die Beine halten, und obenein die Verachtung des ſtrengen Polizeimannes ertragen mußte. Ich beſuchte ihn an jenem Abende und fand ihn mit tiefem Kummer ſein Abendeſſen verzehrend; es beſtand in Brod und Schmalz. Da ihm in der ſtrenggläubigen israelitiſchen Familie nie

ein Messer, das für immer unrein geworden wäre, verabfolgt wurde, so schnitt er es mit einem pensionirten Rasirmesser, das nach seiner Abdankung eine Zeit lang zum Schneiden der Federn benutzt, jetzt diesen einfachen und idyllischen Dienst leistete. Den Bart schien der Theologe, wie der grimme Tyrann Dionys von Syrakus, nach dem Bericht der Alten, mit heißgemachten Nußschalen (ferventibus juglandium contaminibus) abzunehmen. Er verwünschte höchst unkirchlich sein Schicksal und erflehte vom Himmel einen Lotteriegewinn, um eine milde Stiftung zu gründen, von deren Zinsen Hirsch und Abraham bis an ihr Lebensende ausreichende Kost erhalten sollten. An sich selbst dachte der gute Mensch immer zuletzt. Dann äußerte er wieder, wenn sich seine Blicke auf die nach altem Gebrauch an die Thür des Zimmers befestigte Gebetrolle richteten und seine Gedanken auf das alte Testament geriethen, daß Jehovah wohl gelegentlich Manna regnen oder Wachteln (eigentlich Heuschrecken) hageln lassen könnte; er und seine darbenden Zöglinge bedürften ihrer ebenso dringend, als einst ihre flüchtigen Ahnen an den Grenzen des gelobten Landes.

Im Clavierspiel fanden alle Drei wenig Trost. Der Candidat konnte die der Musik etwas abholden Knaben nur in den Stücken unterrichten, die er selbst zu spielen vermochte, und diese beschränkten sich außer einigen Chorälen nur auf ein weltliches und erheiterndes Stück: den alten Dessauer. Die wöchentliche einmalige Reinigung der Knaben nach einem größeren Maßstabe brachte mehr Abwechselung in die gelehrte Einsamkeit. Sie wurde unter persönlichem Beistande des Hausknechtes und Anwendung der auch zur Abkehrung der Treppe benutzten Scheuerbürste vollzogen, und war durch die angeborene Abneigung der kleinen Industriellen gegen die tägliche Anwendung von Seife dringend geboten. Gleich darauf

begaben sie sich, nach dem Sonnenuntergange eines jeden Freitags in das anliegende Zimmer ihres Vaters, wo wir ihn in Gemeinschaft mit den Gesäuberten halblaut hebräische Gebete ablesen hörten.

Anderthalb Jahre hatte dieses kummervolle und hoffnungslose Leben gewährt, als die Consequenz des Schicksals den Theologen von seinem Joche befreite. Der Hausherr ließ, um die Nachbarschaft sicher zu machen, an einem klaren Morgen mit großem Geräusch einen Haufen Buchenholz fahren, und verschwand in der nächsten Nacht, begleitet von hunderttausend Thalern, die sämmtlich aus anderen Kassen gebürtig waren, nach Nordamerika, dem bekannten Vaterlande einer anständigen kaufmännischen Freiheit. Die kaltblütigen Gerichtepersonen und die rasenden Gläubiger drangen in das Haus, Alles wurde aufgelöst, und auch mein guter Candidat in Freiheit gesetzt. Der Vorsteher einer Knabenschule nahm sich seiner an und gab ihm vielreichende Beschäftigung zu seinem Unterhalte. An einem herrlichen Frühlingsabende gingen wir in philosophischen Gesprächen vor das einsame Hamburger Thor, in dessen Nähe die Schule lag. Als wir die ärmliche Straße zurückgelegt hatten, stand da ein altes Justizmöbel, das seitdem aus der Mode gekommen ist. Der Candidat schauderte, ich zog ihn aber näher und zeigte auf den Querbalken: „Lies mein Sohn," sagte ich, „es giebt noch eine Gerechtigkeit auf Erden." Dem ehemaligen Hauslehrer schlotterten die Beine unter dem Leibe, aber er las den Namen seines ehemaligen Prinzipals, des Philosophen des Hungersystems. Die Justiz hatte damals die unangenehme Angewohnheit, die Namen muthwilliger Banquerotteure an den Galgen zu hängen.

Zur Physiognomik des Apfelweins.

Unter den großen Doctoren der „wilden Medicin," neben den Wohlthätern der leidenden Menschheit, einem Goldberger, Bullrich, Kunzemann u. A., wird mit einer ganz besonderen Hochachtung der Importeur des Apfelweins, der berühmte freie Heilkünstler Petsch genannt. Wie fast alle Schöpfer und Begründer neuer und erhabener Ideen sehen wir diesen Mann von Zeit zu Zeit vor den weltlichen Gerichten erscheinen, angeklagt einer Usurpation des rechtmäßigen Gebietes der Heilwissenschaft, und als Märtyrer seiner tiefsten Ueberzeugung einige Thaler Strafe, nebst den dazu gehörigen Kosten an die Stadtgerichts- und Salarienkasse erlegen. Mit ihm treten gläubige Jünger als Zeugen auf, Lahme, die er von Knochenschäden geheilt, Unterleibskranke, deren Verdauung er wieder hergestellt, und scrophulöse Kinder, welche er von angeschwollenen Mandeln und dicken Kartoffelbäuchen befreit hat. Der Wundarzt hält eine begeisterte Prophetenansprache, die Zeugen vergießen Thränen der Freude und Dankbarkeit, und der Richter, nachdem er das arme Opfer der bestehenden Gesetze, seiner Pflicht getreu, verdonnert hat, beschließt sofort noch am Abend desselben Tages Apfelwein zu versuchen, und wird vielleicht einer der eifrigsten Apostel des verurtheilten großen Mannes.

Die ärztliche Wirkſamkeit des berühmten Petſch hat ſich in Folge dieſer, eigentlich auf ſeine Unterdrückung als »Mann der Wiſſenſchaft« angelegten, in der That aber gleich der wohlberechnetſten Reclame wirkenden Ereigniſſe ſo geſteigert, daß bereits eine große ſtille Gemeinde von Petſchianern exiſtirt, welche ſich einem regelmäßigen eifrigen Cultus des Apfelweins gewidmet hat. Ja ſo zahlreich iſt dieſe eigenthümlich prieſterlich-mediciniſche Secte, daß ſie ſich nicht mehr im Locale des erſten Importeurs von Apfelwein allein, ſondern an verſchiedenen Stellen in der Stadt verſammelt, und bereits zahlreiche Schismatiker vorhanden ſind, welche dem Apfelwein des Meiſters den Vorwurf einiger Säure machen und den ſeiner ſpäteren Nachahmer vorziehen. Ja ſelbſt in dem benachbarten Schöneberg hat ſich ein ſolcher Rival angeſiedelt und verſorgt die Schaar ſeiner Anhänger mit mildem gegohrenem Apfelſaft. Wie vermag da ein heitrer Beobachter der Berliner Sitten und Anſchauungen länger zu widerſtehen, und ſo machten wir uns an einigen der letzten ſchönen Novembernachmittage auf den Weg und beſuchten mehrere dieſer Mittelpunkte des Apfelweincultus.

Zunächſt regt es einen beſchaulichen Geiſt zu tiefem Nachdenken an, wenn er bemerkt, daß die Locale, in welchen der Apfelwein ausgeſchenkt wird, durch den weiſe gewählten Titel „Apfelweinhandlung“ ſich einen engrosmäßigen Anſtrich geben und ihren Charakter einer „Apfelweinſtube“ nur als höchſt unweſentlich, und aus einer liebevollen Zuvorkommenheit des Wirthes hervorgehend betrachtet wiſſen wollen.

Mit dieſer feierlichen und ſittlichen Anzeige über der gaſtlichen Pforte des Hauſes paart ſich eine an den Fenſtern der Locale ausgeſtellte, auf gebildete Zungen berechnete Lockung. Die mit deutlichen gothiſchen Buchſtaben auf weiße Täfelchen zierlich geſchriebenen Worte

„Glühwein“ und „Ananascardinal“ verbergen eine bedeutsame Tendenz. Die Apfelweinhandlung, als eine Art medicinisch-religiösen Institutes, wendet sich mit ihnen lakonisch an jene eiteln Weltkinder, welche bald einer gewaltsamen inneren Erhitzung durch feurige Getränke, bald einer sansteren, aber einschmeichelnden Anregung durch süße duftende Flüssigkeiten bedürfen, und verkündet ihnen, daß auch dem Apfelwein die Erzeugung so poetischer Säfte nicht unmöglich sei, daß dieselben aber an diesem Orte, durch die geheimnißvolle Bedeutung des Getränkes, eine höhere Weihe in sich schlössen.

Die Apfelweinhandlung liegt gewöhnlich nicht in einer lebhaften Straße, aber stets in einer „gebildeten Gegend.“ Treten wir in das Local, das mit einem gewissen Stolze der Simplicität allen anziehenden Schmuck vermeidet, zuweilen selbst die in den Abendstunden so nothwendige Gasflamme auf dem Flur, als überflüssig für seine alten Getreuen verachtet, so berührt uns die friedliche Stille des Ortes und der anwesenden Apfelbachanten äußerst angenehm. „Man kann dabei nicht fröhlich sein!“ Dieses treffende Wort, welches ein lyrischer Kenner über die Elbe-, Saale-, Havel-, Oder- und Weichselweine ausgesprochen hat, trifft auch ihren jüngeren Vetter: den Apfelwein. Er verbrüdert sich gleich jenen melancholischen Tunken nicht mit dem menschlichen Intellekt, er durchleuchtet ihn nicht mit rosigem Schimmer, er wendet sich nur an das Erdgeschoß der Sterblichkeit und rumort in den untern Gewölben. Nur als ein Echo dieser Bewegungen werden oben im Geiste hie und da die Wirkungen des Apfelweins vernehmbar.

Man spricht in den Zimmern einer Apfelweinhandlung nicht laut und herrisch, aufgeregt und dithyrambisch, wie in einer Weinstube oder in einem altdeutschen Keller; die Unterhaltung wird nur mit halber Stimme und mit

einiger Zurückhaltung geführt. Der Apfelwein iſt ja nur zur Hälfte ein den Durſt löſchendes und nur fraglicher Weiſe den Gaumen und die Zunge erfreuendes Getränk; er iſt vielmehr eine von der Göttin Pomona geſchenkte ſtarke Arzenei. Daher die friedliche, faſt inbrünſtige Haltung der Templeiſen am Gral des unſterblichen Prieſterkönigs Petſch. An den mit Wachstuch ſauber bezogenen Tiſchen ſitzen ſie vor Schoppenflaſchen mit weißen, großen Gläſern, leſen die Zeit und die Gartenlaube, oder ergehen ſich in Debatten über die neueſten, durch ihr Lieblingsgetränk erzielten Wunderkuren.

Von der berüchtigten brandigen Pontaknaſe mit ihren ſieben Jungen an, wie ſie ein berühmter, jetzt verſtorbener deutſcher Componiſt, mit dem wir einſt einen unvergeßlichen ſiebenſtündigen Trunk gethan, durch lange Uebung erzielt hatte, bis auf die liebliche Inflammation der Wangen, wie ſie ſich über das jungfräuliche Antlitz eines ſchüchtern anfangenden, jungen Weintrinkers verbreitet, iſt Roth in dem Farbenſpectrum der Apfelweinfreunde vollkommen unbekannt. Auf allen Geſichtern, ſogar auf dem des ruhigen, zurückhaltenden Wirthes, waltet eine anziehende, bureaukratiſche Bläſſe vor; die Farbe des Nachdenkens und des täglichen Kampfes mit dem Watercloſet. Was ſollte auch hier eine etwaige Aufregung bezwecken. An dieſem Tiſche wird die merkwürdige Geſchichte von dem aſthmatiſchen Manne erzählt, der, an dem ſchändlichſten Pips der Stimme leidend und aus dem letzten Loche ſeiner Daſeinsflöte pfeifend, nach elftägigem Genuß von Apfelwein die erſte Arie des Figaro aus Roſſini's Barbier ſang, fünf Portionen Erbſen und Sauerkohl aß, hin und zurück nach Kohlhaſenbrück ging, und am Abend dieſes Tages, blos der Leibesbewegung halber, noch Hand an einen Nachtwächter, wie Andere behaupten wollten, ſogar an einen Nachtwachtmeiſter legte. In jener Ecke berichtet

ein penſionirter Kanzleirath die Begebenheit von ſeinem Freunde, der ſich durch emſiges Trinken nicht allein den ſchwarzen Staar, ſondern auch die Hühneraugen vertrieben habe, und endlich dicht neben ihm erzählt ein ehemaliger Candidat der galeppirenden Schwindſucht ſeine gänzliche Wiederherſtellung durch ein Gemiſch von Apfelwein und Milch.

Auf freche Gewinnſucht baſirte Spiele finden nicht ſtatt; die angemeſſenſte Unterhaltung für Apfelweintrinker iſt Schach. Das nicht den geringſten Reiz auf das Nervenſyſtem ausübende Getränk eignet ſich vortrefflich zu einer Anfeuchtung der Kehle bei dem beſchaulichſten, den Geiſt am ſicherſten von allen irdiſchen Dingen ableitenden Spiele der Menſchen. Zuweilen zieht aber auch allein die in den Apfelweinhandlungen herrſchende Kloſterſtille berühmte Schachſpieler in dieſe Locale, und die gewöhnlichen „Holzſchieber“ unterbrechen dann ihre ſtümperhaften Partieen und zerbrechen ſich, das Paar im Stehen umgebend, die Köpfe über die ihnen vollkommen unverſtändlichen Combinationen der Meiſter. Der Wirth ſchleicht aber auf den Zehen, im Rücken der Stellung umher, und füllt, nach leiſe und wispernd ertheilten Aufträgen, die geleerten Schoppen wieder aus der rieſigen braunen Steingutkruke, in welcher ſich der Pfeudowein ſo friſch, wie in dem tiefſten Keller hält. Die Empfindlichkeit der Trinker gegen jedes Geräuſch iſt ſehr merkwürdig. Jeder ungebührliche Laut erſchreckt und veranlaßt ſie, ſich ſo krampfhaft haſtig umzudrehen, wie ein Hund, hinter dem ein Mann mit einem eiſenbeſchlagenen Stocke vorüber ſtampft. Dieſe gehören alle zu den ſchweren Patienten des Apfelweins; nicht ſo krankhaft reizbar ſind die den Apfelwein nur als Sparſamkeit trinkenden reichen Geizhälſe. Die ausnehmende Billigkeit dieſes heilkräftigen Nektars läßt nämlich zu, daß ſelbſt einzelne ältere Herren

von 80,000 Thalern Vermögen ſich allabendlich den Genuß eines Schoppens verſchaffen, und von ſich ſagen können, ſie gingen „zu Wein.“ Außerdem giebt es eine geringe Anzahl wirklicher Kneipbrüder in Apfelwein. Sie ſind immer Männer von einer gewiſſen philoſophiſchen Anlage, einem Hange zur prüfenden Meditation, denkende Köpfe, die früher regelmäßig zwiſchen neun und zwölf Uhr drei Schoppen Margeaux getrunken haben, aber in der beſſeren Einſicht von der Hinfälligkeit der menſchlichen Natur, der Schwäche der modernen Weinhändler, der Unpreiswürdigkeit der Rothweine, und der Beharrlichkeit der Hämorrhoiden zu dem blutverdünnenden Apfelſaft übergegangen ſind. Dieſer wichtige Wendepunkt in der Geſchichtsentwicklung ihres Durſtes verleiht ihnen einen eigenthümlichen ernſten Anſtrich; man kann ſie die büßenden Mönche der Flaſche nennen. Die früheren kecken Witze haben ſie längſt aufgegeben, ihr Geſpräch dreht ſich gern um ſchwierige Rechtshändel und ſchlechte Courſe. Der Apfelwein iſt das geeigneſte Getränk bei erbärmlichem Stande der Papiere und Bankcalamitäten.

Es liegt nicht in der Natur des Apfelweins, daß er zu gaſtronomiſchen Schwelgereien anreizt; er paßt nur zu ſchlichter Hausmannskoſt. Mit friſchen Kartoffeln und neuem Häring geht er häufig eine beliebte Verbindung ein. Junggeſellen von reifem Alter und vollkommener Reſignation auf die Freuden eines eigenen Haushaltes pflegen ſich regelmäßig zu dem genannten Abendeſſen einzufinden. Bei Tage wird der Apfelwein häufig mit Salzbrezeln zuſammen genoſſen. Auch bildet dieſe Zuſammenſtellung die letzte tägliche Mahlzeit jener Aſceten, denen von dem Hippokrates der „wilden Medicin“ das Abendeſſen verboten iſt.

Der verwerfliche Zuſtand des Rauſches kann niemals durch den Apfelwein hervorgebracht werden, dennoch ver-

mag er den ſogenannten „Katzenjammer“ in einem ſo fürchterlichen Grade hervorzubringen, daß die ſchrecklichſten autobiographiſchen Mittheilungen erfahrener Studenten über die Wirkungen unlauteren Bieres und ſchlechten Punſches dagegen in den Hintergrund treten. Im Allgemeinen verlängert er aber mäßig genoſſen das menſchliche Leben und Angeſicht. In Flaſchen aufbewahrt, beſitzt er dagegen die intereſſante Eigenthümlichkeit, nach einiger Zeit ſeltſame, aus einfacher Vegetation beſtehende Wolkenformationen zu bilden, und er taugt in dieſem Zuſtande nur noch zur Verdünnung der Wichſe. Ganz beſonders eignet er ſich zur Anfertigung von ſeinen eleganten Champagnern, und wird in dieſer Geſtalt auch von Perſonen genoſſen, die ihn ſonſt nicht einmal dem Namen nach kennen, und mit äußerſter Verachtung gegen ihn erfüllt ſind.

Aus den Aufzeichnungen eines alten Arztes.

1. Ein Millionair.

Meine Glücksumstände waren vor einer Reihe von Jahren noch nicht erfreulich genug, um keine Veranlassung zur Störung meines Schlafes zu geben, und ich wälzte mich in einer Herbstnacht ruhelos auf meinem Lager, beschäftigt mit einem unerfreulichen Vergleich zwischen der allerdings sehr bedeutenden Anzahl meiner Patienten und dem weniger zufriedenstellenden Betrage der jährlich von ihnen gezahlten Honorare, als von der Straße aus heftig geschellt wurde. Da ich erfahrungsmäßig wußte, daß meine bescheidenen Patienten nur in besonders gefährlichen Fällen ihren Arzt im Schlaf zu stören, und ihn nicht, wie der verwöhnte Reichthum, als Nachtwächter zu mißbrauchen wagten, stand ich rasch auf, kleidete mich an und ließ durch meinen Bedienten und Nesselenker dem ungestümen Glöckner das Haus öffnen.

„Sie möchten doch augenblicklich zu Herrn v. B. herüberkommen!“ rief mir eine dünne Stimme entgegen, als die Thür aufgemacht worden war, und zugleich verschwand der Bote wieder im Dunkel der Nacht.

Herr v. B. war mein Nachbar, und schon oft hatte dieser steinreiche, sehr alte Mann, der sein stattliches, geräumiges Haus von mehreren Stockwerken mit einem kleinen Hausstande selbst bewohnte, ohne irgend ein Ge-

laß zu vermiethen, meine Neugierde erregt. Was konnte einem eifrigen Arzte angenehmer sein, als mit einer solchen Person in Berührung zu kommen, sich ihr durch schleunige Hülfe angenehm zu machen und so seinen Ruf zu vermehren? Schnell flog ich über die Straße und klopfte an die Hausthür, da es mir in dem tiefen Dunkel einer kalten Herbstnacht, bei dem damaligen Sparsystem der Gascompagnie, Nachts alle Gaslaternen auszulöschen, schlechterdings nicht gelang, den Klingelgriff zu finden. Nach einigen Minuten, — wahrscheinlich hatte man nicht auf solche Eile gerechnet, — öffnete mir eine klapperdürre, einem verhungerten Weber gleichende Gestalt die Hausthür und bat mich, mir mit einem elenden Dreierlichte vorangehend, ihr in die erste Etage zu folgen, nachdem sie das Haus wie eine belagerte Citadelle wieder verrammelt hatte.

Wir gingen durch eine Reihe hoher, im höchsten Grade altmodisch meublirter Zimmer, in denen ein unheimlicher Dunst von Moder vergilbter Papiere und zerfallener Möbelstoffe schwebte, und betraten ein einfenstriges Schlafcabinet, dessen Aussehen mich mit wahrem Schauder erfüllte. Ich sage nicht zuviel, wenn ich es mit einem verfallenen, von ruchlosen Räubern geplünderten Grabmale vergleiche. Die alten dunklen, niemals aufpolirten Möbel sahen wie Sargtrümmer aus, und der in einem armseligen schmutzigen Bette röchelnde Bewohner konnte sehr wohl für ein von Gewissensbissen aufgescheuchtes Gespenst gelten. Selbst in der Sphäre der äußersten Armuth war mir niemals ein ähnliches abschreckendes Bild zu Gesicht gekommen. Ich setzte mich zu dem Kranken, um den ein verwegen und listig aussehender Kerl in den mittleren Jahren angelegentlich beschäftigt war, und untersuchte seinen Zustand. Zugleich trat der Mensch, der mir die Thür geöffnet, mit dem Lichte näher

und ſetzte es brennend neben die ſpärlich leuchtende Nachtlampe. In dieſem Augenblicke ächzte Herr v. B. ſchwer auf und befahl unwillig, das Licht auszulöſchen. Da ich unmöglich bei der unzureichenden Nachtlampe ſein Ausſehen beurtheilen konnte, widerſetzte ich mich dieſem Beginnen und erklärte dem unglücklichen Patienten, weshalb ich gegen ſeine Maaßregeln einer weiſen Sparſamkeit proteſtiren müſſe. Er ließ es ſich gefallen, öffnete ſeine kleinen tiefliegenden Augen, ſeufzte und fragte: „Doctor — ſagen Sie — geht es mit mir zu Ende? ſagen Sie — erbarmen Sie ſich — ſollte Alles vorbei ſein?“

Der arme Alte hatte keinen Grund zu ſo ſchweren Beſorgniſſen. Zwar ſtand er an den letzten Marksteinen des menſchlichen Lebenslaufes, allein augenblicklich quälte ihn nach meiner Meinung nichts anderes, als die äußerſte Erſchöpfung, die aus Hunger, Entbehrung kräftiger Getränke und Kälte entſtanden war. Als ich Herrn v. B. dieſes gelaſſen und ernſt auseinander ſetzte, beſänftigten ſich ſeine ſchmerzlich verzogenen Geſichtszüge ein wenig, ſeine beiden Bedienten konnten dagegen nicht unterlaſſen, einander Zeichen einer mir ganz unverſtändlichen Feindſchaft zu machen. Ich ließ den bejammernswerthen Geizhals mit allen Lappen und Lumpen, die in der Eile zuſammengerafft werden konnten, einem ſchäbigen Pelz und einer abgetragenen Uniform zudecken, ihm in Ermangelung einer Wärmflaſche ein heißgemachtes Ofenblech auf den Magen legen, verordnete Thee, und verſprach, nachdem ich ihn ſichtlich beruhigt hatte, am andern Vormittage wieder zu kommen.

Als ich am Morgen darauf beim Kaffee ſaß und in Eile die Zeitung durchflog, klopfte es an meiner Thür. Der liſtig ausſehende Bediente des Herrn v. B. trat ein, brachte einen Gruß von ſeinem Herrn und zugleich das Honorar für den nächtlichen Beſuch nebſt der Bitte, doch

baldigſt herüber zu kommen. Als ich das ſchmutzige, mit zitternden Händen verſiegelte und mit heißem Siegelharz betropfte Couvert öffnete, fiel ein Hundertthalerſchein zu Boden. Er war der erſte, den ich für eine nächtliche Viſite erhalten hatte, und am Ende meiner ärztlichen Laufbahn kann ich es wohl mit Schmerzen geſtehen, er war auch der letzte, den ich mit Ausnahme ähnlicher, von Herrn v. B. empfangener Dankbarkeitsbeweiſe, für einmalige Beſuche bekommen habe. So begründete ſich mein mehrjähriger Verkehr mit Herrn v. B., einem der ſchäbigſten Geizhälſe nach dem Urtheile der Welt, einem der anſtändigſten Kavaliere, wenn die vereinzelte Anſicht ſeines Hausarztes Anſpruch auf Beachtung beſitzt. Leider kann ich mir nicht verhehlen, daß es weniger Großmuth, oder vielleicht gar eine ſeltſame Vorliebe für den ärztlichen Stand waren, was Herrn v. B. gegen mich ſo freigebig machte, als andere mehr irdiſche Beweggründe. Der alte Harpagon war in den Raiſonnements der Voltaire'ſchen Schule aufgewachſen. Nach ſeinem Abſchiede vom Militairſtande, dem er nie beſonderen Ruhm gebracht, hatte er ſich ganz und gar materialiſtiſchen Studien hingegeben, deren Leichtfaßlichkeit ſeinen Geiſt durchaus in Beſchlag nahm. Er fürchtete den Tod, wie kaum irgend ein Bekenner des alten Teſtamentes, und darum zahlte er ſeinem Arzte ein Jahreshonorar von 400 Thalern und eine Extraremuneration von 100 Thalern für jeden unvorhergeſehenen nächtlichen Beſuch.

Es wäre leicht, den Reiz dieſer Beſchreibung durch die Ausmalung einzelner Scenen zu erhöhen, oder durch eine leiſe Uebertreibung zu ſchärfen; ich ziehe es vor, bei der ſchlichten Wahrheit zu bleiben, und überlaſſe den Romanſchreibern die Ausbeutung meiner Erlebniſſe. Herr v. B. hatte jährlich beinahe die Summe von 50,000 Thalern zu verzehren, die Revenüen von Kapitalien, bei

deren Verwaltung ihm einer der ersten noch lebenden Rechtsanwalte von Berlin, ein Mann tadellosen Rufes und unbefleckter Ehre, zur Seite stand. Um diese, in so splendiden Zinsen hochaufledernden Besitzthümer flatterten nun nach dem Laufe der Welt unzählbare blutsaugerische Insekten, die auf den blöden Geist des Alten spekulirten, und bei der Abneigung desselben, von seinem Erben, einem Neffen, etwas wiss.. zu wollen, danach trachteten, diese oder jene Summe von der künftigen Masse „abzugrenzen.“ Die Beschreibung der eingefädelten Intriguen würde leicht einen Band füllen, und die heutigen Staatsanwalte könnten in Versuchung gerathen, noch nachträglich mit diesem Corps eine solenne Parade abzuhalten, ich gedenke deshalb nur einen einzelnen gelungenen Fall, dessen beide Anstifter bereits das Zeitliche gesegnet haben, anzuführen und füge hinzu, daß jener Ehrenmann von Rechtsanwalt mit unsäglicher Mühe und Aufbietung seines bedeutenden Geistes bei den meisten Gelegenheiten die habgierigen Freibeuter von dem Alten abwehrte.

Man darf jedoch nicht glauben, daß Herr v. B. über die Intentionen seiner Freunde vollkommen im Unklaren war; er ahnte sie, witterte auf allen Seiten Unrath und suchte sich auf seine Weise dagegen zu schützen. Zunächst hatte er sich zu seinen Bedienten zwei ganz entgegengesetzt geartete und gesinnte Creaturen ausgesucht. Der Aeltere war ein Schleicher und Pietist ersten Ranges, der Jüngere ein gottloser, ausschweifender, gewitzter Bursche, welcher schon einmal längere Zeit im Gefängnisse gesessen hatte. Der Calcül war insofern richtig, als Einer den Anderen lange Zeit hindurch überwachte und keine fremde Person und Angelegenheit hinter dem Rücken Beider und des Herrn in das Haus eingeschwärzt werden konnte, allein zuletzt trug doch der Gottlose den Sieg davon.

Der Gerechte war nämlich zu dumm, und sein Rival ging mit einer ansehnlichen Beute von dannen.

Da ich meine flüchtige Charakteristik des Herrn v. B. mit einem höheren Werthpapiere begonnen habe, so vergönne man mir, ehe ich seine näheren Angelegenheiten bespreche, sie für heute mit analogen Papieren zu beschließen, weil es mich beunruhigen würde, acht Tage lang den Leser in dem Wahne gelassen zu haben, der alte Voltairianer trage einen Faden von Anstand in der Seele.

Als ich in den ersten Tagen meiner neuen Hausarztstelle einen Vormittagsbesuch machte, fand ich den Alten nicht in seinem Zimmer. Ich wollte warten, allein der gottlose Bediente zeigte nach der Bibliothek, winkte mit seinen nichtswürdigen Augen und sagte: „Treten Sie nur ein, Herr Doktor, Sie stören den Herrn Baron nicht, er hat große Wäsche, er hängt auf und trocknet!“ Der Bursch öffnete leise die Flügelthür und schob mich sacht in den öden, nicht geheizten Bücherraum. Da stand der Alte in einem zerissenen, mit einem schmutzigen Handtuch um den Leib gegürteten Schlafpelz, niedergetretenen Pantoffeln, und hing theils über einen quer durch das Gemach gezogenen Bindfaden eine Anzahl räthselhafter Papierchen, theils säuberte er sie durch mannhaftes Reiben. Die antike Mythologie bediente sich in besonders heiligen Angelegenheiten stets der Symbolik, und auch der modernen Memoirenschreiberei bleibt zuweilen nichts Anderes übrig, als vorsichtiger Weise dem preiswürdigen Beispiel der Alten zu folgen. Ich muß daher meine Leser bitten, ihren Scharfsinn in der Auslegung schwieriger symbolischer Probleme anzustrengen, wenn ich mich darauf beschränken muß, jene Papierchen nicht unter ihrem gewöhnlichen bespectirlichen Titel, sondern nur als den »polarischen Gegensatz aller Werthpapiere« zu bezeichnen.

Mein neuer Patient machte mir, wie sich alsbald

zeigte, sehr viel zu schaffen, und ich kann mir das Zeugniß ausstellen, das jährliche hohe Honorar von vierhundert Thalern redlich verdient zu haben. Ich darf jedoch nicht die Wahrheit übertünchen und behaupten, ich hätte durch ärztliche Dienste allein der Höhe jener Summe entsprochen, denn in der That vermochte die Heilkunst an Herrn v. B. keine Wunder mehr zu verrichten. Nach wenigen Wochen unserer Bekanntschaft nahm ich die Stelle eines Vertrauten des ganzen Hauspersonals ein, und that einen tiefen Blick in die seltsamen Intriguen, welche fortwährend gegen die Capitalien meines wunderlichen Millionairs angestiftet wurden.

Vor Allen schienen zwei in seinen Sitten wohlgeschulte, auf einem gefährlichen Boden großgezogene Subjecte sich verschworen zu haben, eine Bresche in die Millien zu legen. Es war damals die Zeit der Gründung deutscher Eisenbahnen, und der Baron, wie ich den ersten jener beiden großen Industrieritter nennen will, suchte auf alle mögliche Weise seine disponibeln Baarschaften zu vermehren, wobei ihm der Hofrath, eine nicht minder habgierige, aber feigere Natur mit großer Beharrlichkeit beistand. Wenn Ersterer seine Großthaten mit dem Anstand eines Heldenspielers der Tragödie verrichtete, nahm Letzterer mehr die Stelle des Intriguanten und heimtückischen Bösewichts ein. Gar bald sollte ich ihre Operationen genauer kennen lernen. Meine gewöhnliche Sprechstunde hatte an einem Herbstnachmittage kaum begonnen, als ich in dem ersten der eintretenden Consulenten, Mathias, den frommen Bedienten des Herrn v. B. erkannte. Sein bleiches Gesicht war in eine an unreife Eierpflaumen erinnernde Tinte getaucht, seine magern knochigen Finger zitterten, und er sank mehr auf den Lehnstuhl neben meinem Schreibebüreau, als daß er sich setzte.

„Sind Sie krank Mathias?“ fragte ich den Geſellen theilnehmend.

„Nein, nicht krank, Herr Doctor, eigentlich nicht krank, aber ſehr verängſtigt!“ antwortete er und ſchlug die Augen ſcheu nieder.

„Nun, Ihr Herr iſt doch nicht krank?“

„Nein, nein Herr Doctor, auch nicht krank, aber ſchwach, ſehr ſchwach, der arme gnädige Herr verändern ſich ſehr — er wird bekehrt.“

„Bekehrt?“ fragte ich erſtaunt über dieſe unerwartete Umwandlung des alten Anhängers der Voltaire'ſchen Schule.

„Ja bekehrt, der Herr Baron beſuchen den gnädigen Herrn ſeit vier Tagen an jedem Vormittage und ſprechen ihm mit geiſtlichem Troſte zu.“

„Nun, Mathias,“ ſagte ich, „das ſollte Dir doch nicht ſo unerhört oder unbillig vorkommen. So viel ich weiß, gehörſt Du ſelber doch zu einer Gemeinde von beſonders frommen Leuten, und mir ſcheint, daß die Bekehrung Deines Herrn, wenn es wirklich, was ich noch ſtark bezweifele, dahin kommen ſollte, für Dich eher ein Grund zur aufrichtigen Freude, als zur Betrübniß ſein muß.“

„Ja, beſter Herr Doctor, ja ganz gewiß,“ ſagte der Menſch verlegen, „aber mir ſcheint das nicht die rechte Art —“

„Und nicht der rechte Mann, willſt Du ſagen, Mathias?“ ſetzte ich hinzu. Mathias nickte mit dem Kopfe und ſchien ſichtlich beruhigt, daß ihm meine offenen Worte das peinliche Geſtändniß erſpart hatten; aber ſein Herz war noch nicht ganz erleichtert, er ſchien ſich nicht recht zu trauen, eine weitere Bitte vorzubringen.

„Haſt Du mir noch ſonſt etwas zu ſagen?“ fragte ich, meinerſeits natürlich neugierig geworden.

„Nur eine Bitte, aber Sie dürfen ſie mir nicht abſchlagen.“

„Nun, heraus damit, die Zeit drängt und meine Patienten warten draußen.“

„Ich wollte Sie erſuchen, nur einmal zu uns zu kommen, wenn der Herr Baron den gnädigen Herrn bekehren. Wenn der Herr Doctor morgen früh um 11 Uhr herüber kommen wollten, würde ich Sie an der Hausthür erwarten, denn klingeln dürfen Sie nicht, da mein College, der Friedrich, mit dem Herrn Baron einverſtanden iſt. Sie können dann durch die Hinterthür durch das Entrée und Bedientenzimmer in den großen dunkeln Alkoven treten und durch die große Glasthür Alles ſehen und hören.“

„Alſo horchen, Mathias?“

„Wie wollen Sie ſonſt die Sache kennen lernen? Ich bin abſichtlich nicht zu dem Herrn Juſtizrath gegangen, der Herr ſind ſo geradezu, ſo ... und ich ...“

„Du denkſt, ich würde die Angelegenheit mit zarteren Händen anfaſſen? Du haſt recht, die Medicin liebt ſanftere Wege, als die Jurisprudenz; ich werde kommen und das Weitere wird ſich finden.“

Ich bin im Zweifel, ob ich meine Handlungsweiſe vor feineren Ethikern vertheidigen kann, allein ich weiß, daß ſich ſpäter erfreuliche Conſequenzen daraus ergaben und fühle mich von allen Gewiſſensbiſſen frei. Um 11 Uhr ſtand ich pünktlich in dem dunkeln Alkoven und war Zeuge einer der wunderlichſten Scenen, die ich je erlebt habe.

An ſeinem altfränkiſchen, mitten im Zimmer ſtehenden Schreibtiſch, den eine Menge ſtaubiger Bücher, Holzarbeiten und Tabaksdoſen bedeckten, ſaß mein ökonemiſcher Herr v. B. in einem Großvaterſtuhl und vor ihm, natürlich mit dem Rücken gegen das Fenſter gerichtet, um die feinere Beobachtung des Auges unmöglich zu machen,

der Baron. Zwiſchen Beiden ſtand auf dem Tiſche ein großes Crucifix aus Elfenbein und altem Eichenholz, augenſcheinlich die neueſte Erwerbung aus einem Antiquitätenladen. Der Baron, ein dicker Herr von vielem hofmänniſchen Anſtande, putzte daran mit einem gelbſeidenen Foulard und redete dazwiſchen mit dem Herrn v. B.

„Lieber Bruder," ſagte er mit einer ungemein herzlichen Stimme, „Du weißt, wie wir in jüngeren Jahren über heilige Dinge gedacht und leider auch geſpottet haben, aber die Zeit macht den Menſchen älter und frömmer. Bruder, ich bin innerlich ſehr verändert, von meinen Augen ſind die Schuppen gefallen, das Licht der Erkenntniß iſt mir aufgegangen. Glaube nicht, daß ich meinen neuen Menſchen öffentlich zeige, man muß das nicht thun, aber heimlich in meinem Kämmerlein, Bruder, da tagt es. Nicht heucheln, Bruder, nie heucheln! Was ich Dir hier mitgebracht habe, ſollſt Du nicht hier aufbauen, damit die Leute es ſehen, wir wollen es in Dein Schlafzimmer tragen, dann haſt Du es Morgens und Abends vor Augen! Bruder, es thut Noth, daß wir auf andere Gedanken kommen!"

Mein alter Herr von B. hörte dieſen erbaulichen Salm des neuen Apoſtels mit einem wahren Schafsgeſicht an. Seine Spott- und Zweifelſucht mochte ſich regen, allein der vollkommen treuherzige Ton des Barons machte ihn vollſtändig irre und die genannten Redensarten rührten mittelbar ſo ſchmerzlich an ſeine gewaltige Todesangſt, daß er keines Wortes mächtig war, ſondern nur dem Baron zaghaft die Hand drückte.

„Darf ich Dir unſern alten Freund, den Hofrath, mitbringen?" fuhr der Baron fort.

„Wen? den — den Hofrath? unſern alten Freund?" fragte verwundert der Alte, deſſen Gedächtniß bereits ſchwach geworden war und ihn gleich mißtrauiſch gegen

fremde Behauptungen von Thatsachen, wie gegen seine eigenen Erinnerungen, machte.

„Wie, alter Kamerad, Du erinnerst Dich des Hofrathes nicht?“ fuhr der Baron mit innigem Tone fort, „da mußt Du mir erlauben, ihn Dir in den nächsten Tagen vorzustellen.“

Die erbauliche Unterredung wurde jetzt abgebrochen, da ein Besuch anlangte, und ich eilte sofort zu dem Rechtsanwalte des Herrn von B., um ihm die eben gehörte seltsame Unterhaltung mitzutheilen. Der erfahrene Mann äußerte kein Erstaunen; er bat mich nur, meine Beobachtungen fortzusetzen und ihm alle Details mitzutheilen.

„Man spekulirt auf eine neue Methode, die beiden Herren wollen dem Alten zu Leibe gehen, aber ich denke, unsere Vorsicht wird ihrer List gewachsen sein.“

Leider arbeitete das Schicksal den beiden Schelmen auf eine unerwartete Weise in die Hände. Herr v. B. hatte wenige Tage darauf das Unglück, von einem Schlaganfall getroffen zu werden, da er sich hartnäckig geweigert, meine Vorsichtsmaßregeln zu befolgen. Wenn auch nicht bettlägerig, wurde er doch so hülflos und namentlich von einer theilweisen Lähmung der Sprachwerkzeuge geplagt, daß eine präcise Verständigung mit ihm kaum möglich war. Von diesem Zustande war Alles zu fürchten und wirklich rief mich Mathias einige Tage darauf in großer Eile herüber. In dem Alkoven angelangt, fand ich außer dem Baron auch den Hofrath anwesend, einen kleinen arglistig aussehenden Gesellen, der sich außerordentlich demüthig und beschaulich geberdete. Das Crucifix war verschwunden, allein das Gespräch drehte sich wieder um dieselben erhabenen Punkte des Jenseits, der Vergeltung und der nothwendigen Buße in dieser Zeitlichkeit.

„Kamerad,“ sagte der Baron und trocknete seine

Augen, „Du haſt Dich jetzt überzeugt, wie beſorgt auch der Hofrath um Dein Seelenheil iſt, Du biſt von uns zu Deinem künftigen Beſten überzeugt worden, ich ſehe es Dir an. Glaube aber nicht, daß wir unſere vergangenen Irrthümer mit Worten gut machen; was wir begangen haben, müſſen wir auch mit Thaten ſühnen. Wenn jemals, ſo iſt jetzt der Augenblick da, wo Du dieſem armen Manne, der eine zahlreiche Familie von Söhnen und Töchtern auszuſtatten hat, endlich die 5000 Thaler wiedergeben könnteſt, die Du von ihm geborgt haſt.“ Damit zog der Hofrath einen Schein aus der Rocktaſche und reichte ihn dem Baron. Der alte Herr v. B. ſah die Beiden ganz verwirrt an und vermochte nur zu ſtammeln: „Fü — Fü — Fünf — tauſend — Tha — Thaler?“

„Ja, theurer Bruder,“ fuhr der Baron fort, „Du erinnerſt Dich gewiß daran, es war in Schleſien, bald nach der großen Ueberſchwemmung — der Hofrath iſt auch ein verſtändiger Mann und weit entfernt, Dich zu einer ſofortigen Zahlung zu veranlaſſen. Es iſt ihm nur um Sicherſtellung zu thun; er ſelbſt verlangt nicht das Geld; nur ſeinen künftigen Erben mag es erhalten bleiben, es handelt ſich nur um die Anerkennung von Deiner Seite!“

Was ſoll ich noch mehr ſagen, ehe ein ohnehin ſehr bedenkliches Einſchreiten möglich war, hatte der Baron dem Millionair die Feder in die Hand gedrückt und ihm die Unterſchrift des ſchon vorher entworfenen vollkommen rechtsgültigen Documentes abgerungen.

Als ich raſch und unwillig in das Zimmer trat, war Alles vorüber und die beiden Glücksritter überhäuften mich, erfreut ihren Plan gelungen zu ſehen, mit ſo vielen ſchmeichelhaften Redensarten über meine ärztliche Behandlung ihres Opfers, über das vortreffliche Ausſehen

deſſelben, und über ihre Hoffnungen, dieſe »kleine Attaque« recht bald beſeitigt zu ſehen, daß ich kaum zu Worte kommen konnte, und trotz meiner Entrüſtung nahe daran war zu lachen.

Der Juſtizrath, den ich natürlich ſofort von dem kecken Gaunerſtreich in Kenntniß ſetzte, verhielt ſich ruhiger, als ich erwartet hatte: „Wir wiſſen jetzt, woran wir ſind, lieber Doctor," waren ſeine Worte, „was dieſe 5000 Thaler betrifft, ſo ſind ſie rettungslos verloren, aber ich fürchte, daß es bei ſolchen Kleinigkeiten nicht ſein Bewenden haben wird. Dieſe Beute aus dem künftigen v. B.'ſchen Nachlaß iſt ein Almoſen für den gierigen Proletarier der Zeit — jetzt wird man Ihnen zu Leibe gehen. Daß Sie theilweiſe Zeuge des Auftritts geweſen ſind und geſchwiegen haben, muß den Burſchen Muth und Zuverſicht einflößen, bei dem traurigen Geiſteszuſtande des Alten Ihnen irgend eine abſcheuliche Prepoſition zu machen. Jene 5000 Thaler waren gewiß nur das Vorſpiel, wir werden in wenigen Tagen von größeren Streichen hören. Nehmen Sie ſich in Acht, mit dem Alten ſelber iſt augenblicklich nichts mehr zu machen, jetzt kommt an Sie die Reihe."

Der Juſtizrath hatte vollkommen Recht, die Reihe kam an mich.

Einige Tage nach dieſer Unterhaltung fand ſich in den Nachmittagſtunden der Baron bei mir ein. Seine Stirn ſtrahlte von Liebenswürdigkeit und Frohſinn; man mußte ihn eher für einen alten Epikuräer, als den frommen Bekehrer eines verſtockten Voltairianers halten. Er ſetzte ſich zu mir an den Schreibtiſch, guckte komiſch neugierig, wie ein Rabe, ein wenig in die mediziniſche Zeitſchrift, die aufgeſchlagen vor mir lag, klopfte mir zutraulich auf die Schulter und ſagte: „Immer fleißig, zu fleißig, mein theuerſter Doctor! Sie gehen der Geſelligkeit Berlins

verloren. Bedenken Sie, daß außer Ihren Kranken auch die Gesunden ein Anrecht an Sie besitzen."

Diese Einleitung ließ mich wenig Gutes erwarten. Ich fürchte die Aristokratie nie mehr, als wenn sie sich in Höflichkeiten gegen das Bürgerthum ergeht. Mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes dankend, ließ ich ihn weiter sprechen.

„Sie thun sich selber Schaden, mein verehrter Gönner," fuhr der Baron fort, „die Bedürfnisse der heutigen Welt vermehren, die Preise der unentbehrlichsten Gegenstände steigern sich; wer sich nicht dem Fortschritt der Zeit anschließt, nicht Hand in Hand mit der Aufklärung in allen Gebieten vorwärts geht, wird den Nachtheil bald empfindlich an seinen Einnahmen spüren. Die Gegenwart ist über den alten Begriff Erwerb längst hinausgeschritten. Ich könnte über diese dumme Pedanterie, den erworbenen zum ersparten Thaler zu legen, lachen, wenn die Vorurtheile meiner Freunde mich nicht weit mehr betrübten!"

Ich konnte augenblicklich nicht recht klug daraus werden, wo der Baron eigentlich hinaus wollte, allein er hatte mich „Gönner" genannt und die Explosion der Mine mußte baldigst erfolgen. Meine lächelnden Gesichtszüge mochten ihn über meine Denkungsart täuschen, er faßte rasch meine Hand und sagte: „Wollen Sie hundert Friedrichsd'or mit ein Paar Federzügen verdienen?"

Auf der Stelle mußte ich an das Darlehen von 5000 Thalern an den unglücklichen Familienvater von Hofrath denken und fragte: „Ein Paar Federzüge — hundert Friedrichsd'or — die Preise scheinen allerdings beträchtlich zu steigen, wenn man die Schrift der Doctoren so hoch honoriren will!" Der Baron schüttelte listig lächelnd das Haupt.

„Die Atteste der Herren Aerzte, mein verehrter Gönner, können unter Umständen den wichtigsten Rechtsangelegenheiten als Fundament dienen. Der Doctor kann mir — unter Umständen — durch sein Gutachten wichtiger sein, als der Jurist oder der Geistliche," schmunzelte der Baron und nahm mit vielem Anstand eine Prise.

„Von was für einem Gutachten — oder von was für einem Attest sprechen Sie, Herr Baron!"

„Mir liegt viel an einer ärztlichen Beurtheilung — Sie können das Ding nennen, wie Sie wollen — einer gewissenhaften Abschätzung — Taxation der vortrefflichen Geisteskräfte meines würdigen verehrten Freundes, des Herrn von B. Keiner weiß besser, als Sie, verehrter Gönner, wie ausgezeichnet die Urtheilskraft und die Kenntniß von Menschen und Dingen ist, welche unser Herr v. B. besitzt, diese Ihre Meinung möchte ich gegen die genannte Entschädigung für Ihre Mühe schriftlich haben."

Im Moment konnte ich nicht zu Worte kommen; die Entrüstung über diese Unverschämtheit preßte mir die Brust zusammen und schnürte mir die Kehle ein. Der alte Herr v. B. befand sich notorisch bereits im Zustande einer vollkommenen Unzurechnungsfähigkeit, seine Sinne waren sämmtlich geschwächt und alle Organe verweigerten ihren Dienst. Mein Attest seiner Zurechnungsfähigkeit sollte dem Baron und Hofrath, diesen beiden Dioskuren des feineren Raubes, nur als ein gerichtlicher Rückhalt ihrer Streiche dienen. Ich schüttelte schweigend den Kopf und blickte zu Boden.

Der Baron tauchte die Feder ein, schob die medizinische Zeitschrift ohne Weiteres bei Seite, zog ein Blatt Papier hervor und murmelte leise: „Zweihundert Friedrichsd'or!" Nun konnte ich nicht länger an mich halten, ich sprang auf und rief: „Herr Baron, für was halten

Sie mich? wer bietet diese große Summe für eine anscheinend so kleine Mühe aus, wenn damit nicht ein Gewaltstreich beabsichtigt wird?"

Der verwegene Intriguant ließ sich durch meinen Unwillen nicht irre machen. Er blieb gelassen im Lehnstuhl sitzen, zupfte mit Grazie an seinem Jabot, besah seine weißen Hände und dreieckig scharf zugespitzten Nägel und meinte leise und ruhig: „Dreihundert Friedrichsd'or, mein lieber Doctor, wir sprechen ohne Zeugen, wenn Sie mir nicht helfen wollen, finde ich zu jeder Zeit einen anderen Arzt."

„Was heißt das denn aber? was soll Ihnen das Attest?" rief ich ganz erschrocken über diese steigende Erhöhung des Sündenlohnes.

„Muß ich mich denn deutlich aussprechen, so will ich es in des Herrn Namen thun," sagte der Baron und ein unglaublich finsterer Zug beschattete einige Momente lang sein Gesicht, „Herr v. B. besitzt eine Million! wissen Sie, was eine Million ist, welche Macht sie gewährt, wenn sie sich in vernünftigen Händen befindet, was für eine elende Null sie ist, wenn sie und ihre Zinsen in eiserne Kisten verschlossen werden? Sie wissen es nicht, Sie haben nie darüber nachgedacht! Sie würden sonst nicht so ruhig vor mir sitzen! Gott im Himmel! es handelt sich leider nicht um diese Million, es handelt sich nur um den zehnten Theil, nur um hunderttausend Thaler. Der Erbe des Herrn v. B., sein Neffe, ist Offizier, verheirathet, in einer kleinen Garnison, von dem Alten über alle Maaßen kurz gehalten — was entgeht ihm, was entbehrt er, wenn sein Erbtheil um den zehnten Theil vermindert wird? Es kommt mir nicht auf fünfhundert Friedrichsd'or an für Ihr Attest, denn es sichert mir die hunderttausend Thaler. Eine Bescheinigung, bei Lebzeiten des Alten ausgestellt, daß er sich bei voll-

kommenem Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte befunden habe, ſchlägt alle etwaigen ſpäteren Anfechtungen zu Boden."

„Verlaſſen Sie augenblicklich mein Haus, Herr Baron!" rief ich in der heftigſten Aufregung, „ich darf Sie nicht länger anhören, wenn ich nicht in der nächſten Viertelſtunde den Rechtsbeiſtand des unglücklichen Herrn v. B. von Ihren Plänen in Kenntniß ſetzen ſoll!"

„Rechtsbeiſtand? erinnern Sie ſich gefälligſt, daß wir ohne Zeugen geſprochen haben! aber Sie werden ſich eines Beſſeren beſinnen. Kommen Sie zu mir, wenn Sie wollen. Fällt Ihnen ein guter Gedanke des Nachts ein, ſo kommen Sie auch bei Nacht zu mir. Schellen Sie, meine Bedienten werden Ihnen zu jeder Zeit die Thür öffnen. Laſſen Sie ſich vor mein Bett führen; in dieſer Angelegenheit iſt mir keine Ruhe zu ſüß, kein Schlaf zu tief, Adieu, auf Wiederſehen, guter Doctor!"

Nach dieſen, ohne ſichtliche Erregung ausgeſprochenen Worten, entfernte ſich der Baron und ließ mich in einer kaum zu ſchildernden Beſtürzung zurück. Ich bedurfte mehrerer Stunden, um zunächſt den rein menſchlichen Schmerz des unbeſcholtenen Mannes zu überwinden, den bei ſolchem Anerbieten die entſetzlichſten Zweifel überfallen, ſeine bürgerliche Ehre werde von der geſammten Geſellſchaft ſo gering geachtet, wie von dieſem gefährlichen und kühnen Glücksritter. Dann that ich, was zu thun war. Die Umgebung des Barons wurde durch ſichere, ältere Wärter ſo vermehrt, daß unausgeſetzt zwei Perſonen bei ihm waren, die ſich bei ſtrenger Strafe nicht entfernen durften; er wurde vor den Angriffen des Barons und Hofraths, wie vor wilden Thieren geſchützt. Die bangen Sorgen erwieſen ſich bald als unnöthig. Die Schlaganfälle wiederholten ſich, die Aderläſſe ſchafften keine Erleichterung; an einem Morgen ſtand die Maſchine ſtill. Der Geiſt des Materialiſten hatte ſich von ſeinen

Schützen und ihren gierigen Räubern entfernt. Noch an demſelben Vormittage erſchien der Erbe in Begleitung des von ſeinen bangen Sorgen froh befreiten Rechtsanwaltes, alle Schlüſſel wurden ausgehändigt, die alten Diener abgelohnt; an allen Ecken und Enden tauchten neue Geſichter auf. Pflichtgemäß ſchrieb ich den Todtenſchein und reichte ihn dem Neffen. Er nahm und durchflog ihn; über das Geſicht des ſtattlichen, ſechs Fuß hohen Mannes in der Blüthe der Jahre, flog eine dunkle Röthe. Das Ereigniß und die gewaltige Umwandlung ſeiner dürftigen Verhältniſſe hatten ihn offenbar in der Tiefe erſchüttert. Ich bemerkte dieſe unheimliche Affection mit Bedauern und erlaubte mir freundlich zu ſagen: „Wenn ich mir als Arzt einen Rath zu ertheilen geſtatten darf, ſo würde ich Ihnen ſofort einen Aderlaß anempfehlen.“

Der Erbe ſah mich mit einem ſtarren Löwenblick an, zog das Kinn in den ſteifen rothen Kragen der Uniform und ſprach höhniſch und finſter: „Sie haben meinen Onkel mit Ihren Aderläſſen unter die Erde gebracht; es iſt genug gezapft worden; damit kann es ſein Bewenden haben.“ Nach dieſen beleidigenden Worten drehte er ſich kurz um, befahl ſein Pferd vorzuführen, und entfernte ſich nach militairiſchem Gruß.

Dieſe ſchmuckloſe Aufzeichnung nach dem Leben hat aber noch einen Epilog. Acht Tage darauf befand ich mich auf dem Spandauer Pferdemarkt, um für die Beſpannung meiner erſten Equipage zu ſorgen. Ich kannte nur 400 Thaler an die beiden Pferde wenden, und ſuchte lange und mit Sorgen unter den vorhandenen Thieren. Endlich fand ich ein mir zuſagendes, preiswürdiges Paar. Schon war ich nahe daran, mit dem Verkäufer handelseinig zu werden, als eine kräftige Baßſtimme ſich hinter mir vernehmen ließ: „Ich gebe fünfzig Thaler mehr,

mir gefallen die Pferde." Der reiche Erbe des Herrn v. B. überbot mich. „Herr Hauptmann," wandte ich ein, „Sie werden mir die Pferde lassen, es kann Ihnen bei Ihren Mitteln nicht darauf ankommen, einen bürgerlichen Arzt zu überbieten, aber ich brauche die Pferde dringend!"

„Ich auch!" sagte er kurz, griff nach der Brieftasche und gab dem Verkäufer einen herrischen Wink. Der Handel war verdorben; ich trat zurück und zog mich in das Gasthaus zurück, entschlossen, die Nacht in Spandau zuzubringen und unter jeder Bedingung einen erträglich billigen Kauf zu Stande zu bringen.

Noch saß ich gegen Abend im Gasthause des Locales unter anderen Interessenten, als zwei Offiziere eintraten und ein geräumiges Zimmer verlangten. Der Wirth erklärte mit vielem Bedauern, daß er nicht im Stande sei, die Herren zusammen unterzubringen; sie müßten sich begnügen, jeder allein in einer Kammer zu schlafen. Ich erkannte den Erben in einem der Herren. Sie setzten sich in eine Ecke und verzehrten schweigend das Abendessen, dann entfernten sie sich. Es war mir unmöglich, den Blick von diesem Antlitz zu wenden, dessen Röthe mich mit den schlimmsten Besorgnissen erfüllte.

Unter mancherlei Sorgen vermochte ich erst spät in der Nacht einzuschlafen. Gegen Morgen wurde ich durch einen heftigen Lärm und starkes Klopfen an meine Thür geweckt. Man rief nach einem Arzte. Nothdürftig bekleidet, eilte ich hinaus und fand das Personal des Hauses und die Gäste in wilder Verwirrung. Alle Thüren am oberen Flur standen offen und ein wirrer Haufen drängte sich um die letzte an der Treppe. Ich eilte in das kleine Gemach; da lag der neue Herr der Million im Bette, sein schweres kaltes Haupt hing über die Bettkante hinab, am Boden ruhte seine matt herabgesunkene Rechte in

einer großen trüben Blutlache. Ein Blutgefäß war gesprungen; er war todt.

Sein Erbe war ein Knabe von fünf Jahren. Das Kammer-Gericht übernahm die Verwaltung der unheimlichen Million.

---

2. Auch ein Minister.

So viel auch täglich von Diplomatie und Diplomaten geredet wird; die „diplomatischen Figuren" sind im Aussterben begriffen. Ich verstehe unter dieser Bezeichnung die Heiten des Selbstcultus, wie er zu einer Zeit in Deutschland unter den älteren Büreaukraten Sitte war, als es noch keine, alle Regierungsmaßregeln durchfuchtelnde Presse gab, und es noch keinem Ministerium eingefallen war, in einem von ihm selber gegründeten Blatte seine Handlungsweise zu vertheidigen, oder gar für seine Principien theoretisch einzustehen. In jenen stillbeseligten Jahren der Stagnation wurden die wirklichen geheimen Räthe in allem Ernst ihres stattlichen Titels froh, und ein Minister, der nie in einer Kammer erscheinen, sich von den frivolen Augen der Tribünenvergnüglinge betrachten lassen, und sogar selber den Mund aufthun oder gar die Angriffe irgend eines kecken Provinzialbewohners pariren mußte, war ein unnahbares Etwas, höchstens um ein Geringes populärer und zugänglicher, wie der Lama oder der Kaiser von China. Die heutige Welt, die ihre Minister in schlichten Röcken mit nicht allzu neuen Hüten bedeckt, zu Fuß auf der Straße erblickt, der es nicht unbekannt ist, daß auch auf so vor-

nehme Tiſche Mohrrüben und Bratwurſt kommen, daß die hohen Conſumenten und Excellenzen wiederum es nicht verſchmähen, gelegentlich an der leckeren Tafel irgend eines Commerzienrathes neuerer Zeitrechnung zu erſcheinen; dieſe heutige Welt beſitzt keine Anſchauung mehr von dem ſtolzen Selbſtgefühl, welches ſich in der feierlichen Haltung und dem Behaben der nun faſt verſchollenen diplomatiſchen Figuren kund giebt.

Mein ſeliger Patient, der Geheime Rath v. F. gehörte zu dieſer klaſſiſchen Schule der alten Garde deutſcher Staatsmannſchaft. Ich konnte mich bei meinen regelmäßig wöchentlichen Beſuchen nie der Ahnung erwehren, daß mir nur vorläufig ein ſo leichter und raſcher Einlaß in die Gemächer des Gewaltigen gewährt werde, daß vielmehr künftig weitläufige Unterhandlungen zwiſchen dem Vorzimmer und den inneren Räumen, Sendungen von Botſchaften und Memoire's nöthig werden könnten, ehe ich dazu käme, dem Herrn Geh. Rath an den Puls zu faſſen. Herren dieſer Art ſi..n ſich damals mit mehr äußeren Förmlichkeiten behandeln, als ihre Fürſten, wozu ſie bei geringerem weltlichen Anſehen, durch die wirkliche Macht, die ſie in Händen hatten, verleitet werden mochten. Der Geh. Rath v. F. war von der Stunde an, in welcher er menſchlichen Augen ſichtbar wurde, ſo ſauber und gewählt gekleidet, als erwarte er, von ſeinem fürſtlichen Gebieter „befohlen" zu werden. Ein ſchwarzer oder blauer Frack mit Ordensbändern ſtach impoſant von einer weißen ſteifen Cravatte ab, in welcher das Kinn anmuthig à la Talleyrand kokettirte; aus langen ſchwarzen Pantalons guckte ein kleiner Fuß in glänzenden Schuhen und ſeidenen Strümpfen hervor, und das edle, von Jahren und politiſchen Kümmerniſſen — damals that man ſo, als nehme man ſich die Leiden der Völker zu Herzen — angegraute Haupt prangte aufgerichtet

und vornehm mit einer schönen spitzigen Nase und einem fein gravirten Gesichtsschnitt. Der Geh. Rath hatte eine unglaublich kunstvolle Art inne, mit Menschen zu sprechen. Anscheinend beschäftigte er sich nur mit der Person, welche eben die Ehre genoß, vor ihm zu stehen, er prüfte und durchbohrte sie unausgesetzt mit scharfem Auge, und doch war es ihm eigentlich nur um sich selber zu thun, um die Idee des officiell Imposanten, für deren sterblichen Vertreter er sich gleich so vielen seiner älteren Collegen hienieden hielt. Ein solches Doppelwesen der Erscheinung würde bei geringerer Virtuosität der Ausführung unglaublich lächerlich gewesen sein; bei meinem Patienten brachte es eine durchaus ernste Wirkung hervor. Er imponirte allen ihm Entgegentretenden, wie er offenbar sich selber zum Entzücken imponirte.

Geh. Rath v. F. war in früheren Jahren ein geistreicher Schriftsteller im hysterisch reflectirenden Genre gewesen; es existirt noch von ihm eine berühmte theoretische Schrift, als Autorität ihres Faches viel genannt in der gelehrten Welt. Allein, es ging ihm wie anderen geistreichen Anderen von Rang und daraus gerechtfertigten Ansprüchen: man fand auch ihn in gewissen Stellungen unbequem, die Politik nahm eine jener Wendungen, welche zu fein für das Auge des großen Publikums, nur für die Untersuchungen diplomatisch zugestutzter Spintiseure und Journalisten interessant sind, der Geh. Rath paßte nicht in die neue Farbennüance und man überging ihn unter einer anmuthigen Form bei der Besetzung eines auswärtigen Gesandtschaftspostens.

Von Stund' an begann der verschlossene, feierliche Mann sich langsam zu verändern. Nicht daß er reselig wurde, von Klagen überfloß, sich über Zurücksetzung beklagte; das lag Alles außerhalb der Möglichkeit dieser alten Facultät von Politikern seiner Art. Nein,

er blieb stumm und herinetisch zugeknöpft; er wurde nur nächlässiger und unordentlicher in seinem Aeußeren. Man merkte ihm an, daß in der Tiefe seines Innern die Selbstvergötterung einen schmerzlichen Stoß erhalten habe, daß der Baal seines Herzens auf das Heftigste erschüttert worden sei. Er gab nicht mehr so viel wie sonst auf das Phänomen seiner selbst; es mochte in ihm aussehen, wie in einem Vogelneste, das rohe Menschenhände berührt haben, und das die empfindlichen Inhaber nun nicht mehr fertig bauen, sondern als Bruchstück verlassen. Die Vorschriften der Etikette beim Eintritt bestanden nicht mehr in früherer Schärfe, die weiße Cravatte verschwand, an die Stelle des Fracks trat ein dunkler faltiger Schlafrock, die unendlich zierliche Aufstellung des Mobiliars und der zahlreichen Kunstgegenstände in der Wohnung gerieth in Verwirrung; ja der einzige Bediente ließ sich in seiner Garderobe gehen und empfing die wenigen Besucher nicht mehr wie die Würmer des Staubes, sondern wie Creaturen, die mit ihm und seinem Herrn aus einem Thon geformt waren.

Mich schmerzte dieser Verfall außerordentlich, denn sichtlich litt die Gesundheit des alten Mannes unter diesem unaufhörlichen Seelenleiden und seine sich neigende Haltung verrieth mir, daß er nicht mehr die ehemalige Spannkraft in sich finde. Sonst war nichts aus ihm herauszubekommen. Von einer ursprünglich eisenfesten Constitution, litt er an keinem positiv auftretenden Uebel, und aller ärztliche Beistand vermochte nur, sich auf Beobachtung, Warnungen und Abwehr störender Einflüsse zu beschränken. Seit längerer Zeit hatte ich vielfach über den verschlossenen Mann nachgedacht, als ich plötzlich, an einem ganz ungewöhnlichen Tage, die Einladung erhielt, morgen um 11 Uhr Vormittags bei ihm zu erscheinen. Nach gewohnter Weise warf ich mich in Gala und fand

mich zur festgesetzten Zeit ein. Der Bediente empfing mich in der glänzendsten Livree und mit den großartigsten Geberden. Alle Räume waren höchst sauber und gewissenhaft wiederhergestellt, die Oelgemälde abgestäubt, die venetianischen Glasgefäße, die Majoliken und alten Waffen, malerisch geordnet, im Salon war ein neuer Teppich gelegt und der große Kronleuchter mit dicken Wachslichtern besteckt. Anfangs glaubte ich an Heirathsideen, aber ich mußte über mich selbst lachen, als in seinem Arbeitskabinet der alte Herr mir entgegentrat. Ueber das blasse, siebenfach versiegelte Gesicht flog wieder das ehemalige huldvoll herablassende Lächeln mit der wehmüthigen leichten Ironie über die Erbärmlichkeit der unbüreaukratischen Creatur, der Nacken war hoch aufgerichtet, die großartige Garderobe, die Frisur in neu hergestelltem Glanze, und auf der linken Seite des Fracks prangte ein Congreß von gold- und silberglänzenden Sternen und Kreuzen aller möglichen hohen Herren. Ich verfertigte schweigend die in solchen Fällen vorgeschriebenen Complimente und harrte der Entzifferung, die nicht lange auf sich warten ließ. Mit einer gnädigen Handbewegung wurde mir ein Tabouret zum Sitzen angewiesen und alsbald begann der Geh. Rath: „Sie haben sich immer als ein Freund meines Hauses bewiesen, lieber Medizinalrath, ich habe es deshalb für billig gehalten, Ihnen eine erfreuliche Veränderung, die in den nächsten Tagen vor sich gehen wird, vorläufig freilich noch unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen. Ich werde Minister!"

Man kann sich die Freude eines Arztes denken, dem plötzlich die Aussicht eröffnet wird, eine so hochgestellte Persönlichkeit unter seinen Patienten zu sehen. Ich entblöde mich nicht, zu sagen, daß ich meine Einnahmen

verdreifacht, meine bürgerliche Stellung erhöht und meine Bruſt mit dem landesüblichen Orden geſchmückt ſah.

„Und mit welchem Miniſterium, wenn ich fragen darf, werden Excellenz betraut werden?“ fragte ich neugierig.

„Der Miniſter v. Altenſtein verläßt in dieſen Tagen den Staatsdienſt — ich werde Cultusminiſter.“

„Dann erlauben mir Excellenz wohl, außer der pflichtſchuldigen Gratulation, auch meine eigene Freude auszuſprechen, in dem künftigen Chef des Medizinalweſens meinen Gönner und den Förderer langgehegter wiſſenſchaftlicher Pläne und Verbeſſerungen zu erblicken.“

Die Excellenz lächelte bezaubernd und ſagte: „Halten Sie nur einige Tage lang reinen Mund, lieber Medizinalrath und nun kommen Sie in das Speiſezimmer und laſſen Sie uns ein Frühſtück einnehmen.“ Ganz verwirrt über dieſe miniſterielle Cordialität folgte ich ihm und ſetzte mich ihm gegenüber an den reich ſervirten Tiſch. Das Dejeuner war koſtbar und es fehlte nicht an feurigem Xeres, dem Lieblingsweine des ehemaligen Geh. Rathes.

Um zwölf Uhr war die vertrauliche Audienz zu Ende und ich begab mich in den kühnſten Hoffnungsträumen nach Hauſe. Natürlich konnte ich kaum den Abend erwarten, um in der Staatszeitung, entweder die erfolgte Abdankung des bisherigen Miniſters, oder wenigſtens irgend eine dahin zielende offizielle Andeutung zu finden. Aber dieſer Abend und noch ſo mancher andere verging, und Herr v. Altenſtein blieb Miniſter, wie Herr v. F. Geh. Rath. Endlich begab ich mich unter dem Deckmantel eines ärztlichen Beſuches in ſeine Wohnung. Der Empfang und das Ausſehen des Bedienten waren wenig geeignet, meine roſigen miniſteriellen Hoffnungen aufrecht zu erhalten. Weit entfernt von der Pracht eines Kammer-

dieners Sr. Excellenz trug er eine Schürze aus grober Leinwand und Holzpantoffeln. Es kam mir vor, als ob in den Avancementsangelegenheiten Neumond und das Wetter umgeschlagen sei. In den Zimmern herrschte wieder die alte Unordnung, der Geh. Rath trug nicht die Orden, sondern den Schlafrock des mißvergnügten Beamten, auf seiner Stirn lagen die gewöhnlichen düsteren Wolken. Kein Wort über die Ministerfrage wurde gewechselt und kaum ließ der seltsame Mann sich herbei, mir auf meine ärztlichen Fragen Antwort zu ertheilen. Meine Gewohnheit ist es nie, nach Art mancher Aerzte, bei Junggesellen die Dienerschaft in besonderen Fällen auszufragen; ich pflege mich auf meine ruhige Beobachtung zu beschränken und zu verlassen. Ein Blick in das Auge und auf die Geberden des Burschen genügte mir, um die Sachlage vollständig zu begreifen.

Der Geh. Rath war *verrückt* geworden und er blieb es in seiner unschädlichen düsteren Weise. Vergraben unter Charteken von Büchern, Manuscripten, antiquarischen Curiositäten und Bildern grübelte er noch Jahre lang über seinen Sturz aus seiner Laufbahn. Verabschiedet steigerte diese Lage den Zustand seines Geistes nicht weiter, aber regelmäßig an dem Jahrestage seiner ersten Ernennung zum Cultusminister empfing ich eine Einladung zum Dejeuner, fehlte nie die Nachricht seiner glänzenden Beförderung, nie meine Gratulation und Betheuerung künftiger Hoffnungen, nie die Chokolade und die Flasche Xeres.

Wenn ich mein Tagebuch durchsehe, finde ich, daß ich *elfmal* mit ihm den Herrn Minister von Altenstein abgedankt habe.

Aus dem Leben eines Clavierspielers.

1. In exclusiven Kreisen.

Der Unterricht in adeligen Häusern bildet ein eigenes Capitel in den Aufzeichnungen jedes Pianisten. Am wohlsten wird sich derjenige fühlen, der seine Lehrstunden auf diese Kreise zu beschränken sucht, und demgemäß Lebens- und Redeweise, Toilette und Haltung einrichtet. Die freisinnige Richtung des Zeitalters hat diese Species aussterben lassen, aber ich weiß mich noch eines Collegen zu erinnern, der schon früh Morgens ein schwarzes Galacostüm und eine gesteifte weiße Cravatte anlegte, in dieser Tracht die Straßen beschritt, an öffentlichen Orten für sieben und einen halben Silbergroschen zu Mittag speiste, Lectionen gab und am Piano studirte.

„Das verstehen Sie nicht", sagte der Gönner, wenn ich ihm humane Vorstellungen machte und ihn an die Pflicht der Selbsterhaltung erinnerte. „In dieser Tracht bin ich noch einmal so viel werth. Niemand wagt Einwendungen, wenn ich einen Thaler fordere. Man zahlt ihn, und wenn die gnädige Frau ihn vom Mittagsbrode absparen sollte. Meine Existenz ist weit gemüthlicher und unangefochtener, als die Ihrige. Die Collegen machen sich hinter meinem Rücken zwar lustig über mich, ich weiß es; aber mein diplomatisches Wesen erspart mir eine Menge Aerger und Verdruß mit Eltern und Kindern.

Man hat Respect vor mir; das ist das Wort! Seht zu, was aus der Welt wird, wenn der Respect zum Teufel geht!" Dann fuhr er mit den Händen durch seine gen Himmel starrenden, kurzen Haare, zog ein Paar weißer Handschuhe aus der Tasche und entfernte sich gemessenen Schrittes mit den Worten: „Gelingt es mir, einen Orden zu bekommen, so sterbe ich als reicher Mann!"

Der aristokratisch geschliffene Pianist wußte sehr wohl, was er that. Er war der beliebteste Lehrer in adeligen Häusern, am besten bezahlt und am besten behandelt. Ein gewisser verhüllter Schmerz in seiner Physiognomie war wohl berechnet; denn er wirkte anregend auf die Phantasie seiner Clavierclienten. Einige hielten ihn für den natürlichen Sohn eines vornehmen Herrn, andere für den letzten Abkömmling eines verarmten, vielleicht wegen politischer Intriguen verbannten alten Hauses im Auslande, der seinen Namen abgelegt habe und resignirt die Talente der Familie verwerthe. Bei vielen war sein Erscheinen zur Stunde ein festlicher Moment. In den Salons dieser Kreise spielte er eine Rolle als diplomatischer Repräsentant. Sein Spiel war nicht virtuoser Art, aber klar, gemessen und dem Sentimentalen zugeneigt. Der Vortrag seiner Romanzen und Notturno's galt unter den Anhängern für unvergleichlich.

Nicht Jeder besitzt dieses Talent, sich eine Charaktermaske anzueignen und mit eiserner Willenskraft Jahre lang durchzuführen; ich gelangte immer nur zufällig und vorübergehend in adelige Häuser, drang also niemals bis in die Salons vor.

Mein erstes Debüt fand in dem Hause eines Obristlieutenants a. D. statt, der seine junge Gattin im Clavierspiel etwas weiter ausbilden lassen wollte. Das kinderlose Ehepaar bewohnte ein schönes Quartier in einer der freundlichsten Stadtgegenden, wurde von mehreren To-

mestiquen bedient, und besaß Equipage, worans ich außer der Pension auf eine beträchtliche Jahresrente schloß. Erst weit später erfuhr ich bei anderer Gelegenheit, daß diese Rente einer großen Provinzial-Apotheke entstamme, welche die gnädige Frau als einzige Tochter geerbt und dann verkauft hatte. Ungeachtet ihrer bürgerlichen Abstammung hatte meine Schülerin jedoch niemals eine Anwandlung von plebejischer Schwäche gezeigt, oder sich in ihren Reden die geringste Vertraulichkeit erlaubt. Sie wußte, was sie der militärischen Würde ihres Gatten, der beträchtlichen Anzahl seiner Ahnen schuldig sei! Der Kriegsgebieter selber gab sich im Verkehr viel einfacher und unbefangener. Da das Instrument in der Wohnstube des Eheparres stand, genoß ich in jeder Lection das Vergnügen, mich in der Gesellschaft beider Gatten zu befinden. Es gehörte nur wenig Menschenkenntniß dazu, um bald zu entdecken, daß der Obristlieutenant und seine Gemahlin auf's fürchterlichste an Langeweile litten. Gewisse abgegriffene Bücher aus der Leihbibliothek, eine Handarbeit, die schlechterdings nicht vorrücken wollte, es sei denn in ihrem Colorit, das sich allgemach bis zur ausgeprägten Isabellenfarbe veränderte, und ein kläffender Spitz voller Unarten, der stets unter dem, mit den genannten Gegenständen beladenen Nähtische auf dem Fußkissen lag, und nur aufsprang, um dem Lehrer seiner Herrin zu Leibe zu gehen, lehrten mich das Tagewerk meiner Schülerin kennen, auch wenn ihre abgespannten Gesichtszüge, ihr müdes Spiel während der Stunde, keinen weiteren Schluß gestattet hätten.

„Ich wünsche nicht, daß meine Frau durch das Clavierspiel angegriffen werde", hatte der Obristlieutenant mir gleich anfangs dringend eingeschärft, „sie ist eine künstlerische Natur, aber sie ist auch ein zartes Weib, sie bedarf in jedem Augenblick ihres Lebens der Schonung!

Bitte, richten Sie sich danach, nur keine anstrengenden Studien! Am liebsten wäre es mir, Sie entwärfen schriftlich ein Programm, über das sich ja gemeinschaftlich capituliren ließe!"

Dieses Programm war pflichtschuldigst von mir entworfen worden, aber ich hatte damit kein Glück gemacht. Das Ehepaar schauderte vor meinem zu pedantisch und gewissenhaft entworfenen Lehrplan zurück und stellte mehrere Amendements, die ich nothgedrungen annehmen mußte, wenn ich nicht auf die Stunden verzichten wollte. Componisten von mehrerer Tiefe, als Rosellen und Hünten, wurden nicht zugelassen. Sehr bald sah ich, daß die gnädige Frau, eine so „künstlerische Natur", durch die Lectionen und damit verbundenen Uebungen sich nur einige Stunden der Woche vom Halse schaffen wollte.

„Studiren Sie meiner Eleonore einige Salonsachen so sicher ein, daß sie dieselben mit vollendeter Sicherheit vortragen kann!" sagte dann wieder der Obristlieutenant, wenn er nachdenklich hinter den Stuhl seiner Gattin trat und einen grundgelehrten Blick in das Notenheft warf, „sie besucht einige Musikabende in befreundeten Familien und wird immer zuerst zum Spielen aufgefordert. Man hat überall eine besondere Vorliebe für ihren zarten Anschlag!"

Nachdem er solche schmeichelhafte Wahrheiten ausgesprochen, trat der verabschiedete Krieger zurück und vor den Trümeau, wo er mit einer kleinen Taschenbürste seinen schönen Schnurrbart glättete und gewisse frühzeitige Lücken oberhalb seiner Denkerstirn kunstvoll verhüllte.

Es fehlte mir nicht an ausreichender Zeit, den von seiner Eleonore so eingenommenen Mann zu beobachten, denn diese war in ihren Uebungen überaus faul, während der Stunde aber unaufmerksam und gleichgültig, so daß ich sehr bald die Hoffnungslosigkeit aller meiner Be-

mühungen und ein baldiges Ende dieser Verbindung voraussah. Desto aufmerksamer beobachtete ich den Obristlieutenant.

Auch er hätte gern einige seiner Tagesstunden, die sich aus Anstandsrücksichten nicht wohl verschlafen ließen, im Wege der Licitation veräußert. Wenn ich mich um elf Uhr einfand, hielt er meistens die Zeitung in Händen, blieb nach den üblichen Grüßen noch ein Viertelstündchen sitzen und warf gebrochene Blicke in die Blätter. Der Blödsinn der Annoncen hatte den Müßiggänger vollständig fascinirt. Endlich raffte er sich zur Thätigkeit auf. Unter vielem Hin- und Herwandern holte er — einen Stickrahmen, setzte sich an das Fenster und begann mit einer Geschicklichkeit zu arbeiten, die von langer Uebung zeugte. Da ich mich weislich hütete, meinen Absichten vor einer solchen Beschäftigung durch Blicke zu verrathen, legte der Tarfere sich nicht den mindesten Zwang auf, er trat sogar in kritischen Momenten ganz unbefangen an das Clavier und holte den Rath seiner Frau ein, wo es sich um die Wahl der Farbe einer neuen Schattirung handelte. So viel ich von der Sache verstand, arbeitete er mit außerordentlicher Sorgfalt. Die Gleichmäßigkeit seiner Stiche ließ nichts zu wünschen übrig, er besaß Geschmack in der Zusammenstellung der verschiedenen Stoffe: Seide, Wolle und Perlen, und gegen das von ihm auserlesene Muster hätte keine Vorsteherin eines Tapisseriegeschäfts etwas einwenden können. Ob er mit einer solchen in regelmäßiger Verbindung stand, habe ich nicht zu erfahren vermocht. War er ganz in seine Arbeit vertieft, so unterließ er sogar seine gewöhnlichen musikalischen Randbemerkungen. Die großen Meister der Sculptur haben kaum mit einer gleichen Hingebung und Versenkung in ihre Phantasiebilder, an dem für ihre Modelle bestimmten Thonklumpen gearbeitet, wie dieser

Künstler an den auf Canevas genähten Ueberzügen zu Sophakissen und Sitzpolstern. Zu meiner Betrübniß wurde den erwähnten Forschungen ein unverhergesehenes Ende bereitet. Die Erwartung einer lebendigen Zunahme des Hausstandes machte eine noch größere Schonung der gnädigen Frau nothwendig, der Arzt hatte jede Aufregung ihrer zarten Nerven durch Musik strenge untersagt; die Lectionen wurden mithin bis nach der Geburt des neuen Erdenbürgers ausgesetzt, doch niemals wieder angefangen.

Der Beruf der Militärpersonen gestattet ihnen überhaupt einen lebhafteren geselligen Verkehr mit dem schönen Geschlechte, als den Herren des Civilstandes. Welchem jungen oder alten Herrn wäre es möglich, um die Mittagszeit Stunden lang bei den Damen zu sitzen, Stadt-Neuigkeiten zu erzählen und die Nachmittags oder Abends zu veranstaltenden Spaziergänge zu besprechen? Mit Ausnahme der Manöverzeit und der Tage, wo er die Wache beziehen muß, kann der Lieutenant frei über seine Zeit verfügen. Diese Erfahrung machte ich ein Jahr später, wo ich berufen war, zwei Fräuleins von Adel zu unterrichten. Daran gewöhnt, in gänzlicher Einsamkeit, oder doch nur in Anwesenheit einer Mutter, Tante oder Gouvernante Lectionen zu ertheilen, konnte ich mich sehr schwer an die unvermeidliche Gegenwart von Lieutenants gewöhnen, die sich für das Schweigen unter dem Gewehr durch lebhafte Gesprächigkeit im Salon entschädigten.

Die Frau Baronin-Mama schien von der Ansicht auszugehen, daß die Musik nur ein artiges, höchstens durch den Tact geregeltes Geräusch sei, das durch ein gleichzeitiges munteres Gespräch keineswegs gestört werde. Heute, wo ich mich durch meine Anwesenheit in vielen Concerten davon überzeugt habe, daß diese Theorie unter den Damen weit verbreitet ist, würde ich an den häus-

lichen Gebräuchen der Familie keinen Anstoß nehmen, damals fühlte ich mich höchst unglücklich und zur Opposition geneigt.

Die Stunde begann auch in diesem Hause um elf Uhr; kaum hatte jedoch das Fräulein, dessen Toilette zuerst vollendet worden war, am Pianino Platz genommen, so meldete der Diener bald einen, bald mehrere jüngere Befehlshaber an, die mit sichtlicher Freude sofort vorgelassen und nach flüchtiger Entschuldigung: „Bitte, nur einen Augenblick!“ von der aufspringenden Schülerin empfangen, auch so lange unterhalten wurden, bis die Frau Baronin mit der Einrichtung des Gebisses und der Haartour fertig war und die Debatte selber aufnehmen konnte. Dann kehrte Bella, oder Minna, so hießen die beiden mir anvertrauten Talente, zum Instrumente zurück. Bis dahin war ich genöthigt, durch ein vorsichtiges Mezza-voce-Spiel mannigfacher Melodien meine Zeit auszufüllen. Ein Interesse an der Musik war selbstverständlich bei beiden Damen nicht vorhanden, der Clavierlehrer wurde in dem Hause nur unterhalten, wie Coco, der Papagei, und Joly, der Spaniel, als weißer Sclave, jedoch mit ungleich geringerem Wohlwollen behandelt. Minna, die jüngere der Schwestern, besaß Spuren von Gehör und hatte bei früheren Lehrern einige Stücke wohlfeilen Inhaltes erlernt; Bella war eine Barbaren-Natur und nur durch menschliche Sitte verhindert, gleich gewissen Vierfüßlern beim Klange lieblicher Melodien und harmonisch richtiger Accorde ein instinctives Wehgeheul anzustimmen. Noch heute verspüre ich einen tiefen Schmerz in meinen Eingeweiden, und ein kalter Schauer läuft über meinen Rücken, wenn ich an die musikalischen Gewaltthätigkeiten dieses, im Widerspruch mit seiner gänzlichen Talent- und Gefühllosigkeit, schönen und zierlichen Mädchens denke!

Da beide Fräulein drei Viertel ihrer Aufmerksamkeit

den geistreichen Gesprächen der jungen Helden, das letzte „schlechte Viertel“ aber nur dem Lehrer und vorzutragenden Tonstücken widmeten, werden selbst die Laien sich annähernd eine Vorstellung von ihrem Spiel machen können. Frau Baronin Mama mochten in ihrer Jugend etwas strenger zur Musik angehalten, oder doch abgeneigt sein, das Honorar für den Unterricht geradezu wegzuwerfen; die würdige Edeldame verließ daher nicht selten den Herrenkreis, trat zu uns heran und überhäufte ihre Töchter mit zärtlichen Vorwürfen, auf welche nach ein Uhr eine geheime Unterredung mit mir zu folgen pflegte, in der die Frau Baronin mich allzugroßer Nachsicht beschuldigte und fortan das strengste Auftreten von meiner Seite forderte. Daß die erste Bedingung eine Beseitigung der männlichen Plauderer sei, fiel ihr nicht ein. Auf die Haupt-Unterhaltung des Tages mochte sie selber nicht verzichten.

Meine Lage war die demüthigendste. In Gegenwart munterer Lieutenants, die den reichen Fräulein angelegentlich den Hof machten, sollte ich verhätschelten übermüthigen Mädchen von achtzehn und zwanzig Jahren gegenüber den barschen Präceptor spielen und mich in die lächerlichste Situation versetzen. Das Rathsamste schien, einen höflichen Absagebrief zu schreiben, doch fürchtete ich den Einfluß der vornehmen Familie auf die übrigen, zum Theil mit ihr bekannten Häuser, in denen ich Stunden gab. Ich sollte erst später lernen, daß ein derartiger unerwarteter Bruch oft selbst für die theuersten Freundinnen etwas ungemein Wohlthuendes hat und dem entschieden handelnden Lehrer eher zum Vortheil, als Nachtheil gereicht. Das von mir gewählte Mittel war, wie die Erfahrung lehrte, das schlechteste von allen. Da die jungen Damen für die Reize der Unterhaltung unverkennbar höchst empfänglich waren, hoffte ich sie für die

muſikaliſche Sache zu gewinnen, wenn ich mich bemühte, die nothwendigen Correcturen ihres Spieles mit lehrreichen oder unterhaltenden Bemerkungen zu vermiſchen. Anmaßender Weiſe traute ich mir eben ſo viele Fähigkeiten zu, wie den Lieutenants; ich hatte mich gröblich getäuſcht und weit überſchätzt. Die begabtere Minna ſchenkte zwar meinem Vortrage Anfangs einige Aufmerkſamkeit und ſchien eine vortheilhaftere Meinung von mir zu faſſen, als jedoch am Sopha hinter uns das Geſpräch auf eine projectirte Schlittenfahrt und dann auf einen in Ausſicht ſtehenden Hofball kam, achtete ſie nicht mehr im mindeſten auf meine Worte und die Noten; ich ſprach in den Wind. Zum Unglück gerieth ich noch auf die Idee, durch ironiſche Bemerkungen an das Ehrgefühl meiner Schülerinnen zu appelliren. Dies war ein gen Himmel geſchleuderter Stein, der auf das Haupt des thörichten Schützen zurückfiel. Minna, die ich zuerſt nach dieſem Recept zu behandeln verſuchte, entſchuldigte ſich nach der erſten derartigen Lection mit Migraine, für die Lieutenants ein triftiger Grund, mich als den ruchloſen Anſtifter des Leidens durch ihre Gläſer zu fixiren; Bella ging mit einem fertigen Schlachtplan in's Treffen.

Nach den erſten Accorden des verdammten Andante's, das ſie dem Inſtrumente entlockte, merkte ich ſchon, daß es auf eine Provocation abgeſehen ſei. Die Tonart des mir unvergeßlichen Stückes war G-dur, der Leitton folglich Fis, nun zog die Schöne aber vor, wie ich vermuthe, um unſer geſpanntes Verhältniß raſch zum Bruch zu bringen, überall, wo Fis vorkam, F zu ſpielen! Sogar die Lieutenants wurden unruhig und verſtummten endlich, geſpannt auf das, was da kommen werde.

Noch heute bin ich ſtolz auf meine Ausdauer. Alle Erbitterung, allen Muth kämpfte ich nieder; ich corrigirte mit zitternder Stimme eine Stunde lang den ver-

stümmelten Leitton. Nur die Gefolterten, die man in Nürnberg in einer mit Nägeln gespickten Wiege schaukelte, litten gräßlichere Qualen. Frau Baronin Mama verließen das Zimmer, sie besaßen nicht die Nervenkraft ihrer Bella. Die Pendule schlug ein Uhr.

Noch hatte ich mir nicht die geringste Einwendung erlaubt.

Jetzt, als sich wieder das ohr- und herzzerreißende F vernehmen ließ, erhob ich mich und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen meinen verbindlichsten Dank für den heutigen seltenen Genuß auszusprechen. Die Tonsysteme mancher orientalischer Völker waren mir bisher nur theoretisch bekannt, durch Ihr Spiel bin ich in die Praxis eingeweiht. So denke ich mir die Scala der Chinesen!"

Mit einer tiefen Verbeugung schied ich von der bis unter die blonden Locken erröthenden Bella und ging.

Kaum zu Hause angelangt, ereilte mich der Bediente des Hauses. Er überbrachte das bis zum heutigen Tage fällige Honorar, eingewickelt in eine unquittirte Schneider-Rechnung, aber weder eine mündliche Botschaft, noch ein Begleitschreiben. Ich war mit der seidenen Schnur abgefertigt.

---

2. Im Bürgerhause.

Wir saßen am Kamine, mein älterer Landsmann, der Fabrikant B. und ich; seine beiden kleinen Töchter spielten am Flügel eines jener vierhändigen Tonstücke voll melancholischer Albernheit, wie sie von müßigen und hungrigen Componisten dutzendweise über italienische Me-

lodieen zu Nutz und Frommen der Jugend arrangirt werden. Die Musik hat, wie das Salz zum Wasser, eine natürliche Verwandtschaft zur menschlichen Thräne. Die Augen meines Nachbars wurden bei dem Spiel der Kinder feucht, die trübseligen Melodieen regten seine Thränendrüsen an. Der arme Mann hatte vor einem halben Jahre seine Frau verloren, die Kinder waren mutterlose Waisen. Er mochte durch ihre noch stümperhaften Uebungen an die Verstorbene erinnert werden, an ihre Liebe zur Musik, an ihr kunstgebildetes, tiefempfundenes Spiel, ihre Pläne, den Kleinen eine sorgfältige musikalische Erziehung zu geben, ihre Hoffnungen, sich einst in den Tagen des Alters an der Fertigkeit der Kinder zu erfreuen, das war nun Alles dahin. Vor der Zeit hatte der Tod in die Stimme, welche der Mutter in der Familien-Partitur anheimfiel, jenes Wort „tacet" geschrieben, das die durstigen Bläser in den Orchestern mit so vielem Vergnügen auf ihren Notenblättern lesen. Die beiden Mädchen wurden von dem musikalischen Stoffe weniger schmerzlich berührt; mit der glücklichen Unbefangenheit der Kindheit tändelten sie während des Spieles und brachten in jugendlichem Uebermuth in den Melodieen allerlei falsche Accente auf schlechten Tacttheilen an, die ihnen einen mehr barsch klingenden als barsch gemeinten Ordnungsruf von meiner Seite zuzogen.

„Nehmen Sie es nicht so streng mit den Kindern", sagte der Vater, sie haben jetzt ihre Uebungsstunde beendet, die Ungeduld regt sich und ich glaube, wir thun wohl, sie in Freiheit zu setzen."

Dem feinen Gehör der Mädchen war keine Silbe entgangen. Der Vater hatte kaum die Lippen geschlossen, als sie auch schon vom Instrument aufsprangen und zum Zimmer hinausstürmten. Der Papa blickte den wilden Kindern freundlich lächelnd nach und sagte dann, sich

wieder zu mir wendend: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie wohl mir in meinem Hause ist, seitdem der Unterricht der Mädchen sich in männlichen Händen befindet."

Da ich keinen näheren Sinn mit seinen Worten zu verbinden wußte, sah ich, ohne zu antworten, ihn nur fragend an; er lächelte bitter und sagte: „Sie werden mich verstehen und meine Freude begreifen, wenn ich Ihnen den Grund enthülle, aber es ist eine förmliche Novellette; Sie werden Geduld nöthig haben. Wenn Ihre Zeit knapp gemessen ist, erzähle ich Ihnen die Geschichte an einem anderen Abende."

Ich versicherte meinem Landsmanne, dem Fabrikanten, daß ich Novelletten mit ganz besonderem Vergnügen höre, und bat ihn, die Recitation derselben sogleich zu beginnen.

„Sie wissen", hub er an, „daß meine selige Frau die Kinder von einer älteren Jungfrau, bei der sie selber schon als Mädchen Clavierstunden gehabt, in der Musik unterrichten ließ."

„Eine nicht mehr in der ersten Blüthe der Jahre stehende Dame habe ich allerdings zuweilen bei meinen spärlichen Besuchen bemerkt, allein ihr Name und ihre sonstigen Eigenschaften waren mir unbekannt", antwortete ich der Wahrheit gemäß.

„Es war Fräulein Albertine Schmidt", sagte der Fabrikant mit halber Stimme, ergriff das Schüreisen und bearbeitete ein brennendes Stück Steinkohle mit einer Energie, die mir den Verdacht einflößte, er glaube in dem Mineral den Kopf der erwähnten Albertine vor sich zu haben. Nachdem er den Block zerstückelt und sich noch durch einen letzten mörderischen Stoß schadlos gehalten, fuhr er fort: „Meine arme Louise war eine vortreffliche Frau, wollte der Himmel, die Kinder wurden

ihrer Mutter ähnlich; ihre Vorliebe für dieſe Perſon war ihr einziger Fehler. Ich konnte mich niemals mit ihr über Fräulein Schmidt verſtändigen. Sie hielt das Frauenzimmer für ihre treu ergebene Freundin, und doch war ſie nur eine falſche Katze; aber ich war nicht im Stande, ſie davon zu überzeugen."

„Inwiefern wurde denn der Frieden Ihres Hauſes durch die gute Dame geſtört? Ich habe geglaubt, die Stellung einer Clavierlehrerin ſei zu unbedeutend und bringe ſie zu wenig mit den Reſpectsperſonen der Familie in Berührung, um ihr Einfluß zu geſtatten."

„Ich habe ſchon geſagt: ſie war nicht allein die Clavierlehrerin der Kinder; ſie war die Freundin meiner Frau und als ſolche die dritte Großmacht im Hauſe", antwortete der Fabrikant, und ſeine Hand machte eine zuckende Bewegung nach dem Schüreiſen.

„Die Schmidt war nicht allein ein muſikaliſches, ſie war auch ein literariſches Frauenzimmer, und aus dieſer Eigenſchaft entwickelten ſich ihre gefährlichſten Seiten. Eine große Beleſenheit und ein gutes Gedächtniß unterſtützten ihren Hang zur Intrigue."

„Fand ſie denn als Clavierlehrerin Gelegenheit, dergleichen einzufädeln?"

„Ihr Umgang mit meiner Frau war nur die Hülle für einen wohl überlegten Plan; die Perſon war in mich verliebt und hatte ſich in den Kopf geſetzt, mich zu heirathen."

Die Behauptung kam mir ungereimt vor. „Lieber Freund", ſagte ich, „unter den anthropologiſchen Betrachtungen des großen Kant befindet ſich wohl eine Bemerkung, daß jede junge Frau ſchon bei Lebzeiten ihres Mannes ſich den möglichen Wittwenſtand ausmale und im Stillen an einen paſſenden Nachfolger denke, allein den alten Jungfern mißt der philoſophiſche Hage-

ſtolz vielleicht aus Collegialität nicht eine ſo ſtrenge Denkungsart bei. Es wäre doch zu arg, als Freundin der lebenden Frau, auf ihren Tod und die Hand des Mannes zu ſpeculiren."

Der Fabrikant zuckte die Achſeln. „Die Schriften Ihres Philoſophen habe ich nicht geleſen; ich verlaſſe mich bei der Beurtheilung der Menſchen nicht auf Bücherſtellen, ſondern auf meine geſunden Augen. Das Frauenzimmer wollte mich heirathen; der zarte Körperzuſtand meiner Frau mochte den Gedanken in ihr angeregt haben."

„Sprachen Sie ſich jemals darüber gegen die Verſtorbene aus?"

„Das hätte zu nichts geführt, mein Lieber! Sie kennen noch nicht die Frauen. Eine ſolche Behauptung wäre mir als maßloſe Männereitelkeit ausgelegt worden. Die feſte Ueberzeugung habe ich auch erſt nach dem Tode meiner Frau gewonnen und durch das ſpätere Betragen der Schmidt meine früheren Vermuthungen beſtätigt gefunden. Sie verfuhr offenbar nach einem geordneten Feldzugsplane. Als ſie nach ihrer Ueberſiedelung aus der Provinz, der Heimath meiner Frau, nach Berlin in unſer Haus kam und den Unterricht der Kinder übernahm, war ihr erſtes Geſchäft, ſich bei allen Parteien ſo angenehm und unentbehrlich als möglich zu machen. Meine Perſon blieb Anfangs ganz aus dem Spiele. Zuerſt mußte die Freundſchaft meiner Frau aufgefriſcht und das Vertrauen der kleinen Mädchen gewonnen werden. Beides war nicht ſchwer. Nach Beendigung der Clavierſtunde miſchte ſie in die Abſchieds-Höflichkeiten irgend eine Erinnerung an das elterliche Haus meiner Frau, daraus entſpann ſich dann ein Geſpräch, das am erſten Tage nur ſtehenden Fußes geführt, am folgenden ſchon in einer ordentlichen Kaffee-Seſſion fortgeſetzt wurde. Was uns Männern die Weinflaſche, iſt den Frauen die Kaffeetaſſe,

nach kurzer Zeit war die nothwendige ‚Schwesterschaft' hergestellt. Die Clavierlehrerin der Kleinen hatte sich in die unentbehrliche Gesellschafterin meiner Frau verwandelt. Mein Geschäft gestattet mir erst am späteren Abende nach dem Schluß des Comptoirs einige Freistunden, und ich kann mich nicht um die belletristischen Bedürfnisse der Damen bekümmern, dieser Umstand und die Romanliebhaberei meiner Frau waren der klugen Mamsell nicht entgangen. Sie erntete die Lectüre derselben, übernahm die Colportage zwischen der Bibliothek und dem Hause, nach Umständen auch das Amt der Vorleserin. Berechneterweise wurden die Mädchen nicht vernachlässigt, Fräulein Schmidt ging auf die Costümfrage ihrer Puppen ein, machte Pläne für die Toilette, leistete Hülfe bei der Anfertigung der Kleider und führte die Oberaufsicht, wenn die Kinder sich mit ihrer kleinen Küche beschäftigten. Täglich von Nachmittags 3 Uhr an konnte sie als Familienmitglied betrachtet werden. Sie begreifen, daß eine für Frau und Kinder so unentbehrliche Person sehr bald zum Range eines regelmäßigen Gastes beim sonntägigen Mittagessen erhoben wurde. Bei der sichtlichen Zufriedenheit meiner Frau leistete ich keinen Widerstand; die alte Person schien mir damals im höchsten Grade ungefährlich. Ich betrachtete es sogar als ein Glück, daß meine Frau eine ihr zusagende Gefährtin im vierhändigen Clavierspiel und eine gebildete Freundin gefunden hatte, mit der sie sich über ihre Lectüre unterhalten konnte. Ueber meinem Garn bleibt mir ja keine Zeit, mit der neueren Literatur gleichen Schritt zu halten."

„War Ihnen denn der unerwartete Zuwachs zu Ihrer Familie und die Permanenz-Erklärung des Frl. Schmidt im Hause nicht bei intimen Besprechungen mit Ihrer Frau lästig?"

„Meine Frau nahm an dem Gange des Geschäfts

keinen speciellen Antheil; ihr fehlte der Sinn für industrielle und kaufmännische Angelegenheiten, und um die Verwaltung des Hauswesens konnte ich mich wieder nicht bekümmern. Die Theilung der Arbeit war vollständig hergestellt; wir fanden selten Gelegenheit, von Dingen zu sprechen, die ein Dritter nicht hören durfte. Nur wenn wir das Theater besuchten, war mir die Gegenwart der Freundin zuweilen recht unangenehm. Wir Geschäftsleute finden die einzige Erholung am Whistisch und vor den Brettern; ich bin von jeher gern in das Theater gegangen. Seit die Schmidt sich bei uns angesiedelt, traten Störungen ein. An den ersten Abenden blieb die kluge Person weislich bei den Kindern und schien ein besonderes Vergnügen zu empfinden, sie mütterlich zu überwachen. Dadurch wurde das Mitgefühl meiner Frau erregt: nach vier Wochen bewies sie mir unwiderleglich, daß ich schon aus Erkenntlichkeit für ihre Aufopferung Frl. Schmidt mitnehmen müsse, die Kinder wären unter der Aufsicht der Bonne gut aufgehoben."

„Und Sie ließen sich überreden?"

„Konnte ich als anständiger Mann nein sagen? Es wurde an jedem Theater-Abend stets ein drittes Billet geholt."

„War es Ihnen denn nicht lästig, statt einer, zwei Damen zu bedienen, als Hausherr in Ihrem eigenen Wagen rückwärts zu sitzen und öffentlich mit einem weiblichen Arjutanten aufzuziehen? Ich würde mich in einer solchen Lage höchst ungemütlich fühlen!"

„In der Hinsicht bin ich nicht allzupeinlich. Unbequem wurden mir nur die ästhetischen Versuche der Person, meine künstlerischen Ansichten zu veredeln. In den Zwischenakten tractirte sie mich mit literarischen Auseinandersetzungen, bis ich ihr endlich sagte: ich ginge ins Theater, um mich nach des Tages anstrengender Arbeit

zu erholen, aber nicht, um Recensionen zu hören; ich hätte an den gedruckten in den Zeitungen hinlänglich genug.“

„Das that seine Wirkung, nicht wahr?“

„Gewiß, denn die Person war ungemein schlau. Sie merkte, daß sie ihren Operationsplan voreilig demaskirt hatte und zog die Vorposten ein. Eine Zeit lang mied sie allen gemeinschaftlichen Theaterbesuch, dann machte die Erkrankung meiner Frau demselben ganz ein Ende.“

Mein Landsmann schwieg einige Minuten, und warf mit der Schaufel frisches Brennmaterial auf die Kohlen. Die Manipulation war nur symbolisch; er feuerte gleichsam den eigenen Zorn an.

„Bei dem großen Vertrauen, das meine Frau in sie setzte, wußte sie sich von jetzt an unentbehrlich zu machen. Daß sie sich der Pflege der Kranken und der Sorge für das Wohl und die Reinlichkeit der Kinder widmete, fand ich sehr natürlich und vergalt es durch ansehnliche Geschenke, aber mir fiel auf, daß meiner eigenen Person noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde!“

„Die Krankenpflege war also nur ein Scheinangriff, während die Sturmcolonne auf das Hauptcorps formirt wurde,“ warf ich ein.

„Ja, mit Küchengalanterien!“ sagte der Fabrikant, „sie hatte mir in besseren Tagen meine Schwäche für Seefische abgemerkt. Jetzt trafen als Vergeltung für die Kleider, Tücher, die Mäntel und Kragen, die ich ihr durch die arme Kranke hatte zukommen lassen, und als Herz- und Magenstärkung für den gebeugten Ehemann, allerlei geräucherte und frische Meerbewohner aus der Hafenstadt ein, aus der sie stammte. Ich mußte sehr bald gegen diese Ueberschwemmung unserer Küche Protest einlegen, sonst hätten wir uns Alle mit der fortwährenden Fischkost das kalte Fieber an den Hals gegessen.“

„Ein teuflischer Plan! Die machiavellistische Person

betrachtete den Magen als das Außenwerk zu der Festung des Männerherzens!"

„Sparen Sie Ihre schadenfrohen Bemerkungen!" sagte der Fabrikant, „die Sache war für mich zu peinlich, um lächerlich zu sein. Um meine Frau zu schonen, mußte ich mich geduldig in Alles fügen. Diese christliche Gelassenheit lockte das alte Fräulein ganz aus dem Häuschen. Bisher war sie durch die Gegenwart meiner Frau gehindert, jetzt fanden sich Momente, wo sie mir persönlich zu Leibe gehen konnte. So oft sie für die Kranke etwas zubereitete, ließ sie sich nicht nehmen, für mich irgend eine Leckerei hinzuzufügen, und da ich Abends im Eßzimmer allein soupirte, sich persönlich nach meiner Zufriedenheit zu erkundigen."

„Vermochten Sie denn nicht, sich der Zudringlichen zu erwehren?" fragte ich entrüstet.

„Dazu war das ganze Verfahren zu geschickt eingeleitet," antwortete der Fabrikant achselzuckend, „Fräulein Schmidt erschien immer im himmlischen Gewande der Aufopferung für den Nebenmenschen. In mir lebte eine Ahnung ihres Dolus, aber ich wurde immer wieder schwankend, und wenn ich die bewundernswürdige Ausdauer sah, mit der sie sich der Kranken und den Kindern widmete, so war ich eine Zeit lang von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt und fühlte mich zur Dankbarkeit gestimmt. Mir imponirte sogar die Standhaftigkeit, ich sprach mich darüber in anerkennenden Worten aus, und ermunterte dadurch die Projectmacherin ohne meinen Willen zur dreisteren Entfaltung ihrer Pläne."

„Sie wissen, wie rasch das Brustleiden meiner Frau sich verschlimmerte," fuhr der Fabrikant nach einer kurzen Unterbrechung fort, „wie die sorgfältigste Ueberwachung der Kranken nothwendig wurde. Das Fräulein hatte längst die erforderliche Krankenwärterin angestellt, die un-

vermeidlichen Abänderungen der bisherigen Haus- und Zimmerordnung getroffen; als die Kranke starb, zog sie, ohne dazu aufgefordert zu sein, von selbst in mein Haus."

„Ohne einen Grund anzugeben?" fragte ich erstaunt.

„Um Gründe war sie niemals verlegen! Angeblich verlangten meine Töchter ihre Anwesenheit. Die Kleinen sollten durch den Tod ihrer Mutter in dem verödeten Hause sich so unheimlich fühlen, daß die zärtlichste Freundin der Verstorbenen nicht umhin konnte, bei ihnen zu bleiben und sie zunächst ein wenig zu zerstreuen. Es zeigte sich jedoch sehr bald, daß nicht sowohl die Töchter, als vielmehr der Vater das Ziel ihrer humanen Bestrebungen war." Er stand auf und machte einen Gang durch das Zimmer.

„Sie hatte sich anfangs in der Stube der Kinder eingenistet, nach dem Begräbniß jedoch siedelte sie in das daneben gelegene Schlafzimmer meiner Frau über und nahm alle vorhandenen Toilettengegenstände in Beschlag."

„Ich verstehe Sie nicht," unterbrach ich den Landsmann, „ich habe Sie stets für einen tüchtigen Geschäftsmann gehalten, wie konnten Sie zulassen, daß diese Person Ihnen dergestalt über den Kopf wuchs?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß sie wirkliche Verdienste um die Kinder und das Hauswesen hatte. Solchen Personen macht das dankbare Gemüth mannigfaltige Concessionen, man rechnet mit ihnen nicht allzu strenge ab, man läßt sich selbst persönlich von ihnen Vieles gefallen, was sich sonst kein Dritter gestatten dürfte. Es war mein Glück, daß ihre feste Zuversicht, mich schon ganz in der Tasche zu haben, sie zu frühe aus dem Häuschen lockte. Die Verstorbene war noch nicht acht Tage unter der Erde und die Apothekerrechnung noch nicht bezahlt, als sie mir schon Vorstellungen machte, wie unrecht es sei, daß ich Morgens meinen Kaffee in meinem Arbeits-

zimmer allein einnähme, die armen Kinder sehnten sich nach ihrem Vater und mir selber würde leichter um's Herz werden, wenn ich nicht länger ihre Gesellschaft miede."

„Und Sie gehorchten?"

„Was sollte ich thun? Die Bitte klang unverfänglich genug. Der Kaffee wurde im Wohnzimmer servirt, ich brachte meine Zeitungen nach alter Art mit, aber meine Hoffnung, sie ruhig lesen zu können, wurde schmählich getäuscht. Ich murre nicht gegen die Einrichtungen der Natur, gewiß sind sie weise, auch wenn unser beschränkter Verstand sie für thöricht und mangelhaft hält, aber ich habe niemals einen vernünftigen und wahrscheinlichen Grund für die nicht zu bändigende Redseligkeit der Frauenzimmer anzugeben vermocht. Kaum hatte ich die Zeitungen entfaltet, als Fräul. Schmidt auch schon von Wirthschaftsangelegenheiten zu reden anfing, kleine Rechnungen hervorholte, und ihre Bezahlung verlangte. . . ."

„Aber das waren doch unvermeidliche Dinge in einem Haushalte!" erlaubte ich mir zu bemerken.

„Durchaus nicht!" sagte der Fabrikant, „um Details bekümmert sich kein großer Geschäftsmann. Die Rechnungen meiner verstorbenen Frau hatte ich immer am Sonnabend Morgen bezahlt; das wußte das Fräulein sehr gut. Ihr lag nur daran, mit mir in regelmäßiger mündlicher Verbindung zu bleiben. Anfangs hatte ich nicht sonderlich darauf Acht gegeben, bald fielen mir gewisse Veränderungen in ihrer Toilette auf, die dem üblichen Zuschnitt der Trauertracht widersprachen. Das verwitterte Geschöpf suchte dem schwarzwollenen Kleide einen coketten Anstrich zu geben, zierte sich mitten in der tiefsten Trauer mit weißen Halskragen und Manchetten, und schnitt, sobald ich einen zufälligen Blick auf sie warf, so melancholisch verliebte Gesichter, daß ich das Lachen verbeißen mußte. Mir war die Geschichte der Kinder wegen

höchst unangenehm; auch die kleinsten Mädchen entwickeln schon eine scharfe Beobachtungsgabe, und die Jüngste sagte wirklich einmal: „Papa, Tante Albertine sieht Dich ja immer so sonderbar an.“ Ein Mißverständniß war jetzt nicht mehr möglich; durch die letzten tendenziösen Flexionen ihres Mienenspieles war das verliebte Fräulein überführt.“

„Fühlten Sie sich denn nicht durch diese stummen Huldigungen geschmeichelt?“

„Sie scheinen eine seltsame Meinung von meinem Geschmack und der Liebe zu meiner Verstorbenen zu haben,“ sagte der Fabrikant in etwas scharfem Ton. „Ich hatte längst im Stillen beschlossen, mich niemals wieder zu verheirathen, aber drei Wochen nach dem Begräbniß von einem solchen Geschöpf im eigenen Hause attaquirt zu werden, das mußte die Geduld selbst eines kaltblütigen Mannes erschöpfen. Ich wandte mich an unseren Hausarzt, ein unübertreffliches Exemplar, wo es sich um Schlichtung von Familienwirren handelt.“

„Was sagte der kluge Doctor, als Sie ihm die verliebten Anspielungen des Fräuleins mittheilten?“ fragte ich neugierig.

„Das habe ich längst vorausgesehen!“ antwortete der medicinische Weise, sobald ich ihm mein Leid geklagt. „Die Schmidt ist als verwegene Heirathsspekulantin in der ganzen Stadt bekannt. In jüngeren Jahren stellte sie heranwachsenden Künstlern nach, schwärmte für flaumbärtige Violinspieler und Cellisten, unterhielt romantische Verhältnisse mit schlechten Sängern und eine weitläufige Correspondenz mit verkannten Künstlern; mit zunehmendem Alter ist sie praktischer geworden, denkt sie realistischer. Sie hat sich ein vollständiges System der Wittwerverfolgung ausgebildet!“ „Und weshalb haben Sie mich nicht längst gewarnt?“ schrie ich den Doctor an. Er lachte und sagte, die ganze Stadt spräche von unserem

Verhältniß und alle Welt glaube, ich habe die Absicht, die alte Person wirklich zu heirathen!«

„Der verdiente Lohn Ihrer Nachgiebigkeit und Schwäche!"

„Ich war vor Entsetzen verstummt, der gewandte Doctor stellte indessen sehr bald meine Fassung wieder her. Es sei nothwendig, bewies er mir, das Verhältniß zu lösen, allen vertraulichen Umgang mit der Schmidt aufzugeben und sie dann aus dem Hause zu schaffen. „Wenn Sie irgend eine alte Tante haben, so wäre es am rathsamsten, sie sofort zu verschreiben, ich stütze mich hier auf den Satz: ungleichartige Elektricitäten ziehen einander an, gleichartige stoßen einander ab. Eine bejahrte Haustante ist das beste Gegengift wider eine heirathslustige alte Jungfer!"

„Und Sie befolgten den verständigen Rath?"

„Schon am nächsten Morgen, als wir am Kaffee saßen, begann ich ihr auseinanderzusetzen, daß die Lage meiner Kinder und die Hausordnung die Anwesenheit eines älteren weiblichen Wesens nothwendig mache, und daß ich an meine noch lebende Tante geschrieben habe, um sie einzuladen, die Führung meiner Wirthschaft und die Erziehung meiner Töchter zu übernehmen."

„Wie wurde diese Mittheilung aufgenommen?"

„Durch ein krampfhaftes Gelächter!"

„Ein Gelächter?"

„Ja, ein Gelächter, das nach einer Minute in heftiges Weinen überging. Es war ein sogenannter Weinkrampf in bester Form. Setzen Sie sich in meine unglückliche Lage. Die kleinen Mädchen fingen bei dem häßlichen Anblick und den convulsivischen Zuckungen des Fräuleins sogleich an zu schreien, die Domestiken stürzten in das Zimmer; es gab eine abscheuliche Scene. Wäre der Doctor nicht glücklicherweise zu Hause gewesen und gleich

herübergekommen, ich weiß nicht, was aus der Sache geworden wäre. Aber in Nervenungewittern ist ein vernünftiger, etwas barscher Arzt, immer ein wahrer Blitzableiter. Kaum war der Doctor angelangt, als der Weinkrampf sich legte. Ein leiser Wink von meiner Seite, und er wußte, was geschehen sei, was zum Besten der Kranken, zu meiner eigenen Rettung geschehen mußte. „Ihr Zustand ist in hohem Grade bedenklich," sagte mein Complice, nachdem er den Puls der Schmitt geprüft und den Kopf nach ärztlichem Brauche langsam geschüttelt. Sie sah ihn fragend und hoffnungsvoll an. „Vor allen Dingen ist eine schleunige Ortsveränderung nothwendig, Ihre Nerven sind durch den fortwährenden Aufenthalt in der Nähe der Kranken so angegriffen, Ihre Stimmung ist durch den Anblick der Gegenstände, die Sie an den Verlust der theuren Freundin erinnern, so verdüstert, daß nur von einem Wechsel der Umgebung und der Luft Besserung zu erwarten ist. Gewiß wird unser gemeinschaftlicher Freund und liebenswürdiger Wirth alle Hindernisse aus dem Wege räumen, die sich einer Badereise entgegen stellen könnten!"

„Gut gesagt, kurz und bündig!" sagte ich vergnügt.

„Noch war nichts erreicht!" fuhr der Fabrikant fort, und wischte einige Schweißtropfen von seiner Stirn, die ich weniger der Kaminwärme, als der schlimmen Erinnerung zuzuschreiben geneigt war. „Das alte Fräulein warf einen argwöhnischen Blick auf den Doctor, einen halb zärtlichen, halb anklagenden auf mich, und sagte entschuldigend, sie litte seit ihrer frühesten Kindheit an solchen Zufällen, es habe nichts weiter zu bedeuten, eine Ortsveränderung werde sogar, wie sie fest überzeugt sei, durch die Trennung von den Kleinen eher schädlich, als heilsam wirken, sie habe sich so an die Kinder gewöhnt, daß sie in ihnen beinahe vollen Ersatz für die verlorene Freundin

finde. Nach dieser Rede brach sie abermals in Thränen aus, trückte das Taschentuch vor die Augen und entfernte sich mit vieler Würde. Der Doctor war unbekümmert. „Uns weicht sie nicht, uns will sie nicht verstehen," brummte er in den Bart, „aber die Tante wird schon die gehörige Wirkung ausüben; alte Tanten sind drastische Mittel."

„Wie betrug sich denn die Schmidt Ihnen gegenüber nach dieser Scene?"

„Mit großer Vorsicht, aber ohne in ihren zärtlichen Aufmerksamkeiten nachzulassen. Sie schien sich mir ganz unentbehrlich machen, meinem Herzen für immer einprägen zu wollen, denn trotz ihrer Schlauheit mochte sie nicht glauben, vollständig durchschaut zu sein. Nach acht Tagen langte die Tante mit einer erheblichen Anzahl von Frachtstücken an. Schon am Morgen des Tages, an dem ihre Ankunft bestimmt war, zeigten sich Symptome von Verdrossenheit an meiner Freiwerberin, endlich lich sie der inneren Aufregung Worte. Sie werde nun wohl mein Haus räumen müssen, bäte mich jedoch, vorläufig noch bei uns wohnen bleiben zu dürfen, bis sie sich eine geeignete Wohnung besorgt habe. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Ich bat sie höflicher Weise, sich nicht den geringsten Zwang anzuthun und so lange zu bleiben, als es in ihrem Belieben stehe. Sie entfernte sich langsam; ihr Muth schien gebrochen. Der ersten Begegnung mit der Tante ging ich aus dem Wege; ich hielt mich bis neun Uhr in meinem Geschäftslokal auf. Als ich bei Tisch erschien, und die alte Tante begrüßt hatte, sah ich schon, daß die Auseinandersetzung zwischen beiden zarten Wesen im besten Gange sei. „Liebe Tante," sagte ich, begierig die Umstände zu meinem Vortheil auszubeuten, „das Fräulein bleibt nur noch so lange bei uns, bis sie ein geeignetes Quartier gemiethet hat." Ich hätte noch

einige Artigkeiten hinzufügen können, allein ich hatte meine Erfahrungen gemacht, und wollte mir nicht mehr den Mund verbrennen. Am andern Morgen erhielt ich einen langen Brief von der Schmidt. Sie drückte sich darin wie ein literarisch gewandtes Frauenzimmer aus. Auf zwei Seiten schilderte sie, wie theuer ihr der Aufenthalt in unserem Hause und die Gesellschaft der geliebten Kleinen geworden sei, und wie sie gehofft habe, die Erziehung derselben auch — vollenden zu können. Sie sähe sehr wohl ein, daß dieser tief gemüthliche Hang ihrer Seele nicht verstanden worden, und wisse Verzicht zu leisten, doch werde ich hoffentlich die Grausamkeit gegen ihr Herz nicht so weit treiben, ihr auch den musikalischen Unterricht meiner Töchter zu entziehen. Dieses schwache Band fessele sie allein noch an ein Dasein, dessen Blüthe mit ihrer zu früh verstorbenen Freundin verwelkt sei. . . ."

Der gutmüthige Mann stockte; er hatte sich selber gerührt.

„Thaten Sie dem schlauen Frauenzimmer den Willen?"

Er zögerte anfangs mit der Antwort, dann sagte er leise: „Ja, ich ertheilte die Erlaubniß."

„Und was sagte der Doctor dazu?" fragte ich weiter.

„Er war außer sich. Sie verderben meinen ganzen Plan, sagte er verdrießlich, alte Tanten sind zwar höchst dauerhaft, aber doch immer nicht unsterblich. So lange die Schmidt in Ihrem Hause frei aus- und eingehen kann, schwebt das Damoklesschwert unaufhörlich über Ihrem Haupte. Lassen Sie z. B. die Tante sterben, und sie siedelt sich von Neuem in ihrem Quartier an. Ein bedenklicher Schlangenbiß muß nicht nur mit äußerlichen Mitteln behandelt, er muß ausgeschnitten und selbst mit einem glühenden Eisen ausgebrannt werden. Alle meine Vorstellungen waren vergeblich, der erfahrene Mann wollte von keinem Aufschub aus Höflichkeitsgründen etwas wissen. „Machen sie ihr, als begüterter Hausherr, meinet-

wegen noch nachträglich ein ansehnliches Geschenk, aber schlagen Sie ihr die Thür vor der Nase zu. Sie haben eine prächtige Ausrede. Eine Clavierlehrerin ist leichter als eine heirathslustige alte Schachtel aus dem Hause geschaft. Schreiben Sie ihr ein Billet: die erfreulichen Fortschritte der Mädchen machten bei ihrem angebornen Muthwillen eine strengere Ueberwachung durch einen männlichen Lehrer nothwendig. Der Rath ließ sich hören, ich schrieb das Billet an die Schmidt und zugleich eines an Sie, mein Lieber, worin ich Sie um die Uebernahme des Clavierunterrichtes ersuchte."

„Ich habe also eigentlich diese Stelle den Heirathsumtrieben des Frl. Schmidt zu verdanken?"

„Gewissermaßen!" sagte der Fabrikant nicht ohne einige Verlegenheit, denn er hatte mich früher oft mit seiner Bewunderung meiner Talente als Lehrer unterhalten.

„Haben Sie denn nun Ihren Zweck vollständig erreicht?"

Sie geht täglich um die Stunde, wo ich mich auf die Börse begebe, bei uns vorbei, und fängt einen Gruß auf."

„Und die alte Tante?"

„Gott schenke ihr ein langes Leben! zwischen den beiden Frauenzimmern herrscht eine unversöhnliche Feindschaft!"

Der Fabrikant sprach noch, als an der Klingel gezogen wurde; er fuhr bange zusammen.

„So ist der Mensch," sagte er innerlich tief bewegt, als der Diener eintrat, und einen Brief brachte, „ich hatte mich so hineingeredet, daß ich den Klingelzug der — Schmidt zu hören glaubte. Dem Himmel sei Dank; es ist nur der Briefträger gewesen."

3. Das Conservatorium in der Pension.

„Am liebsten wäre es mir, Sie übernähmen den gesammten Unterricht in meiner Anstalt!“ sagte Professor Mendel, und genoß eine Prise. Er that es stets, wenn nach Verkündigung eines großen Gedankens er den Nerven seines Gehirns eine Beschwichtigung angedeihen lassen wollte.

„Das dürfte sich kaum mit meiner sonstigen Beschäftigung vertragen!“ antwortete ich mit bedenklicher Miene.

Professor Mendel antwortete zunächst noch nicht, er blickte durch das Fenster, über den Hof mit seinen Turnapparaten, über den Garten, in die Ferne und seufzte, dann sagte er: „Alles kommt hienieden auf Centralisation an. Nach meinem System wird jeder Unterrichtszweig in eine Hand gelegt!“

„Aber die Zeit — bedenken Sie — es ist ja unmöglich, neben meinen übrigen Privatlectionen diese Menge Jungen zu unterrichten!“ bemerkte ich, schon durch die Präliminarien etwas ergrimmt, denn das Honorarangebot war äußerst kläglich, und konnte nur dadurch etwas glimpflicher erscheinen, daß bei dem Unterricht in einem Hause der Zeitverlust durch weite Wege fortfiel.

Der Professor wurde ernst, er blickte sinnig auf das Bändchen des rothen Adlerordens in seinem Knopfloch und sagte: „Jungen? nein, Knaben, sagen Sie Knaben, der Ausdruck klingt gewählter, ich sage niemals Jungen. Man könnte dieses Wort in den Familien meiner Zöglinge leicht falsch auffassen, bitte nochmals, sagen Sie stets „Knaben!“ Auch die alten Schriftsteller bedienten sich mit Vorliebe dieses Wortes, und noch heute nennen wir Neueren einen aufgeweckten lebensfrischen Greis, um

unser Wohlgefallen an ihm auszudrücken, einen alten Knaben!"

„Mit vielem Vergnügen!" antwortete ich lächelnd, „wäre es jedoch nicht zweckmäßig, wir sprächen uns endlich über die Unterrichtsangelegenheiten aus? die Zeit rückt vor und die Schulglocke wird gleich geläutet werden!"

„Ja so — was ich sagen wollte," sprach der Professor, „die Menge der Knaben soll Sie nicht in Verlegenheit setzen. Sie haben mich von Hause aus falsch verstanden. Einige Knaben, jedoch nur die fertigeren Spieler, müssen einzeln, und zwar zu dem angegebenen höheren Honorarsatze, Stunden erhalten; die Mehrzahl wird gemeinschaftlich unterrichtet und zahlt monatlich einen geringeren Satz, bei dem Sie Ihre Rechnung finden und auch die Anstalt —"

Hier steckte Professor Mendel. Da ich, obgleich noch ein Jüngling an Jahren, längst wußte, auf welchem Wege das Budget von Pensionen und Privatanstalten zu Stande kommt und aufrecht erhalten wird, beeilte ich mich, fortzufahren: „Auch die Anstalt darf dabei nicht zu kurz kommen!"

„Die Benutzung des Pianoforte's, das Salair für den Stimmer, die möglichen Reparaturkosten!" setzte der Professor mit innerer Zufriedenheit hinzu, mich auf seine finanziellen Pläne eingehen zu sehen.

„Die Idee läßt sich hören," sagte ich, zunächst bestrebt, mit diesem Geldkünstler die Honorar- und Abgabenfrage zu ordnen. „Wenn der Einzelne vierteljährlich sieben und einen halben Thaler zahlt, so würden anderthalb Thaler für die Anstalt abgezogen werden und der Rest dem Lehrer verbleiben!"

„Das wäre allerdings nicht mehr als billig," schmunzelte Professor Mendel befriedigt, „und auch die Anstalt könnte sich mit diesen Procenten für zufriedengestellt erklären."

„Es bleibt nur noch ein Punkt zu erwägen, der den ganzen Plan zu ſtören droht, und zwar ein Koſtenpunkt!“ ſetzte ich hinzu.

„Und der wäre?“

„Um mehrere Knaben gemeinſchaftlich zu unterrichten, brauchen wir ſtumme Claviaturen, deren Ankauf eine nicht unerhebliche Auslage fordern dürfte!“

„Dafür iſt geſorgt,“ bemerkte lächelnd der Profeſſor. „Ich verkenne nicht den Vortheil der ſtummen Claviaturen mit beweglichen Taſten für die Uebungen der auf dem tönenden Pianoforte erlernten Stücke, wenn der Schüler an ſeinen Platz zurückgekehrt iſt, allein wir können uns helfen. Es giebt eine Methode, wo dem Anfänger zur Erlernung der Noten und erſten kleinen Stücke nur eine lithographirte Claviatur untergebreitet wird, und er lediglich angedeutete Taſten berührt; dieſer Methode wollen wir uns bedienen!“

Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken, wenn ich an die künftigen Virtuoſen auf der lithographirten Claviatur dachte.

„Noch beſſer, weil deutlicher, wäre es,“ fuhr Mendel fort, „wenn wir die Claviaturen vom Buchbinder anfertigen ließen. Die Untertaſten laſſen ſich leicht auf die weiße Pappe zeichnen; als Obertaſten werden Streifen ſchwarzen Glanzpapiers eingeklebt!“ Er ſprach es, lächelte triumphirend und machte eine Notiz in ſeinem Taſchenbuche.

„Wird ſich denn eine ausreichende Anzahl von Schülern finden?“ fragte ich etwas beklommen, denn mein muſikaliſches Gewiſſen begann ſich bei dem Gedanken an den vom Buchbinder geklebten Flügel zu regen.

„Acht haben ſich ſchon in Folge meiner vorläufigen Anfragen gemeldet,“ ſagte der Profeſſor mit feſtem Ton, „ſobald wir zwölf haben, werden zwei Coetus gemacht.

Jeder erhält vier Stunden wöchentlich, der erste von zwölf bis eins, der zweite von vier bis fünf!"

„Und wann fangen wir an?"

„Nach Ostern! wir dürfen nicht zögern. Es ist ein Wunsch vieler Eltern, ihre Kleinen den Elementarunterricht außer dem Hause genießen zu lassen, und so das Anhören der ersten Studien zu umgehen. Sie wissen so gut als ich, wie viele denkende Väter, wie viele nervenschwache, aber literarisch gebildete Mütter es giebt, und wie enge die meisten Wohnungen sind! nein, wir dürfen keinen Augenblick zögern!"

Professer Mentel war Inhaber und Vorsteher einer Pensien für Knaben aus guten Häusern, mit der zugleich eine Privatschule verbunden war. Von der Aristokratie und dem reichen Bürgerstande der Stadtgegend wurde seine Anstalt besonders der sogenannten „halben Pensien" wegen benutzt. Der gewandte Pädagoge nahm die Kleinen in Empfang, sobald sie aus dem warmen Bette kamen, unterrichtete, beschäftigte und beköstigte sie in seinem Hause den Tag über, und entließ sie erst, wenn ihre Eltern sich bereits in das Theater oder die fällige Abendgesellschaft begeben hatten, ein lästiges Zusammentreffen mit dem Kindlein also nicht mehr möglich war, diese sich auch in einem Zustande von Ermüdung befanden, der ihnen das Bett am wünschenswerthesten erscheinen ließ. Es gab kaum eine Disciplin, in der nicht die heranwachsende männliche Jugend im Hause Mentels unterrichtet wurde, und in der er selber nicht einige Kenntnisse oder Fertigkeiten besaß. So war der Plan des gemeinschaftlichen Clavierunterrichts entstanden. Wie gesagt, erhielten die eigentlichen, im Hause wohnenden Pensionäre ihre Lehrstunden einzeln. Die Clavierspecialisten waren aus dem elterlichen Hause Verbannte, Mißvergnügte, d. h. Halb-

penſionäre. Es war mir vom Schickſal beſchieden, auch in dieſer Kaſte Erfahrungen zu ſammeln.

Ueber alle Erwartungen raſch hatte Profeſſor Mendel die verſprochene Anzahl von Eleven beiſammen, und am erſten Tage des neuen Curſus begann auch der Unterricht.

Ging ich ſchon mit einem unverzeihlichen Kleinmuth ans Werk, ſo ſanken auch meine letzten ſchwachen Hoffnungen, als ich die erſte Serie der Schüler betrachtete. Es giebt auch in reichen Häuſern und vornehmen Familien, nicht allein auf der Landſtraße hinter Zäunen und Hecken, verwahrloſte Kinder, und das ungewöhnlich ernſthafte Antlitz des Profeſſor Mendel überzeugte mich ſehr bald, daß ich vor meinen Eleven auf der Hut ſein müſſe. Die ſechs Clavierſocialiſten wurden von ihm auffallend ſtrenge, beinahe barſch angeredet; aus ſeinen Worten tönte die Klangfarbe eines Zuchthausinſpectors. Darf ich mir erlauben, die indirecten Reden des Livius und anderer Geſchichtsſchreiber des Alterthums nachzuahmen, ſo drückte ſich Profeſſor Mendel etwa folgendermaßen aus: „Sie, die Halbpenſionäre, ſeien zum gemeinſamen Clavierunterrichte berufen worden, weil erfahrungsmäßig feſtſtehe, daß ſie am häuslichen Heerde, unter der Obhut nur eines einzelnen Lehrers, überdies eines, nicht in litteris bewanderten, folglich minder reſpectirten Muſikers, nun und nimmermehr etwas gelernt hätten, noch auch jemals lernen würden. Deshalb habe man ſie der fortwährenden Aufſicht von Schulmännern anvertraut, deren Einem auch der Clavierunterricht übergeben worden. Schon Plato ſage in ſeinem Protogoras, daß Rhythmus und Harmonie nöthigenfalls ſelbſt mit Zwang den Seelen junger Knaben eingeprägt werden müßten, denn das ganze Leben des Menſchen bedürfe dringend der Eurhythmia und Euarmoſtia, d. h. einer ſchönen Bewegung und glücklichen Miſchung. Dazu gedenke man ſie anzuleiten.

Deshalb seien Tafeln ersonnen, Embleme der Claviatur. Ein kunstverständiger Meister in Pappe und Papier habe sie angefertigt; in ihrem Gebrauch würden sie unterwiesen werden. Er, der Professor, hoffe, sie würden ihm durch Fleiß und Folgsamkeit den Kummer ersparen, von mir, ihrem Lehrer, Betrübendes zu hören!"

Welche Wirkung diese kurze, aber schlagende Rede auf die Gemüther der Eleven hervorbrachte, ging aus der Demonstration des kleinen Kraps hervor, des jüngsten der mir anvertrauten Schüler. Ohne den Ernst seiner Gesichtszüge zu verändern, wußte er doch seine Zunge so weit herauszustrecken, daß ich, für den allein besagtes Verfahren berechnet war, denn Professor Mendel stand dicht vor dem kleinen Kraps, die Länge dieses Organes nicht mit den sonstigen Verhältnissen des hoffnungsvollen Knaben zusammenreimen konnte.

Auf die Rede folgte die feierliche Uebergabe der papierenen Claviaturen, dann entfernte sich der Professor und die erste Sitzung war eröffnet. Kaum hatte Mendel die Thür geschlossen, so schlug die Versammlung einen lebhafteren Ton an. So pflegt eine heitere Unterhaltung zwischen Abgeordneten zu beginnen, wenn der Ministerpräsident eine Botschaft vorgelesen hat, sich dann entfernt und die Kammer mit ihrem Vorsitzenden allein läßt. Der kleine Kraps warf sogar ein inzwischen gedrehtes Papierkügelchen nach der schwarzen Tafel an der Wand, und sah sich von seinen fünf Genossen aufrichtig bewundert. Auf die Gefahr hin, als Gewaltthäter für immer in der Achtung aller Eltern und Vormünder gebrandmarkt zu werden, darf ich nur der historischen Treue halber, nicht verschweigen, daß erst eine sittige Haltung der Clavier-socialisten erzielt wurde, nachdem ich den kleinen Kraps, augenscheinlich den Clown der Klasse, am Kragen ergriffen

und so lange geschüttelt hatte, bis sich an uns Beiden Spuren von Congestionen nach dem Kopfe zeigten.

Hierauf begann der Unterricht, theils an dem tafelförmigen Clavier, theils an der Tafel, und ich war, da sich die Knaben sonst anstellig zeigten, mit dem Fortgange und Resultat der ersten Lection leidlich zufrieden. Nicht so leicht sollte ich mit der zweiten Serie, Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr fertig werden. Der Hauptstamm derselben bestand aus drei genialen Knaben, Söhnen eines genialen Künstlers. Sie waren malerisch in Röcke aus abgetragenem schwarzem Manchester gehüllt, ihre sonst freundlichen schönen Gesichter zeigten, sichtlich der Seife entfremdet, so wie die offenen Busen und kräftigen Hände, eine düstere dämonenartige Carnation; der Schulmeister in mir erkannte sofort, daß die strengen Wissenschaften von diesen Köpfen niemals Gewinn ziehen würden.

Noch betrachtete ich voller Verwunderung die seltene Trias, als die Thür des Klassenzimmers sich öffnete und eine nicht mehr junge, aber noch immer sehr schöne Dame von hohem Wuchse eintrat. Nicht nur aus der ungemeinen Aehnlichkeit mit den Knaben, sondern auch aus einer, nicht näher zu bezeichnenden holden Nachlässigkeit in der Toilette, erkannte ich die Mutter meiner Schüler. Sie näherte sich mir mit anmuthigen Geberden und sagte, sie beabsichtige außer ihren anwesenden, drei jüngeren Söhnen, meinem Unterricht noch den ältesten derselben anzuvertrauen, obwohl er weder zu den Schülern, noch zu den Halbpensionären der Anstalt gehöre, vielmehr schon die Wissenschaften hinter sich habe, und im Atelier seines Vaters arbeite. An seiner künstlerischen Zwanglosigkeit möge ich keinen Anstoß nehmen; es entwickle sich in ihm ein eigenthümliches Wesen, etwas von Salvator Rosa, sein Aussehen erinnere jedoch an die lieblichsten Engelsköpfe Raphaels. Der Widerspruch zwischen

solcher inneren Selbstständigkeit und äußerlichen idealen Kindheit sei höchst interessant, und hoffe sie, mir durch Zuführung dieses hochbegabten, aber musikalisch noch ganz unbewanderten Schülers große Freude zu bereiten. Prof. Mendel, der Chef, habe nichts dagegen einzuwenden. Die schöne Frau grüßte hierauf mittelalterlich huldvoll und räumte die Stube; eine Minute später ließ sich draußen männlicher Hufschlag vernehmen. Ein über das Knabenalter schon hinausragendes Individuum von siebenzehn bis achtzehn Jahren, aber sonst weder in der Tracht, noch im Geberdenspiel von den Brüdern unterschieden, trat ein, warf die Thür hinter sich heftig zu, sich selber auf die nächste Schulbank, und maß mich mit herausfordernden Blicken, indem er die Beine weit von sich streckte. Ich hatte den angehenden Salvator Rosa vor mir, nur entdeckte ich in seinem Gesicht nichts Raphaelisches, vielmehr schaute er auf mich, wie der junge Löwe der Arena, wenn er den zum Kampf bestimmten Gladiator in den Schranken findet. Der zweite Coetus, gewonnen durch des Jünglings Energie, brach augenblicklich in ein Hohngelächter aus, durch das verhängnißvolle Laute des Kriegsgeschrei's klangen; es galt mir, alles stand auf dem Spiel; ein Compromiß mit diesem Aufruhrstifter und seiner Schaar war nicht möglich. Mein Ansehen als Lehrer wäre für immer verloren gewesen. Sofortige Entscheidung wurde von mir gefordert; das Schicksal stellt seine Fragen selten mit ähnlicher Bestimmtheit. Gleich dem göttlichen Odysseus, als der freche Irus ihm die Gastlichkeit des eigenen Hauses verkümmern wollte, überlegte ich, ob ich den Eindringling für immer niederstrecken, oder nur aus dem Lokal entfernen sollte. Da Ersteres durch die Gebote des christlichen Staates, der Familie und Schule, verboten war, entschied ich mich für letzteres.

»Lerne erſt Schicklichkeit! ungezogener Bube!« rief ich ſo laut und zornig, als mein mangelhafter Tenor geſtattete, und warf mich zugleich auf Salvator Roſa. Der Burſche war ſtark und hätte mir viel zu ſchaffen machen können, aber die Verzweiflung einer empörten Natur, die ſich tief in den Schulſtaub gebeugt ſah, gab mir Rieſenkräfte. Ich ahnte, wie Simſon zu Muthe geweſen ſein mochte, als die Fürſten der Philiſter ihn aus dem Kerker holen und etwas zum Lobe des Gottes Dagon ſingen ließen. Der alte Richter der Juden packte die zwo Säulen des Tempels von Gaſa nicht feſter, als ich den Kragen des Manchesterrocks Salvator Roſa's, aber meine Aufgabe war leichter. Wenn Jener dreitauſend Philiſter zu fällen gedachte, wollte ich nur einen jungen Künſtler hinauswerfen. Ein gewaltiger Schwung, ein Stoß gegen die Thür, ein wilder Schrei, und der ſiebente Schüler befand ſich draußen. Er mußte ſich moraliſch vernichtet fühlen, denn als er das lange Vorzimmer durchſchritt und die Treppe hinabſtieg, klang ſein Hufſchlag ſchüchtern und leiſe; der Aufruhr war gedämpft und mein betrübtes Anſehen als Lehrer wieder hergeſtellt. Der zweite Coetus wagte ſeinerſeits keinen Verſuch, ſich nochmals gegen mich aufzulehnen, und die Nachmittagslection, in der meine Schüler die Bekanntſchaft der muſikaliſchen Elemente machten, ging verhältnißmäßig ruhig von ſtatten. Die beiden Executionen, zu denen ich mich ſchon am erſten Tage genöthigt geſehen hatte, wirkten aber auf mich, wie das zweifelhafte Gefecht eines Feldherrn und einer Armee, die eben nur ihre Stellung mühſelig behauptet hat und die Erneuerung des Kampfes am nächſten Morgen mit Beſtimmtheit vorausſieht, ohne neue Streitkräfte ins Feuer führen zu können. Meine Seele war mit Rückzugsgedanken erfüllt.

„Was du ausführen zu können bezweifelſt, fange lieber

gar nicht erst an!" (quod dubitas, ne facias), diese alte Lebensregel fiel mir täglich ein, wenn ich fortan unter den Claviercommilitonen saß, und mich trotz meiner Anstrengungen überzeugen mußte, daß ich Zeit und Lebenskräfte vergeudete, wenn ich den jungen Barbaren die Elemente der Musik auf diese irreguläre Weise beibringen wollte.

Das Hauptunglück des Unterrichts war, daß sämmtliche Schüler, ein musikalisch wirklich begabtes Knäbchen höchstens ausgenommen, die Clavierstunde nach den Vormittags- und Nachmittagslectionen als eine Erholungspause im Leben gelehrter junger Völker, und meine Person als einen Spielball ansahen, der ihnen zur Uebung ihrer erstarkenden Geisteskräfte und eines hoffnungsvollen Humors vom Schicksal vorgeworfen worden.

Wenn ich nun auch keine Beleidigung meiner Autorität duldete, so trat doch in jeder Stunde immer wieder der wunde Fleck hervor, den zu vertuschen, aller Aufwand von Kraft und pädagogischen Sophismen nicht hinreichte. Dieser wunde Fleck bestand in den, nicht aus dem Atelier eines Instrumentenmachers, sondern eines Buchbinders hervorgegangenen Claviaturen. Sämmtliche Schüler waren noch nicht reif genug, sich in die ihnen zugemuthete Symbolik zu finden. Weit entfernt, die ihnen am Pianoforte selber eingeübten kleinen Stücke an der Claviatur zu wiederholen, kehrten sie nur zu ihren Pappgebilden zurück, um unermüdlich von Neuem, und zwar auf die mannigfaltigste Weise, ihre Bewunderung kund zu thun, daß man solche unverschämten Forderungen an sie richten könne.

Kleine Mädchen machen erfahrungsmäßig gute Fortschritte auf der papiernen Claviatur; für meine Plagegeister war sie nur ein Gegenstand des Hohnes.

Aus Gewissenhaftigkeit theilte ich sofort meine Be-

denken dem Chef der Anſtalt mit. Er hörte mich mit Gelaſſenheit und Hoheit an, ſchwieg aber und ſchüttelte nur den Kopf. Allem Anſchein nach war er geneigt, den geringen Erfolg des Unterrichts meiner unzureichenden Lehrergabe beizumeſſen, doch erklärte er ſich bereit, falls Schüler ſich offene Widerſetzlichkeiten erlauben ſollten, mir ſofort zu Hilfe zu kommen, und die Schuldigen körperlich zu züchtigen, auch durch ſpätere Entziehung von Speiſe und Trank den Geiſt der Empörung zu bändigen. Als Halbpenſionäre halte er ſie unbedingt in ſeiner Hand.

Damit war mir nicht geholfen. Von trakeniſcher Strenge hatte ich in Schulangelegenheiten bis dahin nur ſehr zweifelhafte Reſultate geſehen; ich mußte mir ſelber zu helfen ſuchen.

Die Schwierigkeit war zunächſt, die auszubildende Jugend ſtets ſcharf im Auge zu behalten, da auch der zu leſen Streichen geneigteſte Knabe durch den Blick des Lehrers eben ſo magiſch gebannt wird, wie die Löwen und Tiger der Menagerien, wenn ſie dem Willen des Thierbändigers gehorchen. Es war nöthig, ſowohl das am Clavier ſpielende Individuum ſorgfältig zu unterrichten und überwachen, da von dem, was eben erlernt war, die darauf folgende Uebung abhing, als auch die an den Schulbänken ſitzenden repetirenden Knaben an ihre Beſchäftigung zu feſſeln und vor gegenſeitiger Störung zu bewahren. Bei der Eigenthümlichkeit des menſchlichen Organismus und dem Bau unſeres Auges war dieſes Problem nicht zu löſen. Die Natur in ihrer weiſen Sparſamkeit hat zwar verſchiedenen untergeordneten Geſchöpfen, ſo u. a. der volksthümlichen Neunauge, eine größere Quantität optiſcher Hülfsmittel zur Verfügung geſtellt, als der Mehrzahl vollkommener organiſirter Geſchöpfe, allein die Fähigkeit zugleich, vorwärts und rückwärts zu ſehen, hat ſie nur gewiſſen vielverfolgten Tul-

dern bewilligt, die lediglich zum Verzehr für andere Wesen bestimmt, aller Vertheidigungswaffen baar, dadurch für die zeitige Erkenntniß dräuender Gefahren ausgerüstet worden sind. So gedachte ich mit Neid oft genug der scharfsichtigen Stubenfliege, um so mehr, wenn ich sah, wie meine Eleven ihre durch das stumme Spiel an der Papierclaviatur verdüsterten Gemüther durch den Fang dieses traurigen Insectes zu erheitern suchten, die Arrestanten dann in die Tintenfässer tauchten, und nach dem Bade über die weißen Tasten der Claviaturen kriechen ließen.

Durch die traurige Nothwendigkeit, um Excesse zu verhüten, und doch meine Pflicht als Lehrer zu erfüllen, den Kopf fortwährend zu bewegen, nahm ich nach einiger Zeit eine unverkennbare Aehnlichkeit mit jenem Vogel an, den die Ornithologen eben dieser seltsamen Eigenschaft wegen „Wendehals" nennen. Dennoch gelang es mir nicht, meinen Zweck zu erreichen. Die talentvollen Knaben waren mir weit überlegen. Heute sehe ich ein, daß meine peinliche Ueberwachung nur dazu diente, ihren Scharfsinn in der Erfindung neuer Ränke und Schwänke auszubilden. Von dem langen Pappstreifen der Claviatur und dem Rücken eines Mitschülers gedeckt, stellten sie gelungene Versuche in andern Künsten an, die, für sich betrachtet, gewiß ehrenwerth, doch mit dem Zweck, zu dem wir uns versammelt, nur sehr wenig gemein hatten. Ein Holzschnitzer des Mittelalters wäre über die Anlagen der Kleinen entzückt gewesen. Sie bearbeiteten das Fichtenholz der Tische annähernd im Style der Meister, welche zu Ulm und Venedig ihr Andenken durch die wunderbarsten Chorstühle verewigt haben. Als Söhne praktischer Eltern und Sprößlinge eines weniger auf ästhetische, als industrielle Zwecke gerichteten Zeitalters, schufen sie jedoch nicht sowohl Kunstwerke, als vielmehr Nachbildungen von

nützlichen oder wohlthätigen Einrichtungen des Staates. Mit einer seltenen Ausdauer, unbeirrt durch meine häufigen Störungen, nur gestärkt durch das kindlich fromme Vertrauen auf meine Kurzsichtigkeit, schnitzten sie nach und nach kleine Gefängnisse, förmliche Verließe in die Tischbretter, die mit kunstvollen Schiebern versehen, zur Aufbewahrung jener Gefangenen und in Tinte gebadeten Fliegen dienten und gleich den geheimen Fächern in Schreibtischen, durch eine sinnige Politur dem Auge des Uneingeweihten verborgen waren.

Der kleine Kraps, ein Menschenkind, dessen Wesen aller weltlichen und kirchlichen Ordnung widerstrebte, leistete als Holzschnitzer Außerordentliches. Der vielversprechende Knabe entblödete sich nicht, kleinere Werkzeuge aus seinem Tischlerkasten in die Lehrstunde mitzubringen und seine Collegen damit zu unterstützen. Oft, wenn ich absichtlich den Blick nicht von dem Notenpulte wandte, und mich nur mit dem Spieler am Clavier zu beschäftigen schien, also die Künstler hinter meinem Rücken in ihren Bestrebungen ermuthigte, vernahm ich das leise Aechzen des geduldigen Holzes, in dem diese Würmer arbeiteten. Es war ein verhängnißvolles Geräusch und bedeutete den Untergang alles dessen in der Welt, woraus Melodien und Harmonien entstehen.

Soll ich die Wahrheit sagen, so mißbilligte ich die Bestrebungen meiner Schüler nicht ganz. Da die Erfahrung mich längst gelehrt, daß auf dem Buchbinderflügel keine Virtuosen heranzuziehen seien, ich überhaupt die Knaben nicht dazu zwingen könne, auf dem Papier Fingerübungen zu machen, war ich schon froh, wenn sie *nichts Schlimmeres thaten*. *Sie hatten nämlich*, ehe sie sich auf die Bildnerei in Holz gelegt, die Dauerhaftigkeit der Claviaturen versucht und die als schwarze Tasten aufgeklebten Papierstreifen abgekratzt oder aufgerollt.

Dieser Vandalismus drohte die ganze Clavierstunde zu untergraben. Waren die Claviaturen zerstört, so vermochte ich die Buben nicht mehr zu beschäftigen. Aus diesem Grunde trat ich nicht wider ihren Dilettantismus in einer anderen Kunst auf.

Diese Sorgen waren nicht meine einzigen. Vor einigen Buben, in deren elterlichem Hause, einem Aufenthalte von Scythen, sich gar kein Pianoforte befand, die also mit der Neugier von Indianern an das Instrument traten, mußte dasselbe geschützt werden. Es war zwar nur ein alter, im Pensionsdienste ergrauter, schier zu Schanden geübter Kasten, aber er sollte doch für unsern Gebrauch erhalten bleiben. Mir lag ob, zu verhindern, daß die Gebrüder Kaiphas, so hieß die unmusikalische Familie, vor Anfang der Lection sich über das Instrument hermachten, die Claviatur herauszogen, und den Mechanismus näher untersuchten, oder aber, zwischen den Saiten durch, mit Federhaltern das Hammerwerk berührten und Schaden anrichteten.

Ueberaus peinlich war ferner die, mit einer musikalischen Beschäftigung ganz unverträgliche Unreinlichkeit meiner Schuljugend. Irgend ein Sünder, der entweder ungewaschen von Hause in die Klasse gekommen war, unterwegs Straßenexcesse begangen, oder beim Schreiben zu tief in das Tintenfaß getaucht hatte, mußte täglich in den Hof hinabgeführt und am Brunnen gereinigt werden. Zuweilen ward mir Gelegenheit geboten, einen Tiefblick in die häuslichen Zustände, in die zärtliche elterliche Fürsorge und das weise Walten der Hausärzte zu thun. Einer der Schüler, ein notorisch unsauberer Knabe, litt seit geraumer Zeit an einer starken Geschwulst der Außenseite der rechten Hand. Da das Uebel ihn am Schreiben und Spielen hinderte, mußte etwas dagegen geschehen, und die Eltern wurden brieflich darauf auf-

merksam gemacht. Der Junge, vor den Hausarzt geführt, einen der vielbeschäftigten Doctoren der Residenz, erhielt innerlich Medicin, denn nach der Diagnose des großen Heilkünstlers entsprang die Geschwulst einer skrophulösen Anlage und versprach nur eine langsame Besserung. Da der Anblick der Hand abscheulich und der unbeschäftigte Junge eine Landplage des ganzen Coetus war, sann ich über Beschleunigung des medicinischen Verfahrens nach. Schon von jeher war mir die Bildung der Handoberfläche aufgefallen. Sie zeigte eine Aehnlichkeit mit jenen Anschwemmungen und Niederschlägen, die wir an Flußmündungen und in Gebirgsthälern wahrnehmen, nur daß die mechanische Mitwirkung des Wassers nicht wahrscheinlich, der ganze Prozeß vielmehr allein im trockenen Wege vor sich gegangen war. Das Gesetz verbot mir jede Einmischung in medicinischer und chirurgischer Hinsicht, aber nichts hinderte mich, ein Mittel zu erproben, das in seiner Einfachheit und Billigkeit der Beachtung des berühmten Arztes vorläufig entgangen war. Bezweifelte ich die segensreichen Einwirkungen des dem Kranken verordneten Jod-Liquors, den er Morgens und Abends in einer Brühe von Hafergrütze nehmen sollte, so stand mein Vertrauen auf die Scheuerbürste und dazu gehörige grüne Seife doch felsenfest. Mit Hülfe des mir auf Tod und Leben ergebenen Hausknechtes der Pension, schleppte ich den an seiner Rechten Geschwollenen nach der Stunde, als sämmtliche Lehrer und Schüler in dem nach der Gartenseite gelegenen Eßsaale versammelt waren, folglich das bei der Operation ausgestoßene Jammergeschrei nicht vernehmen konnten, in den Hof an den Brunnen, und ging ans Werk. Nur die Reinigung des Augiasstalles mag eine größere That gewesen sein. Der Junge tobte fürchterlich, aber nach fünf Minuten hatte ich mit Hülfe der Bürste und meines

Assistenten die „Geschwulst" so weit heruntergearbeitet, daß die gesunde Haut zum Vorschein kam und nur eine stark geröthete, auf der Oberfläche etwas mitgenommene Stelle übrig blieb. Als wir den so rasch genesenen Jungen losließen, lächelte er durch Thränen, und lief mit sichtlich erleichtertem Herzen nach Hause. Wie sein Bericht gelautet, welches Urtheil der in seinen Rechten gekränkte Hausarzt über das frech unwissenschaftliche Verfahren geäußert, weiß ich nicht; mir ward kein Dank zu Theil. Ob der Chef und seine Gemahlin sich die Heilidee und die rettende That angeeignet? Einige Tage später stieg der kurirte Knabe in die Empfangzimmer der Frau Professorin Mendel empor; ein Hausdiener mit einem riesigen Zuckerhute auf dem Arme begleitete ihn. Es mag das ärztliche Honorar gewesen sein.

Ich komme auf unseren Unterricht zurück. Das erste Halbjahr näherte sich seinem Ende, die Ferien standen in wenigen Tagen bevor, und Professor Mendel hielt eine öffentliche Prüfung für nothwendig. Er genoß immer eine kleine Rente von den Lectionen, die keinen erheblichen Abzug durch etwaige Kosten erlitt; vielleicht träumte er von der Bildung eines dritten und vierten Coetus, wenn die Schüler sich vor ihren Eltern als angehende Musiker bewährten. „Oeffentlichkeit in allen Dingen ist mein Wahlspruch!" sagte der große Pädagoge, als er acht Tage vor der Prüfung im Unterrichtslocale erschien, um drei der am härtesten mitgenommenen Claviaturen vom Buchbinder mit neuen schwarzen Tasten versehen zu lassen, denn sie waren bestimmt, den Eltern als Theile des Lehrapparats vorgelegt zu werden. „Ein Licht, auch das dünnste, darf man nie unter den Scheffel setzen. Es ist vortheilhafter, eine Schwäche offen einzugestehen, als sie durch Geheimthuerei dem Auge der Welt zu entziehen. Sagen Sie den Knaben, mein Lieber, sie möchten nicht

ungewaschen bei der Prüfung erscheinen!" Dann entfernte er sich langsam.

Der entscheidenden Stunde der Prüfung ging ich mit stiller Fassung entgegen. In dem Kampf feindlicher Principien hatten wir wenig gelernt, blutwenig, das konnte nicht geleugnet werden, aber was wir wußten, das wußten wir sicher, und soweit wir es in den Elementen der Technik gebracht hatten, spielten wir sämmtliche kleinen Stücke rein und im Tact. Die Stärke beider Coetus war aber das ABC des Generalbasses. In den Tonleitern, Intervallen, Dreiklängen und ihren Umkehrungen waren alle Schüler wohlbewandert. Für die theoretische Seite hatten sie das Interesse von aufgeweckten Knaben, die von der Wiege an mit Grammatik und Geometrie genudelt worden. Zudem wollte mir das Glück wohl.

Der musikkundigste der Herren Väter, seiner Angabe nach ein Beethovenkenner, fühlte sich durch das gelehrte Wissen der Kleinen so tief ergriffen, wenn er es mit seiner vernachlässigten musikalischen Jugenderziehung verglich, daß er mir als Lehrer die wärmsten Lobsprüche ertheilte, dadurch gleich einer Claque und Reclame wirkte und das gesammte übrige Auditorium beklatschte. Auch im Vortrage der zwei- und vierhändigen Stücke bestanden die Buben. Das räudige Schaf der Heerde, der kleine Krapf, dessen Auftreten ich mit geheimen Besorgnissen entgegensah, kam gleichfalls glimpflich genug davon. Er legte eine Tonleiter mit Kreuzen bergauf und bergab, wenn schon mit dem freien Fingersatz junger Holzschnitzer, doch ohne Stolpern zurück. Das erzielte Resultat stand im Ganzen zwar in keinem richtigen Verhältnisse zu dem vergeudeten halben Jahre, allein die Betheiligten waren unbedingt zufrieden. Gleich dem armen Landmann in der Parabel, konnte ich sagen: „Wer mit Thränen säet, wird mit Freuden ernten." Die glücklichen Eltern drückten

mir gerührt die Hände, und meine durch den guten Ausfall der Prüfung selbst überraschten Schüler empfingen mannigfache Beweise der Zufriedenheit ihrer Väter und Mütter. Der reiche Sattler Kraps reichte seinem Knaben, der bei dem Zustande seines schlechten Gewissens eher auf Streiche mit einem, nicht zu Zaumzeug verwertheten Riemen gefaßt war, gleich im Prüfungssaal ein blankes Viergroschenstück, die Mutter der drei Kunstknaben versprach ihnen neue Röcke aus schwarzem Sammet-Manchester, und das clavierlose Ehepaar Kaiphas — beide Gatten waren in der Prüfung zugegen — besprach mit lauter Stimme den Ankauf eines Pianoforte; nur auf der Denkerstirn des Professor Mendel lagerte eine Wetterwolke.

Mir waren die Regungen seines tiefen Gemüthes nicht verborgen. Während der theoretischen Arbeiten an der Tafel, im Hintertreffen auf der letzten Bank sitzend, hatte er die schnöde Verletzung seines Inventariums durch die Freischützer entdeckt. Die Scene nach den Ferien war fürchterlich! —

---

4. Bella und ihr Baron.

Soviel in meinen Kräften stand, hatte ich für ihre Ausbildung gethan, aber beim musikalischen Unterrichte eines jungen Frauenzimmers giebt es Hindernisse, von denen sich die gewöhnliche Pädagogik nichts träumen läßt.

Bella war angehende Künstlerin und sollte für das Theater ausgebildet werden, mich hatte ihr Beschützer beauftragt, ihre Sing- und Clavierübungen zu leiten, denn wenn Bella auch nur dem recitirenden Schauspiele ange-

hörte, und ein ausgesprochenes Talent für das Fach der Salondamen zeigte, hielt es Baron Einholz doch für nothwendig, die musikalische Seite der Kunst nicht ganz zu vernachlässigen.

„Nichts macht einen kläglicheren, niederschlagenderen Eindruck," hatte der junge Cavalier gleich bei unserem ersten Zusammentreffen gesagt, „als eine Weltdame auf den Brettern, die in irgend einem Stücke genöthigt, ein Lied zu singen und eigenhändig auf dem Flügel zu begleiten, sich nicht zu helfen weiß, fehlgreift und retenirt. Auch in diesem Punkte soll Bella nie- und nagelfest sein."

So hatte ich denn den Unterricht der künftigen Salondame übernommen. Er fand in ihrer Wohnung statt, und zwar in Gegenwart einer alten, aber nach meiner Meinung nicht hinlänglich ehrwürdig aussehenden Dame, die von Bella zwar als ihre Mutter bezeichnet, jedoch keineswegs mit jener Hochachtung behandelt wurde, welche wir von Seiten einer Tochter voraussetzen. Da ich an einem Vormittage, als ich zur Ertheilung der Lection die Treppe hinaufstieg, wider Willen Ohrenzeuge einer Unterhaltung gewesen war, in der Bella die Greisin nicht mit dem zärtlichen Prenomen Du, sondern mit Sie, und zwar in dem drastischen Sinne, wie man heute noch auf dem flachen Lande sich der Anrede Er bedient, titulirt hatte, gerieth ich auf die Vermuthung, daß die zwischen Beiden bestehenden Bande nicht durch die Natur, sondern durch Baron Einholz geknüpft seien.

Der etwa dreißigjährige stattliche Cavalier war ein mäcenatischer Charakter reinsten Wassers. Bella sollte ihm Alles zu verdanken haben, wissenschaftliche Ausbildung, künstlerische Erziehung, künftig Stellung beim Theater, er hatte Alles für sie gemiethet, das Clavier, die Möbel, die Wohnung, vielleicht auch die Mutter. Der künstlerisch gesinnte Mann bestritt selbst die Kosten

für Bella's Garderobe. Er befand sich erst seit Jahresfrist in Berlin, und auf seinem Credit lag noch der zarte Reif der unberührten Frucht, die Welt hielt ihn für einen reichen Mann.

Jeder Kenner und Dilettant begreift, daß mir als honorirtem Lehrer die Pflicht oblag, einen uneigennützigen Edlen, der in reinem Kunstsinn Alles für ein Talent that, durch Aufgebot meiner sämmtlichen Kräfte zu unterstützen. Ich ertheilte die Lectionen an Bella nicht nur mit großer Regelmäßigkeit, sondern auch mit höchster Sorgfalt. In meinem Feuereifer entging mir sogar, daß die Honorare der Singe- und Clavierstunden schon für das erste Vierteljahr fällig waren, ohne daß der Baron d.r Regelung dieser Finanzfrage gedacht hätte. Ein Geist von so idealen Intentionen durfte jedoch durch das irdische Verfahren des Mahnens, und wenn es noch so glimpflich ins Werk gesetzt wurde, nicht behelligt werden. Das hieß einen reinen Quell trüben. Von jeglichem Zweifel an des Barons Zahlungsfähigkeit weit entfernt, beschloß ich zu warten. Aber wäre auch meine Seele nicht von jedem Argwohn frei gewesen; schon die großartige Ruhe des Cavaliers war geeignet, den bangsten Zweifler in Sicherheit zu wiegen. Aus dem Munde eines welterfahrenen Collegen hatte ich gehört, daß es bei vornehmen Personen Sitte sei, ihre kleinen Gläubiger lange warten zu lassen, dann aber plötzlich, und zwar oft in klingender neugeprägter Münze zu bezahlen. Dieser Gedanke, an einem schönen Tage durch eben unter dem Stempel hervorgekommene Friedrichsd'or überrascht zu werden, übte auf mein, noch etwas kindlich gläubiges Gemüth einen eigenthümlichen Reiz aus. Nicht ohne Beschämung gestehe ich, ein neues Portemonnaie mit einem Goldverschluß gekauft zu haben. Der Unterricht hatte schon länger als fünf Monate gedauert, und meine Zuversicht war noch immer nicht im

Schwinden begriffen, als mir das seltsame Betragen der alten Dame aufzufallen begann. Bis dahin war ich, gleich nachdem ich die Klingel der Wohnung gezogen, eingelassen worden; jetzt trat eine merkwürdige Veränderung ein. Die darin hausenden Frauenzimmer schienen plötzlich von geheimen Besorgnissen ergriffen zu sein, und unbekannte Feinde zu fürchten. Wenn ich schellte, näherte sich die Alte inwendig so leise als möglich der nach der Küche führenden Hinterthür, zog ein wenig den, hinter einem Drahtgitter befindlichen Schieber in die Höhe, und recognoscirte meine Stellung. Erst wenn sie sich überzeugt, daß ich keinen Hinterhalt gelegt, daß ich ohne ungewöhnliche Verstärkung gekommen sei, wurde geöffnet. Gleich nervös und empfindlich für den Ton der Glocke war meine Schülerin geworden. Die nothwendige Ruhe des Unterrichts war verloren gegangen. Sie saß am Clavier mit der Schüchternheit eines Rehes, das den Jäger wittert. Erschallte die Klingel, so fuhr sie zusammen und blickte ängstlich nach der Thür.

Fast in jeder Lehrstunde vernahm ich hinten in der Küche rauhe Männerstimmen, ja einmal glaubte ich sogar einen schrecklichen Streich zu hören, als ob ein Verserker, nachdem er einen drohenden Schwur gethan, zur Bekräftigung desselben mit dem Rohrstock auf den Küchentisch schlüge. Den Baron, der bisher nicht selten in den Lectionen zugegen gewesen war, und ermunternde Charakterzüge aus dem Leben berühmter Künstlerinnen erzählt hatte, sah ich nicht mehr; doch fiel mir nicht ein, er könnte meine Gegenwart absichtlich meiden. Alle diese Umstände trugen nicht zu meiner Erheiterung bei; ich begann zeitweilig an Zufällen von Weltschmerz zu leiden.

Als ich vierzehn Tage später am ersten des siebenten Monats mich einfand, wurde ich nicht mit den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln empfangen. Die vordere Thür

der Wohnung stand weit offen, in dem eleganten Salon bewegten sich mehrere dunkle Gestalten, und die lauten Auseinandersetzungen eines leidenschaftlich bewegten Redners waren schon auf der Treppe vernehmbar. Wie erstaunte ich bei meinem Eintritt. Zwei Männer mit Trageriemen umgürtet waren beschäftigt, die Füße aus dem gelielhelten Pianoforte zu schrauben; ein etwas weniger proletariermäßig aussehender Herr hielt die Leichenrede des armen Instruments. Er sprach eben über die fällige Miethe für sechs Monate, über das nothwendige Ende aller menschlichen Geduld, über muthwillige Vertrommelung von Pianofortes und großsprecherische Barone; der Schluß handelte von seinem festen Vorsatze, sich durch das überaus schwerfällige Verfahren des Stadtgerichts in Bagatellsachen nicht von einem Prozesse und der endlichen Beitreibung der Miethe abhalten zu lassen. Nachdem während dieser technischen Erörterungen die Träger alle Vorbereitungen zum Abmarsch getroffen hatten, begann derselbe, ungehindert von den Frauenzimmern. Mir warf der scheidende Vermiether einen unsäglich mitleidigen Blick zu; meine arme Persönlichkeit dauerte den seinerseits vielgeprüften Mann. Er mochte das Bewußtsein von zwei und siebenzig unbezahlten Lectionen in meinen verdüsterten Augen lesen.

Die des Instruments beraubten Frauenzimmer fanden nicht gleich die passenden Worte. Sie mochten im Geiste erwägen, daß die Tragweite des Ereignisses unberechenbar, und es folglich am rathsamsten sei, zu schweigen und mir die Initiative zu überlassen.

»Wäre es nicht am besten, Fräulein, wenn ich mich an den Herrn Baron wendete?« waren die einzigen Worte, die ich herauszuwürgen vermochte. »Ja, ja, gehen Sie zum Baron, sagen Sie ihm Alles!« rief Bella erleichtert.

Sie mochte gefürchtet haben, ich werde in die Fuß-

tapfen des geschätzten Vermiethers treten, und die Rede in Bezug auf meine eigene Angelegenheiten fortsetzen.

Fünf Minuten später war ich mit klopfendem Herzen auf dem Wege zum Baron. Als ich an dem Laden vorüberkam, wo ich das Portemonnaie mit dem Goldverschluß gekauft, wankten meine Füße. Mir war sehr schlecht zu Muthe; mein Zustand war fieberhaft, doch legte ich mir eine Art Vortrag zurecht, der soweit ich das menschliche Gemüth berechnete, auf den Baron Eindruck machen sollte. Von der eben erlebten Entfernung des Pianoforte's wollte ich ganz schweigen, um den Cavalier nicht zu verstimmen und erbittern, dagegen beabsichtigte ich, um meine Bitte in Betreff der Honorarzahlung zu motiviren, einen mich drängenden harten Gläubiger vorzuschützen.

Ohne Zögern gelangte ich in das Zimmer des Barons. Er lag auf der Causeuse und blies träumerisch aus einer Wasserpfeife blaue Wölkchen gen Himmel.

„Was verschafft mir die Ehre?" rief der glänzende Mann mit wahrhaft herzlichem Tone, und streckte mir seine weiße, wohlgenährte Rechte entgegen, indem sich sein feiner Mund zu einem gefälligen Lächeln verzog.

„Leider nur ein persönliches Mißgeschick, Herr Baron. Ich bin nun genöthigt, da ich mich nicht an Frl. Bella zu wenden wage, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen. Nur die Verpflichtung, eine drückende Schuld zu tilgen, läßt mich die Bitte um das fällige Honorar für sechs Monate wagen."

Der Eindruck dieser Worte war ein ganz anderer, als ich erwartet hatte. Mit einem himmlischen Lächeln erhob sich der Baron, legte das Pfeifenrohr bei Seite, ging an seinen Schreibtisch und sagte: „Geld! nichts weiter als Geld! mein Lieber? Nehmen Sie einen Augenblick Platz!"

Mit vornehmem Anstande, den der Edelgeborne auch nicht in Augenblicken hinten ansetzt, wo er tiefer stehenden Personen Gefälligkeiten erweist, zog der Baron aus einem verborgenen Fache des Cylinderbüreaus einen dünnen Streifen bläulichen Papiers hervor, warf rasch einige Zahlen und Worte darauf hin, und sagte: „Wie viel haben Sie zu fordern, mein Lieber?"

„Zweiundsiebenzig Thaler, Herr Baron, für sechs Monate, zwölf Stunden in jedem; es sind keine Lectionen ausgefallen."

„So werde ich achtzig Thaler schreiben!" sagte der treffliche Ehrlmann.

„Aber ich habe kein Anrecht . . ." rief ich in der Meinung, es handle sich um eine, bei dem Banquier des Barons sogleich zu realisirende Anweisung.

„St, St! mein Lieber. Ich verfüge augenblicklich nicht über so viele kleine Münze und mag kein Staatspapier verwerthen. Gehen Sie mit diesem Wechsel morgen zu meinem Banquier, ich werde ihn noch im Laufe des heutigen Tages in Kenntniß setzen und Sie erhalten Ihr Geld. Der Wechsel ist erst über drei Monate fällig; ich habe deshalb achtzig geschrieben. Wenn Sie ihn gleich versilbern wollen, zieht Kupferstein nach dem Brauch die vierteljährigen Zinsen ab. Sie sollen keinen Verlust erleiden. Ihr jungen Leute kennt noch nicht den Werth des Geldes!"

Mit diesen fast väterlichen Worten überreichte mir Baron Einhelz den Wechsel und verabschiedete mich mit einer huldvollen Handbewegung. „Wie angenehm ist es, mit dergleichen coulanten Leuten umzugehen! spielend erfüllen sie ihre Verpflichtungen, welche armen Schelme sind wir Bürgerliche gegen diese Aristokraten! Jeder ihrer Federzüge ist baares Geld," so etwa lauteten die auf dem Heimweg von mir angestellten Betrachtungen.

Die Entführung des Claviers erschien mir fortan in milderem Lichte. Konnte nicht eine Nachlässigkeit von Seiten der Alten zum Grunde liegen, der Baron gar nichts von der unterlassenen Zahlung wissen und ganz unschuldig sein?

Am Morgen des nächsten Tages begab ich mich in Kupfersteins Geschäft. Es lag nach Angabe des Adreßbuches nicht in einer jener Straßen, wo die Geldaristokratie sich gern anzusiedeln pflegt, sondern in einer Seitengasse, die dem verschämten Etablissement einer Pfandleihe angemessener gewesen wäre.

So große Sicherheit mir auch der Wechsel in meiner Tasche gewährte, der Anblick der jungen Leute und des Lokales „Kupferstein" wirkte niederschlagend. Börsengrößen, die mit Rothschild in Verbindung stehen, deren Unterschrift in Paris, London und Neapel von jedem Geldmann respectirt wird, hatte ich mir von ansehnlicherer Gestalt gedacht. Die Börsenhalle Kupfersteins besaß nichts Großartiges, nicht einmal ihr Geruch war papiergeschäftsmäßig. Schon im Flur wehte ein seltsam zusammengesetzter Duft, als würden unter den Schreibtischen, in verborgenen Kisten, Schränken und hinteren Räumen, Kleidungs- und Verzehrsstoffe aufbewahrt, die mit Staatspapieren und großartigeren Speculationen nichts gemein hatten. Mitten in dem dunkeln Gemach stand ein schwarz gebeizter, vor Alter schmutzig grauer Schreibtisch, dessen grüner Tuchüberzug viele Geschlechter von Motten ernährt hatte und mit einer Legion von Tintenklecksen bedeckt war. An seinen beiden Seiten saßen vier junge Beamte Kupfersteins und schrieben mit großem Eifer, ohne durch die auf mich gerichteten raschen Scheelblicke irgendwie daran gehindert zu werden.

Ringsum an den Wänden standen Schränke mit starken Schlössern und oben auf ihnen wieder mit verschiedenen Jahreszahlen bezeichnete Kisten, die Fenster mochten seit

Monaten nicht geputzt sein und der Tag hielt es kaum der Mühe für werth, in diesen düstern Geldzwinger zu blicken. Ein am Fenster hängendes Barometer schien sich verirrt zu haben. Was kümmerte es das Haus Kupferstein, welche Veränderungen die Atmosphäre draußen über Thieren und Pflanzen zusammenbraute, oder besaß dieses Instrument geheime höhere Eigenschaften, stand es in einer gewissen Verbindung mit dem Steigen und Fallen der Course?

Mein bisheriger Muth sank in dem unheimlichen Aufenthalt; diese Schränke sahen nicht aus, als ob sie ihren Inhalt gutwillig hergäben; jene jungen Männer an dem Schreibtisch oder der Geldbastion, glichen auf eine bedenkliche Weise den wilden Mohren, welche in Märchen verzauberte Paläste, unermeßliche Schätze und Talismane bewachen. Mir stand kein Magier hilfreich zur Seite; eine traurige Ahnung sagte mir, die Schriftzeichen auf dem Papier in meinen Händen seien zu schwach, den trotzigen Willen der Wächter zu beugen und die Schlösser zu sprengen. Noch stand ich da, unbeachtet und rathlos, als sich aus einer Spalte zwischen Schrank und Fenstervorhang eine schwärzliche Gestalt entwickelte und langsam der Barre näherte. Kupferstein stand vor mir.

Er nahm den Wechsel aus meiner Hand, las den Namen und warf dann einen stechenden Blick auf mich. Hielt er mich vielleicht gar für einen Fälscher? sah ich so unwürdig aus, mit einem vornehmen Manne in Geschäftsverbindungen zu stehen? ich packte ängstlich die Barre mit beiden Händen.

Kupferstein blickte dann wieder in den Wechsel, eine Reihe von schrecklichen oder doch unangenehmen Bildern mochte an seinem inneren Auge vorüberziehen, er gab einen leisen, aber wilden unarticulirten Ton von sich und sagte bitter: „Baron Einholz!!"

Der Moment war fürchterlich. Die vier dunkeln scheelblickenden Beamten stießen bei diesen beiden Worten genau denselben Ton aus und alle Fensterscheiben bebten dumpf. Es mag eine akustische Täuschung gewesen sein, aber ich glaubte einen sympathischen Laut zu vernehmen. Kupferstein gab mir den Wechsel zurück und schüttelte hastig den Kopf, dann wischte er seine Finger an den Seiten der Beinkleider ab. Die reinen Hände eines rechtlichen Geldmannes durften durch dieses fragliche Document nicht verunsäubert werden. Die Pantomime war nicht mißzuverstehen, eben so wenig die Acclamation des Quartetts der Commis; das Papier war vollkommenwerthlos.

Auf dem kürzesten Wege begab ich mich zu Baron Einholz. Mein Inneres war zerrissen, ich rannte, da ich den Wochenmarkt in der Quere durchschneiden mußte, gegen eine Menge Personen, ich wäre sogar gegen die Gesetze des preußischen Staates angerannt, wenn mir das Landrecht in den Weg gekommen wäre. Wie ich unbeschädigt in die Wohnung des Barons gelangt bin, vermag ich nicht anzugeben. Ich fand ihn in seinem Schlafzimmer, mit dem Rücken gegen einen großen Trumeau gekehrt, auf einem Tabeuret sitzend, wie er sein Hinterhaupt in einem runden Halbspiegel betrachtete. Ein Zug von Nachdenken lag in seinen Mienen, er mochte bei seinen astronomischen Beobachtungen zarte Spuren des ersten Viertels entdeckt haben. Kaum war ich jedoch eingetreten, als seine Gesichtszüge ihre gewöhnliche Liebenswürdigkeit annahmen. Er erhob sich und trat mir mit olympisch heiterm Lächeln entgegen.

„Was bringen Sie mir?“ fragte er im süßesten Ton seines schönen Organes und langte nach einer Nagelbürste. Er hätte sich diese Frage ersparen können, denn er sah offenbar, was ich brachte: den Wechsel; ich hielt

ihn nach Kupfersteins Desaveu noch immer krampfhaft in der Hand.

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, streckte ich ihm nach einer kurzen Verbeugung das Papier entgegen, er nahm, entfaltete es, las den Inhalt noch einmal mit großer Bedächtigkeit durch, und sagte dann: „Kupferstein hat ihn nicht acceptirt, kein Zweifel, mein Lieber; ich habe im Stillen schon lange meinen Argwohn gehabt! Kupferstein **kann** nicht zahlen, o diese Geschäftsleute!"

Er machte einige lebhafte Schritte durch das Zimmer, und schwenkte dabei den Wechsel wie ein Fähnlein, das eine tapfere Reiterschaar zum Angriff auf ein Carré feiger und zahlungsunfähiger Geschäftsleute führen soll, dann setzte er mit festem Ton hinzu: „Kupferstein ist insolvent, es liegt klar am Tage!"

So schwach meine Kenntnisse in dem schwierigen Fache der Börsenkunde auch waren, es wollte mir nicht in den Kopf, daß grade Kupferstein an Marasmus in Geldsachen leiden sollte. Er hatte auf mich den Eindruck eines gesunden, aber verstockten Münzcharakters gemacht, und doch imponirte mir auch der Baron. Es lag etwas Großartiges in dem Pathos, mit dem er das vernichtende Urtheil über die Insolvenz Kupfersteins aussprach. Nur tiefe sittliche Ueberzeugung und ein reines Gewissen durften sich über einen so bedenklichen Punkt gleich bestimmt äußern.

„Wechsel! — Wechsel! —" rief der Baron in einem tragischen Ton, der mich eine inhaltschwere poetische Reflexion, wie sie große Geister an bedeutende Begriffe unserer Muttersprache in Tramen zu knüpfen pflegen, erwarten ließ, „wissen Sie was, mein lieber junger Mann, wozu brauchen Sie einen Wechsel? ich werde Ihnen einfach eine Schuldverschreibung auf drei Monate geben!"

„Aber werther Herr Baron, ich habe Ihnen ja gestern

ſchon das Geſtändniß abgelegt, ich brauche das Geld nur, um einen ſchlimmen Gläubiger zu befriedigen," — ſagte ich kleinlaut. Der Baron ſah tief, ehrlich und ſchmerzlich in meine Augen; er durchſchaute die Lüge.

„Sie wollen Schulden haben, junger Mann; Sie? nein, Sie haben keine Schulden. Ihre Stirn iſt rein. Noch grub die Sorge um den Mammon keine Furchen in dieſe Tafel. Täuſchen Sie mich nicht, kein Gläubiger verfolgt Sie; eine Schuldverſchreibung auf drei Monate iſt für Sie eben ſo gut, wie klingende Münze!"

Ohne meine Antwort abzuwarten, verließ er das Schlafzimmer, trat an ſein Cylinderbureau und fertigte mit raſcher Hand die Schuldverſchreibung aus, nachdem er den Wechſel zerriſſen.

„Da," ſagte er, „legen Sie dieſes koſtbare Document in Ihre Brieftaſche, betrachten Sie es als ein ſicheres Staatspapier; es iſt gut, wenn ein junger Mann ſich frühzeitig das Sparſyſtem aneignet und ſeine Ueberſchüſſe gegen gute Zinſen unterbringt. Sie werden mir einſt danken, der erſte geweſen zu ſein, der einen kleinen Rentner aus Ihnen gemacht hat. Heute über drei Monate ſehen wir uns wieder."

Was ſollte ich machen? Die Sicherheit des Barons wirkte überwältigend; zudem mußte ich froh ſein, das Papier der Verheißung in der Taſche zu haben. Durch das zuverſichtliche Benehmen des Gönners war ich ſogar ſchon ſo weit geſtärkt, an ihn die Frage zu richten, ob Bella's Lehrſtunden fortgeſetzt werden ſollten?

Baron Einholz dachte einige Augenblicke nach, dann ſagte er: „Nein, mein Lieber, Bella bedarf des Unterrichtes nicht mehr; ſie hat ſich entſchloſſen, ein Engagement anzunehmen. Doch ſähe ich es gern, Sie ſtatteten ihr noch einen Beſuch ab. Bella wünſcht, Ihnen ihren

Dank abzustatten!« Er reichte mir alsdann die Hand, lächelte huldvoll und entließ mich.

Da die Wohnung der Künstlerin nicht weit entfernt war, beeilte ich mich, das Höflichkeitsgeschäft sogleich abzumachen. Es wurde durch äußere Umstände ungemein beschleunigt. War ich früher Zeuge der Entführung des Pianoforte's gewesen, so gerieth ich jetzt in den vollständigen Auflösungsprozeß der ganzen Wirthschaft. Vor der Thür stand ein Möbelwagen, das Pflaster auf beiden Seiten der Haupttreppe war mit Geräth bedeckt und der Flur von Männern gesperrt, die ihr unbekannter Gebieter mit den Geschäften des Exodus betraut hatte. Nach dem Kalender schrieben wir die ersten Tage eines neuen Quartals, es lag also an sich nichts Befremdendes in einem Wechsel der Wohnung, allein Bella's verweinte Augen — sie hatte ihr Standquartier am Herde auf einem Küchenschemel aufgeschlagen — gestatteten nicht diese volkswirthschaftlich regelrechte Auffassung. Ich erlaube mir keine Bemerkung, sondern nur die Vermuthung, Bella's bisherige Möbel würden nicht in ihre neue Wohnung, sondern in das Magazin ihres Verfertigers oder Besitzers getragen. Neben dem Rohrgeflecht eines umgekehrten Stuhles entdeckte ich zudem das Brandmal, welches alle Vermiether ihrem Eigenthum aufzudrücken pflegen.

Bella war auffallend einsilbig. Als ich des Barons erwähnte, entschlüpften ihr nur die leisen Worte: „der Treulose!"; dann gestand sie, daß die Verhältnisse sie nöthigten, Berlin zu verlassen, und daß sie die Bühne in Magdeburg zu betreten gedenke. Während unserer kurzen Unterhaltung sah ich mich um, entdeckte aber nicht mehr die Mutter. Sollte der rechtmäßige Eigenthümer und Vermiether derselben auch diese nach dem Beispiel des Pianoforte's und der Möbel nach dem streng juristischen

Ausdruck »vindicirt« haben? Wie viele Beispiele der Unsicherheit der menschlichen Existenz hatte ich, meiner eigenen getäuschten Hoffnungen gar nicht zu gedenken, in wenig mehr als acht und vierzig Stunden erlebt? Ein Talent der künstlerischen Hülfsmittel und des nothwendigen Hausgeräths gewaltsam beraubt, die heiligen Bande der Verwandtschaft und Mutterliebe gelöst, ein großer Besitzender, wie Kupferstein, insolvent — was war noch sicher auf Erden?

Mit bebender Hand faßte ich nach dem Portefeuille in meiner Brusttasche, durfte ich mich auf das geschriebene Wort, die geschriebene Zahl verlassen?

Da ich keine Novelletten schreibe, sondern nur trockene und traurige Thatsachen, sehe ich mich genöthigt, drei nur durch Clavierstunden ausgefüllte Monate zu überspringen. Mein Gemüthszustand hatte sich beruhigt; meine sittliche Empörung war durch die unsägliche Prosa des täglichen Berufes gebändigt. Ich will nicht behaupten, daß ich die von Baron Einholz ausgestellte Schuldverschreibung wie die Inschrift auf dem Grabmal eines geliebten Wesens betrachtete, und täglich dadurch an den unersetzlichen Verlust erinnert wurde, aber sie wirkte doch, wenn ich sie in einsamen Stunden hervorzog und entfaltete, wie jene ernsten und gedankenvollen Sprüche, welche der Wanderer am Wege findet und seiner Erinnerung einprägend, in feierliche Betrachtungen über die Problematik des Daseins versunken, wiederholt durchliest.

Zu gleicher Zeit begnügte ich mich nicht mit schwermüthigen Reflexionen, meine Bestrebungen richteten sich auf die praktische Seite des Handels; ich bemühte mich, den Baron nicht aus den Augen zu verlieren. Es schien mir logisch, alle acht Tage einmal, wenn ich an seiner Wohnung vorüberging, hinaufzusteigen und mich zu überzeugen, ob er noch darin ansässig sei; da mir dies jedoch

bald lästig wurde, begnügte ich mich, mit einem kleinen verwachsenen Manne, der im Erdgeschoß kurze Waaren feilbot, Handelsverbindungen anzuknüpfen, und jedesmal Erkundigungen einzuziehen. Thersites bediente mich so gut, nicht aus Wohlwollen zu mir, sondern aus natürlichem Haß gegen den Baron. Er verabscheute ihn als schönen Mann. Wäre meine Schuldverschreibung ein an der Börse umlaufendes Papier gewesen, die Mittheilungen des Waarenhändlers hätten sie in kurzer Zeit weit unter den Pariceurs gestürzt; da sie dem Geldmarkt nicht angehörte, machten sie nur den Baron in meinen Augen sinken.

Allmählich erfuhr ich, daß mein vermeintlicher Mäcenas längst nicht mehr in jenen Stunden zu Hause verweile, wo jeder gemüthliche Mensch sich des vorhandenen Comforts erfreut, sondern nur noch zur Nachtzeit. Die Besuche von Personen, welche Werthe darstellende, von seiner Hand gefertigte Documente in Händen hatten, waren der Angabe nach so zahlreich und zudringlich geworden, daß Baron Einholz sich in der kosmetischen Pflege seines Leibes und den künstlerischen Intentionen seines Geistes fortwährend gestört, also genöthigt sah, noch ehe der Nachtwächter das Haus aufgeschlossen hatte, das Quartier zu verlassen, den Tag über in verschiedenen Stadtvierteln und gastlichen Bier- oder Kaffeehäusern zuzubringen, und erst unter dem Schutze des mitternächtlichen Dunkels heimzukehren.

Meine drei Monate waren noch nicht ganz abgelaufen, als Thersites die Vermuthung aussprach, die persönliche Freiheit des Baron Einholz sei ernstlich bedroht, die Miether des Erdgeschosses hätten schon acht Tage hindurch Männer von schergenhaftem Aussehen bemerkt, die theils die Treppen beschritten, theils von der gegenüberliegenden Seite der Straße aus Observationen ange-

ſtellt. Was ſollte unter dieſen Umſtänden wohl aus der Realiſirung meiner Forderung werden? Wieder tauchten in mir Stimmungen auf, wie ich ſie im Geſchäfte Kupferſteins erlebt, von Neuem verbitterte ich mein Leben durch Sorgen. Ein Zufall kam mir zu Hülfe. Mehrere Tage nach dem Erſten waren ſchon verſtrichen, und ich hatte mich, durch meine regelmäßige Zeiteintheilung und Beſchäftigung verhindert, noch gar nicht bemüht, den Baron aufzufinden und ihm die Schuldverſchreibung zu präſentiren, als mir die erſte von zwei Lehrſtunden, die ich auf der Potsdamer Chauſſee in zwei Häuſern zu geben hatte, wegen plötzlicher Erkrankung der Schülerin abgeſagt wurde. Um die zweite Stunde nicht auch zu verlieren, mußte ich mich in den nächſten öffentlichen Garten begeben und warten. Bei der Hitze des Nachmittags ſetzte ich mich in eine ſchattige Laube und trocknete den Schweiß von meiner Stirne, da vernahm ich aus dem nächſten Bosquet eine bekannte Stimme.

„Ich habe gewonnen und ſetze aus — Doppelſechs!“ Wo hatte ich dieſes ſonore Organ ſchon vernommen? Nur ihm konnte es gehören. Mit vorſichtiger Hand bog ich die Zweige des nähſten Bosquets auseinander, da ſaß wirklich Baron Einholz beim Domino. Sein Gegner war ein ältlicher bürgerlicher Herr, der ſich nach ſeiner unverkennbaren Aufregung ſtark im Verluſte befand; auf der Seite des Barons lag ſchon ein Häuflein kleiner Münze.

„Ergebener Diener, Herr Baron! Iſt es erlaubt, bei den Herren Platz zu nehmen?“ Der Vortrag dieſer Bitte koſtete mir keine Aufregung mehr; die jüngſterliche Scheu vor dem Baron war verſchwunden.

„Bitte, mein Lieber, bitte! Nehmen Sie Platz, gönnen Sie ſich auch einmal ein wenig Ruhe? Das iſt recht. Der Menſch muß nicht zu fleißig ſein. Setzen

Sie sich, Sie können hier etwas lernen, Herr Walker ist ein Meister ersten Ranges!“ plauderte der Baron.

Herr Walker rieb seine Stirn und kaufte acht Steine, dann rechelte er: »ich kann nicht!« Der Baron aber entledigte sich durch rasches Ansetzen der meisten Steine, klappte den Rest um und eignete sich das Zweigroschenstück an, das dem Sieger als Preis der Partie winkte. Zugleich unterließ er nicht, einen raschen Blick um die Ecke des Bosquets zu werfen, als könne Jemand erscheinen, ihm die Besitznahme der Scheidemünze streitig zu machen, ihn vielleicht ebenein zur Rechenschaft zu ziehen. Hierauf legte er die Linke auf mein Knie, blickte mir offen ins Auge und sagte: „Es geht Ihnen gut, nicht wahr? Ich sehe es Ihnen an!“

Seine Seele war bis an den Rand mit Theilnahme an meinem Befinden ausgefüllt, wie konnte ich darauf rechnen, daß er auch seiner Schuld gedenken sollte? Durfte ich es wagen, in Gegenwart des Herrn Walker daran zu erinnern? Nein, das wäre überaus unwürdig gewesen! Ich verschluckte mit der Antwort zugleich meinen Schmerz, und betrachtete den Baron, der sich abermals, unbekümmert um die Ankunft eines so ungefährlichen, weil ungeübten Gläubigers, in die Domino-Combinationen vertieft hatte, etwas schärfer. Noch immer war er der elegante, der schöne Mann, nur seine Wangen waren etwas aufgedunsen, denn Shakespeare's Falstaff befindet sich nicht im Unrecht, wenn er allen Sorgen in Geldangelegenheiten eine aufblähende Gewalt beimißt. Ein Sinken und Verfall in der Toilette war nicht zu bemerken, nur die lackirten Stiefeln zeigten ein bedenkliches Mance. Sie waren der Hilfe eines Flickschusters höchst bedürftig und der rechte litt an einem gefährlichen Leck. Den großartigen Sohn seiner Ahnen schien das

Gebrechen nicht zu bekümmern, nach ſeiner leichtblütigen Philoſophie heilte die Zeit alle Wunden, auch dieſe.

Herr Welker hatte genug des Domino's, er ſchob die Steine mit einiger Befangenheit bei Seite und ſah nach der Uhr. Wenn er ging, gedachte ich von den zwei und ſiebenzig Thalern anzufangen, den vom Baron octroyirten Zuſchlag gab ich ſchon gerne auf, aber Herr Welker ging nicht. Ich rief einen Kellner und beſtellte Kaffee.

„Wollen wir eine Partie um die Taſſe Kaffee ſpielen?“ fragte der Baron. Ich dankte und entſchuldigte mich mit meiner Unkenntniß des Spieles. »Warum beſuchen Sie mich nicht? wir haben noch mit einander zu thun! wie kann ein junger Geſchäftsmann ſo vergeßlich ſein!« fuhr er demnächſt fort, »da werden Sie es nicht weit bringen, junger Mann, denken Sie, Herr Welker, dieſer Herr hat Geld bei mir einzukaſſiren und läßt den Zahlungstermin verüberſtreichen, ohne vorzuſprechen; wenn ich Sie aber morgen früh nicht bei mir ſehe, werde ich ernſtlich böſe, nur müſſen Sie zeitig kommen; ich gehe früh aus. Mein Arzt hat mir Morgenpromenaden zur Pflicht gemacht. Kommen Sie nicht nach ſechs Uhr!«

Was war das? Hatte der Händler mit kurzen Waaren den Baron verleumdet? Seine Vorwürfe klangen gar zu aufrichtig; das für mich beſtimmte Geld drückte den gewiſſenhaften Mann augenſcheinlich. Er wollte ſich der Summe ſo bald als möglich entledigen und die allzulange hingeſponnene Geldangelegenheit endlich ordnen.

Wir drückten einander entzückt die Hände, und ich ging mit einem von Dank gegen die Vorſehung erfüllten Herzen an meine Lection. Die Nacht brachte ich ſehr unruhig zu, aber ſchon um halb ſechs Uhr ſtand ich vor dem Hauſe des Barons. Das neue Portemonnaie mit dem Goldverſchluß hatte ich zu mir geſteckt. Noch war

es nicht in Gebrauch genommen und der passende Moment zur Einweihung schien erst jetzt gekommen.

In dem vorderen Hause herrschte tiefes Schweigen, alle seine Einwohner schienen noch in den Federn zu liegen, nur im Hinterhause regten sich die kleinen Miether. Mit fester Zuversicht zog ich an der Klingel der Wohnung des Barons. Niemand öffnete. Nach wiederholtem Läuten begann ich zu klopfen, da ich voraussetzte, daß die Erschütterung den Nerven des Festschlafenden fühlbarer sein werde. Als auch diese energische Manipulation ohne Folgen blieb, zog ich abermals die Glocke; beides ohne den geringsten Erfolg. Ein Blick durch das Schlüsselloch zeigte mir keine Spur von vorhandenen Möbeln, nichts war zu sehen als die nackten Wände. Mich überfiel Verzweiflung, hier lag wirklich ein Schwindel vor, ein ungeheurer Schwindel! Beinahe besinnungslos faßte ich den Klingelgriff und läutete Sturm, zugleich bearbeitete ich die Thürplatte ohne Rücksicht auf die Erhaltung meiner Stiefelabsätze. In diesem Verfahren lag gar kein Sinn, aber ich glaubte, wenn nicht der Menschen, doch des Himmels Rache auf das Haupt des Schuldigen dadurch herabzurufen. Das verursachte erhebliche Geräusch war Ersteren jedoch unangenehmer, als Letzterem. In dem angrenzenden Quartier wurde eine Thür aufgerissen, das von einer Schlafhaube bedeckte Haupt einer alten Dame zeigte sich, und die Frage: «was ein solcher Heidenskandal bei nachtschlafender Zeit bedeuten solle,» wurde an mich gerichtet.

Eben war ich im Begriff, mit einer vor Wuth erstickten Stimme zu antworten, als Thersites aus seiner, im dritten Stock gelegenen Wohnung herabkam. Er gedachte seinen Laden zu öffnen.

„Sie haben ihn!“ rief er, als er mich vor der Thür des Verfolgten erblickte. „Sie haben ihn! in meinem

Geſchäft faßten ſie ihn geſtern Abend ab! er war in der Dämmerung nach Hauſe gekommen und wollte ſeinen Regenreck holen. Sie finden ihn im Schuldgefängniß!"

Ich fand ihn nicht, denn ich ſuchte ihn nicht. Fernere Bemühungen um das Geld wären nur Zeitverluſt geweſen, außer Kupferſtein und mir ſtand eine ganze Welt mit Wechſeln gegen den Baron auf. Später bewerkſtelligte er ſeine Flucht aus dem unerfreulichen Aufenthalte durch eine ſimulirte Krankheit, und ging nach Algier, ich aber ließ die Schuldverſchreibung mit einem ſchwarzlackirten Rahmen unter Glas faſſen, und hing ſie über meinem Clavier auf.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Der Weihnachts-Abend	1
II.	Aus der Krisis	10
III.	Ein Börsenball	17
IV.	Eine Vorlesung	30
V.	Vornehmes Landleben	42
VI.	Mimenbilder	58
VII.	Auf dem Stadtgericht	83
VIII.	Berliner Hausleherer	101
IX.	Zur Physiognomik des Apfelweins	120
X.	Aus den Aufzeichnungen eines Arztes	127
XI.	Aus dem Leben eines Clavierspielers	153

№ VI.
Preis 10 Sgr.
Berliner
Federzeichnungen
Kosak
Verlag v Otto Janke in Berlin.

Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

Sechster Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Krommer & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

I.

Auf dem Volksgesangsfeste.

Der Trieb zur Geselligkeit äußert sich in den Menschen auf verschiedene Weise. Es giebt Leute, die sich nur in politischen Vereinen glücklich fühlen, andere genießen die höchsten Momente irdischer Glückseligkeit am Spieltisch, bei wissenschaftlichen Zusammenkünften, Gerichtsverhandlungen, auf Auctionen und Märkten, Brunnenpromenaden oder Spazierfahrten, bei Paraden und Straßenaufläufen; ich habe mich von jeher unter Sängern sehr wohl gefühlt. Soll ich aber die Wahrheit sagen, so lockt mich weniger ihr musikalisches Talent an, als der besondere Umstand, daß das Leben und Treiben der Sänger, wenn sie sich in größerer Anzahl versammeln, reich an Ereignissen ist, und ein, wenn auch nur eintägiger Aufenthalt in ihrer Mitte stets einen dankbaren Stoff abwirft. Dramatiker, Lyriker und Romanschreiber verdanken den Schicksalen der Sänger ihre ergiebigsten Aufgaben, aber selbst für den bescheidenen Publicisten fallen stets einige Brosamen ab.

Demgemäß entschloß ich mich denn wieder, nach mehrjähriger Unterbrechung, dem zwölften märkischen Gesangsfeste in Neustadt-Eberswalde beizuwohnen.

Wer an den Wohlthaten der Extrazüge theilnehmen

will, welche zu Gunsten der Sänger an solchen Tagen zu ermäßigten Preisen von der Eisenbahndirektion angeordnet werden, darf vor gewissen Unannehmlichkeiten und Strapazen nicht zurückschrecken. Er muß Abends vorher sich einer Droschke versichern, die ihn früh Morgens quer durch die ganze Stadt nach dem Bahnhofe fährt, von dem aus die Sängerzüge abgehen, er muß den Nachtwächter durch Geld und gute Worte bewegen, ihn rechtzeitig zu wecken, das wilde Getümmel vor der Kasse darf ihn nicht verwirren; er mache sich endlich auf einen Kampf um seinen Platz im Waggon gefaßt. Im Ganzen ist es für jedes Individuum, welches nicht die Schnelligkeit des Hirsches mit der Stärke des Elephanten vereint, rathsam, ein Billet zweiter Klasse zu lösen, denn der Sänger als Festtourist verhehlt nicht seine Vorliebe für die dritte Klasse und drängt sich massenhaft in die Wagen derselben.

Dank den getroffenen Vorsichtsmaßregeln war ich am bestimmten Tage allen Gefahren entgangen, und saß geborgen im Coupé, der endlos lange Zug rollte langsam ins freie Feld hinaus, und nach einiger Erholung von den Anstrengungen des Sturmlaufs und Handgemenges um die Plätze, hatte ich so viele Unbefangenheit und Ruhe wieder erlangt, um meine Blicke von den zahlreichen Sprößlingen des arbeitsamen Viertels, welche von den Erdaufwürfen, über Gehege und Barrieren, den abfahrenden Sängern scheelsüchtig nachsahen, auf die Insassen des Coupés zu richten. Natürlich waren alle Sitze belegt, und ein sparsames Ehepaar hatte sogar die beiden jüngsten Blüthen seiner Zärtlichkeit auf den Schooß genommen, um ohne Verstoß gegen den Tarif die Kosten des Fuhrlohnes zu vermindern. Unser, nach Abzug der beiden Minorennen aus Erwachsenen bestehendes Octett bot nichts Interessantes, so große Mühe die Einzelnen

sich auch gaben, ihrem Frohsinn einen lauten Ausdruck zu verleihen; nur zwei Damen, denen gegenüber es mir gelungen war, einen Platz zu finden, zeichneten sich durch ihre Toilette, den nachdenklichen, beinahe trüben Ernst ihrer Mienen, und eine, im Vergleich mit dem Betragen ihrer Nachbarn befremdende Schweigsamkeit aus.

Die Aeltere der beiden Damen wies alle besonderen Kennzeichen des begüterten Wittwenstandes auf: das schwer braunseidene Kleid, die gewichtige goldene Uhrkette, eine zuversichtliche Haltung, fette, fast aus den Glacée's platzende Hände, ein nicht mißzudeutendes Frühstücksglühen auf Wangen und Nase, schließlich eine schwarze Haartour, die ursprünglich vom Schopfe einer Südländerin geschnitten sein mochte, aber sichtlich den Stolz ihrer Trägerin bildete. Das jüngere Wesen neben ihr war unzweifelhaft die Tochter. Aus ihrer Toilette erhellte zwar auch das Bestreben, vor aller Welt Zeugniß abzulegen von den Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, sie hatte jedoch nicht die Excesse ihrer Mutter gegen den guten Geschmack begangen. Stoffe und Farben waren, die für eine Landpartie unpassende Gediegenheit abgerechnet, wohl gewählt, und paßten zu der Gesichts- und Haarfarbe der Dame. Ohne den auffallenden Ausdruck von Verstimmung, der ihren Zügen einige unziemlich scharfe Linien eingegraben hatte, wäre sie hübsch zu nennen gewesen, obgleich sie die Jahre der ersten jugendlichen Anmuth bereits zurückgelegt haben mochte. Die Schöne war von den meisten Illusionen dieses trügerischen Daseins zurückgekommen; das las man in ihren Mienen. Bei der Nachdenklichkeit beider Damen schien es kaum passend, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die frische und regnerische Morgenluft gab endlich Gelegenheit zu einigen einleitenden Worten. Ich nahm den Damen die Mühe ab, das Fenster des Waggons in die Höhe zu ziehen,

und fügte einige Worte des Bedauerns über ihre Toilette hinzu, die bei dem wahrscheinlich dauernd unfreundlichen Wetter des Tages durch die Betheiligung an dem Festzuge und dem Aufenthalt im Walde leiden würde.

„Wir fahren nicht des Gesangfestes wegen nach Neustadt!" sagte die ältere Dame, bei aller Höflichkeit der Geberden, durch welche sie mir für die geleistete Hülfe dankte, doch etwas gereizt. Da ich versicherte: Dieses sei auch mein Fall, ich liebte die stärkende Landluft, suchte in größerem Menschengewühl nach angestrengter Arbeit nichts als heilsame Zerstreuung, und nähme die zahlreichen Gesangsübungen als unvermeidliche Zuthat mit in Kauf, schien ich einen Stein im Brette der Damen gewonnen zu haben. Das Gespräch gerieth in Gang, wir tauschten unsere Ansichten über das wenig einladende Wetter aus, ich gab den Damen einige wohlgemeinte Rathschläge im Punkte des Unterkommens und der Verpflegung, und erwarb durch meine Mittheilsamkeit binnen zehn Minuten ihr Vertrauen. Mutter und Tochter tauschten einige fragende und antwortende Blicke aus, verständigten sich endlich durch ein kurzes flüsternd geführtes Gespräch, und wandten sich dann mit der Frage an mich, ob ich geneigt sei, ihnen bei meiner Kenntniß des Ortes, in Neustadt-Eberswalde meine Unterstützung angedeihen zu lassen. Da ich mich auf die verbindlichste Weise ihnen zur Verfügung stellte, gab sich mir die Aeltere als Madame Pfeffer, Rentiere und Eigenthümerin mehrerer in guten Stadtgegenden gelegener Häuser zu erkennen. „Sie haben etwas Väterliches und lösen uns die Zunge!" sagte die Jüngere und suchte mich durch einen huldigenden Blick für sich und ihre Sache zu gewinnen. Die Intervention ihrer Mutter verhinderte sie jedoch, ihre Worte zu bewahrheiten. Madame Pfeffer rief mit großer Lebhaftigkeit: „Schweig' mein Kind, ich werde den Herrn

in unſere prekäre Situation einweihen. Für Dich als junges Mädchen würde ſich eine ſolche Erörterung nicht ziemen. Du darfſt Dich keiner Mißdeutung Deines Charakters ausſetzen. Denken Sie von uns nicht gering, mein Herr, wenn ich Ihnen offen geſtehe, daß der einzige Zweck unſerer Reiſe nach Neuſtadt nur darin beſteht, uns von der Anweſenheit eines Herrn zu überzeugen!"

Ich verbeugte mich verbindlich und wartete auf fernere Erklärungen. Es war gefährlich, Madame Pfeffer durch höfliche Redensarten entgegenzukommen. Weshalb beabſichtigte ſie, ſich von der Anweſenheit „eines Herrn" in Neuſtadt zu überzeugen? hatte dieſer Herr länger laufende pecuniäre Verpflichtungen gegen ſie, und wollte ſie ſich meiner Hülfe nach älterer Damen Art nur bedienen, um ohne eigenen Aufwand an Zeit und Kräften einen Halteſeſt herbeizuſchaffen und ſich des Herrn zu bemächtigen? Die beſorgten Mienen der Tochter beruhigten mich, es handelte ſich nicht um ſchnöden Mammon, nur um Liebe.

„Aus Ihren Worten geht hervor," fuhr Madame Pfeffer fort, „daß Sie für Ihre Perſon nicht zu den Feſttheilnehmern, den Sängern gehören, aber Sie haben in Ihrem Leben vielleicht einmal Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welche Verheerungen die Leidenſchaft für den Geſang in der Familie anrichten kann?"

Obgleich ich Mad. Pfeffer nicht ganz verſtand, betheuerte ich doch, daß mir einige derartige Fälle von verderblicher Geſangsleidenſchaft bekannt ſeien.

„Es handelt ſich um einen jungen Mann," ſagte die beredte Rentiere, „der ſeit geraumer Zeit in unſerem Hauſe Zutritt und gegründete Ausſicht hat, uns in einigen Monaten noch näher zu ſtehen. Meine Eliſabeth...."

„Aber Mama," unterbrach ſie die Jungfrau mit leichtem Erröthen.

„Schweig', mein Kind!" gebot die Mama, „Du

brauchst Dich nicht zu schämen, wir sprechen mit einem verheiratheten Herrn, es handelt sich nur um Familienangelegenheiten. Wozu hinter dem Berge halten, mein Herr, der junge Mann ist seit Pfingsten der Verlobte meiner Elisabeth!"

Es schien mir nothwendig, meine Gratulation darzubringen, aber sie machte weder auf die Mutter noch auf die Tochter einen angemessen freudigen Eindruck.

„Wir haben im Ganzen keine Ursache, über unsern Verlobten Klage zu führen," sagte Mad. Pfeffer mit strengem Ton, „moralisch läßt er sich nichts, musikalisch desto mehr zu Schulden kommen. Agent Selters, so heißt mein künftiger Schwiegersohn, ist Sänger, leidenschaftlicher Sänger. Er ist diesem Laster auf seinen früheren Reisen verfallen!"

„Aber, Madame," sagte ich erstaunt, „Sie bedienen sich eines harten Wortes; die Ausübung einer harmlosen Kunst kann doch nie in Laster ausarten!"

„Je nachdem," rief Madame Pfeffer mit lauter Stimme, „ich nenne Alles Laster, was den Menschen von seinen Berufsgeschäften abzieht. Ich gebe auch zu, daß die Leidenschaft für den Gesang unter Umständen eine Tugend sein kann. Es kommt aber Alles auf die Zeit, den Zweck und den Mann an. Mein Neffe, der blonde Pfeffer, Reisender für ein großes Korinthen- und Rosinenhaus, singt auch. Der blonde Pfeffer ist überall dabei, aber behält immer das Geschäft im Auge. Sehen Sie, das ist mein Mann, den lasse ich mir gefallen. Er gehört zu wenigstens zwanzig deutschen Gesangvereinen, und doch singt er nur der besseren Geschäftsverbindungen wegen. Wie oft hat er mich versichert, daß er durch die gemachten Bekanntschaften jährlich Tausende verdiene. Der blonde Pfeffer gehört auch zu den Freimaurern, aber sagt stets, als Mitglied von Gesangsvereinen stehe er sich

geschäftlich besser; er habe mit einem praktischeren Publikum zu thun!"

„Und worin unterscheidet sich denn der Herr Agent Selters von Ihrem Herrn Neffen?" fragte ich schüchtern.

„Selters ist der reine Kunstfreund: er lebt nur im Gesange, er vernachlässigt seine Gänge, seine Correspondenzen, er vernachlässigt selbst uns — meine Tochter!" setzte Mad. Pfeffer verbessernd hinzu und Elisabeth stieß einen tiefen Seufzer aus. „Wir würden weniger unglücklich sein, wenn Selters gern Karten spielte. Eine Partie Boston oder Whist läßt sich rasch arrangiren und ich selber würde ihn mit Vergnügen darin unterstützen, aber diese unfruchtbare Leidenschaft!"

„Wir sind seines Besuches nie gewiß!" flüsterte Elisabeth, da die Beisitzer im Coupé die Ohren zu spitzen begannen, „er kommt spät oder geht früh, daran hat er uns schon gewöhnt, er zieht aus einem Gesangverein in den andern, sein Tenor ist überall beliebt, diese Berühmtheit ist mein Unglück!"

„Selters hat es sogar schon durchgesetzt, in der Oper Vormittags Probe zu singen!" fügte die Mama mit tiefer Entrüstung hinzu.

„Und scheint durchgefallen zu sein?" fragte ich mit der nöthigen Vorsicht.

„Die Stimme war nicht stark genug, und der Vortrag ließ Manches zu wünschen übrig," beschönigte Elisabeth den verunglückten Ehrgeiz des Sängers.

„Sie werden mir als vernünftiger Mann zugeben, daß es ebenso unerträglich ist, wenn ein Bräutigam fortwährend auf dem Sprunge steht, als wenn man ihm, um seine verehrte Gegenwart zu genießen, einen Männerchor, oder doch ein Quartett einladen muß," sagte Mad. Pfeffer, „es sind damit zu viele Unbequemlichkeiten verbunden. Ich bin weit von aller Knickerei entfernt, aber

lieber feindliche Einquartierung, als Sänger. Soldaten kann man satt machen, aber Sänger . . . .“

„Liebe Mama, ich bitte Dich!“ flehte Elisabeth, mit einem ängstlichen Blicke auf die Nachbarschaft.

„Ich spreche die reine Wahrheit!“ sagte die unerbittliche Madame Pfeffer, „durch die Gesangsliebhaberei Deines Herrn Bräutigams würden wir am Ende vom Liede noch in Hungersnoth gerathen. Welche Bresche hat sein Männerquartett schon in unser altes Flaschenlager gelegt!“

Die schwache Seite der Madame Pfeffer war berührt; die innere Aufregung röthete das Frühstückglühen auf Nase und Wangen noch tiefer, sie überzeugte sich durch einen leichten Druck ihrer eleganten, aber auffallend geräumigen Ledertasche, daß ein darin verbergenes, wahrscheinlich mit edlem Labsal gefülltes Glasgefäß vorhanden, unbeschädigt und gegen Sängerangriffe geschützt sei. Einige Secunden lang schien die würdige Frau mit sich zu Rathe zu gehen; sollte sie? sollte sie nicht? Der gute Genius siegte, der Morgenwind blies frisch und es war nöthig, den Einwirkungen der regnerischen Atmosphäre nachhaltigeren Widerstand zu leisten. Madame Pfeffer öffnete die Ledertasche und zog eine dickbäuchige Flasche hervor, auf der außer dem berühmten Denkspruch: „Nullum vinum nisi Hungaricum“ der Name einer alten Breslauer Firma prangte. Die Dame erfüllte meine Brust mit wahrer Hochachtung: trotz der besten Kenner wußte sie um die gediegensten Bezugsquellen. Mit einer Festigkeit der Hand, die von vieljähriger Uebung im Fache zeugte, entkorkte sie die Flasche, füllte einen kleinen Silberbecher mit dem Inhalt derselben und reichte mir das Gefäß. Ich lehnte es ab, erklärte mich indessen bereit, später den Damen Bescheid zu thun, auf ihr Wohl und das Gelingen ihrer Pläne zu trinken. Mad. Pfeffer

war geschmeichelt, Elisabeth nippte ein wenig, Mama leerte den Becher bis auf den letzten Tropfen, füllte ihn von Neuem und reichte ihn mir. Nachdem ich das werthvolle Naß hinabgeschlürft, begriff ich die Abneigung der conversativ haushälterischen Dame, einen solchen Schatz ihres Kellers mit losen Sängern zu theilen, deren Zunge wahrscheinlich nicht genügend gebildet war, um in die weihevolle Tiefe einer tropfbaren Flüssigkeit von so hohem Range zu dringen.

„Lassen Sie uns zur Sache kommen!“ sprach Mad. Pfeffer mit mehrerer Lebhaftigkeit. Gleich einer Landschaft nach Sonnenaufgang hatte ihre Persönlichkeit durch das wohlthätige Getränk ein ganz anderes Ansehen erhalten.

„Sie errathen, daß wir nur nach Neustadt-Eberswalde reisen, weil wir nicht ohne Grund vermuthen, daß Selters sich an dem Gesangsfeste betheiligt.“

„Was für einen Grund haben Sie dazu? Madame!“ fragte ich etwas inquisitorisch, denn trotz aller Hochachtung vor Mad. Pfeffer empfand ich nicht geringeres Mitleid mit Selters, dem Märtyrer einer höheren Weltanschauung.

„Seine gestrigen Ausflüchte und Schwindeleien!“ sagte entschlossen die in ihren heiligsten Empfindungen gekränkte Mutter einer hintergangenen Tochter.

„Schwindeleien, ein furchtbares Wort!“ dachte ich im Stillen. Es mußte in der Familie schon weit gekommen sein.

„Glauben Sie mir, mein Herr,“ fügte Mad. Pfeffer hinzu, „ungeachtet meines geringen Wohlgefallens am Gesange, würden wir keinen Anstand genommen haben, uns an dem Gesangsfeste zu betheiligen, wenn Selters, wie es sich für einen zärtlichen Bräutigam und gehorsamen künftigen Schwiegersohn schickt, uns dazu aufge-

fordert hätte. Die Sache konnte füglicher Weise als gemeinschaftliche Landpartie aufgefaßt werden. Selters schlug den verkehrten Weg ein.“

„Vielleicht fürchtete er bei einem offenen Geständniß von Ihrer ihm bekannten Abneigung das Schlimmste für seinen Plan?“

„Gleichviel, er mußte es darauf ankommen lassen,“ rief die würdige Dame, „er schützte Geschäfte über Land vor, es summte mir gleich vor den Ohren; ich sah ihm die Lüge an der Nase an, verbarg aber vorsichtig meinen Ingrimm. Ich hätte Selters nicht kennen müssen, er wollte nur ungehindert von unserer Gegenwart den Tag in der Mitte seiner Sänger zubringen. Ohne Einwand ließen wir ihn also ziehen, aber mein Plan stand fest, heute in Gesellschaft meiner Tochter die nöthigen Recherchen anzustellen. Meine Bitte geht nun dahin, uns in unserem Plane zu unterstützen! Wir wollen uns nur überzeugen, ob Selters nach Neustadt-Eberswalde gefahren ist und das Gesangsfest mitmacht, oder nicht? das Weitere wird sich finden!“

„Ja, das Weitere wird sich finden!“ hallte echoartig Elisabeths weinerliche Stimme nach. Ueber Selters Haupt zog sich ein Donnerwetter zusammen. Ich konnte mich nach allem Bisherigen nicht mehr weigern, den Damen Hülfe zu leisten, aber mir war bei dem leidigen Handel nicht behaglich zu Muthe.

„Bei meiner gänzlichen Unbekanntschaft mit der Person des Herrn Selters fürchte ich nur, Ihnen wenig nützen zu können!“ bemerkte ich schüchtern.

„Es liegt uns nur an Ihrer Gesellschaft, an einer männlichen Deckung; zu handeln bin ich gewohnt!“ bemerkte Mad. Pfeffer verbindlich, aber eisenfest, und ich zweifelte nicht an ihrem Entschluß.

Wir näherten uns dem Bahnhofe von Neustadt-Ebers-

walde, aus den Waggons drangen vereinzelte Solfeggien, und ich ersuchte Mad. Pfeffer und ihre Frl. Tochter nur, mir beim Aussteigen den Arm zu geben, damit wir nicht durch die hinausstürmenden Sänger getrennt würden, und das Weitere den himmlischen Mächten anheimzugeben.

Auf dem Perron hatten sich die Sängerschaften Neustadt-Eberswalde's und der benachbarten Ortschaften und Gegenden versammelt, um die berliner Extrazüge zu empfangen; das Gedränge war heilles. Mit Mühe und Noth dem Getümmel entronnen und hinter die aufgestellte Sängerfront gelangt, wurde ich von einer Section zurücktretender märkischer Barden so gewaltsam zwischen die Wand des Gebäudes und Mad. Pfeffer gedrängt, daß ich einen Moment schier am Leben verzagte. Wir erreichten indessen glücklich den Saal der Restauration, und ich hielt es für schicklich, mich bei der, mit der Vertheidigung ihrer Rechte beschäftigten Schwiegermutter zu erkundigen, was nun geschehen sollte?

„Sie überzeugen sich doch selbst, daß von hier aus nichts zu sehen ist!" rief die zu Allem entschlossene Wittwe, „wir haben uns schon auf dem Stettiner Bahnhofe alle erdenkliche Mühe gegeben, Selters zu entdecken, es ist uns nicht gelungen. Geben Sie uns einen Rath, Sie sind ein erfahrener Mann, wir werden Ihnen unbedingt folgen!"

„So suchen wir uns vor allen Dingen eines Wagens zu bemächtigen!"

„Eines Wagens? weshalb?"

„Um einen Aussichtspunkt zu gewinnen, Madame! Falls Sie Herrn Selters ermitteln wollen, bietet sich die beste Gelegenheit dazu, wenn Sie in dem Wagen Platz nehmen, fünfhundert Schritte weiter auf der Chaussee Halt machen und den Festzug am Schlage vorüberziehen lassen. Die Sänger ordnen sich mit ihren Fahnen, in

fünfzehn Minuten sind alle Vorbereitungen beendet und der Marsch wird angetreten!"

Mad. Pfeffer war überzeugt, sie nahm von Neuem meinen Arm mit einer solchen Zuversicht und Bestimmtheit, daß ich Selters' Leidenschaft für Volksgesangsübungen und abendliche Männerquartetts vollständig begriff. Elisabeth folgte uns mit zwei Plaids und einem Kuchenkober, die Wittwe miethete einen Wagen, und in einer Viertelstunde hielten wir an einer so günstig gelegenen Stelle, daß uns keine Physiognomie des Sängerzuges entgehen konnte. Bald näherte er sich denn auch, nach seinen zahlreichen und prächtigen Fahnen zu urtheilen, eher ein Zug von heroischen Kämpfern für die Sache des Vaterlandes, als eine Truppe friedfertiger Sänger.

„Geben Sie auf alle kleinen Herren mit schwarzen Schnurr- und Knebelbärten Acht, mein Herr!" sagte Mad. Pfeffer, „Selters trägt außerdem den Hut auf einem Ohre und gewöhnlich eine rothe Blume im Knopfloch. Man soll glauben, er habe den Orden der Ehrenlegion erhalten."

Elisabeth, so unwillig sie über das verrätherische Betragen des kleinen Selters war, schien ihrer Mutter Blasphemieen doch mit blutendem Herzen anzuhören. Den Zustand ihres Gemüthes verlautbarte sie nur durch Seufzer. Jetzt näherten sich die Sänger. Sie traten denn auch mit jenem Pathos auf, das den deutschen Mann kennzeichnet, wenn er mit zahlreichen Gesinnungsgenossen die Kampfbahn des Gesanges beschreitet. Frl. Elisabeth bewaffnete ihre Augen mit einer Lorgnette, Mad. Pfeffer setzte eine Brille auf die Nase, doch waren alle Beobachtungen der Damen vergebens; Agent Selters befand sich nicht unter den Sängern.

„Er wird schon mit dem *ersten* Sängerzuge abgefahren sein," sagte Mama und ließ sich im Wagen nieder,

„es bleibt uns nichts übrig, als die Sänger nach dem Kesselthal am Wasserfall zu begleiten und dort unsere Nachforschungen fortzusetzen. Ich zweifle nicht im Geringsten, daß wir ihn früher oder später entdecken."

„Wenn Sie meinem Rath folgen wollen, Madame," antwortete ich voller Besorgniß, von der rachewüthigen Matrone mitten unter die Sänger geschleppt und im unglücklichen Falle zum Zeugen einer halb lächerlichen, halb verdrießlichen Scene gemacht zu werden, „so fahren Sie nach dem Gasthause in der Stadt und sichern sich dort ein Zimmer und Couverts an der Table d'hote. Der Regen scheint stärker zu werden, Sie sind Beide nicht mit ausreichender Toilette versehen, und es wäre mir beim besten Willen unmöglich, Sie unbeschädigt durch das Menschengedränge zu geleiten. Sie sehen wohl, die Zahl der Sänger beläuft sich auf mehr als tausend, und wir können mit Bestimmtheit darauf rechnen, im Walde noch zehnmal mehr Zuhörer zu treffen." Mad. Pfeffer schwieg, machte jedoch ein äußerst unzufriedenes Gesicht. „Alles was geschehen kann," fuhr ich fort, „besteht darin, daß ich mich den Sängern anschließe, Herrn Seiters aufsuche, und Sie alsdann von seiner Anwesenheit benachrichtige."

„Das wollten Sie?" schrie Mama so laut, daß die Pferde eines eben vorüberfahrenden Hauderers scheu bei Seite prallten.

„Habe ich Ihnen nicht meine Hülfe zugesagt?" — Elisabeth schien meine Bereitwilligkeit, ihrer Mutter einen Dienst zu leisten, sehr übel zu vermerken. Gewiß bereute das arme Mädchen längst ihre Betheiligung an dem verderblichen Plan, der ihr bei dem Charakter der Frau Mama leicht den Bräutigam kosten konnte. Früher hatte sie in den Schlachtruf: „Das Weitere wird sich finden!" mit eingestimmt; jetzt schwieg sie tief verletzt.

„Können Sie mir nicht irgend ein näheres Merkmal

angeben, an dem ich Herrn Selters erkenne?" fragte ich Mad. Pfeffer, „ich habe schon jetzt so viele Herrn mit schwarzen Schnurr- und Knebelbärten, rothen Blumen im Knopfloch, und pfiffig auf ein Ohr gedrückten Hüten bemerkt, daß ich eine Verwechselung fürchte, die Ihre Absichten vereitelt. Bezeichnen Sie mir wenigstens den Gesangsverein, hat Herr Selters Ihnen nie dessen Namen genannt?"

Elisabeth wußte den Namen, aber sie verrieth ihn nicht.

„Wenn ich nicht irre," sagte Mad. Pfeffer, „so hat Selters wiederholt von der „fliegenden Akademie" gesprochen. Er behauptete, sie am liebsten zu besuchen!"

„Dann wird er sich ihr auch angeschlossen haben; die „fliegende Akademie" gehört zu den rührigsten Gesangvereinen der Hauptstadt, und zählt besonders viele jüngere Handelsreisende unter ihren Mitgliedern. Fahren Sie getrost nach der Stadt, meine Damen, Mittags erhalten Sie Bescheid. Erwarten Sie mich im Gasthofe."

Unter Betheuerungen der ewigen Dankbarkeit von Seiten der Mama, und einem flüchtigen, beinahe verächtlichen Kopfnicken Elisabeths trennten wir uns; die Damen fuhren nach Neustadt, ich folgte den Sängern in den Wald. Der Unwille der armen Braut kümmerte mich nicht weiter, konnte sie mir doch nicht ins Herz sehen. Sie dauerte mich längst und ich war weit entfernt, dem ruchlosen Plane ihrer Mutter, der nur auf eine Störung der Verhältnisse hinauslaufen konnte, Vorschub zu leisten. Wollte ich den gefangfrohen Selters und das geängstigte Mädchen retten, so mußte ich die Maske des Spions beibehalten.

Langsam setzte ich bei einem kalten Staubregen, dem nur Sänger den Tag über Trotz zu bieten wagen, den Weg nach dem Walde fort und langte nach dem Schluß des zweiten Liedes bei den berliner Chören an, doch

führten erſt nach dem dritten Geſange meine Nachforſchungen zu einem Reſultat. Während der Feſtrede über „die Macht des Geſanges und die Förderung patriotiſcher Geſinnung durch denſelben," war ich ſo glücklich, unter die Mitglieder der fliegenden Akademie zu gerathen. Ich wande mich unverzüglich an einen, im Hintertreffen ſtehenden Baſſiſten, und fragte ihn, ob der erſte Teneriſt, Herr Agent Selters, anweſend ſei, und ich ihn ſprechen könne, ich hätte ihm Mittheilungen von Wichtigkeit zu machen. Der junge Mann war ſofort bereit, mich dem berühmten Sänger vorzuſtellen; einige Augenblicke ſpäter befand ich mich in der Vorderreihe und ſtand vor dem gefeierten Künſtler. Da die „fliegende Akademie" etwas entfernt vom Redner poſtirt war, durfte Selters ungeſtraft ſolfeggiren, und er ließ ſich als Genius durch den Akt der Vorſtellung weiter nicht hindern, das hohe B auf eine zarte Manier zu intoniren.

„Haben Sie vorher mein B gehört, Tüffle?" ſagte er zu dem Baſſiſten, „mein B dringt immer durch den Chor, und wenn er tauſend Mann ſtark wäre." Die Ceremonieen des Aktes waren beendet, Agent Selters blickte ſtolz umher; er hielt mich für einen Kunſtfreund, den ſein Weltruf als Tenor nach Neuſtadt gelockt. Welche Enttäuſchung bemächtigte ſich des talentvollen jungen Mannes, als ich ihn hinter die Front der „fliegenden Akademie" führte und alſo anhub: „Sie ſprechen von Ihrem hohen B, Herr Selters, es handelt ſich jetzt aber nicht um ein B, ſondern um ein P, ein hartes P — Mad. Pfeffer und Frl. Tochter befinden ſich in Neuſtadt!"

Der Agent war wie vom Blitze getroffen. Aus allen ſeinen vocalen Himmeln auf den trocknen proſaiſchen Erdboden geſtürzt, ſtarrte er mich mit offenem Munde an, und ließ mich ſeine makelloſen Zähne bewundern. Als ich hinzufügte: „Die Damen wollen ſich überzeugen, ob

Sie sich bei dem Gesangsfeste betheiligen, und haben mich deshalb beauftragt, Sie aufzusuchen!" verfärbte sich sein blühendes Gesicht. Agent Selters dauerte mich. Mitleidig legte ich die Rechte auf seine Schulter und tröstete ihn: „Fürchten Sie keine Verrätherei von meiner Seite, ich habe mich den Damen nur zur Verfügung gestellt, um sie selber von hier fern zu halten, noch kann Alles gut enden!"

Obgleich Selters den von Mad. Pfeffer beschriebenen schwarzen Schnurr- und Knebelbart, eine rothe Blume im Knopfloch, und den Hut aufs Ohr gerückt trug, glich er doch einem „Manne des Erbarmens."

„Daß ich diesmal nicht widerstehen konnte! das verzeiht mir die Alte nun und nimmermehr!" flüsterte der sonst so kräftige Sänger tonlos in sich hinein.

„Sie können Recht haben! Herr Selters," sagte ich besorgt, „Mad. Pfeffer betheuerte mit großer Entschiedenheit: das Weitere werde sich finden. Ich meinerseits begreife nicht, wie Sie, als Bräutigam, ein solches Wagestück unternehmen konnten!"

„Ach! die Frauenzimmer sind gar zu unmusikalisch!" stöhnte Selters.

„Aber lieben Sie denn nicht Ihre Braut? begreifen Sie denn nicht, selbst wenn Sie, wie ich nicht hoffen will, bei der Wohlhabenheit der Familie allein, oder doch zur Hälfte — Sie scheinen als leidenschaftlicher Kunstfreund noch nicht ganz und gar moderner Unmensch zu sein — weltlichen Vortheilen nachgehen, daß ein zärtlicher Seladon seiner Braut Opfer bringen, in allen billigen Dingen seine Neigungen den ihrigen unterordnen muß?"

„Es ist mir unmöglich, auf die Betheiligung an Gesangsaufführungen ganz zu verzichten, ich sehe nichts Unerlaubtes darin!"

„Gewiß nicht, aber ich hoffe, daß in Ihnen, als einem

Kaufmann, auch etwas vom Diplomaten ſteckt. Holen Sie ſpäter als Ehemann ein, was Sie als Bräutigam verſäumt haben. Noch iſt kein Grund zur Verzweiflung vorhanden; vielleicht gelingt es Ihnen die junge Frau eines Beſſern zu überzeugen, aber glauben Sie mir, in einem Hauſe, wo eine ſo tyranniſch ſelbſtſtändige Schwiegermutter gebietet, bringt ein Mann als Bräutigam nie mit dem Kopf durch die Wand. Wenn Sie nach allen Ihren Ausflüchten und Schwindeleien — Mad. Pfeffer hat, wie Sie ſehen, kein Blatt vor den Mund genommen — heute bei dem Gefangsfeſte betroffen werden, ſo ſind Sie und Frl. Eliſabeth geſchiedene Leute. Das unterliegt keinem Zweifel."

Agent Selters ſtarrte vor ſich hin, mein Raiſonnement war gar zu einleuchtend. „Das ſchöne Vermögen und die Häuſer kommen in andere Hände — Herr Selters! merken Sie wohl — Mad. Pfeffer hat ihr Augenmerk ſchon auf einen andern Schwiegerſohn gerichtet und ein Mädchen, das ſich vernachläſſigt ſieht, widerſteht ſelten den Einflüſterungen der Mutter — es war im Wagen von einem gewiſſen blonden Pfeffer die Rede!"

„Ja, ja," murmelte Selters, „der blonde Pfeffer! er iſt ein argliſtiger Bube! Ich bitte Sie um Gotteswillen, mein Herr verrathen Sie mich nicht!"

„Ich bin gekommen, Sie zu *retten*!" ſagte ich. „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren; machen Sie ſich aus dem Staube!"

„Aber wohin?" rief Selters und zog die Uhr. „Es iſt erſt *neun*, wo ſoll ich den Tag zubringen, ohne von der Alten entdeckt zu werden? Mad. Pfeffer hat Augen wie ein Luchs!"

„Das Klügſte wäre, Sie eilten ſogleich nach dem Bahnhofe, und verſteckten ſich bis zur Ankunft des Stettiner Poſtzuges in einem Separatzimmer. Der Zug muß

Nachmittags vorüberkommen! Sobald Sie in Berlin sind, eilen Sie in einen Blumenkeller, kaufen das größte Bouquet und fahren nach der Wohnung Ihrer Braut....«

„Und dann? dann?“ fragte Selters, und in seinen Mienen leuchtete es fröhlich auf.

„Dann ziehen Sie heftig an der Klingel, und äußern gegen das Gesinde die höchste Verwunderung, Ihre Elisabeth nicht zu Hause zu treffen, Sie können sogar den Ton einigen Unwillens anschlagen. Je dreister, um so besser! zeigen Sie sich gekränkt, so werden Sie Mad. Pfeffer imponiren; noch rath- und wirksamer wäre es, wenn Sie beiden Damen von ihren „Geschäften auf dem Flachlande“ etwas mitbringen könnten. Schwiegermütter und Bräute freuen sich auch über die unbedeutendsten Geschenke. Allerdings ist die Auswahl vor den Thoren Berlins etwas beschränkt und heute obenein Sonntag; strengen Sie indessen Ihren Scharfsinn an! Sie sind nicht umsonst Agent!“

Während dieser Ermahnung hatte sich Selters langsam von den Chören entfernt, wir befanden uns schon auf dem Wege nach dem Bahnhof. Der Agent warf zwar noch einen sehnsüchtigen Blick auf die Sängerschaaren, aber er sah wohl ein, hier könne seines Bleibens nicht länger sein.

„Was werden Sie aber nun Mad. Pfeffer sagen?“ fragte Selters und blickte mir äußerst zweifelhaft ins Auge, „geben Sie vor, mich nicht gefunden zu haben, so bleibt sie keine Minute länger in Neustadt und betrifft mich vielleicht gar um drei Uhr auf dem Bahnhofe!“

„Seien Sie unbesorgt, Herr Selters,“ beruhigte ich ihn, „ich thue nichts halb, es wird unschuldige Mittel geben, Ihre gestrenge Schwiegermutter bis zum Abende hinzuhalten, aber nur unter dem Versprechen der Besserung leiste ich Ihnen Beistand. Es ziemt sich nicht für einen

Mann, jede Freiſtunde in Geſangvereinen zuzubringen; der Ehegatte gehört in die Familie und das Hausweſen. Das Lied und den Volksgeſang in Ehren! wenn das Vermögen in Ihre Hände kommt, werden Sie ernſtere Dinge zu thun haben!"

Meine kurze Standrede machte einen günſtigen Eindruck; Selters rückte ſogar ſeinen Hut zurecht. Er glich nicht mehr dem ſchiefen Thurm von Piſa; ſo trennten wir uns. Gegen Mittag kehrte ich in die Stadt zurück. Ich wage nicht zu unterſuchen, ob in Folge der wiederholten Anwendung des mitgenommenen weinigen Medikaments, oder des ihr durch den verſtockten Schwiegerſohn verurſachten Kummers, genug Mad. Pfeffer befand ſich in einem Zuſtande von moraliſcher Auflöſung. Jede der Damen ſaß an einem beſonderen Fenſter. Der Meinungsaustauſch zwiſchen Mutter und Tochter mochte unſtatthafte Dimenſionen angenommen haben; Eliſabeth hatte geweint. Bei meiner Ankunft richtete ſich Mad. Pfeffer auf; ſie legte die heitere Miene meines guten Gewiſſen, ein dem Gott der Ehre wohlgefälliges Werk gethan zu haben, zu Gunſten ihres verderblichen Planes aus.

„Nun, iſt er da? haben Sie ihn aufgefunden?" rief Mama.

„Ich glaube, Ihre Frage bejahen zu können, Madame," erwiderte ich mit Beſtimmtheit. „Unter den Mitgliedern des Feſtcomités befindet ſich ein junger Mann, der nach Ihrer Beſchreibung kein Anderer, als Agent Selters ſein kann. Das bewegliche Weſen des jungen Mannes fiel mir ſogleich auf. Dieſer iſt es, oder keiner! ſagte ich zu mir ſelber."

Der erwähnte Jüngling, den ich unterzuſchieben beſchloſſen hatte, beſaß wirklich einige Aehnlichkeit mit Selters.

„Unter den Mitgliedern des Feſtcomités haben Sie ihn entdeckt?" ſagte Mad. Pfeffer, „auch das ſtimmt, ich

kenne seinen Ehrgeiz; wo es etwas dreinzureden, abzustimmen, zu unterzeichnen gilt, fehlt Selters niemals. Ich danke Ihnen! Sie haben sich um unseren Hausfrieden, um das Glück meines Kindes hoch verdient gemacht, Elisabeth! sagst Du dem Herrn nicht Dank?"

Das beklagenswerthe Mädchen versuchte einige Worte zu stammeln, aber ihre Zunge klebte am Gaumen; sie dankte mir durch einen Blick, dessen Uebersetzung lauten würde: »Sie sind der nichtsnutzigste Verräther!«

„Wie fassen wir ihn aber? wir müssen gleich nach dem Thale!" rief Mama und strich mit den Händen ihre seidene Robe glatt.

„Mäßigen Sie sich, Madame," warf ich ein, „Sie könnten Alles verderben." Als Mitglied des Comités ist Selters jetzt in der Sitzung beschäftigt, aber er kann Ihnen nicht entgehen, wenn Sie sich bis zum Abend gedulden. Der Sängerzug erscheint dann zur Verabschiedung von den gastfreien Neustättern auf dem Marktplatze, Sie können dann Selters ungehindert beim Schopfe fassen, ihn gewissermaßen auf frischer That ergreifen."

„Und was thun wir bis dahin? Jetzt ist Essenszeit; der Nachmittag ist gar lang."

„Machen Sie eine Spazierfahrt nach Falkenberg, trinken Sie dort Kaffee und kehren Sie rechtzeitig zurück; Sie werden mich hier vorfinden!"

Mad. Pfeffer widersprach nicht, Elisabeth würdigte mich keines Blickes mehr. Wir begaben uns an die Gasttafel, die Damen bestiegen nach einer Stunde ihre Chaise, ich hielt nach den anstrengenden Promenaden des Vormittags einen gesunden Mittagsschlaf; die Uhr schlug auf dem Kirchthurm vier, als ich aufwachte. Hatte Selters den Stettiner Postzug wahrgenommen, so mußte er sich schon nahe bei Bernau befinden.

Um sechs Uhr kehrten die Damen zurück; ich empfing

ſie in der angenehmſten Laune. Wir brauchten nicht lange zu warten; bald trafen die Sänger in lichten Haufen ein und ſchaarten ſich um das Rathhaus.

Der entſcheidende Augenblick war da. Wir öffneten die Fenſter.

„Dort Madame, dort kommt Herr Selters! dort neben dem ſchwarzbärtigen Fahnenträger!“

Ich hatte noch nicht ausgeſprochen, als Eliſabeth jubelnd ausrief: „Sie haben ſich geirrt, ſo hat mein Selters nie ausgeſehen!“ — Mein Selters! Ich las in ihrer Seele. — „Wo haben Sie Ihre Augen gehabt?“ ſchrie Mad. Pfeffer nicht allzu höflich und muſterte Pſeudo-Selters ſcharf durch ihre Brille.

„Agenten behandeln ihre Hände beſſer — der Menſch iſt ein Schmiede- oder Schuſtergeſelle! — o dieſen Männern fehlt doch aller Beobachtungsgeiſt! ein Agent in Berlin und ſolche Hände!“

Pſeudo-Selters' Tatzen waren allerdings nicht die reinlichſten; ich hatte durch meinen Irrthum das aeſthetiſche Gefühl beider Damen ſchwer beleidigt. Ein junger Mann mit ſolchen ausgearbeiteten Händen, wenn auch mit rother Blume im Knopfloch, Schnurr- und Knebelbart, und windſchiefem Deckel, ſollte in ihrem reichen Hauſe geduldet werden! Mein Credit war für immer dahin, aber Eliſabeth triumphirte. Die plötzliche Freude verſchönerte ſogar ihre nicht ſonderlich anziehenden Geſichtszüge. Mad. Pfeffer deutete durch ihr Betragen ſichtlich an, alle ferneren Verbindungen mit einem für polizeilichen Recherche ſo unbrauchbaren Subjecte abbrechen zu wollen.

Leiſe, ohne Abſchied zu nehmen, ſchlich ich aus dem Zimmer, und miſchte mich unter die Sänger, um in dem bevorſtehenden Kampfe auf dem Bahnhof meine müden Gebeine dem Schutze zweier Baſſiſten der „blauen Mappe“

anzuvertrauen. Die Dunkelheit war längſt eingebrochen, als wir vor dem berliner Perron hielten.

Das Volksgeſangfeſt war meinem Gedächtniß beinahe entſchwunden, als ich neulich aus dem Theater zurückkehrend, auf meinem Schreibtiſch ein aus den ſeltenſten Roſen zuſammengeſetztes Bouquet und ein zierliches Billet fand. Der Inhalt lautete:

„Bei ihrer Abreiſe nach Vevay empfehlen ſich:
Heinrich Selters;
Eliſabeth Selters, geb. Pfeffer
als ehelich Verbundene."

Mir waren alle Gewiſſensbiſſe erſpart; die gerechte Sache hatte den Sieg davongetragen. Das friſche Bouquet war die Abbitte Eliſabeth's.

II.

Der Vater des Tragikers.

Der Vater der Debütantin gehörte einst, als Beckmann noch im Fache der volksthümlichen Komik thätig war, zu den bekanntesten Figuren aus der Theaterwelt; ein munterer Schriftsteller zu Paris steht im Begriff, als Seitenstück zu der beliebten alten Posse, «eine Mutter der Debütantin» zu verarbeiten; «der Vater des Tragikers" hat keine Aussichten, die Volksbühne zu besteigen, eine gern gesehene komische Gestalt zu werden, immerhin ist er eine interessante Spielart, wie sie dem Journalisten über den Weg läuft, wenn er in seiner Sprechstunde auf dem Anstande sitzt, und nicht unwürdig, auf dem Papier skizzirt zu werden.

Es war im August dieses Jahres, als um die Zeit, die jeder Schriftsteller in öffentlichen Organen dem Publikum zur Verfügung zu stellen pflegt, ein Herr in reifen Jahren in mein Zimmer trat, und sich mir als Bewohner einer, mittelst der Eisenbahn in wenigen Stunden zu erreichenden Provinzialstadt zu erkennen gab. Der Herr hatte auf meine höfliche Einladung in einem Lehnstuhl Platz genommen, und entwickelte die eben angegebene Thatsache mit einer so selbstgefälligen epischen Breite, indem er besonders hervorhob, er sei Besitzer eines ansehn-

lichen Rittergutes, habe daſſelbe jedoch aus Wohlgefallen an einer ungebundeneren Lebensweiſe verpachtet, und hauſe auf einem eigenen Beſitzthum in der Stadt, daß ich hinlänglich Zeit gewann, das Signalement meines Gaſtes aufzunehmen. Er machte entſchieden den Eindruck ſolider Wohlhabenheit. Alles an dem Manne, von ſeinem gutgenährten Körper an, bis auf die muſterhaft genähten rehledernen Handſchuhe war äußerſt gediegen; man bemerkte leicht, daß er auf ſeine perſönliche Pflege und Ausſtattung viel gebe und die Vorgänge der Außenwelt höchſtens als eine Staffage ſeines Daſeins betrachte. Er war ungemein artig, aber nur vermöge jener heitern Herablaſſung, welche die Höflichkeit hoher Perſonen in den Augen der Welt ſo unwiderſtehlich macht. Man bemerkte leicht ſeinen felſenfeſten Glauben, die Schilderung ſeiner bürgerlichen Stellung bereite dem Zuſchauer daſſelbe Vergnügen, wie ihm ſelber. Da ich einige Ungeduld bei ſeiner ausführlichen Auseinanderſetzung nicht verhehlen konnte, ſuchte er mich durch das Angebot einer Priſe zu beſchwichtigen, und fuhr dann fort: „Weshalb ich zu Ihnen komme? Weil ich Zutrauen zu Ihnen habe! Sie ſollen mir Rath ertheilen, ich wünſche eine für mich wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu beſprechen.“

Ich konnte nichts Beſſeres thun, als mich verneigen, und verlieh meinen Mienen den Ausdruck geſpannter Aufmerkſamkeit.

„Weshalb ich alſo zu Ihnen komme? Ich habe einen Sohn, einen jungen Mann voller Talente, der jetzt in die Jahre tritt, wo der Menſch ſich für einen beſtimmten Lebensberuf entſcheiden muß —“.

„Wie alt iſt Ihr Herr Sohn?“

„Zwei und zwanzig Jahre,“ antwortete der Vater, und warf über das Bücherpult hinweg einen leuchtenden Blick in den Spiegel, als ob er ſich von Neuem über-

zeugen wollte, ein so alter Sohn habe wirklich einen noch so jungen und angenehmen Vater.

„Dann muß aber doch eine gewisse Vorbildung vorangegangen sein, bei der man einen künftigen Beruf als Ziel vor Augen gehabt hat. Ihr Herr Sohn wird doch eine Anstalt, gleichviel, ob Gymnasium oder Realschule, besucht haben, und jetzt, wenn ich nach seinen Jahren schließen darf, gewiß schon das Abiturientenexamen hinter sich haben," sagte ich, um doch etwas zu sagen.

„Freilich," antwortete der Vater, „in unserer Jugend saßen Männer in Quarta, heute werden oft genug Knaben Professoren. Menschen und Staaten reifen heute rascher heran, mein Sohn hat mit achtzehn Jahren das Abiturientenexamen gemacht, und schon auf mehreren süddeutschen Universitäten studirt."

„Um so klarer wird er über seinen künftigen Beruf geworden sein! sicherlich hat der junge Mann sich, wie die große Mehrzahl seiner Altersgenossen, für eine bestimmte Facultät erklärt?"

„Das nun eben nicht," antwortete der Vater, wie ich zu bemerken glaubte, etwas gekränkt, seinen Sohn dem gewöhnlichen akademischen Gelichter beigeordnet zu sehen, „mein Sohn hat von Kindesbeinen an etwas von der Natur des Göthe'schen Faust entwickelt und sich nie für ein bestimmtes Studium entscheiden können. Bitte aber, den Wissensdrang meines Sohnes dessenungeachtet nicht zu unterschätzen! Er hat sich leider nur unverhältnißmäßig frühzeitig, gleich dem Doctor und Magister überzeugt, «daß wir nichts wissen können," und daher beschlossen, nach Schmetterlingsart umherflatternd, von den Blüthen aller Facultäten zu naschen."

„Thaten Sie denn dem nicht Einhalt?" fragte ich etwas verwundert über die Kühnheit des ersten Vergleiches.

„Nein! Weshalb? Die außererdentlichen Fähigkeiten meines Sohnes, sein Ehrgeiz, beruhigten mich vollkommen über seine Zukunft," sagte mein Gast ablehnend, „ich wußte von jeher, er werde sich nur des Gediegensten aus allen Disciplinen bemächtigt haben, und im entscheidenden Moment für eine Carriere in allen Facultäten befähigt sein. Und übrigens — ich darf es wohl sagen — es liegt mir nichts daran, wenn er sich nicht für ein Brotfach entscheidet — er braucht sein Leben nicht vom Erwerb abhängig zu machen!"

„Desto besser für ihn, so wird die Philosophie, die Naturwissenschaft von seiner Thätigkeit Vortheil ziehen, und wenn die Rechtskunde nach den Angaben Sr. Excellenz, des Herrn Ministers, für das nächste Menschenalter genügend mit Aspiranten versehen ist, so kann doch die Theologie desto mehr Talente vertragen, die ohne die Fesseln eines Kirchenamtes nur für die freie Wissenschaft arbeiten. Männern dieser Facultät thut Unabhängigkeit vom Staate am meisten Noth."

„Wir sind jetzt bei dem fraglichen Punkte angelangt," sagte mein Gast; seine Stimme verlor etwas von der Festigkeit und ihr Timbre wurde kleinlaut.

„Mein Sohn fühlt sich durch keine aller dieser Wissenschaften befriedigt, mein Manfuetus will sich der Kunst widmen!"

„Dagegen läßt sich nicht das Mindeste einwenden, schon unser würdiger Iffland beklagte seiner Zeit, daß der Schauspielerstand sich nicht mehr, wie in seiner Jugend, aus relegirten oder sonst verdorbenen Studenten, sondern nur aus verunglückten Commis und Gesellen rekrutire; das heutige Theater bedarf gebildeter Mimen!"

Kaum hatte ich diesen Satz vollendet, als ich auch schon meinen Fehlgriff einsah; mein Gast war höchlich

beleidigt, doch besaß er Bildung genug, seinen Aerger zu verbergen.

„Sie haben mich mißverstanden, mein Herr, nicht deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, Sie um Ihren Rath zu ersuchen; mein Sohn beabsichtigt, sich nicht sowohl der reproducirenden, als vielmehr der producirenden Kunst zu widmen. Manfuetus ist Tragiker.“

„Tragiker?“ sagte ich in gedehntem Tone, ein Nebenbuhler des Sophokles, Shakespeare, Calderon und Schiller? Heil dem jungen Manne, da das gütige Geschick von seinem Pfade alle materiellen Hindernisse geräumt hat; die Sorge um das tägliche Brot wird ihn in seinen Arbeiten nicht stören.“

„Das will ich meinen,“ rief der Alte sichtlich geschmeichelt, „aber nun lassen Sie uns zur Sache kommen. Mein Sohn braucht allerdings die Kunst nicht des Brotes wegen auszuüben, allein wir leben in einem zu praktischen, zu industriel gesinnten Zeitalter, als daß mein Manfuetus nicht auch die höchsten Zinsen von seinem Talente ziehen sollte. Das Meiste kommt stets darauf an, wie Capitalien angelegt werden; das muß ich als Geschäftsmann wissen.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ warf ich ein, „Sie sprechen hier von den Talenten Ihres Herrn Sohnes, hat er dieselben denn schon genügend bethätigt?“

„Sagte ich Talente? Ich habe mich eines falschen Ausdrucks bedient, ich hätte von der Mission meines Sohnes reden sollen. Seine in den zwei letzten Jahren verfaßten Dichtungen beweisen unwiderleglich einen ungeheuren Drang, die heutige Schaubühne umzugestalten. Jedes seiner Trauerspiele ist eine ganze Welt, jeder seiner Verse ein Gedanke! Wir Beide werden es leider nicht erleben, eben so wenig, wie den Tag der Aufrichtung und Enthüllung der Schillerstatue, aber der Tag kommt, er kommt, so wahr ein Gott im Himmel lebt, wo auch

der Grundstein zum Denkmal meines Manſuetus gelegt wird.“

„Ihre Gedanken bewegen ſich ja in einer excentriſchen Cometenbahn; wie viele Trauerſpiele hat denn Ihr Herr Sohn bereits vollendet?“

„O, es wird ihm nicht ſchwer, Maſuetus kann — eine ſeltene Ausnahme von den gewöhnlichen Dichtern — ſogar mit vollem Magen arbeiten. Vom Eßtiſch geht er an den Schreibtiſch, und eine ergreifende Scene iſt fertig. Sie glauben kaum, welche Gewandtheit der junge Menſch in der Verſification beſitzt, einen Monolog von hundert und zwanzig Jamben ſchreibt er in einer Stunde; ſeine Briefe leſen ſich wie Prologe. Wenn Sie nichts dawider haben, leſe ich Ihnen den letzten vor; es iſt ein vertenfelter Junge!“

„Bitte, meine Zeit iſt ſehr knapp bemeſſen, ich bezweifle nicht die ungewöhnlichen Gaben Ihres Herrn Sohnes, aber jetzt ſagen Sie mir, inwiefern ich Ihnen rathen, Ihnen dienen kann . . . .“

„Mit Vergnügen,“ rief mein Gaſt, noch ehe ich ausgeredet, erſt ſollen Sie mir rathen, dann dienen! Sagen Sie alſo zunächſt, durch welche Mittel können Bühnenvorſtände gezwungen werden, ſich der Miſſion einer genialen Natur dienſtbar zu erweiſen und die Werke meines Sohnes aufzuführen?“ Bei dieſen Worten ſchwoll eine Ader auf der Stirn des Mannes ſo an, daß ich meinen Stuhl um einige Zoll zurückſchob.

„Zunächſt doch nur dadurch, daß die Bühnenvorſtände ſie leſen, dann, daß ſie ihnen gefallen, und vermöge ihres Bau's nicht unaufführbar ſind. Manches durch und durch dichteriſche Werk wird ſeiner ungeheuerlichen Structur wegen von den Bühnenvorſtänden abgelehnt!“

„Bleiben wir beim erſten Punkte ſtehen. Sie ſagen, die Bühnenvorſtände ſollen die Stücke leſen, aber leſen

sie? Wir haben nicht gleich, nein, erst nachdem wir eine Anzahl unglücklicher Erfahrungen hinter uns hatten, unsere untrüglichen Proben gemacht. Nicht Zeit, nicht Mühe, nicht Geld sind gespart worden. Mit Verlegern habe ich mich in Verbindung gesetzt, jährlich mehre hundert Thaler für Druckkosten und Papier bezahlt, die Tragödien meines Sohnes auf das Sauberste drucken lassen, — versteht sich als Manuskript für Bühnen — wir haben stets die Zukunft vor Augen gehabt — wir haben den Directoren die Lectüre so bequem als möglich gemacht, — werden Sie es glauben, ein ganzes Jahr lang mußten wir mitunter auf Antwort warten. Zuletzt erboßten wir uns, wie billig, ich klebte am Rande die Blätter mehrerer Seiten mit Gummi zusammen; sie waren nicht einmal auseinandergerissen! Das heißt man junge Talente fördern, für die Kunst arbeiten!"

„Es kostet in allen Fächern nicht geringe Mühe, sich Bahn zu brechen!" Der Gemeinplatz paßte mir hier gerade.

„Die kurzsichtigen Leute schlagen sich selber in das Gesicht; an dem Talent meines Sohnes könnten sie einen wahren Schatz gewinnen. Er hat Stücke geschrieben, die man Shakespeare zutraut, andere, die so klingen, daß man glaubt, sie seien von Schiller. Manfuctus schüttelt die Style aus dem Aermel, er ist der vielseitigste Dichter der Gegenwart."

„Haben Sie denn nicht Ihr Heil bei Hoftheatern versucht? Diese sind allein in der Lage, über den Kostenpunkt wegzusehen, und ein derartiges vielversprechendes Talent zu unterstützen."

Der Vater des Tragikers riß einen großen, auf blendend weißes Papier geschriebenen, mit feinstem Lack gesiegelten Brief aus der Brusttasche, entfaltete und hielt ihn mit beiden Händen vor mein Gesicht. Ich ersah

daraus, daß die sachlichen Rathgeber des Hofmarschalls dem Einsender erklärten, seine Dichtung nicht zur Aufführung „befürworten“ zu können.

„Das ist nämlich der amtliche Ausdruck,“ rief der Erzeuger des Dichters, „dies ist der sechste Brief, den wir von diesem Hoftheater empfangen. Der sechste in nur zwei Jahren!“ In seiner sittlichen Entrüstung ahnte der begeisterte Vater nicht, daß die unerhörte Fruchtbarkeit seines Kindes vielleicht noch strafwürdiger sei, als die Hartnäckigkeit dieser fürstlichen Bühne. Der verblendete Mann fing an, mir fürchterlich zu werden.

„Was ist also zu machen? Sie sehen, die Theatervorstände Deutschlands wollen nichts für meinen Sohn thun, und doch ist die tragische Dichtkunst sein Beruf, nein, seine Mission! Sie müssen seit Jahren diese Kreise kennen, wie bringen wir hinein? Alles ist gewonnen, wenn wir einmal Bahn gebrochen haben.“

Der Vater war unglücklich; ich sah es wohl, aber war ich glücklicher? Wollte ich nicht an die Arbeit gehen, und mußte der arrogante Alte nicht erst entfernt werden, wenn ich mein Tagewerk beschließen, und die Post nicht versäumen wollte? Ich mußte ihm einige Rathschläge ertheilen, auch wenn mir ihr Erfolg sehr zweifelhaft erschien. Es war Christenpflicht gegen den Alten, Christenpflicht gegen mich selbst.

„Sie haben bis jetzt den geraden Weg eingeschlagen,“ sagte ich mit ernster Miene, „aber wann kamen die Wohlthäter der Menschheit auf dem kürzesten Pfade zwischen zwei Punkten zum Ziele? Denken Sie an die Umwege in der Wüste, zu denen sich Moses genöthigt sah, ehe es ihm gelang, das Volk Gottes aus Aegypten nach Palästina zu bringen; vergegenwärtigen Sie sich die Anstrengungen des Columbus, die Mittel zu beschaffen, seinen Plan in Scene zu setzen; greifen wir lieber Bei-

ſpiele aus der neueren Geſchichte heraus. Sie kennen die Leiden der Erfinder der Dampfmaſchine, der Webemaſchine, der Schraube an Schiffen! Ein weiſer Mann, verrennen ihm Hinderniſſe den geraden Weg, gelangt durch die Hinterthüre zum Ziele. Oft kommt man mit der Schmeichelei weiter, als mit ſeinem guten Recht! Prägen Sie dieſen Satz Ihrem Herrn Sohne, dem Tragiker, ein. Der Künſtler lebt in einer Welt des Scheines, der Illuſionen, proſaiſche Naturen ſagen der „Lüge.“ Lehren Sie Ihren Dichter, einflußreichen Perſonen Beſuche abſtatten, ihnen Artigkeiten ſagen, ihren Lehren andächtig lauſchen; es gibt Tragiker, welche die Aufführung ihrer Werke nur durch Beharrlichkeit in Viſiten durchgeſetzt haben. Es klingt paradox, wenn ich behaupte, der Menſch kommt hienieden weit durch ſeine Liebenswürdigkeit, aber weiter noch durch ſeine Unausſtehlichkeit, und doch iſt es wahr. Ihr hochbegabter Sohn hat das Seinige mit der Feder gethan; jetzt muß er mit ſeiner Perſon in's Feuer rücken. Iſt er liebenswürdig, wird er bei den Damen ſein Glück machen, iſt er unausſtehlich, werden die Männer ihn protegiren, um ihn los zu werden!“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte mein Gaſt heiter lächelnd, „Sie zeigen mir den Lebenslauf des Tragikers in einem neuen Lichte; aber iſt das Alles? Kann nichts weiter für das Talent geſchehen, beſitzen wir keine Aſſociation zum Schutz ſtrebſamer Künſtler, keine Vereine zu gegenſeitiger Unterſtützung, hat die Theaterwelt keinen Schulze-Delitzſch geboren?“

„Wenn auch das nicht, ſo beſitzen wir doch einen Verein zur Hebung . . .“

„Verſunkener Schiffe? Hat Bauer ſchon einen gebildet? Was Sie ſagen!“

„Nein, zur Hebung des Drama's, unterbrechen Sie

mich nicht, wenn ich bitten darf. Der gedachte Verein besteht aus hochbegabten Leuten, die sich mit Ihrem Herrn Sohn in derselben Lage befinden. Außer Stande, auf dem Theater festen Fuß zu fassen, begnügen sie sich, Bekannte und Verwandte als Zuhörer einzuladen und diesen ihre Stücke mit vertheilten Rollen vorzulesen."

„Was wird dadurch erzielt?" fragte mein Mann.

„Sie machen dadurch ihre Arbeiten unter dem gebildeten Publikum bekannt und üben nebenbei eine moralische Pression auf die Bühnen aus!"

„Sehr gut, sehr wahr!"

„Ein solcher Verein steht immer wie ein Häuflein Märtyrer da, und wenn das auch zu viel behauptet heißt, so gleichen sie doch den Bekennern eines vom Staate nicht anerkannten Glaubens, die sich zur Ausübung ihres Cultus an profanen Orten zu versammeln gezwungen sind."

„Mein Sohn soll noch in dieser Woche dem Verein beitreten, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für den Rath!"

„Ein vortreffliches Mittel, die Aufmerksamkeit auf verkannte Dramen und Dichter zu ziehen, besteht ferner darin, sie in eine fremde Sprache übersetzen zu lassen und irgend einem berühmten Manne des Auslandes zuzueignen. Der Name von Celebritäten gleicht der Hefe; unsere reclamenlustige Zeit säuert damit ihren Brotteig."

„Das Bild ist nicht edel, aber es ist einige Wahrheit darin. Manfuetus hat einen Stoff aus der russischen Geschichte unter der Feder; er kann ihn dem General Murawieff zueignen. Ich halte ihn für den genanntesten Mann der Gegenwart. Was sagen Sie dazu?"

Mein Gast war von diesem Gedanken so ergriffen, daß er sich rasch erhob, die Handschuhe anzog, meine Hand faßte und sagte: „Ich muß den Plan noch heute mit meinem Sohne besprechen. Was für Manfuetus

durch die Tagespresse geschehen kann, haben wir noch gar nicht erörtert. Seien Sie versichert, ich scheue keine Kosten! Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Sohn vorstelle, sobald sein Trauerspiel fertig ist. Er soll es Ihnen vorlesen, er gehört zu den Vorlesern ersten Ranges."

Schweigend verneigte ich mich; wir trennten uns, nachdem ich ihn bis zur Treppe begleitet hatte; das Hausmädchen kam uns entgegen.

„Merken Sie sich diesen Herrn," sagte ich zu ihr mit furchtbarem Ernst, „zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht, allein oder mit Begleitung er auch kommen mag, ich bin immer ausgegangen!"

III.

Ein Garten der Vergangenheit.

Die Baustellen zwischen dem Potsdamer Thor und dem Schifffahrtscanal, ehemaligem „Schafgraben," waren nicht immer so ergiebige Gegenstände der Speculation, und die Hochachtung vor Bäumen und Gesträuchen, Blumenbeeten und schattigen Plätzchen war einst größer, als in unseren Tagen. Links an der Mauer, die nun bald den Fortschritten des Jahrhunderts ihren Zoll bezahlen wird, stand eine Reihe von Hauderern, wie sie sich noch immer am Brandenburger Thor erhalten haben, und Schöneberg war nicht ein vorgeschobener Posten von Berlin, durch eine nie rastende Omnibuskette mit der Hauptstadt verbunden, sondern ein Paradies, in dem poetische Minister, wie Altenstein, Villen besaßen, Schriftsteller des jungen Deutschland stille Wohnungen mietheten, um begonnene Werke zur Verherrlichung des Fleisches zu vollenden, und angehende Componisten, die bei Marx oder Dehn Contrapunkt studirten, mit ihrem Flügel ein Asyl suchten, um fürchterliche Fugen auszuarbeiten, und die Katzen des Feltes durch Recitation derselben mit grimmiger Eifersucht zu erfüllen. Noch lag Schöneberg im Rayon der „Landpartie," und selbst diesseits des Canals, wo längst die feine Fleischwaare Platz

gegriffen hat, die Dienstmannschaft den Courierdienst versieht, und die Redaction der N. Pr. Zeitung seit sechszehn Jahren residirt, ging man noch unbefangenen Sinnes spazieren. Der Droschkenkutscher älterer Zeitrechnung, dem ein tollkühner Fahrgast zumuthete, für fünf Silbergroschen über das Carlsbad hinauszufahren, geberdete sich wie ein Flußschiffer, der mit seinem flachgebauten Fahrzeuge in See stechen soll, und bei ausbrechendem Feuer eilte unbefangen die Schöneberger Spritze und Löschmannschaft zur Hülfe herbei.

Einige hundert Schritte vor dem Potsdamer Thore gab es Gärten mit Sommerwohnungen, und da wo jetzt die Architektur-Kolosse der Schellingsstraße ihre Dächer gen Himmel strecken und auf Erden das Droschkenpferd seinen ledernen Futterkorb schwenkt, standen Treibhäuser, wurde Blumen- und Spargelkultur getrieben, versammelte sich die elegante Welt Berlins zu Militair-Concerten im Freien. Hier lag Möwes' Blumengarten, der Zufluchtsort der Senioren Berlins. Das Grundstück war der Stolz seines Besitzers, des alten Herrn Möwes, eines reichen Holzhändlers und Destillateurs. Mochte er auf seinem Grund und Boden sonst nur gelegentlich erscheinen, am Mittwoch Nachmittag, wenn das Musikcorps der Garde-Artillerie Beethovens Symphonien, für Holzblaseinstrumente u. s. w. arrangirt, aufführte, fehlte er niemals. Zu Ehren dieses Tages pflegte er eine weiße Cravate anzulegen und in einem stattlich gebauten Frack zu erscheinen. Was gäbe ein constitutioneller Minister unserer Tage darum, könnte er es, hinsichtlich der ernsten Physiognomie, der männlichen Würde und eisernen Haltung, dem alten Möwes nachthun; seit aber Ministertische servirt werden und die Räthe der Krone sich nicht mehr in unverbrüchliches Stillschweigen hüllen dürfen, haben wir dergleichen Ehrfurcht einflößende

Gestalten zu Grabe getragen. Der würdige Mann besaß noch eine heilige Scheu vor der Natur; er war Menschenfreund und weit entfernt, vorhandene Luftlöcher seinen Mitbürgern vor der Nase zuzumauern. Mit Landschaftsgärtnerei in nuce gab er sich, wie die heutigen Besitzer der Thiergartenvillen, nicht ab; der Garten mußte nach dem Geschmack und dem Gebrauch seiner Altvordern unterhalten werden. Er besoldete einen Kunstgärtner, der die Orangerie verpflegte und zur Winterzeit im großen Saale neben dem Treibhause unterbrachte, sich mit Blumenzucht beschäftigte und die Weinstöcke am Spalier überwachte, aber auch verpflichtet war, hinten im Garten Gemüse zu ziehen und die Tafel seines Herrn mit den neuesten Produkten der Jahreszeit zu versehen. Blumenausstellungen und vegetabilische Sehenswürdigkeiten, zu denen man sich in einem besonderen, vor dem Garten gelegenen Büreau Einlaß erbitten mußte, gab es nicht; die geschäftliche Seite waltete vor, der Gärtner verkaufte Bouquets und Blumentöpfe, und früh und spät hatte das Publikum freien Zutritt. Die in einem an der Westseite des Gartens gelegenen Häuschen befindlichen Sommerwohnungen waren unbequem und enge, gewährten aber einen wahrhaften Landaufenthalt, und wurden von ruheliebenden einzelnen Leuten, auch während des Winters bewohnt. Das glückliche Fleckchen Landes war noch nicht hermetisch verbaut, der Ost- und Südwind nicht abgesperrt und bis spät Nachmittags durfte sich der Gast im hinteren Theile des Gartens am warmen Sonnenschein laben. Heute klingt es unglaublich, und mancher gutbeschlagene Hausbesitzer der Gegend wird verächtlich die Achsel zucken und den Kopf schütteln, aber es gab dort wirklich einen Baumstumpf, auf dem der Schreiber dieser Zeilen oft gesessen und dem Summen der Bienen und dem Gesange der Nachtigall gelauscht hat.

Der Besitzer mochte es für frevelhaft halten, den ehrwürdigen Baumstumpf auszugraben; er ließ ihn stehen: „dem Wanderer zur kurzen Ruh'." Um die winzigen Treibhäuschen mitten im Garten drängten sich Blumenbeete und hölzerne Gestelle für Zierpflanzen. In jenen wurden die ersten Hyacinthen, Aurikeln, Tulpen und Narzissen gezogen, auf diesen Rosenstöcke, Fuchsien und kleine Orangenstämmchen der Sonne ausgesetzt. An kleinen Raritäten, den persönlichen Steckenpferden des Gärtners, war kein Mangel, und die Liebhaber der Botanik fanden sich aus der Nachbarschaft ein, um sie in Augenschein zu nehmen, auch wohl einige Gewächse, die zu Hause auf der Schattenseite in Siechthum verfallen waren, dem Gärtner zur Pflege zu übergeben. Ein alter Geheimerath erschien von Ende April an bis zum Beginn des Herbstes täglich. Von früh Morgens hatte er den schwarzen Frack und das Zeichen seiner Kaste, das Band des Rothen Adlerordens vierter Klasse angelegt; ein stiller alter Herr, nicht redseliger als ein Fliederbusch, oder eine Hortensienstaude. Der parlamentarische Ehrgeiz der Büreaukratie schlummerte; ihr Vertreter begnügte sich, an einer Rosenknospe zu riechen, die reiche Blüthe eines Cactus andächtig zu betrachten, und, wenn es hoch kam, für irgend eine Gönnerin ein Sträußchen gefüllter Nelken zu pflücken. Der Patriarch war sicher davor, im Interesse des Dienstes versetzt zu werden; die Berliner Revue, die Correspondenz Zeidler, die Norddeutsche Allgemeine schlummerten noch im Schooße der Zukunft. Lyrische Dichter, wie Freiherr von Eichendorf, Regierungsrath im Cultusministerium, ließen nur das Waldhorn von der Felswand wiederhallen, aber nicht rigorose Wahlerlasse aus den Regierungsbezirken.

Im vorderen Theil des Gartens wurde der Geselligkeit gehuldigt, Jeder war gern gesehen, aber gewisse Be-

schränkungen hielten alle mißliebigen Gäste fern. Das Hauptgetränk des Berliners der dreißiger Jahre war ausgeschlossen und mit ihm Jeder, der seinen Durst nicht in Zuckerwasser, Limonade oder Kaffee zu löschen im Stande war. Der erpichte Weißbiertrinker schritt achselzuckend an Möwes' Blumengarten vorüber, und ließ sich einige hundert Schritte weiter in Häusler's schlichtem Biergärtchen nieder. Damit war die Physiognomie der Gesellschaft bestimmt. Die ältere Generation fühlte sich besonders zu dem schönen geräumigen Garten hingezogen, und nach dem Schluß der Schul- und Büreaustunden bildete sich rings um den mit schönen Orangenbäumen eingefaßten Rasenplatz und unter den schattigen Kastanienbäumen an der Südseite desselben eine Versammlung der verschiedenartigsten Notabilitäten Berlins. Ein Kränzchen bejahrter Kaffeeschwestern hatte sich gewöhnlich schon früher eingefunden, und je nach der Entwickelung des Laubes, der Windrichtung und der Beschaffenheit der Temperatur das angemessenste Plätzchen mit Beschlag belegt. Obgleich sich unter diesen Damen mehrere Ehefrauen der regelmäßig den Garten besuchenden Herren befanden, wich ihnen die männliche Genossenschaft doch nach Möglichkeit aus. Es mochte Verleumdung sein, aber sie standen im Rufe, eine Art geheimer Gartenpolizei zu unterhalten, die Gäste zu überwachen und die gemachten Beobachtungen nicht immer ohne scharf kritische Anmerkungen einander mitzutheilen. Die alten Herren suchten daher zwischen den beiderseitigen Plätzen eine Demarcationslinie zu ziehen. Ein leergelassener Gartentisch genügte gewöhnlich, ein Belauschen ihrer Gespräche zu verhindern. Dieser kleinen, aber wie man aus den getroffenen Maßregeln ersieht, „mächtigen" Frauenpartei standen zwei große geschlossene Herrengesellschaften gegenüber,

die ohne irgend welche Anknüpfungspunkte, doch unmittelbar neben einander, ohne Zwistigkeiten bestanden.

Den großen Gartensaal neben dem Treibhause und die Hälfte der davor gelegenen Plätze im Freien hatte die Wenkstern'sche Ressource inne, eine Association von Büreaukraten und Militärs reiferer Jahre zu geselligen Zwecken. Man konnte sich nicht wohl anständiger und stiller betragen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im Innern des erwähnten Gartensaales an Regenabenden bisweilen Karten gespielt wurde, nach einem unverbürgten Gerüchte besaß die Ressource sogar zwei Dominospiele und ein Puffbrett; Bestimmtes ist jedoch niemals ermittelt worden. Hätte es auch die Schicklichkeit nicht verboten: das tief über die Fenster des Gartensaales herabhangende Weinlaub verhinderte alle Nachforschungen. Bei freundlichem Wetter hielten die Mitglieder ihre Sitzungen regelmäßig im Freien, und dann wurde niemals Domino oder in der Karte gespielt. Die ehrsamen Herren mochten fürchten, die Gartengötter oder gar den Pan selber zu beleidigen, wenn sie die frevlen zwei und fünfzig Blätter dem frommen Schein der Abendsonne aussetzten. Kartenspiel war eine Unterhaltung für geschlossene Räume, unter freiem Himmel hielten sie nur muntre oder belehrende Gespräche für statthaft. In den Schriften der Griechen, Römer und altitalienischen Autoren begegnen wir einer ähnlichen Vorliebe für weltmännisch philosophischen Austausch der Meinungen, doch wage ich nicht zu behaupten, die Gespräche der gedachten Ressourcen-Mitglieder seien der Aufzeichnung und Aufbewahrung für die Nachwelt gleich würdig gewesen. Davon abgesehen, war der in der Gesellschaft herrschende Ton ein sehr gemessener. Die Mitglieder saßen um weiß und grün gestrichene Gartentische und rauchten meistentheils aus weißen Thonpfeifen, verziert mit farbigen Federspitzen. Gewisse

Herren konnten Vorsitzende oder auch Wortführer heißen, waren zu dieser Würde aber nicht durch Stimmenmehrheit, sondern nur durch angeborene Beredsamkeit, Rang und Stand im Staatswesen gelangt. Vor der Ankunft dieser Notabilitäten kam selten ein Gespräch in Gang, die Unterhaltung drehte sich in gehöriger Breite gemeinhin um die Frage, ob man die Herren überhaupt erwarten dürfe, oder welche Ereignisse sie verhindern könnten, zu erscheinen. Langte endlich einer der Vorsitzenden an, so erhielt der Cirkel seine eigentliche Weihe. Das verehrte Mitglied wählte einen bequemen Platz, der über die Anwesenden und den ganzen vorderen Garten die Rundschau gestattete, der Diener der Ressource — sie besoldete einen eigenen Aufwärter und Saalaufseher — überbrachte ihm die Theepfeife und eine kühle Labung, der zunächst Sitzende entzündete an dem, in einer Glasglocke brennenden Lichte einen Fidibus, und steckte den Tabak in Brand; dann begannen die Debatten. Gehörte der Vorsitzende zu den höheren Offizieren, so erlaubte er sich wohl, die Haken des Uniformkragens zu lösen und den Ueberrock aufzuknöpfen. Diese, unter dem Regimente Friedrich Wilhelms III. ungewöhnliche Action pflegte stets das Signal zu einer gesteigert frohen Stimmung der Anwesenden zu ertheilen und die Befreiung von den Fesseln der Etikette zu verkünden.

Die andere östliche Hälfte der Plätze vor dem Gartensaale gehörte der Berliner Schachgesellschaft, die sich am Montag und Donnerstag dem Statut gemäß versammelte, aber auch täglich durch mehrere Mitglieder vertreten war. Dieser Verein hat Jahre lang dem Möwes'schen Blumengarten einen ganz bestimmten Charakter verliehen und seine Blüthezeit darin verlebt. Der Besitzer des Grundstücks schätzte die ruhigen Herren ganz besonders, da ihre Ansichten über das Ideal eines Aufent-

haltes im Freien mit den seinigen übereinstimmten, und sie ihn in der Aufrechthaltung der Gartendisciplin unbewußt unterstützten. Beide, die Schachspieler bis auf den letzten Mann und der alte Möwes, theilten den Abscheu vor den Sitten und dem Lärm der Kegelbahn, die sich heute unter heilgymnastischem Deckmantel selbst bis in die vornehmsten Privatbesitzungen gedrängt hat. Unter der Obhut des würdigen Eigenthümers waren sie vollkommen sicher vor dergleichen trivialen Störungen, wie sie das Gerassel der fallenden Kegel, das Rollen der in die Rinne geschleuderten Kugeln, das Geschrei des Jungen und das Johlen bei über einen gelungenen Wurf entzückten Gäste verursachen. Der alte Herr hielt dieses Vergnügen für plebejisch, und war froh, daß es auch von den an seinen Garten grenzenden Grundstücken ausgeschlossen war. Kein gemeiner Lärm durfte die „Schachherren“ behelligen, diesen Ehrentitel hatte er ihnen selber ertheilt, und sein Auge ruhte stets mit Wohlgefallen auf ihren Tischen, obwohl er für sein Theil von dem Spiele nicht das mindeste verstand.

Anfangs wurde ihnen bei eintretendem schlechtem Wetter eines der niedrigen, aber sonst geräumigen Gartenhäuser neben der mittleren Kastanienallee eingeräumt, als aber der Zahn der Zeit in diesen Baulichkeiten allzugroße Verheerungen anrichtete, und sie nur noch für Aufbewahrung alter Gartengeräthschaften, Blumentöpfe, Bohnenstangen und zerbrochener Stühle geeignet waren, etablirte sich die Schachgesellschaft in dem, vorn an der Potsdamer Chaussee gelegenen Treibhause. Der kluge Herr hielt architektonische Ausbesserungen bei seinen Lebzeiten für überflüssig; er sah das Schicksal des Gartens voraus. So bald er die Augen geschlossen hatte, gebot die nothwendige Erbschaftstheilung den Verkauf des Grundstücks; wozu also unnütze Neuerungen und Kosten. Nur

einmal machte er eine Ausnahme. Die bedeckte Estrade, auf welcher die Musiker bei den Mittwochsconcerten saßen, war so schlecht geworden, daß es nicht allein durchregnete, sondern auch Gefahr vorhanden war, das Dach könne einmal über dem Musikcorps zusammenbrechen. Damals wurde aus dem besten Holz eine neue Estrade gebaut; das war aber auch die einzige, dem Inventarium gemachte Concession. Alles Uebrige ging langsam einem sicheren Untergange entgegen.

In dem Abscheu vor improvisirter und importirter Musik stimmte Herr Möwes mit den Schachherren gleichfalls überein. Am Mittwoch, wo der Garten von der Beau-Monde überfüllt war, unter der man nicht selten die Gesandten mit ihren Familien bemerkte, blieben sie, abgeschreckt durch das Getümmel und das Eintrittsgeld von fünf Silbergroschen grundsätzlich fort; an allen übrigen Tagen befolgten sie ein Prohibitivsystem. Den ambulanten Künstlern Berlins war die antimusikalische Genossenschaft zwar schon bekannt, und die Leiermänner hüteten sich weislich vor Invasionen in den Blumengarten, allein es gab unerfahrene Fremdlinge, vagirende Bergknappen, Harfenisten, einzelne Klapptrommeten- und Tubenkäfer, die nicht selten eindrangen, mitten unter den Gästen Posto faßten und sich nur ungern in ihren Kunstleistungen unterbrechen ließen. Gegen diese Tonkünstler ergriffen einzelne ältere, jähzornige Mitglieder der Schachgesellschaft gemeinhin Gewaltmaßregeln, wenn ernste mündliche Vorstellungen nichts fruchten wollten. Ein hochbejahrter Herr that sich besonders als Schutzmann hervor. Sein Kunstsinn — er besaß talentvolle Kinder und in seinem Hause wurde viel und gut musicirt — machte ihn überaus empfindlich gegen die Ausschreitungen des wilden Dilettantismus; zudem war er einer der beharrlichsten und nachdrücklichsten Zuschauer bei allen Partien zwischen

Meistern. Er war immer der Erste, der unverdrossen aufsprang, den zudringlichen Bläser ergriff, ihm ein Zwei- oder Viergroschenstück in die Hand drückte und gewaltsam zum Garten hinausführte, oft sogar, wenn er Widersetzlichkeit zeigte — hinausknuffte. Es gab sonst keinen sanfteren und manierlicheren Herrn, nur seine Idiosynkrasie vor allen Gassenhauern und die Ehrfurcht vor Schachcombinationen ließen ihn die Gesetze der guten Lebensart übertreten.

Nicht weniger gemeinschaftlich war die Abneigung gegen Hunde. Zwar ließ sich dies Geschlecht nicht ganz verbannen und gewisse Schooßhunde und einzige Freunde alter Junggesellen mußten stillschweigend geduldet werden, doch gaben Letztere als sittige Vierfüßler niemals Veranlassung zur Unzufriedenheit, sondern fügten sich mit dem wundervollen Instinct dieses Geschlechts in die Gebräuche der Gesellschaft und erregten keinen weiteren Anstoß, da sie den Verlockungen der Damenhunde und der von zufälligen Gästen mitgebrachten Kläffer gemeinhin kein Gehör schenkten. Mit Letzteren lebte die Gesellschaft fortwährend auf dem Kriegsfuße; an manchen lebhaften Sonntagen kam es sogar zu größeren Treffen, welche zu unangenehmen Erörterungen zwischen beleidigten Hundebesitzern und Schachspielern führten. Von den meisten Hundefreunden wird ja ein ihrem Pikas oder Mylord versetzter Streich als persönlich empfangen angesehen! Da war nun Geheimer Hofrath H. leidenschaftlicher Schachfreund und strenger Wächter der öffentlichen Ordnung, zu welchem Endzweck er sich von einem, durch jahrelangen Gebrauch schon aller Politur beraubten spanischen Rohre niemals trennte. Ging der alte Büreaukrat auf Provocation der unbesonnenen Hunde aus, oder lag irgend eine seltsame Angewohnheit zu Grunde: er stellte seine Kaffeetasse nie auf den Tisch, sondern stets auf einen,

zur Linken stehenden Stuhl. Nun konnte es nicht ausbleiben, daß allzuvertrauensvolle Spitzer und Pintscher das für eine Einladung ansahen, sich an den Vespergenüssen des Beamten — er war Schatzmeister der Gesellschaft — zu betheiligen, die Pfoten auf den Stuhl setzten und aus der Tasse ein wenig zu naschen suchten.

Dem Vergehen folgte die Strafe auf dem Fuße. Geheimer Hofrath H. besaß das scharfe Auge und die sichere Hand des Waidmannes. Der freche Näscher war stets „des sichren Rohrs Gewinn;" H. schlug ohne Erbarmen darauf los. An der Tasse war ihm nichts gelegen, wenn den Schuldigen nur die Nemesis ereilte. Der Geheime Hofrath wurde daher von der Gesellschaft als Sicherheitsbehörde angesehen; er allein hielt während des Spieles im Garten Stille und Ordnung unter dem Tische aufrecht.

Die Schachgesellschaft war ihrer Verfassung nach eine aristokratische Republik, als deren Nobili die ausgezeichneten Spieler anzusehen waren. Den Statuten nach hatten die Stifter des Bundes zwar sämmtlichen Mitgliedern gleiche Rechte gewährleistet, da indessen hienieden die geschichtliche Entwicklung stets die bloße Theorie zu durchkreuzen pflegt, war allmählich eine gewisse Rangordnung entstanden, gegen welche sich Niemand aufzulehnen wagte. Unter allen Umständen behaupteten die Koryphäen des Spieles den Vorrang, aber auch das Alter und der Stand verschafften erhebliche Vorrechte. Es gab gewisse hochbejahrte Zuschauer, Mitglieder, deren Stammpfeifen im Lokal aufbewahrt wurden, die sich in Rauchbemerkungen unglaublich viel erlauben durften. „Weshalb haben Sie diesen Zug gethan?" eine nach altem Schachherkommen durchaus unstatthafte Frage, auf welche, wenn ein jüngeres Mitglied derselben sich erkühnte, vielleicht eine malitiöse Antwort, oder gar eine schroffe Zurechtweisung folgte,

ging z. B. einem so ehrwürdigen Senior, wie dem Superintendenten Pellmann, ungeahndet hin. Eine gewisse, auf liebenswürdige Weise zur Schau getragene Gönnerschaft dieser contemplativen Geister wurde stillschweigend geduldet. Sie bildeten die äußerste Rechte der Gesellschaft und ein anerkanntes Obertribunal bei allen etwa entstehenden Uneinigkeiten. Kühne Fragen der erwähnten Art wurden jedoch nur an Spieler mittleren Ranges, die sogenannte „junge Garde" gerichtet; vor den Matadoren der Gesellschaft hüteten sich selbst jene verehrten Schachpatriarchen. Kein Potentat ist so eifersüchtig auf seine Würde, als eine Schachberühmtheit. Unter den Senioren befanden sich auch einige starke Spieler der älteren Richtung, die eine conservative Fraction für sich bildeten, und mit den großen Meistern nicht gern anbanden. Niemand verliert ohne einige Aufregung, es handle sich nun um Geld oder um Ruhm; diesen Veteranen waren Schachniederlagen moralisch unerträglich. Sie arrangirten daher am liebsten Partien mit jüngeren Mitgliedern, die in der Theorie der Eröffnungen noch nicht wohl bewandert waren, und die vielfachen Geheimnisse des Bauernspieles sich noch anzueignen hatten. Aller Wahrscheinlichkeit nach durften sie solchen angehenden Kämpfern gegenüber auf den Sieg rechnen, und entwickelten, um sie an ihr Brett zu fesseln, ausreichende Liebenswürdigkeit, später aber, wenn die Combinationen sich verwickelten und angestrengtes Nachdenken nothwendig wurde, eine Bärbeißigkeit des Betragens, die ihre jungen Gegner vollständig zu entmuthigen pflegte. Unter ihnen stand ein ehemaliger Militär, Major v. Carisien, oben an. In seiner Jugend in schwedischen Diensten war er in die politischen Bewegungen zu Stockholm verwickelt gewesen, und hatte in einem Fischerkahn über die Ostsee flüchtend, bei uns in Preußen Schutz und Zuflucht gefunden. Nachwehen alter Blessuren und Leber-

leiden hatten den Major zu einem Kriegshämorrhoidarius schwerſten Calibers ausgebildet; er ſaß, wenn es anging, möglichſt ſeitab, und ſchleppte ſein Schlachtopfer am liebſten, wie alle Fleiſchfreſſer, in ſeine Höhle, d. h. in ein kleines Parterre-Lokal der Jägerſtraße, wo ein älterer kleiner Schachklub ſeiner Hegemonie beſtand. Dieſe mitunter an den ſchönſten Sommerabenden in einem dunkeln Zimmer gehaltenen Sitzungen werden mir unvergeßlich bleiben. Alles war aufs Bequemſte eingerichtet, eine würdige alte Frau, die das Zimmer für zwei Nachmittage in der Woche an die Clubherren vermiethete, ſorgte auch für ihre Erquickung; aber in dem Lokal herrſchte ein unheimlicher Geiſt. Die Herren betrachteten den mitgebrachten jungen Gaſt des Majors mitleidsvoll und doch lüſtern, wie der Gutsherr, der ein fettes Kalb ſeiner Küche opfert. Des Gaſtes Spiel wurde von den Zuſchauern erbarmungslos ſecirt, das des Majors mit gemurmelten Lobſprüchen überhäuft; denn der alte Soldat forderte ſelbſt von ſeinen Verehrern die zärtlichſte Rückſichtnahme. Ein unbeſonnen lautes Wort verſetzte ihn in den übelſten Humor. Das Spiel mit ihm war eine unglaublich ſtrenge Schule der Geduld; er beſann ſich häufig Viertelſtunden lang. Selten wurde mehr, als eine Partie geſpielt. Sie begann militäriſch pünktlich um ſechs, und endete um neun Uhr. Als ich zum erſten Mal den Sieg errang, verſchonte mich der Alte mit allen ferneren Einladungen zu Separatſitzungen. Er ſuchte ſich ein anderes Schlachtopfer; ich war ihm zu ſtark geworden. Kehren wir vor das Thor in unſeren Schachgarten zurück.

Einen vollkommenen Gegenſatz zu dieſem geiſtreichen, aber ſchwerfälligen und ſauertöpfiſchen Spieler bildete Grünbaum, der bekannte Ueberſetzer italieniſcher und franzöſiſcher Operntexte. Früher Sänger in Wien, verzehrte er ſeine Penſion in Berlin, und repräſentirte die

frühere Gemüthlichkeit der Donaustadt in der liebenswürdigsten Weise. In Schauspielen und Clavierauszügen ungemein belesen, erheiterte er seine Partie durch treffende Citate aus Klassikern und Opernphrasen. That der Gegner einen ihm in seinen Folgen unklaren, also wahrscheinlich schwachen Zug, da der Uebersetzer ein gar feiner Spieler war, so sang er gewöhnlich aus der weißen Dame: »Ich kann es nicht versteh'n u. s. w.« Ein allzufrech vordringender Spieler wurde sogleich als »Lucianus, ein Neffe des Königs,« aus der Zwischenkomödie im Hamlet begrüßt. Geberdete sich der Gegner über Grünbaum's langes Zögern ungeduldig, so erbat der alte liebenswürdige Herr sich mit Marquis Posa »Gedankenfreiheit.« Eine bezügliche Stelle stand ihm stets zur Verfügung; er war das recitirende und vocale Element in der Gesellschaft. Den Mitgliedern fehlte stets ein vermittelndes Etwas, wenn der feine Gentleman mit seiner sanften und doch sarkastischen Manier sich nicht blicken ließ. Herausforderungen, auch der stärksten Spieler, wies er nie zurück, aber eine Empfindlichkeit über gehabte Verluste ist niemals an ihm bemerkt worden. In ethischer Hinsicht war er der Schachspieler, wie er sein soll.

Am gleichmüthigsten bei Niederlagen unter allen Personen, mit denen ich vor den vier und sechzig Feldern zusammengetroffen bin, war der in München verstorbene Maler Schorn, ein Künstler, dessen sonstige Genialität weit über seine immerhin vorzüglichen Schöpfungen des Pinsels hinausreichte. Er verachtete grundsätzlich das Studium der Schachliteratur, und liebte, um die Wissenschaft des Gegners unschädlich zu machen, unregelmäßige, zuweilen sogar widersinnige Eröffnungen der Partie. Im Kampf mit schulgerechten Meistern zog er daher den Kürzeren, aber für die eigentliche Siegesfreude war er von Natur gefühllos. Die Hauptreize des edlen Spieles

waren für ihn die Originalität und der Tiefsinn der Verwickelungen. Eine Niederlage, die nach langem geistvollen Ringen, durch eine noch nie dagewesene Combination herbeigeführt wurde, befriedigte ihn mehr, als drei leicht errungene Siege über mittelmäßige Spieler. Doch gehörte Schern zu den selteneren Gästen des Gartens; der geniale Mann fühlte sich am wohlsten in einem Kaffeehause der Königsstraße, unweit seines Ateliers, wo er, eine lange Tabakspfeife im Munde, die Schachphilister auf eine eben so feine, wie unerhört grausame Weise hänselte.

Wenn auch nicht das allerstärkste Mitglied der Gesellschaft des Schachgartens, so doch ihr Doge war Dr. Bledow. Lehrer der Rechenkunst an einem großen öffentlichen Institute und selbst der erste Kopfrechner der Hauptstadt, widmete er sich dem Schachspiel mit einer wahren Leidenschaft. Nach und nach hatte er eine der vollständigsten und werthvollsten Bibliotheken des Fachs erwerben, die, wenn wir nicht irren, nach seinem Tode von der hiesigen königlichen Bibliothek gekauft wurde; mit allen hervorragenden Schachspielern Europas stand er in Correspondenz, und unternahm, in Ermangelung von Congressen und Turnieren, die erst später ins Leben gerufen werden sollten, gelegentlich kleine Schachausflüge auf eigene Hand. Man konnte ihn als Generalconsul aller Schachgroßmächte ansehen. Die Angehörigen fremder Nationen hatten an ihn gerichtete Empfehlungsbriefe, und machten zuerst ihm ihre Aufwartung, um in der Gesellschaft erscheinen zu können. England, Schottland, Frankreich, Rußland, Italien und Dänemark, welche sämmtlich durch ausgezeichnete Spieler in Berlin vertreten wurden, ließen sich von ihm einführen. Man sah ihn überall, ehe es deutsche Schachzeitungen gab, als den Berliner Lord Protector des Spieles an. Die jüngeren Mitglieder fügten sich ohne Widerspruch seinem Oberbe-

fehl. Dr. Bledow besaß die Gabe der Repräsentation, ein von Anstand getragenes, verbindliches Benehmen und eine stattliche Figur. Bei einer stolzen Haltung und majestätischem Gange konnte es in dem Schachgarten keinen tauglicheren Präsidenten geben. Mit gleich starken und gelehrten Spielern ließ er sich schon seit Jahren nicht mehr ein; der talentvolle Nachwuchs war überglücklich, eine Vorgabe von ihm zu erhalten, und auf diese Weise zuweilen eine Partie zu gewinnen. Schachkämpfe mit Dr. Bledow waren überaus instructiv, er war unbestritten der eigenthümlichste, bei allem reichen Wissen doch originellste Spieler der Gesellschaft. Keine seiner am Brett nachgeschriebenen Partien, die nicht von Geist übersprudelte, ließ sich auch manche unter ihnen kleine Incorrectheiten zu Schulden kommen. Da er gern einem genialen Einfalle nachging, ohne die, bei streng logischer Vertheidigung des Gegners später folgenden, verderblichen Consequenzen des gewagten Zuges zu analysiren, befand er sich ruhigen Spielern von erster Größe, wie den Herren von Heydebrandt und der Lasa, von Bilguer und Hanstein gegenüber in einer üblen Lage. Das Spiel mit Vorgabe eines Thurmes oder Springers hatte seine Kraft geschwächt; mit unbekannten Spielern, wenn er ihnen von vornherein keine Vorgabe anzubieten wagen durfte, vermied er zu spielen. In solchen Fällen schickte er erst seine junge Garde ins Feuer, und ließ sich als Zuschauer der Partie nieder. So stellte er den Schreiber dieser Zeilen dem alten Alexandre aus Paris, Herausgeber der großen Problem-Encyklopädie, entgegen, später den Engländer Bucle, den zu Damaskus verstorbenen Verfasser der „Geschichte der Civilisation.“ Brauchte er dann nicht eine Verkürzung seines europäischen Rufes durch eine Niederlage zu fürchten, so rückte er getrost ins

Treffen. Niemand von uns sah darin ein Zeichen von Schwäche; wir wußten alle, was er zu verlieren hatte. Die Kämpfe der Schachhelden gleichen den Thaten der Heroen in den Gesängen des Homer. Sein Sieger hätte sich des glorreichen Gelingens bei allen Schachgastfreunden gerühmt. Bledow's ängstliche Vorsicht war jedoch nur Angesichts vaterländischer Concurrenten nothwendig; während der fünfzehn Jahre, die wir gemeinsam mit ihm verlebt, hat das Ausland nie einen Kämpfer nach Berlin gesandt, der ihm gewachsen gewesen wäre.

Im gewöhnlichen Laufe der Dinge, wenn das Terrain von Gegnern frei blieb, widmete er sich der schachlichen Erziehung und Unterhaltung seiner jugendlichen Anhänger, doch hielt er immer strenge auf Subordination. Er gab interessante Probleme auf, erörterte schwierige Stellungen, machte Mittheilungen aus der englischen Schachzeitung oder seiner interessanten Correspondenz mit berühmten Männern der Wissenschaft, insofern sie der Schachbrüderschaft angehörten, oder kritisirte, wenn nichts anderes vorlag, eine eben im Gange befindliche Partie. Erst bei seinem Erscheinen war jede Sitzung als eröffnet anzusehen. So lange er lebte, wählte man ihn immer zum Vorsitzenden in der Gesellschaft. Als ihn nach kurzem Krankenlager in den kräftigsten Mannesjahren der Tod hingerafft, war unter den Mitgliedern das stärkste Band gelöst. Niemand widmete sich wieder mit gleich uneigennütziger Liebe zur Sache dem aus Kunst und Wissenschaft zusammengesetzten Spiele; es trat ein allmählicher Verfall ein. Die jetzt nach Leipzig verpflanzte Berliner Schachzeitung bewahrt sein Andenken; Bledow's Ermuthigung ist zunächst den Verlegern Veit und Lehfeldt ihre Gründung zu verdanken, doch sollte er nicht den ersten Jahrgang überleben.

Von den drei ausgezeichnetſten Spielern der Geſellſchaft ging Lieutenant v. Bilguer nur wie ein Traumbild vorüber. Bei ſeinen körperlichen Leiden erſchien der reichbegabte Schachtheoretiker zu ſelten im Garten, um ihn zu den charakteriſtiſchen Figuren deſſelben zu zählen. Das von ihm unternommene Handbuch des Schachſpieles, trotz ſo vieler ſpäter herausgegebenen deutſchen und engliſchen Werke ähnlicher Art, noch immer das vollſtändigſte Buch zum Nachſchlagen für Spieler jedes Stärkegrades, wurde nach Bilguer's Tode von ſeinem Freunde von Heydebrandt und der Laſa vollendet. Sein nervoſer Körperzuſtand hätte ihm jede geiſtige Anſtrengung verbieten ſollen; er ſpottete der ärztlichen Rathſchläge. In einer Partie mit ihm wunderte ich mich über ſein langes Zögern, aber ein junger Schachſpieler, der den Handſchuh eines Meiſters aufgenommen, hat zuerſt Geduld zu lernen. Ich wartete länger als fünfzehn Minuten auf ſeinen Zug, und wagte nicht die Augen aufzuſchlagen, aber die Dämmerung brach herein und es mußte Licht beſtellt werden. Leiſe ſtand ich auf, da ſaß Bilguer, das kurze rothe Haar geſträubt, die kleinen, ſonſt ſtechenden Augen ſcheinbar gebrochen ins Leere richtend, mit den Händen ſich krampfhaft an die Tiſchplatte klammernd. Mitten im Spiele war er einem epileptiſchen Anfalle erlegen.

Regierungsrath Hanſtein, der nächſte der Trias, ſollte ihn nicht lange überleben; der Tod ereilte ihn, als der vielduldende Aſſeſſor zum Rathe ernannt und nach Magdeburg verſetzt worden war. Die Partien dieſes großen ſyſtematiſchen Spielers mit Herrn v. Heydebrandt (einem jetzigen Mitgliede der preußiſchen Diplomatie), ſind muſtergültig und gehen wie die hundert Partien zwiſchen dem franzöſiſchen General Labourdonnaye und Mac Donnell, als Schachdocumente aus einem Schachwerke in

das andere über. Die Mehrzahl derselben ist im mittleren Saale des Gartens gespielt. Montags und Donnerstags um sieben Uhr Abends begann das Spiel der Herren, und nur in seltenen Fällen wurde mehr als eine Partie gemacht. Die durchschnittliche Dauer einer jeden belief sich auf zwei Stunden, der Tisch war stets von einem andächtig lauschenden Zuschauerkreise umgeben. Nicht allein der gute Ton verbot jede Randbemerkung, diese empfindliche Plage nachdenklicher Spieler, sondern auch der Tiefsinn und die Schwierigkeit der Combinationen; die Mitglieder beobachteten die Schweigsamkeit von Studenten im Hörsaale. Unterstand sich ein Kiebitz, dem die Eierschaale noch nicht vom Kopfe gefallen war, die beiden Schachprofessoren zu interpelliren, so übernahm Hanstein die Beantwortung. Ließ der Fragesteller ausreichende Intelligenz vermuthen, so wies ihm der kleine Assessor mit der übermäßig hohen Stirn und den lächelnden blauen Augen die unsäglich traurigen Folgen des von ihm vorgeschlagenen Zuges nach, im entgegengesetzten Falle amortisirte er ihn durch irgend ein philosophisches Citat. Der neugierige Kiebitz war als Schachspieler dadurch vollständig außer Cours gesetzt. Sowohl Bledow, als auch Hanstein, stand unter den elegantesten Formen eine Schärfe der Replik zu Gebote, durch welche mißliebige Eindringlinge sofort aus dem Garten verscheucht wurden. Da wir uns mit einer Erinnerung an ausgezeichnete Verstorbene zu begnügen gedenken, ist eine Besprechung der großen schachschriftstellerischen Talente des Herrn v. Heydebrandt selbstverständlich ausgeschlossen.

Noch haben wir des Obertribunalsrathes v. Oppen zu gedenken, des in der Schachwelt berühmten Bearbeiters der Endspiele des Arabers Stamma. Als leidenschaftlicher Compositeur und Analytiker, aber wenig leidenschaftlicher Spieler gehörte er zu den selteneren Gästen des

Gartens, aber die Ankunft des klassisch gebildeten, humoristischen alten Herrn gewährte den Jüngeren stets neue Anregung. Vollständig versammelt repräsentirte die Gesellschaft einen Congreß scharfsinniger Köpfe, wie er sich unter anderen Umständen schwerlich zusammenfinden dürfte.

IV.

Weihnachten in jungen Jahren.

An den Wechsel der Jahre, an die Veränderungen im Schooße der Familie, an die Vermehrung der Ansprüche, die Verfeinerung der Sitten und Gebräuche, wird der Mensch wohl in keinem Jahresabschnitte lebhafter erinnert, als in den Weihnachtswochen. Der Schreiber dieser Zeilen macht niemals seine gebräuchliche Runde über den Berliner Weihnachtsmarkt, er wirft keinen Blick in die zu Novellenformat angeschwollenen Tagesnummern der großen Zeitungen, er durchfliegt nicht die endlosen Anpreisungen und Reclamen der Anfertiger von Waaren und ihrer Händler, ohne sich in seine Jugendzeit und Heimath zurückzuträumen, und sechziger und zwanziger Jahre dieses Säculums unter einander zu vergleichen.

Die alte Stadt Danzig verfiel, wenn die Schifffahrt geschlossen war, und man die zum Ueberwintern bestimmten Fahrzeuge abgetakelt hatte, in einen vollständigen Winterschlaf. Nach der Landseite an keiner großen Heerstraße gelegen, ringsum von riesigen Festungswällen umgeben, führte sie die Existenz einer Märchenstadt. Die Rangordnung wurde unter der Einwohnerschaft eben so strenge aufrecht erhalten, wie unter den Geistern, Gnomen und Zwergen, die in der Phantasie unserer Vor-

fahren spukten. Unnahbar thronte der Gouverneur der Besatzung in seinem kleinen Palais auf Langgarten. Die höheren Regierungsbeamten und Offiziere kamen in ihrem Casino zusammen, die reiche Kaufmannschaft besaß in der Ressource Concordia einen socialen Vereinigungspunkt, die Subalternbeamten, die kleinen Leute des Handels und der Industrie, die bescheideneren Rentiers und jüngeren Doctoren hatten sich in der „Geselligkeit" ein Centrum für ihre Umgangsbedürfnisse geschaffen. Dadurch war eine Anzahl Clans entstanden, die zwar nicht in ausgesprochener Feindschaft, aber doch scharf geschieden von einander lebten. Nur die Rechtsanwälte, als eine mit allen Schichten der Gesellschaft im Verkehr stehende Beamtenklasse, hatten sich überall Zutritt verschafft. So blieb Jeder für sich, am strengsten aber hielten auf starre Absonderung das „Schützenhaus" und die „Humanitas," eine Ressource für solide Geschäftsleute: Bräuer, Bäcker, Schlächter und Genossen. In ihnen lebte noch ein Ueberrest mittelalterlichen Selbstgefühles. Mit gönnerhafter Herablassung ließen sie sich wohl bewegen, einen ihrer ärmeren Schützlinge, am liebsten einen Subalternbeamten der Regierung, einmal im Jahre in den Garten der Gesellschaft einzuladen und durch eine Bewirthung mit Kaffee und Kuchen seine Botmäßigkeit öffentlich darzuthun, sonst standen sie lediglich auf dem „Grüßfuße." Nur der Lieutenant, vorausgesetzt, daß er zu den gewandten Tänzern zählte, genoß eine Ausnahmestellung.

Eine schlanke Taille, ein paar flinke Beine stimmten wenigstens die damaligen verheiratheten Preußenfeinde milder. Der ehemalige Republikaner und jetzige Unterthan Sr. Maj. König Friedrich Wilhelms III. vertraute unter der Oberaufsicht seiner ehrwürdigen Gemahlin die angejahrten Töchter unbedenklich den leichtfüßigen Lieutenants an und diese befanden sich nicht schlecht dabei.

Ueberall wohlgelitten, hat so Mancher von ihnen seinem alten Stammbaum durch ein erheirathetes ansehnliches Vermögen eine starke Stütze verschafft.

Nur im Monat December wurde dieses wohlgegliederte Kastenwesen nicht mit gewohnter Unerbittlichkeit aufrecht erhalten. Versöhnlichere Gesinnungen schienen sich der Bevölkerung zu bemächtigen, ja am Sylvesterabende durfte man wähnen, der Anbruch eines goldenen Zeitalters, einer socialistischen Aera voller Gleichheit und Brüderlichkeit stehe bevor, denn überall erschallte der frohe Glückwunsch: „Prosit Neujahr!“ und Personen, die in den vergangenen elf Monaten kaum zwölf Worte gewechselt hatten, schwenkten ihre Hüte und drückten einander die Hände. Angebahnt wurde eine so humane Auffassung der menschlichen Verhältnisse schon vor Weihnachten. Das meiste Verdienst darum erwarben sich die Weinhändler Danzigs. Die Erfindung der Delikatessenkeller war damals noch nicht gemacht, die Auster ein nur begüterten Gastrosophen bekanntes Seeungethüm, das im Privatwege bezogen wurde. Waghälse beschäftigten sich eben mit den ersten Caviarversuchen. In den großartigen Kellereien der alten Stadt gab es nichts als treffliche Weine, außer ungarischen Sorten namentlich spanische und portugiesische, aber sonst nur eine derbe Kost, berechnet für Seemänner und Oekonomen. Aber es war einmal alter Gebrauch, in der zweiten Hälfte des December zusammenzukommen und die Zechgelage der republikanischen Vorfahren, wenn auch nur in schwachem Abklatsch, zu erneuern. Fehlten doch längst die Senioren und Vorsitzenden, die Starosten des Polenlandes. Von einem besonderen Comfort war auch nicht die Rede. An den riesigen Weinfässern, die noch in alten Kellereien, zumal unter denen des städtischen Zeughauses vorhanden waren, befestigte man Fichtengesträpp, eine Illumination wurde am Eingange mit bunten

Oellämpchen, im Innern mit Talglichtern hergestellt, die Gäste nahmen auf hölzernen, oft mit schwarzbelederten Polstern bedeckten Stühlen, an schweren, eichenen Tischen Platz; in den breiten Gängen, die zwischen den von Fässern und sitzenden Zechern gebildeten Reihen offen blieben, lustwandelten nicht selten auch Damen mit ihren Begleitern. Man war noch nicht blasirt. Die rothen Nasen und erhitzten Köpfe wurden als eine Art Weihnachtsausstellung angesehen. Bei der Wahl der Tische wurde nicht die sonstige peinliche Rücksicht genommen. Der Regierungsrath machte ausnahmsweise dem fortschreitenden Jahrhundert Concessionen; er beanstandete nicht mit seinen Collegen zwischen zwei Tischen zu sitzen, die von bäuerischen Grundbesitzern und städtischen Handwerkern eingenommen waren. Konnte der hochgestellte Mann für gewöhnlich sein „Viertel" — das „Achtel" ist das Maaß einer späteren sinkenden Generation — nur in der oberen Herrenstube schlürfen, in der Weihnachtszeit brauchte er nicht Standesvorurtheilen zu gehorsamen. Man gab sich auch nicht bloß mit Vierteln, mit „altem Franz" ab, sondern sogar der beliebte „Pontac" war nicht an der Tagesordnung; man begann mit „Ungar" und blieb standhaft dabei, nur hielt man auf eine steigende Scala der Preise. Aus alten guten Zeiten waren u. a. noch seltene Tropfen vorhanden, von denen die Flasche mit neun Thalern bezahlt wurde, ein Trank für die Patricier, hätten sie es der Mühe für werth gehalten, in die Kellereien hinabzusteigen. Sie konnten es sich bequemer machen, denn sie bewahrten in ihren eigenen Gewölben noch kostbarere ältere Jahrgänge auf. Wenn einer der Veteranen das Zeitliche segnete und die Wittwe seine Curiositäten, insofern sie nicht mit der Geschichte des Hauses zusammenhingen, verauctionirte, kam Alles zu Tage. Unter den Weihnachtszechern herrschte die höchste

Einigkeit, aber die allgemeine Neigung: Unbekannten im bachischen Taumel Vertrauen zu schenken, besaß auch ihre Schattenseite. Fast an jedem Abende wurde irgend ein jüngerer Stadtgenosse, der bereits des Guten zu viel gethan, von einem Diener, der von der Mutter nachgesandt zu sein behauptete, um halb 11 Uhr abgeholt, und eine Stunde später ohne Uhr, Börse und Mantel vor seiner Hausthür liegend vom Nachtwächter aufgefunden.

Mäßigere Personen, Ehegatten und mit Kindern gesegnete Hausväter dehnten ihre Weihnachtswanderungen nur bis in die Conditoreien aus. Nicht als ob dort, wie später in der Residenz, allerlei Sehenswürdigkeiten, Transparentgemälde oder Statuetten, komische Gruppen und einzelne Figuren aus Chokolade oder Zucker vorhanden gewesen wären, man ging nur dem Verzehr, dem Punschgenuß nach. Der „Pfannkuchen“ war, wenn nicht eben erfunden, doch erst vor Kurzem in die alte Handelsstadt eingeführt. Noch galt er für einen köstlichen Leckerbissen, dessen Zubereitung, wie die der „Freikugeln,“ mit ungemeinen Schwierigkeiten verknüpft sein mochten. Der Conditer Josty am Langenmarkte, der Zuckerbäcker der Danziger Nobili und goldenen Jugend, ließ immer nur eine kleine Quantität des seltenen Gebäcks in den Vorderſaal bringen und in die heiße Ofenröhre stellen. Er verabreichte die Waare nur in einzelnen Exemplaren, eine Verschleuderung in größeren Massen galt für ungeschäftsmäßig. Niemand wäre es eingefallen, diese Kleinode wo anders als unmittelbar neben dem Ofen zu verzehren. Im Kreise der Familie sprach man das ganze Jahr darauf von einer solchen Ausschweifung. Ein fast noch höheres Ansehen genossen jene Conditoren, welche sich überwiegend mit der Anfertigung des Marcipans beschäftigten. Das delicate Gebäck wurde in Danzig in nicht geringerer Vollendung wie in Königsberg angefertigt und

nach allen Weltgegenden versandt. Für einen der sachkundigsten und berühmtesten Fabrikanten galt Herr Grenzenberg, ein hochgewachsener Herr, hinter dem man, wenn er zwar freundlich lächelnd, aber doch diplomatisch zugeknöpft, durch die Langgasse, eine Hauptstraße Danzigs, seiner Wohnung zuschritt, eher den außerordentlichen Gesandten einer befreundeten Großmacht, als einen Marcipanbäcker vermuthet hätte. Wir Kinder betrachteten ihn das ganze Jahr hindurch mit der tiefsten Ehrfurcht und hielten seinen, in der Weihnachtszeit mit der kostbaren Speise überfüllten Laden für eine wahre Feenhalle. Nicht wenig trug der mystische Rosenduft dazu bei, mit dem das Gebäck vielleicht bis zur Ungebühr parfümirt wurde. Der später so beliebte Conditor Kaismann existirte damals noch nicht, das von ihm restaurirte Prachtgebäude, dessen alterthümliche Front auch die Aufmerksamkeit Königs Friedrich Wilhelm IV. erregte, stand als „Spulhaus" verödet, mitten unter den schönsten Giebelhäusern der Langgasse. Alle Fensterscheiben waren zerschlagen oder mit einem Wust von Spinnweben bedeckt, auf allen Reliefs wuchs im Sommer fußlanges Unkraut. In den offenen Bodenräumen übernachteten die Krähen. Der Ruf des Hauses war schlecht, man wollte Nachts unheimliche Köpfe an den trüben Fenstern erblickt, dämonische Laute gehört haben; einige sprachen von Falschmünzern und Dieben, andere von Geistern, die nicht zur Ruhe kommen könnten.

Das Weihnachtstreiben concentrirte sich in Danzig auf dem langen Markte. Mit einer Gemüthlichkeit, für welche heute jede Fühlung verloren gegangen ist, verzichtete der Höchstcommandirende auf die tägliche Wachtparade neben der Statue des Neptun vor dem Artushofe, die Börse auf letzteren selber. Der wunderbare Saal, wie es seiner Art keinen zweiten mehr giebt, wurde den

Tischlern, der Marktplatz den Höckerinnen mit Pfefferkuchen, Nüssen, Aepfeln und Weihnachtsbäumen, den Händlern mit Spielzeug und Wachsstöcken eingeräumt. Der Artushof ward mit neu angefertigtem Mobiliar angefüllt und die Weihnachtswoche als Messe für feineres Hausgeräth angesehen, das man gern um diese Zeit erneuerte oder ergänzte. Wer aber auch nur als Zuschauer zwischen diesen Schreibsecretären, Sopha's und Sesseln wandelte, empfing von dem bitterlich frischen Holzgeruch, den abenteuerlichen Wandgemälden und Statuen, der Dämmerung der hohen Halle, doch einen poetischen Eindruck. So heiter alle Gesichter waren, so munter man plauderte, der Geist entschwundener Jahrhunderte machte sich fühlbar.

Ein starkes Contingent zu den Weihnachtswanderern stellte der reiche Bauernstand der Niederung. Die heute so zahlreichen Verfasser von Dorfgeschichten hätten die gründlichsten Studien machen können an diesen dicken Herren mit gebräunten Gesichtern und hochmüthig aufgeworfenen Lippen, an ihren ungeschlachten Töchtern mit blendend weißem Teint, wasserblauen Augen, übergroßen Händen und Füßen, an den wohlgenährten derben Söhnen, die sich aus Vorsicht von ihrer Peitsche niemals trennten; aber der literarische Markt wurde von Walter Scott beherrscht, man bekümmerte sich um das schottische Hochland, aber nicht um die Eigenthümlichkeiten der Bewohner des Weichsellandes.

Draußen auf dem langen Markte ging es lebhafter zu. Die zu allen Kaufgeschäften erforderlichen Unterhandlungen wurden mit der in Seestädten gebräuchlichen Energie geführt, und das weibliche Geschlecht ließ nie die Gelegenheit vorübergehen, einen spröden Einkäufer und Zahler mit kränkenden Redensarten zu überhäufen. Da nun aber die Wenigsten eine solche Behandlung duldeten,

ohne zu antworten, da sie oft genug aus der Defensive in die rednerische Offensive übergingen, kam es täglich zu den heftigsten Wortgefechten, aus denen freilich weder die gebildete Schriftsprache, noch weniger aber die zuhörende Jugend einen wesentlichen Vortheil ziehen konnte. Die Polizei der zwanziger Jahre wurde in Danzig nicht sonderlich gefürchtet, der Gedanken- und Redefreiheit that sie niemals Einhalt, nur bei drohenden Gewaltthätigkeiten, und dann auch nur, wenn eine bedenkliche Katastrophe bevorstand, pflegte sie einzuschreiten. Oeffentliche Wortgefechte betrachtete sie mit der parlamentarischen Nachsicht eines englischen Ministeriums. Sie war fest überzeugt, das Wohl der Stadt, die bürgerliche Ruhe, werde dadurch nicht gefährdet. Allerdings legten nicht selten thatkräftige Naturen ihr diese Duldsamkeit als Schwäche aus, und traten den Wächtern der Ordnung mit so großer Entschiedenheit entgegen, daß die bewaffnete Macht sich ins Mittel legen mußte. Da indessen zur Weihnachtszeit das Schiffsvolk nur spärlich vertreten war, blieb es meistens bei Zänkereien. Nur vor losen Streichen der Gassenjugend hatten sich die streitlustigen Händlerinnen zu hüten. Für besonders fein und geistreich hielt man das Verfahren, mittelst Bindfaden den Korb einer Wallnußverkäuferin mit einem in der Nähe haltenden Doctorwagen zu verbinden. Es gehört nur geringe Phantasie dazu, sich die Katastrophe auszumalen; doch wehe dem jugendlichen Uebelthäter, wenn er bei seinem heimtückischen Werke von der Gefährdeten überrascht wurde! Alle Colleginnen standen auf ihrer Seite und ein Zetergeschrei, wie es das Geflügel im Hofe bei dem Angriffe des Habichts anstimmt, warnte die weiblichen Insassen des ganzen Marktes. Sittiger betrug man sich in jener Gegend, wo unter Zeltbuden aus blauer Leinwand und Wachstuch Pfefferkuchen und alle dahin einschlagenden Präparate

verkauft wurden. Die größere Quantität wurde aus Thorn eingeführt; die alte Stadt erfreut sich ja noch heute des Rufes, gewisse Geheimnisse der Zubereitung des Teiges und der Würze zu besitzen, die aus dem Mittelalter stammen, wo Pfefferkuchen zu den Ingredienzien jeder wohlbestellten Mahlzeit gehörte.

An die Ausrüstung der Weihnachtsbäume verwandte man nicht viele Mühe. Die Menge des zu Markte gebrachten jungen Nadelholzes läßt sich nur durch einen ausgerechneten Forstfrevel erklären, aber um den Schmuck bekümmerte sich kein Verkäufer. Höchstens lieferte er für einige Groschen das plumpe Fußgestell, in das man die Bäumchen steckte; für die Verzierungen und Leuchter hatte der Käufer selber zu sorgen. Gewöhnlich begnügte man sich, dicke, gelbe Wachsstreckenden zwischen die Spitzen der Zweige zu kleben, mit Zwirnsfäden festzubinden und gerade zu biegen. Der spätere Sprühregen von heißen Wachstropfen behelligte die Kindlein nicht weiter. Die comfortable Pyramide mit ihren phantastischen Verzierungen, dem Reichsadler statt des Christkindleins auf der Spitze, schlummerte noch im Schooße der Zukunft. Der einzige Schmuck des Christbaums bestand in Aepfeln und Nüssen, die man mit Eiweiß anfeuchtete und mit Goldschaum beklebte. Eine ungewöhnlich liebevolle Hausmutter bediente sich der Stopfnadel, zog Rosinen auf Fäden und verband durch derartige Guirlanden die einzelnen Zweige. Da die Jugend noch an den »Weihnachtsmann« glaubte, wurden die Verkehrungen zum Aufbau erst in den späteren Stunden des heiligen Abends vorgenommen. Das Familienfest selber fand früh Morgens am ersten Feiertage statt. Nachdem die unzurechnungsfähigen Kindlein unter fürchterlichen Drohungen mit dem genannten großen Unbekannten zu Bett gebracht waren und unter der Bettdecke zitternd dem Geklapper der Nüsse,

dem Geklirr der Teller in der Nachbarſtube lauſchten, ging die Beſcheerung unter Beihilfe der älteren Geſchwiſter von ſtatten.

Die damalige Jugend war nicht verwöhnt, denn die Spielzeug-Fabrikation hatte noch nicht ihren heutigen Höhepunkt erreicht. Puppen für einen Preis, mit dem eine arme Mutter ihr Kind in den beiden erſten Lebensjahren vollſtändig zu kleiden und zu nähren vermöchte, hat erſt unſer Decennium angefertigt. Wir wurden mit einem Bilderbuch, einer Schachtel bleierner oder hölzerner Soldaten, einem in der rauhen Jahreszeit nothwendigen Kleidungsſtücke beſchenkt und überglücklich gemacht. Höchſtens kam noch eine, in den größten Apfel geſteckte blanke Silbermünze hinzu. Wir Kinder unſererſeits waren für die gütigen Gaben der Eltern nicht unerkenntlich. Die größeren hatten Proben ihrer ſchon erlangten Kunſtfertigkeiten abgelegt, die jüngeren ein ihrer Faſſungskraft entſprechendes Gedicht auswendig gelernt und in Krähenfüßen auf einem weihnachtlich illuſtrirten Prachtbogen zu Papier gebracht.

In das unſägliche Glück und die Rührung der Morgenſtunde des 25. December blickte nur ein Symbol der Trauer und Mangelhaftigkeit des irdiſchen Daſeins; an den unterſten Zweigen des Weihnachtsbaumes hing eine Birkenruthe. Die gütige Hand der Mutter hatte ihre zackigen Aeſtlein zwar mit gleißendem Goldſchaum verziert, allein das bedenkliche Werkzeug ſtreckte doch ſo drehend, wie ein gefährliches Inſect, ſeine zahlreichen Arme aus und überwucherte das nächſtgelegene Spielzeug. Nicht ohne Tiefſinn wurde die Ruthe meiſtens in der Nähe des Familienmitgliedes an den Baum befeſtigt, das zunächſt Anwartſchaft hatte, mit ihren mechaniſchen Aeußerungen näher bekannt zu werden. Bei der älteren Jugend erregte das ſchlanke Reisbündel weiter keinen Anſtoß. An

den in der Bürgerschule unabläſſig gehandhabten Kantschuh gewöhnt, durch das Wehgeſchrei der Mitſchüler abgehärtet, betrachtete ſie die Ruthe als eine harmloſe Spielerei, als einen überwundenen Standpunkt. Danken wir dem Himmel, daß mit dem Prügel aus unſeren Schulen ein aufgeklärteres Jahrzehnt auch jenen Ableger von unſeren Weihnachtsbäumen entfernt hat.

V.

Ein Patriarch unſeres Jahrhunderts.

Vor mehreren Jahren von Paris heimkehrend, blieb mir vor der Wiederaufnahme meiner regelmäßigen Beſchäftigung noch ſo viel Zeit übrig, vierzehn Tage in den Rheingegenden zuzubringen. Was thun? die Ufer des herrlichen Fluſſes waren mir nicht unbekannt, und ich fühlte mich wenig aufgelegt, die lebhaften Eindrücke der Weltſtadt und ihrer Induſtrie-Ausſtellung durch das Getümmel und den Wirrwarr auf einem Rhein-Dampfboote zu verwiſchen; es lag mir viel mehr daran, ein anheimelnd gelegenes Aſyl zu finden, um meine Erinnerungen zu ordnen, die gemachten Aufzeichnungen zu vervollſtändigen, vielleicht ſchon mit der Bearbeitung des farbenſchillernden Stoffes zu beginnen. Ich brauchte Ruhe und ich glaubte ſie in einem der großartigen Spielbäder, die noch immer den traurigen Ruhm Deutſchlands ausmachen, am ſicherſten zu finden. Aus Erfahrung wußte ich, daß gerade hier die köſtlichſten Stadt- und Waldverſtecke vorhanden ſeien, und fand nichts Anſtößiges darin, für ſchriftſtelleriſche Arbeiten ein ſtilles Unterkommen da zu ſuchen, wo ſich gewöhnlich nur dürftigere Einwohner des Ortes anzuſiedeln oder Spieler einzumiethen pflegen, die mit kleinen Capitalien nach einem beſtimmten Syſtem arbeiten oder

sonst triftige Gründe haben, keine unnöthige Aufmerksamkeit bei den Ortsbehörden zu erregen.

Es giebt kaum einen überraschenderen Gegensatz, als zwischen dem Eremitenleben auf diesen vom Badeleben abgezweigten Parcellen und der Pracht der Spiel- und Ballsäle, den Promenaden der eleganten Welt, den Concerten vor dem Kurhause und dem Gebaren des aus allen Gegenden Europas zusammenströmenden Reichthums. Der Empfang im Hotel des Badeortes, in dem ich mich für vierzehn Tage niederzulassen gedachte, war nicht geeignet, meinen Entschluß wankend zu machen. Da ich gleichzeitig mit einem russischen Bojaren anlangte, wurde ich wenig besser als ein Zwischendeckpassagier auf einem südamerikanischen Auswandererschiffe behandelt. Sobald daher mein Gepäck eine Stelle gefunden hatte, machte ich mich unverzüglich auf den Weg, um eine Privatwohnung zu suchen.

Wo das Weichbild des durch jahrelanges Spiel reich gewordenen Städtchens aufhört, zieht sich eine unscheinbare Straße quer über den Bergabhang, und endet nach wenigen Hundert Schritten zwischen den alten Tannen des beginnenden Forstes; von den letzten Häusern aus bemerkt man schon nichts mehr von dem Prunk des Badeortes und da alle beliebten Promenaden sich in entgegengesetzter Richtung erstrecken, wird die einsame Straße nur selten von nachdenklichen Spaziergängern belebt. Hier hatte ich schon früher einen glücklichen Sommermonat ungestörter heitrer Thätigkeit zugebracht; hier suchte ich von Neuem Zuflucht. Die meisten der kleinen einstöckigen Häuser standen leer; in der ersten Hälfte des Juni hat die Saison der Spielbäder ihre Höhe noch nicht erreicht, und die städtischen Quartiere pflegen nicht überfüllt zu sein. Die Auswahl stand mir frei, aber meine Aufmerksamkeit wurde sogleich durch ein kleines, nach allen Seiten

hin freistehendes Häuschen gefesselt, das durch zwei alte Ahornbäume, von denen sein graues Dach beschattet wurde, ein malerisches Ansehen gewann. Es lag auf der Höhe der Straße, da wo sie sich wieder nach dem Walde zu neigen beginnt, und gestattete eine freie Aussicht nach dem Badeorte und dem dunklen Tannendickicht. Ein alte gutmüthig aussehende Frau, die Besitzerin des Hauses, empfing mich mit jener redseligen Höflichkeit, die selbst halb bäurische Leute in Badeorten sich bald aneignen. Nach ihrer Schilderung gab es für ein schreiblustiges Subject kein zweckmäßigeres Gelaß als die, nach dem Garten hinausgelegene Stube zur Linken des Hausflures, und sie führte als Beweis gleich mehrere Namen von Componisten und Schriftstellern an, die in den letzten Jahren bei ihr gewohnt und Zeugnisse über ihr Wohlbefinden in dem behaglichen Hause hinterlassen hatten.

»Wer wohnt auf der anderen Seite?« fragte ich weislich, denn rechts vom Flur lag eine ganz ähnliche Stube, vor deren Fenstern mehrere mit blühender Kresse und Winden gefüllte Blumentöpfe standen und einen sinnigen Insassen, wenn nicht gar eine Insassin verriethen; man muß in Badeorten doppelt vorsichtig sein.

»Der Herr Lieutenant wird Sie nicht stören, einen ruhigeren Herrn können Sie kaum finden,« antwortete die alte Frau, und öffnete die Thür des Zimmers zur Rechten, als sollte ich aus der darin herrschenden Ordnung einen Schluß auf den sittigen Gemüthszustand seines Bewohners ziehen. Bei dem Worte „Lieutenant“ hatte ich sogleich an alle, mit dem Leben junger Krieger verbundene Wirren und Geräusche gedacht; der Einblick in das Zimmer beruhigte mich sogleich. Der Lieutnant mußte, ungeachtet seines niedrigen Ranges in der militärischen Hierarchie, doch ein selten hoch bejahrter Herr sein. Alle Gegenstände im Gemach, die tiefdunkel gebräunten Möbel,

der in der Ecke hangende, vielleicht aus dem Nachlaß eines, in den neunziger Jahren vorigen Säculums der seidenen Schnur erlegenen Pascha's stammende Schlafrock, die nächtlich schwarz angerauchten Meerschaumpfeifen auf dem Gesims am Fenster, selbst der ehrbar auf der Stange des Gebauers sitzende, gichtbrüchige Canarienvogel, verkündeten das vorgerückte Alter des Herrn. Hätte ich aber noch zweifeln wollen: ein Paar, neben dem geschnitzten Kleiderschrank stehender Stiefeln war geeignet, alle Bedenken zum Schweigen zu bringen. Ein junger lärmsüchtiger Lieutenant konnte niemals mit seinen Füßen in zwei so hyperconservative Stiefeln fahren. Ungestraft durften sie sich für Nachkommen von Oger's Siebenmeilenstiefeln ausgeben, d. h. dem Formate, der Dicke der Sohlen, der Dauerhaftigkeit der Schäfte nach, an Schnelligkeit erinnerte dagegen nichts in ihrer soliden Bauart: sie waren die Stiefeln eines alten Herrn, der nicht mehr fanfarig durch die Welt rannte und jedes Gelüst bei den Haaren ergriff, nein, die eines würdigen Greises, der mit Macht sein Leben durchgestürmt hatte und jetzt sagte: „Nun aber geht es weise, geht bedächtig!" Ich schöpfte tiefe Ruhe aus diesen Ledergebilden; sie beschwichtigten jegliches Bangen des Gemüthes. Eine halbe Stunde später saß ich in dem Zimmer zur Linken des Flurs und traf meine Einrichtungen. Das Mobiliar war verhältnißmäßig reich, und stammte wahrscheinlich von einer Versteigerung der Besitzthümer eines vornehmen, durch Spiel zu Grunde gerichteten Villenbewohners. Der bequeme Lehnstuhl und der Schreibtisch verriethen dagegen ihre kleinbürgerliche Abkunft. Trotz der Ungleichartigkeit aller Geräthe fühlte ich mich bald heimisch. Noch traulicher war der Aufenthalt in dem Garten vor der Hinterthür. Zwischen den beiden, reich mit Weinlaub behangenen Fenstern meines Zimmer stand eine bequeme Bank,

die durch das dichte Laub eines Ahornbaumes vor den Strahlen der Sonne geschützt wurde. Die mit Blumen und Gemüse bepflanzten Beete des Gartens zogen sich sanft bergan, und über Tannen und Föhren, an die sich der morsche Zaun lehnte, erhob sich eine verwitterte Wand von Kalkgestein. Gesellige Unterhaltung gewährte ein Dutzend Hühner, die so wenig menschenscheu waren, daß sie gleich in der ersten Minute Brotkrumen aus den Händen des Fremden annahmen. Meinen Nachbarn, den Lieutenant, lernte ich an diesem Nachmittage und Abende nicht mehr kennen. „Nachmittags um vier Uhr pflegt er täglich auszugehen, und erst nach elf Uhr wiederzukommen!" sagte die alte Wirthin entschuldigend.

Am anderen Morgen wurde ich schon sehr frühe aus dem Schlummer aufgeschreckt. War der Lieutenant so spät zu Bette gegangen, so schlief er selbst für einen hochbejahrten Herrn unglaublich wenig, denn die Glocke auf dem benachbarten Kirchthurme hatte eben erst fünf geschlagen, als die Thür seines Zimmers knarrte, und der Lieutenant auf dem Flur erschien, um die dort hangenden Singvögel mit Futter und frischem Wasser zu versehen. Sein Selbstgespräch bei diesem Geschäft nahm mich sogleich für den alten Feldherrn ein. Für jeden Vogel hatte er ein ermunterndes Wort; bei diesem erkundigte er sich nach seinem Befinden, jenen warnte er vor den Folgen seiner ungezügelten Gefräßigkeit, eine Amsel suchte er in der Bekümmerniß über die Trennung von den Ihrigen zu trösten, und mit dem Hauptvogel, einer äußerst gesangslustigen Lerche, die mir durch ihr frohes Geschmetter schon am vorhergehenden Tage aufgefallen war, suchte er eine förmliche Unterhaltung anzuknüpfen. „Da, mein Thierchen," hörte ich ihn plaudern, „da hast du deine Wiese, dein Rasenstückchen — wie hast du geschlafen, Kleine? gut geträumt?" Der Vogel schien auf die trau-

liche Ansprache antworten zu wollen, er erhob seine mächtige Stimme und ließ einen Triller erschallen, der das Gezirp aller übrigen Gefangenen in den nächsten Käfichten zum Schweigen brachte. Ich hatte den alten Hausgenossen lieb gewonnen, noch ehe ich ihn gesehen, bald sollte ich ihn nun auch persönlich kennen lernen.

Nach dem Kaffee verließ ich das etwas niedrige Zimmer und setzte mich mit meinem Horaz, den ich mir in der Miniatur-Prachtausgabe der Firmin Didotschen Officin als Erinnerung an die Industrie-Ausstellung von Paris mitgebracht hatte, vor die Thür, und begann zu lesen. Aber die Schönheit des Sommermorgens, der Duft der Blumen und der Tannenwaldung, zerstreuten mich sehr bald, ich legte das Buch neben mir auf die Bank, und überließ mich getrankenes dem wohlthuenden Eindruck der Umgebung: da trat ein hochgewachsener alter Herr aus dem Hause, näherte sich mir, und nahm nach den unumgänglich nothwendigen Eingangscomplimenten neben mir auf der Bank Platz. An dem türkischen Schlafrock erkannte ich den Lieutenant, er rauchte die jüngste seiner Meerschaumpfeifen, schien aber mit der Farbe und dem Glanze des gebräunten Kopfes noch nicht ganz zufrieden zu sein. Während er das gewöhnliche Verhör alter neugieriger Leute mit mir anstellte, und ich seine Fragen aufrichtig beantwortete, hatte ich Zeit, sein Aeußeres etwas sorgfältiger zu betrachten. Noch immer konnte man ihn, obgleich er den achtziger Jahren näher als den siebenziger stehen mochte, für einen schönen Mann halten. In seinem ziemlich furchenfreien Gesicht lag ein Zug von Vornehmheit und Grazie, und die Würdigkeit des hohen Alters wurde durch den Ausdruck von Würde angenehm gadelt. Hätte der Lieutenant nicht einen überaus sorgfältig gepflegten Kinn- und Knebelbart von seltener Stärke und Länge getragen, der wie matt polirtes Silber leuchtete,

und ihm ein militäriſches Ausſehen verlieh, man hätte ihn für einen Staatsmann von fürſtlichem Geblüt halten können, ſo ſtolz war ſein Anſtand, ſo herablaſſend ſein Benehmen.

Nach einigen Minuten, ſo bald ich ihm alle mögliche Auskunft über meine Perſönlichkeit und Arbeitspläne ertheilt hatte, nahm er den auf der Bank liegenden Horaz und warf, indem er ihn dicht an die Augen hielt, einen flüchtigen Blick hinein: „Eine ausgezeichnete Lectüre — unterwegs giebt es keine beſſere — hab' ihn meiner Zeit auch gern geleſen — er iſt nicht allein ein großer Dichter, auch ein intereſſanter Menſch, ein Charakter von modernem Anſtrich, wie ſie in der beginnenden Epoche des Cäſarismus zuerſt auftraten — könnte heute eben ſo gut unter Napoleon in Paris leben und dieſelbe Carrière machen!"

Die Bemerkung überraſchte mich, was wußte ein ſolcher Veteran von Horaz? ſagte er die Wahrheit? hatte er ihn wirklich im Original geleſen? — Ich ſah ihn fragend, vielleicht etwas mißtrauiſch an. Er lächelte wehmüthig und blies langſam eine Wolke blauen Kanaſterdampfes gen Himmel: „Man kommt mit ſeiner Philoſophie noch am weiteſten — ich habe in meinem eigenen Leben die Erfahrung gemacht," ſagte er, ohne mich anzuſehen, „ihm verdanke ich meine Gemüthsruhe. Als meine Augen noch nicht ſo gelitten hatten, daß ich auf alle Lectüre verzichten mußte, war er mein Lieblingsdichter, jetzt zehre ich nur noch an einzelnen Citaten."

Das Geſpräch ſtockte, eine Nachtigall flog, vielleicht gereizt durch den ſchmetternden Geſang der Vögel auf dem Flur, aus der Tannenwaldung von Baum zu Baum, ſetzte ſich auf den unterſten Ahornzweig und blickte uns mit ihren ſcheu glänzenden Aeuglein an. Der Lieutenant zog ein großes Glas aus der Buſentaſche des Schlafrocks

und betrachtete den Vogel mit wissenschaftlicher Genauigkeit, dann sagte er sichtlich erfreut: „Sie ist es, bei Gott, ich glaubte, sie würde nicht wiederkommen — es ist wirklich Thisbe — sie ist die hochbeinigste von Allen — drei Tage fortzubleiben — ich glaubte schon, das eigensinnige Thier werde nicht wiederkommen." Nach diesen Worten erhob sich der alte Herr, und holte aus seinem Zimmer einen, mit weißem Leinen zugebundenen Napf, setzte ihn auf die Bank und löste das Band, ohne daß der kluge Vogel sich dadurch einschüchtern ließ. Der Napf war mit Kleie gefüllt, in welcher eine Menge Mehlwürmer aufbewahrt wurden. Zwei derselben suchte der Lieutenant hervor, legte sie auf das Geländer der Bank, drückte mit dem Feuerstahl ihre Köpfe platt und trug sie dann auf den abgesägten Stamm eines nahestehenden abgestorbenen Birnbaumes. Thisbe, sein Pflegekind, hatte aufmerksam zugeschaut. Kaum war der Alte zurückgetreten, als sie vom Ahornzweige auf den Baumstumpf flog, die leckere Kost mit größter Gemächlichkeit verzehrte, dann einen kurzen Triumphgesang anstimmte, von Baum zu Baum schwebte, und unter glänzenden Trillerpassagen zwischen den Tannen verschwand.

„Seit Jahren habe ich die Thierchen regelmäßig gefüttert, und so an mich gewöhnt," sagte der Lieutenant schmunzelnd, und sachte durch einige kräftige Züge den Brand in seiner Pfeife an, „der Wald wimmelt von Nachtigallen, und eine Generation bringt immer die nächste zu mir. Aber Thisbe ist und bleibt meine Hauptsängerin — was nur dem Vogel im Kopfe gesteckt haben mag — drei Tage fortzubleiben — das ist noch nicht dagewesen!"

„Sie scheinen hier wirklich wie ein Patriarch zu leben," bemerkte ich, erheitert durch das gemüthlich ansprechende Wesen des alten Soldaten.

„Wie ein Patriarch?“ ſagte der Lieutenant, „ja, das iſt das richtige Wort, Sie haben es getroffen, ich lebe wirklich ſo ruhig wie die Hirtenkönige im alten Teſtamente. Die Händel der Welt kümmern mich nicht mehr. — Pulver genug habe ich in meiner Jugend gerochen und längſt Frieden mit der Menſchheit geſchloſſen — wie ein Patriarch — vortrefflich geſagt — aber wie nun, wenn Sie erſt meine Holzſchnitzereien kennten?! Bitte, begleiten Sie mich in mein Zimmer, vielleicht finden Sie Manches, was ſich über die bloße Spielerei erhebt.“ Der Lieutenant erhob ſich, ſtrich ſelbſtzufrieden den lang herabhangenden ſchneeweißen Knebelbart, als freue er ſich, zur wohlverdienten Würde eines Patriarchen erhoben zu ſein, und ging voran. An dem zweiten Fenſter ſeines Zimmers ſtand ein, mit kleinem Handwerksgeräth und Holzſpähnen bedeckter Tiſch, mitten auf der Platte deſſelben ein aus Holz kunſtvoll geſchnitzter, aber noch unvollendeter Becher. Der alte Herr ſchien, nach der Menge der am Boden liegenden Schnitzel zu urtheilen, ſeit Sonnenaufgang an dem Kunſtwerk gearbeitet zu haben.

Mit vielem Wohlgefallen erhob der Alte das kunſtvolle Gefäß, ſo daß die darauf angebrachten Reliefs die vortheilhafteſte Beleuchtung erhielten, und ſchmunzelte nicht ohne Stolz: „Die Engländer haben an meiner Arbeit einen wahren Narren gefreſſen. Kein Jahr vergeht, in dem ich nicht zwanzig bis dreißig Pfund für meine Kleinigkeiten verdient hätte. Auf dem Wege des Tauſches — wohlverſtanden — Gold gegen Holz — ich arbeite nicht für Geld — aber was ſoll man machen, wenn ſchöne Ladys und vornehme Herren ſich auf das Bitten legen!“

„Ihre Arbeiten ſind wahre Kunſtwerke,“ ſagte ich der Wahrheit gemäß, „ich habe in der Schweiz, ſelbſt in den berühmten Fabriken am Brienzer See nichts Aehnliches geſehen!“

Als ich der Schweiz erwähnte, verfinsterten sich die Züge des alten Soldaten, ein grämlicher Schatten flog über sein Gesicht; er sah plötzlich aus wie ein Gebirgsstock, der mächtig emporragend im vollen Sonnenschein, von einer vorüberziehenden Wetterwolke bedeckt, ein trauriges und ruinenhaftes Aussehen erhält. Er mußte in der Schweiz die trübseligsten Erfahrungen gemacht haben und durch die Erinnerung daran innerlich vollständig überwältigt sein, denn er wurde einsylbig, packte schwerfällig die aus der Schieblade des Tisches hervorgeholten kleinen Holzschnitzereien zusammen, und ließ ein dichtes Gewölk von Tabaksqualm zur Decke des Zimmers emporsteigen. Aus dem lebensfrohen Patriarchen schien ein Misanthrop geworden zu sein. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und fragte nur Mittags unsere alte Wirthin, was es mit den Schweizer Erinnerungen ihres Miethers für eine Bewandniß habe. „Näheres weiß ich nicht," antwortete die wackere Frau, „aber er hat dort viele Jahre lang als Flüchtling gelebt und sein Brod mit Handarbeiten verdienen müssen."

„Vielleicht ein ehemaliger norddeutscher Hochverräther?" — Die Wirthin zuckte die Achseln. „Etwas Geheimnißvolles ist in seinem Leben, er stammt aus einer vornehmen Familie; aber wir können uns hier zu Lande nicht um dergleichen Lappalien bekümmern. Hier halten sich zu viel wunderliche Leute auf — auch die Polizei ist bei uns nicht so neugierig, wie an anderen Orten. Der alte Herr ist überdies im Orte ansässig!" Eben kochte ein auf dem nahen Heerde stehender Topf über, die Alte rannte eilig hinaus und ich blieb allein, meinem Nachdenken über den seltsamen Veteranen überlassen. Mehrere Tage traf ich mit ihm nicht zusammen, denn die Eintheilung unserer Zeit war zu verschiedenartig. Er blieb gewöhnlich bis vier Uhr Nachmittags zu Hause, während

ich in den Mittagsſtunden, theils um im Leſecabinet die Zeitungen zu durchfliegen, theils mein Diner einzunehmen, in den Mittelpunkt des Städtchens hinabſtieg. Erſt nach einer Woche ſollte ich mit dem alten Herrn wieder in nähere Berührung kommen.

Das Wetter hatte ſich geändert. Auf die warmen ſonnenhellen Tage folgte kalter Regen, bis tief ins Thal ſanken graue Wolken, und lange vorher, ehe die Berghöhen der Umgebung des Ortes die Sonnenſcheibe verdeckten, brach frühzeitiges Dunkel herein. Mein Zuſtand in der ſtillen entlegenen Wohnung wurde faſt ſo unerträglich, wie der in einem Hochgebirgswinkel. Ich ſuchte meine Arbeiten Vormittags zu beenden und beſchloß, den Nachmittag und Abend im Kurhauſe und den Spielſälen deſſelben zuzubringen.

Am erſten Tage wurde ich durch eine langwierige Schachpartie im Kaffeeſalen bis ſpät Abends feſtgehalten, erſt am Mittwoch kam ich dazu, auch den Spieltiſchen einen Beſuch abzuſtatten. Durch den, vom Kaffeehauſe aus in die Gemächer führenden ſchmalen und dunkeln Gang gelangte ich zuerſt in das Trente et Quarante-Zimmer. Das Spiel zeigte die gewöhnliche ruhige Phyſiognomie, die es ſtets bewahrt, wenn kein Waghals ſich daran betheiligt. Sämmtliche Sätze waren mäßig und ſchienen nicht die finanziellen Kräfte der Pointeure zu überſteigen, ſogar die anweſenden Pariſer Loretten nahmen die Börſen ihrer Anbeter nur beſcheidentlich in Anſpruch, und begnügten ſich mit einzelnen Napoleonsdor oder gar nur mit Fünffrankenthalern. Der anhaltende Regen und die frühe Dunkelheit ſchienen die Spielluſt abgeſtumpft zu haben; der beaufſichtigende Beamte, ein diſtinguirter Herr in reiferen Jahren, ſtand am Fenſter, kehrte dem grünen Tiſche den Rücken und plauderte ver-

traulich mit einem grauköpfigen Ehrenlegionär. Er hielt es nicht der Mühe für werth, ein so niedriges Spiel zu überwachen und hinzublicken, ehe es sich um mehr als ein Tausendfrankenbillet handelte. Die beiden livreebedienten der Bank schwatzten untereinander, und lachten über einen sehr bourgeoismäßig aussehenden Spieler, dem der Angstschweiß, über fortwährende kleine Verluste, auf der Stirn perlte; die Situation war langweilig. Für die Spieler von Reputation war der Abend noch nicht weit genug vorgerückt.

Befinden sich die kleinen Leute in der Majorität, so pflegt es an den Roulettetischen lebhafter herzugehen. Ich begab mich daher in das angrenzende Gemach, einen weiten Saal, der gelegentlich auch zu Concerten und Bällen benutzt wurde. Die Bankhalter hatten heute zwar nur eine Roulettetafel aufgestellt, da auf Extrazüge der Eisenbahn nicht zu rechnen war, um so eifriger betheiligten sich die Badegäste am Spiele. Erst nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelang es mir, in den Menschenwall auf dem rechten Flügel des Roulettetisches eine Bresche zu legen, und eine Aussicht auf das Schlachtfeld zu gewinnen. Eine doppelte Reihe von Spielern drängte heran, fast eben so stark war die Zahl der Zuschauer und Beobachter, auf dem linken Flügel des langen Tisches in der Nähe des Fensters schien der Andrang noch lebhafter zu sein. Der Aberglaube der Spieler ist gar wunderlich, vielleicht gab es auf dieser Seite des Tisches einen Glücksvogel, dem alle Unerfahrenen nachzueifern suchten. Vorläufig bemerkte ich nur, daß die Mehrzahl der Spieler den, an der schmalen Seite des grünen Tisches sitzenden Croupier dicht umgab; ich vermochte allein seinen Arm und die zum Einkassiren oder Zurechtrücken des Geldes auf die beabsichtigte Nummer bestimmte hölzerne Handhabe zu unterscheiden. Da man aus höhe-

ren Rückſichten die Spielſäle, auf deren Tiſchen erhebliche Summen ausliegen, niemals mit Gas, deſſen Hauptahn plötzlich zum Verderben der Bankhalter ausgedreht werden könnte, ſondern nur mit Oellampen erhellt, deren Licht ſich auf dem Zahlen- und Buchſtabentableau der Tiſchplatte, der Roulettemaſchine und Spielkaſſe concentrirt, ließen ſich die Perſonen und Geſichter der Spieler, Bankhalter und Croupiers aus einiger Entfernung nur ſchwer erkennen. Die Art, wie der erwähnte links ſitzende Croupier, deſſen Geſtalt ſelber mir durch einen übermäßig beleibten Herrn ganz verdeckt wurde, mit dem hölzernen Inſtrumente hantirte, fiel mir indeſſen auf. Er behandelte es mit derſelben Berechnung und abſichtlichen Würde, wie ein Fürſt bei officiellen Gelegenheiten ſein Scepter oder Reichsſchwert, und ſah es, gleich dieſem, offenbar für das hauptſächlichſte Attribut ſeines Standes an. Bald richtete er es mit ſtraffer Hand raſch auf, als wolle er damit Achtung gebieten, bald neigte er es huldreich gegen einzelne begünſtigte Unterthanen des Reiches; ich mußte im Stillen bedauern, daß die Handhabe nicht wenigſtens vergoldet wäre. Unbeſchäftigt, wie ich leider war, lag mir Alles daran, mich dem majeſtätiſch arbeitenden Croupier zu nähern, und den ſichtlich ſehr ernſt von ſeinem Berufe denkenden Bankemployé kennen zu lernen.

Nach einigen Minuten trat der beleibte Herr zurück, ſein letzter Doppelgulden war dahingegangen, er ſtieß einen knurrenden Seufzer aus und verließ den Saal; ich nahm ſeinen Platz ein. Aber wie ward mir zu Muthe, als ich den Croupier näher betrachtete, und — meinen Flurnachbar, den Verpfleger Thisbe's und ihrer muſikaliſchen Anverwandten, den vermeintlichen politiſch Verbannten, den kundigen Holzſchnitzer, den Lieutenant erkannte. Anfangs traute ich nicht meinen Augen, kein

sterbliches Wesen ist zu jeder Tageszeit seiner fünf Sinne gleich mächtig, und die Wissenschaft aller Jahrhunderte erzählt von den seltsamsten Hallucinationen; ich nahm die Brille ab und reinigte sie sorgfältig mit dem Lederhandschuh. Aber die Gestalt wich scharf betrachtet weder von ihrer Stelle, noch veränderten sich ihre Umrisse und Züge. Der bewußte Cr[illegible]apier war und blieb mein alter Lieutenant aus der Bergstraße. Wie immer glich auch bei dem gedämpften Lampenschimmer sein langer Kinn- und Knebelbart einem Präparate aus jenem edlen Metall, dessen Abfluß nach dem Orient den europäischen Geldinstituten so große Verlegenheit bereitet, in der eigenthümlichen Beleuchtung, die den Kopf- und Oberkörper im Schatten ließ, sah der alte Herr vielleicht noch ehrwürdiger, patriarchenähnlicher aus, als draußen in der freien Natur oder in unserem schlichten Hauswesen.

Selbst auf die Gefahr hin, für einen kleinlichen, vorurtheilsvollen, hinter dem muntern Geiste des Zeitalters zurückgebliebenen Menschen gehalten zu werden, darf ich doch die Wahrheit nicht verschweigen; es regte sich in mir ein Gefühl der Scham und des tiefen Bedauerns, als ich meinen Patriarchen, den schönen alten Mann, den sinnreichen Naturfreund und Künstler, den Verehrer des gedankenvollen römischen Dichters, an einer so unwürdigen Stelle erblickte. Im Stillen hatte ich ihm eine annähernd kindliche Verehrung gezollt, jetzt fühlte ich mich wie aus allen meinen Himmeln und poetischen Anschauungen gestürzt. Als ob der würdige Patriarch meine Empfindungen theilen müsse, trat ich beinahe verschämt zurück und suchte mich ihm zu verbergen, allein ungeachtet seiner Kurzsichtigkeit hatte er mich schon erkannt. In seinen Mienen war nichts von Verlegenheit zu bemerken, er nickte mir wohlwollend zu, aber zugleich mit einer solchen Sicherheit und Zuversicht, als ob er sich in dem Man-

nesstolze: einen schweren aber segensreichen Beruf gewissenhaft zu erfüllen, überaus glücklich fühle.

Durch sein charakterfestes Benehmen wieder moralisch gekräftigt, suchte ich dem Patriarchen so nahe als möglich zu kommen, obgleich dies nicht so leicht war, da er auf sämmtliche jüngere Spieler einen wahrhaft magischen Eindruck auszuüben schien. Die an den Flanken des Rouletteti'sches sitzenden Croupiers haben mit der eigentlichen Spieloperation nichts zu schaffen, sie stellen gewissermaßen nur Ehrenwächter vor, leisten den Spielern kleine Dienste und bemühen sich, leicht vorkommenden Mißverständnissen vorzubeugen. Man placirt von Seiten der Direktion an diesen Stellen meistens junge Leute, die den Mechanismus erst gründlich lernen sollen, oder Veteranen, die, für die Praxis zu langsam und geistig stumpf, doch noch diesen leichteren Verpflichtungen nachzukommen vermögen.

Mein liebenswürdiger Nachbar repräsentirte den beaufsichtigenden Croupier auf eine tadellose Weise. Schon seine Tracht war höchst gewählt und ganz für das eigenthümliche Geschäft geeignet. Das blendend weiße Halstuch war nicht nach modernem Brauche pappartig steif angelegt, sondern lose und in beinahe malerischen Falten um den Hals geschlungen, doch hob eine saubere, nur äußerst gesteifte Weste den Eindruck von Hingebung und Vertrauen, den die Art der Ligatur des Halstuches machte, beinahe wieder auf. Der Lieutenant trug einen blauen Frack von etwas altfränkischem Schnitt mit ciselirten vergoldeten Knöpfen, jenes Kleidungsstück, das stets an diplomatisirende Militärs erinnert, an Talente, „gleich groß im Felde, wie im Cabinet."

Mein Patriarch imponirte den Spielern nicht nur durch diese vornehme Tracht, die ganz von dem zwar saubern, aber doch alltäglich bürgerlichen Costüm der

übrigen Employé's abwich, sondern auch durch sein, derselben entsprechendes Benehmen. Um die Mund- und Augenwinkel schwebte ein sanftes, herablassendes Lächeln; die jungen Leute, die ihre Thaler- und Guldenscheine wagten, mochten ihn für ein, im Geheimen mit der Bankkasse zerfallenes, ihrem Vorhaben geneigtes Wesen halten. Da er mit dem hastigen, das Zartgefühl der Verlierenden so tief verletzenden Einscharren der Gelder an seiner Stelle auf der äußersten Linken nichts zu thun haben konnte, erschien seine freundliche Hilfsleistung, wenn es galt, einem glücklichen Spieler den Gewinn zuzuschieben, stets in einem wohlthuenden versöhnenden Lichte, und der dienstfertige Greis selber als das gute Princip des Ortes. Selbst sein ermunterndes Lächeln, wenn einer der unter seinem Patronat spielenden jungen Männer seinen Einsatz verdoppelte oder verdreifachte — eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Benehmen der stets gleichgültig dreinschauenden Bankbeamten — hatte nichts Höhnisches und Kränkendes. Es konnte für eine väterliche Ermahnung angesehen werden, die gehabten Verluste wieder einzubringen, und der heimtückischen Roulette endlich einen empfindlichen Streich zu versetzen. Die würdige Haltung des Patriarchen gab dem Spiele auf diesem Flügel beinahe einen moralischen Anstrich. Fuhr das eingesetzte Geld dahin, so blickte mein Flurnachbar ihm mit einem resignirt beschaulichen Gesichtsausdruck nach, als halte er es für ein wohlthätiges, vielleicht gar patriotischen Zwecken gebrachtes Opfer, wurde etwas gewonnen, so erheiterten sich seine Züge, als solle mit der Summe ein großes, der ganzen Menschheit heilsames Unternehmen, oder die Laufbahn eines genialen jungen Mannes gefördert werden.

Bei aller Ruhe und vornehmen Haltung lag in dem Wesen meines Freundes etwas ungemein Zuthuliches.

Stets war er zu kleinen liebenswürdigen Dienſten mit der Handhabe bereit. Eine junge Lorette ſetzte einen Gulden nach dem andern auf die ominöſe Zahl 13, ohne jemals zu gewinnen, aber niemals unterließ der gute Patriarch, mit ſeinem Holzinſtrumente das Geldſtück langſam und ſorgfältig in dem Viereck zurechtzurücken, ſo daß es genau die Nummer bedeckte. Und die kleine Pariſerin dankte ihrem väterlichen Freunde ſtets mit einem coketten Blicke, denn ſie war tief überzeugt: von ſeiner Seite geſchehe Alles, was der Förderung ihrer gerechten Sache zuträglich ſei. Neben dem Lieutenant ſaß ein Knabe von 17 bis 18 Jahren, ein kleines franzöſiſches Unkraut und gänzlicher Neuling im Spiele. Dieſen beehrte der Kenner der horaziſchen Poeſie ausdrücklich mit ſeiner Protection. Da es unangemeſſen geweſen wäre, durch ein lautes Wort für oder wider Partei zu ergreifen, ermunterte der Patriarch den Kleinen nur durch ein kaum merkliches, aber rührendes Geberdenſpiel. Er zuckte leiſe die Achſeln, wenn der Knabe eine wenig Chancen verſprechende Nummer-Combination oder Farbe beſetzte, er blinzelte ſchelmiſch mit den Augen, wenn Kleinfrankreich wie eine erfahrene Spielratte zuweilen auf Zero und Doppelzero überging; er erinnerte mich an einen alten Kindergärtner, den ich einmal in der Heimath belauſcht, als er die ihm anvertrauten Knäblein fröbelte.

Einige Schritte zur Seite rechts vom Patriarchen ſtand der im Orte anſäſſige Herzog von H., ein hoher hagerer Herr in einem kurzen Regenmantel, und »knusperte« an einer Rolle Napoleonsd'ors, wenn wir ſo ſagen dürfen. Gleich einem Kinde, das die Mutter, um es bei ſchlechtem Wetter im Zimmer feſtzuhalten, mit einem Päckchen Zuckererbſen zu beſchwichtigen ſucht, gedachte Se. Durchlaucht, den Genius der drückenden Langeweile durch den allmählichen Conſum der Goldſtücke zu bannen; aber

der Zufall war dem Vorhaben des geplagten Mannes nicht günstig. Der Herzog gewann fast fortwährend, und bald schwoll der Goldhaufe in seiner Westentasche dergestalt an, daß er einen Theil seiner Bürde in die hinteren Fracktaschen stecken mußte, welche Manipulation der Patriarch mit einem Blicke des achtungsvollen, aber bitteren Vorwurfes begleitete, als fürchte er, der Gönner könne um den Tribut, den ihm pflichtschuldig die Bank entrichtet, durch anwesende Taschendiebe und ruinirte, zu Allem fähige Spieler gebracht werden. Die fälligen Goldstücke hatte mein Hausgenosse stets mit äußerster Devotion, wie die Abgabe eines getreuen Unterthanen, Sr. Durchlaucht zugeschoben. Ohne Zweifel besaß der Lieutenant das beste Herz. Ein junger Mensch von dem Ansehen eines Handlungscommis hat nach mehreren, vor ihm aufgeschichteten Guldenröllchen, auch den Inhalt der Brieftasche und des Portemonnaies bis auf wenige kleine Geldstücke verspielt und blieb in vollständigem Geistesbankerott am grünen Tische sitzen. Keiner der, mit den eigenen Interessen beschäftigten Spieler beachtete den todten Mann, dem Lieutenant war er nicht entgangen. Er gab dem nächsten Livreebedienten einen, nur diesem verständlichen Wink, und der Mensch gehorchte ihm, wie der Henkersknecht den stummen Andeutungen des Scharfrichters. Der Lakai brachte ein Glas Wasser und bot es dem ausgebeutelten Spieler an. Ich hielt diesen Act für ein Moment christlicher Barmherzigkeit meines ehrwürdigen Hausgenossen, aber der boshafte Redacteur der „Mittelrheinischen Räuberhöhle," mit dem ich am andern Tag im Kaffeesalen zusammentraf, wollte wissen, die Offerte des Glases Wasser sei nichts als ein verabredetes Zeichen, das Opfer aus seinen unheilvollen Träumereien aufzuschrecken und daran zu mahnen, daß es Zeit sei, einen

Platz zu räumen, den es nicht mehr auf eine, den Interessen der Bank entsprechende Weise auszufüllen vermöge.

Ueber diesen Scenen war die elfte Stunde herangerückt, die Mehrzahl der Spieler hatte sich zurückgezogen, ringsum auf den Sophas und Lehnstühlen nickten nur noch einige alte Damen. Ein höherer Beamter der Bank kam aus dem Rouletteзimmer, machte Kasse und notirte den Gewinn, die Baarschaften und Werthpapiere wurden eingepackt, in eine mit Messing beschlagene Kiste aus Eichenholz verschlossen und unter starker Bedeckung von vierschrötigen Bedienten nach dem Kassenlokal zurücktransportirt. Der farbige Napf der Roulette wurde zugedeckt, die Lampen erloschen, die Croupiers trennten sich, nachdem sie noch auf mich einen mißtrauischen Blick geworfen; ich hatte doch nur auf den Lieutenant gewartet. Eine Minute später erschien er, dicht in einen alten Dienstreck gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt; seine Collegen verabschiedeten sich von ihm, wie Soldaten von dem alten Feldherrn, der sie zu einer Reihe glänzender Siege geführt. Ich schloß mich dem Patriarchen an. Wir schritten quer über den Kurplatz und betraten die stillen Straßen der Stadt; nur aus einigen glänzend erleuchteten ersten Etagen erschallte noch wilder Lärm und Gläsergeklirr.

„Die Saison verspricht recht ergiebig zu werden; die Spieler vermehren sich mit jedem Tage," sagte der alte Lieutenant. Er war in Gedanken noch ganz in seinem Beruf.

Ich gab ihm keine Antwort. Da uns Norddeutschen durchschnittlich das Treiben in den Spielbädern als etwas gesetzlich Verpöntes gilt, empfand ich einen instinctiven Widerwillen, mich mit dem früher so ehrwürdigen Alten darüber zu unterhalten, der sich mir seit wenigen Stunden als einer der gefährlichsten Helfershelfer enthüllt hatte. Verursachte der abscheulich gemischte Wein, den ich im

Kurhause als Nachttrunk genossen, oder die wechselnde Scenerie dieſe Aufregung; mir war, während wir unſerer Wohnung zuſchritten, ſo zu Muthe, als gehöre auch ich zum Bankperſonal und ſei der Lehre des Patriarchen als Zögling anvertraut. Der alte Herr ahnte nicht das mindeſte von meinen widerwärtigen inneren Regungen. Er ſprach ſo arglos von ſeiner Stellung, wie ein Geiſtlicher oder Schullehrer von ſeinem Amte. »Ich beziehe achthundert Gulden für die Saiſon,« ſagte er, »bei Ihnen im Norden glaubt man zwar, eine ſolche Summe ſei hier zu Lande gleich eben ſo vielen Thalern, aber es iſt nicht wahr. Der Gulden iſt heute bei den alle Preiſe ausgleichenden Verkehrsmitteln, in ganz Deutſchland gleich viel werth, und man hat doch auch ſeine Bedürfniſſe, aber man kann damit auskommen. Ich habe ſogar nach und nach Erſparniſſe gemacht, und ſchon manchem jungen Mann, dem das Glück nicht gelächelt, aus der Noth geholfen; die Leutchen haben mich gar zu gern. Sie kennen mich in allen Ländern; Einer ſagt es dem Andern. Meine Freunde wohnen an der Wolga und am Manzanares, an der Spree und am Tiber!«

»Das macht Ihnen Ehre,« erwiderte ich. »Sie haben ihnen aus eigener Taſche das Reiſegeld vorgeſchoſſen?«

»Das Reiſegeld und die Subſiſtenzmittel!«

»Und Ihr hochherziges Vertrauen iſt nie gemißbraucht worden? Sie haben ſtets Ihre Auslagen zurückerhalten?«

»Die Menſchheit iſt nicht ſo verdorben, als man glaubt — und dann — es geſchieht ja nur der Vorſicht wegen — ich nehme nie Zinſen — aber ein alter Mann kann ſeine Erſparniſſe nicht verlieren — man muß die Schuldner durch ein zurückbehaltenes Pfand an ihre Verbindlichkeiten erinnern. Zahlen ſie innerhalb eines Jahres

das Darlehn nicht zurück, ſo habe ich mir das Recht geſichert, die Pfänder zu verkaufen — ich bin dabei noch nie zu kurz gekommen."

Der ſanfte Beſchützer der Nachtigallen war alſo auch Pfandleiher.

„Haben Sie noch nie Ihr Glück in der Roulette verſucht?" fuhr der Patriarch gelaſſen fort, als ich ſchwieg.

„Ich habe noch in jedem Jahre meine kleine Spielkaſſe in den erſten Minuten verloren und alle Hoffnung auf Gewinn längſt aufgegeben. Mich ergötzen nur noch die wunderliche Geldgier der Menſchen, die ſeltſamen Phänomene der Geſellſchaft, das Zuſammentreffen ſo vieler anziehenden oder berühmten Perſönlichkeiten in den Spielbädern — ich beſcheide mich mit der Statiſtenrolle eines Zuſchauers."

„Sehr gut," ſagte der Alte und huſtete, „Statiſtenrolle! — ſehr gut — jeder muß wiſſen, was er innerlich von Emotion vertragen kann. Hm! hm! nicht immer endet es gut. Ich habe auch meine traurigen Erfahrungen gemacht!"

„Traurige Erfahrungen?" fragte ich. „Sie ſcheinen doch ein ſo prächtig gleichmüthiges Temperament zu beſitzen?"

„Erfahrungen mit anderen Leuten. So manche meiner Andenken kann ich nie ohne tiefe Betrübniß anſehen. Im Verlaufe der Zeit iſt ſchon eine kleine Sammlung daraus geworden. Die Pfänder meiner armen Freunde, die ſich ſpäter erſchießen oder auf andere Weiſe zu Grunde gehen, verkaufe ich nie, ſondern bewahre ſie als Erinnerung auf. Nach meinem Tode ſollen ſie dem ſtädtiſchen Waiſenhauſe zu Gute kommen. Wenn Sie mich morgen nach dem Kaffee beehren wollen, werde ich Ihnen die Bijouterien zeigen; es haftet manche traurige Geſchichte daran — aber was hilft das? Unſer Leben

iſt von der Wiege an als Trauerſpiel disponirt. Kein Menſch bringt es zu einem Luſtſpielſchluß — früher oder ſpäter — es bleibt immer die nämliche Sache!«

Wir waren vor unſerem kleinen Hauſe angelangt, die alte Wirthin hatte uns erwartet, und in Betracht des kühlen Abendwindes für den alten Herrn eine Kanne heißen Thee aufbewahrt. Nachdem der Patriarch mich noch ermahnt, ihm ja im Laufe des Vormittags meinen Beſuch abzuſtatten, trennten wir uns. Ich konnte nicht einſchlafen, das Rauſchen des Windes, das Knarren der an den Garten reichenden alten Tannen, ſchreckten mich immer wieder auf; erſt gegen Morgen verſank ich in einen tiefen Schlaf und erwachte erſt ſpät am Vormittage. Eilig kleidete ich mich an, es war zehn Uhr und Zeit zur Viſite bei dem Lieutenant. Da brachte mir die Wirthin ein Billet. Der Patriarch entſchuldigte ſeine plötzliche Abreiſe, da die Bank ihn, als die würdigſte Vertrauensperſon, einem jungen Manne aus guter Familie, der ſich verſchiedene Schwindeleien im Orte erlaubt, nach Paris nachzuſenden beſchloſſen habe. Bei meiner baldigen Abreiſe traf ich mit dem originellen Erzvater nicht wieder zuſammen. Sein altfränkiſch geſchriebenes Billet bewahre ich noch heute unter meinen Scripturen.

VI.

Eine verfrühte Sommerwohnung.

Beurtheile ich Ihren Leſerkreis richtig — ſchreibt dem Herausgeber dieſer Blätter einer ſeiner ehemaligen Schüler — ſo werden Sie wider den anbeifolgenden Aufſatz vielleicht nichts weiter, als ſeine fragmentariſche Geſtalt einzuwenden haben, und mir den Gefallen thun, denſelben abzudrucken. Da ich meine Aufzeichnungen gegen den, von mir angedeuteten Einwand nicht zu vertheidigen vermag, will ich zu meiner Entſchuldigung nur anführen, daß es mir lediglich um Wahrheit und Thatſachen, keineswegs aber um anmuthende Phantaſiebilder zu thun war, und ich die Uebel der Wirklichkeit ungebührlich zu mildern fürchtete, wenn ich bei ihrer Darſtellung gerundeten künſtleriſchen Formen nachſtrebte. Eben deshalb erſuche ich Sie, jeder Umarbeitung ſich enthalten, und dem Schriftſtück ſelber ſeine realiſtiſche Wirkung nicht verkümmern zu wollen.

Da Sie, trotz Ihrer freundlichen Theilnahme an meinen Schickſalen doch wohl nicht wiſſen, daß meine Jahreseinkünfte, incluſive der durch Privatunterricht nach den Lehrſtunden erzielten Accidenzien, noch immer tauſend Thaler nicht überſteigen, will ich dieſe Angabe, ohne welche Ihren geſchätzten Leſern vielleicht Manches unbegreiflich

erscheinen würde, gleich vorausschicken. Bei der Bescheidenheit unseres Etats sehen wir uns, meine Frau und ich, daher genöthigt, alle jene kleinen Vortheile, welche das bewegte Leben einer großen Residenz den spekulativen Geistern darbietet, möglichst auszubeuten, und so wenigstens einige Partikelchen jener Genüsse uns anzueignen, in denen die vornehme und begüterte Welt schwelgt.

Der Kassenpunkt verbietet uns definitiv, während der Sommerferien eine Erholungsreise anzutreten, denn das, durch einen unbesonnenen Harzausflug verursachte Vierteljahrs-Deficit taucht von Zeit zu Zeit in meinen Träumen noch immer auf; dafür suchen wir uns durch eine Sommerwohnung zu entschädigen. Sie lächeln ironisch; Sie fragen, auf welche Weise die doppelte Miethe gedeckt werde? aber Sie begreifen gewiß sofort Alles, wenn ich Ihnen sage: wir wohnen das Winterfemester hindurch in der Stadt, im Sommerfemester vor den Thoren.

Die zahlreichen Neubauten der letzten Jahre und die parasitengleiche Vermehrung der Omnibus erleichtern uns die Befolgung dieses Systems wesentlich. Rechnen Sie uns bei dem Worte „Neubauten“ nicht gleich unter die unglückliche Klasse der „Treckenwohner!“ Läugnen will ich nicht, daß wir, um das Winterhalbjahr billig zu wohnen, zuweilen Quartiere beziehen müssen, welche vor vielleicht nicht allzu langer Zeit noch den Zimmer- und Maurermeister unter ihrem Dache gesehen haben, allein wir meiden alle jene Häuser, in denen die von den Mauern herabrinnenden Thränen noch nicht gestillt sind. Kinder haben wir nicht, Louise, meine Frau, erfreut sich einer bombenfesten Gesundheit, und bei meiner Vorliebe für die Lehren der alten Stoa wird mir der Kampf gegen einen hartnäckigen Rheumatismus in der linken Schulter leichter, als mancher Weichling glauben sollte.

Ein gutes Feuer im Ofen und die Lectüre Seneca's — mag Gregorovius in seiner „Corsica“ ihn noch so sehr herunterreißen, der Heuchelei und des Servilismus gegen seinen allergnädigsten Herrn bezüchtigen — haben mir schon über viele mißliche Stunden hinweggeholfen.

Ein großer Uebelstand ist indessen, daß die steigenden Miethspreise und die wachsende Zahl der Flüchtlinge aus dem Innern der Stadt auch die Zahl der Sommerwohnungen vermindern, und man dieselben zu erträglichem Zins nur noch an den äußersten Grenzen des städtischen Rayons antrifft!

So haben wir denn auch in diesem Jahre unsere Zuflucht während der guten Jahreszeit zu einem halb urbanen, halb ländlichen Bezirk nehmen müssen, aus dem freilich halbstündlich ein Omnibus nach Berlin abgeht, der aber sonst jeder Bequemlichkeit entbehrt, die sich der Bewohner einer großen Stadt nur ungern versagt.

Am Mittwoch vor Ostern sind wir hinausgezogen. Wir hatten diesen frühen Termin gewählt, weil die Wohnung vor den Thoren leer stand, Louise von den voraussichtlich schönen Osterfeiertagen sich viel versprach, und ich die Ferienzeit zum gemächlichen Einpacken meiner kleinen Bibliothek benutzen wollte. Sie ist das einzige Hinderniß, was bei einem jährlich zweimaligen Umzuge etwa in Betracht kommt. Unser sonstiges Mobiliar trägt den Stempel des Nomadischen. Der Angehörige einer reichen, im tiefsten Grunde conservativen Nation mag als Motto über seine Thür schreiben: „Mein Haus ist meine Festung!“ ein Proletarier der Wissenschaft, der Sohn eines Staates, welcher seine Subsistenzmittel weislich einzutheilen hat, thut am Besten, dem Beispiel der Orientalen zu folgen, und sich keiner Geräthe zu bedienen, die seine Existenz überdauern, den fortwährenden Wechsel des Aufenthalts erschweren könnten.

Eben deshalb vermeide ich grundsätzlich die gesetzliche Ziehzeit; außer derselben erfreut sich mein Mobiliar einer größeren Toleranz von Seiten der Möbelfuhrleute. Selbst diesmal, wo den Trägern doch eine ungewöhnlich weite Promenade zugemuthet wurde, begegneten sie uns mit leidlicher Achtung, die ich später durch ein anständigeres Trinkgeld belohnte, als jeder Einzelne vermuthet haben mochte. Ich will nicht sagen, daß sie unsere Tische und Stühle mit jener zarten Sorgfalt behandelten, wie die Brüder des rauhen Hauses, wenn sie die Verwundeten hinter die Front tragen; ich übergehe eine beschädigte Fournirung und einen schwer blessirten Stuhl mit stillschweigender Schonung. Spiegel und Lampen wurden ohne Beschädigung glücklich hinausgeschafft.

Den Wirth des Hauses fanden wir nicht anwesend. Den Schlüssel unserer Wohnung hatte er dem Pächter des Gartens übergeben, mit dem wir uns, wie ich schon am Gründonnerstag zu meiner höchsten Ueberraschung erfuhr, wegen der Sommerlaube zu vereinbaren haben werden. Da er ein billigdenkender Mann zu sein scheint, der wahrscheinlich nur einen geringen Zins für den Genuß der Gartenluft von den Miethern zu erzielen gedenkt, wird es keine Schwierigkeiten haben, sich mit ihm zu einigen. Wäre nicht die Anfertigung eines schriftlichen Contractes unterblieben, ich hätte mir die bevorstehenden, immerhin nicht angenehmen Verhandlungen ersparen können! Glücklicher Weise sind wir die ersten Miether des Hauses und werden für uns das beste und sonnigste Plätzchen aussuchen.

Am Charfreitag erfuhr ich, daß der Wirth überhaupt nicht im Hause wohnen werde, und daß er selbiges mit geringen Kosten nur als einen Zufluchtsort für kleine Miether gebaut habe. Das dazu angewandte Material bestand aus den architektonischen Ueberbleibseln mehrerer,

auf den Abbruch verkauften Bauernhäuser und einiger, in der Stadt erstandenen Ruinenreste. Ganz im Charakter einer Sommerwohnung ist das oberste Stockwerk so leicht gebaut, daß es nicht erst einer Erderschütterung, sondern vielleicht nur einer auf der nahen Chaussee vorüberfahrenden schweren Batterie bedarf, um über den Köpfen seiner Bewohner zusammenzustürzen.

Je aufmerksamer ich das Haus untersuche, desto mehr komme ich dahinter, daß sein Charakter nur ein durch und durch provisorischer genannt zu werden verdient. Vielleicht im Felde verfährt man mit noch geringerer Sorgfalt. Jedenfalls werden solidere Vorkehrungen getroffen, wo es sich um „künstliche Fischzucht" handelt, als hier, wo Menschen die bessere Jahreszeit zubringen sollen.

Da die Zimmer noch von Niemanden bewohnt gewesen waren, herrschte darin jene eigenthümliche Atmosphäre, deren Analyse Spuren von Antreicheroxyd, töpfersauren Gasen, Tischlerstoff u. a. m. aufweist. Wir stellten nothgedrungen stundenlange Wachholderräucherungen an, machten uns durch geöffnete Fenster die stärkende Märzluft zu Nutze und unterhielten in den Oefen ein tüchtiges Feuer von Reisig, das uns der Pächter des Gartens abließ. Schon stellte sich heraus, daß es höchst unbedachtsam gewesen war, den Holzvorrath nicht rechtzeitig zu erneuern, aber der nächste Holzhof ist von unserer Wohnung eine halbe Meile weit entfernt, Requisitionen in der Nachbarschaft darf ich als Civilist und Gymnasiallehrer mir nicht gestatten; wir mußten uns daher bis nach den Feiertagen gedulden.

Die halbe Charwoche und das Osterfest haben wir nicht allzu heiter verlebt. Ohne Zweifel wäre der erste Feiertag fröhlicher ausgefallen, wenn mein lieber College — Sie kennen Dr. Piper, den Ordinarius von Sexta —

unser Haus gefunden hätte. Trotz aller Anfragen in der Nachbarschaft war es ihm nicht gelungen. Die Mehrzahl sämmtlicher Miether war eben erst eingezogen, sie stammten aus den verschiedensten Berliner Stadtvierteln und hatten sich untereinander noch nicht kennen gelernt. Jeder stand vereinzelt da, wie die Pioniere, welche im fernen Westen Amerikas den Urwald niederbrennen, oder die Prairieen urbar machen. Dr. Piper war rathlos umgekehrt. Einige Tage später und er hätte uns nicht mehr verfehlt. Da in unserer entlegenen Gegend eine Materialwaarenhandlung noch nicht bestand, sondern erst am nächsten 1. April eingerichtet werden sollte, also ein Tauschhandel zwischen den einzelnen Familien nothwendig wurde, kamen zunächst die Dienstmädchen, dann die Hausfrauen in nähere Verbindung; man war bald genügend unterrichtet, um keinen Fremden mehr abzuweisen.

Ohne meinen alten Freund Piper waren wir am ersten Feiertage ganz allein, Louise arbeitete an einer Ecke für unseren Kaffeetisch, ich studirte das Leben Jesu von David Strauß. Das Exemplar war aus einer Buchhandlung geliehen und durfte nur an der Seite aufgeschnitten werden; die Lectüre gehörte folglich nicht zu den leichtesten. Beim Einbruch der Dunkelheit wurde unsere Einsamkeit unterbrochen. Einige Berliner Familien ausgenommen, die mit dem Omnibus herausgekommen, langsam vorübergegangen waren, um unsere Kolonie zu besichtigen, den ungemüthlichen Aufenthalt aber bald wieder verlassen hatten, war kein Fremder sichtbar geworden. Jetzt zeigte sich ein, nicht von Osten, sondern von Westen kommender Fremdling, der an unsäglicher Müdigkeit zu leiden schien, und sich kaum noch auf den Füßen zu erhalten vermochte. Da ich das Fenster öffnete, entging mir kein Wort seiner Unterhaltung mit dem Gartenpächter.

Anfangs hielt ich den Grund seiner Hinfälligkeit für die Folge einer angestrengten Wanderung, und seine abgebrochenen Mittheilungen für mangelhafte Kenntniß unserer Muttersprache; aus den heitern Antworten des Gartenpächters ersah ich jedoch sehr bald, daß die Wiege des vermeintlichen Fremdlings an den Ufern der Spree stehe, und er des deutschen Idioms vollkommen mächtig sei, aber durch den übermäßigen Genuß des Bockbiers an einer richtigen Vocalisirung und deutlichen Meinungsäußerung verhindert werde. Der Unbekannte hatte vom Kreuzberg ausgehend, den Weg durch die Felder eingeschlagen, und nach langen Irrfahrten endlich unsere Häusergruppen erreicht. Seine Absicht, die Nacht auf dem Flur unseres Hauses zuzubringen, wurde durch die schöne Menschlichkeit des Gartenpächters vereitelt, der ihn nach dem Endpunkte der Omnibusstation geleitete, und dort an einer erhöhten Stelle so sichtbar bettete, daß er dem Blick der Passagiere nicht entgehen konnte. Wirklich hatte auch der Fremdling seinen Samariter gefunden. Als ich am späten Abend noch einen Spaziergang durch das Dorf machte, war er verschwunden. Ein Mitglied des Comités für die invaliden Passanten dürfte ihn für einen Oesterreicher gehalten und auf seine Kosten im Omnibus mitgenommen haben.

Fast noch melancholischer verlief der zweite Feiertag. Sie werden unser Schamgefühl ehren, nach so laut ausgesprochenen Hoffnungen auf einen gedeihlichen Landaufenthalt, am vierten Tage schon wieder in Berlin, und im Kreise unserer Bekannten zu erscheinen! Obgleich ich Louisen wiederholt anbot, nach der Stadt zu fahren und ein Theater zu besuchen, widerstand sie beharrlich meinen Zumuthungen. Sie behauptete, sich glücklich zu fühlen, obwohl ihr ganzes Aussehen dem widersprach.

Einige Krähen abgerechnet, die sich einige hundert

Schritte von unseren Fenstern auf dem kahlen Acker zu schaffen machten, war weithin kein lebendes Wesen zu erblicken. Die Staubwolken auf der Chaussee gewährten wirklich eine reizende Abwechselung. Louise saß am Fenster und beobachtete die erste Fliege des Lenzes. Aus ihrem Winterschlafe erwacht, war sie die Fensterscheibe einige Zoll hoch hinaufgekrochen, dann aber zurückgetaumelt und in einer sphinxähnlichen Erstarrung hangen geblieben. Die liebenswürdige Tochter eines leichtbeflügelten Geschlechtes saß da, als belastete Bleiplatten ihre zarten Schwingen. Die künstliche Erwärmung der Sommerwohnung erwies sich nicht als ausreichend für einen höheren Zustand der Freiheit und Selbstbestimmung. Den hingestreuten Zucker ließ sie unbeachtet; sichtlich beschäftigten sie die letzten Fragen des Daseins. In den Morgenstunden des Dienstags nach dem Feste fanden wir sie tot. Sie war das erste Opfer der Sommerwohnung. Mit grausamer Klappe habe ich in den Hundstagen schon Tausende von Fliegen ohne die geringsten Gewissensbisse getödtet; die Leiche dieser Fliege machte mir schmerzliche Vorwürfe. Das einzige Wesen, das unserer Gastfreundschaft vertrauend, seinen stillen Aufenthalt verlassend, sich uns genähert, mit uns gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, war den Folgen unserer ungeregelten Häuslichkeit erlegen. Fort mit dem traurigen Bilde! Ich eilte in die Stadt, brauchte aber fast den ganzen Vormittag dazu, den unumgänglich nöthigen Vorrath von Brennholz anzuschaffen, da kein Fuhrmann und kein Holzhauer sich so weit von der Stadt entfernen wollte. Nur zu einem ungewöhnlich hohen Preise fand ich einen Wagen und zwei Leute, die eben eine mehrjährige Gefängnißstrafe erlitten hatten und ins gesellige Leben zurückzukehren suchten. Als ich wieder zu Hause anlangte, saß Louise mit der Muffe am Ofen, und las

in den Stunden der Andacht. Die lebenslustige Frau hatte geweint. Draußen flog ein Schneegestöber über das Feld.

Ich will Sie nicht durch unser Tagebuch ermüden, denn noch am letzten Tage des Vierteljahres entschloß sich Louise, aus Verzweiflung ein solches anzulegen. Gestatten Sie mir lediglich einige Details aus unserem Stillleben. Die Morgenzeitung erhalte ich erst Mittags; später gedenke ich ein besonderes Uebereinkommen mit den Omnibus-Conducteuren zu treffen. Meine Correspondenz ist von geringem Umfange, aber man sagt mir, daß ein Landbriefträger unsere Verbindung mit der Civilisation unterhält. Um den nächsten Schlächter zu erreichen, bedarf es einer längeren Fußwanderung, sonst verproviantiren uns die Gemüsefrauen, wenn sie von Wochenmärkten durch unseren kleinen Ort fahren, und müssen wir mit dürftigen, von den Berliner Hausfrauen und Einkäufern verschmähten und vielfach besingerten Ueberresten fürlieb nehmen. Landbrod bäckt unser Nachbar; des Weißbrodes haben wir uns entwöhnt. Man spricht jedoch von der Einführung von Schrippen, sobald sich alle Sommereinwohner zu ihrer Abnahme entschlossen haben. Louise meint, bei den jetzigen Schwierigkeiten der Verpflegung sei es rathsam, eine Versammlung aller Sommergäste auszuschreiben und den Antrag zu stellen, förmliche Lieferungsverträge mit irgend einem soliden Berliner Hause abzuschließen. Können Sie uns einen Geschäftsmann empfehlen?

Sollten Sie mir die Ehre Ihres Besuchs zugedacht haben, so benachrichtigen Sie mich einen Tag vorher gefälligst von Ihrer Ankunft. Von der Omnibusstation an geben Sie ruhig auf der Chaussee weiter bis zu der Baustelle rechts am Sandwege. Der Vorsicht wegen bitte ich, den Sandweg zu überschreiten und auf dem

Fußpfade zur Linken zu bleiben. Bei dem gegenwärtigen Schneefall könnten sie rechts in eine heimtückische Kalkgrube gleiten, die mich jungen Mann schon zweimal Abends zu Fall gebracht hat. Das Haus mit dem grauen Stacketenzaun und der, wie ein Fisch geformten Wetterfahne auf dem Dache ist unser Sommerquartier. Mit dem kleinen Hunde des Gartenpächters machen Sie sich nicht zu schaffen, so freundlich er auch wedelt. Er leidet an der Mauke — klimatische Einflüsse! — und schnappt gern nach den Fingern.

Nun noch eine Bitte! Den einliegenden frankirten Brief an den Kammerjäger S. werfen Sie wohl in den Briefkasten neben Ihrer Wohnung. Gestern haben sich im Hausflur einige Ratten gezeigt, die statt nach Art ihrer Stammverwandten vor dem Stocke zu fliehen, Neigung zu offener Widersetzlichkeit verriethen. In diesem Punkte muß man sich gleich an die rechte Schmiede wenden, besorgen Sie also gütigst den Brief an den Apotheker von Mantua.

VII.

Ein Nachtſtück.

Endlich waren die Geſchäfte der beiden Herren geordnet; die Uhr unter der Glasglocke auf dem Kaminge-ſims ſchlug halb eins. Das Wagengeraſſel in der Spandauerſtraße war längſt verſtummt; der letzte Nachzügler der Arriere-Garde von Borchardt, Dedel oder Blumenthal hatte bereits die Decke über die Ohren gezogen; die Herren erhoben ſich von den Lehnſtühlen und drückten einander noch einmal die Hände. Da während der mehrſtündigen Unterhandlungen die Thüren der Gemächer zur Rechten und Linken feſt verſchloſſen geblieben waren, vermochte Niemand über die Beſchaffenheit des Abſchluſſes der beiden Geldariſtokraten Auskunft zu ertheilen, doch mußte derſelbe, wenigſtens für eine Partei, unbedingt zufriedenſtellend ausgefallen ſein.

Herr Banquier Brennicke zog eine dicke, durch jahrelangen Gebrauch unſcheinbar gewordene Brieftaſche aus dem Rocke, las ein länglich gefaltetes Papier noch einmal langſam durch, lächelte ſchwach, legte es in den verborgenſten Winkel der Taſche, und flüſterte dann tonlos, aber doch mit jener Innigkeit, die ihm nur der gute beſitzende Menſch nachempfinden kann: „fünf und ſechszig Tauſend Thaler, neunzehn Silbergroſchen, elf Pfennige!“

Da auch der alte Herr, aus dessen Händen Herr Brennicke die Obligation empfangen hatte, kein Zeichen des Mißvergnügens, welches die Trennung von einer bedeutenden Summe jeder unverdorbenen Natur zu verursachen pflegt, von sich gab, vielmehr die beiden Wachskerzen des Armleuchters anzündete, und freundlich Herrn Brennicke in das Seitenzimmer geleitete, wo Letzterer sich in seinen Nerzpelz hüllte, den Hut tief in die Stirn drückte und den Kragen in die Höhe schlug, ist nicht der geringste Zweifel zulässig, daß die Herren sich auch als Freunde trennten.

Der Hausherr, der wie sein scheidender Gast noch ganz in Gedanken über den großartigen Geschäftsabschluß vertieft sein mochte, schloß die Thüren auf, begleitete, ohne die Bedienung herauszuschellen, Herrn Brennicke die Treppe hinab, sagte ihm zärtlich Lebewohl und drückte eigenhändig die Hausthür hinter ihm zu. Nicht einmal die Dienste des bei seiner Lampe eingenickten Portiers wurden in Anspruch genommen.

Herr Brennicke stand vor der Thür, er legte noch einmal mit der Geberde eines Zeugen, der vor Gericht einen über Leben und Tod des Angeklagten entscheidenden Eid leisten soll, die Hand auf das Herz, welches ganz und gar von der Tasche mit der bewußten Obligation bedeckt war, fuhr vom Halse bis auf den Magen über den festzugeknöpften Rock, schlug die Flügel des Pelzes übereinander und setzte sich mit raschem Schritte in Bewegung.

Der Banquier hatte einen langen Weg vor sich, denn er wohnte in der Hohenzollernstraße, aber er war weit davon entfernt gewesen, seine Equipage nach der Spandauerstraße zu bestellen, um die beiden Braunen, so wie ihren Herrn Kutscher zu incommodiren. Obgleich Herr Brennicke die Equipage bis auf das letzte Haferkörnchen

bezahlte, disponirte doch seine Gemahlin ausschließlich über das Gespann, und dem Besitzer war nicht einmal die Theilnahme an dem Frühlingscorso gestattet. Unter dem Vorwande, durch körperliche Bewegung seiner Gesundheit zu nützen, verfügte sich der Banquier täglich zu Fuß nach der Stadt und in seine Wohnung zurück. Er war seit Jahren daran gewöhnt und fand nichts Außerordentliches darin, sich auch nach Mitternacht auf den Weg zu machen.

Die Straßen waren mit Schnee bedeckt und der Mond stand hoch am unbewölkten Himmel, mit wunderbarer Schärfe die Umrisse der schwarzen Schatten aller Gebäude auf den blendend weißen Teppich zeichnend. Die Januarnacht war überaus kalt, und Niemand unterwegs, als eine aus süßer Ruhe aufgestöberte Hebeamme, der ein mit Regenschirm und Laterne, den Attributen der Wehemütter, bewaffnetes Mädchen voranschritt, oder die Schildwache im Schloß, deren Schritte auf den Quadern der Durchfahrt im Schweigen der Nacht weithin erschallten; die Nachtwächter zeigten sich diese Stunde nicht öffentlich. Sie wußten aus langer Erfahrung, daß strenge Kälte und heller Mondschein ein besserer Schutz der bürgerlichen Sicherheit sind als ihre Anwesenheit. Herr Brennicke schritt rüstig vorwärts.

In einem langen und soliden Geschäftsleben hatte seine Einbildungskraft weder Zeit noch Spielraum zu ihrer Entwicklung gehabt. Er las keine Dichter, sein Sinn für malerische Situationen war, obgleich er eine stattliche Bildergallerie besaß, ganz unausgebildet; der würdige Mann beachtete also nicht weiter die prächtigen Lichteffekte, den phosphorischen Glanz des Himmels und die scharfen Schlagschatten, er eilte spornstreichs weiter und trat nur absichtlich fest auf das Trottoir, wo es zwischen dem Schneeüberzuge zu Tage kam. Nicht die Besorgniß auszugleiten, bewegte ihn dazu, er wünschte

nur, sich selbst hörbar zu werden und die unheimliche Stille der Nacht zu unterbrechen.

Fünf und sechszig Tausend Thaler, neunzehn Silbergroschen, elf Pfennige!

Wenn die Sonne hinter den Horizont hinabgesunken ist, verliert jeder Mensch einen Theil der natürlichen Festigkeit seines Wesens. „Es war die Stunde, wo mit stillem Weinen der Schiffer an die ferne Heimath denkt," sagte Dante in seinem unsterblichem Gedichte beim Einbruch der Dämmerung. Nichts begreiflicher also, wenn der abgehärtete Mann, der Schiffer auf hoher See, schon um diese frühe Abendstunde die schwachen Stellen des Gemüthes hervorkehrt, daß ein solcher Vertreter der modernen Kultur, wie ein Berliner Banquier, der mit der genannten Summe in der Tasche nach Mitternacht die Linden entlang allein nach Hause wandert, sich gewisser unheimlicher Anwandlungen nicht zu erwehren vermag.

Herr Brennicke blieb indessen vollkommen frei von sentimentalen Schwächen, nicht die Ahnen seines Geschlechtes tauchten im Dunkel der Schattenseite unter den Linden vor seiner Imagination auf, nicht der Geist eines Commis, den er im vorigen Jahre eines Diebstals wegen hatte verhaften lassen und der im Gefängniß an seinem allzu enge um den Hals geschlungenen schwarzseidenen Tuche gestorben war; als Kind des modernen Zeitalters war er nur mit sich selber beschäftigt.

Wiederholt prüfte er mit unsicherer Hand, ob der Oberrock fest zugeknöpft sei, er verließ sogar die Schattenseite der Linken und begab sich in den Vollmondschein. Wäre ihm nicht die Scheu vor einem unbekannten Etwas in den Arm gefallen, er hätte die Brieftasche hervorgezogen und sich überzeugt, daß die Obligation noch vorhanden sei. War es ein Rest von Scham, war es die Besorgniß, irgend eine dämonische Faust könne sich aus

der Mauer des nächsten Hauses hervorstrecken und mit dem ihm entrissenen Schriftstück wieder verschwinden; der ehrwürdige Geldmann enthielt sich dieser Vorsichtsmaaßregel und setzte seinen Weg fort.

Jetzt befand er sich an der Ecke der großen Friedrichsstraße und blickte einigermaßen sehnsüchtig nach Kranzlers Ecke hinüber. Die Nachtdroschken hatten ausnahmsweise frühe ihre gewohnte Station verlassen; es mochte in dieser Nacht nirgends getanzt oder mit Damen soupirt worden sein. Nicht Roß, nicht Mann war zu erblicken.

Herr Brennicke eilte rascheren und leichteren Schrittes weiter.

Die breite Straße in ihrer Verlassenheit versetzte ihn in eine peinliche Stimmung. Obgleich ihm Niemand begegnete, fürchtete er doch, aus der nächsten Hausthür könne einer jener Unbekannten hervorspringen, die in der venetianischen Romanliteratur ein so große Rolle spielen, und ihm ein Leids anthun.

Als er am Pariser Platz angelangt war, schritt er quer über denselben und näherte sich im Drange einer unaussprechlichen Sehnsucht der Thorwache. Mitglied der patriotischen Vereinigung hatte Herr Brennicke stets ein außerordentliches Wohlgefallen an dem herrlichen Kriegsheere gehabt, aber nie war ihm der langsam hinter dem Gitter auf- und abgehende Soldat theurer gewesen als in dieser Nacht. Der fromme Pilger verweilt einige Augenblicke vor dem Heiligenbilde am Wege und verrichtet sein Gebet, oder beugt das Knie vor dem vorübergehenden Priester und empfängt seinen Segen, so zögerte der Banquier in der Nähe der Wache. Ihre militärischen Ausstrahlungen belebten seinen Muth von Neuem. Es mußte geschieden sein, Herr Brennicke kehrte ihr leise seufzend den Rücken, ging durch die an der Accise offenen Thorflügel und näherte sich langsam dem Thiergarten.

Der Vollmondschein verbreitete zwar ein angenehmes Licht in seinen Gängen, allein der Wanderer wagte nicht, den Weg abzukürzen und den Park quer zu durchschneiden. Auf den benachbarten Kirchthürmen schlug es ein Uhr, selbst das Werk der Matthäikirche ging in dieser Nacht ziemlich richtig, und schlug nur eine Minute später die Stunde an, Herr Brennicke erschrack über den Ton. Er drang wie ein eiskalter Luftstrom in sein Ohr; der Heraufruf der Wache zur Ablösung beruhigte ihn wieder. Sogar die Kommandoworte des Officiers waren vor dem Thore hörbar. Er schritt weiter.

„Fatale Geschichte, so weit vor dem Thor zu wohnen! eigensinnige Weiber!“ flüsterte er vor sich hin, und griff nach der Brieftasche.

Was war das? — Nein! es war nichts!

Dreißig oder vierzig Schritte weiter, in der Mitte zwischen dem Brandenburger Thor und der Ecke der Schulgartenstraße glaubte Herr Brennicke Fußtritte hinter sich zu hören!

Pah! was konnte es sein? — das Echo seiner eigenen Schritte — er hatte ja in dieser Nacht schon besondere Erfahrungen im Gebiete der Akustik gemacht. Der Sicherheit wegen ist es besser, sich umzusehen. Ein entschlossener Mann schaut der Gefahr dreist ins Auge; Herr Brennicke blieb nicht stehen, aber er sah sich um.

Aus einem Seitenweg zur Rechten trat eine dunkle Gestalt, blickte, das Auge mit der Hand gegen das blendende Mondlicht schützend, nach dem Banquier und folgte festen Fußes seinen Schritten.

So viel hatte Herr Brennicke unterschieden, die Gestalt ragte über die gewöhnliche Männergröße hinaus, war in einen langen Ueberrock gehüllt, und hatte die Rechte in den Busen gesteckt, als halte sie dort eine Mordwaffe, einen Dolch zum sofortigen Gebrauch bereit.

Vielleicht hätte auch ein muthigerer Mann den Kopf verloren, desto bewundernswürdiger ist, daß Herr Brennicke seine bisherige Fassung nicht ganz verlor, sondern die Wanderschaft, wenn schon mit kürzeren, beschleunigteren Schritten fortsetzte.

Wer war dieser Unbekannte, der nur auf ihn gewartet, es nur auf ihn gemünzt haben konnte, da er statt nach seiner anfänglichen Absicht in die Stadt zu gehen, sobald er sich der Identität Brennickes vergewissert, sich ihm schnurstracks angeschlossen hatte?

Hier konnte nur ein Raub- oder Mordplan vorliegen. Eine Obligation über fünf und sechzig Tausend Thaler neunzehn Sgr. elf Pfennigen in der Tasche, dort das schweigende Dunkel der Lennéstraße, die gänzliche Einsamkeit; wer kann das Geheimniß diesem Böse wicht verrathen haben? Das etwa waren, lakonisch ausgedrückt, die Gedanken des unglücklichen Banquiers. Nur die gnädige Frau, Madame Brennicke, wußte um die lange Unterredung, die ihr Gemahl mit seinem ehemaligen Compagnon in der Spandauer Straße beabsichtigt hatte; aber die treffliche Gattin war in Geldsachen und Wechselgeschäften ein Muster der Verschwiegenheit. Waren die Freunde in der Stadt belauscht, Meuchler vorausgesandt worden, Herrn Brennicke niederzustoßen und sich der Summe zu bemächtigen?

Der Banquier machte an einer lichten Stelle des Baumganges einen letzten Versuch und blieb stehen; auch die dunkle Gestalt hemmte ihre Schritte. Die Gelegenheit zur That schien ihr mithin noch nicht günstig. Wahrscheinlich war das Grab zur Aufnahme der geplünderten Ueberreste Brennickes weiterhin im Thiergarten gegraben und die Gefährten des Unbekannten lauerten dort auf das Opfer und den Anführer.

Herr Brennicke hielt es nicht unter seiner Würde, sich

in Trab zu ſetzen. Was konnte das helfen? Die Geſtalt folgte ihm mit eiligen Schritten und ahmte endlich ſogar die haſtige Gangart des Banquiers nach. Der Verfolgte rannte wie ein gehetztes Wild; in einer beſtimmten Entfernung jagte der Raubmörder hinterdrein. Er lief über die Chauſſee; der blutgierige Schatten blieb an ſeine Ferſen geheftet.

Sollte er um Hülfe ſchreien? Niemand war zu ſehen, der Banquier hielt für rathſam, dieſes letzte Rettungsmittel für den Alles entſcheidenden Moment des Angriffs der Geſtalt und ihrer Complicen aufzuſparen. Nichtsdeſtoweniger griff er wieder nach der Bruſttaſche; das koſtbare Document durfte nicht verloren gehen. Erſt ſeinen erlahmenden Armen ſollte es entriſſen werden. Der Soldat ſtirbt für die Fahne des Regiments, der Geldmann für ſeine Obligation.

Vielleicht zeigte ſich in dem oberen Geſchoß einer Thiergarten-Villa ein Lichtſchimmer, dann wollte er die ganze Kraft ſeiner Lunge daran ſetzen; er blickte während ſeines fortgeſetzten Laufes vergeblich an den Gebäuden empor. Alle Fenſter waren dunkel; die reichen Grundbeſitzer, die Diplomaten und ihre Sekretaire lagen längſt in tiefem Schlaf. Herrn Brennicke verließen endlich die Kräfte, ſein verzweifelter Trab wurde wieder Schritt, er ſtand ſtill und hielt ſich an einem Gitter.

Wunderlicher Weiſe zögerte der Unbekannte zum Werk zu ſchreiten, ſo günſtig der Ort war. Der Banquier, dem alle Gegenſtände vor den Augen umhertanzten, hatte unbedachtſam das Gitter einer Bauſtelle gefaßt. Erfolgte jetzt der Angriff, ſo konnte ihm Niemand zu Hülfe kommen, aber die dunkle Geſtalt verhielt ſich durchaus friedlich, ja ſie näherte ſich dem Opfer nicht einmal. Beabſichtigte ſie den Banquier nur zu Tode zu jagen, und den, wie ein geſtürztes Pferd, am Boden Liegenden gefahrlos zu

berauben? Das wäre eine neue Gattung des Verbrechens gewesen. Herr Brennicke erinnerte sich, daß in der Parterrewohnung eines der nächsten Häuser das Domicil des Revier-Commissarius sei und der Verfolger sich hüten werde, seine Unthat unter den Augen des Rächers zu begehen. Darauf bauend setzte er sich wieder langsam in Bewegung.

Eine gewisse Ruhe war über ihn gekommen, nach der fürchterlichen Aufregung stellte sich die Reaktion wieder ein; er dachte an die Möglichkeit eines energischen Widerstandes von seiner Seite.

Wahrscheinlich hätte er sich gleich zur Wehr gesetzt, aber ein leichtes Gewölk überzog den Mond, der Muth erhöhte nicht länger die Spannkraft seiner Brust, flüchtig sah er sich um, die Gestalt schien in dem grauen Zwielicht um die Hälfte größer geworden zu sein, mit verdoppelten Schritten ihm nachzusetzen, der Verlorne raffte den Rest seiner Kräfte zusammen, und jagte von Neuem davon.

Der Unbekannte mochte sein Spiel verloren geben, er folgte zwar dem Banquier, aber mit jeder Sekunde wurde die Entfernung zwischen dem Wilde und dem Jäger größer.

Herr Brennicke hatte das Gitter vor seiner Wohnung in der Hohenzollernstraße erreicht. Im Zimmer seiner Gemahlin brannte Licht; man wartete auf ihn.

Mit fieberhafter Eile schlug er, trotzdem der Schweiß in Bächen an ihm hinablief, den Pelz zurück und fuhr mit der Rechten in die Rocktasche nach dem Hausschlüssel. Er fand nichts, als mürbe geriebenes Zeitungspapier, wie es jeder publicistisch geschulte Zeitgenosse bei sich trägt; Herr Brennicke war ja, als wohlrangirter Mann, niemals mit einem Hausschlüssel versehen.

Er stieß einen lauten Schrei des Schreckens aus.

Oben vor dem Fenster erschienen Gestalten, doch ach! vor seiner eigenen Wohnung sollte der Unglückliche unter den mörderischen Händen des Bösewichts fallen. Als die Gestalt in dem langen Oberrock den Schrei vernahm, stürzte sie athemlos herbei, riß die bis dahin in der rechten Busentasche verborgene Hand heraus und eilte, die Waffe auf Herrn Brennicke richtend, unaufhaltsam über den Weg.

Der Banquier glaubte den glänzenden Lauf eines Revolvers zu erkennen, er schrie nicht zum zweiten Male, er drückte nur die Hand auf die Brust und die Brieftasche, taumelte und sank in den großen Schneehaufen neben dem Gitter. Das Fenster wurde geöffnet, mehrere Damen zeigten sich und bange Klagerufe erschallten.

„Gerechter Gott," rief die lange Gestalt, „ich begreife nicht, was unserem Herrn fehlt." Sie hatte mit dem Revolver, der in Wirklichkeit nur der Haus- und Gitterschlüssel war, die Thür geöffnet und schleppte den halbohnmächtigen Banquier den Vorgarten entlang.

„Johann! Johann! bist Du es?" lallte Brennicke.

„Ja wohl," brummte der treue Diener mit wehmüthigem Baß, „Herr Brennicke blieben so lange aus und da hatten mich Madame vor einer halben Stunde auf dem gewöhnlichen Weg Ihnen entgegengeschickt."

„Ah ha!" sagte der Banquier tief aufathmend, und griff in die Tasche, „da hast Du einen Thaler, aber Du verstehst — es ist nichts vorgefallen." Die Obligation war gerettet und Johann hat pflichtgemäß Schweigen beobachtet. Die Schrecken der Januarnacht sind dem Publikum unbekannt geblieben.

VIII.

Moderne Bediente.

1. Ein Silberdiener.

Am Morgen des 17. Februar fand ich auf meinem Schreibtische ein Billet des Commissionsrathes B., verehrten Gönners der Wissenschaften, Künste und Literatur. Noch spät Abends am 16ten war es von einem Dienstmann überbracht worden, der sich in der Ueberzeugung, meinem Hause durch Ablieferung desselben einen wichtigen Dienst erwiesen zu haben, nicht allein den an den Nachtwächter für das Oeffnen der Hausthür gezahlten Silbergroschen, sondern auch eine Entschädigung für die Verkürzung seiner Nachtruhe ausgebeten hatte.

Die Person des Ueberbringers, die späte Stunde und die Form des Billets waren gleich abweichend von der Sitte des Absenders. Commissionsrath B. hielt, wie so viele büreaukratische Größen dieses Ranges der Räthe, auf höfischen Anstand; er bediente sich sogar mit einigem Widerstreben der Stadtpost. Seine schriftlichen Meinungsäußerungen und Einladungen wurden für gewöhnlich von einem Bedienten in geschmackvoller Livree, oder von einem älteren Manne in feiner bürgerlicher Tracht übergeben, den man bei geringer Menschenkenntniß leicht für den Vertrauten seines Gebieters im Sinne der Tra-

gödie Corneille's und Racine's halten konnte. Auch bestanden die Einladungen stets in gedruckten Blanketts, in denen nur der Name des Gastes, der Tag und die Stunde des Diners oder Soupers ausgefüllt zu werden brauchte. Das englische Papier war bläulich satinirt, Octavformat gestattete die Anlegung der schwarzen Cravatte, Quartformat verpflichtete den Eingeladenen zur weißen Halsbinde; der Commissionsrath, als ein Mann von erheblichen Mitteln, schätzte die Etikette, und lud je nach den Umständen seine Gäste vier oder fünf Tage vorher ein. Das Billet des 17. Februar bestand in einem halben Bogen Postpapier, der von der andern Hälfte nur mit dem Briefstreicher getrennt und in der Hast nicht einmal beschnitten worden war. Die Handschrift wich durch auffallende Flüchtigkeit von der sonstigen Sorgfalt des Commissionsrathes ab, der Inhalt war höchst fragmentarisch; der Gönner forderte schon am Tage des Empfanges, also am 17. Februar Abends 8 Uhr, meine Anwesenheit in seiner Behausung. Ausdrücklich war bemerkt, daß außer Dr. Optativus, in dessen Hause Richard, der einzige Sohn des Commissionsrathes, sich in Pension befand, keine weiteren Gäste zugegen sein würden.

Ein ähnlicher Fall war noch nicht vorgekommen; ich las das Billet einmal, zweimal, und vernachlässigte darüber beinahe die Lectüre der Zeitungen; die Einladung glich der Berufung zu einer wichtigen Conferenz. So mag ein Premier seine Collegen versammeln, wenn Drohnoten von Westmächten oder Würzburgern angelangt sind. Es konnte sich, da Professor Dr. Optativus zugegen war und Ostern heranrückte, nur um ein wichtiges pädagogisches Ereigniß, vielleicht gar um die Versetzung des kleinen Richard nach Untertertia handeln, oder sollten Vater und Erzieher das Engagement eines Clavierlehrers beabsichti-

gen und meine Rathschläge hören wollen? Ich vermochte meine Spannung nur mit Mühe zu bemeistern, und fand mich mit dem Glockenschlage acht Uhr in der Wohnung des Commissionsrathes ein. Schon daß das Hausmädchen und nicht ein Diener die Thür öffnete, war auffallend, noch mehr, daß im Vorzimmer kein Licht brannte. Die Zofe führte mich in das Arbeitszimmer ihres Gebieters, das Allerheiligste, in dessen traulich düstrem Raum der große Mann sich einst zu jenen Großthaten begeistert, die der Staat mit dem Titel „Commissionsrath" belohnt hatte. Am Marmorkamin, auf dessen Herd ein lustiges Kohlenfeuer flammte, saß Professor Dr. Optativus, tief versunken in den Weihrauch einer Cigarre, deren Sorte für den Geldbeutel eines Gymnasiallehrer-Standes durchaus unerschwinglich duftete. Der Commissionsrath hatte sich in die Sophaecke gedrückt. Kein freundliches Wort des Empfanges, nur stumme Händedrücke und fieberhaftes Schütteln derselben; in den Mienen des Wirthes ein Gemisch von Schmerz und Entrüstung! Niedergedrückt nahm ich zur Rechten des Wirthes Platz. Ich fürchtete, durch ein unbesonnenes Wort die ernste Gedankenentwickelung der beiden Männer zu stören; ich schwieg und betrachtete Dr. Optativus, den ich seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen. Der Fortschritt der Jahre hatte ihm nicht viel angehabt und keinen Schnee auf sein Haupt gestreut, aber er war abgenutzt, fast hätte ich gesagt: abgetragen. Die Aehnlichkeit seines Schädels mit einem alten Hute war immer unverkennbar gewesen; jetzt konnte man beide verwechseln. Dr. Optativus' Haar schillerte zart in allen Farben, nicht des himmlischen Regenbogens, sondern eines Tuchkastens zu zwei Silbergroschen sechs Pfennige; die Nase hing lebenssatt, wie eine gebrochene Krämpe herab; halb rauchte, halb kaute der seltene Mann an der Havannah. Der ganze Jammer deutscher Schul-

jahre stieg, wie eine zu schwere Mahlzeit, beim Anblick des für den Trödelmarkt der Menschheit reifen Mannes in mir empor; ich pries mein Schicksal, nicht »Richard« zu sein!

So verging eine Minute, dann sagte der Commissionsrath: »Meine Herren, Sie verzeihen mir hoffentlich, wenn ich Sie unvorbereitet in Ihren Berufsgeschäften gestört habe, allein ein Gegenstand, ich darf sogar sagen ein Mensch, mit gewissen Einschränkungen gewissermaßen der Vertreter einer ganzen Klasse, durch dessen Betragen und Denkungsart mir und meinem Hauswesen die größten Unannehmlichkeiten bereitet worden sind, hat mich dazu gezwungen. Es lag mir daran, mit zwei Männern Rücksprache zu nehmen, die ich hochschätze, mit Männern, die gleich mir das Volk lieben, es gleich mir zum Studienobject gemacht haben. Professor, Sie sind Erzieher der Jugend! Sie, mein Freund, beschäftigen sich mit den Besonderheiten der Gesellschaft! ich habe mir erlaubt, Sie Beide zu berufen; Sie sollen von mir einen schätzenswerthen Beitrag erhalten, Sie Professor Optatius für das große wissenschaftliche Werk, von dessen öffentlichem Erscheinen ich die Regeneration unseres verkommenden Geschlechtes zu datiren hoffe, Sie, als Schriftsteller, für Ihre Mappe, Ihre Sammlungen. Die Benutzung des Stoffes sei Ihnen ganz anheimgestellt.« Der Pädagoge warf den Cigarrenstumpf in das Feuer und bemächtigte sich eines frischen Tabaksröhrchens; der Commissionsrath und meine Person folgten dem löblichen Beispiele.

„Sie wissen, meine Herren!" hub der Wirth an, „welche Veränderungen die kriegerischen Ereignisse in den Herzogthümern auch in unserer Mitte hervorgebracht haben. Von den neuen staatsbürgerlichen Verpflichtungen, die allen wahrhaft loyalen Männern dadurch auferlegt wor-

den, von den humanen Leistungen, den gebotenen Honneurs gegen militärische Gäste, lassen Sie mich schweigen; ich beschränke mich auf die Veränderungen im Schooße der Häuslichkeit. Viele von uns — ich spreche von der besitzenden Klasse — sind durch die Einziehung der Dienstpflichtigen um ihre Bedienten gekommen; dies ist mein Fall! Sie wissen, oder Sie wissen vielleicht auch nicht, daß Friedrich, der Vorige, uns Alles geworden war, daß er nicht einmal mit uns, seiner Herrschaft, sondern auch mit dem Kutscher und dem Hausmädchen, ja mit der Köchin (!) im besten Einvernehmen stand, und unsere Köchin — ich darf es zum doppelten Ruhme Friedrichs nicht verschweigen — ist eine alte und perfecte, ja eine ungewöhnlich alte und perfecte Köchin! Friedrich wurde uns plötzlich entfremdet — ich ersehe aus den Verlustlisten, daß ihn das Geschick für eine schönere friedliche Zukunft aufgespart hat, — allein unser Haus stand durch seinen Abmarsch verwaist. Die dänischen Generale konnten sich nicht schwerer von Schleswig trennen, wie wir von unserem treuen gehorsamen Bedienten. Was sollten wir thun? ohne männliche Hilfe zu existiren, war unmöglich — wir mußten uns nach einem Ersatzmann umsehen!"

Das kann für einen so ansehnlichen Haushalt doch nicht schwer gewesen sein. Als unser Calefactor am delirium tremens gestorben war, meldeten sich am nächsten Morgen mehr als zwanzig Stellvertreter!» bemerkte der Professor mit etwas wegwerfendem Tone.

„Wir suchten ja nicht einen Calefactor; wir suchten einen Bedienten, Herr Professor!" antwortete belehrend der Commissionsrath, „er war schwerer zu finden, als Sie glauben mögen. Ich mußte seinethalben mehrere Tage lang die Stadt durchfahren."

„Sie? fahren? nach einem Bedienten?" rief Opta-

tivus und machte mit der Hand instinctiv eine schwenkende Bewegung, als verabreiche er einem, nur ihm sichtbaren Lakaien-Phantom einen Backenstreich.

„Ein distinguirter Dienstbote macht keine Besuche, er empfängt nur künftige Principale!“ sagte seufzend der Commissionsrath, „meine Frau wünscht zudem einen älteren, nicht mehr von der Einziehung bedrohten Bedienten. Weihnachten war vorüber, und die disponible Mannschaft erträchtlich zusammengeschmolzen; es blieb nach vielen vergeblichen Mühen nichts übrig, als sich an einen Unterhändler zu wenden. Er versprach, mich Nachmittags zu einem, für unsere häuslichen Zwecke ganz geeigneten Mann zu führen, und ich holte ihn in meiner Equipage ab. Wir fuhren in die Königstadt und hielten vor einem dortigen viel besuchten Hotel. Hier dient er also? fragte ich meinen Führer. Er befindet sich außer Diensten und wohnt hier nur so lange, bis sich eine neue Stelle für ihn gefunden hat, antwortete der Unterhändler. Dann erkundigte er sich bei dem Portier, ob Herr Klemmke zu Hause sei. Dieser bejahte die Frage, rieth uns aber ab, Herrn Klemmke aus dem Nachmittagsschlaf aufzuschrecken; er sei reizbarer Natur und liebe nach der Table d'hôte die Stille, weshalb er auch gewohnt sei, den Kaffee auf seinem Zimmer einzunehmen.“ —

Hier hielt der Commissionsrath ein wenig inne, der Professor saß mit weit aufgesperrtem Munde da; die Geschichte fing an, mir interessant zu werden.

„Lassen Sie mich die Sache kurz machen,“ fuhr der Wirth fort, „wir fanden Herrn Klemmke in einem Zimmer des zweiten Stockwerkes, aber glücklicher Weise schon ermuntert und zu geschäftlichen Unterhandlungen leidlich aufgelegt. Das Wohlgefallen war gegenseitig, nur erregten die auffallend krummen Beine Klemmke's gerechte Bedenken über seine plastischen Erfolge in der Gesell-

ſchaft, doch beruhigte mich der Gedanke ſeiner Sicherheit vor militäriſchen Nachfragen über dieſe bemerkenswerthen Curven. Er erhielt das Handgeld, und erwiederte auf meine Frage nach ſeinem Vornamen: er ſei daran gewöhnt, nur nach dem Familiennamen genannt und gerufen zu werden. Er halte es für einen überwundenen Standpunkt patriarchaliſcher Abhängigkeit, wie ein Minorenner behandelt zu werden. Am nächſten Tage langte Herr Klemmke an, und bezog das Bedientenzimmer: ein Möbelwagen brachte ſeine Effekten."

„Wollen Sie nicht," unterbrach ich den Erzähler, „der Kürze wegen die Bezeichnung „Herr" fortan weglaſſen? unſere Hochachtung vor Ihrem neuen Hausgenoſſen wird dadurch nicht vermindert!"

Der Commiſſionsrath warf mir einen billigenden Blick zu und ſagte: „Es wird Ihrem Scharfblick nicht entgangen ſein, daß ich in Klemmke mit einem ſocialen Phänomen zu thun hatte, aber er imponirte mir! Sie kennen mich und wiſſen, daß ich ſtets auf Würde und Gemeſſenheit des äußeren Daſeins halte. Ein heidniſch einfacheres Zeitalter legte ein ungebührliches Gewicht auf die innere Harmonie des Individuums; in unſerem Jahrhundert kommt es nicht darauf an, wie es im Menſchen ausſieht, wenn er nach Außen hin repräſentirt. Immerhin Kraut und Rüben in der Seele, nur Politur, Firniß vor der Welt!"

Zu Ehren des Dr. Optativus muß ich bemerken, daß er bei der letzten Aeußerung einen unwillig grunzenden Ton ausſtieß, aber in Erwägung des gut honorirten Futterkindes Richard ſeine philoſophiſche Oppoſition nicht in Worte zu kleiden wagte. Ich für mein Theil war entartet genug, den frivolen Philoſophen durch freundlich zuſtimmende Blicke und Kopfnicken zu ermuntern.

„Klemmke imponirte mir, habe ich geſagt," ſprach unſer Wirth, „aber er ſetzte mich zugleich als Hausherr

in Verlegenheit, da ich selber — nur ausnahmsweise — ihn empfangen hatte. Seine Effecten waren so zahlreich, daß sie in dem Bedientenzimmer nicht untergebracht werden konnten, und theilweise, z. B. das Cylinderbüreau — ja, Klemmke besaß ein solches Möbel — auf den Boden getragen werden mußten. Er schien unzufrieden, enthielt sich aber aller ferneren Bemerkungen und trennte sich von mir mit der Frage: ob »Meininger« an der heutigen Börse nicht um ein Procent gefallen seien?«

„Reichte er Ihnen nicht auch seine Stiefeln und schickte Sie nach einer Flasche frischen Wassers in den Hof?« fragte Dr. Optativus.

„So viel nahm er sich nun wohl nicht heraus,« sagte schwermüthig unser Wirth, »allein eben weil ich auf Würde und Gemessenheit des äußeren Daseins halte, fühlte ich mich am nächsten Morgen durch den vertraulichen Ton verletzt, den Klemmke anzuschlagen wagte. Die Rechte der Menschheit ehre ich selbst in meinem Marktheifer — Bedienten, wollte ich sagen, dafür soll mein Bedienter die Rechte der Herrschaft ehren! Klemmke traf leider nicht den richtigen Ton der Hochachtung; er detonirte, wenn ich so sagen darf, und sprach mit mir, wie mit einem Manne, dessen Schwächen er seit einem Jahrzehnt nicht allein kennen gelernt, sondern auch genau studirt hatte. Ich begreife schlechterdings nicht, was diesen Menschen zu einer solchen Frechheit veranlassen konnte.« —

Unser Wirth hielt ein wenig inne, als beabsichtige er, das schwierige Problem noch einmal zu durchdenken. Mir gelang die Lösung; ich las in Klemmke's Seele. Der große Bediente hatte sein Zeitalter begriffen, er war Menschenkenner, fühlte sich dem Commissionsrath ebenbürtig. Die Ungleichheit des Besitzes und der bürgerlichen Stellung war in den Augen Klemmke's nur ein zufälliger Umstand. Klemmke mochte den Ideen der

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit huldigen, und den Stand des Bedienten für die einzige gesellschaftliche Form halten, in der es möglich sei, an den Freuden seiner besser situirten Mitbürger theilzunehmen.

„Schon daß Klemmke die Zeitung vor mir las, mißfiel mir im höchsten Grade," setzte der Commissionsrath seine Rede fort, „ich bin daran gewöhnt, sie an jedem Morgen auf meinem Sophatisch am Kamin zu finden. Ich erhielt sie erst gleichzeitig mit dem Kaffee, die Beilage, die den Courszettel enthält, war augenscheinlich zerknittert, Klemmke hatte wirklich Papiere: ich konnte nicht daran zweifeln. Meine bisherigen Bedienten waren froh gewesen, wenn sie ihr Bischen Erübrigtes in einem Sparkassenbuche anlegen konnten. Ich enthielt mich aller Bemerkungen und sprach nur den Wunsch aus, die Zeitung schon bei meinem Erwachen vorzufinden, da ich gewohnt sei, das Hauptblatt, vielleicht auch diese oder jene Theaterrecension im Bette zu lesen. Werden Sie es glauben, was Klemmke erwiderte? Er bewies mir, wie schädlich es sei, nicht gleich nach dem Erwachen das Bett zu verlassen, er sprach von meinem blassen aufgeschwemmten Aussehen, von mangelnder Bewegung, kurz er gestattete sich Ausdrücke, die sich nur ein Hausarzt erlauben darf."

„Einen solchen Kerl hätte ich auf der Stelle zum Hause hinausgeworfen!" brummte Dr. Optativus.

„Mir schien es rathsamer, erst das Urtheil meiner Frau zu hören," sagte etwas vornehm der Commissionsrath. „Der feine Geist der Frauen findet gewöhnlich zarte Auskunftsmittel. Sie, mein lieber Professor, sind für eine Politik von Blut und Eisen — ich weiß es — leugnen Sie nicht — in meinem Hause ist die Theorie der Vereinbarungen noch nicht aufgegeben! Es schien mir am zweckmäßigsten, erst den Mittagstisch abzuwarten, und beim Kaffee mit meiner Frau Rücksprache zu nehmen."

„Bei Tisch fand ich meine Frau ungewöhnlich schweigsam," sagte unser Wirth, „eine Anwandlung, die mich, als mit ihren glücklichen Anlagen für lebhafte Unterhaltung im Widerspruch stehend, befremden mußte. Sie zerlegte das in der Suppe befindliche Huhn auf eine gewaltsame Weise. Vor ihrer Phantasie schien das Bild eines unangenehmen Geschöpfes zu schweben, dessen Gebeine sie ungleich lieber einer solchen Zerstückelung unterworfen hätte. Wenn meine Frau beim Tranchiren des Geflügels eine lebhafte Action entwickelt, pflegt stets im Haushalte etwas vorgefallen zu sein; in solchen Fällen liebe ich es, mich durchaus abwartend zu verhalten. In der Kriegskunst und im Schachspiel soll, theoretisch betrachtet, durchschnittlich der Angriff vortheilhafter sein, als die Vertheidigung; Frauen gegenüber scheint mir die Initiative niemals rathsam."

Professor Dr. Optativus nickte mit dem Kopfe; er mochte in den Worten des lebenserfahrenen Wirthes eine tiefe Wahrheit entdecken und an historische Ereignisse, vielleicht gar an Bürgerkriege im eigenen Haushalte erinnert werden. Der Commissionsrath fuhr fort:

„Du scheinst mit unserem neuen Bedienten keine glückliche Wahl getroffen zu haben," sagte endlich meine Frau, „es haben sich heute Vormittag schon Meinungsverschiedenheiten gezeigt. Klemmke hat feierlich erklärt, grundsätzlich keine Fenster zu putzen!"

„Ah ha! Fensterputzen gehört zum Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und Klemmke hält sich nur für das Innere verpflichtet; mir sind solche vornehme Bedienten anderweitig bekannt," fügte ich erheitert hinzu.

„Sie haben es getroffen. Nach Klemmke's Auseinandersetzung besitzt die Thätigkeit eines distinguirten Bedienten einige Aehnlichkeit mit der inneren Mission. Es hieße, die Würde eines solchen Priesters des Hauses be-

einträchtigen, wollte man ihn zwingen, sich zu den Fenstern des Gebäudes hinauszulehnt, in einer leichtfertig gymnastischen Stellung vorübergehenden Standesgenossen zu zeigen. Was sollte ich meiner Frau erwidern, ich ermahnte zur Geduld, ich versprach, meine Autorität geltend zu machen, und überreichte ihr zuletzt zwei Billets zum schwarzen Domino. Ein gereiztes Frauengemüth wird gemeinhin durch solche Theatercenceſſionen beschwichtigt."

„Man muß freilich Ihre Mittel haben, um den Hausfrieden auf diese Weise zu erhalten!" setzte der mürrische Professor hinzu.

„Es gelang mir wirklich, meine, durch Klemmke's Insubordination schwer gekränkte Frau zu beruhigen. Die Zeit für eine so delikate Unterhandlung war außerdem schlecht gewählt, denn Klemmke machte sich fortwährend mit der Aufwartung und dem Büffet zu schaffen und schien uns nicht eine Secunde lang allein lassen zu wollen. Meine Frau brach das Gespräch ab, nahm es im Theater aber wieder auf. Die Introduction der Oper und das erste reizende Gesangstück der Artot ist mir natürlich darüber verloren gegangen. Nach Tisch hatte Klemmke sich schon wieder auf die Hinterfüße gesetzt. Bei seiner großen Menschenkenntniß war ihm nicht entgangen, daß unser Hausmädchen zugleich für Madame die geheimen Referate über alle etwaigen Vorkommnisse des Hauswesens besorge und er nichts Besseres thun könne, seine Beschwerden der Principalin kund zu thun, als dieselben in den Busen dieses weiblichen Polizeibeamten auszuschütten. Klemmke hatte beträchtliche Ausstellungen an der Mittagskost gemacht. Das erwähnte Huhn in der Suppe war ihm nicht angemessen erschienen. Er sei daran gewöhnt, das gekochte Fleisch mit einer holländischen Sauce zu verzehren und nicht geneigt, sein Naturrecht durch die Willkür

einer, nicht auf der Höhe der Eleganz des Zeitalters stehenden Herrschaft verkümmern zu lassen. Gleich sehr beunruhigte ihn die Zahl der Gänge; das Kammermädchen, eine höchst glaubwürdige Person, versichert, er habe feierlich erklärt, ohne sechs Gänge nicht bestehen, oder doch seine für die Verwaltung des wichtigen Amtes nothwendige geistige Spannkraft nicht aufrecht erhalten zu können."

Professor Dr. Optativus stieß einen halb stöhnenden, halb grunzenden Laut aus. Dachte er an die Kohlrüben des heimischen Heerdes? Preßte ihm das Mitleid mit seinen mangelhaft beköstigten Pensionären, oder der Gedanke an die Trauer der eigenen Verpflegung diesen Seufzer aus?

„Sie werden mir einräumen," setzte der Commissionsrath seinen Bericht fort, „daß diese Ansprüche auch mich empören mußten! Sie kennen die Solidität — es geziemt mir nicht, einen schmeichelhaften Ausdruck zu brauchen — unseres Haushaltes. Ein Gast kann sich zu jeder Zeit an meinem Tische niederlassen und wird befriedigt aufstehen. Wir alle unterscheiden zwischen der „täglichen Mahlzeit" und dem „Diner"; es war mir aber neu, daß ein Bedienter zu seiner Existenz regelmäßig des letzteren bedarf."

„Wenn meine Frau Ihren Klemmke in die Macht bekäme!" rief der Professer und ballte die rechte Faust in der Richtung des Kaminfeuers, aber sofort setzte er einen Dämpfer auf seine allzumittheilsame Zunge. Es wäre unvorsichtig gewesen, den reichen Vater seines Kostknaben einen tieferen Blick in die spartanisch geordnete Haushaltungs-Theorie der Frau Professorin thun zu lassen.

„Die Mittheilungen meiner Frau hatten mir die ganze Vorstellung vergällt; ich kam mit Kopfschmerzen nach

Hause. So mag es einem constitutionellen Minister zu Muthe sein, der bei einer wichtigen Frage plötzlich die Entdeckung macht, die Abstimmung werde nicht zu Gunsten der Regierungspartei ausfallen. Ich durfte nicht daran zweifeln: durch Klemmke war ein negatives Element in unser sonst so friedliches Haus gekommen!"

Mir schwoll bei den klagenden Worten des Commissionsrathes der Kamm. „An Ihrer Stelle," sagte ich, „wäre ich noch am demselben Abende dem frechen Burschen zu Leibe gegangen und hätte ihm seinen Standpunkt klar gemacht."

„Sie vergessen, mein Lieber," antwortete der Wirth, „daß ein solches energisches Auftreten meinen Principien widerstrebt. Von jeher habe ich mich bei der Beobachtung einer würdigen Repräsentation wohl befunden. Nur Ruhe und Würde macht das Leben schön, sagt der Dichter von Muskau; ich lasse mich nicht gern hinreißen. Vor einer gemessenen Haltung prallen selbst die unverschämtesten Zumuthungen zurück; davon habe ich mich oft genug überzeugt. Nicht allein auf dem Throne, auch im Bürgerstande, wirkt die Majestät der Tournüre bessernd und reinigend auf die Umgebung. Könige und Philosophen dürfen nicht mit den Händen um sich schlagen, und leidenschaftliche Reden halten. Das Aeußerste ist ein Bonmot; oft genügt ein durchbohrender Blick. Ich darf nicht verschweigen, daß meine Versuche, Klemmke mit Blicken zu durchbohren, fruchtlos ausfielen. Leichter beschädigt man ein Panzerschiff mit Schüssen aus gezogenen Kanonen. Meine Blicke machten ihn vielmehr, wie die Strahlen der Augustsonne eine heranreifende Frucht, erst recht üppig."

„Sie hätten ihn wenigstens mit Arbeit überhäufen sollen," fügte Dr. Optatious hinzu „ein edles Roß setzt den letzten Hauch an die Erfüllung seiner Pflicht im

Reitergefecht, aber ein übermüthiger Ackergaul läßt nach mehrstündiger Arbeit mit dem Pfluge kleinlaut die Ohren hängen. Ihr Klemmke scheint mir eher zu der letzten Kategorie zu gehören."

„Das möchte ich nicht behaupten," entgegnete der Wirth, „allerdings entschied ich mich anfangs für dieses Verfahren, allein ohne irgend welchen Erfolg. Am nächsten Sonntag sandte ich Klemmke mit einem wichtigen Geschäftsbriefe an einen Freund in eine entfernte Stadtgegend. Er fragte gleich, ob es nicht zweckmäßiger sei, das Schreiben einem Dienstmanne anzuvertrauen. Ich erwiderte, daß ich gerade ihn entbiete, um der raschen Ueberbringung gewiß zu sein. Klemmke entfernte sich schweigend, und kam erst nach einer starken halben Stunde zurück, um das Schreiben in Empfang zu nehmen. Er hatte die Livrée ausgezogen und seine bürgerliche Tracht angelegt, neben dem Hute hielt er in der Rechten sogar ein nettes Spazierstöckchen mit einem medaillenen Fuchskopfe am Griff. „Ich habe auf Sie gewartet," sagte ich nicht ohne Bitterkeit. „Ich zeige mich nie in Uniform auf der Straße, nie!" antwortete Klemmke, „ich mußte mich also von Kopf bis Fuß umkleiden." Sie werden mich vielleicht für schwach halten, meine Herren, aber Klemmke imponirte mir wieder; in seinem Ton lag etwas von deutschem Mannesmuth. Der günstige Eindruck mochte ihm nicht entgangen sein, denn er sagte noch, indem er den Brief in die Brusttasche des Oberrocks steckte, und diesen sorgsam zuknöpfte, auch die Schöße desselben glättete: „Die Uniform nur im Dienste; Civiltracht im gewöhnlichen Leben, das habe ich bei den französischen Militärs gelernt." Es war ungemein schwierig, ihm ernstlich zu Leibe zu gehen. Ertheilte man ihm eine Menge Aufträge, so that er so viel, als ihm beliebte, nicht einen Schritt, nicht einen Handgriff mehr.

Wie das Stubenmädchen aussagte, hatte er aber gewisse Lieblingsbeschäftigungen, die ihn niemals ermüdeten. Im Putzen des Silbergeschirrs konnte man ihm nicht zu viel zumuthen. Mit innigem Behagen spiegelte er Mittags und Abends seine geistreiche Physiognomie in den blanken Kannen und Präsentirtellern; meine Frau nannte ihn den »Narciß« unter den Silberdienern. Im Empfang unserer Gäste war er groß, selbst uns, wenn wir nach Hause kamen, öffnete er mit einem eigenthümlichen Anstande. Mir mißfiel derselbe weniger; meine Frau hingegen war darüber empört. Der Mensch mache sie ganz ungewiß, ob sie bei sich, oder bei ihm wohne! pflegte sie zu sagen. Er stand in der Thür, wie der erste Priester in der Zauberflöte, der Zauberflöte, wenn Tamino um Einlaß bittet und nähere Erkundigungen über Sarastro's Privatcharakter einzieht. Wer ihm mißfiel, wurde ohne Weiteres abgewiesen. Uns erwuchsen in gesellschaftlicher Hinsicht daraus natürlich die größten Unannehmlichkeiten. Unterdessen setzte das Hausmädchen ihre Mittheilungen unermüdlich fort; genoß sie doch das unbegrenzte Vertrauen Klemmke's. In sein einfenstriges Zimmer hatte er sich allmählig gefügt, beim Putzen der Fenster leistete er wenigstens vom Innern der Gemächer aus manuelle Hilfe; wenn er uns Abends aus dem Theater abholte, gestattete er den Livrée-Oberrock, auf die drei Gänge unseres Tisches blickte er mit einer philosophischen Resignation; nur mit den Dimensionen unseres gesellschaftlichen Umganges vermochte er sich schlechterdings nicht zu befreunden. Das Hausmädchen mag sich einige Uebertreibungen gestattet haben, aber auch die mildesten Ausdrücke Klemmke's in Betreff unserer Freunde waren noch immer überaus hart und lieblos. Er entblödete sich nicht, von Pack zu sprechen.«

„Und das durfte er sich ungestraft gestatten?«

knirſchte Dr. Optativus, »ich will nicht hoffen, mein Herr Commiſſionsrath, daß er Ihnen auch damit imponirt habe?«

»Nein, mein würdiger Freund,« ſagte der Wirth mit ſtolzem Ernſt, „wenn das Gefäß voll iſt, läuft es über. Klemmke's Art, ſich über unſere Freunde auszuſprechen, führte endlich den Bruch herbei.«

»Wie konnte ſich der tollkühne Menſch aber nur erlauben ...?« warf ich ein, da mir Klemmke's Dreiſtigkeit denn doch unglaublich erſchien.

„Es handelte ſich um die Trinkgeldfrage!« ſprach der Commiſſionsrath ſich zu mir wendend. „Klemmke behauptete, in unſerem Hauſe nothgedrungen banquerout zu werden. Eine ſo elende Saiſon ſei ihm in Praxi noch nicht vorgekommen. In ſeinen früheren Verhältniſſen — des Wortes „Herrſchaft« bediente er ſich niemals — habe er in dieſer Jahreszeit regelmäßig mit dreißig bis vierzig Thalern in jedem Monate abgeſchloſſen. Bei uns werde er es höchſtens bis zehn Thaler bringen. Er beklagte ſich vorzüglich über den Mangel an einträglichen Spielpartien.«

»Wo hatte der Menſch denn gedient? Da könnte ſich ja ein alter Philologe entſchließen, in den Abendſtunden aufzuwarten,« ſagte Optativus.

„Sein letzter Dienſt war bei einem jungen Bonvivant, in deſſen Hauſe ſich allerlei Glücksritter und angehende Griechen verſammeln und ein nach hieſigen Begriffen hohes Spiel getrieben wird. Da mag es denn nicht an Gelegenheiten gefehlt haben, den Gäſten Gefälligkeiten zu erweiſen, die nicht unbelohnt bleiben durften. Unſer zahmes l'Hombre und Whiſt wirft nicht ſo viel ab, das läßt ſich nicht leugnen!«

Die lange Erörterung hatte die Kräfte des Wirthes erſchöpft, er zog die Uhr und ſchüttelte den Kopf: »Neun

Uhr! wie die Zeit verinnt — ich glaubte, kaum eine halbe Stunde gesprochen zu haben. Meine Herren, wir bedürfen alle drei einer kleinen Erquickung, ein paar Austern, wir schreiben heute Mittwoch, die Temperatur ist vortrefflich und die neueste Sendung aus Holstein angelangt, ich hoffe, die Erinnerung an den verlassenen Bruderflamm wird Ihnen den Verzehr nicht verleiden; hier ist der einzige Punkt, auf dem ich den bekannten Heißhunger der Tänen in Schutz nehme. Wir können unser Gespräch nach Tisch fortsetzen."

Im anstoßenden Zimmer war servirt, ich musterte das mit der Bedienung beauftragte männliche Wesen, aber ich fand an ihm keines der ausgeprägten Merkmale eines Klemmke. Wir hatten höchstens den Kutscher vor uns, einen biderben Gesellen mit einem haferfrohen Gesichte. Wir nahmen Platz.

„Wo ist Klemmke?" rief der Wirth, der seinen „Goldbedienten" uns erst jetzt hatte vorführen wollen.

„Klemmke liegt zu Bette, Herr Commissionsrath!" antwortete ein niedliches junges Mädchen, das mit dem Champagnerkühler beschäftigt war. Sie konnte nur die erwähnte geheime Referentin der Hausfrau sein, erfreute sich aber, nach dem kecken Tone ihrer Rede zu urtheilen, auch des unbedingten Vertrauens ihres Gebieters.

„Er liegt zu Bette? ich habe ihm ja absichtlich den Abend freigegeben, und nur gesagt: er solle bei Tisch aufwarten, weshalb hat er sich niedergelegt?"

„Er sagte, er sei nervös, und bitte, ihn entschuldigen zu wollen, in diesem Zustande helfe ihm nichts, als eine horizontale Lage und gänzliche Ruhe."

„Dasselbe Mittel, welches Goethe auf seiner Ueberfahrt von Neapel nach Palermo gegen die Seekrankheit anempfiehlt!" brummte Dr. Optativus und bemächtigte

sich des größten und beleibtesten der holsteinischen Schaalthiere.

„Klemmke riecht Lunte; er ahnt, daß Sie ihn einem so ausgezeichneten Kenner der menschlichen Entartung in allen Jahrhunderten, wie Herrn Prof. Optatious, verstellen wollten und verbirgt lieber schüchtern sein Antlitz," wagte ich zu bemerken.

Meine Worte gingen verloren, denn auch der Wirth unternahm einen Angriff auf die wehrlose Schaar der Meerbewohner, und begann, gleich dem Philelegen, ohne Erbarmen ihre Niedermetzelung; erst zehn Minuten später kam er wieder zu Worte. Die Domestiken hatten auf seinen Wink das Zimmer verlassen.

„Sie wollten uns, wenn ich Ihre Absichten errathen habe, noch von der Katastrophe in Kenntniß gesetzt haben!" sagte ich, mich zu dem Rathe wendend, der mit der Resignation des verurtheilten Sokrates soeben einen tiefen Trunk aus einem Bierglase gethan hatte. Nur enthielt dasselbe nicht einen aus Schierlingsstengeln gepreßten Saft, sondern kunstgerecht erkälteten St. Marceaux.

„Die Katastrophe ist bald erzählt," rief der Commissionsrath tief athemholend, „durch Einmischung der Frauen kommt es stets zur Peripetie!"

„Sehr wahr," glossirte der Professor, „das läßt sich in Geschichte und Kunst nachweisen, von Ninus und Semiramis an, bis auf Napoleon und Marie Louise, von Antigone bis auf die beiden Königinnen in den Nibelungen!"

„Meine Frau intervenirte," sagte der Wirth, und eine Wolke zog sich auf seiner Stirn zusammen, „es kam zu einer Erörterung mit Klemmke und diese Erörterung wurde zu einer Katastrophe; Klemmke zieht am 2. April! Meine gute Frau erklärte, sie beabsichtige nicht, seinem

ferneren Glücke im Wege zu stehen, aber in seinem Gesindebuch werde sie sich in der letzten Spalte verewigen, kein Anderer —."

„Corpus inscriptionum!" murmelte Dr. Optativus; er hatte inzwischen das letzte Körnchen Schulstaub aus seiner Kehle zu vertilgen gesucht. „Jetzt ist mir leicht ums Herz, es handelt sich nur noch darum, ob wir Klemmke Lohn und Kostgeld sofort auszahlen, oder bis zum Quartalschluß warten. Die Unterhandlungen schweben noch; seine Forderungen sind zu unverschämt."

„Kann mir's bei einem Manne denken, der im Hotel wohnen und sein Kostgeld auf sechs Gänge berechnen muß!" bemerkte ich lächelnd.

„Meine Herren," rief der Commissionsrath und füllte die Gläser, „wenn mein häuslicher Einfluß siegt, wird Klemmke schon morgen entlassen, ich zahle und entledige mich damit aller ferneren Verpflichtungen, aber an Ihnen ist es, die Menschheit vor ähnlichen Täuschungen zu bewahren, Klemmke, diesen Schmarotzer auf unserer verwöhnten Gesellschaft nachdrücklich zu kennzeichnen!"

„Verdiente nicht vielmehr die besitzende Klasse, welche doch allein die Schuld der Verwilderung solcher Subjekte trägt, statt seiner eine ernste Zurechtweisung?" fragte ich leise, eines schlechten Eindrucks gewiß, doch hatte ich die Feinfühligkeit des Commissionsrathes überschätzt.

„Machen Sie mit ihm, was Sie wollen!" rief der Wirth und drückte meine Hände, „Klemmke gehört Ihnen!"

Wahrscheinlich war der Commissionsrath noch Willens gewesen, seinen originellen Bedienten dem Professor zur warnenden Bearbeitung in einem pädagogischen Journal, oder als Stoff für die lateinische Abhandlung eines Programms zu empfehlen, wenn Dr. Optativus sich noch in einem literarisch zurechnungsfähigen Zustande befun-

den hätte. So blieb nichts anderes übrig, als alle gelehrteren Pläne zur Besserung der männlichen dienenden Klasse aufzugeben, und den modernen Bedienten der schönen Literatur allein zu überliefern. Es schlug elf Uhr, als wir uns trennten. Um Dr. Optativus zum Heil seiner jungen Zöglinge wohlbehalten nach Hause zu schaffen, hatte der Commissionsrath anzuspannen befohlen.

---

2. Er kommt aus dem Felde.

„Noch wenige Wochen, mein verehrter Freund, und die Friedensunterhandlungen werden so weit vorgerückt sein, daß wir alle Besorgnisse vor einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten aufgeben können, der Soldat legt die Waffen nieder und kehrt an den häuslichen Heerd zurück; an uns, die wir für die Kranken und Verwundeten gesorgt, wird es sein, nun auch den Heimkehrenden eine gastliche Stätte zu bereiten, sie aus dem Feldlager in den Schooß der bürgerlichen Gesellschaft zurückzuführen, sie, die an kriegerische Aufregung Gewöhnten, wieder mit Sanftmuth an die Pflichten des Hauswesens zu erinnern, ihrem stolzen Nacken von Neuem, jedoch mit zarter Hand, das Joch der Dienstbarkeit aufzulegen. Sie brauchen einen Bedienten, mein Verehrtester, ich erlaube mir daher, Ihnen einen meiner Schutzbefohlenen für diese Stelle vorzuschlagen. Der junge Mann ist nach Beendigung des Feldzuges entlassen worden, und in Folge mehrwöchentlicher Anwesenheit in Berlin nicht mehr geneigt, in seine ländliche Heimath zurückzukehren. Da seine wissen-

ſchaftliche Ausbildung indeſſen nicht weit genug vorgeſchritten iſt, um irgend ein ſelbſtſtändiges Geſchäft zu begründen, will er mit Vergnügen, um nur ſeine Ausbildung hieſigen Orts vollenden zu können, ſich fremden Wünſchen fügen und die bezeichnete Stelle in einem geachteten Hausweſen beileiden. Morgen früh um zehn Uhr wird mein Schützling Ihnen ſeine Aufwartung machen."

Dieſer Auszug aus dem Briefe des Majors von W. an den Particulier, Herrn Franke, wird hinreichen, uns mitten in die Situation zu verſetzen.

Herr Particulier Franke war nach zweimonatlicher Abweſenheit aus Interlaken nach Berlin zurückgekehrt, und richtete, als ordnungsliebender Mann, ſein Augenmerk auf die Vervollſtändigung ſeines Hausweſens. Er hatte ſich, gleich dem penſionirten Major von W., bald nach dem Ausbruch des Krieges, einem Vereine angeſchloſſen, der ſich weſentlich angelegen ſein ließ, für die Verpflegung durchmarſchirender Krieger auf den Bahnhöfen zu ſorgen, und war erſt von Berlin abgereiſt, als die Friedenspräliminarien einen Stillſtand in den Truppenbewegungen verſprachen. Bei den periodiſchen öffentlichen Feſtmahlen waren beide Herren ſtets an der Spitze geweſen, ſei es, daß ſie die Chefs der Berlin paſſirenden Commandos als Deputationsmitglieder empfingen, ſei es, daß ſie die Speiſen und Getränke in eigener Perſon an die Hungrigen und Durſtigen vertheilten. Seit dem 1. Februar 1864 hatte Herr Franke den ſchwarzen Frack und die weiße Halsbinde nicht mehr abgelegt; er lebte nur noch für marſchirende und auf der Eiſenbahn fahrende Krieger, bis ſein Hausarzt dem aufreibenden Treiben aus Furcht vor einer bleibenden Störung des pſychiſchen Gleichgewichts endlich Einhalt gebot, und eine zerſtreuende Reiſe nach dem Süden anempfahl. Wenige

Tage nach seiner Rückkehr war es, als das Schreiben des Majors anlangte, und wieder sämmtliche patriotische und humane Funken in seiner Seele anfachte. Er begab sich sogleich zu seiner Gemahlin, die sich in allen häuslichen Angelegenheiten die entscheidende Stimme vorzubehalten pflegte, und machte sie mit dem Anerbieten des Majors bekannt. Da Madame Franke, unbeschadet ihrer gouvernementalen Selbstständigkeit am häuslichen Heerde, mit den loyalen Bestrebungen ihres Gatten durchaus einverstanden war, hatte sie gegen das Engagement des von Major v. W. vorgeschlagenen neuen Bedienten nichts einzuwenden, und machte nur zur Bedingung, daß ihr die Unterhandlungen mit dem künftigen Hausgenossen überlassen würden. Herr Franke war weit entfernt von jeglichem Widerspruch. Er hatte sich durch eine lange Praxis überzeugt, daß stumme Unterordnung unter die Bestimmungen seiner Ehehälfte das einzige Mittel sei, ihn vor späteren Vorwürfen möglichst zu schützen. Vier und zwanzig Stunden später war »Jakob« — auf diesen Vornamen hörte der entlassene Vaterlandsvertheidiger — ordentliches Mitglied des Franke'schen Hausstandes, allen dienstbaren Geistern desselben vorgestellt und im Entresol einquartirt.

Da die Vorstellung des angekündigten Troubadours am Abende des Tages wegen Unwohlsein der ersten Sängerin abgesagt worden war, saß das Ehepaar in dem Arbeits-Cabinet des Gemahls. Herr Franke musterte ein Actenbündel, enthaltend Rechnungen und Verzeichnisse angekaufter und geschenkter Victualien, Madame arbeitete an dem Besatzfragment einer großen gestickten Decke, die für die Schleswig-Holstein-Lotterie bestimmt war; Beide schienen in tiefes Nachdenken versunken. Endlich unterbrach die fleißige Hausfrau das Schweigen.

»Lieber Mann!«

„Ja, liebe Minna?“ und Herr Franke blickte fragend aus dem Actenbündel empor.

„Nun, wie gefällt dir denn unser Jakob?“

Herr Franke war durch langes Studium ein großer Kenner der rhetorischen Taktik der Frauen geworden, und schloß aus dem Zusatz „unser“ Jakob auf eine günstige Ansicht seiner Gemahlin, der man schon ihrer Zufriedenheit wegen beipflichten müsse, er erwiderte also: „Jakob gefällt mir sehr wohl, ich hoffe, er wird sich bald im Hause heimisch fühlen und seinen Dienst ordentlich versehen. Er scheint mir ein tüchtiger Mensch zu sein.“

Der Kenner der Frauen befand sich im Irrthum; Madame hatte leider Jakob nur ironischer Weise „unseren“ Jakob genannt.

Madame Franke blickte einige Augenblicke lang auf ihre Stickerei, als ordne sie ihren mündlichen Feldzugsplan, dann sagte sie, den Gemahl fest ins Auge fassend: „Du weißt, lieber Mann, daß ich grundsätzlich mir in deine Anordnungen nie die geringste Einrede erlaube, aber du hättest doch mit Major von W. die nöthigen Verabredungen treffen können, ehe wir Jakob zum Bedienten genommen haben . . .“

„Verabredungen — was ist denn unterlassen worden?“ fragte Herr Franke, nicht ohne einige Unruhe, inwiefern sich die beginnende Debatte weiter entwickeln werde.

„Vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt — ich will nur sagen, du hättest deinem Freunde einen kleinen Wink geben können!“

„Kleinen Wink? ich verstehe dich nicht, liebe Minna.“

„Major von W. ist doch so zu sagen eine Art Vorgesetzter von Jakob, wenn er auch nicht mehr im activen Militärdienste steht?“

„Nun ja, allerdings . . .“

„Ich meine nur, du hättest dem Major andeuten sollen, er möge Jakob den Rath ertheilen, ehe er zu uns zieht, sich den Bart abzuschneiden!“

„Den Bart, liebes Kind, was hast du nur gegen Jakob's Bart?“

„Seit wann tragen denn Bediente solche Bärte?“

„So viel ich weiß, gilt ein stattlicher Bart bei herrschaftlichen Bedienten, vorzüglich bei Jägern, sogar für einen gesuchten Schmuck, und am Ende befinden wir uns denn doch — du weißt, ich prahle niemals — in einer Lage, die uns einen solchen Aufwand erlaubt!“

„Aber, lieber Mann, davon ist ja gar nicht die Rede, sieh' Jakob nur ein wenig näher an; er trägt ja den reinen Feldbart.“

„Vergiß nicht, liebe Minna,“ sagte Herr Franke zwar mit großem Ernste, aber doch so vorsichtig, als seine diplomatische Weisheit ihm gebot, „daß alle diese jungen Leute aus dem Feldlager kommen, an gewisse rauhe Abzeichen ihres Berufes gewöhnt sind, und daß selbst ihre Vorgesetzten, wenn sie vor ihnen in Berlin paradirten, nichts dagegen einzuwenden hatten.“

„Das wird sich mit der Zeit schon wieder ändern, ich kenne das, aber wie dem auch sein mag, dabei bleibe ich, und die Köchin ist auch meiner Meinung, im Hauswesen schickt sich ein solcher Bart nicht. Du kannst mir sagen, was du willst, es liegt immer etwas Oppositionelles darin. Ein Mensch, der sich nach uns Frauen richten muß, darf nicht so bärbeißig aussehen!“

„Da kann ich weiter nichts hinzufügen, als daß du Jakob selbst deine Meinung sagen sollst, für einen Mann in meiner Stellung würde sich das nicht ziemen.“

„Nicht ziemen?“

„Ich bin eine bekannte Persönlichkeit, liebe Minna, mein Name ist in dem letzten Jahre vielfach genannt

worden, wer weiß, welche Anerkennung meiner Bestrebungen man mir von höheren Regionen aus noch zu Theil werden läßt; ich kann doch unmöglich vor den jungen Mann treten und ihm zumuthen, die männlich militärische Zier, den Bart, abzuscheeren! ich wende mich an dein Billigkeitsgefühl, liebe Minna!"

„Du wirst doch nicht mir zumuthen, ich solle mit Jakob über den Bart unterhandeln? aber etwas muß geschehen, Christine, die Köchin, hat mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge gehalten ... Jakob weiß, wie sehr mir sein Bart zuwider ist!"

„So seid Ihr ja schon auf dem besten Wege von der Welt — was soll da noch meine Einmischung — Ihr ordnet die inneren Angelegenheiten am besten auf eigene Hand ... Jakob scheint mir ein vernünftiger Mensch zu sein!"

„Nicht so vernünftig, als du glaubst," sagte Madame Franke mit überlegenem Tone, „er hat Christine ins Gesicht gelacht. Du kennst Christine, sie ist nicht die Person, sich ein solches Betragen gefallen zu lassen!"

„Das hätte ich Euch vorhersagen können, einem siegreichen Soldaten muß man nicht mit dergleichen Unverschämtheiten kommen."

„Unverschämtheiten nennt der Mann das!" rief Madame Franke, „und es dreht sich doch nur um eine Frage des Anstands, des Ceremoniels!"

Die Unterhaltung hatte eine mißliche Wendung genommen, da langte ein Billet an, Herr Franke war sofort zu einer Comitésitzung berufen. Ein Commando österreichischer Truppen war angekündigt, und man wollte darüber berathen, ob die Gäste nicht, insofern sie Böhmen und Ungarn seien, mit Schweinefleisch und Erbsen, insofern Italiener, mit Reis und Salami zu bewirthen seien. Da es sich nicht mehr um Erfrischung Verwundeter handle,

komme es darauf an, auch die Delicateßfrage wohl in Erwägung zu ziehen. Die Sitzung war wichtig und Herr Franke ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das mißliebige Gespräch abzubrechen.

Wir würden uns, auch wenn wir mit Herrn Franke für den Feldbart Partei ergreifen wollten, eines großen Unrechts schuldig machen, bezichtigten wir die Damen des Franke'schen Haushaltes einer thörichten Voreingenommenheit gegen den jungen Mann. Es war nur der bewundernswerthe Instinct der Frauen, der sie gleich in den ersten Stunden hinter dem Barte Jakobs seine Unbrauchbarkeit für den Dienst ahnen ließ. Schon nach wenigen Tagen ergab sich, daß der sieggekrönte Staatsbürger in Folge der Ovationen seiner Mitbürger, die auch ihm reichlich zu Theil geworden, eine sehr hohe Meinung von sich gefaßt hatte, welche er in einer gewissen Selbstständigkeit auszudrücken strebte.

„Lieber Mann," eröffnete acht Tage nach Jakob's Zuzug Madame gewohnter Weise in der traulichen Abendstunde die Unterhaltung, „Jakob steht zwar unter deiner Protection, allein ich halte zu viel von deinem Gerechtigkeitsgefühl, als daß ich glauben sollte, du werdest ihn diesmal in Schutz nehmen. Es muß rund herausgesagt werden, Jakob ist nach Tisch nicht zur Arbeit zu bringen. Kaum hat er das Tafelgeschirr aus dem Eßzimmer geschafft, so macht er sich aus dem Staube, und statt Christinen einige Hülfe zu leisten, stellt er sich vor die Hausthür, macht den Dienstmädchen der Nachbarschaft den Hof, und raucht bis vier Uhr Cigarren."

„Aber, liebe Minna, findest du das bei einem jungen Manne, dem bürgerliche Zustände sich nach längeren militärischen Strapazen soeben in neuem Reize entfalten, denn so tadelnswerth? Bedenke, Jakob war in Jütland, und hat von seinem Quartiergeber vorschriftsmäßig täg-

lich auch zehn Cigarren außer der anderweitigen Verpflegung erhalten — zehn Cigarren wollen verraucht sein! — Jakob hat Ersparnisse gemacht."

„Er kann seine jütischen Ersparnisse an freien Sonntagen aufrauchen, und braucht nicht wie ein Faulpelz vor der Thür zu stehen!"

„Wie ungerecht du bist, das sind verzeihliche Reminiscenzen aus dem Vorposten- und Schildwachendienst. Der junge Mann ist froh, endlich einmal um sich schauen zu können, ohne vor der Kugel eines heimtückischen Feindes hinter den Knicks zittern zu müssen."

„Außerdem hat sich die Assessorin über Jakob beklagt: er macht sich mit ihrer Amalie zu schaffen!"

„Die Quartier- und Marschgebrauche sind dem Soldaten nicht wieder so rasch abzugewöhnen, liebes Kind," antwortete Herr Franke begütigend, „allerdings kann auch ich mit Jakobs Betragen im Einzelnen nicht ganz einverstanden sein, allein gerade für ihn giebt es eine Menge Entschuldigungsgründe, und am Ende darf ich als Mitglied der patriotischen Vereinigung gegen einen, mir gewissermaßen anvertrauten jungen Mann nicht so entschieden auftreten, als du zu beabsichtigen scheinst."

Der gütige Hausherr hatte noch nicht geendet, als Jakob mit dem Theegeschirr eintrat. Er trug die Platte mit der Ueberlegenheit eines Mannes, der an die Bedienung schwerer Geschütze und an die Handhabung wuchtiger Munitionsstücke gewöhnt ist, demzufolge aber beim Transport so leichter Gegenstände durch einen Ueberschuß an Kraft in Verlegenheit gesetzt wird. Alle Geräthe klirrten und klapperten auf dem kurzen Wege von der Thür bis an den Theetisch, und zum Ueberfluß versetzte Jakob Letzterem noch einen ursprünglich nicht beabsichtigten Fußtritt, der selbst die Astrallampe in bedrohliche Schwankungen versetzte. Die Livree des Hauses, ein

grauer Stürtout mit blauem Vorstoß war ihm noch nicht angemessen, er trug daher den, noch von seinem Vorgänger herrührenden, etwas zu knappen Rock, und schien sich in demselben höchst unbehaglich zu fühlen.

„Schon mehrmals habe ich Ihnen gesagt, Jakob," sprach vorwurfsvoll Madame Franke, „Sie sollen mit dem Theegeschirr behutsam umgehen. Die zarten Tassen schweben unter Ihren Händen immer in Gefahr!"

Jakob war nicht der Mann eitler Redensarten, er verschmähte es, sich zu vertheidigen. Nur mit seinen gewaltig ausgearbeiteten Händen machte der Tapfere eine demonstrirende Bewegung, bei welcher die leidenden Näthe des zu engen Rockes ein, dem Abschnappen eines Flintenschlosses ähnliches Geräusch hervorbrachten. Dann entfernte er sich, und die Dielen des angrenzenden Zimmers, in dem die persischen Teppiche noch nicht gelegt waren, erbebten unter seinen ehernen Fußtritten.

Das Ehepaar blieb allein, Herr Franke fand auf dem Theebrette nach gewohnter Weise die Blätter seiner Partei, und vertiefte sich in ihre Spalten; Madame hing ihren Gedanken nach. Sie mochten nicht die angenehmsten sein, denn von Zeit zu Zeit ertönten von ihren Lippen einzelne leise Laute innerlich arbeitender Entrüstung. So war eine Stunde verflossen, als leise an die Thür gepocht wurde, und sogleich das ehrwürdige Haupt Christinens erschien. Die Hausfrau erhob sich und trat der Köchin entgegen, um sich leise nach ihrem Anliegen zu erkundigen.

„Das ist nicht übel, lieber Mann," rief Madame, „ich bin neugierig, wie lange du noch deinem Schützling die Stange zu halten gedenkst? Jakob gibt heute in unserer Küche eine Gesellschaft...."

„Drei Herren sind schon da," fügte Christine nicht ohne Ironie hinzu, „drei werden noch erwartet, die ganze

Küche iſt voll Tabacksqualm.“ Zugleich räuſperte ſich die Matrone mit einiger Lebhaftigkeit, als wolle ſie eine Probe des in der Küche verbreiteten Cigarrenarom's vorlegen und wirklich hielt der Hausherr ſofort das Taſchentuch vor die Naſe.

„Jütländiſche Erſparniſſe — ich habe mich nicht geirrt,“ ſeufzte der Cigarrenkenner, und ſuchte mit dem Taſchentuch die brenzlich ſcharfen Dünſte zu zerſtreuen.

„Was ſagſt du nun, mein Lieber?“ fragte Madame.

„Er will ſeinen Bekannten Kriegsgeſchichten erzählen,“ rief Chriſtine, empört über die Entweihung der friedlichen Küche, in der ſonſt nur mit dem Milchmanne und der Hühnerfrau friedliche Unterhandlungen gepflogen wurden.

„Hat Jakob vorher keine Anzeige gemacht, nicht um Erlaubniß gefragt?“ ſagte Herr Franke.

„Das pflegt er nie zu thun,“ nahm Chriſtine das Wort, „wenn ich ihm etwas ſage, giebt er mir entweder gar keine Antwort, oder er brummt, ich hätte einem alten Soldaten nichts zu befehlen, und dabei iſt der ganze Menſch kaum mündig.“

„Der junge Mann ſcheint ſich in der That bei uns in einer falſchen Poſition zu befinden,“ murmelte Herr Franke mißvergnügt, „Sie müſſen ihm Ihre Anweiſungen nur auf eine maßvolle Weiſe ertheilen, merken Sie ſich das, Chriſtine, der junge Mann hat als Soldat Selbſtgefühl!“

„Einen ſo ungeſchickten Burſchen haben wir noch nie im Hauſe gehabt,“ antwortete die ergrimmte Köchin, und griff in die Taſche, „hier habe ich Alles aufgeſchrieben, was er ſeit acht Tagen zerſchlagen hat — drei Obertaſſen, fünf Untertaſſen, neun Teller, zwei Meſſer beim Putzen aus dem Heft gebrochen, zwei Lampencylinder und eine eiſerne Ofenthür! ja nicht einmal das Eiſen iſt vor ihm ſicher. Ich hab' es Madame immer geſagt, der

Mann paßt für uns nicht. Er iſt ein geborener Hausknecht, aber kein Bedienter für eine feine Herrſchaft. Gegen ihn muß ſcharf aufgetreten werden — ja — das hilft Alles nichts — wenn er dann nicht gut thut, wird ihm gekündigt, und er geht entweder nach Hauſe oder unter die Droſchkenkutſcher, er wäre nicht der Erſte!"

„Was wird Major von W. ſagen, wenn ich den jungen Menſchen den Wünſchen der Frauen opfere?" flüſterte der in die Enge getriebene Partriot. Seine Liebe zu dem Jünglinge war groß, aber ſein Kummer über das zertrümmerte Geſchirr und das ungebührliche Benehmen des Kriegers größer.

„Wenn Ihr mit Jakob nicht auskommen könnt, ſo entlaßt ihn am nächſten geſetzlichen Termin, ich will mit der Sache nichts weiter zu thun haben," ſagte nach einigem Erwägen endlich Herr Franke und griff wieder zum Zeitungsblatte. Er war gerade bei einem Artikel über die frechen Anſprüche des Parlamentarismus unterbrochen worden.

Madame Franke warf Chriſtinen einen triumphirenden Blick zu und ſagte leiſe: „Er kann ſich gleich morgen früh nach einem neuen Dienſte umſehen, wir haben ihn ja außer der Zeit in's Haus genommen und noch gar nichts Beſtimmtes mit ihm abgemacht!"

Inzwiſchen nahm das Feſt in der Küche ſeinen ungeſtörten Fortgang, erſt um halb zehn Uhr führte der Gaſtgeber die Freunde in eine benachbarte Bierhalle, um die durch Rhapſodenvortrag und Tabacksqualm ausgedörrten Sprach- und Athmungsorgane wieder anzufriſchen. Als Jakob eine halbe Stunde vor Mitternacht wieder anlangte, empfing er ſeine Kündigung. Die Hausfrau hatte ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, in Geſellſchaft Chriſtinens auf ihn zu warten. Beide, die Hausfrau und ihre vertraute Dienerin, waren darüber einig, daß

die den jungen Kriegern dargebrachten Huldigungen die Begriffe derſelben verwirren und ſie zu irrigen Vorſtellungen über ihre an die Geſellſchaft zu erhebenden Anſprüche führen müßten. Es wäre bedenklich geweſen, ihre tiefſinnigen Folgerungen in Zweifel zu ziehen, denn Jakob, als er ſich am nächſten Morgen pünktlich um neun Uhr des Dienſtgeſuches halber entfernte, kehrte erſt Abends halb zehn Uhr wieder zurück.

Der Zweck ſeiner Expedition war indeß erreicht. Durch Aſſeſſors Amalie erfuhr Chriſtine ſpäter, daß Jakob von einem Materialienhändler als Hausknecht gewonnen worden ſei. Der ehemalige Artilleriſt mochte im Stillen zur Erkenntniß ſeiner eigentlichen Lebensaufgabe gekommen ſein.

Herr Franke mied längere Zeit die Reunionen ſeiner politiſchen und ſocialen Geſinnungsgenoſſen. Er fürchtete die Nachfragen des Majors v. W. in Betreff ſeines für Civilverſorgung anempfohlenen Schützlings und ließ erſt den Handel in Vergeſſenheit gerathen.

IX.

Ein Thierbändiger-Dilettant.

Es gehört zu den größten Annehmlichkeiten unſeres Reſidenzlebens, die Vormittagsſtunden eines ſchönen Sonntags im zoologiſchen Garten zuzubringen. Ob man im Schatten eines kühlen Laubganges luſtwandeln und ſeinen Gedanken nachhängen, oder ſich in unterhaltender Geſellſchaft bewegen will, zu Beidem iſt ſtets der Ort und die Gelegenheit vorhanden. Man begegnet Freunden und Bekannten, man ſieht Reiſende aus allen Ländern, und wem es um das Studium eines Originals zu thun iſt, hier wird er bei einigem Glück noch immer ein Exemplar dieſer, dem Ausſterben nahen Gattung antreffen.

Ein Beſuch des zoologiſchen Gartens um dieſe glückliche Stunde gehört um ſo mehr zu meinen Liebhabereien, je ſeltener meine Berufsgeſchäfte mir denſelben geſtatten. Nur eine beſondere Combination der Verhältniſſe gönnt mir gewöhnlich dieſe Freiheit. Es war einer der letzten, vom Himmel bevorzugten Sonntage, als mir nach langer Unterbrechung durch ſchlechtes Wetter und Arbeitsſorgen der erſehnte Genuß wieder zu Theil wurde. Vor der Pforte des Gartens hatte ſich ſchon ein Häuflein von Equipagen angeſammelt, Kutſcher und Bediente nahmen

vor der Bude des Marketenders die ersten Erfrischungen des Tages ein; es war auf zahlreiche Gäste zu rechnen.

Der Gewohnheit aller Besucher folgend richtete ich meine Schritte zunächst nach dem Affenhause. Jeder berliner Zoelege hält es für seine Schuldigkeit, vor allen Dingen jener Familie, aus der sich nach der neuesten naturwissenschaftlichen Theorie das menschliche Geschlecht allmählich entwickelt hat, seine Aufwartung zu machen. Auffallender Weise war Niemand als ein Herr in reiferen Jahren zugegen. Nach seiner Tracht zu urtheilen gehörte er zu den soliden Leuten älterer Schule; sein Aussehen flößte unbedingtes Vertrauen ein. Auffallend war nur sein weiter Oberrock, da innerhalb der ungewöhnlich langen Schöße desselben zwei große und breite Taschen hingen, die mit unbekannten, aber gewichtigen Dingen angefüllt waren, auch die unförmliche Busentasche des altfränkischen Kleidungsstückes strotzte von einem räthelhaften Füllsel. Langsam wandelte der Herr an dem Gitter auf und ab, indem er sanfte und melancholische Blicke auf die Insassen warf, und von Zeit zu Zeit seltsam schnalzende Töne ausstieß, welche die Affen zu verstehen schienen. Sie näherten sich dem Gitter, hielten ihrem Gönner die Köpfe hin, um eine Liebkosung zu empfangen und wurden durch einige Rosinen und Mandeln belohnt. Ich glaubte einen weichherzigen Waisenhaus-Inspector unter seinen Pfleglingen zu sehen. Die Sprossen der tropischen Zone befleißigten sich in Gegenwart des Herrn eines sichtlich geregelteren Betragens, und als einer jener zottigen Unholde, die keine Gelegenheit versäumen, durch heftiges Läuten an Meerkatzenschwänzen sich von der dauerhaften Befestigung derselben zu überzeugen, eben wieder eine gleiche Ausschreitung beging, genügte ein strafender Laut, den Unruhstifter zur Ordnung zu rufen.

„Merkwürdig!“ sagte ich, in unverhohlener Bewunderung mich dem gütig blickenden Herrn nähernd.

„Nicht wahr?“ schmunzelte der Gönner der Affen, „fähige Thiere, allerlei Spuren von Intelligenz, aber ein allzugroßer Ueberschuß von Temperament!“

Die Bekanntschaft war angeknüpft, ich beschloß bei dem Unbekannten zu bleiben; der Vormittag versprach ergiebig zu werden. Gemächlich begaben wir uns zu dem Gehege der Casuare, nachdem mein Mann sich noch vorher dem Fenster des Cabinets, in welchem die Alligatoren aufbewahrt werden, genähert, und einen entsagenden Blick hineingeworfen hatte. So betrachtet der Erzieher den hoffnungslosen Zögling, der denkende Criminalist den unverbesserlichen Verbrecher.

Als die australischen Vögel meinen Begleiter erkannten, näherten sie sich rasch dem Geländer, und stießen ihren bekannten tremmelartigen Ton nur auf eine zartere Weise aus; im Gesichte des Herrn zeigte sich jedoch keine Veränderung.

„Ein unverbesserliches Geschlecht,“ sagte er, leise den Kopf schüttelnd und in der Busentasche nach irgend einem Brocken umhertastend, der dem Geschmack der robusten Vögel zusagen konnte, „still, dumm und gefräßig! jetzt füttere ich sie und in der nächsten Sekunde wollen sie mir mit dem dicken Schnabel den Schädel einschlagen, wie vor Jahren der alte Strauß. Trüge ich nicht immer mein Taschentuch und Handschuhe in meinem Hute, mein Leben wäre längst Gras gewesen!“

Einigermaßen verächtlich sich abwendend, setzte er seinen Spaziergang fort; ich wagte kaum, sein Nachdenken durch zudringliche Fragen zu stören. Er schien sich mit einem neuen Plane zu beschäftigen, die Casuare an den vertraulichen Umgang mit alten Herren zu gewöhnen. Wir kamen an das neue prachtvolle Gebäude der Körner

freſſenden Vögel; ein lärmendes Gegacker erhob ſich bei unſerer Annäherung. Mein Begleiter kam zu liebevollen Bekannten. Pfauen, Faſanen und Hühner rannten an das Gitter und empfingen Hände voll Futter, der Thierfreund ſtieß unerklärliche Töne aus, und ein alter ausländiſcher Hahn krähte ihn mit einer ſolchen Aufrichtigkeit an, daß ich einen Augenblick lang durch den weitgeöffneten Schnabel bis in den Magen des Sängers zu blicken glaubte; der alte Herr lächelte zufrieden.

„Keiner von ihnen vergißt mich!“ ſagte er freundlich, „wie viele Scheffel Gerſte, wie viele Bröde habe ich im Verlaufe der Jahre unter ſie vertheilt, aber Wohlthaten belohnen ſich; würden die Gitter geöffnet, ſie folgten mir Alle auf dem Fuße — mitten durch die Stadt! ach! daß ich euch bei mir aufnehmen könnte! aber es geht nicht, nein, es geht nicht!“

Tiefes Bedauern klang aus den Reden des guten Mannes, offenbar ſtellte das Schickſal der Befriedigung ſeiner zoologiſchen Herzensbedürfniſſe unüberſteigliche Schranken in den Weg.

Die linke Taſche des Rockes war weſentlich erleichtert, die Sonne ſchien ungewöhnlich warm, und wir begaben uns, die Reihenfolge der Thierkäfichte unbeachtet laſſend, in den nächſten ſchattigen Gang.

Mein Gefährte lüftete den breitkrämpigen Hut, nahm das Taſchentuch hervor, trocknete den Schweiß von der Stirn und bedeckte von Neuem ſein erlos Haupt, ſehnſüchtige Blicke einem an uns [illegible]beiſummenden Käfer nachſendend.

„Bedienen Sie ſich doch Ihres Hutes!“ rief ich. Er ſchüttelte den Kopf, befeſtigte aber ſeinen mit Leder überzogenen und oben in einen „Lebensretter“ endenden Stock mit dem Riemen an einem Rockknopf und faßte den Käfer abermals ſcharf ins Auge. Ein Moment verbe-

reitenden Zauberns, eine geschickte Schwenkung mit der Rechten und er hatte ihn. Eine Mutter kann ihren Neugeborenen nicht sorglicher aus der Wiege nehmen, wie der alte Herr seinen Gefangenen aus der hohlen Hand. Mit wissenschaftlicher Sauberkeit hielt er ihn zwischen zwei Fingern, betrachtete ihn von oben, von unten, die Füße, die Zangen; er schien sich geirrt zu haben und setzte den Käfer wieder behutsam auf einen Baumstamm. Kannte auch dieses Geschöpf den alten Herrn, hatte es vielleicht schon früher Subsistenzmittel aus seiner Hand empfangen? Nach meinen bisherigen Ansichten von Käfern hatte es sich für ein ungebildetes Insect viel zu gedultig und nachgiebig betragen.

Wir waren beim Hause der Löwen, Tiger und Panther angelangt.

Wider die Gartenordnung stieg mein Begleiter über die, das Publikum von den Gittern trennende hölzerne Barrière, und näherte sich dem Löwen, ohne daß der anwesende Wärter ihm Einhalt gebot. Das Thier näherte sich langsam, der alte Herr steckte den Arm durch die Eisenstäbe, liebkoste den Löwen und kraute in seiner Mähne. Die Natur hat dem König der Wüste keine hervorragenden Gaben verliehen, Empfindungen freudiger Art auf eine, uns Sterblichen wohlgefällige Art darzulegen, das Wiedersehen schien ihn interessen angenehm zu berühren. Er rieb sein buschiges Haupt am Arm des Alten und duldete, daß dieser seine furchtbare Schnauze berührte und mit der Hand sanft über Rücken und Schweif fuhr. Auf einem noch vertraulicheren Fuß stand der Unbekannte mit dem Jagdpanther. Der dunkle Geselle sprang mit zwei Sätzen aus dem Hintergrunde seines Kerkers, hüpfte vergnüglich über den Arm meines Begleiters und knaupelte wie ein Schoshündchen an seinen Fingern. Beide Fälle setzten mich in Erstaunen. An-

fangs hatte ich den Alten warnen wollen, aber die Schnelligkeit ſeiner Bewegungen hatte es mir verwehrt; jetzt mußte ich näheren Aufſchluß erlangen.

„Die Thiere haben ſämmtlich ein merkwürdiges Vertrauen zu Ihnen," bemerkte ich, als der Alte ſich von dem ſchmeichelnden Jagdpanther trennte, „auf welche Weiſe gelang es Ihnen, daſſelbe zu erwerben?"

„Ich beſuche den zoologiſchen Garten ſeit ſeiner Gründung, und habe mich immer mit allen Thieren zuſammengehalten," antwortete der Alte ſelbſtzufrieden und ergötzt durch meine, mit Ehrfurcht gemiſchte Bewunderung.

„Aber welches Verfahren wählten Sie? ich habe noch nie einen Thierbändiger geſehen, der ſich Aehnliches erlauben durfte und mit dieſen furchtbaren Geſchöpfen ſo liebevoll umging. Immer war der Prügel zur Hand, und eine eiſerne Stange oder geladene Flinte in der Nähe."

„Prügel, Flinte, Stange!" rief der Alte und lächelte geringſchätzig, „damit habe ich nichts zu thun. Anfangs nähert man ſich den Thieren vorſichtig und blickt ſie ruhig an. Der Menſch kann ſie durch das Auge einſchüchtern, aber auch gewinnen. Dann beginnt man mit ihnen zu reden; Sie glauben nicht, welche Gewalt die Sprache auch über das Thier ausübt! Iſt die erſte Bekanntſchaft eingefädelt, ſo ergiebt ſich das Weitere von ſelbſt. Man behält das Thier ſcharf im Auge, ſetzt ſeine Anrede fort, und berührt es endlich, natürlich behutſam, äußerſt behutſam! Zuletzt wird es durch einen guten Biſſen belohnt. Sie ſehen, mein Verfahren iſt kein anderes, als das alltägliche unter zahmen Menſchen übliche. Die Unterſchiede in den Naturen ſind in der That nicht ſo groß, als man glaubt."

„Haben Sie denn nie mit Ihren Zöglingen üble Erfahrungen gemacht," fragte ich halblaut, und warf einen

Seitenblick auf den mir etwas verdächtigen Lebensretterstab. Der Thierfreund wich meiner Frage aus.

„Ah! immer nur mit der Linken hineinfassen!“ antwortete er, mit dem Stocke ein wenig in der Luft fuchtelnd, „immer nur mit der Linken!“ Wir näherten uns der Bärengrube und die früheren Scenen begannen von Neuem. Die tappischen Gesellen betrugen sich so zuthätig, daß der Alte in Gefahr schwebte, seinen Arm an den eisernen Stangen des Gitters gequescht zu sehen. Dessen ungeachtet äußerte er über ihr zutrauliches Betragen doch nur geringere Befriedigung.

„Mit den Katzen habe ich lieber zu thun!“ murmelte er gedankenvoll, „sie sind weit klüger und prägen sich die Persönlichkeit besser ein. Mit der Hundeverwandtschaft unter den Raubthieren ist viel weniger anzufangen.“ Dann schwieg er, als durchkreuzte seinen Geist ein anderer Gedanke.

„Ich möchte nur wissen, ob es wahr ist, daß der Biß des Löwen nicht allein schwerer heilt, wie jede andere Wunde, sondern auch alljährlich wieder aufbricht!“

Aus seinen Worten klang ein so tiefer wissenschaftlicher Schmerz, daß ich mich nicht der Ueberzeugung zu verschließen vermochte, er bedauere, nicht einmal vom Löwen in den Arm gebissen zu sein. Da ich nicht im Stande war, ihm Auskunft zu ertheilen schwieg ich und machte nur eine theilnehmende Bewegung mit dem Kopfe. Vor dem Fuchsbehälter blieben wir stehen. Reinecke lag hinten links in der Ecke und betrachtete jede unserer Regungen mit dem tiefsten Mißtrauen. Einen finstern Verdacht mochte ihm der Lebensretter einflößen; sein scharfes grünliches Auge kehrte immer wieder zu dem besponnenen Bleikopf zurück.

„Schade! schade!“ sagte mein Thierfreund, „so viel herrliche Anlagen und so viel böser Willen! glauben Sie,

daß es mir je gelungen iſt, die Canaille auch nur für einen Augenblick zu gewinnen? was für ein belaſtetes Gewiſſen! Dieſer Raubmörder iſt das einzige Geſchöpf des Gartens, das ſich nicht durch den Blick feſſeln läßt.«

Reinecke, der die ihm durch unſeren Beſuch verurſachte Unbehaglichkeit nicht verbarg, ſchlug zu unſerer ſchleunigen Entfernung ein tendentiöſes Verfahren ein, das in dem, ſeinem Andenken gewidmeten Epos ausführlicher beſchrieben wird, ſich aber nicht zu einer Wiederholung in proſaiſchen Schriftwerken eignet. Wir räumten das Feld und begaben uns zu den Wölfen und Hyänen, nachdem der Alte unterwegs noch an allerlei Gevögel, namentlich an die Gänſe und Enten im großen Baſſin hinter der Reſtauration, die Ueberbleibſel ſeiner Futterbeſtände vertheilt hatte.

Zum erſten Male während unſeres Rundganges befremdete mich die auffallende Vorſicht des Alten, die er den Wölfen gegenüber beobachtete. »Immer mit der *Linken*!« wiederholte er, als der größte der Iſegrimme dem Gitter ſich näherte und ſcheu die Hand meines Begleiters beſchnupperte. Ich war unterdeſſen auf die linke Seite getreten und nahm eben die Hand näher in Augenſchein.

»Dieſer iſt der Einzige, der mich einmal gebiſſen hat,« flüſterte der Thierfreund, »ich ſah unvorſichtiger Weiſe nach der anderen Seite, da fuhr er zu und riß meinen Arm an ſich . . . da ſehen Sie!«

Der Alte zog die Hand zwiſchen den Eiſenſtäben hervor und zeigte mir dieſes, als Opfer der Zoologie allen gewagten Verſuchen gewidmete Glied. Wenn mein Begleiter behauptete, nur einmal, und zwar von dem in Rede ſtehenden Wolfe *gebiſſen* zu ſein, ſo erſchien ihm eine Menge anderweitiger Verletzungen ſeiner Linken wahrſcheinlich allzu geringfügig, um ausdrücklich erwähnt zu

werden. Die Ober- und Handfläche bildete ein vollständiges Album von Beiträgen zur Geſchichte der Verbrüderung mit den Bewohnern des zoologiſchen Gartens. Die verſchiedenartigſten Klauen, Krallen, Nägel und Schnäbel hatten ſich durch Autographe darin verewigt, ein tiefer Riß zeigte ſich neben dem andern oder durchkreuzte ihn. Ein junges Mädchen kann aber ihr, ſoeben mit dem Verlobungsringe geſchmücktes Händchen nicht andächtiger und verwunderter betrachten, wie der Alte ſeine, für immer ruinirte erdfarbene Pranke.

„Wenn es wenigſtens nur der Löwe geweſen wäre," ſagte er, auf vier tiefe Narben unten und oben an der Hand deutend, „man könnte ſich denn doch perſönlich überzeugen, ob das jährliche Aufgehen der Wunde mehr iſt, als eine Jägergeſchichte!"

Der alte Mann dauerte mich. Ich betrachtete die ſchwer mißhandelte Linke und fragte, auf den Lebensretter deutend: „Wie konnten Sie ſich aber nur den Biß der Beſtie gefallen laſſen; Sie haben ja die Hilfe ſtets in der Nähe?"

„Ah, man will doch den Thierchen nicht wehe thun! bedenken Sie, wenn Jeder, nach dem ſie ſchnappen, ihnen mit dem Stocke lohnen wollte!" erwiederte er mit dem gutmüthigſten Geſichte von der Welt.

Mit dem Manne war nichts anzufangen; er gehörte unter die geſchloſſenen Individualitäten. Ich ſah nach der Uhr, er ließ die ſeinige, eine Art goldener Bombe in vier Gehäuſen „elf" repetiren.

„Wir thäten wohl, ein wenig zu frühſtücken, laſſen wir uns auf den Stühlen unter den Bäumen der Reſtauration nieder!" Ich hatte nichts dawider einzuwenden; denn auch ich empfand nach der anderthalbſtündigen Wanderung und Unterhaltung Hunger und Durſt.

Mein Begleiter war überaus mäßig. Er, der eine

Masse Kuchen, Fleischstückchen, Früchte und Leckereien an die Thiere vertheilt hatte, verlangte für seinen eigenen Bedarf nicht mehr als eine Butterschnitte und ein Glas frisches Wasser. Die Art des Verzehrs beider Stoffe war indessen desto außerordentlicher und geistig luxuriöser. Die Brotscheibe war nach üblicher Weise in mehrere Theile zerlegt, und jeden derselben verzehrte der alte Herr der Freßmethode eines anderen Thieres entsprechend. In Gedanken noch mit dem furchtbaren Gebiß des Löwen beschäftigt, warf er den ersten Bissen rasch in den Mund, schnappte ihn gewaltsam zu, und verschlang das ganze Stück, ohne zu kauen, obgleich unter der Anstrengung sein Gesicht sich blaureth färbte und die Augen weit hervorquollen. Dadurch erschöpft, wählte seine unablässig mit den Thieren beschäftigte Phantasie eine praktikablere Methode der Ernährung des Leibes. Vermuthlich suchte er die Ente nachzuahmen. Er zerbröckelte das Brot und verzerte die Fragmente im strengsten Sinne des Wortes mit den Kinnladen schnatternd und den untern Kiefer beinahe auf den Teller neigend. Beim Verzehr des letzten Bissens ahmte er die Wiederkäuer nach. Er versank in büffelmäßige Lethargie und deutete durch leise Bewegungen der unteren Kinnlade die innere Arbeit des sorglichen Hornviehs an. Endlich war er mit den Brotresten fertig. Neu gestärkt sprang er auf und rief gebieterisch: »Jetzt, zwei Seidel! aber rasch!« — »Wie!« rief ich ganz erschrocken, »gleich zwei?« »Nicht für mich,« fügte der gute Mann hinzu, »nur für meinen Elephanten!« Die Seidel erschienen und wir begaben uns nach dem nahen Aufenthaltsorte des Thieres. Der Koloß erblickte seinen Freund nicht so bald, als er uns so weit entgegeneilte, als die Kette an seinem Beine es ihm gestattete. Gern hätte er uns eine höfliche Verbeugung gemacht, wäre er nicht durch seinen plumpen Wuchs daran ver-

hindert gewesen; er mußte sich mit der höflichsten Position der Tanzordnung seines Stammes begnügen. Weit her streckte er den Rüssel durch das Eisenspalier, der Thierfreund ergriff das gekrümmte Ende des Organs, hielt es liebkosend an den Mund und überhäufte das Thier mit den zärtlichsten Schmeichelworten und Diminutiven, dann goß er beide Seidel nacheinander in die Mündung des Rüssels und achtete sorgfältig darauf, daß seinem Lieblinge auch nicht ein Tropfen verloren ging. Zuletzt warf er mir einen triumphirenden Blick zu; er hatte den zoologischen Haupteffect für den Schluß verspart.

So endete unser Rundgang, der alte Herr ließ seine Uhr abermals repetiren und sagte: „Ich muß mich Ihnen empfehlen, meine Wohnung ist weit entfernt, und meine Haushälterin wartet nicht gern mit dem Essen!“

X.

Häuſer, Wirthe und Miether.

Wer mit einiger Aufmerkſamkeit die Straßen Berlins durchwandelt, wird ſich nicht verbergen können, daß jene holde Mannigfaltigkeit des älteren Styles im Häuſerbau im Verſchwinden begriffen iſt und einer eleganten Einförmigkeit Platz macht. Nur in den Seitenſtraßen finden ſich noch ein- und zweiſtöckige Häuſer, in deren Form man eine von architektoniſchen Schulvorſchriften freie Thätigkeit der Einbildungskraft ihres Baumeiſters erkennt. Häuſer, die ſeltſamen ſtädtiſchen Einſiedeleien gleichen, ganz unpaſſend für das heutige Salonleben, nur geeignet für abgeſchloſſene nachdenkliche Exiſtenzen, für Möbel der Vergangenheit, für eine Beleuchtung mit Talglichtern, für ſeltene ſtarke Charaktere, die jährlich mit vierhundert Thalern alle ihre Quartier- und Lebensbedürfniſſe zu beſtreiten vermögen. Das öffentliche Leben, die freie Preſſe, die Eiſenbahnſchiene und der Telegraphendraht rotten allmählich die menſchlichen Originale aus; die Speculation, die wachſende Macht des Capitals, die Abnahme des Verlangens nach einem häuslich gemüthlichen Aufenthaltsorte bedrohen auch dieſe kauderwälſchen Häuſer der anſpruchsloſeren Vergangenheit mit dem Untergange. Eines nach dem andern geht in den Beſitz unternehmender Ge-

schäftsleute über, in wenigen Tagen sind die Mauern, in deren wunderlichen Winkeln noch romantische Fragen zu kauern schienen, niedergerissen, nach einigen Monaten erhebt sich auf der spärlichen Baustelle nicht ein Haus: nein, ein Vermiethungsthurm von vier Stockwerken, überwiegend nicht aus Mauern, sondern aus eisernen Pfeilern und Spiegelfenstern, unten aus Läden, in der Mitte aus Gesellschaftssälen und dunklen Schlafhöhlen, oben aus photographischen Ateliers bestehend, der für jedes frühere Hundert jetzt tausend Thaler Miethe einbringt.

Wir brauchen diese langweiligen Prachtbauten des Tages nicht zu beschreiben, jeder kennt und bewohnt sie, vielleicht gewinnen wir aber dem Leser in einer müßigen Stunde ein Lächeln ab, wenn wir ihn bitten, uns in die Vergangenheit zu jenen Miniaturhäusern, in die Gesellschaft der älteren Wirthe und Miether zu begleiten, und einige, nach persönlicher Beobachtung entworfene Skizzen zu durchfliegen.

---

1. Ein Miethszimmer-Haus.

Im Leben jedes Studenten gibt es Augenblicke, wo der Ausfall von Stipendien und Privatstunden, die nothwendige Anschaffung kostspieliger Bücher oder die Aussicht auf einen strengen Winter ihn zwingen, sein selbstständiges Quartier aufzugeben, mit einem nicht besser situirten Commilitonen gemeinschaftliche Sache zu machen, und zunächst auf Verminderung des Mieths- und Heizungsbudgets zu sinnen. Lange vor Columbus war Amerika da, und schon vor Schulze-Delitzsch machte sich

der bedrängte Muſenſohn die Wohlthaten der Aſſociation zu Nutze, ohne weiter darüber nachzudenken. Bei der gedrückten Finanzlage faſt aller heutigen Staaten braucht der Einzelne keinen Anſtoß zu nehmen, von den Calamitäten, den Budgetverlegenheiten ſeiner Jugend zu reden. Ja, es giebt Epochen, wo es erforderlich iſt, die Ausgaben für die Lampe, den Stiefelputzer, den Ofen und den Wirth mit einem Gefährten zu theilen. Es iſt jetzt feſtgeſtellt, daß die Zubereitung der Speiſen in größeren Quantitäten auf die Qualität vortheilhaft einwirkt, und Erſparniſſe an Brennmaterial zuläßt; der Student der dreißiger Jahre wußte wenigſtens ſchon, daß ein Quart Spiritus beinahe eben ſo lange ausreicht, wenn es ſich darum handelt, ſtatt einer, zwei Portionen Kaffee zu kochen.

Der Verfaſſer und ſein Leidensgefährte, der Theologe, hatten nicht lange nach einer Wohnung zu ſuchen, als es beiden aus den angeführten Gründen darauf ankam, ihre Ausgaben zu beſtreiten, doch überließ Letzterer Erſterem die ganze Mühewaltung der Forſchung und des Abkommens mit dem Wirthe. Mit Ausnahme jener öffentlichen Vorleſungen, in welche ſich die gebildete Mannſchaft aller Lebensalter theilt, waren ſämmtliche Collegia des Theologen geſtundet, für lange Jahre ſtand er in der Santa Caſa, d. h. der Quäſtur, heiligen Regiſtern; ſein Gemüth war zu verdüſtert für irdiſche Angelegenheiten, die ſich ohne einigen Humor nicht verhandeln laſſen.

Das Haus, jetzt lange niedergeriſſen, mit der angrenzenden Bauſtelle vereinigt und in einen Schnittwaarenpalaſt umgewandelt, lag in der Jägerſtraße, alſo in einer Gegend, die heute für eifrige Bauherren ſo ergiebig iſt, wie der Bergſand Californiens für Goldgräber. Damals war es anders. Der Speculation war noch nicht der Staar geſtochen, Handel und Induſtrie Berlins

lagen unter dem ſo vielberühmten patriarchaliſchen Regimente hülflos in den Windeln; in den Erdgeſchoſſen der Geſchäftsgegenden gab es noch menſchliche Wohnungen, in denen Kinder geboren wurden, Eltern mit ihnen zum Fenſter blickten, Myrten- und Roſenſtöcke hinter den Scheiben ſtanden, alte Männer und Frauen ein bequemes Unterkommen fanden, ohne Treppen zu klettern, gemüthlich leben und ſterben durften. Aber ſelbſt wenn der Beſitzer des Hauſes unternehmungsluſtiger geweſen wäre, und er hatte triftige Gründe, es zu ſein: an der Schwäche ſeines Nervenſyſtems wären alle Speculationsverſuche geſcheitert. Er litt ſeit vielen Jahren unheilbar am nervus rerum gerendarum. Nachdem er durch mehrere ungeſchickt veranlagte und durchgefochtene Bankerotte bei ſeinen Mitbürgern allen Credit verloren hatte, war er durch eine Erbſchaft ſeiner Ehehälfte, die bald darauf das Zeitliche ſegnete, in den Beſitz des erwähnten Hauſes gekommen, von deſſen Ertrag er den Lebensunterhalt ſeiner Familie, die aus zwei unmündigen Töchtern beſtand, beſtreiten mußte. Das Gebäude war von ausnehmender Kleinheit. Gleich über dem erſten Stockwerk erhob ſich die Manſarde, ein ſchmaler Hof trennte es von einem eben ſo hohen Hinterhäude. An mehrere Familien vermiethet, hätte es alſo bei der Unſcheinbarkeit aller Räume, nur eine ſehr geringe Jahresrente abgeworfen; einer Einrichtung als „Hotel garni," mit denen man ſich damals zu beſchäftigen anfing, widerſprach der geſammte architektoniſche Plan; dennoch wußte der Beſitzer ſich zu helfen und eine leidliche Miethseinnahme zu erzielen. Wir ſollten nach und nach in alle ſeine hausökonomiſchen Geheimniſſe dringen.

Auf meiner Wanderſchaft führte mich ein über der Thür hängender Zettel, welcher ankündete, daß hier eine Stube nebſt Schlafcabinet zu vermiethen ſei, in das Haus.

Der Inhaber des Erdgeschosses, ein bayerischer Bierzapfer, wies mich in das erste Stockwerk; hier würde ich den Wirth treffen. Nachdem ich die unglaublich schmale Treppe erstiegen, und an der Glocke, die neben einer Porcellantafel mit der Inschrift: „Zum Wirth!“ befestigt war, gezogen hatte, öffnete mir sofort eine junge Dame, und führte mich in das zweite, nach vorn gelegene Zimmer, um dann, ohne ein Wort zu sprechen, zu verschwinden. Hier saß an einem Cylinderbüreau ein kleiner Fünfziger, angelegentlich beschäftigt mit einem dickleibigen Wirthschaftsbuche.

„Bitte, wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen? ich bin gleich fertig.“ Ich ließ mich in einem Korbstuhl nieder, und betrachtete, schüchtern, wie es einem bedrängten Jünglinge geziemt, meinen Mann. Sein Haupt zeigte nur hinter und über den Ohren einiges borstige dunkle Gestrüpp, der Schädel war von jener Festigkeit und tadellosen Politur, welche schon im grauen Alterthum die Vögel des Himmels durch ihre Aehnlichkeit mit Marmor täuschte und einen derselben sogar verleitete, eine gefangene Schildkröte auf das Haupt des großen Tragikers fallen zu lassen. Der Inhaber des klassischen Schädels besaß zwei höchst arglistige Augen, die mich, über das Wirthschaftsbuch hinweg, eifrig musterten, aber meine Blicke beharrlich mieden. Er trug einen russisch-grünen Oberrock und Schreibärmel aus grober Leinwand, an der er die Feder abwischte, oder vielmehr mit dem Anstand eines Schlächters, der mit dem Zerlegen eines Stückes Vieh fertig ist, „wetzte,“ und in ein Fach des Pultes legte.

„Womit kann ich dienen?“ begann der Wirth das Gespräch.

„Habe ich die Ehre, mit dem Vermiether des Zimmers und Schlafcabinets zu sprechen?“

Er bejahte meine Frage durch eine kurze Verneigung, und die Unterhandlungen waren eröffnet. Nach wenigen Worten ſah ich mich aber in die mißliche Stellung eines Angeklagten zurückgeworfen, der in einer Voruntersuchung dem peinlichen Richter gegenüber ſteht. Der Fünfziger fragte nach einem gewiſſen criminaliſtiſchen Syſtem. Er mußte entweder die traurigſten Erfahrungen mit jungen Böſewichtern von Miethern gemacht haben, oder zu jenen Unterſuchungsrichtern aus Paſſion gehören, denen es einen hohen Genuß gewährt, wenn ſie durch ein amtliches Verhör ihre Nebenmenſchen in Verlegenheit bringen, oder gar in Schrecken verſetzen können.

Nicht die geringſten Umſtände, aus denen er über den Charakter, die Gewohnheiten, namentlich über die Zahlungsfähigkeit des Miethers Auskunft zu erhalten hoffte, entgingen ſeinen Nachforſchungen.

„Ich liebe die Jugend, die ſtudirende Jugend iſt mir beſonders ans Herz gewachſen," ſagte er, und warf unwillkürlich einen flüchtigen Blick in das Wirthſchaftsbuch, „mein ganzes Haus wird von jungen Leuten bewohnt. Es würde mich freuen, wenn auch Sie und Ihr Freund an meinem Herde eine zweite Heimath finden ſollten!"

Er mußte bei dem Worte „Herd" einige Bedenken in meinen Zügen geleſen haben, denn er fügte hinzu: „Nur kein Mißverſtändniß! Herr Studioſus, ich ſpreche bildlich, mein Haus iſt keine Garküche. Der Herd iſt für mich nur ein Symbol Alles deſſen, was dem Familienoberhaupte, ſeinen Angehörigen und Gaſtfreunden heilig zu ſein pflegt. Alle jungen Leute, die mein Haus bewohnen, beziehen nur den Morgenkaffee aus meiner Wirthſchaft. Meine Verbindungen mit Hamburg ſetzen mich in den Stand, die wohlſchmeckendſte Bohne billiger zu liefern, als irgend Jemand in der Stadt. Auch das Heizungsmaterial muß aus meinen Vorräthen entnommen

werden. Mein Hausdiener iſt mit der Lieferung betraut, er beſorgt auch die tägliche Reinigung der Kleidungsſtücke und Stiefeln. Für die Buchführung bin ich allein verantwortlich; die Wochenrechnungen werden Sonntags früh ausgehändigt und — — bezahlt!“ War der Ton der ganzen Auseinanderſetzung muſterhaft höflich, ſo klang das letzte Wort dafür deſto entſchloſſener. Man hörte wohl: der Fünfziger war nicht der Mann der ausſtehenden Reſte und ſchlechten Bezahler. In ſeinem Hauſe ging Alles Zug um Zug. Er hatte ſich nach den Facultäten erkundigt, denen der Commilitone und ich angehörten, nach der Zahl der bisherigen Semeſter, dann brachte er das Geſpräch auf die gehörten Collegia, auf die muthmaßliche Reiſe, die wir im nächſten Sommer unternehmen würden; endlich mochte er ſich ein Endurtheil über die neuen Miether gebildet haben. Es ſchien nicht ungünſtig ausgefallen zu ſein, denn er verſchloß das Wirthſchaftsbuch, zog aus einem geſtickten Täſchchen den Hauptſchlüſſel zu allen Zimmern ſeines Hauſes, und lud mich ein, das zu miethende Quartier zu beſichtigen.

Wir ſtiegen in das zweite Stockwerk hinauf, die Stube und das Schlafcabinet lagen in der Manſarde. Der bisherige Einwohner ſchien nicht zu Hauſe zu ſein, denn der Wirth öffnete, ohne anzupochen, die Thür, und machte eine demonſtrirende Bewegung, als wolle er durch dieſelbe ausdrücken: dieſe Gemächer ſind der Stolz meines Hauſes; ich nehme nur ſichere Perſonen darin auf.“ War von den vorhandenen Utenſilien ein Schluß erlaubt, ſo gewährte der Miethsmann hinſichtlich ſeiner Sicherheit nur geringe Garantien. Außer einem Tintenfleck, der unter dem trübäugigen Spiegel lag und einer langen Tabakspfeife, war nichts von Beſitzthümern zu bemerken. Der Kleiderſchrank ſtand offen, es war indeß auch kein Grund zum Verſchluß vorhanden.

„Sie können gleich einziehen!“ bemerkte der Wirth mit einem trübſeligen Blick in den leeren Kleiderſchrank, wir werden uns über eine kleine Vergütigung für die drei letzten Tage des September einigen.“

„Hat der Herr Miether denn kein Recht mehr an die Zimmer?“ fragte ich, obgleich mir gar nichts daran lag, gleich einzuziehen.

„Wie kann Jemand ein Recht als Miether beſitzen, der noch keine ſeiner Pflichten gegen den Wirth erfüllt hat? Aerger, wie dieſer junge Menſch, hat mich noch Niemand getäuſcht. Bis auf den heutigen Tag habe ich noch keinen Pfennig Miethe erhalten. Das iſt Alles, was mir von ihm bleibt. Ein Tintenſtecher und eine Pfeife! Für zwei Monate Quartier, Kaffee und Milchbrot! Mein letzter Troſt iſt das Univerſitätsgericht!“

Wahrſcheinlich las der würdige Hausherr in meinem Geſicht bei Erwähnung dieſes hohen Gerichtshofes einige Unbehaglichkeit; er ſetzte mit tröſtlichem Tone hinzu: „Es war eine unverzeihliche Schwäche von mir, dem Leichtſinnigen ſo lange zu creditiren, gewiß! aber ſein ſanfter Ausdruck von Humanität hatte mich irre geführt — meine Cäcilie bat für ihn — man iſt nicht allein väterlicher Freund der männlichen Jugend, man iſt auch leiblicher Vater ſeiner Töchter. Die Stimme der Unſchuld hat ſtets etwas Verführeriſches für ein liebevolles Gemüth — aber ſchweigen wir davon, Sie können gleich einziehen — Sie haben doch Gepäck? Bagage? Bücher? Sie und Ihr Herr Commilitone?“

Unſer künftiger väterlicher Freund warf bei den letzten Worten noch einen wehmüthigen Blick in den leeren Kleiderſchrank, ſchien ſich aber weſentlich erleichtert zu fühlen, als ich ihm die Verſicherung gab, daß wir Beide im Beſitz, nicht nur der erforderlichen Utenſilien und Garderobe, ſondern auch einer nicht unbeträchtlichen Anzahl

wissenschaftlicher Werke, der Früchte unserer Sparsamkeit und Frugalität seien, und ihn beim Umzug um die Hilfe seines Hausdieners und die Absendung eines kleinen Handwagens ersuchten. Seine Hochachtung stieg noch mehr, als ich ihm versicherte, daß wir beide mit unseren bisherigen Wirthen im besten Einvernehmen stünden, nur durch den Wunsch, zusammen zu wohnen, zu einer Veränderung veranlaßt würden, und bis zur letzten Minute des gesetzlichen Termines bei ihnen zu bleiben gedächten. „Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige, mein lieber junger Mann, ich freue mich, Ihren lieben Commilitonen kennen zu lernen," sagte vollkommen erheitert der liebevolle Wirth, und steckte in der Freude seines Herzens den Tintenstecher in die Rocktasche, nachdem er sich vorher überzeugt, ob er fest zugeschroben sei, „Sie werden sich beide in unserer Mitte wohl fühlen. Am fünfzehnten des Monats steht uns die Kündigung frei. Kaffee erhalten Sie aus meiner Küche. Sobald die Heizung erforderlich ist, beginnt die Holzlieferung." Zu gleicher Zeit machte er eine hohle Hand. Das bestimmte Wesen des Mannes hatte mir, dem Neuling des Faches, imponirt. Ich legte zur Bürgschaft einen Thaler in seine Rechte, und besprach scheidend Modus und Ceremoniel unseres Einzuges, obgleich die Bedingungen der Kaffee- und Holzlieferung mir schon jetzt als künftige Steine des Anstoßes erschienen.

Der Theologe, mein Commilitone, hatte gegen den von mir geschlossenen Miethsvertrag nicht viel einzuwenden, doch verheimlichte er mir nicht sein Bedenken, in Betreff der Lieferungsgeschäfte des Wirthes. Nach seiner Auffassung widersprachen sie dem Charakter eines „väterlichen Freundes der Jugend" durchaus und entsprachen vielmehr dem Plane eines Mannes, der leicht vertrauende Jünglinge nach Kräften ausbeuten wolle. Als

ein in der heiligen Schrift wohlbeleſener Studirender belegte er ſeine Anſicht mit ſo vielen treffenden Citaten, daß ich nicht zu widerſprechen wagte. Am tiefſten erſchütterte mich aber eine ſeiner hiſtoriſchen Notizen, in der er den Wirth in der Jägerſtraße mit dem römiſchen Kaiſer Caracalla verglich, der von einer chriſtlichen Amme geſäugt und mit der Büſte des Stifters unſerer Religion in ſeinem Gemach, nichtsdeſtoweniger mit den Bekennern des Chriſtenthums auf das grauſamſte verfuhr.

Am geſetzlichen Tage des Wohnungswechſels bezogen wir das neue Quartier und wurden von dem Wirthe in eigener Perſon in unſere beiden Gemächer geführt. Der würdige Mann ließ ſeine ganze Liebenswürdigkeit ſpielen, da unſer reichlicher Vorrath von gut eingebundenen Büchern ihm hinlängliche Garantien für den richtigen Empfang des Miethzinſes gewährte. „Ich liebe junge Männer mit vielen Büchern,“ ſprach er mit erbaulichem Tone, „dagegen mißtraue ich dem Fleiße jener Studioſen, die mehr Gewicht auf den Beſitz von Rappieren und Schwertern legen. Das Buch gilt mir für eine Bürgſchaft ihrer Häuslichkeit; Jünglinge mit Hiebwaffen und Schnurrbärten halten ſich lieber an öffentlichen Orten auf. Glauben Sie mir, meine Herren, es kommt dabei nichts heraus.“

Dann legte er ſeine Rechte, wie ein Roßkamm auf den Rücken eines von ihm empfohlenen Gaules, auf den noch ungeheizten Ofen und ſetzte hinzu: „Er heizt ſich vortrefflich, Sie werden merkwürdig wenig Holz brauchen.“ Der Theologe warf mir einen halb vorwurfsvollen, halb verſtändnißinnigen Blick zu.

So waren wir denn zuſammen einquartirt und ſtudirten an dem mit buntem Wachstuch überzogenen runden Tiſche vor dem Sopha. Während des Octobers kamen

wir wenig mit unſeren Hausgenoſſen in Berührung, da das anhaltend ſchöne Wetter ſie zu zahlreichen Excurſionen einlud und der Beſitz von Büchern ſie nicht veranlaſſen mochte, am Pulte zuzubringen; im November und December lernten wir auf der Treppe, dem Rendezvousplatze der Miether, mehrere derſelben kennen. Hier war es auch, wo die meiſten Begegnungen mit dem Wirthe ſtattfanden. Die Mehrzahl ſeiner Geſpräche mit den jungen Leuten wurde ebendaſelbſt abgehalten und von uns bis auf das letzte Wort verſtanden. Das Haus war, ob aus leichtſinniger Bauart, oder aus Altersſchwäche, ſo akuſtiſch, wie der beſte Theaterraum, und ließ den geringſten Laut der Unterhaltung ſelbſt bis in unſer Schlafgemach dringen. Der liebenswürdige Wirth hatte das Haus ererbt, ſonſt lag die Vermuthung nahe, er habe daſſelbe nach dem Muſter des Dionyſiusohres bauen laſſen, um, wie jener Tyrann, jede Meinungsäußerung der Miether in ſeinem Gemache zu belauſchen. Daher war ſeine Vorliebe, die wichtigſten Punkte der Unterhandlungen erſt auf der Treppe, d. h. im Halbdunkel zur Sprache zu bringen, ſehr bemerkenswerth. Er erinnerte mich durch dieſe Schwäche an die Briefſtellerei der Frauen, welche gewöhnlich die Hauptſache ihres Schreibens erſt im Poſtſcriptum berühren.

Gleich das erſte Geſpräch mit zwei Liefländern, die eine Wohnung im Hinterhauſe gemiethet hatten, geſtattete uns einen tiefen Blick in das Weſen unſeres Wirths. Man war hinſichtlich des Miethspreiſes um zwei Thaler auseinander, welche die beiden vorigen Einwohner, mit denen unglücklicherweiſe die Liefländer bekannt waren, weniger gezahlt hatten. Obgleich ihnen die Wohnung, wegen der großen Nähe der Univerſität und Bibliothek gefiel, proteſtirten ſie doch gegen die Mehrforderung, und behaupteten, ſie ſei durch keine Verbeſſerung der Zim-

mer und keine Leiſtung von Seiten der Wirthsleute motivirt.

„Keine Verbeſſerung — keine Mehrleiſtung?“ ſagte der väterliche Freund der Jugend mit ungewöhnlich lauter Stimme, „laden Sie Ihre Landsleute zu einem Beſuche ein“ — die Zimmer hatten eine Woche hindurch leer geſtanden — „und Sie werden ſich ſämmtlich eines Beſſeren überzeugen! Haben Sie das Hinterfenſter meiner Wohnung betrachtet? Haben Sie den Blumenflor bemerkt? Er iſt eine neue Anlage, eine entſchiedene Verbeſſerung des Proſpectes für die Bewohner des Hinterhauſes. Meine Herren! früh und ſpät ſinne ich darüber nach, wie das Daſein meiner Gaſtfreunde (ich darf ſie ſo nennen) angenehm zu machen ſei. Längſt habe ich mich in ihren Seelenzuſtand verſetzt und die Mängel der Ausſicht ſchwer empfunden. Der Zimmermiether im Hinterhauſe kann nicht auf die Straße ſehen, das liegt in der Beſchaffenheit der Gebäude, und ich vermochte es nicht zu ändern, aber ich ſagte mir, du kannſt im Wege der Landſchaftsgärtnerei, der Blumencultur, etwas für die armen jungen Leute thun, ihre Phantaſie mit heiter anregenden Bildern erfüllen, vielleicht einen lyriſchen Dichter der Zukunft wecken, ich ſagte es mir, und beſchloß, innerhalb des Hinterfenſters einen kleinen Park oder auch nur ein Treibhaus in Miniatur-Verhältniſſen anzulegen.“

„Was geht das uns an?“ rief der Wortführer der Liefländer.

„Was Sie das angeht?“ ſchrie der Wirth mit Pathos und riß geräuſchvoll die auf die Treppe mündende Thür des Hinterzimmers auf, „was Sie die Anlage eines Fenſtergartens zum äſthetiſchen Beſten der Sprößlinge polariſch ſituirter Nationen angeht? Sehen Sie dieſe beiden Gummibäume, ſie ſind noch nicht bezahlt, aber ſie rahmen, wie eine Allee, alle übrigen Gewächſe

ein, ſehen Sie dieſe Fuchſien, dieſe Roſen und Camellien, und verſetzen Sie ſich im Geiſte in Ihr Hinterzimmer, malen Sie ſich den Beginn des Frühlings aus, und dann ſchelten Sie mich gleichgiltig gegen die Bedürfniſſe lebhaft pochender poetiſcher Herzen! Meine Herren, Sie ſind Liefländer! — geboren in einer Zone, wo der Frühling zu ſpät, der Winter zu früh beginnt, ſind gerade Sie dazu geartet, dieſes Hereinragen der Natur in eine, durch hohe Mauern, durch eine Bierfäſſer-Atmoſphäre beſchränkte Exiſtenz zu würdigen, gerade Sie ſollten durch dieſe Erinnerung an die Vegetation milderer Himmelsſtriche harmoniſch berührt werden! Nur in väterlicher Fürſorge für junge Söhne des ruſſiſchen Reiches, die ſich aus mir unbekannten Gründen in meinem armen Hinterhauſe ſtets heimiſch gefühlt haben, dachte ich an die Begründung dieſes Fenſtergartens. Beſtreiten Sie jetzt noch eine Veränderung, eine Mehrleiſtung, halten Sie noch eine monatliche Zulage von zwei Thalern für unbillig? Sie ſollen meine Bücher ſehen! Die monatlichen Unterhaltungskoſten betragen das Doppelte! ich bringe Opfer, aber ein väterlicher Freund der Jugend iſt immer zu Opfern verpflichtet.“

Die Verhandlungen waren noch nicht beendet, aber die Parteien unten auf dem Hausflur angelangt, und ihre weiteren Worte nicht mehr verſtändlich. Ich brach in ein lautes Gelächter aus, der melancholiſche Theologe machte ein trübſeliges Geſicht. „Wir werden an dieſem Manne die traurigſten Erfahrungen machen. Iſt die Zunge des Menſchen ſchon falſch, ſo gebe ich nicht einen Deut für ſeine Handlungsweiſe!“

Die bisherigen Kaffeelieferungen beſtätigten leider die Anſicht des Commilitonen. Das Getränk war nicht ſchlecht, ſeine Quantität nebſt der aller ſonſtigen Zuthaten viel zu ſpärlich für den Bedarf zweier Perſonen.

Außerdem wurde uns dafür so viel abgefordert, daß wir mit dem vierten Theil der erlegten Summe eben so weit gelangt wären. Der Theologe murrte, aber erst der Beginn der Holzlieferungen sollte sein ursprünglich friedfertiges Gemüth zum Aeußersten bringen. Unser Hausvater berechnete uns das Dutzend Holzstücke nach dem alten Tarif der Victualienkeller mit einem Silbergroschen, doch glich das Format der Scheite so sehr dem der Schwefelhölzer, daß eine ausreichende Heizung des Ofens erst gelang, wenn eine unglaubliche Menge dieser Splitter hineingesteckt wurde. Der Stubenkamerad befand sich längst im Zustande der Empörung; ich als ursprünglicher Contrahent hatte nicht den Muth, mich gegen das Uebereinkommen aufzulehnen. Es blieb mir nichts übrig, als den Theologen gewähren zu lassen. Nachdem wir länger als einem Monat unter diesem Erpressungssystem gelitten hatten, begab er sich Nachmittags und nicht Vormittags, wann der Aerger ungleich nachtheiliger auf sensible Naturen einwirkt, zum Wirthe, um zunächst unseren Holzvertrag, den empfindlichsten für das beiderseitige Budget, rückgängig zu machen, oder doch auf wesentliche Modificationen desselben zu dringen. Er traf den Menschenfreund wieder auf der Treppe. Eben war er von einer Recognoscirung des Hinterhauses zurückgekehrt, wo die Liefländer, obgleich sie den Zweithaler-Zuschlag für den Fenstergarten nicht beanstandet hatten, doch ihren Unmuth durch Anzettelung kleiner Verschwörungen und häuslicher Unruhen Luft machten.

Mein Commilitone war schon damals ein ausgezeichneter Redner. Er „stellte," gleich dem entschlossenen Förster, wenn er dem Eber begegnet, den die Treppe hinansteigenden Wirth und behandelte ihn von den oberen Stufen aus, wie ein strenger Seelsorger sein lasterhaftes Pfarrkind. Er hielt ihm die auf Holzplätzen zu zahlen-

den Engros-Preiſe und den mäßigen Gewinn der Kleinhändler vor; er beſchwor ihn, dem unmoraliſchen Verfahren des Hausknechtes in der Zerſpaltung der Scheitern zu ſteuern, oder viermal mehr für daſſelbe Geld zu liefern; er bedrohte ihn endlich mit Gewiſſensbiſſen in den letzten Lebensjahren, der Seelenfolter des Sterbebettes und den hölliſchen Strafen im jenſeitigen Leben. Es war nicht artig, aber mein Commilitone erlaubte ſich im rhetoriſchen Feuer die Bemerkung, daß an dem Ort der ewigen Qual jeder diesſeitige Holzſplitter ſich in einen Holzkloben verwandeln werde, um daran das ungerechte Fleiſch des Lieferanten zu röſten. Deſſenungeachtet hatte er ſich in der Wirkung auf das Gewiſſen unſeres väterlichen Freundes vollſtändig verrechnet. Selbſt bei dieſer zerſchmetternden Anklage, bei den dräuenden Fingerzeigen über dieſes Leben hinaus, blieb der Wirth vollkommen höflich und ruhig. Er lud den Theologen ein, ihm in das Zimmer zu folgen, da er vermuthlich bei den vorauszuſehenden lebhaften Unterhandlungen in Betracht der Fäulniß ſeiner Sache die Oeffentlichkeit auszuſchließen gedachte; als mein Freund ſich jedoch weigerte und ihm den Weg vertrat, verſchmähte er nicht, ſich auf dem allgemein zugänglichen Forum des Hauſes zu vertheidigen.

„Ihre Anklage iſt ſchwer, mein lieber junger Mann,“ hörte ich ihn ſagen, „dennoch iſt die Vertheidigung leicht. Alle Ihre Bemerkungen ſind nicht frei von Einſeitigkeit. Sie zeihen mich der Gewinnſucht, und es mag wahr ſein, daß ich einem kurzſichtigen Blicke dieſes Laſters ſchuldig erſcheinen kann, meine Holzſtücke ſind ſchlanker, als üblich zu ſein pflegt, und der Kleinſtädter, der die Concurrenz mit Gewerbegenoſſen zu ertragen hat, mag ſie von mehrerer Schwere liefern; Sie vergeſſen leider nur die höheren Geſichtspunkte, von denen ich als Herr

und Conservator dieſes Hauſes auszuziehen berufen bin! Nichts weiter als die Verpflichtung: das Gebäude und ſein Inventarium zu ſchonen, den Comfort meiner Miether nicht zu ſtören, hat mich überhaupt auf den Gedanken eigener Holzlieferungen gebracht. Der periodiſche Import durch entlaſſene Strafgefangene und ähnliche bedenkliche Individualitäten gefährdet nicht allein die Sicherheit aller Einwohner, ſondern giebt auch häufig Veranlaſſung zu Beſchädigung der Wände des Flures und der Zimmer. Nichts beunruhigender, als der unaufhörliche Verkehr fremder Menſchen im Hauſe! nichts ungemüthlicher, für die Geruchsorgane empfindlicher, als durch Aufbewahrung des Vorrathes von Brennmaterial, die Verwandlung der Zimmer in Holzböden! Den verehrungswürdigen Eltern meiner Miether bin ich ſchuldig, einen ſolchen Mißbrauch zu verhüten. Daher die elegante Glätte meiner Scheite, daher die Einrichtung, nach deren Buchſtaben mein getreuer Friedrich an jedem Morgen allen Miethern ihren Tagesbedarf an Holz aushändigt! Kommt Ihnen die Heizung etwas theurer zu ſtehen, als manchem Ihrer Altersgenoſſen, ſo wollen Sie bedenken, daß Sie dieſe geringe Steuer nur zu Ihrem eigenen Beſten zahlen, jede Gefahr, im Hauſe beſtohlen zu werden, dadurch abwenden und die Annehmlichkeit des Aufenthaltes im Zimmer vermehren. Die Erhöhung Ihrer Luſt zum Studium ſchlage ich nicht gering an."

Der Theologe war in den Grund gebohrt, er wich aus, feſten Fußes erſtieg der Wirth die Treppe und ſchlug im Gefühl ſeines Triumphes ungewöhnlich laut die Thür ſeiner Wohnung zu. Ganz kleinlaut langte mein armer Freund in unſeren Zimmern an.

„Mit Wortgefechten und vernünftigen Einwendungen erreichen wir nichts," ſagte er und warf ſich mißmuthig in die Sophaecke; „wir müſſen handeln."

„Kündigen? ausziehen?“ fragte ich ſchüchtern; denn die vortheilhafte Lage des Quartiers behagte mir bei beginnendem Winter nicht wenig.

„Noch nicht!“ antwortete der Freund; „aber wir wollen uns auf das Schlimmſte vorbereiten. Mein Plan iſt, den Kaffee und das Holz noch heute zu kündigen, ſogleich unſere größere Maſchine in Stand zu ſetzen, die nöthigen Einkäufe zu beſorgen und morgen früh allein Kaffee zu kochen. Bei der Gelegenheit werde ich zugleich in dem nächſten Keller einen Beſuch abſtatten und eine *größere Beſtellung machen*. Wir können das Holz unter die Betten und den jedesmaligen Tagesbedarf hinter den Ofen ſchichten. Ich habe den Holzgeruch noch niemals für ungeſund gehalten.“

Nach dieſen entſchloſſenen Worten ſprang er auf, fuhr mit den Aermeln ſo raſch in den etwas knappen Paletot, daß alle Nähte knackten, drückte den röthlich ſchimmernden Hut tief in die Stirn und ging an die Ausführung ſeines Planes zur Erringung unſerer finanziellen Selbſtſtändigkeit.

Eine Viertelſtunde war noch nicht verfloſſen, als ich auf der Treppe ſchwere Männertritte vernahm und gleich darauf ein beinahe elephantenartiges menſchliches Geſchöpf erſchien und die erſte Bürde des erſtandenen Holzes ablud. Mir kamen die einzelnen Stücke deſſelben wie Balken vor; ich hatte alles Augenmaß verloren. Bald traf auch der Gefährte ein; er war, wie ein Indienfahrer, reich beladen mit Kaffee, Zucker und Brennſpiritus. Seine revolutionären Flammen ſollten lichterloh über dem Haupte des Wirthes zuſammenſchlagen. Wir heizten ein, daß der an eine ſo ſtarke Ladung nicht gewöhnte Ofen ſchwere Seufzer ausſtieß, und bald verbreitete ſich in den Zimmern der angenehme Duft friſch gebrannten gemahlenen Kaffees. Der Theologe hatte, als Beitrag

zu seinem künftigen Wirthschaftsinventarium, den Etat durch Ankauf einer Kaffeemühle belastet. Die Pfeifen wurden in Brand gesteckt und beim lustigsten Schneegestöber genossen wir in gehobener Stimmung das für uns neue Schauspiel, die Fenster von dem warmen Hauch der Zimmerluft angelaufen und bald mit zarten Wassertröpfchen bedeckt zu sehen.

In diesem Augenblick des Genusses ward an die Thür gepocht. Das ungewohnte Geräusch der Holzeinfuhr und das, in alle Gemächer des leicht gebauten Hauses dringende Arom des gemahlenen Kaffee's hatte die Aufmerksamkeit des Wirthes erregt. Seine Spürnase führte ihn vor die richtige Thür; er war einfach wie Friedrichs des Großen Kaffeeriecher der Witterung nachgegangen. Kaum eingetreten, entging seinem Scharfblick nichts von dem, was geschehen war. Ein geistreicher Mann, berechnete er die ganze Tragweite des Ereignisses.

„Bruch der Verträge!“ murmelte er bestürzt und blieb nahe an der Thür stehen. Er mochte in dem Auge des Theologen das heimliche Verlangen lesen, ihn hinaus- und die Treppe hinabzuwerfen. Der künftige Hirt der gläubigen Gemeinde war jedoch weit von einer solchen Gewaltthat entfernt; die Befreiung von dem drückenden Joche hatte ihn versönlicher gestimmt. Jetzt klagte er die Habgier des Wirthes nicht mehr an, erwärmt durch das reichliche Ofenfeuer, die Fülle kräftigen Kaffee's, suchte er nur unsere kühne Handlungsweise zu entschuldigen. Seine Ansprache war herzlich und hätte jeden Andern gerührt; unseren väterlichen Freund ermuthigte sie nur. Das Erwachen des ruhigen männlichen Selbstgefühls hielt er für ein Zeichen von Unentschlossenheit und Schwäche.

„Wir schreiben erst in acht Tagen den fünfzehnten,

meine Herren, aber ich bitte Sie, auf die Kündigung sich vorzubereiten. Ich bin nicht Willens, meine reiflich erwogene Hausordnung Ihrem Trotz zu opfern; ich empfehle mich Ihnen!" Nach diesen Worten verschwand er, und zwar so leise, als wollte er diesen Auftritt vor der Mitwissenschaft aller Hausgenossen verbergen. Er hatte nicht die Akustik des Hauses, das ahnende Feingefühl geknechteter Völker, die Verrätherei seines eigenen Sklaven bedacht; um sechs Uhr Abends war die Nachricht unseres Aufstandes in allen Quartieren verbreitet. Die Miether lehnten sich auf und die Treppen des Hinter- und Vorderhauses krachten schon unter den Füßen der rasch herbeigerufenen Holzträger. Man konnte glauben, ein Scheiterhaufen solle errichtet werden, um den väterlichen Freund der Jugend darauf zu verbrennen. Am Morgen gab es kein Monopol mehr. Wir erwarteten, uns als die Märtyrer der errungenen Freiheit betrachtend, gelassen die Kündigung, aber sie erfolgte nicht. Der würdige Mann hätte allen Einwohnern kündigen müssen, wollte er das Princip des Haushalts aufrecht erhalten. Weiser als viele Minister, zog er es vor, den Fortschritten des Zeitalters die nothwendigen Concessionen zu machen. Wir wohnten beinahe ein Jahr in seinem Hause.

---

2. Der Lieutenant als Wirth.

Bei der noch immer nicht ausgerotteten leidigen Zweifelsucht an der fortwährenden Entwickelung des menschlichen Geschlechtes zum Besseren, kann nichts tröst-

licher sein, als die Wahrnehmung vortheilhafter Veränderungen im Schicksale des Einzelnen. Ein Miether, der sich durch Willenskraft und Gluth der Leidenschaft über sich selbst erhebt und zum Stande des Wirthes emporschwingt, muß alle Zweifler an dem Streben und der Bildungsfähigkeit unserer Natur zum Schweigen bringen. Die Geschichte meines Jugendbekannten, des Seconde-Lieutenants, ist deshalb lehrreich und erhebend.

Der junge Militär, zumal wenn er in seiner Laufbahn die Epauletten erschwungen hat, genießt, wie Jedermann weiß, eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft, mit der kein gleichaltriger Civilist sich zu messen vermag. Wird ihm in der Residenz der Zutritt bei Hofe gestattet, so erschließt ihm seine Uniform, wie ein passe-partout, in großen Provinzial- und Handelsstädten, die vornehmsten und reichsten Kreise, er wird von den ersten Beamten und angesehensten Kaufleuten eingeladen, von den Töchtern heiter als Tänzer und unterhaltender Gesellschafter gern gesehen, von den Müttern des Handelsstandes als Schwiegersohn hochgeschätzt, und von den ballfähigen Gymnasiasten und Commis des Ortes im Stillen beneidet. Nur die beiden Tenöre und Liebhaber der Theater sind im Stande, ihm den Rang in der Gunst der Damen streitig zu machen. Stillschweigend wird jedoch vorausgesetzt, der junge Militär gehöre gleizeitig dem bevorzugten Stande der Gesellschaft, dem Adel an; der bürgerlich geborene Lieutenant wird seinen Altersgenossen im Civilstande höchstens auf Bällen vorgezogen. Im socialen Leben muß er sich, wie jedes aufstrebende Talent, durch seine persönlichen Eigenschaften Geltung verschaffen.

Lieutenant Gries gehörte zum Offiziercorps eines Infanterie-Regimentes meiner Vaterstadt, und besaß eine Menge der schätzenswerthesten Eigenschaften für einen jungen Krieger, dem sein Beruf, wenn die Manöver be-

endet sind, hinlängliche Muße zu den verschiedenartigsten Beschäftigungen gewährt. Er trug aus künstlerischen Neigungen einen, meistens damit verbundenen Hang zum Wohlleben in sich, besaß einige Fertigkeit in der Versfabrikation, eine nicht unangenehme, wenn auch wenig gebildete Stimme und schlug die Laute so fertig, wie es sich für einen Hausteneristen geziemt. Das Bewußtsein des Besitzes aller dieser Talente spornte den Ehrgeiz des jungen Helden an, und erregte Wünsche in seiner Brust, welche zu befriedigen, das ihm vom Staate monatlich gewährte Gehalt nicht ausreichte. Lieutenant Gries mußte nach den reiflichsten Reflexionen zu demselben Entschluß gelangen, wie seine gleich gutgebildeten Kameraden, dem Entschluß: die Tochter eines reichen Handelsherrn zu heirathen und dadurch seine Jahresrente soweit zu verbessern, daß er seinen ästhetischen Neigungen nachzuhängen und einen Cultus schöner Künste am eigenen Heerde zu gründen vermochte. Der arme Lieutenant hatte nun aber mit dem erwähnten Hauptübelstande eines jungen Kriegers in reichen Provinzialstädten zu kämpfen; er war nicht von Adel. So gern man ihn als Matador im Cottillon, als Sänger von Romanzen mit Guitarrebegleitung, als Virtuose in Kartenkunststücken überall einlud; als Freiwerber war er nicht gleich gern gesehen. Die jungen Damen der Elite des Getreidehandels und der höheren Bierbrauerei für den Export über See machten einen zu scharfen Unterschied zwischen dem Lieutenant mit oder ohne Ahnen. Der aus dem Bürgerstande erwachsene Befehlshaber durfte nur Ansprüche auf ihre Hand erheben, wenn er sich bis an die Spitze einer Compagnie emporgearbeitet hatte. Da eine solche Rangerhöhung aber erst im höheren Lebensalter stattzufinden pflegte, kamen dergleichen Heirathen äußerst selten vor, und verhalfen dann nur sattsam herangereiften Schönheiten unter die Haube. Der

heirathslustige Lieutenant befand sich in der unglücklichsten Lage. Eine Anzahl mißlungener Versuche, sich mit festgegründeten Handelshäusern zu verschwägern, war in der Stadt bekannt geworden, in mehreren der angesehensten Familien durfte er sich nicht mehr blicken lassen; sein frischer Lebensmuth war gebrochen. Der verunglückte Heirathskandidat mochte nicht mehr in der Stadt bleiben, deren begüterten Mädchen es nur genügte „Frau von Gries“ zu heißen. Das Glück wollte ihm wohl; er wurde zur Kriegsschule nach Berlin kommandirt. Hier machte ich seine persönliche Bekanntschaft. Als Gymnasiast hatte ich kaum gewagt, mich ihm zu nähern, als Student durfte ich mir, ihm dem Linienoffizier gegenüber, in einer Stadt der Garde diese Freiheit wohl gestatten. Ich traf ihn in der ehemaligen Conditorei von Fuchs unter den Linden, wo er, von den landschaftlichen Reizen des auf Schweizerart decorirten Zimmers malerisch umgeben, einige Süßigkeiten naschte, und Gubitz' „Gesellschafter“ studirte. Das Leben in der Residenz hatte schon nachdrücklich seinen ernsten Einfluß auf ihn geübt. Der frühere Stolz des jungen Befehlshabers, der sich durch die Menge glänzender Gardecavaliere verdunkelt sah, war verschwunden; seine Herablassung ging so weit, mich zu erkennen und freundlich meinen Namen auszusprechen. Die Gunst des Schicksals hatte mich, den Primaner, einst mit dem sangeskundigen Tapfern in einer Quadrille zusammengeführt.

Die frühere düstere Schwermuth des Lieutenants war einer liebenswürdigen elegischen Stimmung gewichen. Aus seinem, mit klangvoller Stimme ertheilten Befehl, ihm einen zweiten „Windbeutel“ zu bringen, schloß ich auf neuerwachende Hoffnungen eines besseren Zustandes. Noch günstiger dachte ich von Lieutenant Gries, als er den Verzehr des Gebäckes begann. Er aß mit dem Appetit eines

Mannes, der noch nicht an ſich ſelber verzagt. Bald waren wir in ein unterhaltendes Geſpräch verwickelt. Der Lieutenant entwarf kurze Charakteriſtiken ſeiner Lehrer auf der Kriegsſchule, lobte das ungebundene, vorurtheilsfreie Leben Berlins, rühmte die Kunſtgenüſſe der Hauptſtadt und lud mich zuletzt ein, ihn zu beſuchen.

„Wundern Sie ſich nicht über meine Wohnung,“ ſagte er, nachdem er die Straße und Hausnummer angegeben, „ich bin zu ihrer Wahl durch eigenthümliche Gründe beſtimmt worden. Wir werden gewiß bald Gelegenheit finden, uns darüber ausführlicher auszuſprechen. Zwiſchen zwei bis vier Uhr Nachmittags bin ich immer zu Hauſe.“

Wir trennten uns, aber ſchon am dritten Tage ſtattete ich meinem militäriſchen Landsmanne einen Beſuch ab. Das Haus, in dem er wohnte, lag zwar nur in einer Gaſſe und hatte ein wenig anſehnliche Pforte, aber es beſaß eine breite Front nach einer Hauptſtraße, und war von wohlhabenden Geſchäftsunternehmern bewohnt, in deren Lokale man von der Vorderſeite aus gelangte. Das Zimmer des Lieutenants befand ſich im hohen Erdgeſchoß, und gewährte nur die Ausſicht auf eine Niederlage von grünen Flaſchen. Für einen jungen lebensluſtigen Militär wäre der Aufenthalt ſonderbar genug gewählt geweſen, wenn ich nicht an dem Fenſter der zur Rechten des Hausflurs gelegenen Wohnung ein hübſches junges Mädchen bemerkt hätte, das nur die Tochter des Wirthes ſein konnte. Das Gemach des Lieutenants war ſauberer gehalten, als die häuslichen Gewohnheiten ſolcher Herren zu geſtatten pflegen. Man erkannte unſchwer, daß ihm viel daran lag, auf Perſonen, die vielleicht in ſeiner Abweſenheit das Gemach betreten mochten, vortheilhaft einzuwirken. Man ſollte ihn für einen Offizier von feinen Manieren und guter Bildung halten; alle Decorationen deuteten auf den gelehrten, künſtleriſchen

Militär. Mehrere dicke Bücher, auf Pappe geklebte Landkarten und fortificatorische Zeichnungen waren so aufgestellt oder aufgehängt, daß sie jedem Eintretenden vortheilhaft ins Auge fallen mußten. Auf einem Spieltisch lag ein Packet Noten, darüber hing eine Lithographie der Frau Schröder-Devrient, deren Gestirn damals culminirte, ein verwelkter Lorbeerkranz und an einem hellblauseidenen Bande die Laute des Lieutenants, nicht wie gewöhnlich dergleichen Tonwerkzeuge kriegerischer Dilettanten, halb bezogen, mit losen Wirbeln und verwickelten Drathsaiten, sondern gut im Stande erhalten und sichtlich für den täglichen Gebrauch vorbereitet. Die Atmosphäre des Zimmers wurde nicht durch zweifelhaft gereinigte Tabakspfeifen verdorben; Lieutenant Gries bediente sich lediglich der Cigarren, wenn schon die von ihm gewählte Sorte den Dunstkreis seines Aufenthaltes nicht sonderlich verbesserte. Das Gemach ließ sich indessen leicht lüften. Mit seiner alten Wirthin, von der er die Wohnung abgemiethet, schien er auf einem vertraulich gemüthlichen Fuß zu stehen. Ohne anzuklopfen, trat sie ein, brachte den Kaffee, unterwarf meine Person, als neue Bekanntschaft ihres Einwohners, einer flüchtigen scheinbar nicht mißbilligenden Prüfung, flüsterte dem Lieutenant lächelnd einige Worte in das Ohr und entfernte sich mit leichtem Kopfnicken. Die würdige Frau, die Wittwe eines Postbeamten, trat als mütterliche Freundin des jungen Mannes auf. So konnte sich nur eine „Vertraute" benehmen. In der That hatte ich mich nicht geirrt, denn da der Landsmann mir die Rolle seines Vertrauten zugedacht, hielt er nicht lange hinter dem Berge und schenkte mir schon bei seinem Gegenbesuche reinen Wein über seine Verhältnisse ein.

„Ich bin des Dienstes satt," sagte er entschlossen und streifte die Asche der Cigarre so rasch am Rande des

Becherꝛ ab, als ſei ſie ein Symbol ſeiner drückenden amtlichen Verpflichtungen, oder ſeiner erſtorbenen Ausſichten auf Beförderung, „wenn es mir gelingt, mich zu verheirathen, nehme ich den Abſchied.“ Lieutenant Gries war alſo noch immer der Alte. Nicht mit Hülfe des Kriegsgottes, ſondern der holden Aphrodite gedachte er ſein Glück zu machen.

„Haben Sie ſie geſehen?“ fuhr er fort. Ein Zeichen mit dem Kopfe geſtattete kein Mißverſtändniß, er konnte nur die junge Schöne auf der andern Seite des Hausflurs, meinen, die Tochter des Hauswirthes. Ich bejahte ſeine Frage durch eine ehrbare Verneigung des Hauptes.

„Haben Sie ſich auch das Haus beſehen? ſehr ſchön — ſehr ſchön!“ ſetzte er hinzu, und ich war zweifelhaft, ob er ſeine Geliebte, oder das Grundſtück meinte. Er ſchien zur Ehre der Menſchheit den Ausruf jedoch auf Erſtere bezogen zu haben, denn er ſagte gleich darauf, ohne meine Antwort abzuwarten: „Ich ſah ſie zum erſtenmale im Elyſium! ſie gefiel mir, ich folgte ihr, als ſie an der Seite ihres Vaters den Garten verließ! Allein ſie ſtiegen in ihre Equipage und ich mußte zurückbleiben. Bei der Wärme des Pfingſtmorgens hätte ich mir die Schwindſucht an den Hals gelaufen; aber Heinzelmann, der Wirth, kannte die Familie. Er ſagte mir Alles. Ich fand noch an demſelben Tage das Haus und machte Fenſterparade. Gingen ihre Fenſter nicht auf die Gaſſe hinaus, ich hätte mir von einem Freunde bei den Dragonern ein Pferd geborgt, und wäre vorübergeritten, aber wer kommt hier zwiſchen den Fundekarren und Waſchfäſſern durch; acht Tage ſpäter wurde die Vorderſtube der Poſtſecretärin frei; ich miethete mich ein!“ — Hier ſchwieg Lieutenant Gries, ein ſanftes Lächeln verſchönerte ſeine geiſtvollen Züge.

„Sie machten ihre Bekanntſchaft, Sie wurden einge-

führt, geliebt, erhört?" Mit diesem Epilog glaubte ich seine unterbrochenen Bekenntnisse fortsetzen zu dürfen.

„Geliebt? ja! — erhört? ja! — eingeführt? — — nein!" sagte leise der Krieger und über sein Antlitz flog eine finstre Wolke.

„Julie ist vorurtheilsfrei," fuhr er mit leiser Stimme fort, „aber ihr Vater will von dem Bunde unserer Herzen nichts wissen. Er besitzt einen fürchterlichen Civilstolz. Von einem Lieutenant als Schwiegersohn darf man mit ihm gar nicht reden. Sie glauben nicht, wie der alte Mann von allen Militärpersonen spricht, was er mir nachsagt! Die Frau Postsecretärin, meine und Juliens Freundin hat mir Alles wiedererzählt. Man muß sich schämen, es zu wiederholen."

„Was will denn Juliens Vater? man sollte glauben, in einer Stadt, deren Garnison so hohes Ansehen genießt, müßte ein ehrgeiziger Vater sich glücklich preisen, seine Tochter mit einem Lieutenant zu verheirathen!" sagte ich nicht ganz ohne sittliche Entrüstung.

„Ich will keine genaueren Untersuchungen anstellen, ob der Alte unser Verhältniß mit freundlicheren Augen ansähe, wenn ich bei der Garde stände. So viel ist gewiß, einem Lieutenant von der Linie und aus der Provinz giebt er seine Tochter nicht!"

„Haben Sie das aus seinem eigenen Munde?"

„Sie wissen ja, daß ich noch nicht einmal eingeführt bin, zu einer mündlichen Unterhaltung zwischen mir und dem Alten ist es bis jetzt gar nicht gekommen. Seine Redensarten sind nur Präventivmaßregeln gegen meine Nähe. Er hat entweder bemerkt, daß ich seiner Tochter den Hof mache, oder hat vielleicht durch Zwischenträger erfahren, daß wir uns zuweilen am dritten Orte — in allen Ehren — wir sind nie allein — über unsere Aussichten besprechen; da trifft er denn seine Vorkehrungen.

Ohne Juliens natürliche Festigkeit hätte ich längst alle Hoffnung aufgeben müssen."

„So lange er Ihnen keinen Nebenbuhler entgegenstellt," sagte ich in tröstlichem Tone, „hat seine mündliche Polemik noch nicht viel zu bedeuten."

„Der Nebenbuhler ist leider schon da!" antwortete der Lieutenant und zuckte mit der Rechten nach dem Schwert an seiner Linken, dann ließ er den Arm sinken und sprach zuversichtlich: „Aber meine Julie bleibt fest; bis jetzt hat es keine Noth!" Gries warf einen Seitenblick in den Spiegel und glättete mit leichter Hand seinen kurzen aber dichten und dunklen Schnurrbart. Sein Nebenbuhler mußte sich dieses männlichen Schmuckes nicht erfreuen.

„Und wer wagt Ihnen in Juliens Gunst den Rang streitig zu machen?"

„Ein Protegé des Alten, ein Mensch, der auf der Spree mit Torf, Kohlen, Coaks und Holz handelt." Ein tiefer Unwille klang aus den Worten des Lieutenants; er ertrug es kaum, von einem Subjecte zu reden, mit dem er niemals seine Klinge kreuzen durfte; eine Minute lang schwieg er, dann fuhr er fort: „Juliens Vater hat früher selbst ein großartiges Torfgeschäft gehabt, und damit sein beträchtliches Vermögen erworben, daher seine Vorliebe für jüngere Fachcollegen. Sie werden zugeben, daß ein junges Mädchen, das eine gute Erziehung genossen hat — Julie war nach dem Tode ihrer Mutter drei Jahre lang in Pension und spricht Französisch und etwas Italiänisch — nicht auf einen Torfkahn heirathen kann!"

So viel ich aus der Zuversicht meines Freundes Romeo errieth, fürchtete er nicht durch den neuen Grafen Paris bei seiner Julia ausgestochen zu werden, doch hätte ich gern seine ferneren Pläne kennen gelernt.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte ich etwas for-

genvoll, denn ich traute einem im Torishandel herangealterten Hausbesitzer kein sonderliches Zartgefühl für die persönlichen Separatneigungen seiner Tochter zu.

„Vor der Hand haben wir zu warten beschlossen. Noch wird Julie nicht gedrängt. Tritt aber dieser Fall ein, so werden wir unverzüglich handeln!“ Lieutenant Gries war über den Modus seiner Thaten augenscheinlich noch nicht im Klaren, ich mochte ihn daher nicht durch fernere Fragen in Verlegenheit setzen und überließ ihn der Einsamkeit, der Laute und seinen Gedanken an Julia.

Der junge Kriegsmann machte mir bald darauf seinen Gegenbesuch, und wir setzten unsere Bekanntschaft nach der Sitte unverheiratheter Leute auf Nachmittagsspaziergängen fort. Gewöhnlich richteten wir unsere Schritte nach Moritzhof, das damals soeben von einem kühnen Berliner Reisenden entdeckt worden war, und bei poetischen Naturen beinahe den Ruf eines Aufenthaltes der Seligen genoß. Noch war dort keine Spur der heutigen Cultur zu finden. Hart neben den Bänken der Gäste saß der Frosch und mischte seinen einfachen Gesang in ihr Gespräch; man glaubte nach Arkadien versetzt zu sein. Wer durch die Sanftmuth seiner Sitten das Vertrauen des Wirthes gewonnen hatte, durfte den ganzen Tag an dem idyllischen Orte zubringen, und sich in die landschaftlichen Reize der Ufer des Schafgrabens vertiefen. Mittags wurde ihm ein frugales, aber wohlschmeckendes Mahl aufgetischt; noch ahnte Niemand die Villa von der Heydt. Größtentheils bestanden die Gäste aus glücklichen Familien, welche einen schönen Tag mit ihren Kindern und Verwandten in ländlicher Zurückgezogenheit verleben wollten, oder aus unglücklich Liebenden, die hier ihren Verfolgern zu entgehen hofften, denn damals führte keine feste Fahrstraße, kein sauberer Fußweg in den stillen Winkel. Es galt einen weiten Marsch

durch losen Steppensand. Hier brachten wir am liebsten unsere Nachmittagsstunden am Schachbrett zu.

Diese Lebensweise hatten wir anderthalb Monate hindurch fortgesetzt, als mir eine sichtliche Veränderung in dem Wesen des Lieutenants auffiel. Er wurde auffallend schweigsam, ein tiefer Kummer schien auf seiner Seele zu lasten, seine Combinationen im Spiele litten an Unklarheit; er verlor fast jede Partie. Zwar vermuthete ich, daß Unannehmlichkeiten in seinem zärtlichen Verhältnisse die Ursache der Verdüsterung seines reinen Gemüthes seien, allein da Lieutenant Gries zögerte, mir sein Vertrauen zu schenken, hielt ich es für unangemessen, Fragen an ihn zu richten. Endlich sollte mir Aufklärung werden.

Der Sommernachmittag war schön, ein linder West strich über den Spiegel des Schafgrabens und zerstreute seine gewöhnlichen miasmatischen Ausdünstungen; selbst die Mücken betrugen sich ungewöhnlich zurückhaltend. Unsere Partie hätte unterhaltend genug sein können, wäre der Lieutenant nicht gar zu zerstreut gewesen. Er that nicht allein die leichtsinnigsten Züge; wider die Sitte aller ordentlichen Schachspieler sah er sich sogar fortwährend um. Seine Stellung war dadurch so unhaltbar geworden, daß er in wenigen Zügen durch ein Abzugschach die Dame verlieren mußte. Zu meiner Verwunderung schien ihn, den sonst so ehrgeizigen Spieler, diese mißliche Wendung der Partie nicht im mindesten zu bekümmern. Statt seine ganze Aufmerksamkeit auf das Brett zu richten, wandte er den Kopf abermals nach der Gartenthür. Vergeblich war meine Bemerkung, daß sein Spiel durch den nächsten Zug rettungslos verloren ginge; er beachtete die hölzerne Dame nicht weiter; seine Blicke waren dagegen auf zwei Frauenzimmer gerichtet, die eben den Garten betraten, im Hause Kaffee bestellten und dann, etwa zwan-

zig Schritte von uns, in einer durch Gebüsch vor zudringlichen Spähern gedeckten Stellung Platz nahmen.

Lieutenant Gries erklärte mit plötzlich erheitertem Gesicht seine Partie ohne Widerrede für verloren, bat mich um Entschuldigung und setzte sich zu den Damen. Jetzt ging mir ein Licht auf; es war ein Rendezvous, das ihm die Geliebte unter dem Schutze ihrer mütterlichen Freundin gab. Etwas Außerordentliches mußte geschehen sein. Mir blieb, da der militärische Freund mich nicht zur Theilnahme an dem Congreß eingeladen hatte, nichts weiter übrig, als die Unterhändler aus der Ferne zu beobachten. Sobald Lieutenant Gries nach den üblichen zierlichen Verbeugungen sich auf einem Gartenstuhl niedergelassen, ergriff die verwittwete Postsecretärin das Wort und hielt mit großer Lebhaftigkeit einen Vortrag, dem die Liebenden mit niedergeschlagenen Augen zuhörten. Nur zuweilen verrieth der Lieutenant durch eine leidenschaftliche Bewegung der Arme den Sturm in seinem Innern. Die Redeweise der Alten hielt die glückliche Mitte zwischen den weltbekannten Auseinandersetzungen der Amme in Romeo und Julia und der Frau Martha in Goethe's Faust. Auch ihr Aufputz entsprach dem Geschmack dieser berühmten Matronen des Trauerspieles der deutschen und englischen Nation. Ich glaubte aus allen diesen hochpathetischen Attitüden schließen zu dürfen, daß ihre Rechte als Staatsbürgerin, Wittwe eines Beamten und weibliches Wesen überhaupt tief gekränkt worden seien. Julia ihrerseits beobachtete tiefes Schweigen, und nach einer halben Stunde entfernten sich beide Damen, um den Rückweg nach der Stadt anzutreten. Der Lieutenant kehrte in großer Aufregung zu mir zurück.

„Was ist geschehen?" rief ich, verwundert über das lebhaft geröthete Antlitz des Schachgefährten.

„Alles ist verloren!“ rief der Lieutenant und fuhr mit der Rechten durch sein kurz zugestutztes Haupthaar.

„Hat der junge Torfhändler um Julien angehalten? will der alte Herr sie zwingen? ist vielleicht der Tag der Verlobung schon angesetzt?“ fragte ich, auf das Aeußerste gefaßt.

„So weit sind wir noch nicht, Gott sei Dank,“ sagte Gries und packte krampfhaft den Griff des Degens, „aber wir werden dennoch getrennt. Denken Sie, heute schreiben wir den ersten Juli, der Alte hat der Postsecretärin gekündigt! Es soll eine abscheuliche Scene gegeben haben, als sie ihm die Vierteljahrsmiethe brachte. Ein Wort ist zum andern gekommen, Sie wissen, aus Schneeflocken bilden sich Lawinen, und aus Worten: Zwistigkeiten, Zänkereien, Abneigung, Haß und Krieg — die Postsecretärin muß am ersten October ausziehen und ich mit ihr.“

„Welchen Grund hat denn Ihr künftiger Herr Schwiegervater für seine Kündigung angegeben?“ fragte ich theilnehmend.

„Schwiegervater!“ seufzte der arme Lieutenant und blickte gen Himmel, „nun denn, da Sie es wissen wollen; es muß heraus. — Er hat die Postsecretärin eine Kupplerin gescholten, eine so anständige ehrwürdige Dame! Sie begreifen, daß keine Frau sich das gefallen lassen kann!“

„Gewiß nicht, aber man sucht denn doch dergleichen Ehrentitel zu motiviren!“

„Julia hat in meiner Abwesenheit die Postsecretärin besucht, ich bin vielleicht einmal bei solcher Gelegenheit zu frühe nach Hause gekommen — die Dienstboten haben unter einander davon gesprochen — Sie wissen ja, vor den Ohren eines Wirths giebt es keine Geheimnisse! Der Alte gedenkt das Quartier an den Torfhändler

zu vermiethen — verstehen Sie jetzt? Es ist zum Verzweifeln!"

Die Lage meines armen Gefährten war allerdings traurig. Der Tyrann hatte das geeignetste Mittel gewählt, die Liebenden zu trennen, und dem von ihm begünstigten Rivalen seine künftigen Bewerbungen um Julien zu erleichtern. Ich überlegte, wie dem Unglücklichen zu helfen sei, aber der einzige Trost blieb doch nur, daß von heute an bis zum entscheidenden Termin des Auszuges den Liebenden noch ein Vierteljahr Zeit gelassen war. In drei Monaten konnte sich Vieles zum Bessern verändern. Der Lieutenant war nicht meiner Ansicht.

„Sie kennen Juliens Vater nicht," sagte Gries sehr niedergeschlagen, „dem gewöhnlichen Gebrauch nach brauchen wir erst im October auszuziehen, allein Sie vergessen die mögliche Exmission!"

Es lief mir kalt über den Rücken — Exmission! ja das war das Schwert des Damokles.

„Die Postsecretärin," fuhr Gries fort, „hat einen jener diplomatisch ausgeklügelten Kontrakte unterschrieben, der sie ganz und gar dem Belieben des Wirthes überliefert. Sie darf keine Hausthiere halten — und sie hat einen Kanarienvogel! Ein Tropfen Wasser, den ihr Mädchen auf dem Flur vergießt, ein Eimer, der auf dem Hofe stehen bleibt, ein Stück Holz, das unbedachtsam auf dem Herde statt auf dem Hauklotz zerspalten wird, und der Alte beantragt die Exmission. Mit einem solchen Tyrannen ist nicht zu spaßen; er hat schon früher verschiedene Beispiele statuirt. Seitdem Juliens Mutter gestorben, vermag Niemand ihn mehr zu bändigen."

Wir brachen auf und ich begleitete den bekümmerten Liebenden nach Hause. Um nicht unter den Fenstern des Wirthes vorüberzugehen, machten wir einen Umweg und betraten die enge Gasse von der entgegengesetzten Seite.

Die Postsecretärin war bereits in ihrer Wohnung, empfing uns, und machte ihrem Unmuth in so lauten Worten Luft, daß ich bei den geöffneten Fenstern und dem scharfen Gehör des Wirthes schon heute Abend das Aeußerste fürchtete.

Die Wittwe des Beamten war tief von der Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens durchdrungen und eine Frau ohne Menschenfurcht.

„Mutterstelle habe ich an dem Mädchen vertreten! und das ist mein Lohn?" rief sie und stemmte beide Hände auf den Sophatisch. „Nennt man eine alte Wittwe: Kupplerin, wenn sie einem reputirlichen jungen Mann, einem Offizier, zu einer Frau verhelfen will? seine Selige hat er ins Grab gebracht — ich werde ihr bald nachfolgen!" Der Gedanke an ihren durch die Grausamkeit des Wirthes verursachten vorzeitigen Hintritt trieben dem armen Weibe die Thränen in die Augen. Ich holte einen Stuhl. Sie ließ sich darauf nieder und hemmte den Strom mit den Zipfeln ihrer Kattunschürze und den herabhängenden breiten Haubenbändern. Dann raffte sie sich empor. „Sie sollen Julien haben," sagte sie und drückte die Hand des Lieutenants, „das Mädchen liebt Sie, Sie lieben das Mädchen! Sie haben nichts; das Mädchen hat Geld; durch eine Heirath ist Ihnen daher Beiden geholfen. Der Alte sollte seinem Herrgott danken, einen so anständigen Schwiegersohn zu bekommen." Das Raisonnement war einfach, aber es ließ sich dagegen nichts einwenden. Meine jugendlichen Sympathien hatten die Liebenden längst gewonnen. Da aber jeder Tag, der glücklichste wie der traurigste, zu Ende geht und die Dämmerung hereinbrach, entzündete der Lieutenant die Spirituslampe unter seiner Theemaschine, die Postsecretärin entsandte die Köchin, um einige für die Ernährung von Junggesellen passende Lebensmittel herbeizuholen, und

ich nahm Abſchied, unfähig, dem traurigen Nachtmahl eines Jünglings beizuwohnen, der ſo ungewöhnliche Talente für Häuslichkeit und eheliches Leben verrieth, und an ihrer Ausübung nur durch thörichte Standesvorurtheile eines reichen bürgerlichen Greiſes verhindert wurde.

Nach Verlauf von mehr als zwei Jahrzehnten vermag ich heute nicht mehr anzugeben, wie viele Tage vergingen, ehe ich den Lieutenant wiederſah. Vor dem fünfzehnten Juli war es jedenfalls nicht, denn er erſchien mit einem ungleich betrübteren Geſichte als früher in meiner Wohnung, und zeigte mir an, die Poſtſecretärin habe es vorgezogen, ungeachtet des heftigen Auftrittes am erſten Juli, ihren Frieden mit dem Wirth zu machen, den verliebten Lieutenant zu exfern, und ihm — die Wohnung aufzuſagen. Sie habe ihm die Liebespoſt unter Betheuerung ihrer treuen Anhänglichkeit gemacht und ihn auch ihres künftigen Schutzes und Beiſtandes verſichert, aber ſie könne ſich nicht von der billigen Wohnung trennen. Die Kündigung ſei vom Wirthe zurückgenommen, doch wolle dieſer die Beſichtigung und definitive Beſtätigung des künftigen Chambregarniſten ſich vorbehalten. Gries war tief gebeugt. Er beſaß nichts von der wilden Heftigkeit Romeo's; der Gedanke ſeiner bevorſtehenden Verbannung aus dem Hauſe Julia's ließ ihn verſtummen. Erſt als ich ihn an den Muth des Soldaten in ſeiner Bruſt erinnerte, gelang es mir, ihn wieder aufzurichten. So lange Julia ihm treu geſinnt ſei, dürfe er die Hoffnung nicht aufgeben. Der Torfhändler ſei ihm, wie er längſt wiſſe, nicht gefährlich, und der nächſte Chambregarniſt werde, da von Juliens Vater ſeine Niederlaſſung abhänge, keine jener Eigenſchaften beſitzen, welche die Eiferſucht junger Liebenden zu reizen pflegen. Möge die poſtaliſche Wittwe eine Verrätherin ſein; den Beweis habe noch Niemand geführt. Wer könne i h n

an einem Briefwechsel mit Julien hindern? Elterliche Strenge habe schon die Pläne vieler Liebenden durchkreuzt, aber die gleiche Anzahl durch Treue und entschlossenen Widerstand endlich den Sieg davongetragen. Wenn meine Freundschaftsdienste ihm nützlich sein könnten, so solle er über mich verfügen. Die Rede, die ich hier nur in indirecten, dem Geschichtsschreiber Livius nachgebildeten kurzen Sätzen mittheile, war ergreifend, und gab den Lieutenant sich selbst wieder. Wir ersannen die verschiedenartigsten Pläne und nach acht Tagen war ein regelmäßiger Briefwechsel mittelst der Bücher des Leihbibliothekars in der Nachbarschaft Juliens hergestellt. Gleich den Untersuchungsgefangenen, denen Lectüre gestattet ist, punctirten die Liebenden mit Nadeln die Buchstaben in gewissen Romanen auf bestimmten Seiten, die alle vierzehn Tage verändert wurden. So war das Einverständniß wieder hergestellt; man konnte, ohne Furcht entdeckt zu werden, einander Alles mittheilen. Der Argwohn des Alten ließ indessen nicht nach. Mit Ausnahme der Leihbibliothek, deren Thür er aus seinem Fenster zu überwachen vermochte und des Wochenmarktes, auf welchen ihr der Hausknecht, ein eisernes Inventarium des Hauses, folgte, durfte Julia ohne Begleitung ihres Vaters keinen öffentlichen Ort besuchen. Die Liebenden konnten einander weder sehen noch sprechen. Aber die Leidenschaft ist scharfsinnig und Gries war auf einer hohen Schule der Strategie und Taktik gebildet.

„Es bleibt mir nichts übrig!“ sagte er an einem trüben Herbstabende, „wenn ich Julien sehen, sie sprechen will, muß ich mich in die Höhle des Löwen wagen.“ Seine Stimme klang gedämpft, wie die eines Anführers in der Oper, wenn er die geheimen Befehle zum Sturm auf die Festung der Götzendiener ertheilt. „Im obersten Stockwerk ihres Hauses ist ein geräumiger, durch Latten-

werk in viele kleinere Räume getheilter Boden; dort nur kann ich Julien ungestört sprechen. Den podagristischen Beinen des Alten ist die Erkletterung der vier Treppen unmöglich. Ich kenne das Terrain; selbst wenn er uns verfolgt, kann ich ihm mit leichter Mühe entwischen, und meiner Julia vermag er nichts anzuhaben. Lassen Sie mich machen, wollen Sie mir jedoch helfen, so helen Sie mich am nächsten Donnerstag um drei Uhr Nachmittags ab."

Um die festgesetzte Stunde war ich bei dem Lieutenant; schweigend begaben wir uns in Julia's Wohnung. Wir stiegen zwei Treppen hinan; hier hielt mich mein Gefährte am Arme fest und reichte mir eine Jagdpfeife. „Julia erwartet mich oben," sagte er, „Sie sind zu unserem Wächter bestimmt, zeigt sich etwas Verdächtiges, so stoßen Sie einen kräftigen Ton auf diesem Instrumente aus, dann eilen Sie an die nächste Straßenecke; für das Weitere ist gesorgt." Der kühne Liebhaber stieg die beiden letzten Treppen hinan, ich aber beugte mich aufmerksam über das Geländer und beobachtete alle Passanten. Zehn Minuten lang zeigte sich keine verdächtige Persönlichkeit; plötzlich vernahm ich ein schauerliches Stampfen, das von zwei Elephantenfüßen und einem Knotenstock herzurühren schien. Ein alter Herr, mit allen Zeichen der Entrüstung im Gesichte, stieg die Treppe hinan; die Postsecretärin, die schwarze Verrätherin begleitete ihn! Die äußerste Gefahr war im Verzug, ich gab das verabredete Signal, und sprang, so leicht als meine zwanzigjährigen Beine mich zu tragen vermochten, an den furchtbaren Verfolgern vorüber. An der bezeichneten Straßenecke faßte ich festen Fuß. Ich hatte noch nicht zwei Minuten gewartet, als der Lieutenant — er trug weislich bemerkt, einen schwarzen Civilrock — mit der Miene eines Flüchtlings die Treppe vor der nach

der Hauptſtraße hinausführenden Thür hinabſprang, meinen Arm ergriff und ſich eilig entfernte. Nach ſeiner Angabe hatte Julie, als mein Pfiff erſchallte, mit einem Körbchen feiner Wäſche ruhig den Boden verlaſſen, er ſelbſt aber das an einer ihm bekannten Stelle nur locker befeſtigte Lattenwerk aufgehoben und ſeine Flucht, ohne entdeckt zu werden, über die Treppen des Vorderhauſes bewerkſtelligt.

Vom Romanſchreiber darf der Leſer eine kunſtgerechte Darlegung der Ereigniſſe, eine langſame Entwicklung der Charaktere verlangen; dem Berichterſtatter wahrer Begebenheiten iſt es verboten, zu der ergänzenden Kraft der Phantaſie ſeine Zuflucht zu nehmen. Er darf nur erzählen, was er erlebt hat. So muß ich denn zwanzig Jahre überſpringen.

Es war unter der Blüthe des Manteuffel'ſchen Regiments, als mich die Nothwendigkeit, einen mir empfohlenen Schuſter aufzuſuchen, auf den Schauplatz der mitgetheilten tragiſchen Begebenheiten führte. Die Adreſſe des Mannes trug ich in der Hand; ich ſtand wieder in der engen Gaſſe vor dem bekannten Hauſe. Ueber der ehemaligen Wohnung der Poſtſecretärin und des Lieutenant Gries prangte das Firmaſchild des Schuſters. Aus dem Fenſter des furchtbaren Wirthes ſah — Gries ſelber! Er trug eine braune Sammetkappe, einen ſittigen Warſchauer und rauchte ſeinen Jahren gemäß aus einer langen Pfeife. Am zweiten Fenſter ſaß eine ältere Dame, beſchäftigt mit zwei jungen Mädchen von 14 bis 16 Jahren. Ich wußte genug: das Gefühl ſüßen Friedens ſchlich in mein Herz. Nach dem trübſeligen Anfange ſah ich nun das wonnigliche Ende. Die Liebenden hatten alſo doch das Ziel ihrer Wünſche erreicht und mehrere Zeugen ihres ehelichen Glückes um ſich verſammelt. Der ehemalige Lieutenant, jetzige Rentier Gries,

erkannte mich nicht mehr, und ich fand mich nicht veranlaßt, die alte Bekanntſchaft zu erneuern. Der Schuſter war aber ſeines Lobes voll und konnte die Liebenswürdigkeit des Hauswirthes und ſeiner Hausehre nicht genug rühmen.

---

3. Der Auszug des kleinen Miethers.

Das Gegentheil des kleinen Miethers iſt nicht immer der große Wirth. Eher könnte man ſagen, daß zum „kleinen Miether" auch ein „kleiner Wirth" gehört, ein Mann ohne tiefe ſociale Anſchauungen, ein Charakter, der den Friedrichsd'or nie unter fünf Thalern zwei und zwanzig Silbergroſchen ausgiebt, nur Sonntags einen mit dem Rockärmel geglätteten Seidenhut, an Wochentagen aber eine ſchnöde Tuchmütze trägt, das Abzeichen der heranwachſenden, uneingeſegneten Jugend und der Hörigen, ein ſtarker Geiſt, der nicht davor zurückſchreckt, in bewegten geſchichtlichen Momenten ſeines Lebens Schläge auszutheilen und zu erhalten, ein Anhänger Schillers, der mit ihm den Menſchen frei geboren ſein läßt, auch wenn er jährlich einmal wegen Real- und Verbalinjurien vier Wochen lang in den verſchwiegenen Gemächern des Molkenmarktes zubringen muß.

Das Schickſal vertheilt die Häuſer, wie ſo viele ſeiner Gaben, oft an Unwürdige. Nicht allein die großen Gemeinſchaften unſeres Geſchlechts: die Staaten, auch die kleineren menſchlichen Verbände: die Häuſer, werden häufig mit äußerſt geringem Verſtande regiert. Man muß, wie Oxenſtierna, Kanzler eines mächtigen Königreiches ge-

wesen sein, um Ersteres, oder nur Insasse eines, unter der Botmäßigkeit eines kleinen Wirthes stehenden, von kleinen Miethern übervölkerten Hauses, um Letzteres zuversichtlich behaupten zu können.

Das Haus, von dessen Bewohnern ich sprechen will, lag in einer bewährten Geschäftsgegend und stieß mit seinen Hintergebäuden an jenes Gewässer, das die Sage allerdings nicht mit Geschöpfen der Einbildungskraft verschönert hat, das aber dennoch einst auf dem Künstlerfest durch den Pinsel unseres W. Scholz und mehrerer gleichgestimmter Collegen, wie durch D. Kalisch's drastische Feder verherrlicht worden ist und außerdem durch den amtlichen Abbruch der Brücke von Sparwaldshof eine eben so wichtige Stelle in den Berliner Annalen behaupten wird, als der Rhein und die von Cäsar geschlagene Brücke in der von Letzterem verfaßten Geschichte des gallischen Krieges. Das Haus grenzte an den grünen Graben.

Es war im schlimmsten Sinne des Wortes ein Geschäftshaus, d. h. ein Ameisenhaufen, bewohnt von unermüdlich fleißigen Menschen, die sich kaum Zeit zum Essen und Schlafen gönnen, eine Vorrathskammer von Rohstoffen und fertigen Waaren, ein Conservatorium für Lehrburschen jeder Art, eine hohe Schule für wandernde Gesellen, ein bloßer Inbegriff von einfach eingerichteten Läden und Arbeitszimmern, die doch zugleich als Schlafstuben dienen mußten. Ohne Connexionen hätte selbst mein Landsmann, der Schüler des Gewerbeinstituts, darin kein Unterkommen als Chambregarnist gefunden. Er wohnte im zweiten Stockwerke bei einem Schuhmacher, der nach dem interessanten Hange dieses Handwerks: durch Philosophie, Poesie oder Naturwissenschaft die Bearbeitung des Kalbleders mit einem goldenen Strahlenkranze zu umgeben, der Zucht von Kanarienvögeln oblag,

und als mustergültigen Versänger des citronengelben Chores in dicht verhangenem Käfich eine (vor Einführung der Steuer) im Thiergarten gefangene Nachtigall ernährte.

Das kleine Gemach meines Landsmannes gewährte keine zu weltlichen Freuden verlockende Aussicht; sein einziges Fenster ging auf den Hof hinauf. Die Studien des jungen Industriellen — er ist seitdem zu einem Manne von zweimalhunderttausend Thalern herangewachsen — wurden nur durch den vielstimmigen Gesang der Kanarienvögel, oder wenn diese schwiegen, durch das ächzende Geräusch der unter den Händen der Gesellen in Werdelust erwachsenden Stiefeln und durch Seufzer oder andere nothgedrungene Naturlaute der schweigsamen Arbeiter unterbrochen. Desto größere Abwechselung gewährte der Hof dem wißbegierigen Auge. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir ihn den Tummelplatz der Leidenschaften des Hauses nennen. Nur äußerten sich diese nicht wie an den Höfen der Fürsten in versteckten Intriguen und Kabalen; diese wurden vielmehr, sobald sie im Innern der einzelnen Haushaltungen genügend herangereift waren, unter freiem Himmel zum Austrag gebracht. Die erwähnte Neigung des kleinen Mannes, seine Kämpfe vor Aller Augen auszufechten, betrachteten wir in unseren vertraulichen Gesprächen als ein letztes Ueberbleibsel der Gottesgerichte im Mittelalter.

Eine hervorragende Rolle spielte in allen diesen Gefechten und mündlichen Auseinandersetzungen die Person des Wirthes oder Vicewirthes wenn man will, denn die Eigenthümerin des Hauses, seine alte Mutter, lebte noch, und führte ungeachtet aller ihm aufgetragenen Verwaltungsmaßregeln im Großen und Ganzen die Oberaufsicht. Herr Krebs hatte sich als Persönlichkeit aus der Geschichte des Hauses entwickelt. Gleich den

Tugenden und Fehlern der Fürsten aus alten Dynastien, hingen auch die seinen mit der architektonischen Eigenthümlichkeit des Gebäudes, der industriellen Richtung der Bewohner und ihren revolutionären Neigungen zusammen. Die historische Berechtigung, ein solcher zu sein, wie er in Wirklichkeit war, konnte ihm nicht bestritten werden. Die widerspenstige Denkungsart fast aller Miether des Hauses, ihre zur Schau getragene Abneigung, den getroffenen Anordnungen zu gehorsamen, mochten auf seinen angeborenen Hang zum Liberalismus nachtheilig eingewirkt haben. So viel ist gewiß, im Verlauf der Jahre hatte sich eine unverkennbare Vorliebe für Maßregeln des Absolutismus, die nur das Beste der regierenden, nicht der regierten Partei beherzigten, in ihm herangebildet. Die gesammte Einwohnerschaft stand ihm als compacte Oppositionspartie gegenüber. Nicht einmal in der Geschichte der Staaten unserer Tage finden wir etwas Aehnliches.

Bei seinem lebhaften Verkehr mit der Geschäftswelt außer dem Hause wäre diese schroffe Auffassung der hausherrlichen Würde schwerlich von Bestand gewesen, hätte ihn nicht der Einfluß der Wirthin Mutter darin bestärkt. Nachdem die seltene Frau länger als vierzig Jahre hindurch einen hartnäckigen Kampf gegen die Menschheit unterhalten hatte, der in Bezug auf ihren, nicht sonderlich dauerhaft veranlagten Gatten sogar in einen Vernichtungskrieg ausgeartet war, sah sie sich endlich durch anhaltende gichtische Beschwerden genöthigt, aus dem Felde zu scheiden und ihre fernere Thätigkeit in Regierungsangelegenheiten auf das Cabinet zu beschränken. Von diesem aus gingen alle Angriffe auf Dienstmädchen, die beim Fensterputzen Scheiben geknickt, oder einige Tropfen Wasser auf Treppen und Fluren verspritzt hatten; die Wirthin Mutter entwarf die Verweise, die ihr Sohn den Miethern ertheilen mußte, wenn die Lehrburschen mit ihren Holz-

pantoffeln im Winter ungewöhnlich geräuschvoll die Treppen erstiegen, oder Torfstücke fallen ließen; in ihrem Cabinet zeitigten die Entwürfe zu Miethssteigerungen, qualvollen baulichen Veränderungen und Exmissionen. Die alte Dame war für großartigere Verhältnisse geboren. Als Mutter eines mächtigen Herrschers über viele Millionen, hätte sie Ministerien gebildet und gestürzt, unpopuläre Heirathen gestiftet, große Summen in wunderlichen Liebhabereien verschwendet, eine unbegrenzte Verachtung des Volkes an den Tag gelegt, mit einem Worte gesagt: alles Mögliche gethan, wodurch die Geschichte in allen Jahrhunderten lebhafte Impulse zu erhalten pflegt. Als Besitzerin eines Hauses vermochte sie nur einem Häuflein von etwa hundert Menschen das Leben sauer zu machen.

Da der Mutter und dem Sohne keine bewaffnete Macht zu Gebote stand, es sei denn, irgend ein häusliches Zerwürfniß wäre so weit gediehen, um die Intervention der Polizei nothwendig zu machen, war der Hausherr fast immer auf die Macht seiner Beredsamkeit und persönlichen Tapferkeit angewiesen. Der Einfluß Beider wurde jedoch unglücklicher Weise durch eine gewisse Schwäche vermindert, die Herr Krebs in einem Jahrzehnt, welches das bayrische Bier noch nicht kannte, mit vielen männlichen Zeitgenossen theilte. Der Gebrauch der Zunge und Fäuste stand erst zu seiner Verfügung, wenn er seinen Gaumen durch jenes Wasser angefeuchtet hatte, das man zum Unterschiede von dem, unbescholten aus dem Schoß der Erde hervorsprudelnden Naß, als „gebranntes" zu bezeichnen pflegt. Es ist nicht unmöglich, daß der begabte Mann in dem Zustande der Begeisterung ungewöhnliche Gedanken entwickelt, seltene Thaten vollbracht hätte, wäre derselbe von längerer Dauer gewesen. Allein sein schöner Rausch ging allzurasch in

elegiſche Empfindlichkeit über, Herr Krebs war überwiegend ein lyriſcher Trunkenbold. Er mochte noch ſo zornig in die Werkſtatt des im Hofe wohnenden Schmieds hinabgeſtiegen ſein und mit furchtbaren Verwünſchungen des Kohlenhändlers und ſeines Fuhrmanns beginnen, durch deſſen Nachläſſigkeit der ſchwarze häßliche Staub in das Zimmer ſeiner Frau Mama geweht worden ſei, wenn der Meiſter in ſeiner Antwort ſich an das Gemüth des, in den heiligſten Familienempfindungen gekränkten Wirthes wandte, gewann Krebs der Streitigkeit ſehr bald eine verſöhnliche Seite ab, ſprach einen in der Kirche aufgefangenen Gemeinplatz aus, erging ſich in frommen Betrachtungen darüber und ſchloß endlich in Thränen ausbrechend und ſein Haupt verhüllend. War der Schmied, ſein Hauptwiderſacher, jedoch nicht zu einem gütlichen Uebereinkommen geneigt, widerſprach er den Beſchuldigungen mit Lebhaftigkeit, ſo konnte der Ausbruch der Feindſeligkeiten nicht verhindert werden, und es kam meiſtens zu einem Treffen, nach welchem längere Friedensunterhandlungen auf dem Stadtgericht angeknüpft wurden.

Auf einem ähnlichen geſpannten Fuße ſtand der Wirth faſt mit allen Miethern des Vorderhauſes. Er erlaubte ſich die empfindlichſten Eingriffe in den Gewerbebetrieb des Reſtaurants, bei dem u. a. die Setzer einer benachbarten großen Druckerei und die zahlreichen Arbeiter einer Hutfabrik ſpeiſten, und behauptete, daß durch den ungeſtümen Gang dieſer Herren die morſche Treppe vollends ruinirt werde. Den Geſellen eines Schneiders im zweiten Stockwerk warf er ihre Schönthuerei mit den jüngeren Damen des Hauſes vor, und äußerte lebhafte Beſorgniſſe für die Sittlichkeit nicht nur ſeines Quartiers, ſondern des geſammten Stadttheiles. Der im dritten Geſchoß wohnende Fechtmeiſter ſtand unausgeſetzt am Abgrunde

der Exmission, weil er auf dem Trockenboden seine Fechtübungen zwar nach gegenseitigem Uebereinkommen abhielt, dadurch aber mit den wehrhaften Studenten das altersschwache Haus in seinen Grundfesten so gewaltsam erschütterte, welcher Fall ausdrücklich im Contracte (laut Paragraph 117 der Exmissien bedingten Ruhestörungen) verboten war, daß der unglückliche Gladiator außer dem Wirthe, auch wie die Gewaltigen des alten Testaments die ganze Menschheit des Hauses wider sich hatte.

Die größten Schwierigkeiten im Leben des Herrn Krebs erwuchsen ihm indessen aus den Machinationen der kleinen Miether im Hinterhause. Da diese größtentheils mit dem festen Vorsatze eingezogen waren, die Miethe nicht zu bezahlen, und ihre langjährige Gewohnheit es mit sich brachte, in einem Augenblicke, wo der Wirth es am wenigsten erwartete, ihren Abzug aus dem Quartier mit einer Stille und Heimlichkeit zu bewerkstelligen, die gewiß besser bei dem nächtlichen Ueberfalle eines feindlichen Angreifers angewandt wären, blieb eine fortwährende Wachsamkeit ganz unerläßlich. Sie war um so nothwendiger, als der auf geheimen Abmarsch sinnende Einwohner sich von allen übrigen Miethern unterstützt sah. Leisteten sie ihm auch nur selten offenkundige Hülfe durch Aufbewahrung zur Pfändung geeigneter Mobilien und Küchengeräthe, so durfte er sich doch stets auf ihre unbedingte Schweigsamkeit verlassen. Die Neigung zu Denunciationen mußte in einer höheren Klasse der Gesellschaft gesucht werden.

Es würde leicht sein, durch eine Reihe wunderlicher Katzbalgereien der feindseligen Parteien ihr gegenseitiges Verhältniß zu illustriren; ich halte es für hinreichend, durch eine dieser Episoden den trunkfälligen Wirth und seine Gegner zu charakterisiren. Unter den Miethern des Hinterhauses zeichnete sich ein Bewohner des Parterrege-

schosses aus, dessen Hauptgeschäft im Transport des Spreewassers bestand, das er mit Hülfe seiner beiden Söhne und eines starken, vor den Wagen gespannten Hundes den Haushaltungen zuführte. Rentirte der Beruf des Mannes nicht sonderlich, oder verbrauchte er mehr als sein Einkommen, genug, er stand bei allen Hausgenossen in dem Ruf, die Miethe für mehrere Quartale dem Wirthe schuldig geblieben zu sein. Jeder, der Herrn Krebs genauer kannte, würde dieses Gerücht für ungereimt gehalten haben, wenn nicht gleichzeitig das seltene freundschaftliche Verhältniß Beider aufgefallen wäre, das eine derartige fabelhafte Nachsicht nicht ganz unwahrscheinlich machte. Zwischen beiden Herren bestand ein Bund schöner Seelen. Es war ungewiß, wer von Beiden alkoholhaltige Getränke mehr liebte, aber nicht, wer sie besser vertrug. Der Wasserhändler hatte sich, schon um den Einwirkungen des feindlichen Elements zu widerstehen, mit dem er täglich verkehrte, eine seltene Virtuosität in der Vertilgung von Spirituosen angeeignet, vor welcher Herr Krebs die Segel streichen mußte. Die beiderseitige Schwäche verhinderte ein offenes Zerwürfniß zwischen Beiden, und die Bravour des Wasserhändlers mag außerdem dem Wirthe im Stillen so imponirt haben, daß er lieber Opfer bringen, als sich von einem so ausgezeichneten Manne und Gesinnungsgenossen trennen wollte. Ganz entgegengesetzter Ansicht war der Wasserhändler. Das zärtliche Verhältniß schien ihm nicht länger haltbar. Mit dem feinen Instinct eines, mit allen Hunden gehetzten kleinen Miethers witterte er eine Exmission mit Zurückbehaltung aller Effecten im nächsten Quartale, wenn der Saft in die Bäume und Köpfe der Wirthe schießt. Er beschloß noch in den letzten Tagen des alten Jahres auszuziehen.

Es war ein milder freundlicher Decembertag, ohne

die Weihnachtsbäume hätte man an den Spätherbſt glauben können. Ich brachte den ſchönen Ferientag bei meinem Landsmann zu, da wir unſere Geſchenke aus der Heimath gemeinſchaftlich erhalten hatten und uns demgemäß ihrer auch nicht getrennt erfreuen wollten. Bei einer Schachpartie am Fenſter ſitzend bemerkten wir, daß in der Wohnung des Waſſerträgers ſichtliche Aufregung herrſchte. Aus dem hinterſten der beiden Zimmer, durch deren Scheiben wir ungehindert blicken konnten, wurden alle Geräthſchaften in die vordere Stube getragen. Die beiden Jungen des kleinen Miethers, zwei Knaben von reicher Straßenerfahrung und ſeltenen Rednergaben, blickten von Zeit zu Zeit ſcheu über den Hof nach der Wohnung des Wirthes. Der Schuſter, der Gönner meines Landsmannes, trat unerwartet zu uns herein, und machte uns auf die Evolutionen im Parterregeſchoß aufmerkſam.

„Meine Herren,“ ſagte der ernſte Meiſter, „der will durchbrennen — ich kenne das — aber ich bin neugierig, wie er es anſtellen will — Krebs iſt zu aufmerkſam!“ Zugleich ahmte der Handwerksgenoſſe Jakob Böhme's mit ſeltener Kunſt den Schlag eines Sproſſers nach. Menſchlich artikulirte Laute ſchienen ſeine Freude über den Streich, der dem verhaßten Wirthe geſpielt werden ſollte, nicht ſatiſam ausdrücken zu können; er nahm ſeine Zuflucht zu einer der holdſeligſten jubelnden Vogelſtimmen.

Noch flötete der Schuſter, als unter unſeren Fenſtern **Krebs** erſchien und mit heftigen Schritten auf die Wohnung des Waſſerhändlers losſchritt. Kaum war er eingetreten, als der Waſſerhändler ihn in das hintere Gemach führte, und auf einem umgekehrten Eimer Platz zu nehmen bat. Dann gab er dem älteſten ſeiner Jungen einen Auftrag und ein Stück Geld. Inzwiſchen begannen

die Unterhandlungen; sie wurden mit sichtlicher Erbitterung geführt und immer heftiger. Der Moment war kritisch; das geringste Mißverständniß konnte, wie so oft in der Geschichte, einen unheilbaren Bruch, eine Metzelei, herbeiführen. Da kam der Aelteste zurück, er trug eine gefüllte Quartflasche, ein oben ausgebrochenes Bierglas und ein längeres Wurstfragment, das er von dem Knapphans der benachbarten Kaserne erstanden hatte. Der Anblick der vielversprechenden Flasche wirkte versöhnend auf das Gemüth des Wirthes. Das Glas wurde gefüllt und ging rasch von Hand zu Hand. Der Wasserhändler hielt die Flasche gegen das Tageslicht und gab seinem ältesten Knaben einen Wink. Der Bube lief fort und kehrte nach wenigen Minuten mit einigen Männern zurück, welche auf diese Wendung der Ereignisse draußen gewartet zu haben schienen. Während im Hintergemach das Trinkgelage der beiden Matadore fortgesetzt wurde, begann die Fortschaffung des Hausgeräthes aus der Vorderstube. Das ganze Verfahren war scharfsinnig erdacht und musterhaft organisirt. Es gelang dem viel vertragenden Wasserhändler, seinen Wirth vollständig zu täuschen, aber der weltkundige Geschäftsmann entwickelte auch die feinsten Künste der Ueberredung und geselligen Unterhaltung. Er bewirthete Herrn Krebs nicht nur mit Cigarren, er belustigte ihn auch auf eine, seinen Geisteskräften angemessene Weise, indem er aus Kienenholz Löffel, Messer und Gabeln schnitzte und mit dem verrathenen Manne wie mit einem Kinde spielte. „Jetzt ist er geliefert!" sagte der Schuster, der uns nicht von der Seite gewichen war, und alle Momente des diplomatischen Vorganges mit Sachkenntniß entwickelte, „ich habe nicht geglaubt, daß es ihm gelingen würde, aber der Mann versteht sich darauf."

Der Auszug war vollendet; in dem Vordergemach

ſtanden nur noch einige zerbrochene Töpfe. Auch die Flaſche, die in der Zwiſchenzeit noch einmal gefüllt worden war, hatte ihre Wirkung gethan; der Wirth neigte ſein Haupt und lehnte kraftlos den Rücken gegen die Wand. Jetzt fuhren die Kameraden des verrätheriſchen kleinen Miethers mit der letzten Ladung ab; als nehme er Theil an dem glücklich gelungenen Plane, ließ der vor den Wagen geſpannte Hund ein freudiges Gebell erſchallen. Der Schuſter klatſchte ſo leidenſchaftlich, wie auf der Gallerie des Theaters in die Hände.

Die Jungen des Waſſerhändlers hatten die letzte Fuhre nicht begleitet. Sie leiſteten pflichtſchuldigſt ihrem Herrn Vater bei der nun folgenden Kataſtrophe Hilfe. Sämmtliche Eimer und Waſchgefäße, die im Hintergemach bis dahin als Mobiliar gedient hatten, wurden hinausgetragen und der faſt bewegungsloſe Körper des trunkenen Wirthes der Länge nach auf den Dielen ausgeſtreckt. Sein Haupt wurde auf den Stumpf eines Strauchbeſens gebettet, aber die Barbaren fügten dieſer ſittlichen Niederlage noch den kränkendſten Hohn hinzu. Nach der Sitte heidniſcher Naturvölker bei Begräbniſſen ihrer gefallenen Häuptlinge ſtellten ſie rings um die ſchwerathmenden Ueberreſte des Wirthes alle zurückgebliebenen zerbrochenen Taſſen, Teller und Töpfe auf. Ein italieniſcher Salat konnte nicht mit mehr Geſchmack garnirt werden. Dann entfernte ſich der Alte mit ſeinen jungen Unholden, jedoch nicht ohne als gewiſſenhafter Miether den Schlüſſel der Wohnung in der Küche des Wirthes abgegeben zu haben. Das ſchlecht behandelte Dienſtmädchen hatte Alles geſehen, aber nicht das Mindeſte ihrer gichtbrüchigen alten Herrin verrathen. Erſt nach Ablieferung des Schlüſſels ſchlug ſie Lärm; man ſchickte nach der Polizei, doch war nichts mehr zu thun. Am nächſten Morgen kämpfte der Wirth mit den An-

fängen des delirium tremens; jede Spur des kleinen Miethers war verloren. Später wollte man wissen, er sei als Arbeiter in einer Fabrik spanischer Weine angestellt.

---

4. Der Rentner.

Nur drei Parteien wohnen in dem kleinen, aber eleganten Hause; der Wirth und seine beiden Miether. Gleich einem Brillanten, eingefaßt von zwei Halbedelsteinen, glänzt der Besitzer im ersten Stockwerk zwischen dem zu ebener Erde wohnenden Schweineschlächter und dem gelehrten Rentner, der das zwei Treppen hoch gelegene Quartier bewohnt. Er glänzt, sagen wir, zwar nicht durch hohe Würden im Staate, durch zeitgemäße Beredsamkeit im Bezirksverein, durch eine hervorragende Stellung in der Kaufmannschaft, oder durch Einfluß in conservativen Kreisen; er glänzt wirklich wie der Kämpfer in der olympischen Arena, wie der große Häuptling vom Salzsee, wenn er seinen Leib zum Gefecht gesalbt hat. Reichlicher und guter Nahrung beflissen, hat er nach und nach seine organischen Bestandtheile so geläutert, daß sie eine gewisse Transparenz angenommen haben und einer Paraffinmasse gleichen. Doch nicht allein sein physischer Theil ist durch sorgfältige Leibespflege verklärt worden, auch der moralische Kern des Mannes hat sich durch guten Stoffwechsel allmählich veredelt. Er ist zu jener Herzensgüte wohlbeleibter Herren herangereift, die schärfer blickende Psychologen vielleicht nur »Bequemlichkeit« oder »Gleichgültigkeit« nennen würden. Aus Abneigung gegen

jegliche Ruhestörung vermeidet er alle politischen Zusammenkünfte, um nicht auf irgend eine Weise, und wäre es auch nur wegen unterlassener Bestreuung des Bürgersteges mit Asche, gemaßregelt zu werden, sieht er immer zu den Fractionsführern der Behörde; er unterzeichnet alle Vorlagen von conservativer Seite, ohne grade mit seinen alten Bekannten von der Fortschrittspartei offen zu brechen, und hat sich seit der Ministerpräsidentschaft des Herrn v. Bismarck auf sein Organ abonnirt; Alles nur, um nicht durch etwaige Gewissensbisse oder peinliche Erwägungen in der Verdauung gestört zu werden. Er gehört zu den leichtlebigsten Wirthen der Hauptstadt; es ist eine Lust, in seinem Hause zu wohnen.

In dem Quartier des zweiten Stockwerks hat sich im Verlaufe der Jahre in dem gelehrten Rentner ein schneidender Gegensatz zu ihm herangebildet. Als geborener Rheinländer verschmäht dieser originelle Einwohner die in Berlin übliche Bezeichnung »Rentier«: er nennt sich mit unerklärlicher Vorliebe »Rentner.« Seine Mitgliedschaft in dem Potsdamer Verein zur Reinigung der deutschen Sprache ist niemals nachgewiesen worden. Die Natur hat ihm jede Anlage zur körperlichen Rundung versagt.

Mit dem Beginn des vierzigsten Lebensjahres, in welchem beleibte Personen anfangen sollen, mager, magere beleibt zu werden, hat er sein ursprüngliches dürftiges Format beibehalten und die Voraussagung des Arztes Lügen gestraft. Demgemäß entwickelt er auch keine der Tugenden eines wohlgenährten Mannes. Er beschäftigt sich nicht nur mit den Wissenschaften und nimmt von jeder neuen Entdeckung Notiz, er gehört selbstverständlich zur Oppositionspartei und bekümmert sich sowohl um die Schwächen der Staatsmänner, als auch um die seiner Mitbürger in der Nachbarschaft. Zuweilen übersieht er

allerdings über dem Splitter im Auge seines Nächsten, den Balken im eigenen, doch wirkt er immer als anregendes Element, und sogar der Bezirksvorsteher und der Schiedsmann ziehen ihn nicht selten in wichtigen Fragen zu Rathe. Der gelehrte Rentner besitzt in allen Windrichtungen bis an die nächste Straßenecke eine entschiedene Autorität. Hätte er bei Veröffentlichung einiger Broschüren über gemeinnützige Gegenstände nicht gänzliche Anonymität vorgezogen, der Name des talentvollen Mannes wäre auch in weiteren Kreisen genannt worden. Als Zeitungsleser steht der Rentner keineswegs auf dem niederen Standpunkte des Abonnenten auf ein einziges politisches Journal. Er bezieht per Post technische und naturwissenschaftliche Blätter aus dem Auslande, besucht Lesecabinette und ist in Försters wissenschaftlicher Leihbibliothek Jahr aus Jahr ein abonnirt. Seine Forschungen werden durch Barometer, Thermometer und Hygrometer unterstützt, doch soll er in einer schwachen Stunde dem Wirthe gestanden haben: mehr als auf diese physikalischen Instrumente verlasse er sich in Betreff aller Wetterveränderungen auf die Feinfühligkeit seiner Hühneraugen, die jedesmal zwölf Stunden vorher einen Wechsel des Windes oder der Temperatur durch gewisse schmerzhafte Regungen ankündigten. Dieses Selbstbekenntniß hat jedoch sein Ansehen als Gelehrter in der Nachbarschaft keineswegs herabgesetzt. Wo der Rentner ein Mikroskop, das er vor Jahren aus dem Nachlaß eines berühmten Botanikers erstanden, anwenden kann, thut er es mit größtem Vergnügen. Die mit diesem Instrument gemachten Entdeckungen haben wesentlich seinen Ruhm begründet, und die Eifersucht zweier benachbarten Bader und Heilgehülfen erregt. Seit er in dem Anschlage eines kleinen Knaben, Sohnes einer Waschfrau, den bekannten »Acarus« aufgefunden, lassen diese erst ihn alle etwaigen Uebel

durch das Mikroskop betrachten, ehe sie sich nach ärztlicher Hülfe umsehen.

Seltsamerweise leidet der Rentner, obgleich seine Wiege an den Ufern des Rheinstromes gestanden hatte, an einem physischen Uebel, mit dem gewöhnlich nur der Anwohner der Spree behaftet zu sein pflegt, an der Geheimerathssucht. Wie jeder Menschenkenner weiß, äußert sich diese seelische Krankheit in zwei verschiedenen, und doch nahe mit einander verwandten Phasen. Der davon Befallene will zunächst geheimen Rath ertheilen, dann aber selber Geheimer Rath werden. Da Letzteres trotz des starken Consums von derartigen Beamten bei der Menge der Patienten nicht gut möglich ist, wird der zuerst erwähnte Zustand chronisch, aber durch ziemlich regelmäßig wiederkehrende Krisen wohlthätig gelindert. Der Leidende betheiligt sich an jeder, in der Presse aufgeworfenen Streitfrage, und veröffentlicht sein Gutachten darüber entweder unter der Form des »Eingesandt,« oder einer Ansprache als »Civis.« Wenn die Saison im Schwunge war, trat der Rentner fast alle vierzehn Tage einmal als Schriftsteller hinten in den Beilagen auf. Unter zehn Fällen zeichnete er neunmal: »Civis.« An die römische Republik, das Forum und die Rostra erinnernd, war ihm diese Form der Unterschirft besonders theuer.

Mit dem Bewohner des Erdgeschosses beschäftigen wir uns zuletzt. Hätte er das borstige Rüsselvieh auch gehütet, er wäre mit dem göttlichen Saubirten Eumäos zu vergleichen gewesen, allein er lebte nur von dem Morde der Eber und Säuen. Jahre lang war seine Wohnung in der Nachbarschaft gewesen, aber der Besitzer des Hauses hatte ihm gekündigt, um einen Industriellen aufzunehmen, dessen Schaufenster einen freundlicheren Anblick gewährten. Der um seine ansehnliche Kundschaft in der Gegend besorgte Schlächter einigte sich mit unserem Wirth, ging

auf den hohen Miethzins ein und zog drei Häuser weiter. Jetzt war es um den Frieden des Rentners geschehen. Täglich wurden seine Morgenstunden durch das Jammergeschrei und die letzten Seufzer der im Hofe Gemordeten gestört, und selbst aus seinem nächtlichen Schlaf schreckten ihn nicht selten die zornigen Laute der in Koben aufbewahrten Opfer empor, wenn sie sich untereinander um ihre Henkersmahlzeit stritten. Der frühere Hausgenosse war ein sanfter Buchbinder gewesen, dessen Gewerbe und Kundschaft zu den Annehmlichkeiten des Hauses gehört hatte. Ein Buchbinder, ein Verbündeter der Literatur, und ein Schweineschlächter!

Zur Zeit der Wurstsaison fand nicht nur ein stürmischer Andrang von Verehrern dieses Präparates statt, sondern die Vertheilung der Wurstsuppe versammelte auch so dichte Schaaren jugendlicher Mitbürger vor der Hausthür, daß der Rentner in seinen Studiengängen gehindert wurde, des sich durch alle Räume des Hauses verbreitenden flauen Duftes gar nicht zu gedenken. Am unangenehmsten fühlte er sich durch die deutsche Schlächtersitte berührt, die Thürpfosten des Eingangs mit rohen Fleischmassen zu decoriren und mittelst derselben in den heißen Sommermonaten einen Congreß aller Schmeißfliegen der Gegend zu versammeln. In der Brust des Rentners entbrannte böser Groll; die Anfeindung des Schlächters hatte ihn aus seinem wissenschaftlichen Frieden aufgeschreckt. Die Wissenschaft sollte aber auch die Waffen schmieden, mit denen bewehrt er den Feind zu vernichten hoffte.

Der Spätsommer des vorigen Jahres war herangerückt, als in die kleinbürgerlichen Kreise der Hauptstadt die Nachricht drang, in einigen Miniatur-Nachbarstaaten, deren Einwohner aus finanziellen Gründen den Genuß des Schweinefleisches bevorzugen, sei eine Krankheit aufgetreten, als deren Ursache ein Wurm bezeichnet wurde,

der, wie die Finne, im Fleische des Rüsselviehs schmarotzend, mit diesem unheimlichen Geschöpf die bekannte Wanderlust der Parasiten theilte, gleichfalls die Fähigkeit besaß, sich im Körper des Menschen anzusiedeln, und dort schmerzliche, ja tödtliche Zufälle verursachte. Man weiß, welche Störungen und Verluste die Berliner Trichinophobie hervorgebracht hat. Der rohe Schinken, seit Jahrhunderten das löblichste Nahrungsmittel für schwächliche Personen, war plötzlich discreditirt, Thüringen, das Vaterland der Rauchwürste, sah sich in seinem einträglichen Gewerbe bedroht; die Verleumdung böser Concurrenten, daß zu den Würsten Waltershausen's auch der ausgediente Miethsklepper seine müden Glieder beisteure, that den Fabrikanten nicht so viel Abbruch, als der Argwohn, durch jede Wurst werde eine neue Colonie Trichinen eingeführt. Das zweite Frühstück des berufsmäßig wandernden Berliners stand am Abgrunde einer Revolution. Die „Wiener Wurst," bisher unbeanstandet, wurde so antipathisch betrachtet, wie die gegen Preußen gerichteten Actenstücke des österreichischen Cabinets. Der kleine Restaurant, der Chef des Bumskellers, der Bierhäusler, sie zitterten Alle vor einer Umwälzung ihres Küchenzettels. Es ist ungewiß, ob dergleichen Erwägungen auch bis in den Schoos des Kriegsministeriums drangen. Stand aber die weite Verbreitung der Trichine einmal fest, so durfte dem jungen Krieger fernerhin als Festmahl außer „Milchreis" nicht mehr „Schweinebraten" verabreicht werden. Es eröffnete sich eine weite Perspective auf Interpellationen durch menschenfreundliche Abgeordnete.

Der um sich greifende Trichinismus war Wasser auf die Mühle des gelehrten Rentners. Er belegte einen Sitz auf der äußersten Linken der Opposition gegen das Schweinefleisch und die Trichinen. Seinem Hausarzt, der keineswegs die Existenz des Schmarotzerthiers geleugnet,

ſondern nur an der behaupteten weiten Verbreitung deſſelben gezweifelt hatte, ſchrieb er ſchon im September einen Abſagebrief. Alle ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien wurden auf die Erforſchung der Eingeweidewürmer concentrirt und das Mikroſkop nicht mehr aus der Hand gelegt. Im October hatte er eine Mappe von Notizen und Zeitungsartikeln zuſammengebracht, gerade ausreichend zu einem ſtundenlangen Vortrage im Bezirksvereine. Dem gelehrten Manne war es indeſſen nicht um eitlen Ruhm zu thun; er behielt ein höheres Ziel im Auge. Mit Hülfe der Trichinen gedachte er das Haus von dem Schweineſchlächter zu befreien, und wieder einen weniger blutrünſtigen Geſchäftsmann an ſeine Stelle zu ſetzen. Das Unternehmen war gewagt, denn der Sohn des Schlächters verrieth unverkennbare Abſichten auf die Hand der älteſten Tochter des Wirthes!

An einem freundlichen Herbſtmorgen machte der Rentner dem Hausherrn ſeine Aufwartung. Er kannte die Abneigung des glänzenden Mannes gegen Lectüre, und hatte die mit trichinöſen Actenſtücken gefüllte Mappe nur mitgenommen, um nöthigen Falles über beweiskräftige Documente verfügen zu können. Der Rentner war ſorgfältig vorbereitet und entwickelte in einem glänzenden Vortrage Alles, was zu Ungunſten des Thieres geſagt werden konnte, das ſchon einer der älteſten Geſetzgeber von der Dinerkarte ſeiner Nation geſtrichen hatte. Der Wirth hörte aufmerkſam zu, aber die Auseinanderſetzungen ſchienen auf ſein Gemüth keinen Eindruck zu machen. Als der Redner die Mappe öffnete, und ihm mehrere Berichte aus Krankenhäuſern vorlas, in denen Perſonen ſecirt worden waren, deren Muskelfleiſch man mit förmlichen Waben von verkalkten Trichinenzellen durchſetzt gefunden hatte, die ſich aus dem Magen allmählich bis zu den feſten Knochen durchgearbeitet, ſchüttelte er ſogar bedenklich

den Kopf und lächelte. Das Selbſtvertrauen des wohlgenährten Mannes ſchien unerſchütterlich zu ſein; er war offenbar nicht geneigt, ſich auf dem Wege ſeiner bisherigen Beköſtigung irre machen zu laſſen.

„Wie Sie mir hier ſehen," hub er an, wenn gleich es uns ſchmerzt, den achtbaren Hausbeſitzer durch ſeine ſichtliche Berliner Vorliebe für den Dativ vielleicht in den Augen gebildeter Leſer herabzuſetzen, „wie Sie mir hier ſehen, habe ich zeitlebens Wurſt und Schinken, Rippeſpeer und Eisbein gegeſſen, ja Eisbein! und was hat es mich geſchadet?" Er erhob die Linke, ſtreifte den ſchön geblümten Schlafrock, den feinen holländiſch-leinenen Hemdeärmel zurück, und hielt Hand und Arm gegen das Licht. Der Anblick war impoſant, man begriff das jedesmalige Entzücken des größten Epiters aller Zeiten, wenn er bei den Gaſtmahlen ſeiner Götter und Helden des „blühenden Fettes" gedenkt. Der durch eine große Thatſache niedergeſchmetterte Redner betrachtete faſt ehrfurchtsvoll den wohlgerundeten, blendend weißen, im Durchmeſſer faſt ſechs Zoll erreichenden Arm, die fleiſchige Hand, die kurzen walzenförmigen Finger, durch deren zarte Haut die Morgenſonne doch roſig ſchimmerte. „Wo iſt da eine Spur von Trichinen? mich hat noch zeitlebens kein Finger weh gethan!" rief der Wirth in verzeihlichem Stolze.

Was ſollte der Rentner darauf erwiedern? Sophiſtiſch ſuchte er den Hauswirth als ſeltene glückliche Ausnahme darzuſtellen; der Verehrer der winterlichen Nationalkoſt des Norddeutſchen ließ ihn nicht ausreden.

„Ausnahme?" ſagte er, „ich blos eine Ausnahme? kommen Sie einmal her, ich will Ihnen gleich noch eine Ausnahme zeigen!"

Er packte den Rentner feſt beim Arm, führte ihn an das Fenſter, und deutete auf einen Herrn im gegenüber-

liegenden Hause, der das, bei allen bürgerlichen Hauswirthen so beliebte Vergnügen genoß, im offenen Fenster lag, bläuliche Wolken eines kräftigen Portorico aus einer langen Pfeife gen Himmel sandte, und flüchtige Zwiegespräche mit dem vorübergehenden Constabler, dem Briefträger, dem Milchmann auch wohl mit dem Straßenfeger anknüpfte. Der schaulustige Nachbar konnte für ein Seitenstück zum Wirthe gelten, nur schien seine Weltanschauung noch leichtfertiger, zu leckerem Genuß des Lebens noch geneigter zu sein. Trotz der kühlen Morgenluft ließ er sein Haupt unbedeckt; es zeigte die kahle Stirn, an der man nicht nur den Denker, sondern auch den eifrigen Lebemann erkennt.

„Wir putzen uns seit zwanzig Jahren und frühstücken eben so lange alle Sonntage bei Gerold. In der Woche geht er alle Vormittage zu Riquet!“

Der Rentier vermochte gegen das gesegnete Aussehen des Bezirksgenossen ebenso wenig einzuwenden, wie gegen das seines Wirthes, aber er versuchte das Gedeihen beider Herren, ungeachtet ihres regelmäßigen Genusses verdächtiger Fleischspeisen, aus der eben so regelmäßigen Anwendung guter gegohrener und abgelagerter Getränke zu erklären, dafür aber den Gesundheitszustand jener ärmeren Mitbürger, die nicht im Stande seien, ähnliche Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, desto lebhafter zu bezweifeln, und den Beruf eines Schweineschlächters als einen unmoralischen darzustellen, den kein Hauswirth nach den neuesten Ermittelungen der anatomischen Wissenschaft in seinen vier Pfählen dulden dürfe.

Jetzt verfinsterten sich die Mienen des sonst so duldsamen Mannes. Die Anatomen waren ihm auf Grund der Kammerreden des Prof. Virchow längst ein Dorn im Auge; er traute allen Personen dieses Standes revolutionäre Gesinnungen zu, bei deren weiterer Verbreitung

die jetzige Höhe der Fleisch- und Miethspreise nicht länger aufrecht erhalten werden könne. „Kein Mensch muß zu viel wissen wollen, weder im Innern des Staatsgetriebes, noch seines eigenen Leibes," war einer seiner Lieblingssätze. Er hatte sich ihn aus der Zeitungslectüre seiner Partei, aus den Zurechtweisungen wißbegieriger Kammermitglieder von Seiten des Herrn Ministerpräsidenten angeeignet. „Was haben Sie gegen den armen Mann?" sagte er mit gerunzelter Stirn, aber so seid ihr Leute von der Fortschrittspartei! kann es nicht ein Ministerium sein, so macht ihr euch an die Schlächter! Dort soll es an den Junkern und Landräthen liegen, hier an den Trichinen!"

Der Wirth war seiner Constitution nach von der Redeluft der Zeitgenossen vollkommen frei. Man sah seinem geistreichen Auge an, wie leicht ihm die weitere Ausführung dieses scheinbar dunklen, kühnen Vergleiches geworden wäre, aber er brach mitten in der Rede ab. Es lag etwas Entschlossenes in seinem Wesen, er hatte das Hauptblatt seiner Gedankenentwickelung nebst allen Beilagen mit Beschlag belegt. Der Rentner fürchtete einen Ordnungsruf, und wagte, nachdem der bedenkliche Punkt der Politik berührt worden, kein Wort mehr zu erwiedern. Er packte alle Zeitungsausschnitte in die Mappe und trat einen geordneten Rückzug an. Seit diesem Tage wurde er von keinem Hausgenossen mehr gegrüßt; eine Redensart des Schlächters: er beabsichtigte den Rentner, wenn er noch einmal im Hause von Trichinen spreche, in Wurstfleisch zu zerhacken, ist glücklicher Weise nicht verbürgt. Dem schwer beleidigten Geschäftsmanne gelang eine Lösung im Wege des Compromisses. Am Neujahrstage, als der Rentner in der Wohnung des Wirthes erschien, um die Miethe zu zahlen und den pflichtschuldigen Glückwunsch darzubringen, kündigte ihm

dieſer die Wohnung. Der Sohn des Schlächters heirathet die Wirthstochter, macht dann eine Hochzeitsreiſe nach Ungarn zum Ankauf fetter Schweine, und bezieht nach Oſtern das vom Rentner geräumte Quartier.

---

5. Der gelehrte Miether.

Nicht allein Schaalthiere bilden ſich ein ihrer Weſenheit entſprechendes Haus von größerer oder geringerer Dauerbarkeit, auch der Menſch gehorcht einem ähnlichen Geſetz. In den unterſten Klaſſen der irdiſchen Geſchöpfe ſind kalkhaltige Ausſchwitzungen hinreichend, ein ſolches architektoniſches Gehäuſe herzuſtellen; das Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft muß zu Bau- und Maurermeiſtern, zu Ziegelſteinen, Kalk, Mörtel und Balken ſeine Zuflucht nehmen. Die Solidität des Bauwerkes wird unter Muſcheln und Menſchen von der Leiſtungsfähigkeit des Individuums abhängen. Das Haus meines alten Beſchützers, des Herrn Peitzker, konnte weder an Unverwüſtlichkeit, noch an Umfang mit der Rieſenmuſchel oder ähnlichen Erzeugniſſen des Oceans verglichen werden. Es beſaß vielmehr, was ſein Mauerwerk anbelangt, eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem mürben Backwerk, das den kleinen Leckermäulern unter den Händen zerbröckelt. Ohne ein tüchtiges Balkengerippe wäre es dem Eigenthümer und ſeinen Miethern über dem Kopfe zuſammengeſtürzt. Dennoch war es ein unvergleichliches Haus, nicht durch ſeine Schönheit an ſich, ſondern durch die philoſophiſche Gemüthsruhe, mit der Herr Peitzker darin wohnte, und alle Quartierinhaber gewähren ließ. Weit

entfernt davon, ihr Betragen zu überwachen, sie zu einer Schonung der Räumlichkeit zu ermahnen, gewährte er ihnen vollkommene Freiheit, zu thun und lassen, was sie wollten. Lange vor der Epoche der Verfassungskämpfe, der Zwistigkeiten und die Theilung der Gewalten und Gerechtsame, sah man hier ein Muster der Gleichberechtigung aller Stände, der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. Herr Peitzker war, wenn auch nicht ein Bürgerkönig, so doch ein Bürgerwirth. Wie Louis Philipp, kennzeichnete ihn bei seinen Ausgängen ein Regenschirm und ein breitkrämpiger Hut. Der Ausbesserung oder Erneuerung beider war er jedoch so abgeneigt, wie der seines Hauses. Auf jene Vorsehung vertrauend, die keinen Sperling vom Dache fallen läßt, hielt er es sogar für unnöthig, selbiges ausbessern zu lassen, und überließ diese Sorge dem Interesse derer, die in der Nähe desselben wohnten. Er war stoischer Philosoph und errang im Sinne des heidnischen Alterthums sowohl die vom Geschick über ihn verhängten Leiden, als auch die seiner Hausgenossen und Nebenmenschen mit bewundernswerthem Gleichmuth. Seine Miethssätze waren nur gering, und eigentliche Habsucht konnte ihm nicht vorgeworfen werden, aber er besaß eine eigenthümliche Abneigung, sich mit dem baaren Gelde zu beschäftigen, wies den Ueberbringern von Collectenzetteln gern die Thür und zahlte Steuern nicht eher, als bis er im Wege der Execution dazu genöthigt wurde. Das Gefühl des Ehrgeizes war ihm vollkommen fremd, er gab nichts, auch wo sein Name in den Zeitungen genannt worden wäre. Von der Ueberzeugung durchdrungen, sein Haus werde, so lange er lebe, zusammenhalten, that er, wie gesagt, nicht das Mindeste für seine Ausbesserung, es sei denn, die Obrigkeit hätte ihn in dringenden Fällen dazu ermuntert. Die Nachbarschaft maß diese Sorglosigkeit

einem Mangel an legitimen Erben bei; Herr Peitzker besaß nämlich nur einen natürlichen Neffen, von dessen Betragen, wie von dem Andenken seiner verewigten Schwester, er nur vom Vormundschaftsgericht gezwungen sprach. Besagte Abneigung mochte indessen auch mit der Weltanschauung des seltenen Mannes zusammenhängen. Vielleicht theilte er die Ansicht des Korans: der Gläubige dürfe sich nicht mit Gegenständen umgeben, die längere Dauer versprechen, wie sein sterblicher Leib.

Strenge Moralisten werden möglicher Weise dem Charakter des Herrn Peitzker keinen Beifall spenden; seine Miether waren mit ihm zufrieden. Die von ihm geübte Toleranz und Nachsicht war die Ursache des Hausfriedens, denn in Staaten, Gemeinden und Gebäuden werden Störungen der Ordnung und Ruhe in den seltensten Fällen von den Unterthanen, Mitgliedern und Einwohnern hervorgerufen. Wir lebten so glücklich, wie die Thiere des Paradieses unter dem kurzen Präsidium des noch unbescholtenen Adam. Aber die Tage des goldenen Friedens waren gezählt; die Hälfte des zweiten Stockwerkes wurde durch einen Todesfall frei, und Herr Peitzker vermiethete sie bei der vortheilhaften Lage des Hauses in der Gegend der Universität an den Professor extraordinarius Dr. Simpel. Ich darf nicht verschweigen, daß schon der Einzug des Gelehrten unter den Hausgenossen einiges Aufsehen erregte. Sein Mobiliar war nur gering, und außer einer eisernen Bettstelle, einem mit dunklem Leder überzogenen Sopha und mehreren, ohne Zweifel auf den verschiedenartigsten Auctionen zusammengekauften, mit wunderlich unter einander abweichenden Stoffen bekleideten Lehnstühlen, als wesentliches Object des Comforts eigentlich nur noch einer jener Sessel vorhanden, die damals eben erfunden, in kleineren bürgerlichen Haushaltungen noch zu den größten Selten-

heiten gehörten. Hoffentlich erläßt man uns die näheren Angaben des Zweckes dieser geistreichen Erfindung. Durch die heutige Wasserleitung hat sie erst die rechte häusliche Weihe erhalten und sich der volksthümlichen Benutzung empfohlen. Der bei weitem größere Theil der Besitzthümer des Professors bestand in Papieren und Büchern von jedem Alter, Einbande und Format. Die Dunkelheit brach herein, ehe die privatisirenden Grenadiere, welche den Transport der Manuscripte und Bibliothek des gelehrten Mannes besorgten, mit dem Umzuge fertig waren. Man kann sich die Aufregung der Einwohner des Hauses denken, denn so viel wissenschaftliches Material war noch niemals von ihnen beisammen erblickt worden. Oeffnete doch sogar der Hofrath — er bewohnte den ersten Stock — das Fenster, um sein vergilbtes Antlitz über einen Haufen Folianten leuchten zu lassen. Noch ahnte Niemand, daß der Besitzer dieser Bücher als Störenfried des Hauses auftreten werde, daß er durch ihr Studium die Kunst der Streitbarkeit erlernt habe, und seine kritischen Organe auch an den Hausgenossen zu üben gedenke. Das Aussehen des Professors versprach wenig Gutes, der Behang seines Hauptes war von schmutzig blonder Farbe, die Nase spitz wie ein Pfriem, das Auge hellblau von durchdringender Schärfe. Es war unschwer zu erkennen: dieser Gelehrte verhielt sich nur oppositionell gegen die Wirklichkeit, das Leben hatte ihm bis dahin noch zu wenig gewährt, um ihn gegen Menschen und Bücher versöhnlicher zu stimmen. An der Universität las er vor zwei bis drei Zuhörern über Aristoteles und Platon; seinen Lebensunterhalt gewann er durch Arbeiten in kritischen Journalen. In wissenschaftlichen Kreisen war er überaus gefürchtet, denn er gab sich nicht mit Nadelstichen und feinen Spöttereien ab; er warf den Gegner zu Boden und skalpirte ihn.

Unter unſerer friedlichen Geneſſenſchaft war ihm natürlich Niemand gewachſen.

Der Profeſſor hatte noch nicht acht Tage im Hauſe gewohnt, als mit unſerem Wirthe eine ſichtliche Veränderung verging. Seine Haltung mag mit der eines urſprünglich ſanften Mannes verglichen werden, dem die Anweſenheit einer Weſpe in ſeinem Schlafzimmer Beſorgniſſe für ſeine Nachtruhe einflößt. Die Weſpe im Leben des Herrn Peitzler aber kannte nur Profeſſor Simpel ſein. Der Choriſt von der Oper, ein Baſſiſt, der im dritten Stockwerk ein Zimmer neben dem meinigen bewohnte, und vermöge eines angeborenen Forſchertalents zu den beſtunterrichteten Perſonen des Hauſes gehörte, hatte ihn zweimal aus der Wohnung des Wirthes kommen geſehen. Bald ſollten wir die Urſache dieſer Beſuche erfahren; der Profeſſor hatte ſich bei Herrn Peitzler über das geräuſchvolle Gebahren der Hausgenoſſen beklagt und ſofortige Abhülfe gefordert. Bei ſolchem Lärm ſei es unmöglich, Gedanken zur Reife zu bringen, und in ſchriftgemäß zierliche Form zu kleiden. Nach gewohnter Weiſe hatte der ſteife Wirth dieſe Beſchwerden angehört, ohne etwas Anderes zu thun, als den Kopf zu ſchütteln und die Achſeln zu zucken, doch verfehlte er nicht, durch ſeine alte Aufwärterin, wie ein Miniſterium durch ſein halboffizielles Organ, die Klagen des neuen Miethers den einzelnen Parteien mittheilen zu laſſen.

Ganz im Unrecht befand ſich der Profeſſor allerdings nicht, nur trugen die Hausgenoſſen nicht die ganze Schuld. Vermöge ſeines Alters, ſeiner leichten Bauart und der Dürre des Materials nahm das Haus als akuſtiſches Kunſtwerk einen ungewöhnlich hohen Rang ein. Es wetteiferte mit dem Ohr des Dionyſos; das geringſte Geräuſch im Erdgeſchoß vibrirte auch unter dem Dache und umgekehrt. Leider waren die Bewohner dieſes merkwürdigen

Gebäudes nur wenig empfindlich gegen auffallende Unterbrechungen des, Denkern so theuern St.Schweigens; ein Theil ihrer Beschäftigungen und Zerstreuungen bestand vielmehr in der tendenziösen Erzeugung von mannigfachen Tönen oder Geräuschen, die der Professor, als Bewohner des häuslichen Mittelpunkts, sämmtlich vernehmen mußte. Was mich selbst betrifft, so verlegte ich sofort die mit einigen Commilitonen angestellten Uebungen im Hiebfechten in die ersten Nachmittagsstunden, welche Professor Simpel niemals in seiner Wohnung zubrachte; weniger rücksichtsvoll waren die Bewohner der anderen Quartiere. Sie hatten in dem Extraordinarius eine akademische Respektsperson zu verehren. Da war Malwina, des Hofraths Tochter, eine leidlich fertige Clavierspielerin und vieljähriges Mitglied der Singakademie, in deren Aufführungen sie kleine Solopartien vertrug. Ein so künstlerischer Standpunkt vermochte dauernd nur durch tägliche Uebungen behauptet zu werden. Von Arien altdeutscher Meister ging sie zu Mazur's von Chopin über, von Schubert'schen Liedern zu französischen Romanzen; Malwina war von seltener musikalischer Vielseitigkeit, und ihr Flügel stand mathematisch genau unter dem Schreibtisch des Professors, an dem er täglich mehrere Stunden lang zu einer neuen Ausgabe der Nikomachischen Ethik des Aristoteles arbeitete. Dr. Simpel hielt Malwina deshalb für seine Torsentin.

Nicht selten traf ich ihn bei meinen Gängen nach der Universität auf der Treppe und begleitete ihn; dann schüttete der Philosoph sein Herz vor mir aus. Er klagte, daß bei der Zunahme des Geräusches in der Welt es immer unmöglicher werde, gedanklichen Arbeiten obzuliegen; es war offenbar, daß er Malwina's Spiel und Gesang nur für »Geräusch« hielt. Mit prophetischem Geiste verkündete er den mit der Entwickelung des Ei-

ſenbahnſyſtems zuſammenhangenden Verfall der Philoſophie; die Denker der Zukunft, alle Originale, würden in Zukunft in kleinen Städten mehrere Meilen weit von der Eiſenbahn wohnen. Jede neue Maſchine werde auf Koſten des denkenden Geiſtes errichtet. Die Menſchheit überhaupt fand er ſichtlich geneigt, von Jahr zu Jahr mehr Lärm zu machen, und doch waren die großartigen Geſangvereine erſt im Entſtehen begriffen, nur das Männerquartett war oben auf, und Niemand ahnte die ſpätere Redefreiheit und das parlamentariſche Zeitalter mit dem ganzen Vereinsweſen.

„Wäre der Wirth des Hauſes ein anderer Mann, uns könnte geholfen werden, denn ich ſetze voraus: es gehe Ihnen nicht beſſer, wie mir, aber mit dieſer Schlafmütze iſt nichts anzufangen. Das Bedürfniß geiſtiger Thätigkeit ſcheint er noch niemals empfunden zu haben!“ Bei dieſen Worten ſpitzte ſich die Naſe des Profeſſors von innerem Hohne noch mehr zu, und ſein Auge erglänzte blutgierig, wie das eines hungrigen Falken.

Ich gab ihm in ſeiner Beurtheilung des Wirthes vollkommen Recht, lehnte jedoch die Ehre ab, in eine Rangklaſſe mit Denkern ſeines Ranges geſetzt zu werden: meine Arbeiten ſeien zu geringfügig, um von irdiſchem Lärm abhängig zu ſein, und meine Abſtractionsgabe reiche vollkommen hin, um mich zu iſoliren. Nur Daſh allein ſei im Stande, auch mich bisweilen aus dem Häuschen zu locken und zu unanſtändigen Flüchen zu verleiten.

Als er den Namen „Daſh“ hörte, blieb der Extraordinarius ſtehen, ſtampfte das Trottoir, und rief in kunſtgerechter Steigerung des Tones dreimal: „Daſh!“ — Wer war Daſh?

Das Geſchöpf, das dieſen Namen trug, kann nur aus der Exiſtenz des Frl. Jenny erklärt werden. Dieſe Dame bewohnte ſeit mehr als zehn Jahren die andere

Hälfte der zweiten Etage und hatte sich, da ihr das Schicksal einen Gatten und Kinder versagt, mit Surrogaten derselben umgeben. Sie ernährte eine Menge Katzen und einen boshaften Hund, Dash, einen seltsamen Bastard der Species Spitz und Dachs. Da Frl. Jenny eine ungemein reinliche Dame war, und ihre geliebten Thiere an die Einhaltung gewisser Stunden zur Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse gewöhnt hatte, wurde die Thür ihrer Wohnung täglich mehrmals geöffnet und das vierfüßige Contingent sectionsweise ins Freie entlassen, um den Garten hinter dem Hause aufzusuchen und den Göttern der Landwirthschaft ihr Opfer darzubringen. In der Natur der Katzen lag es von jeher, diesen Act in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, Dash hingegen sah sich nicht sobald in Freiheit gesetzt, als er auf der obersten Stufe der Treppe eine Stellung einnahm, und durch ein lautes Gebell, das Freude oder Unwillen ausdrückte, allen Hausangehörigen sein Vorhaben ankündigte. Verschuldete seine eigenthümliche Abstammung die abscheuliche Klangfarbe des Organs, oder war Dash über die Blüthejahre eines Sängers hinaus, genug, sein Gebell war herzzerschneidend, und konnte auch das Gehör von Personen beleidigen, die sich nicht mit neuen Ausgaben von Philosophen des griechischen Alterthums beschäftigten.

Wie schon bemerkt, war Professor Simpel halb erstarrt stehen geblieben, jetzt setzte er sich wieder in Bewegung, und sagte mit tiefem Ingrimm: „Die alte Schraube läßt den Hund zum Unglück pünktlich um fünf Uhr zur Thür hinaus, gerade in der Stunde, die ich mir zu poetischen Spielen der Einbildungskraft vergönne, in der ich Sonette verfertige und anderen modernen Dichtungsformen Concessionen mache! — also Dash stört Sie auch?"

Unumwunden gestand ich meine Schwäche.

„Weshalb ergreifen Sie nicht die geeigneten Maßregeln gegen das Ungethüm? wozu lieſt die Jugend in den Gymnaſien die Alten? doch nur um ſich an ihnen für das practiſche Leben heranzubilden! Junger Mann, Sie kennen die kühnen Thaten des Hercules, des Theſeus, des Perſeus, an Ihnen iſt es, den Kampf mit Daſh einzugehen. Erwürgen Sie ihn in Ihren Armen, machen Sie ein Eiſen glühend . . . .“ Ich ließ ihn nicht ausreden, ſondern bat ihn nur zu erwägen, daß bei dem ſcharfen Gehör der alten Jungfrau und ihrer fortwährenden Kriegsbereitſchaft hinter der Thür, eine ſolche kühne Selbſthülfe zwar im Geiſte der Antike, aber nicht der heutigen Polizei ſei, und mich in unangenehme Händel verwickeln könne. Meine Erörterung ſchien Eindruck auf den Profeſſor zu machen.

„Man ſollte ihm etwas aufſtellen!“ murmelte der Gelehrte küſter in den Bart.

„Nein, Herr Profeſſor, nicht Gift, nicht Mord, offenen Kampf, aber kein Blutvergießen! Sie ſind der Mann dazu, nur Sie! treten Sie mit dem Glockenſchlage fünf Uhr gleichfalls vor die Thür, bewaffnen Sie ſich mit dem Weichſelrohr aus Ihrer Tabakspfeife, mit einigen, in Schweinsleder gebundenen alten Schriften, um ſo beſſer, wenn ſie mit Meſſing beſchlagen ſind, ſchlagen Sie, werfen Sie, das ganze Haus wird Ihnen danken, und Frl. Jenny kann nichts gegen dieſes unblutige Verfahren einwenden!“

„Ein köſtliches Lächeln überflog die Züge des Profeſſors,“ würde Frau L. Mühlbach ſagen, „noch heute,“ rief er, „noch heute um fünf Uhr!“

Wir waren vor der Thür der Univerſität; eben verkündete die Glocke des Flurs den Stundenwechſel.

Um der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, muß ich bekennen, daß die Erwartung der Nachmittags bevorſte-

henden Ereigniſſe auf meine Aufmerkſamkeit im Collegium den nachtheiligſten Einfluß ausübte. Mein ſonſt ſauber nachgeſchriebenes Heft von Boeckh's griechiſcher Literaturgeſchichte weiſt an dieſem Tage eine ſo arge Lücke auf, wie die erſte beſte leichtſinnig redigirte Verfaſſung. In meiner jugendlichen Seele ging ein ähnlicher Prozeß vor, wie in den Geiſtern und Gemüthern heranwachſender Knaben, wenn öffentliche Vorgänge, hiſtoriſche Conflicte in den Straßen erwartet werden, ſie bei ihrer patriotiſchen Denkungsart ſich ſchon von Sonnenaufgang an mit den möglichen Thatſachen innerlich beſchäftigen, und ihre Berufsarbeiten vernachläſſigen, um moraliſch auf das Aeußerſte vorbereitet zu ſein und, ſo bald es nöthig werden ſollte, ſelbſtthätig einzugreifen. Glücklicher Weiſe handelte es ſich nur um einen Hausſkandal, nicht um eine gefährliche Störung der bürgerlichen Ruhe.

Die fünfte Nachmittagsſtunde erwartete ich in höchſter Spannung. Schon um 4 Uhr war Profeſſor Simpel in Gedanken verſunken nach Hauſe gekommen; der einſame Spaziergang an der Brüſtung des Schiffbauerdamms mochte ſeine Bruſt mit poetiſchen Empfindungen geſchwellt haben. Unartikulirte Töne ausſtoßend, ſtieg der Denker und Dichter die Treppe hinan und verſchwand in ſeinen Gemächern. Warf er ein Volkslied aus grauen wendiſchen Vorzeiten aufs Papier? ſtellte er ein feinerwogenes Sonett kunſtgerecht zuſammen? Niemand folgte ihm an den Schreibtiſch; Niemand vermag die Fragen zu beantworten.

Da ſchlug es auf dem Thurme der benachbarten Kirche fünf Uhr. Bei dem letzten Tone der Glocke pflegte ſich die Thür des Frl. Jenny zu öffnen und Daſh hervorzutreten. So auch heute; denn das Frl. Jenny hielt auf militäriſche Pünktlichkeit. Vom oberen Geländer des dritten Stockwerkes aus beobachtete ich Frl.

Jenny und ihren Hund; sie entließ ihn mit einer freundlichen Ansprache und schloß hinter ihm die Pforte. Der erwartete Moment war gekommen. Statt unverzüglich sich ins Freie zu begeben, warf Dash einen höhnisch prüfenden Blick auf die Umgebung und stimmte alsdann sein gewöhnliches scheußliches Gebell an. Der Professor erschien nicht; er überhörte, in seine Arbeit versunken, vielleicht heute ausnahmsweise den Lärm. Da erhob Dash noch einmal seine Stimme; sie klang wie eine freche Provocation des Gelehrten. Jetzt endlich öffnete sich die Thür des Extraordinarius. Wie Ziethen aus dem Busch, stürzte er, ein langes Weichselrohr in der Rechten schwingend, als Schutzwaffe den Stiefelknecht in der Linken, hervor, und versetzte dem auf solchen Empfang unvorbereiteten Dash mehrere empfindliche Streiche. Gedachte der, an diese Behandlung nicht gewöhnte Hund anfangs an Widerstand, so belehrten ihn wiederholte Hiebe bald eines Besseren, er knipp nach Art seines biederen Geschlechtes den Schwanz ein, stürzte in wilder Flucht, die der Professor durch den nachgeworfenen Stiefelknecht nicht wenig beschleunigte, über die beiden Treppen in den Hof hinunter und erhob dort unten einen Klagegesang, der alle Hausgenossen an den Fenstern versammelte. Frl. Jenny war schon früher auf dem Flur erschienen; die Jammerlaute ihres Lieblings hatten sie vom Kaffee aufgeschreckt. Es gelang ihr jedoch nicht, den Uebelthäter auf frischer That zu ertappen. Professor Dr. Simpel war gleich groß in der Schnelligkeit des Angriffs wie des Rückzuges. Noch hütete er sich, Frl. Jenny die Stirn zu bieten. Der ältliche Junggeselle schreckt vor dem Kampf mit der älteren Jungfrau zurück. Die schwer gekränkte Dame schien über die verübte Unthat nicht gleich ins Klare zu kommen. Ich selbst beobachtete oben auf der Treppe ein weises Stillschweigen. Mir, als dem

intellectuellen Urheber kam es am wenigſten zu, dem akademiſchen Gönner zu denunciren. Da indeſſen faſt immer rechtzeitig ein Verräther einzutreten pflegt, übernahm mein Stubennachbar, der Choriſt, dieſe gehäſſige Rolle. Eben ſtand er im Begriff, nach dem Opernhauſe aufzubrechen, wo „Norma“ gegeben werden ſollte. Das Motiv des wilden Chors der Gallier anſtimmend, ſtieg er die Treppe hinab, und blieb vor Frl. Jenny ſtehen.

„Denken Sie ſich, mein Herr,“ rief die empörte Dame, „hier hat ſich Jemand unterſtanden, meinen armen Hund zu mißhandeln. So lange wohne ich ſchon im Hauſe, und noch niemals iſt mir etwas Aehnliches paſſirt.“

Der Choriſt drehte ſich um und muſterte die Thür des Profeſſors.

„Dann kann es nur der neue Miether geweſen ſein,“ ſagte er mit der tiefen Stimme eines Markthelfers der Oberprieſter in heidniſchen Landen, „wir Andern ſind an das Gebell Ihres Dachs gewöhnt. Der neue Herr arbeitet aber mit dem Kopf und der Feder.“ Nach dieſem verrätheriſchen Fingerzeige ging der Baſſiſt, eine Conventionalſtrafe wegen Verſpätung fürchtend, raſchen Schrittes von dannen.

Aus Achtung vor den Männern der Wiſſenſchaft muß ich die Ausfälle, welche Frl. Jenny ſich jetzt gegen die „Arbeiter mit dem Kopf und der Feder“ erlaubte, unterdrücken. Erſt viele Jahre ſpäter erſtieg die Berliner Revue eine gleiche Höhe der polemiſchen Beredſamkeit. Der Extraordinarius kam jedoch hinſichtlich der moraliſchen Abhärtung den Söhnen der ſechziger Jahre noch nicht gleich. Für einen, mit philoſophiſch philologiſcher Polemik vertrauten Schriftſteller war es unmöglich, die ſchimpflichen Bezichtigungen des Frl. Jenny ſchweigend hinzu-

nehmen. Er ſteckte den Kopf hervor, ſchoß den giftigen Pfeil ſeines Blickes auf die trauernde Dame und rief: „Seien Sie überzeugt, ich werde Ihren Hund durchprügeln, ſo oft er ſich auf der Flur blicken läßt und bellt! ich habe keine Luſt, mich von ihm bei meinen Arbeiten ſtören zu laſſen. Das Haus iſt für Menſchen und nicht für Hunde gebaut!“ Es iſt nicht zu berechnen, welche Folgen dieſe herausfordernde Rede hätte nach ſich ziehen können, wenn nicht Frl. Jenny aus taktiſchen Gründen auf den Abbruch des Wortgefechtes und den Antritt des Rückzuges ausgegangen wäre. Der Gegenſtand des Conflictes, Dash, kam nämlich wieder vom Hofe hinauf, und gedachte, ermuthigt durch die Anweſenheit ſeiner Herrin, einen nachhaltigeren Angriff auf die Beine des Profeſſors zu wagen, als Frl. Jenny, der die drohende Haltung des Letzteren und die Dicke des Weichſelrohrs nicht entging, Dash aufgriff, in ihr Umſchlagtuch hüllte und mit dem raſtlos bellenden Unholde in ihrem Quartier verſchwand. Ihre letzten Worte enthielten noch die Drohung, den Profeſſor als Wütherich gegen ſanfte vierfüßige Geſchöpfe vor den Richter zu laden.

Die Hauptperſonen der Handlung waren jetzt zwar vom Schauplatz verſchwunden, allein wie nach allen geſchichtlich tiefeingreifenden, den Gang der Gewohnheit durchbrechenden Ereigniſſen, trat ſofort die hiſtoriſche Kritik, die conſtruirende Speculation ein. Auf den Fluren aller Stockwerke vereinigten ſich die Zeitgenoſſen oder Augenzeugen der unerhörten Begebenheit, um theils ihre einzelnen Momente feſtzuſtellen, theils die möglichen Folgen, und was Jeder fernerhin zu thun habe, gründlich zu erörtern. Malwina, ihrer Clavierübungen wegen zumeiſt von einem gewaltthätigen Einſchreiten des Profeſſors bedroht, führte das große Wort, unſer Chambregarnivermiether, der Schneider, ſtieß die fürchterlichſten

Drohungen gegen Dr. Simpel aus, falls er ſich etwa eine ähnliche Behandlung ſeiner beiden Herren, des Studioſen, meiner armen Perſon, und des Choriſten, des Spenders von Freibillets zum Parterre, herausnehmen ſollte. Der Wirth, Herr Peitzler, verlautbarte, wie der antike Chor, ſeine Anſicht nur in einzelnen gedankenvollen Sentenzen: „Ja, wenn der choleriſche Eifer nicht wäre! . . . . nein, dieſe Hunde, dieſes Gebell! . . . . das gute Fräulein, der arme Daſh . . . . aber, ſolch' ein Profeſſor! wer hätte das gedacht! . . . .“ Im Ganzen war es nicht leicht, zu ergründen, für wen er Partei ergriffe. Als die fragmentariſchen Laute gerechten Unwillens, die Daſh noch immer ausſtieß, und mit denen er die innigſte Theilnahme aller, an der Discuſſion Betheiligten erregte, verſtummt waren, trennte man ſich endlich in der tiefen Ueberzeugung, der alte Zuſtand eines friedlichen Zuſammenwohnens ſei beendet und eine neue Aera der ſocialen Gährung und Zerſetzung angebrochen. Daſh war von Hauſe aus nie populär geweſen, ſein unleidliches Gebell hatte Alle gegen ihn erbittert, jetzt nahm man Partei für ihn, den Unterdrückten. Leider nur ein Hund, wäre er als politiſche Notabilität gewiß auf den Schild gehoben worden.

Wenn ich die Vorgänge im Gemüthe des Profeſſors richtig beurtheile, denn er enthielt ſich ſeit dieſem Nachmittage aller vertraulichen Mittheilungen, ſo hatte ihn der Kampf mit Daſh mehr aufgeregt, als ſittlich befriedigt. Die erſte geringe Beute pflegt den Blutdurſt des Jägers zu reizen, ein kleiner raſcher Gewinn die Habſucht des Spielers; Dr. Simpel lechzte nach ferneren Zerwürfniſſen. Er ging ſichtlich darauf aus, alle Aeußerungen froher Lebensluſt im Hauſe, ſeien ſie muſikaliſcher oder beſtialiſcher Natur, zum Schweigen zu bringen, und die Stille eines Karthäuſerkloſters einzuführen. Sogar

vor den roheſten Abſchreckungsmitteln bebte der Extraordinarius nicht zurück.

Unſere Wirthin, die Schneiderfrau, wollte Ohrenzeugin eines Geſprächs zwiſchen Herrn Peitzker und Fräulein Malwina geweſen ſein, worin Letztere ſich über die Manie des Profeſſors beklagte, ihre neueren Uebungen einer Arie von Händel, die ſie für die nächſte Aufführung in der Singakademie vorbereite, durch walkmühlenartige Andeutungen des Vierteltaktes mit den Füßen zu begleiten. Der Herr Hofrath hatte, als Vater der Sängerin, einen ſchriftlichen Proteſt eingelegt, aber einen mit Citaten aus heiligen und Profan-Scribenten wohlgeſpickten Beſcheid empfangen: der Profeſſor ſei nur befliſſen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, der Charakter des Händel'ſchen Geſangſtückes wirke ſo hinreißend auf ihn ein, daß er ſeiner Begeiſterung nur durch rhythmiſche Bewegungen ſeiner leiblichen Beförderungsmittel Luft zu machen vermöge. Wenn Fräulein Malwina Mitleid üben und ihn durch die Künſte der Sirenen fernerhin nicht weiter in Verſuchung führen wolle, hoffe er, Ruhe halten zu können. Dieſes Antwortſchreiben des Gelehrten war ſo höflich abgefaßt, daß Herr Peitzker nicht zu überzeugen war, es bewege ſich in ironiſchen Tücken, er vielmehr die ſtampfenden Bewegungen des Zuhörers nach wie vor für eine nothwendige Conſequenz eines ſo bezaubernden Geſanges hielt. War die Schneiderfrau gut unterrichtet, ſo hatte der Hofrath, um dem Einſturz der Zimmerdecke zuvorzukommen, ſich endlich genöthigt geſehen, den alten „Kiſting" Malwinas in ein Hinterzimmer zu verſetzen.

Durch anzügliche Briefe, die er ſo regelmäßig, wie lithographirte Correſpondenzen abſandte, war es dem Extraordinarius nach einiger Zeit wirklich gelungen, das erſte Hofraths-Stockwerk und ſein „Gegenüber," Frl.

Jenny, zu pacificiren. Das Stadtgericht hatte Letztere mit ihrer Klage abgewiesen und der Verein gegen Thierquälerei in Dash's Bearbeitung mit dem Weichselrohr eine Verletzung seiner Statuten nicht finden können. Das rohe männliche Geschlecht giebt alle Gesetze, ohne den Frauen eine berathende Stimme einzuräumen. Nach Frl. Jennys Dafürhalten ließ das Allgemeine Landrecht in Bezug auf die Behandlung der Hunde noch unsäglich viel zu wünschen übrig. So blieb der vereinsamten Jungfrau, um den Liebling ihres Herzens vor dem Weichselrohr des ruheliebenden Philosophen zu schützen, nichts anders übrig, als Dash um die anberaumte Stunde in ihr Umschlagetuch zu hüllen und eigenhändig in den Hof zu tragen, auch die Rückkehr des Quarulanten persönlich zu überwachen. Nur aus dem Innern der Gemächer des Frl. Jenny drang Dash's Gebell in die aristotelischen Studien des Professors hinüber. Seine besorgte Herrin ließ ihn nicht aus den Augen; sie zitterte für sein Leben.

Nach einer Plauderei des Previsors in der nahen Apotheke hatte Dr. Simpel Erkundigungen über den Verkauf von Krähenaugen eingezogen, auch, wie die alte Aufwärterin erzählte, einen frankirten Brief an einen berühmten Kammerjäger abgesandt.

Einige Wochen später warf der Professor der dritten Etage den Handschuh hin. Der Gesang eines Kanarienvogels, den der Schneider von einem zahlungsunfähigen Kunden statt des Macherlohns für Anfertigung einer Weste erhalten hatte, gab die Veranlassung zur Kriegserklärung. In leidlich höflichen Wendungen war er um die Abschaffung des grell schmetternden Hahnes eingekommen, ohne Gehör zu finden; ein grober Brief wurde durch regelmäßige Beschädigung seiner, an der Klingel befestigten Visitenkarte beantwortet; die Feindseligkeiten nahmen

unerwartet ſchnell den Charakter eines Vernichtungskrieges an. Die dritte Etage ſchien ihr gutes Recht, in ihren vier Pfählen Lärm zu machen, auf Leben und Tod vertheidigen zu wollen. Dem Choriſten und dem Schneider, nebſt ſeinen Geſellen gegenüber befand ſich der Profeſſor im Nachtheil. Kriegeriſche Operationen wider die Bewohner des oberen Stockwerkes einzuleiten, war um ſo ſchwerer, als dieſe gegen Streiche mit ihren eigenen Waffen vollkommen unempfindlich blieben.

Als der Choriſt ein Recitativ einübte, das ſeinem Feldherrn die Annäherung des feindliches Heeres vermeldete, und er dieſes mehr als hundertmale wiederholte, um bei der Aufführung vor jedem Gedächtnisfehler ſicher zu ſein, ſchien der Profeſſor einen Tiſch beſtiegen, und mit dem Stiefelknechte nachdrücklich an die Decke geklopft zu haben. Wenigſtens hatte der entrüſtete Künſtler mir das Geräuſch als ein, dieſem Tonwerkzeug entſprechendes geſchildert und Rache geſchworen. Nur zu bald ſollte der günſtige Augenblick ſich einſtellen. Der Profeſſor feierte ſeinen Geburtstag mit einer kleinen Bowle, zu der er außer ſeinen beiden Zuhörern, den künftigen Verleger der Ethik und einen, mit ihm in Geſchäftsverbindung ſtehenden Antiquar geladen hatte. Die Fenſter waren geöffnet, und das Geräuſch des ſokratiſchen Mahles, das heitere Gelächter über die attiſchen Witze des Geburtstagskindes, ſchallten bis in mein kleines Zimmer hinauf, als ich in dem Zimmer des Choriſten ein dumpfes Geräuſch vernahm. Mir fiel die Stelle ein, in welcher Schiller das Getöſe der im Palaſte Fieſco's verborgenen Mißvergnügten und Verſchworenen ſchildert. Fußtritte, zwar nicht Dröhnen von Waffen, aber murmelnde Männerſtimmen, dann wieder tiefe Stille, zuletzt ein leiſes Pochen auf den Tiſch, wie mit einem Taktſtäbchen.

Dem Choriſten waren ſchon am Vormittage die zur

Anfertigung der Bowle ergriffenen Maßregeln verrathen werden; den Import geräucherter Fleischwaaren hatte er selber gesehen. Was konnte näher liegen, als seine Freunde vom Chor einzuladen und eine Anzahl wirkungsvoller Musikstücke aufzuführen. Der Chor der königlichen Oper hat immer gut gesungen; an diesem Abende erhielten seine Kunstleistungen durch den wohlthätigen Zweck eine besondere Weihe. Keiner vernachlässigte seine Pflicht; Alle sangen mit kräftiger Stimme. Die beliebtesten Chöre aus klassischen Opern wurden vorgetragen, und bei der musterhaften Resonanz des Hauses nicht nur von sämmtlichen Einwohnern, sondern auch von der Nachbarschaft genossen. Ein musikalischer Consistorialrath sandte sogar seinen Famulus herüber, und erkundigte sich, ob die Herren nicht geneigt seien, Einiges aus der Zauberflöte zu singen. In dem Scheine des Vollmonds standen die Leute auf dem Straßendamm, und jauchzten nach jedem Musikstück den Sängern lauten Beifall zu.

Die Fenster des Philosophen waren gleich nach den ersten Accorden geschlossen worden; er hatte sein Spiel verloren gegeben.

Am nächsten Morgen fanden längere Unterhandlungen zwischen Dr. Simpel und Herrn Peitzker, dem Wirthe statt. Man sah endlich beide in den Garten gehen, und ein verfallenes Gartenhäuschen näher untersuchen. Dann holten Beide eine Leiter, lehnten sie bald zur Rechten, bald zur Linken an den Zaun, und recognoscirten die Umgebung. Das Resultat der Forschungen schien für die Wünsche des Professors günstig ausgefallen zu sein. Das einzige, etwas geräuschvollere Geschäft in der Nähe bestand in einem kleinen Holzhofe, auf dem ein Wohlthäter der Menschheit entlassene Zuchthaussträflinge beschäftigte.

Längere Zeit luſtwandelten die beiden Herren im Garten auf und ab. So oft der Profeſſor mit anklagenden Geberden auf die elenden Fenſter und Wände, die lockeren Dachziegel und die ſchadhafte Thür deutete, ſchüttelte Herr Peitzker lächelnd den Kopf. Wer den ſeltenen Mann näher kannte, wußte, daß er jede Ausbeſſerung auf ſeine Koſten ablehnte. Nach einer halben Stunde hatten die Herren ſich geeinigt.

Am nächſten Morgen fand der Umzug des Profeſſors in das Gartenhäuschen ſtatt; die beiden Zuhörer leiſteten ihm alle erdenkliche Hilfe. Fortan waren ſeine Studien vor den meiſten Unterbrechungen durch die Laute der frivolen Welt geſichert. Das monotone Geräuſch der Holzſägen hatte nach ſeiner Verſicherung für ſein Gemüth ſogar etwas den Sturm des Innern Beſchwichtigendes.

Daſh erſchien freilich nach hergebrachter Weiſe täglich auf dem Hofe, durfte jedoch nicht den Garten betreten. Der intelligente Hund ahnte die Anweſenheit eines unverſöhnlichen Gegners, oder hatte vielleicht gar die unheilvolle Witterung des Weichſelrohrs ſeinem Gedächtniß für immer eingeprägt. Sobald der Wind vom Garten her blies, kehrte er ſpornſtreichs ins Haus zurück.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Auf dem Volksgesangsfeste	1
II.	Der Vater des Tragikers	23
III.	Ein Garten der Vergangenheit	34
IV.	Weihnachten in jungen Jahren	54
V.	Ein Patriarch unseres Jahrhunderts	65
VI.	Eine verfrühte Sommerwohnung	87
VII.	Ein Nachtstück	97
VIII.	Moderne Bediente	107
IX.	Ein Thierbändiger-Dilettant	138
X.	Häuser, Wirthe und Miether	149